Nord und Süd

Kunstvereinigung der Lessing-Gesellsc...

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Vierzehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1880.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierzehnter Band.

(Mit den Porträts von Ludwig Knaus, Kuno Fischer und Carl Friedrich Lessing.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1880:2

Digitized by Google

Inhalt des 14. Bandes.

Juli — August — September.

1880.

George Allan in Bukarest. Seite
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest 145

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti) 187

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. (Schluß) 49

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums 324

Paul Heyse in München.
Die Eselin 1

Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle 281

Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus 117
Mit dem Porträt Ludwig Knaus'. Radirung von W. Krauskopf in München.

Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing 312
Mit dem Porträt C. F. Lessings. Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

N.48399

Digitized by Google

Paul Lindau in Berlin. Seite
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk 366

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann 244

Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte 96

Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862 347

Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle 218

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind 23

Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion 123

M. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer 268
Mit dem Porträt Kuno Fischers. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

Bibliographie 141. 278. 408

Digitized by Google

Band 14. — Heft 40.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Juli 1880

Inhalt.

Seite.

Paul Heyse in München.
Die Eselin 1

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind 23

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. (Schluß) 49

Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte 96

Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus 117

Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion 123

Bibliographie 141

Hierzu das Portrait **Ludwig Knaus**, Radirung von W. **Krauskopf** in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — Juli 1880. — 40. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Knaus.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Die Eselin.

Von

Paul Heyse.

— München. —

Es war wenige Jahre nach dem französischen Kriege. Die Herbstmanöver hatten eine Anzahl junger Offiziere, die in der Loire-Armee sich ihre eisernen Kreuze verdient, zufällig wieder zusammengeführt, und Kameraden aus andern Regimentern sich dazu gefunden, um im Gasthof bei einer unerschöpflichen Bowle das Wiedersehen zu feiern. Mitternacht war vorüber. Das Gespräch, das sich lange um persönliche Schicksale und Erinnerungen gedreht, hatte eine nachdenkliche, in die Tiefe führende Wendung genommen. Man konnte unmöglich so Viele sehen, die nicht da waren, ohne an die alten ewigen Räthselfragen des Menschenlebens zu streifen. Zumal der grausame Tod eines von Allen gleich sehr geliebten und bewunderten jungen Helden, der den Franctireurs in die Hände gefallen und auf die schauderhafteste Weise umgekommen war, mit ihm ein Schatz von glänzenden Gaben und Talenten, Hoffnungen und Verheißungen, — hatte das alte Problem wieder auf's Tapet gebracht, ob die Weltgeschicke und die Loose der Einzelnen im Sinne unserer menschlichen Gerechtigkeit gelenkt würden, oder ob Wohl und Wehe des Individuums sich den großen, verhüllten Zielen der Weltregierung ohne Murren unterzuordnen habe. Die sämmtlichen bekannten Gründe für und wider eine nach menschlichen Begriffen sittlich waltende und gerecht ausgleichende Vorsehung waren nach und nach discutirt worden, und aus dem lebhaften Hin- und-herwogen des Streites hatte endlich der älteste und geschulteste Denker unter den jungen Kriegern das Ergebniß formulirt, daß selbst ein gläubigster Optimist angesichts der schreienden Unbilden, denen die arme Menschheit ausgesetzt sei, eine auf Erden ausgleichende Gerechtigkeit nicht nachweisen, vielmehr nur durch die Vertröstung auf ein Jenseits sich das Vertrauen auf eine gütige Gottheit retten könne.

„Aber kommen denn auch die Esel in den Himmel?" hörte man plötzlich aus einer Ecke, in der es bisher ziemlich still gewesen war, eine ruhige, klangvolle Stimme fragen.

Einen Augenblick schwieg Alles. Dann folgte ein helles Lachen, das den Meisten, die des Philosophirens schon seit einer Weile müde waren, sehr erwünscht das Herz zu befreien schien.

„Hört! hört!" riefen Einige.

„Am jüngsten Tage wird man sein eigenes Wort nicht verstehen, wenn alle auferstandenen Esel durcheinander schreien!" sagte ein munterer, junger Hauptmann. „Uebrigens, Eugen, wenn das Schwein des heiligen Antonius in den Himmel gekommen ist —"

„Und so viel fromme Schafe!" fiel ein Anderer ein.

„Ihr vergeßt, daß die Frage längst entschieden ist", sagte ein Dritter. „Man lese nur Voltaires Pucelle im so und so vielten Gesange".

„Hast du nur einen Witz machen wollen, Eugen", fragte jetzt der Alterspräsident, der nicht mitgelacht hatte, „oder war die Frage ernstlich gemeint, weil es ja immerhin noch nicht ausgemacht ist, ob nicht auch den Thieren eine entwicklungsfähige Seele innewohnt?"

Der so Angeredete war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der allein von allen Kameraden in Civilkleidung bei dem Gelage saß. Eine schwere Verwundung hatte ihn genöthigt, die militärische Carriere aufzugeben. Er lebte seitdem auf einem kleinen Gut, mehr mit theoretischen Studien der Kriegswissenschaft, als mit der Bewirthschaftung seiner Felder beschäftigt, und war bei Gelegenheit der Manöver in die Stadt gekommen, um seine alten Freunde zu begrüßen.

„Die Frage", sagte er jetzt ganz ernsthaft, „rührt eigentlich nicht von mir her, sondern ist ein Citat, dessen brüske Naivetät mich selbst vor nicht sehr langer Zeit in Verlegenheit gesetzt hat. Es hängt eine wunderliche kleine Geschichte daran, nicht gerade lustig. Da wir uns aber doch einmal zu Speculationen verstiegen haben, bei denen einem der Spaß vergeht, wird es vielleicht am Platze sein, wenn ich erzähle, wo jenes Citat herstammt. Daß die Geschichte geeignet sei, etwas mehr Licht in das dunkle Problem zu bringen, kann ich freilich nicht behaupten.

„Erzähle nur!" rief einer der Andern. „Wer weiß, ob der Esel, den du uns vorreiten willst, nicht doch am Ende wie Bileams prophetisches Grauthier den Mund aufthut und uns über die sittliche Weltordnung belehrt".

Eugen schüttelte mit einem seltsamen Lächeln den Kopf und begann.

Ihr wißt, daß ich den ganzen Winter von 71 auf 72 an meiner Wunde zu laboriren hatte, bis ich nur wieder am Stock herumhinken konnte. Wie dann der Frühling kam, gab ich mich meiner verheiratheten Schwester in die Pflege. Das Rittergut meines Schwagers, das an der böhmisch-sächsischen Grenze liegt, ist von endlosen Nadelholzwaldungen umgeben, in denen

Digitized by Google

ich Luftbäder nehmen sollte. Was ich da für Blut und Nerven gewann, indem ich tagelang in den einsamen Dickichten herumschlenderte, oder mich in die üppigen, knietiefen Moospolster vergrub, büßte ich wieder ein an meiner moralischen Verfassung. Ich war mir selbst im Lazareth nicht so sehr als ein elender Krüppel vorgekommen, wie hier. Alles um mich her strotzte von Säften und Kräften, jeder alte Knorren trieb zahllose hellgrüne Schößlinge, selbst ein verfaulter Baumstumpf machte sich als Kaserne für ein wimmelndes Heer von Ameisen nützlich — und ich —! mit meinen Vierundzwanzig zu schnöder Bärenhäuterei verdammt — aus meiner Carriere herausgeschleudert — basta! Ich melancholisirte halbe Tage lang vor mich hin und war auf Gott und seine Welt sehr schlecht zu sprechen.

Auch erlebte ich selten etwas, was mich aus meinem Brüten herausgerissen hätte. Die Gegend ist wenig bevölkert, die Leute sehr arm, die Weiber abschreckend häßlich; böhmischer Typus, durch Kreuzung mit dem sächsischen und sorbischen entartet, durch Noth und Elend noch verkümmert und verwildert. Ich war aber im Grunde ganz zufrieden, daß nichts Reizendes meine Wege kreuzte. Es hätte mir das Bewußtsein meiner Invalidität noch peinlicher gemacht. Ihr wißt ja, wie lange es braucht, bis die letzte Spur des Typhusgiftes, das alles Leben lähmt, aus den Gliedern geschwunden ist. Mir sollte erst die Nordsee diesen Dienst leisten.

Nun, ich taumelte also einige Wochen lang wie der rasende Roland, nur in etwas gedämpfterer Tonart, durch die Fichten- und Tannenschluchten, die Jagdflinte umgehängt, aber ohne je einen Schuß zu thun. Es war eigentlich bei allem Weltschmerz eine himmlische Zeit; nie habe ich zur Natur ein so intimes Verhältniß gehabt, nie so lebhaft empfunden, was mit den Worten „meine Mutter die Erde" und „mein Vater der Aether" gemeint ist. Das aber gehört nicht hierher. Ich will zur Sache kommen.

Eines Nachmittags hatte ich mich von einem allerliebsten Weg durch junges Holz, das mir kaum über den Kopf reichte und die Maiensonne voll hereindringen ließ, weiter als sonst vom Hause weglocken lassen. Ich suchte, da ich mich ganz verirrt fand, mich an den Rand des Waldes durchzuschlagen, um wieder einen freien Umblick zu gewinnen. Es ging eine sanfte Halde hinab, die nur spärlich mit Birken und Vogelbeerbäumen bestanden war. Hier konnte ich schon durch die hohen Fichten, die wie ein schwarzer Zaun die Lichtung umstanden, die blauen Bergzüge des Horizontes schimmern sehen und mußte von dort aus mich leicht zurechtfinden. Als ich aber aus dem Walde trat, merkte ich erst, wie weit ich umgegangen war. Vom Waldsaum an senkte sich das Land in ziemlich jähem Hang nach der Ebene hinunter, und in der Tiefe drunten lag eine kleine Stadt, die mir von der Karte her bekannt war, aber zu weit von dem Gut entfernt, als daß ich sie bisher in den Kreis meiner Recognoscirungen hätte hineinziehen mögen. Ich erschrak, als ich merkte, wo ich war und daß ich mit meinem lahmen Bein den Rück-

weg nicht unternehmen durfte. Sicher aber war unten ein Einspänner aufzutreiben.

Ich hatte mich auf einen frischgefällten Stamm gesetzt, um, ehe ich zum Städtchen hinunterstieg, noch ein wenig auszuruhen. Das Land unter mir lag in tiefer Nachmittagsruhe, und aus den Schornsteinen der alten Häuser wirbelten nur dünne Rauchwölkchen auf, die anzeigten, daß die guten Hausfrauen ihren Kaffee kochten. Darüber hinaus die weite flache Ebene mit ihren buntgewürfelten Aeckern, wo die Wintersaaten schon lustig grünten. Fast genau aber in der Mitte zwischen meinem Waldrand und den ersten Häusern lag ein großer Weiher mit Gebüsch und einigen höheren Erlen eingefaßt, dessen Fluth eine seltsam schwärzliche Farbe hatte, obwohl sich der reinste Frühlingshimmel darin spiegelte. Der Boden ringsum war quellig, und es mochten da in der Einsenkung wie in einer ungeheuren Cisterne alle Wasser der nächsten Umgebung zusammenrinnen. Ich weiß nicht, warum mir das schwarze Becken so unheimlich schien, obwohl es von Vögeln, die in den Ufergesträuchen nisteten, mit lautem Zwitschern umflogen wurde. Aber meine düstere Verstimmung sog eben Nahrung aus dem Unschuldigsten.

Wie ich endlich die Augen aufhob, um mich nach einem gebahnten Pfade umzusehen, der bequem hinunterführte, bemerkte ich zur Rechten, kaum einen Steinwurf weit von meinem Sitze entfernt, ein einsames und sehr niedriges Häuschen, das dicht an die Wurzeln der letzten Bäume herangerückt war und jetzt schon im Schatten stand. Der alte, verfallene Zaun, der ein Stück Feld umgab, der Taubenschlag, in dem sich nichts Lebendiges mehr regte, das Ziegeldach, dessen Schäden mit Schindeln und Feldsteinen nothdürftig geflickt waren, das Alles sah verlassen und verwahrlost aus; aber ein Weg mußte doch von dort zur Stadt hinunterführen, und so erhob ich mich und schleppte mich langsam nach der Hütte hin.

Die Vermuthung, daß ein Waldhüter hier seine Wohnung habe, gab ich auf, sobald ich den grenzenlosen Verfall der alten Baracke in der Nähe betrachten konnte. An der Wetterseite war aller Bewurf von der Mauer weggebröckelt, der Regen mußte auch durch die Löcher des schiefgesunkenen Daches freien Zutritt haben; das Stück Land hinter dem dürren Zaun, das vor Zeiten ein Gärtchen oder ein paar Gemüsebeete getragen haben mochte, war zu einem wüsten Kehrichthaufen geworden, auf dem eine einzige schwarze Henne fieberhaft herumtrippelte und zwischen dem Unkraut und den hohen Nesseln nach etwas Eßbarem scharrte. Die Nordseite, dem Abhang zugekehrt, hatte zwei kleine Fenster mit zerbrochenen Scheiben und eine Thür in der Mitte, die weit offen stand. Ich blickte in den unsäuberlichen Flur hinein, es war keine Menschenseele drinnen zu hören oder zu sehen. Schon wollte ich wieder zurücktreten und den schmalen Fußweg verfolgen, der hinter dem Zaun herum sich nach der Tiefe zuzuschlängeln schien, als ich durch das Geschrei eines Esels erschreckt wurde, ja wirklich erschreckt, denn ich habe in

meinem Leben diese grotesken Laute nie so leidenschaftlich und in so seltsam klagender Modulation ausstoßen hören, wie in jenem Augenblick.

Das Wehgeschrei kam von der anderen Seite des Hauses. Als ich um die Ecke bog, sah ich auf der Wiese, die hier wieder dicht an die Mauer herantrat, eine idyllische Gruppe in dem jungen Grase hingekauert, ein altes Weib, nur mit einer zerrissenen Jacke von geblümtem Kattun und einem groben wollenen Rock bekleidet, ein graues Tuch um den Kopf gewickelt, unter welchem die schwarzen Haare, schon reichlich mit grauen Streifen durchzogen, unordentlich hervorhingen; neben ihr auf den Boden hingestreckt ein junger Esel von auffallend schlanken Gliedern, das Fell fast silbergrau, auf dem Rücken durch einen schwarzen Streifen geziert, der sich bis an den Kopf hinaufzog, während die Ohren gleichfalls dunkel eingesäumt waren. Ein Staatsthier, das seinem Geschlecht alle Ehre machte und auf einer Thierschau sicherlich einen Preis bekommen hätte. Leider sah ich aber auch sogleich die Ursache, weshalb das arme Geschöpf so besonders wehmüthig seinem gepreßten Herzen Luft machte. Eine handgroße Stelle am linken Schulterblatt war durch eine schwärende Wunde verunstaltet, welche die Alte eben bemüht war, mit nassen Umschlägen zu behandeln, obwohl das wunde Thier sich äußerst unruhig verhielt und mit heftigem Zucken und Stampfen der Vorderbeine ihre barmherzige Hilfe abzuwehren suchte. In einem niedrigen Scherben an ihrer Seite hatte das Weib irgend eine dunkle Flüssigkeit, mit welcher sie den Lappen tränkte, um die Wunde zu kühlen. Sie fuhr auch in dieser Beschäftigung gelassen fort, als ich vor sie hin trat. „Guten Abend, Alte“, sagte ich. — — Sie nickte nur verdrossen mit dem Kopf. — Ich fing an, von der Wunde zu reden, fragte, wie es dazu gekommen, was für eine Cur sie dagegen brauche. — Keine Antwort. Ich kam auf den Gedanken, sie verstehe kein Deutsch. Wie ich mich aber eben abwende und nur noch vor mich hin sage: Schade um das schöne Thier! — blitzen mich plötzlich ihre grauen Augen unter den buschigen schwarzen Brauen so gewaltig an, daß das ganze verwelkte, lederfarbene Gesicht dadurch um zehn Jahre verjüngt wurde.

„Ja wohl, Herr!“ sagte sie in einem merkwürdig reinen Deutsch, nur mit ganz leisem böhmischem Anflug; „Schade ist's freilich drum, und schön ist die Minka auch. Wenn Sie sie nur gesehen hätten, ehe sie so verschändet worden ist, wie sie springen konnte, fast wie ein junges Pferd, und ihre Haut war wie Sammt und Seide. Nun liegt sie schon an die sieben Monate so miserabel auf dem Bauch, und wenn sie sich auf ihre Beine stellt — 's ist herzbrechend, wie sie einknickt mit den Knieen, arme Creatur! Wozu taugt sie noch? Lise Lamitz, sagte noch gestern erst der Forstwart, wie er vorbeikam und sah, was ich für Plage mit dem Thier hatte, — denn auch sein Bischen Futter muß man ihm jetzt vor's Maul bringen — Ihr solltet sie abthun lassen, sagt' er; der Schinder gibt Euch einen Thaler für die Haut. Aber pfui! sagt' ich; ein Vieh ist's nur, aber es soll wie'n

anderer Christenmensch seine Pflege haben, oder wie'n ehrlicher Dienstbote, der im Dienst krank geworden ist. Ja, so sagt' ich — ho ho Minka! Nicht so wälzen! Sehen Sie, Herr, sie will sich immer wieder auf den Rücken legen und ihre Wunde scheuern — darum hält kein Pflaster, und es frißt immer weiter um sich. Hoho! Sachte!"

Sie bemühte sich, indem sie das Thier förmlich umhalste, es zu beruhigen und in seiner Lage zu erhalten. Dann ließ sie es plötzlich los, lief zu einem hölzernen Brünnchen, das hinten am Haus im Schatten stand, und füllte aus dem alten Steintrog, in den die Quelle hinein rieselte, einen niedrigen Eimer, den sie ihrem Pflegling unter das rosenfarbene Maul schob. Da trank Minka in langen Zügen, und sichtbar ließ ihre fieberhafte Aufregung nach. Die Alte saß daneben und sah mit großer Befriedigung zu, schien auch darüber meine Gegenwart wieder ganz vergessen zu haben.

Ich wiederholte endlich meine Frage, was die böse Wunde, just zwischen den Schulterblättern, verursacht habe. Aber wieder blieb die Alte die Antwort schuldig; sie seufzte nur und kratzte sich mit ihren dürren Fingern die hageren Arme, daß lange, weiße Striemen in der braunen Haut hervortraten.

„Ja ja!" sagte sie nach einer ganzen Weile vor sich hin, „so ein armes Frauenzimmer! Was hilft Schönheit gegen das Unglück? Und wie sie gearbeitet hat, immer willig und munter, ich habe ihr aufpacken können, so viel ich wollte — sie soll noch zum ersten Mal nach mir ausschlagen oder nur die Ohren schütteln. Freilich, ich hab' sie aufgezogen von ihrem zehnten Tage an. Ein Zwilling war's, der Förster im Freithof, der hatte eine Eselin, die warf ihm eines Morgens die Minka und ihre Schwester; wollt Ihr einen schmucken Säugling haben, Mutter Lamitz? sagte er nur so zum Spaß. Nu, ich hielt ihn beim Wort. Ich hatte gerade ein Geld zu fordern, für ein Stück Leinwand, das ich ihm gewebt. Da fehlten ein paar Gulden daran, und dafür nahm ich das junge Thier. — Hatte meine Noth, es erst heimzuschaffen und dann aufzuziehen; die Milch war uns rar. Aber hernach hat's uns nie gereut. Eine feste Arbeiterin, die Minka, Herr! Wir haben viel aus dem Holz zu holen gehabt, Beeren und Schwammerlinge im Sommer auf den Markt unten, und dann unser Winterholz und was sonst noch vorkommt. Ich — lieber Himmel — ich spüre meine Knochen schon, ob ich auch erst fünfzig bin, und die Hana — nu, die war noch zu schwach. Und sehen Sie, ein so treues Thier, ein Gottessegen, unser Ein und Alles — und muß so niederträchtig schimpfirt und verelendet werden in seinen jungen Jahren — oh!"

„Alte", sagt' ich, „da seht mich an! Ich bin auch noch jung und humple auch durch die Welt, und das Futter muß mir dicht vor den Mund gebracht werden, weil ich's mit eigener Kraft mir nicht mehr erwerben kann, und wer einen Thaler für meine Haut giebt, ist ein Narr und ein Verschwender. Aber wer weiß, ob wir Beide nicht noch einmal ganz lustig herumspringen!"

So schwatzte ich noch eine Weile fort, sie zu trösten. Aber sie hörte mich wieder nicht, sondern stierte nur immer auf die wunde Stelle, die sie inzwischen, da das Thier die Umschläge nicht mehr leiden wollte, mit einem festen Pflaster verklebt hatte.

„Sagen Sie einmal", fuhr sie plötzlich auf und wieder funkelten ihre Augen — (ich sah, daß sie als junge Person gar nicht übel gewesen sein mußte) — „sagen Sie einmal, Herr, glauben Sie, daß auch die Esel in den Himmel kommen?"

Ich lachte.

„Wie kommt Ihr darauf, Mutter?"

„Ich habe einmal unseren Pfarrer danach gefragt, der hat gesagt, das sei eine dumme Frage, nur Christenmenschen kämen in den Himmel und die Thiere hätten keine unsterbliche Seelen. Aber Herr Pfarrer, sagt' ich, wenn der Herrgott gerecht und barmherzig ist, warum erbarmt er sich denn nicht auch des Viehs, wie's ja doch die Menschen thun, wenn sie keine Hundsfötter sind? Warum lebt zum Beispiel die Schwester von der Minka wie eine Prinzeß, hat nichts zu thun, als nur das Kinderwägelchen zu ziehen, in welchem die jungen Herrschaften manchmal spazieren fahren, kriegt immer gute Worte und das beste Futter und hat auch schon eine Liebschaft mit dem Esel des Thalmüllers gehabt. Und unsere Minka, die keinen schlechteren Charakter hat und immer sich abgerackert und manchen Tag zehn Stunden mit ihrer Last auf den Beinen gewesen ist, — nun streckt sie alle Viere von sich, und wenn sie morgen das Zeitliche segnet, was hat sie von den Lebensfreuden gehabt? Ist das nun gerecht, Herr Pfarrer? Und wenn es ihr nicht einmal droben vergolten wird — aber da ließ er mich gar nicht ausreden und sagte, so Spintisiren führte geradewegs in die Hölle. Sagen Sie, Herr, wissen Sie mir darauf Bescheid zu geben?"

Ihr könnt denken, daß ich nicht die geistreichste Miene machte, als mir so unerwartet die Pistole auf die Brust gesetzt und die Lösung des Welträthsels abgefordert wurde. Zum Glück aber fing gerade in diesem Augenblick drinnen im Haus eine helle Weiberstimme zu singen an, und dazwischen hörte man ein ganz dünnes Kinderstimmchen wimmern, das offenbar durch den Gesang zum Schweigen gebracht werden sollte.

„Wer singt da, Mutter Lamitz?" fragte ich.

„Wer soll singen", brummte sie, „als die Hana!"

„Eure Tochter? Darf ich wohl einmal zu ihr hineinschauen?"

Die Alte erwiderte kein Wort, sie nahm, vor sich hin murrend, den Eimer weg und trug ihn zum Brunnen, worauf sie einen Schubkarren, der mit Gras und Kräutern hoch beladen war, heranrollte und sich daran machte, händevoll dem kranken Thiere vorzuhalten und ihm das Futter fast in das Maul zu schieben. Ich wartete eine ausdrückliche Erlaubniß nicht lange ab, sondern trat in's Haus und, nachdem ich angeklopft hatte, sofort in die Thür zur Linken.

Ein erstickender Ofendunst schlug mir entgegen, gemischt mit dem Geruch von frischer Wäsche, die an einem quer durch das Zimmer gespannten Seil aufgehängt war. Ich sah gleich, daß es nur ein paar armselige Windeln und Kinderhemdchen waren, von gröbster Leinwand und viel geflickt. In der einen Ecke stand ein großer Webstuhl, mit dichtem Staub überzogen. In der anderen, auf einer Strohschütte, die nur durch eine wollene Decke vom Lager eines Thieres sich unterschied, saß ein blondes junges Weib, das einen halbnackten Säugling an der Brust hielt. Sie selbst trug nichts am Leibe, als das Hemd, das von der einen Schulter tief heruntergefallen war, und einen rothwollenen Rock, der ihre weißen Füße bis an die Knöchel frei ließ.

Als ich eintrat, musterte sie mich mit einem forschenden Blick und hörte einen Augenblick zu singen auf. Sie schien statt meiner Jemand anders erwartet zu haben; aber sobald sie sah, daß ich ihr ganz fremd war, fuhr sie, nur ein wenig leiser, in ihrem Eiapopeia fort und schien nicht das Geringste dabei zu finden, daß ich sie in ihren intimsten Mutterpflichten und einem so unvollkommenen Anzug überraschte.

Ich sah nur, während sie mit dem großen Munde und den blanken Zähnen mich anlachte und immer fortsang, wie sie das Kind fester an ihre offene Brust drückte und mit der anderen Hand sich bemühte, das Hemd wieder über die Schulter zu ziehen. Dabei färbte ein leichtes Roth ihr volles, weißes Gesicht, und die sehr blauen Augen bekamen einen halb flehenden, halb wieder blöde und gedankenlos vor sich hin träumenden Ausdruck.

Ich entschuldigte mich, daß ich sie störte, die Mutter habe mir erlaubt einzutreten, ich wolle gleich wieder gehen, wenn es ihr lieber sei. Sie summte ihre Melodie fort, ohne von mir Notiz zu nehmen, nur von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen rasch zu mir auf, als ob sie sehen wolle, ob ich immer noch da sei, dann biß sie sich auf die volle rothe Unterlippe, schwenkte den Säugling hin und her und schlug mit den bloßen Füßen im Stroh den Takt zu ihrem Liede.

Darüber hatte sich das Kind, das nur ein paar Monate alt sein konnte, in Schlaf getrunken und geweint. Immer leiser wurde das Wiegenlied, und zuletzt richtete die junge Mutter sich auf ihren Knieen auf und hüllte die Kleine, die wie ein rosiges Wachspüppchen vor ihr lag, in einen großen wollenen Shawl, der offenbar bessere Tage gesehen hatte. Im Winkel neben ihrem Kopfkissen sah ich ein kleines Lager von alten Lappen und Lumpen zurechtgemacht, dahin wurde das Püppchen sacht und sorgsam gelegt und trotz der Hitze noch zugedeckt, worauf die Mutter, immer wie wenn sie ganz allein im Zimmer wäre, anfing, ihr wirres, gelbes Haar vollends aufzulösen und neu zu flechten. Ihre übrige Toilette schien ihr soignirt genug zu sein.

Auch hätte freilich kein elegantes Costüm den reizenden Wuchs des armen jungen Weibes vortheilhafter an's Licht bringen können. Das Gesicht war dem der Alten zu ähnlich, um für hübsch gelten zu können. Aber in

den Farben und der Jugendfülle dieses müden Weiberkopfes lag doch ein Reiz, der wunderlicher Weise durch einen Zug von Geistesabwesenheit, vielleicht sogar Schwachsinn, nicht vermindert wurde. Ich fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Geschöpf, das in dieser kläglichen Entblößung von Allem, was eine Kinderstube zu schmücken pflegt, in halbem Irrsinn hier in seiner Mutterwonne vor sich hin sang.

Sie gab aber auf keine meiner Fragen , auch nicht mit Geberden, die geringste Antwort. Zudem war der Ofen, da sie an Holz Ueberfluß hatten und sich's also gönnen konnten, bis zum Zerspringen in Gluth gesetzt, obwohl die Luft draußen, selbst hier auf der windigen Höhe, gelinde genug war. So wartete ich nicht ab, bis sie ihre dicken Flechten vollends aufgesteckt hatte, legte einen blanken Thaler auf den Rand des Webstuhls, nickte der harmlos mich Anlächelnden freundlich zu und verließ das Zimmer.

Ich fand die Alte nicht mehr bei ihrem kranken Liebling, sondern am Brünnchen, wo sie eine Hand voll Rüben putzte und in einen Topf schnitt.

„Mutter Lamitz“, sagte ich, „Ihr habt ja eine sehr hübsche Tochter. Aber sie hat kein Wort mit mir sprechen wollen. Ist sie immer so stumm gegen Fremde?“

Die Alte zog die Augenbrauen zusammen und starrte finster in den Topf hinein, den sie zwischen ihren Knieen hielt. In dieser Attitüde hätte sie einem Maler zum Modell dienen können für eine Hexe, die irgend ein unheimliches Essen zubereitet.

„Stumm?“ sagte sie nach einer Weile. „Nein, Herr, an der Zunge fehlt's ihr nicht. Wenn sie will, kann sie plappern wie ein Staar. Da oben fehlt's. Sie war schon so als Kind. Nu, ein großer Schaden war's nicht. Wenn sie auch den schönsten Verstand gehabt hätte, was hätte uns das geholfen, ein armes vaterloses Ding wie sie war? Hat mir's genutzt, daß ich alle meine fünf Sinne richtig beisammen hatte? Ich hab' mich trotzdem anführen lassen, ja, und darum macht mir's auch keinen Kummer, ob der Wurm, dem sie das Leben gegeben, nach ihrem Kopf arten wird, wie die Leute sagen, oder nach meinem. So wie so wird auch das Mariechen einmal hinterm Zaun Mutter werden, wie es hinterm Zaun zur Welt gekommen ist. Es liegt in der Familie, Herr, es liegt in der Familie“.

Und dann nach einer Weile, da ich nicht gleich wußte, was ich zu dieser unbefangenen Lebensweisheit sagen sollte: „Uebrigens wird das Kind schwerlich alt werden. Die Hana geht zu unsinnig damit um. Freilich, Vernunft ist da nicht hineinzubringen. Und wenn vollends der Winter kommt und wir Alle hungern müssen — es heißt ja, der Herrgott läßt keinen Spatzen vom Dach fallen, ohne seinen Willen. Bin neugierig, ob er sich um uns arme vier Frauenzimmer hier oben bekümmern wird“.

Sie warf dabei wieder einen mitleidigen Blick nach der Eselin, die ruhig an ihrem Futter kaute. Ich hätte fast lachen mögen, daß sie die graue langohrige Minka so ohne Weiteres als die Vierte im Bunde ansah;

aber die entsetzliche Kaltblütigkeit, mit der sie von Kind und Kindeskind sprach, ließ den Humor nicht aufkommen.

„Ihr scheint ja viel zärtlicher um Eure Eselin besorgt zu sein, als um das arme Würmchen, Euer Enkelkind!“ sagte ich scharf.

Sie nickte ruhig mit dem Kopf.

„So ist es auch“, sagte sie. „Die Minka hat mich auch nöthiger. Wenn ich heute sterbe, muß sie elendiglich zu Grunde gehn. Meinen Sie, daß die Hana ihr nur einen Arm voll Futter vorwerfen würde, obwohl das arme Thier nicht mehr selbst danach gehen kann? Nein, die hat nur Gedanken für ihre Puppe, und dann noch für den Schuft, der ihr dazu verholfen hat. Den erwartet sie alle Abend, wenn die Sonne untergeht, obwohl es schon ein halbes Jahr her ist, daß er keinen Fuß mehr über unsre Schwelle gesetzt hat. Und dabei ist sie so vergnügt, wie man sich's nur wünschen kann, und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein und ihre alte Mutter, statt ihr zu helfen, alle Arbeit im Haus und in der Küche allein thun. Warum soll ich da Mitleid mit ihr haben, oder mit ihrem Wurm? Die beiden sind schon jetzt wie im Himmel, und wenn's ihnen auch noch schlecht geht und sie hungern und frieren müssen, können sie sich hernach nicht dafür entschädigen, wenn sie in's Paradies kommen? Die Minka aber — sehen Sie, Herr, die hat keinen Liebsten gehabt und kein Junges zur Welt gebracht, und wenn sie crepirt, wird sie auf den Schindanger geworfen, und am jüngsten Tag, wo wir andern armen Sünder unsere Knochen wieder zusammenlesen, — von ihr ist nichts mehr übrig, und daß sie's schlechter gehabt hat auf Erden, als ihre Zwillingsschwester, wird ihr nicht angerechnet. Sehen Sie, da muß sich nun ein andrer armer Christenmensch des Viehes erbarmen, wenn unser Herr Christus selbst sich nicht dazu abmüßigen kann“.

Gegen diese Logik ließ sich nicht viel einwenden. Ich gestehe aber, daß mir die Zukunft des kleinen Menschenbildes trotz seiner unsterblichen Seele doch wichtiger war, als die Frage, ob Minka bei der lückenhaften sittlichen Weltordnung nicht zu kurz kam. Wenn morgen die einzige Person unter den „vier Frauenzimmern“ die gesunden Menschenverstand besaß, vom Blitz getroffen wurde, was sollte aus der armen Schwachsinnigen und ihrem Säugling werden?

„Thut der Vater denn gar nichts für die Kleine?“ fragte ich endlich. „Ein Kind wie aus Elfenbein gedrechselt — es ist noch nicht ausgemacht, daß es wie die Mutter werden wird. Und er hat sich überhaupt noch nicht wieder blicken lassen?“

„Der!“ machte die Alte und stieß das Messer, mit dem sie die Rüben geputzt hatte, tief in die hölzerne Brunnenröhre. „Wenn ich den vor Gericht schleppte, er würde sich los schwören, das würde er, obwohl er dem Herrn Landrichter sein eigener Sohn ist. Meinen Sie, ich hätt's ihm nicht angesehn, gleich beim ersten Mal, als er in unser Häuschen trat, sich

seine Pfeife am Herd anzuzünden, wie er sagte, der Spitzbube? Er ist leider grade so sauber anzuschauen, wie schmutzig von innen, und das dumme Ding, die Hana — noch ganz unschuldig war sie, und ich konnte sie halbe Tage lang allein in den Wald gehen lassen mit der Minka, die beiden Körbe mit Beeren und Pilzen zu füllen, sie dachte an kein Mannsbild, und ich — Gott weiß, wie es kam — eben weil sie so hintersinnig und schwach unter der Stirn ist, bildete ich mir ein, es werde sich Keiner um sie bekümmern. Aber dem Landrichtersohn, dem stach sie dennoch in die Augen, und sie selbst war gleich ganz weg von ihm. Seitdem hatt' ich meine Plage mit ihr. Sie hatte brav geschafft bisher am Webstuhl und in unserm Gärtchen und war ihr keine Arbeit zu hart gewesen. Jetzt auf einmal — halbe Tage lang die Hände im Schooß, und wenn ich zu schelten anfing, lachte sie mich an wie ein Kind, das man eben aus einem schönen Traum aufweckt. Schickt' ich sie in den Wald, so brachte sie die Körbe kaum viertelsvoll nach Hause. Und freilich, in den Wald hätt' ich sie erst recht nicht wieder schicken sollen. Das war auch der Minka ihr Unglück. Sie glauben nicht, Herr, wie das Thier an der Hana hing, und es hat ordentlich Menschenverstand, jedenfalls mehr als die Hana, und merkte, daß der geschniegelte Bursch mit dem schwarzen Schnauzbärtchen nichts Gutes im Schilde führte. Darum lief sie dem dummen Mädel immer nach und verführte ein mörderliches Yah-Geschrei, gleichsam um sie zu warnen. Ich sah das Alles, aber was konnt' ich thun? Schelten und Ermahnen war umsonst; sie verstand mich gar nicht. Und einsperren kann man ein großes Frauenzimmer nicht, das mit Gewalt sich zu Grunde richten will. Sie wär' zum Fenster oder gar zum Schornstein hinausgeklettert, blos um ihrem Unglück in die Arme zu laufen. Nu, und so kam's denn auch. Aber das Schlimmste war, daß die Minka mit daran glauben mußte. Sie kam eines Abends, nachdem sie mit dem Mädel in den Wald gegangen, ächzend und jammernd, ordentlich wie ein Mensch zurückgehumpelt und zwar allein und mit der Wunde im Nacken; die Hana erst eine Stunde später. Ich befragte sie scharf, wie das Thier zu der Wunde gekommen. Ha! sagte sie und lachte trotzig, sie hab' immer geschrieen und sich zwischen sie gedrängt, obwohl der Franzel sie mit Schlägen habe zurücktreiben wollen, und da sei er endlich wüthend geworden, habe sein Messer gezogen und ihr den Stich beigebracht. — Ich schlug das schamlose Ding, das noch dazu lachen konnte, und legte gleich eine Salbe auf die Wunde. Aber sie wälzte sich wie unsinnig auf dem Rücken und wollte keinen Verband leiden, und so ist's von Tag zu Tag ärger geworden, und mit der Hana auch. Nu, die hat wenigstens ihren Willen gehabt, und viel was Besseres hätte ihr doch nicht geblüht. Wer würde Eine wie sie zu seiner ehrlichen Frau nehmen? Und wenn sie einmal dahinterkommt, daß sie auf ihren Liebsten ganz umsonst wartet, und vor Jammer über seine Niederträchtigkeit verrückt wird, — viel Verstand hat sie ja nicht mehr zu verlieren! Dagegen die Minka, Herr, die

klüger ist als mancher Mensch, glauben Sie mir, die liegt manchen Tag und sinnt darüber nach, warum Gut und Bös auf der Welt so ungleich vertheilt ist, warum sie Nichts haben soll, als ein verhunztes Leben, und ihre Schwester herrlich und in Freuden dahintrabt, und warum es unser Herrgott nicht wenigstens so eingerichtet hat, daß auch die Esel in den Himmel kommen, um für Alles, was sie an Schinderei und Plackerei, an Prügeln und Messerstichen ausstehen gemußt, ihren Lohn kriegen".

Diese letzte lange Rede hatte sie mit solcher Heftigkeit herausgesprudelt, daß sie einen Augenblick nach Luft schnappen mußte. Dann strich sie die losen Haare in den Nacken zurück, knüpfte ihr Kopftuch fester und nahm den Topf mit Rüben in den Arm.

„Ich muß hinein, Herr", sagte sie ganz heiser, „sonst kann ich hungrig zu Bette gehen. Kennen Sie den Herrn Landrichter und seinen sauberen Herrn Sohn? Nun, es ist auch einerlei. Er wird's wohl nicht eher als vor Gottes Thron eingestehen, was er an meinem Mädel verbrochen hat und an der Minka. Und übrigens, warum sollte er sich Gewissensbisse machen? Sie hat's nicht besser gewollt, wir Alle wollen's ja nicht besser; wären wir nicht dumm, ihr Mannsbilder könntet nicht schlecht sein. So wird's bleiben, so lange die Welt steht. Am jüngsten Tag werde ich mich auch nicht darüber beschweren, aber daß ich unsern Herrgott fragen werde, ob nicht auch die Esel in den Himmel kommen, darauf können Sie sich verlassen, darauf können Sie sich heilig verlassen!"

Sie nickte heftig vor sich hin, ging an mir vorbei, ohne mich noch einmal anzusehen, und verschwand im Hause.

Ihr könnt denken, daß, während ich den Abhang hinunterstieg, an dem schwarzen Wasser vorbei, und endlich das Städtchen erreichte, Alles, was ich droben gehört und gesehen, mich beständig verfolgte. Auch wie ich dann im Wirthshaus unten glücklich ein Wägelchen aufgetrieben hatte und nun auf der Landstraße dem schwägerlichen Hause entgegenrollte, stand das Bild der Alten und mehr noch das ihrer blonden Tochter mit dem nackten Würmchen an der Brust zum Greifen leibhaftig vor meiner Seele. Es fügte sich, daß mein Kutscher ein ältlicher Mensch war, der auf meine Frage nach den Bewohnern des Häuschens droben mir den zuverlässigsten Bescheid geben konnte. Er entsann sich noch sehr gut, wie vor zwanzig Jahren die Lise Lamitz hier plötzlich aufgetaucht war. Ihre eigene Heimath war ein benachbarter Ort, wo aber, da ihre Mutter gestorben und ihre Papiere nicht in Ordnung waren, die Gemeinde sie nicht aufnehmen wollte. Sie habe in Prag in einem vornehmen Hause gedient und sich ganz brav gehalten, bis einer der Söhne des Hauses, ein Offizier, in der Langenweile eines Urlaubs ein Auge auf sie warf. Selbst mit Dreißigen sei sie noch eine stattliche Person gewesen, trotz ihrer Plattnase und den breiten Backen, ein Mädel, dem was Besonderes aus den Augen blitzte, und wenn sie gelacht habe, was freilich nicht oft ge-

schehen, hätte sie selbst noch manche Jüngere ausgestochen. Nur sei's dann aber den gewöhnlichen Weg gegangen, trotz ihrer Gescheidtheit, da sie immer gesagt, sie wolle es nicht machen, wie ihre eigene Mutter. Ihre Herrschaft habe sie natürlich nicht im Hause behalten, sondern ihr ein anständiges Stück Geld mitgegeben, von dem habe sie sich das verlassene Häuschen droben und das Stück Gartenland gekauft, und da sie nicht wieder in einen Dienst gehen wollte, vielleicht auch nicht konnte, ganz eingezogen für sich hin gelebt und die Hana aufgefüttert. Die ersten Jahre habe auch der junge Graf dann und wann noch an sie gedacht und ihr etwas geschickt. Hernach sei's ausgeblieben, da habe sie sich allein durchschlagen müssen. Und es sei auch gegangen; den Kummer freilich um den blöden Verstand ihres Kindes habe ihr Niemand abnehmen können.

Dann kam mein Kutscher auf die traurige Geschichte mit dem Landrichterssohn zu sprechen, gegen den er sich in sehr mißbilligendem Tone ausließ. Es wisse Jedermann darum. Aber er sei nun einmal der einzige Sohn aus dem angesehensten Hause, und Niemand könne ihm zumuthen, daß er den schlechten Streich durch eine ehrliche Heirath wieder gut mache. Ein hergelaufenes Ding, mit dem es nicht richtig stehe! Warum auch die Alte nicht besser aufgepaßt habe! Wenn er für das Kind ein bischen was thue, so werde ihn Niemand um diese Jugendsünde viel ansehen.

Ich ließ mir das Alles erzählen, ohne auf moralische Erörterungen des Falles weiter einzugehen. Im Herzen — ich weiß nicht warum — hatte ich ein so lebhaftes Mitgefühl mit dem armen Geschöpf, daß ich ihrem Verführer, wenn er mir in den Weg gekommen wäre, mit vielem Vergnügen einen Denkzettel verabreicht hätte.

Auch war mein Erstes, als ich die Meinigen wiedersah, mein Erlebniß ihnen zu erzählen und meine gute Schwester zu bewegen, sich der verwahrlosten jungen Creatur ein wenig anzunehmen. Ihr mitleidiges Herz verläugnete sich nicht. Sie schickte gleich am andern Tage ihre „Mamsell", eine erfahrene alte Person, zu Wagen nach der Hütte der Mutter Lamitz, mit einem Korbe, der allerlei gute Dinge enthielt, Kinderzeug, Mundvorrath für einige Wochen, ein paar ausrangirte Garderobenstücke, um auch für die rauhere Jahreszeit vorzusorgen, und ich fügte noch Einiges an Baarem hinzu, mit dem festen Vorsatz, bald selbst wieder nachzuschauen, ob dieser schwache Versuch, die Lücken der sittlichen Weltordnung zu verstopfen, auch gut gewirkt und seinen Zweck erreicht habe.

Dahin sollte es aber nicht kommen. Früher als ich gedacht, bestand unser Hausarzt darauf, mich in's Seebad zu schicken. Ich hörte nur, daß unsere Sendung von der alten Frau mit ziemlich trockenem Dank, von der jungen Mutter dagegen mit kindischem Jubel in Empfang genommen worden sei. Dann reiste ich ab, blieb den ganzen Sommer fort, und die Bewohner jenes Waldhäuschens waren mir bald so gleichgiltig geworden, wie der erste beste Bettler, dem man einen Groschen in den Hut wirft.

Auch als ich im Herbst zu den Jagden wieder auf das Gut kam, nachdem ich mein Invalidenthum sammt seinem Appendix, dem Weltschmerz, in der See von mir abgespült hatte, fiel mir wochenlang nicht ein, mich nach den „vier armen Frauenzimmern“ zu erkundigen. Schwester und Schwager waren selbst verreist gewesen und hatten an ganz andere Dinge zu denken gehabt. Erst bei einem einsamen Pürschgang, den ich gegen Mitte October an einem widerwärtigen naßkalten Nebeltage unternahm, besann ich mich darauf, daß ich dieselben Waldwege vor fünf Monaten gewandelt war und daß sie mich endlich zu der Eselin mit der problematischen Seele geführt hatten.

Was mochte aus Minka inzwischen geworden sein?

Ich schritt rascher zu, da der Abend schon hereinbrach. Im Wald ward's schon nächtlich und unerquicklich, der Nebel troff jäh und schwer von den Fichten, die kleine Waldblöße mit den Birken und Ebereschen nahm sich trotz der rothen Beeren, die jetzt reichlich zwischen den fahlen Zweigen hingen, nicht mehr so lustig aus, wie an jenem Tag im Mai, wo nur ich selbst ein verdrossenes Gesicht schnitt. Als ich endlich aus den Fichten heraustrat, die den Höhenrand einsäumen, lag das Land unter mir und die schwarzblauen Berggipfel am Horizont so wunderlich da, wie wenn gleich ein furchtbares Unwetter hereinbrechen sollte. Noch war die Luft ganz still, man hörte die einzelnen Tropfen in das dürre Laub niederfallen, und nur von Zeit zu Zeit kreischten oben in den Wipfeln die Dohlen, die in dieser Gegend sehr häufig sind. Der Lärm war mir so zuwider, daß ich plötzlich in einer Art Jähzorn den Zwilling von der Schulter riß und den Schrotlauf in den arglosen Schwarm abfeuerte. Eine einzige Getroffene fiel mir zuckend und flügelschlagend vor den Füßen nieder. Ich schämte mich dieser kindischen Entladung und ging hastig auf die Hütte los, die noch ganz in der alten Verfassung, nur in dem schmutzigen Abendnebel noch kläglicher, auf dem alten Platze stand.

Der eingezäunte Platz hatte sich durch ein paar Kürbisranken, die über die Unrathhügel hinkrochen, und durch ein halb Dutzend hoher Sonnenblumenstauden wesentlich verschönert. Das schwarze Huhn aber schien den Sommer nicht überlebt zu haben. Auf der anderen Seite des Hauses, wo Minka gelagert hatte und das Brünnchen floß, war keine Spur mehr von ihr zu finden. Es mochte der armen Wunden schon längst auf diesem feuchten Lager zu kalt geworden sein. Wo aber war sie hingekommen? Ich mußte vor mich hin lachen, als ich mich darauf ertappte, daß auch mir jetzt das Schicksal der unvernünftigen Creatur interessanter war, als das der menschlichen Insassen dieser Hütte. Von denen war Nichts zu hören und zu sehen.

In der Stube, wo der Webstuhl stand, sah Alles ziemlich ebenso aus wie bei meinem ersten Besuch, nur das Strohbette im Winkel war leer. Dazu der Ofen kalt und alle Fenster offen. Ich drückte die Klinke an der Thür des einzigen niederen Gemaches, auf der rechten Seite des engen Hausgangs. Wie erstaunte ich aber, als ich hier von den vier Frauenzimmern wenigstens

Eine fand, die gute Minka. Sie lag auf einer Streu von gelben Blättern, Moos und Fichtenzweigen dicht neben einem niedrigen Herde, auf welchem noch Kohlen glimmten, und hob den Kopf traurig und matt, als sie mich eintreten sah. Hier mußte die Alte hausen, es lag und stand außer dem wenigen Küchengeräth allerlei Weiberkram herum, und auf der anderen Seite des Herdes stand ein alter Großvaterstuhl mit zerrissenem Polster, der offenbar der Mutter Lamitz als Bettstatt diente. So hatte sie ihre kranke Pflegetochter in ihrer nächsten Nähe untergebracht.

Ich trat zu dem armen Geschöpf hin und kraute ihr das Fell zwischen den Ohren, die wehmüthig dankbar wackelten. Die Wunde hatte sich offenbar verschlechtert, der ganze Zustand war bedenklich, und zum ersten Mal sah ich an einem Thier so etwas wie ein hippokratisches Gesicht. Sie fing, da sie sah, daß ich ihr wohlwollte, mit sichtbarer Mühe an, ein paar unarticulirte Laute aus der müden Brust hervorzustoßen, konnte sich aber offenbar nicht mehr so ausdrücken, wie sie wollte, und ließ, indem sie wieder verstummte, mit einem unbeschreiblichen Blick die Zunge zum Munde heraushängen, was ihr in meinen Augen den letzten Rest von Schönheit nahm. Und da ich ihr keinen Trost zu bringen wußte, verließ ich sie nach wenigen Minuten wieder, ohne die Thür zu schließen, da der Brodem in dem dumpfen Raum, in dem ich kaum zu athmen vermochte, auch für einen kranken Esel nicht zuträglich sein konnte.

Draußen sah ich mich nach allen Seiten um. Von Großmutter, Mutter und Kind nirgend eine Spur. Im Walde — was hätten sie dort zu suchen gehabt bei dem schaurigen Nebelwetter und so spät am Tage? Sie werden in die Stadt hinuntergegangen sein, dacht' ich, dort irgend einen Einkauf zu machen. Aber Gott weiß, wann sie wiederkommen.

Sie droben zu erwarten, war die dumpfe Hütte nicht einladend genug.

Ich dachte, ihnen vielleicht unterwegs zu begegnen, da ich auch hinunter wollte, um den Rückweg lieber auf der Chaussee, als auf dem schlüpfrigen, dunklen Waldwege zu machen. So ging ich wieder den schmalen Pfad zwischen den Wiesen hinab und hörte jetzt erst von der Stadt herauf eine gedämpfte Tanzmusik, besonders Clarinette und Contrabaß, die aus dem Wirthshause kommen mußte. Es klang aber gar nicht munter, vielmehr wie das richtige Accompagnement zu dem melancholischen Liede, das Himmel und Erde mit einander sangen. Wie wenn Nebelgeister sich einen Ländler aufspielen ließen, um toll über kahlen Berghöhen sich mit einander hin und her zu drehen.

Jene Gegend ist überhaupt unmusikalisch. Nur wenn einmal ein Trüppchen wandernder Böhmen sich in diesen Winkel des Gebirges verirrt, hört man flotte Weisen in rüstigem Takt, der aber selten die schwerfälligen Gliedmaßen der Bursche und Mädel in Bewegung setzt.

Nun, das Alles gehört eigentlich nicht zur Sache. Ich will mich kurz fassen. Nicht zwanzig Schritte war ich hinabgestiegen, da seh' ich an dem

Weiher drunten auf einem moosigen Stein eine weibliche Figur sitzen, die mir den Rücken zugekehrt hat und ganz regungslos in das schwarze Wasser starrt. Ich konnte kaum die Umrisse erkennen, und doch wußte ich gleich, wer sie war.

„Mutter Lamitz!“ rief ich. „Mutter Lamitz!“

Erst beim dritten Mal, und da ich ihr schon ganz nahe war, wendete sie langsam den Kopf, immer noch ohne daß ich ihr in die Augen sehen konnte.

„Was sitzt Ihr hier auf dem nassen Stein, Mutter Lamitz?“ fragte ich. „Habt Ihr etwa ein Netz gelegt und wollt den Fang noch hereinziehen? Oder auf wen wartet Ihr hier in dem ungesunden Nebelwetter?“

Sie sah mir jetzt gerade in's Gesicht, sie suchte offenbar in ihrer Erinnerung nach dem Menschen, dem diese Züge und diese Stimme gehören mußten. Aber es schien nur langsam in ihr aufzudämmern.

Ich half ihr auf die Spur, indem ich sie an meinen Besuch im Frühling erinnerte und ihr sagte, daß ich inzwischen schon oft darüber nachgedacht, aber noch immer nichts Gewisses darüber herausgebracht hätte, ob die Esel auch in den Himmel kämen. — Das hörte sie stillschweigend mit an; ich wurde nicht klug daraus, ob sie den Sinn meiner Worte richtig verstand, denn sie nickte beständig vor sich hin, auch wenn ich eine Frage that, die sie hätte verneinen sollen.

Erst als ich den Namen ihrer Tochter aussprach, wurde sie plötzlich wach und sah mich unter ihren buschigen Augenbrauen argwöhnisch an.

„Was wollen Sie von der Hana?“ sagte sie. „Die ist nicht zu Haus. Aber es geht ihr sehr gut, ihr und ihrem Wurm. Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß sie ein bischen schwach im Kopf ist? Da hab' ich gelogen. Sie hat mehr Verstand, als die meisten dummen Gänse. O, ich wollt', ich wär' auch so gescheidt wie sie gewesen, aber es sind verschiedene Gaben, und wie heißt's im Testament? Denen, die arm am Geist sind — ja, ja! O du Barmherziger!“

Und plötzlich brach sie wieder ab, legte beide Hände flach auf ihre Kniee und ließ den Kopf dicht auf die Brust sinken.

Ihr Wesen wurde mir immer unheimlicher. Auch war's da am Ufer schauerlich, da die Fledermäuse um das niedere Gebüsch zu flattern anfingen und der Wind, der sich jetzt aufmachte, einen moderigen Sumpfgeruch uns entgegenwehte. Dazwischen immer Brummbaß- und Clarinettfiguren von unten herauf.

Um nur die Stille zu unterbrechen sagt' ich: „Es scheint hoch herzugehen im Wirthshaus drunten. Wird da ein Fest gefeiert?“

Sie fuhr in die Höhe und blickte mich wieder mißtrauisch an.

„Hören Sie 's erst jetzt? So haben sie ja schon seit Mittag gefiedelt und gepfiffen und so wird's bis an die Mitternacht fortgehen. Ich hab' mir die Ohren verstopft, aber es hilft nichts. Nu, Hochzeiten sind keine

Begräbnisse, das weiß man ja wohl. Aber wenn sie wüßten, wenn sie wüßten —! Freilich, sie würden darum keinen Hopser weniger machen. O du Barmherziger!"

„Wer hält denn Hochzeit?"

Sie spuckte heftig aus und warf einen ingrimmigen Blick über den Weiher weg nach dem Hause unten, von wo die Töne herkamen.

„Gehen Sie nur auch hin", murrte sie. „Sehn Sie sich das Paar an. Sie passen schön zu einander. Er ist hübsch und schlecht und sie ist reich und dumm. Eine Bräuerstochter; sie mißt das Geld mit Scheffeln. Aber so viel Verstand hat sie doch noch, daß sie auf Alles, was man sie fragt, richtig antworten kann, und nicht Nein gesagt hat, als der Pfarrer sie gefragt hat, ob sie den Landrichterssohn zum Manne haben wolle".

„Den Landrichterssohn? Den! — „Nun wußt' ich freilich, warum die alte Frau so vor sich hin wüthete.

„Arme Hana! Und weiß sie auch, was da unten vorgeht?"

„Wie soll sie's nicht wissen, Herr? Meinen Sie, es fänden sich nicht mitleidige Seelen genug, solche Neuigkeiten gerade dahin zu tragen, wo man sich am meisten einen Gottslohn damit verdienen kann? Sie saß gerade vor der Thür und hatte ihre Puppe auf dem Schooß, mit ihren besten Fähnchen aufgeputzt, das blaue Tragkleid, wissen Sie, das die Frau Baronin ihr geschickt hat, und ließ das Kind auf ihrem Schooß tanzen zu der Musik da unten; da kommt die Magd der Apothekerin, die that, als käme sie so zufällig vorbei, aber es war das pure Mitleid, lieber Herr, zu sehen, was der arme Narr für ein Gesicht dazu machen würde, wenn er hörte, da unten macht sein Schatz Hochzeit. Sie sagte es ihr auch nicht selbst. „Mutter Lise", schrie sie mir hinein, „der Landrichterssohn — was sagt Ihr dazu?" — und dann schimpfte sie auf die schlechte Welt. Ich zwinkerte ihr mit den Augen zu, denn ich meinte, ich sollt' in den Erdboden versinken. Daß er sie heirathen würde, hatt' ich ja nie geglaubt; aber sie erwartete ihn noch immer jeden Abend und war guter Dinge dabei, und hätte ihn in alle Ewigkeit so erwarten können und dazu Eiapopeia singen. Und jetzt die ganze Niedertracht von der Hochzeit und der Brauerstochter sich so plötzlich über den Hals kommen lassen — wie wenn einem ein guter Freund ein Messer mitten in die Brust stößt —! Der tückischen Person selbst blieb das Wort im Halse stecken, wie sie sah, was sie angerichtet. Sie sagte, sie müsse sich sputen, ihre Frau warte auf sie, und lief weg. Und ich hinaus und sehe das arme Ding auf der Bank sitzen, den Kopf an die Mauer zurückgelehnt, als würde er ihr zu schwer, Mund und Augen weit aufgerissen. „Hana!" schrie ich, „glaub es doch nicht, sie hat gelogen" — und was mir die Angst noch Alles eingab. Aber sie sprach kein Wort, sie lachte mit einmal hell auf, dann wurde sie wieder ganz ernsthaft, schüttelte sich in allen Gliedern und stand auf, ihr Kind fest in den Armen. „Wo willst du hin?" sagt' ich? „Komm ins Haus. Ich koch' dir einen Holderthee". — Aber es war, als hörte sie mich nicht.

Sie ging langsam vom Hause weg, den Weg hinunter. Ich immer hinter ihr, und wollte sie am Kleide festhalten, aber es war was Uebermenschliches in ihr, das Gesicht dabei ganz ruhig, nur todtenblaß. „Hana“, sagt' ich, „du wirst doch nicht zu ihm wollen? Denk, was sie sagen würden, wenn du so auf die Hochzeit kämest! Sie würden sagen, du seist nicht recht bei Trost — und am Ende käme das Gericht und nähme dir das Kind, weil man's einer Unsinnigen nicht lassen dürfte!“ — Das schien sie auf einmal zur Besinnung zu bringen. Sie blieb stehen, drückte das Kind heftig an sich und that einen Seufzer, als ob ihr die Seele aus dem Leibe fahren sollte. Ich dachte, nun hätte ich's gewonnen und sie würde mit mir umkehren und nach und nach sich drein geben. Wenn sie nur hätte weinen können, es wäre gewiß ihre Rettung gewesen. Aber die Augen ganz trocken, und ich sah, wie sie immer nur auf das Haus da unten starrte, als ob sie die Wand durchbohren und den schlechten Menschen drinnen und seine Tänzerin mit Kranz und Schleier in Brand stecken wollte. Ich redete ihr zu, in's Haus zu kommen, ich merkte jetzt erst, wie ich nichts auf der Welt mehr hatte als sie, und das sagte ich ihr und bat ihr ab, wenn ich manchmal rauh und ungut zu ihr gewesen war. Lieber Gott, wenn man schon so miserabel daran ist und es wird einem noch ein hungriger Gast ins Haus beschert! — Aber das Alles hörte sie gar nicht. Die Musik schien sie festzuzaubern, sie fing wieder an, das Kind hin und herzuwiegen, plötzlich aber that sie einen lauten Schrei, als wäre was in ihrer Brust zersprungen, und ehe ich merken konnte, was sie vorhatte, rannte sie nach links hinab grade auf den Weiher zu. Ihre losen Haare flogen ihr nach, das blaue Kleidchen flatterte, so im Sturm ging's hinunter, und — o du Barmherziger! — mit meinen eigenen leiblichen Augen hab' ich's mit angesehen — — Kind und Kindeskind — — ich wollte schreien — es erstickte mich — ich lief wie eine Rasende — wie ich hinkam, sah ich nur noch das schwarze Wasser, das wie in einem Kessel brodelte an der Stelle, wo —“

Sie war aufgesprungen und stand mit dem halben Leibe vorgebeugt in dem nassen Ufergras wie ein Bild des Jammers, beide Arme ausgestreckt nach einem Punkt in der Fluth, der jetzt so unbewegt war, wie die ganze Fläche.

Ich konnte kein Wort hervorbringen. Jeden Augenblick dachte ich, sie selbst würde sich nachstürzen. Die Stelle, wo wir standen, schien besonders dazu geeignet, mit einem einzigen Sprung von der Welt Abschied zu nehmen. Der Abhang mußte hier senkrecht in die Tiefe gehen; es wuchs kein Schilf aus dem Wasser herauf, die Erlenbüsche traten zurück und ließen eine Lücke von einigen Klaftern Breite, und dicht am Rande war das Wasser so dunkel, als ob die Tiefe bodenlos sei.

Die Alte aber schien nichts Gewaltsames im Sinn zu haben. Ihre Gestalt sank wieder in sich zusammen, und die Arme fielen schlaff an den Hüften nieder.

„Sehen Sie da drüben Nichts?“ fragte sie plötzlich halblaut?

„Wo?“

„Da hinten bei dem Weidenbusch — nein, es ist Nichts — ich dachte, ihr Haar käme wieder zum Vorschein. Aber sie liegt nun am Grunde. Gleich anfangs freilich, da schwamm etwas Gelbes oben auf dem Wasser, ich will darauf schwören, es war ihr Haar — und der lange Rechen dort, der vom Heumachen her noch liegen geblieben ist — wenn ich den gepackt hätte und hätte das Haar damit gefischt und es fest um die Zacken gewickelt — ich glaube, ich hätte sie noch an's Land ziehen können. Aber sagen Sie selbst, Herr: was hätte es geholfen? Sie wäre doch wieder hineingesprungen. Und wäre es nicht auch gottlos gewesen, ihr die Ruhe wieder zu stehlen, die sie da unten gefunden hat? Wer weiß denn auch, ob ich den armen Wurm mit herausgezogen hätte! Und ohne ihr einziges Spielzeug, — was hätte sie auf der Welt noch angefangen?“

Sie schwieg wieder und rieb sich mit den gekreuzten Armen die mageren Schultern, als ob sie im Fieber fröstele. Im Wirthshaus unten hatte die Musik eine Pause gemacht, ich hörte die raschen, keuchenden Athemzüge der alten Frau und dazwischen dann und wann ein abgerissenes Wort wie aus einer Gebets-Litanei. Aber diese traurige Stille wurde plötzlich unterbrochen durch ein heiseres Eselgeschrei droben vom Walde her. Wir sahen uns Beide um.

Vor dem Häuschen stand die lahme Minka und ließ ihr kläglichstes Nothsignal erschallen. Gegen den dunklen Hintergrund hob sich der Umriß der grauen Thiergestalt deutlich ab; man konnte sogar sehen, wie sie die gesenkten Ohren schüttelte. Sie mußte uns unten bemerkt haben, denn als wir ihr nicht antworteten, schickte sie sich an, so holperig und mühsam es auch ging, zu ihrer alten Pflegerin hinunterzuhinken.

„Kommst du auch?“ sagte die Alte. „Hast du Durst, weil ich vergessen habe, dir den Eimer zu füllen? Sehen Sie, Herr, daß ich Recht habe? Die Minka hat Menschenverstand. Sie möchte auch mit ihrer Noth und Plage ein Ende machen. Und es ist auch das Beste, ihr hilft es auf einmal von allen Schmerzen, und ich — Aber wissen Sie, daß ich nun doch glaube, auch die Esel kommen in den Himmel? Warum hätten sie sonst Menschenverstand? Wer weiß, es ist ein für alle Mal aus, der fürchtet sich vor'm Aufhören. Und nun sehen Sie die Minka, wie resolut sie auf das schwarze Wasser lostrabt! Komm, Minka, komm, armer Narr! Wir wollen dir hinüberhelfen!“

Das Thier war unten bei dem Stein angelangt, auf dem die Alte hockte. Es schob seinen dicken Kopf in ihren Schooß hinein und knickte dabei in den Knieen zusammen. Aber die Alte half ihr wieder auf die Beine.

„Komm, Minka“, wiederholte sie. „Es thut nicht weh, und vielleicht hilft es dir zu den ewigen Freuden. Die Hana ist schon voran mit dem Mariechen. Mutter Lise wird bald nachkommen“.

Sie zog das Thier, das widerwillig folgte, an den Rand des Weihers

und versuchte, es hineinzudrängen. Aber Zureden und Streicheln waren so umsonst, wie das Stoßen und Schlagen, zu dem die Alte sich endlich entschloß. Alle vier Hufe stemmte das arme Opfer, das am ganzen Leibe zitterte, gegen das Ufergrün und ließ wieder sein flehendes Yah ertönen.

Die Alte warf mir einen bittenden Blick zu.

„Sie haben ein Gewehr auf dem Rücken, Herr. Wollten Sie meiner Minka nicht den letzten Liebesdienst thun und ihr zu ihrer Erlösung verhelfen? Das bischen Pulver und Blei möge Ihnen der Herrgott vergüten, das Sie an eine geplagte Creatur wenden, und wenn es eine himmlische Gerechtigkeit giebt und wir uns alle einmal droben wiedersehen, wird auch die Minka dabei nicht fehlen, und dann sollen Sie sehen, daß nächst dem Esel, der unsern Herrn nach Jerusalem getragen hat, kein schönerer im ganzen Paradies zu finden sein wird“.

Wie hätt' ich dieser rührenden Bitte widerstehen können? Ich spannte den Hahn, trat dicht an das gute Geschöpf heran und schoß ihm meine Kugel durch den Kopf. Augenblicklich stürzte das Thier zusammen und kopfüber in's Wasser, wo das graue Haupt nur noch einmal auftauchte, um dann spurlos zu versinken.

Die Alte war bei dem Schuß in die Kniee gebrochen, ich sah, wie sie die dürren Hände im Schooß gefaltet hielt und lautlos die Lippen bewegte. Gewiß betete sie ein Vaterunser für Minkas abgeschiedene Seele.

Dann rappelte sie sich mühsam wieder auf. „Ich danke Ihnen, Herr“, sagte sie. „Sie haben mir eben eine größere Wohlthat gethan, als damals, da Sie mir das Geld schickten. Wenn Sie nach Hause kommen, grüßen Sie die Frau Baronin. Sagen Sie ihr, sie brauchte nun nicht mehr Gutes an mir zu thun, Drei wären schon zur Ruhe, mit der Vierten würde es auch nicht mehr lang dauern. Und somit behüt' Sie Gott! Mich friert. Ich will in's Haus zurück und mir ein bischen einheizen. Die Nacht wird kalt werden und das Haus ist leer. Vergelt's Gott tausendmal, Herr! Nein, Sie sollen nicht mit mir gehen. Ich habe Niemand und brauche auch Niemand, und die verdammte Musik wird mich wohl schlafen lassen, wenn ich mir die Ohren recht fest zuhalte. Gute Nacht, Herr! Wohl zu ruhen! Und der Herrgott droben wird ja ein Einsehen haben und es gnädig mit uns machen. Amen!“

Sie schlug ein Kreuz und nickte mit ganz ruhiger Miene vor sich hin. Dann stieg sie den Abhang quer durch die Wiese hinan, und ich sah noch, wie sie oben ihr Häuschen erreichte und die Thür hinter sich zuzog.

Ich selbst schlug den Thalweg wieder ein, in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben könnte. Der Menschheit ganzer Jammer — darauf lief's ungefähr hinaus. Aber es mischten sich noch andere Elemente mit ein, die dem seltsamen Erlebniß etwas zugleich Feierliches und Groteskes gaben. Ein Psychologe von Fach hätte seine Noth gehabt, daraus klug zu werden.

Zum Glück sorgte das Wetter dafür, daß ich nicht in den bodenlosen Abgrund unfruchtbarer Speculation versank. Die Wolkenschicht, die langsam zusammengerückt war, entlud sich, da ich eben die ersten Häuser erreichte, mit solcher Gewalt, daß ich erst abwarten mußte, was daraus wurde, eh' ich den Fahrweg nach dem Gute betrat. Ich flüchtete natürlich in's Wirthshaus. Auch hatte ich eine gewisse Neugier, den vielbelobten Landrichterssohn an diesem Tage zu sehen, wo sein altes Liebchen sich aus der Welt geschlichen, um seinem neuen den Platz zu räumen.

Nun, es war eine Honoratioren-Hochzeit wie andere mehr. Ich konnte durch die offene Thüre in den Saal sehen, wo die Tafel längst abgeräumt war, um Raum zu schaffen für den Ball. Das junge Paar fiel mir sogleich in die Augen, nicht eben unvortheilhaft, er ein Mensch ganz wie ich ihn mir gedacht hatte, so ein Friseurkopf, wie ihn die Weiber zu bevorzugen pflegen, mit einem leichtsinnig verwogenen Gesicht, hinter dem nichts steckt. Im Ganzen eben ein „angenehmer Schwerenöther" des gewöhnlichsten Schlages. Die junge Frau im Myrtenkranz, eine Provinz-Schönheit, die sehr in ihren Gatten verliebt schien, beständig mit ihm tanzen wollte und sich dabei heftiger echauffirte als lieblich anzuschauen war. Da sie auch reich sein sollte, hatte der Gemahl in der That ein besseres Loos gezogen, als seine schurkische That verdiente, und es war nicht grade zu hoffen, daß die ausgleichende Gerechtigkeit ihn durch diese Heirath für all seine Sünden würde büßen lassen. Auch schien er nicht der Mann, eine solche Buße ruhig hinzunehmen, viel weniger sich mit überflüssigen Gedanken über die sittliche Weltordnung nur eine schlaflose Stunde zu machen.

Mich widerte diese schnöde Larve an; ich setzte mich zu den Bauern unten in die Schenkstube und trank mein Glas Bier in sehr verdrossener Laune, während die Decke zu Häupten vom Stampfen und Schleifen der Tanzenden dröhnte und zitterte und der Stromregen an die Fenster schlug.

Das dauerte so länger als eine Stunde, da hörte der Regen auf, die Wolkenschicht wälzte sich den Bergen zu, und der Mond trat hervor. Ich dachte nun daran, mich wieder nach meinem Einspänner umzusehen, denn für einen Fußgänger war die Straße natürlich nicht praktikabel, und hier zu übernachten wäre bei dem Hochzeitslärm ein schlechtes Auskunftsmittel gewesen.

Zum Glück fand ich, wie ich eben in's Freie trat, um mich nach jenem alten Rosselenker zu erkundigen, den Kutscher meines Schwagers vor der Thür, den mir die Schwester eben mit dem Jagdwagen geschickt hatte, um mich nach Hause zu holen. Ihm und seinen Gäulen that eine kleine Rast und Stärkung im Trockenen Noth. So verzögerte sich die Heimfahrt, daß ich zu Hause Alle schon im besten Schlaf antraf und erst am folgenden Morgen, als wir Drei beim Frühstück saßen, meine schauerlichen Erlebnisse von gestern berichten konnte.

Wir saßen noch unter dem Eindruck dieses seltsamen Trauerspiels, das

besonders meine Schwester, welche die Mitspielenden im Sommer einmal aufgesucht hatte, heftig ergriff und bis zu Thränen rührte, als die Thür aufging und der Verwalter meines Schwagers eintrat.

„Ich wollte nur melden, Herr Baron", sagte er, „daß es die Nacht ein Feuer gegeben hat. Es hat Gott sei Dank nicht um sich gegriffen und war auch nicht auf unserem Grund und Boden. Nur das Häuschen der alten Lise Lamitz ist niedergebrannt".

Wir sahen einander betroffen an.

„Weiß man, wie das Feuer ausgebrochen ist, und ist Niemand dabei verunglückt?" fragte mein Schwager.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Gewisses weiß man nicht, Herr Baron", sagte er. „Um Mitternacht, wie unten im Wirthshaus der Kehraus gegeigt wurde — der Sohn des Herrn Landrichters hatte Hochzeit gehalten — hörte man plötzlich den Thürmer die Feuerglocke ziehn, und wie Alles hinausstürzt, sehen sie oben am Waldrande die alte Hütte der Mutter Lamitz in hellen Flammen stehen. Wie von einem Holzstoß habe die Gluth ruhig in die Höhe geflammt, und obwohl sogleich das halbe Städtchen auf den Beinen und die Feuerspritze den Berg hinaufgeschleppt war, konnte man doch nicht das Mindeste ausrichten, so hatte sich die Flamme schon bis in die letzten Winkel des alten Nestes eingefressen. Erst als nichts mehr zu retten war, wurde man der Brunst Herr, und nur die Grundmauern sind bis auf Manneshöhe stehen geblieben, wenn sie nicht inzwischen auch schon zusammengestürzt sind. Von den Weibern und dem kleinen Kinde schien erst nichts mehr übrig, bis man im Winkel der einen Stube, in der der Webstuhl gestanden hatte, einen schwarzen schauerlichen Aschen- und Knochenhaufen entdeckte, unzweifelhaft die Ueberreste der alten Lise, die vielleicht, da alte Weiber nie warm genug haben, den Ofen übermäßig geheizt hat, daß die morschen Kacheln sprangen und die Flamme das Sparrenwerk des Webstuhls erreichen konnte. Sie muß zum Glück durch den Qualm rasch betäubt worden sein und ohne weitere Qualen ihr Ende gefunden haben. Was aber aus ihrer Tochter und dem kleinen Mädchen geworden ist, weiß Niemand, und auch von ihrem Esel, auf den sie so große Stücke hielten, ist bis zur Stunde nicht das kleinste Stück Fell oder Knochen gefunden worden".

Briefe von Moritz von Schwind.

Mitgetheilt

von

Bernhard Schädel.

— Darmstadt. —

Man darf wohl annehmen, daß die Bedeutung Moritz von Schwinds gegen das Ende seiner Laufbahn immer mehr erkannt und daß erst nach seinem Tode dieselbe dem deutschen Volke vollständig zum Bewußtsein gekommen ist. Neben dem, daß seine Werke durch Nachbildungen in immer weiteren Kreisen bekannt wurden, trugen dazu wohl zumeist die trefflichen Biographien bei, welche seitdem erschienen sind.

Das Volk hat ein Recht, seine großen Männer kennen und lieben zu lernen, und die Fachgenossen und Kunstkenner können keinen Anspruch darauf erheben, mit Einem aus ihren Reihen gleichsam einen Separat-Cultus zu treiben. Ist nun aber der Gefeierte zugleich ein Mann, wie Schwind es war: ein echt deutscher Charakter vom Kopf bis zur Zehe, ein Mensch voll Geist und Humor, der, wie ein Spiegel, die Strahlen unseres gesammten Geistes- und Kunstlebens in sich sammelte und auf die eigenartigste Weise wieder ausstrahlte; so gewinnt dessen Besitz einen desto allgemeineren Werth, und mit Freude und Stolz wird das Volk ihn hegen und bewahren.

Aus diesem Grunde würde Einer, der etwas beitragen könnte, Schwinds Eigenthümlichkeit für die Augen Deutschlands in ein helleres Licht zu setzen, und es nicht thäte, sich einer tadelnswerthen Unterlassung schuldig machen.

Diese Erwägung hat mich bestimmt, mit Ueberwindung mancher Bedenken an die Veröffentlichung einer Briefreihe zu gehen, die vom Jahre 1847 bis zum Tode Schwinds, im Jahre 1871, reicht und die geeignet erscheint, nicht nur über die mancherlei Schöpfungen aus dieser Zeit, sondern mehr noch über seine persönlichen Erlebnisse, sowie über seine Art, die Dinge dieser Welt anzusehen, ein erwünschtes Licht zu verbreiten.

Schon im Jahre 1872 hatte ich zwar, auf Ersuchen eines begeisterten Jüngers von Schwind, des Historienmalers Naue zu München, demselben

die gedachten Briefe zur Benutzung für die zu erwartende zweite Auflage von L. von Führichs Biographie unsers Meisters, mitgetheilt und Herr Naue hatte, wie er mir schrieb, unter Meidung alles Persönlichen, die gewünschten Excerpte gemacht. Aus mir unbekannten Gründen ist jedoch hiervon bis jetzt kein Gebrauch gemacht worden, und die in Aussicht gestellte neue Auflage des Werkes nicht erschienen.

Bei dieser Sachlage, und in Erwägung meines vorgerückten Alters, welches ein längeres Abwarten widerräth, will ich nun nicht länger säumen, den Schatz, welchen ich und für mich allein zu genießen mir nicht zusteht, auch Anderen zugänglich zu machen.

Wo zwingende Gründe mich zu kleinen Auslassungen veranlaßten, ist solches durch Punkte angezeigt (. . .).

Außerdem erschien es geboten, einige der vorkommenden Personennamen durch den Anfangsbuchstaben entweder nur anzudeuten, oder ganz unkenntlich zu machen. Dagegen hielt ich mich nicht für berechtigt, solche Ausdrücke, welche entweder die Stellung Schwinds zu den herrschenden Kunstrichtungen bezeichnen, oder zur Darstellung seines Charakters dienen können, wegzulassen, auch wenn dieselben Vielen hart und ungerecht oder all zu derb erscheinen dürften. — Die Orthographie und Interpunktion des Originals ist genau beibehalten.

Wenn ich mit dieser Veröffentlichung, wie ich glaube, dem Publikum einen Dienst erweise, so dürfte es wohl nicht unbescheiden sein, mir dafür eine Gegenleistung zu erbitten, welche überdies nur in non faciendo bestehen soll. Ich habe soeben von meinem Alter gesprochen, dem man ja wohl an sich schon das Bedürfniß nach Ruhe zugesteht, und muß noch hinzufügen, daß meine äußerst geschwächte Sehkraft mir fast gänzlich das Lesen und Schreiben verbietet. Ich erkläre daher, außer mit den, den Briefen beigefügten, allerdings dürftigen Erläuterungen, der Wißbegierde oder gar der Neugierde nicht weiter dienen zu können und sage mit St. Paulus im Schlußwort seines Galaterbriefes: „Hinfort mache mir Niemand weiter Mühe“.

Darmstadt, März 1880.

Bernhard Schädel.

I.

München, Pfingstsonntag 1847.

Liebster Freund!

Wäre ich noch in Frankfurt*), so ist wohl kein Zweifel, daß ich heute morgens nach der Mainzer Chaussee geschlendert wäre, und mit Zigarren Anzünden und Schwätzen Ihre Ungeduld nach der Kirche gehörig gesteigert hätte. Da nun die Promenade zwischen uns sich bedeutend verlängert hat, so benütze ich die unvollkommene, aber doch angenehme Erfindung des Schreibens, dem Mangl der Wirklichkeit in etwas nachzuhelfen. Es ist dieß der erste Brief, den ich nach Frankfurt schreibe, nicht ohne Gewissensbisse, da es sich wohl schickte, empfangene Briefe zu beantworten — es kann aber auch noch geschehen. Was ist in diesen 8—9 Wochen alles vorgekommen! von der kleinlichen Pein des Wohnungsuchens, Frau-erwartens-Besuchemachens, Zimmermalens und Meublkaufens gar nicht zu reden. Unter allen diesem Troubl ist vor der Hand das wichtigste geschehen, ich habe Frankfurt vergessen, rein abgeschüttelt, und was davon halten kann das kommt jetzt zum Vorschein, ohne den Beigeschmack alberner Verdrüßlichkeiten, die alle in den großen Papierkorb versenkt sind. Hier ist Fahrwasser, und wer Kräfte hat, der kann sie loslassen. Ich habe lange zu thun gehabt mich des langersehnten herrlichen Zustandes, als eines wirklich erreichten, ganz zu bemächtigen: daß ich mich hinsetzen kann und mit aller Muße Werke unternehmen, bei deren Ausführung mich von vornherein kein fremder Einfluß auf die Wahl des Stoffes, hintennach keine alberne und neidische Verdächtigungspolitik, verstimmt und ermüdet. Im Vorbeigehen gesagt ist das Musikantenbild, mit Glück überarbeitet, und braucht nur mehr die letzte Feile. Der Rhein im Begriff auf die Leinwand gepaust zu werden, und für die Geschichte mit der Beethovischen Symphonie, ein wichtiger Schritt geschehen, nehmlich die Eintheilung erfunden. Ueber den Verkauf des Hauses bin ich vollkommen getröstet. Meine hiesige Wohnung (in Schnorr's Haus) ist um ein tüchtiges größer, der Garten schöner die Umgebung ganz grün, und statt des Eschenheimerthurms haben wir die Glyptothek vor Augen die auch nicht bitter ist. Veni et vide. Ein Gastzimmer fehlt nicht. Die Aclimatisirung scheint vorüber zu sein. Die ganze Gesellschaft hustete und fieberte — jetzt ist es Gott sey Dank gut. Die Kinder freßen wie die Wölfe, und schlafen wie die Würste. Ich hatte Anfangs viel von Schwindel zu leiden, der aber auch seinen Abschied genommen hat. Drei — vier Aerzte die ich über das Schleimfieber gesprochen — versichern daß es erstens seinen epidemischen zweitens seinen nervösen Charakter, den es seit der Cholera behauptet, seit mehr als einem Jahre ganz verloren, und wieder wie sonst, nur mehr sporadisch und ent-

*) Schwind zog im Jahre 1841 von Carlsruhe nach Frankfurt am Main in dasselbe freundliche Haus an der Mainzer Chaussee, welches ich bewohnte, und es bildete sich hier zwischen den beiden jungen Familien ein freundschaftliches Verhältniß, das fortdauerte, als sich Schwind, einige Jahre später, ein Haus vor dem Eschenheimer Thor erbaute und endlich im Jahre 1847 nach München übersiedelte, wohin er einem Rufe als Professor an die Akademie der bildenden Künste folgte. Befreundete Nachbarn schlossen sich dem kleinen Kreise an und es wurden die schönen Abende in froher Laune im Freien zugebracht. Für diese Zusammenkünfte componirte ich verschiedene Quartette für gemischte Stimmen, Duette &c., u. a. „die Nachbarn auf dem Lande“, von welchen in diesem Brief die Rede ist.

zündlicher Natur sei. Dieß zum Trost für die Frau Gemalin, wenn sie den Reisepaß ausfertigen muß.

Lachner ist ganz der alte. (Die Nachbarn auf dem Lande hab ich ihm noch nicht gezeigt — er kennt aber Sachen von Ihnen und schätzt sie.) Morgens schreibt er an seiner neuen Oper Benvenuto Cellini klopft dann Noten aus und füllt den übrigen Tag mit Billard spielen und Biertrinken aus. Eine Oper seines Bruders „Lorley“ habe ich mit großem Vergnügen gehört. Wäre die von Mendelson welchen Spektakl! Ich sage Ihnen das sind Leute daß einem das Herz im Leibe lacht: Sie müßen nothwendig kommen und sie kennen lernen. Er macht auch so vortreffliche Schwänke e. g. behauptet er von Meyerbeer's Instrumentirung, wenn ein Besenstiel irgend einen Ton von sich gäbe, müßte er auch in's Orchester. Was macht der Instrumental Verein? Diese Tage habe ich mit der Liedertafel gekneipt — eine solche Massa von Humor habe ich nicht bald beisammen gesehen, dazu singen die Kerls prächtig. Kunz ist dirigens. Zum Künstler Mayfest habe ich Frau und Kinder hinausgeführt, welche treffliche Wirthschaft! Man sitzt und liegt im Wald herum hält Reden Maskenzüge, singt ißt und trinkt alles auf das fröhlichste. Der König ist im allerbesten Humor. An meiner Thür war er einmal vergeblich und rufen hat er mich nicht laßen. Fr. Lola sitzt in ihrem Haus und zeigt sich wenig. Ich habe nur erst ihr Porträt gesehen, das ist aber schon der Mühe werth Um unsern Dir. Gaertner hat es mir leid gethan. Es war ein Grobian aber eine ehrliche Haut und ein Mann von Energie und großen Gaben. Wenn man sich um den unentbehrlichsten Mann in München gefragt hätte, so war es Gaertner, jetzt ist er vier Wochen todt, und wenn er heute zurückkomt, kann man ihn gar nicht mehr brauchen. Das ist eine traurige Betrachtung.

Der Geldbeutl von Ihrer guten Frau sieht schon sehr strapeziert aus. Er soll getragen werden so lang er hält. Ein Clavier wird sich herausschlagen laßen, und zwar der Leipziger Stutzflügl a 280 f. Ich hoffe Leo*) versteht es. Faßen Sie nur den Gedanken fest ins Auge daß Sie herkommen müssen . . . . . , grüßen Sie Frau und Kinder nebst der ganzen Nachbarschaft von meiner Frau Louisl und Ihrem alten Freund

Schwind.

Ich muß Ihnen auch ins Ohr sagen das es niemand hört, daß das bewußte Gütl sich gefunden hat und am 25 ten lizitirt wird. Hoffentlich krieg ich es. Der schönste Punkt im Gebirg — für 10 Kühe Land und ein allerliebstes Haus.

P. S. 1. ten Juni. Mit dem Gütl ist es nichts dagegen werden Sie einen Besuch von Fr. Lachner bekommen. Er dirigirt in Lübeck und reist von da über Frankfurt zurück, wo er sich zwei Tage aufzuhalten gedenkt. Ich habe ihm Ihre Adresse aufgeschrieben, und er freut sich sehr Sie kennen zu lernen. Der Rhein ist in voller Arbeit. Frl. Lola befindet sich ganz wohl.

II.

München den 8 ten August 1847.

Liebster Freund Schaedel!

„Deine Freunde besuche weder zu selten, noch zu häufig“ steht in den vortrefflichen Lebensregeln von Platen. Ich will einmal sehen ob ichs errathe. Vorigen Sonntag, hatte ich schon große Lust zu schreiben dachte aber „nicht zu oft“ und expedirte unterschiedliche nöthige Schreiben worüber ich jetzt sehr froh bin.

Ihr Brief enthält böse Stellen, vor allem die, daß wir Sie nicht hier haben sollen — vielleicht ändert sich's noch. O Kindbetter! wie bringt ihr alles in Un-

*) Professor S. G. Leonhard, ein trefflicher Componist und Clavierspieler.

ordnung! ich sehe dem meinigen Anfangs September entgegen, und das mit einiger Angst. Mein Bruder den wir in seiner zweiten Ehe, wieder getröstet und glücklich wußten hat seine Frau im Kindbett verloren, und steht jetzt allein da mit einem kleinen Kinde. Wenn das glücklich vorüber ist, will ich Gott danken. Indessen arbeitet man fleißig fort, und es würde Sie doch freuen den Rhein bereits ganz untermalt zu sehen. Den Musikanten habe ich eine Woche mit gutem Erfolg gewidmet, nun fange ich an zu übermalen. Ich bin so glücklich über die herrliche Muße, daß mich alles andere gleichgültig läßt. Geselligkeit, Spaziergänge Kunstgenüsse, ja selbst die englischen Reiter die doch ein Hauptvergnügen sind — es ist nicht für mich auf der Welt, und es ist mir ganz gleichgültig ob es dergleichen giebt oder nicht. Wenn ich erst die alten Ideen abgefertigt habe, dann kanns losgehen aber genug von mir Marlo's*) Schluß hat mich sehr betrübt. Ich war seit fast einem Jahr gewohnt alle Tag meine Portion Marlo zu haben, auf einmal liegt die ganze Geschichte im Tr. und ich habe nichts mehr zu lesen. Die Infamie einen altgebackenen Schimpfartikl, über Cornelius Overbeck und Veit, frisch abzudrucken, hat mich bewogen nicht weiter zu praenumeriren — wenn ich aber bedenke, daß der Hauptkieb die administration trifft, die doch diese schlechten Sachen um schweres Geld, aus dem anvertrauten Schatze bezalt hat, so könnte ich mich wieder versöhnen. Ich bekomme 6 Journale umsonst ins Haus, sie ersetzen aber die Ober P A. Zeitung doch nicht. Begierig bin ich auf Nachrichten über die baldige ocularinspection der kühnen Müllersbraut.**) Möge der gute Kerl nicht gar zu hart gestraft werden! Seit drei Tagen ist mein Schwager Julius hier. Derselbe der 14 Tage bei Malzens gewohnt hat. Wir haben gehofft er würde mit Don Gerhardo***) zusammentreffen, es wird aber wie ich sehe nichts daraus. Die Maßa der Fremden ist, im vorbeigehen gesagt, lächerlich groß — wir sehen sie an unsern Fenstern vorüber nach der glyptothek ziehen. Einen Wiener hatte ich da, daß mir die Haare wollten zu Berg stehen. Die Kerls schreien alle, als hätten sie die erstaunlichsten Dinge zu sagen, und es ist immer wieder nichts. Dieses Exemplar war eine Liedertafel simpel, und war vom Sieg der guten Sache für immer überzeugt, weil die Wiener Liedertafel eine vierfarbige Vereinsflagge aufgehißt hat, ohne ins Loch gesteckt zu werden. Vom kleinen Rollett soll ein Trauerspiel zur Aufführung kommen, deßen Gegenstand die Liebe zweier Geschwister ist, d. h. die Liebe zum Heirathen, nicht die Geschwisterliebe — übrigens aber mit einer merkwürdigen Prägnanz gemacht, kurz beisammen, mit einer etwas zopfigen Ueberschwenglichkeit, die man aber zu glauben genöthigt ist — mit einem Wort, der kleine Kerl wird sich geltend machen. Vor der Hand wünsche ich ihm von Herzen daß er ausgepfiffen wird.

Lachner ist nicht nach Frankfurt gekommen — ärgerlich! Ich habe ihn übrigens seit seiner Zurückkunft noch nicht gesprochen. Für den Winter sind Quartett Abende verabredet, abwechselnd bei Lachner Pocci und mir — aber von den besten Geigern wo unser einer nicht mitmachen kann! Ich bin aber auch einem solchen Quartett von Notenfressern auf der Spur. Von Gleim†) habe ich schon sehr lange keine Antwort — Sie wissen wohl daß er Sklavenhändler geworden auf sehr gute Bedingungen, und baldigst heirathet. Schade daß er in Mannheim sein muß, solche Leute sind selten.

*) Roman von Otto Müller welcher in dem belletristischen Beiblatt der Ober-Postamts-Zeitung erschien.

**) Müller hatte seine spätere Gattin bis dahin nur aus einer intimen Correspondenz gekannt.

***) Gerhard Malß, gegenwärtig Inspector des Staedel'schen Instituts in Frankfurt.

†) Der talentvolle Landschaftsmaler Gleim, welcher mit einer Freundin von Schwinds Frau versprochen war, nahm damals eine Privatstellung in Mannheim an, und obiges Witzwort scheint eine Abneigung Schwinds gegen dieses Verlassen der Künstlerlaufbahn zu documentiren.

Jetzt wird es im Haus lebendig und ich muß ein Ende machen. So lange ich jetzt schreibe, war meine alte Phantasie so gefällig mir abwechselnd, die angenehmsten Stellen von Frankfurt vorzuführen. (Sonderbarer Weise ist mir alles deutlicher als mein ehemaliges Haus). Es geht daraus hervor daß es doch eigentlich nothwendig ist den Ort zu kennen an dem ein Freund lebt, weil man sonst keine rechte Vorstellung von ihm hat und ihn nach und nach vergißt. Und da geht hervor daß Sie den Plan, uns in unsrer neuen Pflanzung anzusehen, durchaus nicht aufgeben dürfen, so wie ich heimlich an der angenehmen Vorstellung nasche nächste Osterferien in Frankfurt zuzubringen. Vielleicht können wir zusammenhandeln. Frau und Kinder sind Gott sei Dank wohlauf und grüßen bestens. Der Frau Gemalin und bei M . . . .'s bitte ich alles Schöne, versteht sich wenn Sie Malzens oder Frau Wenner*) sehen deßgleichen. Leben Sie recht wohl und laßen Sie mich recht bald wissen, ob ich das Platnische „nicht zu oft, nicht zu selten" getroffen habe.

Ihr aufrichtigster

Freund Schwind.

Nothwendig sollte ich wissen, wo Helmsdörfer's symbolisches Lexicon**) oder wie es heißt zu haben ist. Ich führe es auf der Akademie ein.

III.

München, 9ten September 1848.

Liebster Freund Schaedl!

Gestern Abend 1/4 7 wurden wir mit einem stattlichen Töchterlein erfreut. Mutter und Kind sind wohl auf und alles geht wie es gehen soll. Sie sind wohl so freundlich und theilen die frohe Nachricht M . . . .'s . . . . und J . . . . .'s mit, denen wir uns allen bestens empfehlen, und unser Andenken wieder an's Herz legen wollen. Ich denke ich kriege bald einen Brief von Ihnen, denn ein längeres Schweigen würde heißen — Du hast Deine Freunde zu oft besucht.

Es lebt sich ein Tag wie der andere und dem Himmel sei tausendmal gedankt, wenn ers nicht ändert. Der Rhein geht vorwärts. Das Bild mit dem Concert wird immer zeitiger.

Leben Sie recht wohl empfehlen Sie uns bei der guten Frau Andreae und der angenehmsten Geheimräthin***). Louise war sehr erfreut über den Brief von Fr. M . . . .

Leben Sie recht wohl und lassen bald gutes hören

Ihren Freund Schwind.

IV.

München 14ten Octob. 1847.

Liebster Freund!

Was ich von mir zu erzählen habe, ist nur in so fern gut als es vorüber ist. Dieses vorüber ist aber mehr werth als manches praesens. Vierzehn Tage nach der Niederkunft, bekam meine Frau eine Brustfellungen-Entzündung . . . . elende Tage und schlaflose Nächte waren der natürliche Verlauf. Seit einigen Tagen geht sie wieder aus, und gestern Abends hatte ich den Todesschrecken, daß sie, wie sich ergab in Folge eines Diätfehlers, der in Frankfurt keiner gewesen wäre — auf einmal alles halbirt und dann gar nichts sah. Gott sei tausend Dank bis der Arzt kam, war alles wieder so ziemlich gut, aber es war

*) Wittwe des bekannten Kunsthändlers und Förderers des jungen Cornelius.

**) Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Frankfurt a. M. Hermann'sche Buchhandlung 1839.

***) Frau Marianne Willemer, Stiefmutter der Frau Andreae-Willemer.

eine Stunde ohne gleichen. Zwischen alledem durch gedeiht das kleine vortrefflich, und hat die Muttermilch nicht ein einziges Mal entbehren müßen. Aus einer sehr nöthigen Erholungsreise wurde bei dieser Gelegenheit nichts ein Besuch meines Bruders durch den Ausbruch der Entzündung um seine Reize gebracht, und ein Besuch Thäters mit der fertigen Platte des Ritter Curt den er vortrefflich gestochen hat, durch dessen Erkrankung abgekürzt. Wir waren ein Paar Tage in Sorgen, daß er das Nervenfieber bekäme. Mittlerweile wurden die Musikanten fertig, und waren diese vergangene Woche auf dem Kunst Verein ausgestellt. Mit dem Erfolg kann ich zufrieden sein, ich hätte ihn nicht so gut erwartet. Er wandert jetzt nach Leipzig wo Verkaufs Unterhandlungen angeknüpft sind. Thäter sticht das Bild auf eigene Rechnung. Jetzt geht es wieder an den Rhein, nachdem ich für die fliegenden Blätter ziemlich fleißig war. Leider konnte ich eine Arbeit noch nicht zu Ende bringen die ich in Holz geschnitten „meinen Freunden und Feinden in Frankf. gewidmet", zum neuen Jahr wollte erscheinen lassen. B . . . . . war hier um wieder zu versichern oder versichern zu lassen daß ihm die Gabe der Beredsamkeit nicht gegeben sei . . . . .

. . . . . daß Sie nicht kommen konnten war mir gar nicht recht, jetzt sehe ich allerdings ein daß nicht viel Vergnügen wäre zu holen gewesen. Ich habe über all dem Troubl Freund Lachner die längste Zeit nicht gesehen. Im ersten Abonements Concert, erschien weder der König, noch irgend wer von Hof, wahrscheinlich aus Grimm, daß die adeligen Damen weggeblieben waren — um nicht neben der Gräfin Lola sitzen zu müßen, die auch wieder einen apparten Zorn auf Lachner hat. So ist dieser reizende Teufl überall fühlbar. Ohne ihre holde Anwesenheit dürfte ich wohl mein Bild auch nicht weiter schicken —

Ich muß noch bemerken daß ich zu dem Bilde nichts geschrieben habe als „die Rose oder der Hochzeitsmorgen" und das Publicum hat sich zurecht gefunden. Der schriftliche Lohnbediente in der allg. Z. wird sich hoffentlich wieder einfältig genug vernehmen lassen. Nun lieber Freund habe ich nur noch zu sagen, daß mir eine Morgenpfeife auf der Mainzer Chaussee ganz vortrefflich schmecken sollte, daß ein Gastmahl bei M . . . .'s doch etwas vortreffliches war, und ein singender Abend im Garten in der Erinnerung immer schöner wird. Ich war meiner Sache fast ganz gewiß daß ich zu Ostern käme, nun wirds wieder zweifelhaft weil ich diese Ferien zu Hause bleiben mußte. Nun wir wollen sehen! Wenn Pluto fortfahrt günstig zu sein läßt sich manches machen. Grüßen Sie herzlichst ihre Frau und Kinder und unsere alte Nachbarschaft. Wem meine Frau Briefe schuldig ist, der wird es nach dem vorliegenden Rapport begreiflich und unschuldig finden. M . . . .'s möchten ihre guten Vorsätze wegen München nicht staubig werden lassen.

Was machen die Quartetten — zu schreibende sowohl als zu geigende? adieu

Ihr aufrichtigster Freund
Schwind.

V.

München 26ten Februar 1848.

Liebster Freund Schädl!

Sie können sich denken daß ich bei obwaltender Revolution, ernsthafteres im Haupte zu wälzen hatte, als Briefe zu schreiben. Die Gemüther sind jetzt leidlich beruhigt, und da sitz ich. Bei alledem daß es zu nichts ernstlichem kam gab es doch für Aug und Ohr einige unvergeßliche Dinge, die der Poet der in 50 Jahren gewiß ein Theaterstück aus der Geschichte macht schwerlich so pikant wird erfinden können. Es wäre vielleicht gut das alles aufzuschreiben.

Also, schönsten Dank für die gute Aufnahme, es ist eigentlich Schade daß ich nicht länger geblieben bin. Freund Duller fand ich im Begriff die Fürsten zu

pensioniren, seine Frau hat nur noch nicht entschieden, bei welchem anzufangen sei. Gleim sammt Frl. Braut fand ich im rosenfarbensten Humor. Die Sklavenhandlungs Agentur hat die badische Regierung ihm als einem Ausländer nicht bewilligt, demohngeachtet macht sich's und es wird jetzt bald geheirathet. In Carlsruh fand ich alles wohlauf, und blieb 3 Tage. Serenissima waren sehr liebenswürdig, ich war über zwei Stunden bei ihr, und wurden mir endlich Gemälde gezeigt, die freilich nicht sehr virtuos gemacht sind in denen aber doch immer eine Stimmung ausgesprochen sein will — manchem Künstler von Fach zu wünschende Eigenschaft. Ein Gespräch über die schöne Lola war interressant genug. In München kam ich an als Meßreisender. Einen ganzen Tisch konnte ich bedecken mit Geschenken für Frau und Kinder. Meine Wohnung gefiel mir wieder recht gut, aber im Winter ist noch mehr als im Sommer zu spüren daß München gegen Frankf. gehalten ein Dorf ist. Damit ich nicht vergesse, Frau Hoffstadt*) geschieht vielleicht ein Dienst damit wenn Sie ihr sagten daß vor 3—4 Wochen der König bei mir war, und von der Sammlung sprach „nicht wahr es wäre Schade wenn man sie nicht hätte" ist der allerhöchste Ausdruck. Es geht jetzt alles drunter und drüber, aber Kunstsachen scheinen das einzige, was dem trefflichen Mann nicht verleidet ist. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten diese Stelle F. Hoffstadt mitzutheilen bitte ich meine besten Empfehlungen nicht zu vergessen. Freund Lachner habe ich seit ich hier bin kaum gesehen. Seine Kinder hatten die Röthln, späterhin wie seine gut waren fingen die meinen an, jetzt wirds aber wieder gehen. Am Rhein bin ich jetzt am Lassiren respektive fertig machen. In drei Wochen habe ich diese Last abgeschüttelt. Es ist ein gewaltiges Stück Arbeit. Was thut man aber nicht wenn man die Aussicht hat seine Sachen nicht zu verkaufen und tüchtig bekrittelt zu erleben! Warum habe ich auch nicht gelernt originelle Bilder machen die nebenbei gerade so aussehen wie die andern! Nichtsdestoweniger brenne ich schon vor Begierde die bewußte musikalische Novelle ins Werk zu setzen, und noch andere Dinge die sich noch weniger um das Publicum kümmern. Gott sei tausend Dank daß ich mit etwas Schulmeistern und Poßenreißen mir die kostbare Muße erwerben kann mehr soll eigentlich niemand verlangen. Wenn es Sie intressirt können Sie ehstens beim Kupferstecher Goebl eine Randzeichnung von mir sehen die ich als Vergrößerung zu dem Falkensteiner Bild gemacht habe. Ich glaube sie ist nicht ganz übel. Von Leo höre ich gar nichts. Ich hoffte er würde sich vernehmen laßen, da die Musikanten in Leipzig waren. Man kaufte sie nicht, weil man nicht zugeben konnte daß bei einem Hochzeitsmorgen die Musikanten zur Hauptsache gemacht werden sollten. Auch gut. In Zukunft wenn Sie eine comische Oper schreiben, daß Sie ja nicht die Hauptparthien comisch halten.

Gewöhnen Sie sich ja bei Zeiten an den Gedanken, daß Sie diesen Sommer nach München kommen müßen, da ich hoffentlich die 2—3 nächsten nicht hier sein werde. Empfehlen Sie mich der Frau Gemalin C . . . . ens Malzens und wer Ihnen sonst begegnet allerbestens und schreiben Sie etwas bälder als ich

Ihrem aufrichtigsten Freund

Schwind.

VI.

München 21ten Juny 1848.

Liebster Freund Schaedl!

In einem Brief den ich gestern aus Frankf. erhielt steht „von dem traurigen Ende das . . . genommen hat, werden Sie wißen". Ich weiß aber gar nichts und

*) Wittwe des Königl. Bayer. Ober-Appellationsrathes Hoffstadt, der sich besondere Verdienste um das Wiederaufleben der Gothik erworben und eine reichhaltige Sammlung von dahin einschlagenden Kunstschätzen hinterlassen hatte, um deren Ankauf es sich handelte.

kann doch nicht wohl bei . . . ens anfragen. Sie können sich denken daß wir sehr besorgt sind, und sehr dringend um ein Paar Zeilen Auskunft bitten. Vielleicht ist das ganze auch eine Fabel?

Ich hoffe es geht Ihnen noch gut, das demokratische Comité dürfte aber bald einiges Unheil herbeiführen. Gefiele es doch dem gütigen Himmel es so einzurichten, daß kein einziger dieser Schlingel davonkömmt. Die heut früh eingetroffenen Nachrichten aus Prag lauten dahin, daß die Bürger als sie sahen, daß die Swornost anfing anzuzünden und zu plündern, sich endlich zum Militär geschlagen, und solchergestalt die süßen Bömaken „vertilgt" worden seien. Leider wird es wieder nicht ganz wahr sein. Was für ein Esel war ich daß ich nicht gleich bei dem ersten Glimmen der Morgenröthe nach Amerika gewandert bin! Da ich wußte aus welchem Loch der Wind bläst. Es sieht nicht aus, als wollte sich irgend was gut einrichten, das beste ist vielleicht daß das Alpenhorn von Proch nicht mehr so oft gesungen wird. Hier ist man noch am besten dran, es ist schon erstens niemand hungrig, und zweitens hat die Münchner Bürgerschaft ihre Faust drauf gelegt Ordnung zu halten, und das will was sagen. Heute Nacht war eine Katzenmusik beabsichtigt, kam aber die ganze Capelle sehr ins Gedräng und ein Dutzend ist arettirt. Wer? Juden und ein Paar Wiener Studenten. On dit gesehen habe ich sie nicht. Der Polizei Direktor ist ein wahrer Satan und ich wage zu hoffen, daß Bayern in diesem allgemeinen Tollhausspiel vernünftig bleibt. Von den Capellmeistern ist der jüngste — Kunz — ein braver Mann und guter Freund — sehr bedenklich krank. Fehlt der Schluß.

Sollen Sie glauben daß ich wieder ein ziemlich großes Bild unternehme? 7 Schuh hoch und breit, Gegenstand nichts weniger als zeitgemäß. Da ich aber mein eigner Mäcen bin und nichts zeitgemäßes weiß, als wie der Teufel in die Säue fährt, so lasse ichs beim Grafen Gleichen mit seinen beiden Frauen bewenden. In meiner Art ist da auch von Deutschland die Rede, aber nicht im Sinne des demokratischen Vereins. Ich arbeite dießmal mit ganz besonderer Pomade, und ich arbeite auf die Auflösung eines Farbenproblems los von dem ich die Satisfaction erwarte, daß ich nicht umsonst auf meinem wenig belobten Wege geblieben bin. Weil mir dabei meine Frankf. Bewunderer einfallen kann ich nicht unterlaßen (vielleicht zum zweiten Mal) zu erwähnen, daß die heimkehrenden Schnitter zum besten des Unterstützungs Vereins ausgestellt, besagter Cassa 25 f. Auslagen eingetragen hat.

Transport	f. 50
Einnahme	25
Rst.	— 25

Mit meiner Frau und meinem älteren Bruder, der auf dem Rückwege von London nach Wien uns besuchte, war ich in Salzburg der Meinung meinen zweiten Bruder zu treffen. Da dieser aber meldete daß er nicht von Aussee weglönne, entschlossen wir uns kurz und gut und reisten hin. Welch ein Land und in dieser Jahreszeit! Verdienen die Menschen eine so schöne Erde, wenn sie toll genug sind sich so aufzuführen wie sie thun? Was ist aber von einer Race zu erwarten, die in nichts einig war als das Alpenhorn von Proch zu singen sage ich noch einmal. Ich frage Sie auf ihr Gewissen, ob Sie schon je, einen so albernen Brief von mir bekommen haben, das ist auch eine Folge des Völkerfrühlings und muß ertragen werden.

Ein Lichtpunkt in allen diesen Teufeleien ist der unerschütterlich gute Humor unsrer kleinsten Tochter. Sie lacht den ganzen Tag, und stampft mit dem P . . . dazu. Dazu erfreut sie sich eines röthlichen Schopfs was immer ein Hauptgusto von mir war. Die größeren zwei sind schon auf der Bahn des Fortschritt's, sie lärmen wie unsinnig und haben bereits ganz zeitgemäße Anwandlungen von Halsstarrigkeit

und Ungezogenheit. Leider können sich diese volksthümlichen Triebe, in dem Druck des philisterhaften Aelternhauses nicht in voller Freiheit entwickeln, und es steht noch immer zu besorgen daß der Zopf die Oberhand behalten, und diese zur Freiheit und Vogelfreiheit berufenen Seelen, in den schmälichen Grenzen der Ordnung und Zucht eingepfercht bleiben dürften. Die Schwiegermutter ist bei uns und grüßt und empfiehlt sich nebst den Kindern allerseits. Ich bin recht froh daß ich mich noch einmal bei Ihnen rasirt*) habe, wer weiß wie lang es noch angienge.

Ihr alter Freund

Schwind.

VII.

München, 6ten Aug. 1848.

Liebster Freund Schaedl!

Heute ist also glücklich dem Herrn Reichsverweser, abseitens aller Münchner Waffenträger gehuldigt. Jetzt gegen Abend machen sich auch die Biertrinker daran, ein Chor bei dem es keine Reluenten giebt, und so wäre bairischer Seits die Sache in Ordnung. Gebe der Himmel sein Gedeihen dazu — mich erinnert die Verweserschaft immer an die Geschichte von dem Jungen der jubelnd nach Hause kommt, weil er „beinahe" etwas bekommen hätte. Sehr zu danken haben wir Ihnen, daß Sie uns so bald aus der . . . schen Sorge herausgeholfen haben. So leid mir um den guten Mann ist, so gönnt man doch einem kränkelnden eher sein Ende, als unserm in seinem Alter so frischen Freund Pistol. Ein Stück unseres Coloniallebens konnten wir hier ans Herz drücken — Hr. u. Fr. J . . . . . . Man traf sich im Theater und gieng den andern Tag zusammen in die Erzgießerei. So unvergleichlich grob der Mann ist, freute ich mich seines Anblicks doch als eines Fragments gar schöner Zeiten. Ich wollte es käme einmal jemand rechtes z. B. der Herr der die vierstimmigen Sachen für die Companie geschrieben hat — er singt einen sehr sanften Tenor — vielleicht wißen Sie wie er heißt — er hat es auch halb und halb versprochen. Sonderbar würde jenem Freunde, eine ganz ruhige Stadt vorkommen, mit zwei Königen statt einem denen sie beiden die allertiefsten Complimente macht. Er würde die Familie Schwind, die er zuletzt in einem sehr schönen Haus gekannt hat, finden in einem kleinen parterr Häuschen, das unter ein Paar gewaltigen Linden, im Hintergrund eines Wiesen und Garten Grundes liegt, gerade groß genug um die verehrliche Familie aufzunehmen, und einen anspruchlosen Gast. Das Attelier an welchem erweitert und nachgeholfen wird übertrifft das Frankfurter, der Ankaufspreis, ist etwas größer als der des Frankfurter Bauplatzes! (Briennerstraße Nr. 36) als ein Haus weiter als jetzt. Außerdem möchte ich unsern Freund aufmerksam machen daß die Stadt München im Besitz einer Sängerin ist die aus mir alten Haushahn noch einen Theaterläufer machen wird. Es handelt sich nicht um Stimme und „entschiedenen timpr" sondern ich bin so glücklich alle die schönen und tiefen Gefühle, wie in einer zweiten Jugend wieder zu erleben, wenn ich sie in diesem herrlichen Gesang vernehme. Und dieses Kleinod heirathet einen vertrackten Landrichter in irgend einer kleinen Stadt, und laßt uns mit Gefühlen und Entzückungen sitzen, und zwar nächstes Frühjahr. Wer also noch davon profitiren will der mache sich auf die Beine. Die ganze Oper ist in einem höchstglücklichen Zustand, der zu schön ist um auf die Länge ungestört zu bleiben. Lachner muß in Frankfurt sein oder diese Tage hinkommen, ich glaube man wünscht einen tenore. Von Leo höre ich gar nichts . . . . . Trotz aller Errungenschaften, sind wir in musicalibus nicht viel gescheidter als vorher. Freund Speyer per parentesin, hat eine zeitge-

*) Schwind hatte die Servitut erworben, sich, auch wenn er nicht bei mir logirte, jedesmal am ersten Morgen seiner Ankunft bei mir zu rasiren; und daran hielt er fest.

mäße Dichtung in Musik gesetzt, und bei Mechetti in Wien erscheinen lassen, das liest sich in den Wiener Zeitschriften. Einige gute Märsche könnte man jetzt brauchen, aber welcher wird der beste sein? Der bei einer höchstfeyerlichen Gelegenheit, von der möglichst großen Banda bei schönem Wetter in einer zeitgemäßen Stadt aufgeführt wird. Um von meiner Wenigkeit zu reden bin ich daran die letzten Striche am Rhein zu machen. Er soll auf der dießjährigen Ausstellung — 25ten Aug. dem Publico vorgeritten werden. Wenn nur die verschiedenen Wappen nicht ein demokratisches Scheiben schießen hervorrufen, dann bin ich schon zufrieden. Außer den laufenden kleinen Beiträgen zu den fliegenden Blätter habe ich alles was angefangen war fertig gemacht und einige Wasserfarbenzeichnungen honoraris causa verfertigt. Wie angenehm wird es sein, ganz ohne Verpflichtungen, und anhängende Anfänge, sich auf ein Werk mit allem amore zu concentriren. Es hat mir doch zu schaffen gemacht der Hoffnung, ja der nächstliegenden Möglichkeit, zu entsagen, durch noch ein Paar größerer Werke, die das Publicum nicht übersehen kann, den früheren noch zu etwas mehr Geltung zu verhelfen. Ich kann ganz einfach das baare Geld nicht auslegen, das die großen Rahmen etc. kosten, wenn mir auch Zeit und Mühe nicht bezalt wird. So überlasse ich denn die große Bühne andern, und ziehe mich unter meine Lindenbäume, ich bin da vielleicht besser am Platz, und keinenfalls werde ich der Narr sein und mir meine Pfeife nicht schmecken lassen. Das kleine tusculum hat einige Reize, und hat so viel ländliches als sich mit einer professura vereinigen läßt. Die Kinder sind Gott sei Dank gesund und werden den schönsten Platz haben zum herumspringen. Das kleine das Sie nicht kennen ist ganz allerliebst. Frau und Schwiegermutter grüßen allerbestens, und nun käme noch eine große Aufzälung von Freunden die wir herzlich gegrüßt wünschen, und über die einige Nachrichten sehr erfreulich wären. Als da sind . . . M . . . . Malz, Fr. Wenner Frl. B . . . . Fr. Rth. Willemer 2c. 2c. Alles Schöne an die Frau Gemalin — meine Damen sind in's Wasser gegangen, sonst würden sie mir noch mehr auftragen, und thun Sie das Ihrige dazu, sich auch einmal bei mir zu rasiren ich habe einen schönen Spiegl vom 9 X. Stand. Adieu und bald wieder schreiben, und den Herrn zur Herreise aufmuntern von Ihrem

alten Freund Schwind.

VIII.

München 14 ten Jenner 1849.

Liebster Freund Schaedel!

Mit dem Tobi*) seiner Beherbergung ist es nichts gewesen. Gerade die Zeit, wo er erst Pflege brauchte und Zeitvertreib, da konnten wir ihn nicht haben, weil er nicht aus dem Zimmer durfte. Er war indessen bei seiner braven Hausfrau ganz gut versorgt, an Besuchen hatte er keinen Mangel, und so kam daß ich ihn die ganze Zeit nicht anders als kreuzfidel getroffen habe einmal über das erste Glas Bier dann über die erste Cigarre item alle Tage über einen neuerlaubten Genuß. Seit 3—4 Tagen geht er aus, und da kommt er natürlich zu uns zum Essen und bleibt nach und vorher nach Belieben. Da ihm eine einfache Hausmannskost, als das zuträglichste empfolen ist, so sind wir durchaus nicht in der Lage, ihm zu Lieb irgend einen Aufwand zu machen. Stelle das der Fr. Andreä vor und sag ihr wir seien ohnedem schon in die größte Verlegenheit gesetzt: ich durch eine gewaltige Sendung Cigarren, meine Frau durch eine schöne Nadel, die sich der galante Tobi,

*) Die jungen Frankfurter Tobias Andreae-Willemer und Otto Donner hatten sich der Malerei gewidmet und wurden von den Schwind befreundeten Familien dessen besonderer Obhut anempfohlen.

mit keiner Gewalt abhalten ließ, ihr zu verehren. Wenn Du ihr einen Wink geben kannst, die Hausfrau irgend mit Dank anzusehen, wird es eine gute Wirkung machen; sie war unverdroßen zu allem und voll Antheil. Es ist eine hübsche junge Beamtensfrau. Donner ist fleißig, hat aber durch Tobis Krankheit gewaltig Zeit verloren. Der brave Kerl war als Krankenwärter Vorleser und alles mögliche unermüdlich. —

Unter den Zeit Ereignissen kommen doch ein Paar vor, die mich näher angehen. Erstens daß der Hr. Oberst Majerhofer einen glänzenden Sieg erfochten an der Spitze von 20000 Mann, daß man einen Vetter von mir im Stadtgraben niedergeschoßen (es war ein Lump in folio das kann ich ihm bezeugen: St . . . . .) und daß die B. Perin die ich seit 25 Jahren als dumme Gans verehre als Amazonen Anführerin, ins Zuchthaus gewandert ist. Mein Bruder sitzt noch immer in Mailand, und ich hoffe, auf die ungrischen Ereigniße hin sicherer als vorher.

In musicalibus lebe ich wie Gott in Frankreich. Die gewiße Zeichnung wurde der Fr. Hetznecker feierlich überreicht, und bei dieser Gelegenheit von Seite der Hofkapelle beschloßen alle Montag zusammenzukommen und Musik zu machen. Alle Einladungen Einführungen etc. wurden von vornherein verschworen, nur ich ganz allein, den man für einen Haupt-Veranlaßer halten zu müßen sich einbildet, erhielt durch eine sehr liebliche Gesandtschaft meine Aufnahme als Mitglied. Es setzt alle Abend ein Paar Violinquartette Clavier, Gesangstücke Lieder kurz das ausgesuchteste. Dazu ißt man für sein Geld, trinkt Bier und zündet sich um zehn Uhr seine Cigarre an. Die Frau Louisl war ein Paarmal mit, weiß aber immer Ausreden. Ich weiß nur soviel daß ich lieber mit Leuten umgehe die für Musik begeistert sind, als mit politisirenden Malern, ...

Nachdem ich die fatalsten Stimmungen durchgemacht, leider bis zur Rückkehr meines alten Nervenübels, bin ich doch wieder flott geworden, auf meinem alten aber braven Kunstgaul. Er geht mir gerade nicht mehr durch, aber wenns darauf ankommt, so macht der Kerl noch Anstrengungen trotz einem jungen. Ich wünschte mir nur noch einige Paar Pfoten. Der Tag wird Gott sei Dank länger, und ich habe ein fast ungestörtes Jahr vor mir. Nach Frankfurt wird bald die Mumm'sche Zeichnung kommen, kannst Du ihm sagen — den Heiden ein Aergerniß — hoffe ich.

Weihnachten war sehr brillant bei uns. Wenn Du uns wieder besuchst wirst Du unsern Salon, um einen gemalten Luster reicher finden der sich gewaschen hat, aber — vielleicht beßert sich's wieder. Leb recht wohl und schreib recht bald wieder.

Hoffentlich gehts Deiner Frau beßer, was ich ihr von Herzen wünsche, und Deine Kinder sind gesund. Frau und Fräulein C . . . . bitte uns schönstens zu empfehlen. M . . . .'s möchten sich doch jetzt schon an den Gedanken gewöhnen, daß es für sie unerläßlich sei diesen Sommer nach München zu kommen. Hast Du kein Geschäft machen können mit den Schallerischen Statuetten? Denke doch daran, der gute Kerl spürt den Völkerfrühling auf das unangenehmste. Mit dem neuen König geht es gar nicht. Auch die Münchner jammern. Es scheint das alte Uebel der Unentschloßenheit und wie Schwandaler sagte, das Blut Carl des Großen oder vielmehr der Stolz darauf — zu wirken. Daß mich auch der Guckuk gerade herbringen muß wo der alte abdankt.

Von der Frau alles Schöne nach allen Seiten und somit prost Neujahr

Dein alter Freund

Schwind.

IX.

München 27 ten Jenner 1849.

Liebster Freund Schaedl!

Erschrick immerhin daß schon wieder ein Brief kommt, denn dießmal kostet dichs Geld und Zeit.

Es gibt ein Spiel das in Carlsruh Zitter und Wackl, in Frankfurt „Häkelspiel" heißt. Eine Anzahl solcher Stängelchen ich glaube 100 in einer beinernen Kapsel. Ein solches kaufe und zwar das Hübscheste das Du kriegst, thue es in eine Schachtel mit Brennten, wenn man sie zu kaufen bekommt und schicke es per post an mich in die „k. Akademie der bildenden Künste" adressirt. Ich könnte Dir eine schöne Geschichte dazu erzälen, aber das geheimnißvolle und romantische in der Sache ist allzureizend. Wenn die Post sich auf Nachnahme einläßt, d. h. Dir das Geld auszahlt und es bei mir in Empfang nimmt so ist dieser schwierige Punkt gleich geordnet, wo nicht — wird in Bälde bei Freund Goebl Geld für mich flüßig werden, wo ich Dir dann gerecht werden kann. Laß mich nicht stecken Freund und wenn Du Brennten kriegen kannst so laß es eine tüchtige Schachtl sein. Wenn Du Freund Mumm siehst, so sag ihm daß seine Zeichnung fertig ist, nur wird noch hin und her dran gefeilt, und Samstags wandert sie für eine Woche auf den Kunst-Verein, um dann nach Frankfurt zu reisen. Ich habe das allerbeste dran gethan,[1] es wird ihn aber eine schwere Ladung Markobrunner kosten. Bei mir im Haus wo Gott sei Dank alles wohlauf ist, prangt ein gemalter Luster, den ich zu Weihnachten verfertigt habe — das Uhlandische Gedicht „Eberstein Eberstein, heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein" darstellend der sich gewaschen hat. Der wunderliche Heilige ist endlich ausgestellt und macht eine Art furore. Ich beschäftige mich viel mit Porträten (unbezalten versteht sich) theils weil es nichts giebt, was angenehmer anregt als nach der Natur malen, und weil es mich fördert für die Art und Weise wie der Graf Gleichen gemalt werden muß. In den Osterferien werde ich wohl nach Gotha und Erfurt wandern um die Lokalität in Augenschein zu nehmen, den Grabstein und was sich etwa noch vorfindet. Werde ich es aushalten von Eisenach nicht nach Frankfurt zu machen? Ich zweifle wenn anders das Geld langt. Wenn ich für gewiße Zeichnungen, die mir, dem Himmel sei Dank bestellt sind, einen ordentlichen Preis kriegen kann so wird sich's thun — leider nur auf ein oder zwei Tage. Unser Haus heizt sich ganz gut und Abends ist das unterirdische Eßzimmer ganz gemüthlich. Leb recht wohl und besorge „das Geheimniß", dessen in Briefen keine Erwähnung zu thun, so schnell es Dir möglich ist. Tobi ist als ganz gesund anzusehen — ja als gesünder als zuvor. Er will nicht mehr bei uns essen was aber nicht gelitten wird. Donner hat seinen Körner glücklich gezeichnet, und fangt an ihn zu malen. Ich halte mich um die Wege und laße ihm nichts durchgehen. In ein Paar Jahren muß das ein gemachter Mann sein.

Grüße alle Bekannten schönstens vor allem Frau und Kinder denen ich alles Wohlsein wünsche.

Dein alter Freund

Schwind.

X.

(Poststempel vom 10. März 1849.)

Lieber Freund Schaedl!

Deinen Brief habe wiederholt mit Freude, leider aber auch mit noch anderen Gefühlen gelesen. Eine werthe Anhänglichkeit nicht mit der alten Frische erwiedern zu können, thut verteufelt weh, weil es mehr als alles andere merken läßt, daß die

angebohrene Nachhaltigkeit ein Ende nehmen will. Cor contritum et humiliatum, was ist damit ferner anzufangen, als zu sterben, oder wenigstens dem Leben abzusterben. Aber laßen wir das. Ich hoffe oder vielmehr ich habe beschloßen Montag nach dem Palmsonntage abzureisen, um bei Gotha den Schauplatz der Wiederkehr des Grafen Gleichen, den ich malen will, in Augenschein zu nehmen. Es macht nicht viel aus wenn ich über Frankfurt reise. Näheres wird gemeldet damit man sich in Massa zusammenthut denn ich kann höchstens zwei Tage bleiben. Zu Dir komme ich in der Nacht damit man sich ein wenig ausschwäzt.

Die geheimnißvolle Schachtl, wurde mir richtig ans Bett gebracht, wo denn alle Sorge für Ueberraschung überflüßig war. Dießmal sollst Du einen Auftrag der Donna Elvira ausführen. Sie hat bei uns von einer aus Frankfurt gekommenen Göttinger Wurst gegeßen, und zwar mit solchem Behagen daß sie deren zwei selber verschlingen und drei ihrem holden Bräutigam schiken will. Ich denke das Geld wird reichen, auf 5 ordentliche Stücke, in Frankfurt rechnen wir ab. Als musicus wirst Du nicht anstehen, dieses sentimentale Geschenk, vielleicht ein Paar Lieder dazu, gleich beim Kauf einpaken zu laßen, und mittelst Post franco an Fräulein Caroline Hetznecker k. b. Hof Sängerin, Promenade Platz N. 4. bald möglichst abgehen zu laßen. Die Würste wohnen in Frankfurt auch auf dem Promenade Platz glaub ich.

Mumms Zeichnung ist diese Woche, wie ich höre mit großem Beifall ausgestellt und wird Samstags abgesandt. Er darf sich aber auf eine schöne Rechnung gefaßt machen es war eine tüchtige Arbeit.

Wenn Du 's richten könntest daß Du mich nach Gelnhausen begleitetest, o wäre das ganz schön ich möchte doch endlich einmal das Schloß des Barbarossa besichtigen.

Die Stadt Frankfurt machte Aufsehen, schon durch ihre prachtvolle Begleitung. Donner entzückte den ganzen Saal. Die zwei Bursche sind tüchtig fleißig (Tobi ist kugelrund) und kommen fleißig zu uns. Möge es ihnen beßer gehen als mir, der noch immer nicht dazu gelangt ist sein Brod mit seinen besten Kräften zu verdienen. Mit halber Kraft arbeiten heißt mit halber Kraft leben. Man wird darüber alt, und hat das rasende Gefühl nichts geleistet zu haben. Ich schreibe nicht weiter sonst kommen die Klagelieder die ich nur auf Augenblicke zum verstummen bringe „Hätt ich doch auch mit Schrott geladen!"

Leb recht wohl laß den Wurst Auftrag nicht auch so alt werden wie ich, und übergieb ihn der Vergeßenheit.

Grüß alle schön und bleib gesund bis auf Wiedersehen

Dein alter Freund
Schwind.

XI.

München den 6ten Mai 1849.

Liebster Freund Schaedl!

Es ist schon ein übles Zeichen daß ich so lang nicht schreibe. Endlich soll es aber doch geschehen. Aus der Parthie nach Frankfurt wurde nichts, da sich herausstellte, daß wenn ich überhaupt Wien noch einmal sehen wollte es jetzt geschehen müße. Mein Bruder aus Mailand war da, und kommt wahrscheinlich nicht wieder hin, da ihm eine Anstellung nach Insbruck in Aussicht gestellt ist. Auch fürchtete ich — der Erholung sehr bedürftig wie ich war — die unendlichen Räusche und Nachtwachen denen ich auf der mit Freunden reichgespikten Tour nicht hätte entgehen können. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und hoffentlich kann ich in beßerer Stimmung kommen, als es jetzt möglich ist. Mir ist nicht anders, als wäre das beste

meines Lebens zerbrochen und vor die Füße, geworfen. Aber lassen wir das, es wird nicht besser.

Meine Freunde in Wien fand ich alle wohlauf, aber manchen betrübt genug durch den leidigen Krieg. Einem ist ein Sohn erschossen, einem ein Bruder. Andere sind in Sorge um die ihrigen die im Feld sind. Ueber das Bombardement sind alle einstimmig, daß ihnen das Herz im Leibe gelacht, wie es endlich anfieng zu krachen, ja nicht einer versicherte mich, er hätte sich nicht enthalten können, auf die Gefahr hin, eine auf den Pelz zu kriegen, in die Stadt zu gehen, um den Genuß vollauf zu haben, daß endlich einmal, in das Lumpengesindl hingearbeitet werde. Es ist kaum zu zweifeln daß wenn die Freiheitshelden noch eine Nacht Herren geblieben wären, ein großartiges Latourisiren nicht ausgeblieben wäre. Die Häuser waren wenigstens der Reihe nach bezeichnet, und die Weiber hatten schon die Stricke um den Leib.

Ich finde jetzt meine angenehme Zerstreuung darin, das bewußte Concert samt Anhang und Umgebung auszuführen. Es gibt eine sehr große Zeichnung, und ich hoffe einigen Erfolg davon. Der Graf Gleichen muß einstweilen ruhen, da ich einerseits die Kosten scheuen muß, andererseits mich zu einer großen Arbeit leider nicht frisch genug fühle.

Deine trefflichen Würste sind zur großen Zufriedenheit angekommen. Ich habe mir 5 f. 40 K. dafür bezalen laßen wie auf der Schachtl angegeben war. Behalte den Rest bis auf weiteres. Der Mummische Wein ist vortrefflich. Ich schreibe ihm diese Tage. Leb recht wohl und schreibe bald wieder. Grüße Deine Frau, Malz und C....ens, sowie Andreä. Tobi ist in einer heilsamen Desperation aber fleißig, und vor allem in bester Gesundheit. Unser Garten wird grün, und ich soll mich erstaunlich freuen darüber, daß ein dummer Weichselbaum blüht, während ich selber anfange zu verdorren.

Adieu

Dein alter Freund

Schwind.

XII.

München 17ten Juni 1849.

Lieber Freund Schädl!

In politicis ist jetzt nichts besseres zu thun als den Ahristophanes zu lesen, und zwar die Ritter. Man sieht darin daß es vor 2000 Jahren gerade so war wie jetzt, und in 2000 Jahren eben so sein wird. Der Poebl wenn er keine Zucht zu fühlen hat ist eine Bestie und zwar ein Schwein in das der Teufl fährt so oft es ihm beliebt. Wollten sie auch alle so gefällig sein in den See zu springen, da wären sie am besten aufgehoben. Den beiden jungen Herrn habe ich gleich erzält daß ihre Bilder beiläufig fiasco gemacht, und D. erhielt bald darauf einen Brief von Haus, mit ganz gleichlautender Recension. Es ist vielleicht gut wenn ich mich bei der Gelegenheit über mein Verhältniß zu den beiden ausspreche. Ich habe bei ihrer Ankunft halb und halb erwartet, sie würden an die Akademie gehen, wogegen sie aber protestirten, maßen sie hinlänglichen Eckl an allem Schulwesen gesammelt. Auf das hin sagte ich ihnen sie sollten sich nur steif und fest vornehmen alles was sie machten auszustellen und das Urtheil der Künstler und des Publikums über sich ergehen laßen. Da ich nun an meiner täglichen Correktur an der Ak. vollkommen genug habe, so ist es wohl natürlich daß ich nicht alle Tage zu ihnen kann, also auch nur im allgemeinen, und so weit sie es verlangen mit meiner Weisheit bei der Hand bin. Tobi muß mit Schonung behandelt werden. Erstens ist er, obwohl gesünder und besser aussehend als je, doch noch nicht ganz aus den Nachwehen des

verteufelten Schleimfiebers, wenigstens war er es nicht, bei Verfertigung jenes Zifferblatts. Alsdann geht diesem trefflichen jungen Mann die Spaltung nach, in die er gerathen mußte, einerseits an ...... Becker gebannt, andrerseits zu Veit hingezogen, der ihm zu hoch ist, und nicht in der Lage war einen detaillirten Einfluß auf ihn zu nehmen. Ich habe vor der Hand darauf gedrungen daß aus Leibeskräften studirt wird, und das thun auch beide mit dem schönsten Eifer. Es muß aber nicht vergessen werden, daß ein Bild zu malen eine schwere Sache ist, die nicht in der Handumkehr erreicht werden kann, und daß es besser ist Freude und Eifer zu bewahren für ein nächstes Werk, als sich matt zu quälen an einem Ding das doch nichts rechtes wird, weil es nicht recht angefangen ist. Das ist vor allem zu lernen, und erhält die Freiheit. Donner sein Bild ist hier häufig ausgelacht worden, mitunter als ein hübscher Anfang erfreulich aufgenommen worden. Er selbst kratzte sich hinter den Ohren als er es unter andern Bildern figuriren sah. Das jetzige wird schon beßer. Im ganzen glaub ich daß sie in dem rechten Boden sind. Sie haben eine treffliche Cameradschaft gefunden und ihre Aeltern würden ihre Freude haben zu sehen, wie lustig und eifrig die beiden Kerle dahinter her sind, was rechtes zu lernen. Nebenbei magst Du die alten Häuser trösten über die harten Urtheile eines P........ und B....., ein Theil davon kommt auf Rechnung der großen Freundschaft dieser Herrn gegen mich ......

Das erste Jügl'sche Büchlein habe ich gelesen — es will wenig bedeuten das zweite wo er grob zu werden scheint würde mich mehr intressiren. Bekenne jetzt daß ich recht gehabt habe zu sagen: wenn das Parlament ein rechtes ist d. h. ein deutsches, so muß der Huß abgeschafft werden, wenigstens da das Parl. es nicht gethan hat, ist es jetzt auf dem Punkt aus irgend einer Kneipe hinausgeworfen zu enden. Hat man Unrecht zu sagen: eine Nation die solche Schneidergesellen wie sie H. ..... und Cons. geliefert haben, sich für Kaiser aufbinden laßt, kann keinen Kaiser zu Stand bringen schon weil sie keine Ahnung hat wie ein Kaiser aussieht. Ist von einer Nation etwas bedeutendes zu erwarten, die 15 Jahre lang das Alpenhorn singt, Balzak liest, Herwegh bewundert, kurz — sich von allen seinen tüchtigen Männern lossagt, und alles was ver .... und schuftig ist, ans Herz drückt? Wo kann von National Gefühl die Rede sein, wenn ganz Deutschland englische Romane liest französches Theater, italienische Musik und belgische Malerei verehrt; das reine Griechenthum das der Teufel noch immer obenan hat, und ..... orientalischer Stickmuster zu geschweigen, die ärger sind als die polnischen Einflüsse in der Politik. Vielleicht wird jetzt ein wenig aufgeräumt es ist wenigstens hohe Zeit, den selbiges Programm, riecht nach Sodom und Gomorah.

Die Zeichnung rückt tapfer vorwärts. Vielleicht bezieh' ich damit die Dresdner Ausstellung. Wenn ich mich nicht sehr irre, so ist etwas damit gethan, was zu geschehen hatte, aber es wird eine Weile dauern bis das eingesehen wird. .... Die beiden Lachner schreiben Quartetten. Die Oper ist noch vierzehn Tage lang vortrefflich dann heirathet die Iphigenia, und der Guckuk weiß was nachkommt.

Leb wohl recht wohl grüße alle schönstens und schreib bald wieder

Deinem alten Freund

Schwind.

XIII.

München 18ten Aug. 1849.

Liebster Freund!

Ich habe überall nachgesehen, aber kein weiteres Münchner Kindel im ganzen Hause gefunden, als das bereits vorhandene das Du kennst. Nicht einmal im

Keller ist etwas zu spüren. Irgend eine neidige Seele muß uns das aufgebracht haben. Wegen des Transparentes meint meine Frau daß es nach Sachsenhausen gewandert sei. Es wäre also Steinle zu befragen. Wenn man sich dessen bedienen will habe ich nichts dagegen, kann aber die Bemerkung nicht unterlassen, daß es von einem traurigen Verhältniß zwischen Frankfurt und seinen Künstlern zeugt, wenn sie sich's bei einer so bedeutenden Gelegenheit nehmen lassen dürfen, daß ihrige zur Verherrlichung der Feier beizutragen. Dann möchte man ja Sorge tragen daß H. Prof. und Dep. H . . . . bei der Aufstellung nicht wieder zwei Querbalken zwischen das Transparent und die Lampen bringt, die dann zwei breite Schattenstreifen durch das Bild ziehen.

. . . . . .

Die vielbesprochene Aufführung der Clavier Phantasie ist fertig. Nur braucht es noch zusammengesetzt zu werden und eine fleißige Feile. Ein schönes Märchen von den sieben Raben wird sobald ich einige Schuldigkeits Arbeiten vom Hals habe, vorgenommen. (7 Blätter). Mit solchen Sachen kann ich mich durchbringen, wollte ich etwas machen was irgend auf Deutschland Bezug hat — Zorn und Beschämung ließe mich zu keinem Strich kommen.

Die drei Brüder Lachner haben jeder ein Quartett geschrieben und sie neulich probiren lassen, wobei ich unglücklicher Weise fehlte. Sonst happerts mit Musik. Franz L. Oper wird aufgeführt. Bereits wird an den Decorationen gemalt. Frau und 3 Kinder sind Gott sei Dank wohlauf. Die Donnerschen Aeltern sind hier aus Tirol zurück, und nehmen noch die nöthige Kunst Ladung zu sich.

Alles Schöne an die Deinigen und Mahnung an M . . . . der geschworen hat, nach München zu kommen.

Kannst Du keine Dichter Statuetten anbringen? schau doch.

Adieu

Dein alter Freund Schwind.

XIV.

München 24ten Nov. 1849.

Liebster Freund Schädel!

Es ist heute gerade wieder so ein nebliches Sauwetter, wie voriges Jahr in den angenehmen Tagen Deines Hierseins, so verschaffe ich mir denn schreibend, ein Surrogat des Geschwätzes das mir, Du darfst es glauben, sehr abgeht. Familie ist Gott sei Dank wohl auf, und die Freundschaft, um meinen alten Cameraden Thäter, den wir als Kupferstich Professor an die Akademie bekommen haben, vermehrt. Unser gestrenger HE. Director Kaulbach, der Glanz des Weltalls, zeigt sich . . . . . .

Die vielbesprochene Zeichnung mit dem Beethovischen Musikstück ist schon längere Zeit fertig. Obwohl ich sie nicht öffentlich ausstellte, brachte sie mir gewaltigen Beifall ein, und ich wünschte nur, es bestellte sie jemand in einem etwas größeren Maaßstab auszuführen. Ich schreibe Dir ein Programm ab, das ich dem König zustellte, um ihn etwas vorzubereiten: Zur Probe eines der anmuthigsten Werke Beethovens „Phantasie für Clavier Orchester und Chor", dem einzigen das in dieser Weise instrumentirt, und dadurch im Bilde zu erkennen ist, hat sich die bunte musikalische Welt eines Bade Orts, in dem zur festlichen Aufführung geschmückten Theater Saal versammelt. Die Sängerin eines kleinen Solos erweckt bei dieser Gelegenheit, die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes. Dieses Paares harmlose Liebes Geschichte entwickelt sich in weiteren drei Bildern, die im Charakter mit den weitern drei Stücken eines Quartetto — Andante Scerzo Allegro — Schritt halten; ein Begegnen ohne Annäherung —, der Muthwille eines Ball's auf dem man seine Gefühle laut werden läßt, und ein heiterer Moment der Hochzeits Reise, als man das Schlößchen des beglückten Gatten zuerst erblickt.

Im Einklang mit dem Chor des Beethovischen Musikstücks der ein Lobgesang auf die Freuden des Natur Genusses ist, sind in der Umfassung dieser Bilder Wald und Luft — letztere durch die vier Winde vorgestellt, so wie in den verbindenden Arabesken, die Tageszeiten, die Erfrischung des Reisens der Heilquelle ꝛc. angebracht.

Ich schicke dieses opus das natürlich niemand brauchen kann weil noch niemand eines hat dem das meine nachhinkt, der Erb Großherzogin von Weimar zu, die ich diesen Herbst auf einer Reise nach Thüringen kennen gelernt habe. Es scheint möglich daß mit dem jungen Hofe sich eine sehr erfreuliche Verbindung anknüpfe. Wenn die Zeichnung wieder flott wird, hätte ich nicht übel Lust sie nach Frankfurt wandern zu lassen, und zwar an das Haus Brentano, unter eidlicher Versicherung, daß sie nicht im Institut ausgestellt wird. Die mögen erst schätzen lernen, was sie von mir haben, und bis dahin die geistreichen Werke eines ..... und ..... bewundern. Lustig ist, daß diese Herren überall versichern, der junge Donner müsse nothwendig wieder nach Paris wenn er nicht verloren sein soll, also sehen sie doch selber ein, daß in Franfurt nichts zu lernen ist. Dieser brave Kerl macht mir die größte Freude. Laß ein Paar Jahre herumgehen und wir wollen sehen was der macht. Er packte mit einem Ernst und Eifer an, daß eine tüchtige Entfaltung nicht ausbleiben kann. Ich habe eine Freude daran, alles was ich an Erfahrung und Beobachtung im Leib habe, an den Burschen hinzuhängen und ich hoffe ihn so auszurüsten, daß ihm die allgemeine Dummheit und Verwirrung wenig soll anhaben können .... Willst Du gelegentlich H. Mumm sagen, daß seine Zeichnung in der Arbeit ist, und sehr schön zu werden verspricht. Ich habe jetzt die Maßa so Sachen auf dem Hals, sonst könnte ichs bis Weihnachten versprechen.

Die Montags Musiken sind wieder im Gang, leider ohne die Donna Elvira. Ihre Stelle muß ein junges Mädchen vertreten, die wenigstens eine wunderschöne Stimme hat. Lachner's Oper erleidet der Anfechtungen genug. Sicherlich ist es ein reiches Sujet, das nutzt aber alles nichts, wenn nicht eine dosis Lüge und eine sehr schöne gesunde Musik, und Niederträchtigkeit dabei ist, so schmeckt es nicht nach dem Brei den die Welt täglich zu fressen gewohnt ist, und das wird nicht verziehen. Concerte sind wieder trefflich. Theater sage Oper hinkt. Bei mir sind nebst den Erwerblichen Arbeiten das zweite Blatt von den sieben Raben in der Arbeit, ein Märchen in 18 Compositionen auf 7 Blättern. Leb recht wohl und schreibe bald. Was macht Blittersdorf? Schöne Grüße zu Haus und überall von Deinem alten Freund

Schwind.

XV.

München 30ten Dec. 1849.

Liebster Freund Schaedl.

Beiliegende Depesche kann beweisen, daß ich auch nicht faul bin, meines Freundes zu gedenken. Dein Brief kreuzte die Absendung. Bleibt noch hinzuzusetzen, daß die besagte Zeichnung dermalen in Weimar ist, und auf Verlangen bereit ist, unter der Patronage Louis Brentano, wenn es ihm recht ist nach Frankfurt zu spazieren. Aber der feierliche Schwur wird vorausgesetzt sie dem publicum auf keine Weise vorzuwerfen. Dieses Pack mag seine Hessenmenscher fressen und daran erwürgen. .... An Mumm's Zeichnung arbeite ich lustig und hoffe bald fertig zu sein, es ist aber schon wieder eine nackte P... darauf aber ein femininus. Zeichnungen sind abgegangen an Pr. Johann von Sachsen Grßh. von Weimar Hrz. von Koburg und Grf. Thun die ich wohl hätte zeigen mögen. So sind sie gemacht und verschwunden. Pech wenn man sein eigner Mecän ist. Unser junger König ist ...... und der alte nagt an den zwei Millionen griechischer Anleihe.

Item ich erwarte von dem neuen Jahr das beste — Muße und Muse. Die Montags Musiken sind wieder im Gang. Ein neues Quartett von Fr. Lachner —

er hat drei geschrieben neuester Zeit — ist, an Melodie, Feuer und Klarheit vortrefflich. Das Theater ist auf dem Hund. Don Juan, Fidelio, Iphigenia, Freischütz, selbst Jüdin, will ...... nicht mehr hören, dagegen wird zum Empfang des Ex Reichsverwesers Stradella aufgeführt. Die dünnen Tricotbeine des Balletchors (mit Recht Chor der Rache) genannt sind es was...... anregt....... Das kann mit der Zeit gut werden. Die Schöpfung hatten wir zu Weihnacht. „Und eine neue Welt, und eine neue lederne Welt entspringt“ rc. nach dem zweiten Theil gieng der allerhöchste. Jahn schreibt. Im neuen Jahr bleibts zwischen uns beim Alten, übrigens Zulage Orden und das große Loos. Wünsche deßgleichen. Wollte ich könnte mich wieder bei Dir rasiren wie vor zwei Jahren

Adio Dein alter Freund

Grüße an alle. Schwind.

XVI.

München 28ten Merz 1850.

Liebster Freund!

Gratulor ex animo! daß Du in einen existenzlichen Hafen eingelaufen, und Deine Kunst nicht mehr melken mußt*). Das hat den T—l gesehen. Ich wünsche nur daß Du nicht zu bescheiden warst und Dir wenigstens 5000 f. des Jahrs zalen laßt. Frankf. hat seine Reize, die man nirgends wieder findet, aber wenn's nicht anders ist, so muß man's eben haben. Sollte uns das Schicksal in Wien (?) zusammenführen, es sollte Dein Schade nicht sein. Und meiner auch nicht. Denn seit H. Kaulbach ...... an der Spitze steht, ist der Untergang unterschrieben.

Im Hause ist Gott sei Dank alles wohl. Der Garten leider voll Schnee, das Wetter infam, Arbeitslust bei obwaltender Finsterniß gleich null. Sämmtliche Bilder fort, der Rhein mit grausamer Mühe zurechtgefeilt, alles wahrscheinlich, um unverkauft wieder zurückzukehren. Bewußte Zeichnung bei Mumm anlangen. Vergiß nicht es Adolfo Schmitt**) zu sagen, dem die Zähne darnach wässern. Der wackre alte kneipte einen Abend bei mir, in der Cajüte, was seiner zierlichen Tochter ziemlich wunderlich mag vorgekommen sein. Sei's wie's will, der alte Herr gehört zu der Menschengattung die für etwas schwärmen, und ist mithin eine erfreuliche Erscheinung. Er wird Dir meine Grüße ausgerichtet haben.

Mit Musik laßt's gewaltig nach. Mit der Donna Elvira (auf der Zeichnung wirst Du sie vielleicht erkennen) ist der Seegen gewichen. Was war es eine Erfrischung, eine so treffliche Richtung triumphirend zu sehen. Mir geht's auf allen Ecken ab.

Die Zeichnung betreffend, habe ich Dir einmal eine Art Programm geschrieben, damit magst Du Mumm aushelfen. Mir ist das Ding schon so zuwieder, daß ich froh sein werde, wenn sie entweder, wie in Aussicht steht, nach England wandert, oder bei mir zu Haus ist. Der Weimarsche Hof, scheint vor Schrecken ganz verstummt zu sein. Die Redensarten reichen da nicht. Es ist höchst lustig, daß das allernaheliegendste, ganz gewiß nicht verstanden wird, d. h. nicht auf den Boden des gewöhnlichen Geschwätzes zu verpflanzen ist. Von Dir erwarte ich, daß Du mir schreibst, was das Ding für einen Eindruck auf Dich macht, und wie Dir das schiene, als Wandgemälde in einem Musikzimmer. Ich wollte die englischen Majestäten ließen es ausführen und ich hoffe leise.

Unser junger Herrscher ist ...... und der alte in das reine Griechenthum festgefahren, wie nur einem echten Deutschen möglich.

Lebe wohl und schreib recht bald — Ich bin heute eilig und schon etwas müde geschrieben.

Dein alter Freund

Schwind.

---

*) Nach dem für den ausübenden Künstler verhängnißvollen Jahr 1848 übernahm ich die Güter- und Vermögensverwaltung des Grafen Wilhelm von Reichenbach-Lessonitz, wozu mich das frühere Studium der Cameral-Wissenschaften befähigt hatte. Dies machte verschiedene Reisen nach Oestreich nöthig, wo ich die Freunde Schwinds: Dr. Gutherz, Bauernfeld, Graf Auersperg u. A. kennen lernte.

**) Aloys Schmitt.

XVII.

München 27 ten April 1850.

Liebster Freund Schädl!

In wohlgeheitzter Stube, dem weit entfernten Frühling entgegen frierend, Sonntags Morgen dazu, nach durchgeschanzter Woche, kann man nichts besseres thun als schreiben. Nun also in den vierzigen bist Du auch, wohl bekomm's. Ich wünsche nur, daß Du Deinem begeisterten Grafen genug abgefordert hast. Deine Kunst wird Dir jetzt mehr Freude machen, da Du sie nicht mehr melken mußt. In Deiner neuen Stellung, kannst Du mir vielleicht behülflich sein, meinen alten Plan eines ländlichen Rückzugs ins Werk zu setzen, ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum wo man die Hosen vergessen hat. Es nützt auch nichts, wenn man das Publicum in Entzücken versetzt, wie ihr schreibt daß der Fall war, weder das Institut noch einer von all den reichen Menschen fragt auch nur was das kosten könnte. So war's in Frankfurt, so war's hier und wird auch überall so sein, man kann es nicht brauchen und ich darf zur Belohnung für die gehabte Mühe, ein Paar Monate lang hinsitzen, und Kinderbücher illustriren und ähnliches Lumpenzeug zum Schaden meiner Augen meines Renomees, und meines Fortschreitens in der Kunst. Was soll man sagen, es wurde in Vorschlag gebracht diese Composition, als Vereinsblatt zu stechen, und ein ganz schäbiger Columbus von Hanfstängl lythographirt, siegte glanzvoll dagegen.

Wegen der Seitenstücke wäre ich nicht im geringsten in Verlegenheit. Aus der Zauberflöte habe ich längst eine Zusammenstellung gemacht, und die 4 Jahreszeiten und Schöpfung, gäben eine Wand für den alten Haiden. Auch sehe ich nicht ein warum ein Zimmer nicht mit dem einen Bilde genug haben sollte gerade über dem Clavier, was mehrentheils die einzige breite Wand ist, und übrigens kleine Sachen. Louis Brentano könntest Du doch jetzt fragen, ob er nicht glaubt daß ich's mit seinem Saal besser gemeint habe, als er meinte, das hätte müssen was werden! Was Du von überwundener Eifersucht sprichst verstehe ich nicht. Ich weiß ich hatte vor die Gräfin Gallenberg, als Beethovische Anbetung ans Clavier zu setzen, da ich aber kein Porträt habe auch sonst für die Dame keine Begeisterung fühle, so setzte ich ein hin unter der die Frau von Blittersdorf, ehemalige Max. Brentano verstanden ist. Das Köpfchen ist aber gar zu klein und dabei wie bei manchem andern einiges schuldig bleiben*).

Wohlauf ist Gott sei Dank alles. In unserm Park ist der Verschönerungen manche entstanden. Frau Louisl mit einem großen Pinsel hat sämmtliche Tische und Bänke mit einem frischen Grün angestrichen „dem Auge zur Erquickung dar“. Verschiedene Stauden die einst ein undurchdringlicher Hain werden sollen, sind angepflanzt. Im Atellier habe ich meinen Sitz für diesen Sommer aufgeschlagen, und zittere bei dem Gedanken daß ich wieder in die Akademie werde hinein müßen. Hier fange ich um 6 Uhr an, in die Academie komme ich nie vor acht Uhr, und habe eine Störung nach der andern auszuhalten. Ich wollte ich wärs wieder los. Von den nach Berlin und Prag ausgesandten Bildern verlautet nichts, und ich zweifle nicht daß sie alle wieder an mein Vaterherz zurückkehren werden. Wir haben in unsrer Kunst auch Mayerbeer und Proch, wer soll sich da um unser einen kümmern. Ich bin über alles das sehr getröstet seit ich die Hand des Schiksals darin sehe. Deutschland muß es büßen, daß es 35 Jahre lang mit Kotzebu Clauren Eugen Sue Donitzetti L . . . . . . und solchen Schuften gebuhlt hat. Mein Leben ist ein sehr kleines Aederchen des ganzen, aber es läuft dasselbe Blut darin wie im ganzen. Leb recht wohl und schreib bald wieder

Deinem alten Freund Schwind.

*) Statt bleiben wollte er wohl: geblieben schreiben.

XVIII.

München 1ten Juli 1850.

Liebster Freund! Die Frau hat sich mit Ruhm bedeckt. Gott sei Dank ohne sich mit Blattern bedeckt zu haben, welche, aus Erfahrung weiß ich es, das niederträchtigste Uebel sind das man sich denken kann. Gratulire von Herzen. Bei mir erblühte der kleinen Marie eine vollwüchsige Hirn Entzündung während die Frau noch in Carlsruh war. Ich mußte es endlich schreiben, in welcher Verfassung die Frau Louisl angeflogen kam kannst Du Dir denken. Nach ein Paar Tagen legte sie sich ins Bett. Beide sind wieder gesund, ich aber bin in einer solchen Nervenverfaßung daß ich seit drei Wochen nichts thun kann, und in ein Seebad soll, beides gleich einträglich. Die Jahre her mit der gehörigen Zugabe von Erfolgloser Anstrengung und Verdruß können einen schon zurichten.

Mein Bruder sitzt in Verona. Beiliegender Brief ist an einen alten Freund Dr. Gutherz der die Güter des Wiener Dom Capitels verwaltet, dazu ein sehr gefälliger und gewandter Mann ist, mir also der geeignetste scheint Dir zu dienen. Dazu kommst Du bei der Gelegenheit in eine mir sehr unvergeßliche Wohnung, und lernst an der Frau die Schwägerin, durch diese vielleicht die Königin meiner jungen Jahre, die dermalige Wojewodin kennen. Bauernfeld und sonstige Freunde sind auch um die Wege. Noch möchte ich Dir empfehlen die Rückreise zu machen, von Klagenfurt nach Salzburg welches einer der schönsten Wege ist, und von Salzburg nach München ꝛc. Nebst besten Grüßen

Dein Alter

Mr. Schwind.

XIX.

München 27ten März 1851.

Liebster Freund!

An Dich schreiben und nicht alles schreiben, das will nicht recht, und wollte nicht recht gehen, daher das lange Schweigen. Seit ich hier bin steht ein Ereigniß nach dem andern vor der Thür, das es rathsam erscheinen ließ auf dem Platz zu bleiben, keines aber gieng in Erfüllung. Insofern war ich aber bedeutend erleichtert, als ich bis jetzt noch von den akademischen Sitzungen dispensirt bin, und das andere ist nicht von Belang.

Mit der Gesundheit ging es von Anfang gar nicht gut. Habe ich das Seebad zu lang gebraucht, oder hat es mich übermäßig angegriffen, ich war tüchtig auf dem Hund. Ich machte mich mit Donner und meinem kleinen Herrman nach Aussee wo ich 14 Tage blieb und doch so weit kam, daß ich bei dem dortigen Maler zu erst wieder die Courage bekam den Pinsel in die Hand zu nehmen. Zurückgekehrt fing ich wieder an zu arbeiten, und siehe da es gieng wieder, und fast kommt es mir vor, besser als vorher. Nur bin ich kein Narr mehr und plage mich den ganzen Tag. Hast Du die drei Sachen gesehen die an Mumm abgegangen sind? Schau doch nach, warum ich denn keine Antwort bekomme? Schrötter den Du wohl öfter siehst, kann Dir sagen ob die Sachen da sind, denn es ist die Zeichnung dabei, die er für einen Engländer bestellt hat. Großes habe ich weislich nicht unternommen, wodurch denn, was auch nicht unwichtig ist, die Geld Erndte gegen die bisherigen Münchner Jahre, sich bedeutend besser stellt. Meine nächste Arbeit sind 6 Kirchenfahnen für eine hiesige Kirche, die ich nun freilich fast umsonst mache, auf die ich mich aber sehr freue. Erstens bleiben sie in der Kirche stehen, und zweitens ist mir von Zeit zu Zeit ein wahres Bedürfniß etwas kirchliches zu machen. Es sind einzelne Figuren, da lange ich mit meiner geringen Fähigkeit aus, zu großen

Sachen gehört Beruf und ein theologischer ja priesterlicher Zustand von dem allem ich nicht viel aufzuweisen habe. Ein neuer Bilderbogen, die bisherigen wirst Du wohl kennen, und für Deine Jugend angeschafft haben, ist im Schneiden der soll Dir gefallen, denke ich, diesmal in der Form des Frieses, die zum Erzälen doch ganz unvergleichlich ist. Ein zweiter ist ausgedacht und wird demnächst zu Papier gebracht werden. Mit lauter so kleinem Zeug wird der August (Monat nicht Bruder) herankommen, und wenn es Gottes Wille ist packe ich meine ganze Wirthschaft auf, und leg mich auf drei Monat nach Aussee. Da kann ich mich denn an eine Herzens Arbeit machen, wenn mir nicht alle Lust bis dahin, vergangen ist. Das hiesige Kunstleben ist einem Spaziergang zwischen Torgau und Wittenberg zu vergleichen, wo man drei Stunden weit Landparthien zu einem Baum macht. Eine Oede, ein allmähliches crepiren, das einen aneckelt wo „man es nur von weitem sieht". Gott sei Dank hält sich Lachner mit seinem Orchester wenigstens obenauf. Wir hatten gestern (25 jährige Todestag Beethovens) eine Aufführung der eroica und der Musik zum Egmont, von einer Feinheit und Wärme, wie es nicht schöner zu denken ist. Der Publicus war auch völlig bezaubert. Besagter hat diesen Winter eine Symphonie geschrieben nebst vielen Liedern, nebst den Propheten Einstudiren. Wie schwach ich war kannst Du daraus sehen, daß ich das erstemal wieder im Concert nach dem zweiten Stück der Symph. das weite suchte — ich konnte es nicht aushalten. Jetzt entgeht mir keine Note.

Donner marschirt alle Tage etwas besser. Wenn der vollends von hier wegkommt, dann wird's ganz schön. Ich wollte —

Im Garten wird schon gearbeitet. Es giebt Verbesserungen und Verschönerungen, nach der Blittersdorfischen Maxime jeden Zustand anzusehen als sei es der ein für allemal bleibende (deffinitives provisorium?) Von Deiner schönen Wohnung und gutem Clavier habe ich mit großem Vergnügen mir erzälen lassen. Ist nur noch zu wünschen, daß Dein edler Graf Bilder kauft und sie bis auf weiteres bei Dir aufhängt. Siehst Du Stralendorf öfters? Hat sich mit M.... ein Umgang gebildet? Ich hätte gedacht die zwei paßten für einander.

Grüß überall schönstens, empfiehl uns Deiner Frau und schreib bald wieder Deinem alten

Freund Schwind.

XX.

11ten Jenner 1852.

Liebster Freund Schaedl!

Gratulire von Herzen zu dem kleinen Buben sowohl als zu der so weit wieder gewonnenen Gesundheit. Was noch fehlt kommt mit dem Frühling. Gut, daß Ihr in Frankfurt einen habt, in München reduzirt er sich auf ein Paar frühlingsartige Tage oder Stunden. Die Büste mag Dich manchmal erinnern daß ich noch auf der Welt bin, und Gott sei Dank, seit die Schwäche nach dem Seebad gewichen ist, gesünder als seit langen Jahren. Obgleich aus der Reihe der lebenden Künstler ausgestrichen, bin ich nichts desto weniger thätig und guter Dinge, und trotz aller Zurücksetzungen und Preisherabdrückungen, verbessert sich mein Haus und mein Vermögele wie die Frau sagt, mehrt sich, wenn auch langsam. Die Kinder sind kreuzwohlauf, und die Frau, obgleich noch stellenweise von der Neßlsucht geplagt, ist doch wieder so weit praktikabl, daß wir unsere Spaziergänge machen, und Abends, in der Regl ja fast immer allein, in unserm unterirdischen Kneiplein beisammensitzen. Nachdem die Kirchenfahnen für die hiesige Theatinerkirche, zu meiner Zufriedenheit und hoffentlich zum Aerger des Publicums fertig sind arbeite ich mit allem Eifer, an der Bestellung des Königs Otto, die Beethovische Zeichnung nämlich in Farben auszuführen. Die Haut wird mir zwar dabei über die Ohren gezogen, aber bei so etwas

muß man froh sein wenn man's machen darf. Nicht um das fünfzigfache Geld möchte ich so Lumpenzeug machen oder gemacht haben, wie es jetzt das Reich der Kunst beherscht. Kommts noch einmal dazu, daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mecäne waren. Wie gut dem Ding die Farbe thut kannst Du Dir gar nicht denken. Es ist alles so klar gefordert, daß sichs ganz ohne Anstand heruntermalt. Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein, und gehe dann damit nach Wien, vielleicht daß es behülflich ist, meinen alten Ehrgeiz zu befriedigen, ein Bild in die Wiener Gallerie zu bringen. Gehts nicht, ists mir auch recht, ich habe selbst eine Gallerie.

Siehst Du, so ist man noch immer voll Eifer, für seine Kunst und meint, andere mögen das mit Beifall anhören.

Lachner hat seine neuste Symphonie in Wien mit größtem Beifall aufgeführt, und es sieht fast aus, als wollten sie ihn von München entführen. Ich rechne aber auf die bei Reorganisirung der Akademie bewiesene Energie, die so groß ist, daß nach 2jährigem Reorganisiren, die Anstalt zugesperrt ist. Es wäre für München eine schöne Ohrfeige, umsomehr als Dingelstett mir ganz so vorkömmt, als schaffte er an Lachners Stelle, den Cimborasso List herbei. Willst Du Freund Donner bei Gelegenheit fragen ob er unsre Danksagungsschreiben erhalten? Ist keine Aussicht daß Dich ein Güterkauf nach München führt? ein Bilderkauf wäre eine noch schönere Veranlaßung. Kann ichs irgend machen so rutsche ich einmal nach Frankfurt. Möge sich das neue Jahr in diesem und allen rechtschaffenen Punkten gut aufführen.

Der Frau Gemalin und dem neuen Ankömmling, nebst sämmtlichen Kindern und Freunden alles Schöne. Schreib wieder einmal und recht viel gutes Deinem alten

Freund Schwind.

Malß, M. C.... unsre besten Grüße.

XXI.

München 14ten Merz 1852.

Liebster Freund Schaedl!

O geschähe doch das! so rufe ich mit dem homerischen Vulcan, wenn Du von einem Besuch in Frankfurt, von einer Villegiatura in Kronberg schreibst. Ich könnte es weiß Gott recht gut brauchen, mich wieder mit Dir auszuplaudern, und den braven Otto ein wenig aufzufrischen, sollte mich auch nicht wenig freuen. Nun wer weiß was geschieht, vielleicht gehst Du wieder Güter kaufen.

Gr. Reichenbach soll bestens bedient werden, ein bischen möchte ich aber doch wissen was ihm gefiele, ob ein Romantikum, oder der Antike sich nähernd.

Bei mir ist Gott sei Dank alles wohl. Ich arbeite mit Gewalt und voraussichtlich bin ich bis Ostern, mit der Heiden Arbeit die Beeth. Zeichnung in Farben auszuführen fertig. Das sieht nun freilich anders aus als die Zeichnung. Wenn ich auch wenig bekomme, der gute βασιλευς scheint in Finanzen etwas schlechter dran zu sein als unsereins, so habe ich doch das Bewußtsein, wie sehr sich ganz Deutschland freuen muß, daß das einzige Bild auf dem zu sehen, wie der anständige Theil unsrer Zeit, aussieht und denkt, gleich in die Barbarei abgeliefert wird. Es wäre schrecklich wenn es einriße mitten aus unsern Zuständen heraus Bilder zu dichten. Ein aus Frankfurt zurückkehrender Freund ergötzte mich sehr durch Mittheilung der Bürger Vereins Künstler über die Unmöglichkeit so etwas in Oehl zu malen. In Oehl gehts schon aber in Dr. nicht. Das Volk thut noch vornehm damit, daß es nichts kann.

H. Grafen wäre noch zu sagen, daß ich wohl bis halben Mai werde müßen warten laßen, da ich unserm König ein Paar schäbige Zeichnungen machen muß. Ad vocem König florirt Dingelstett am Hof, daß es eine Pracht ist Hebbl und

Geibl steigen auch hier herum es scheint auf eine Sammlung ...... abgesehen. Heute wird auch vorm. im Museum eine antike Musik aufgeführt, mit den antiken Instr. und griechischem Text. Ab. dagegen l'enfant prodigue mit Decorationen aus Paris. Das ist doch eine reiche Zeit.

Lebrechtwohl und schreib recht bald wieder. H. Varrentrapp ist hier, und erfreute mich mit Frankf. Berichten.

Dein alter Schwind.

XXII.

München, 7ten Mai 1852.

Liebster Freund!

Ich hoffe Brief und Zeichnung werden zusammen eintreffen. Aufziehen und eine letzte Feile, die es mich reizte noch anzulegen, haben den kleinen Aufenthalt verursacht.

Du wirst gern bekennen, daß ich Deinen charmanten Grafen gut bediene. Da nur der nackte Weiber... das Recht hat zu existiren, ohne Critik und Beanstandung, ja erhaben über die etwaige Verlegenheits Anwandlung, des gegen allen Weltgebrauch schamhaften, da außer dieser wackern Basis, der körperlichen Existenz nur das Kleeblatt der größten Wohlthäter deutscher Nation, Huß, Gustav Adolph und Napoleon einen Freibrief haben, unangesehen etwaiger patriotischer Bedenken, den Beutl der Beschützer, das Hirn der Künstler, und die unendliche Geduld des edlen Michels in Anspruch zu nehmen, so wirst Du es meiner Seits nicht ungehörig finden, daß ich mit meinem armen Kaiser Friedrich in der Hand der weder die allgemeinmenschliche noch nationelle Glorie der obenangeführten Gegenstände für sich hat, an Deine Gerechtigkeit appellirend Dich auffordere zu bekennen, daß Dein guter Graf, nicht angeschmiert werden soll.

Ich möchte diese Arbeit groß sehen — aber daran ist nicht zu denken. Es ist von Haus aus das Hauptbild für den, durch das seegensreiche Jahr 1848 um sein ihm zugedachten Fresken gebrachten Ständesaals in Linz. Genug ich habs gut gemeint, und bin froh, daß ich mich durch diesen sehr verwickelten Periodenbau durchgeschrieben habe.

Geld betreffend, findest Du leicht bayrische oder badische Banknoten, oder eine Anweisung an etwas banquierartiges. Ich hoffe Du bist noch nicht abgereist, und es kommt bald.

Das griechischmusikalische Bild, noch immer des Rahmens ermangelnd, ist weder öffentlich ausgestellt, noch abgesandt, erfreut sich aber eines sehr frequenten Besuchs, besonders von Damen, die in großen Parthien sich mir vorstellen laßen und selbst vorstellen. Das Entzücken ist gewaltig, und der Jammer groß, daß das einzige europäische Bild nach Asien wandern muß, wenigstens nach Griechenland. Für das nächste Werk, an dem ich in voller Arbeit bin, und wovon nächstens mehr, rechne ich auf das Mecänat des Schachs von Persien, oder des Allherschers von China, denn in Deutschland ists nichts für uns.

Frau und Kinder sind Gott sei dank wohl auf, erstere mit jenen Ausnahmen jener Unbequemlichkeiten, die einer etwa in acht Wochen erfolgenden Vergrößerung der Familie vorhergehen. Der Garten wird zu meinem Erstaunen auch wieder grün, und seit gestern scheint sogar die Sonne. Zu Deinem Aufenthalt in Kronberg alles Glück und schönes Wetter, ich hoffe der nächste Brief wird von Deiner Krankheit in der längstvergangenen Zeit sprechen. Gott sei Dank, so sehr ich auf dem Hund war, ich befinde mich besser und arbeitslustiger als je.

Empfiehl mich Deiner Frau bestens, und Graf R. unbekannter Weise

Dein alter sehr eiliger

Schwind.

(Schluß folgt.)

L'Adultera.

Novelle

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

XII. Unter Palmen.

Die Nachmittagsstunden vergingen, wie's Melanie geplant und Van der Straaten gebilligt hatte. Dem anderthalbstündigen Musiciren folgte das kleine Diner, opulenter als gedacht, und die Sonne stand eben noch über den Bosquets, als man sich erhob, um draußen im „Orchard" ein zweites Dessert von den Bäumen zu pflücken.

Dieser für allerhand Obst-Culturen bestimmte Theil des Parkes, lief, an sonnigster Stelle, neben dem Fluß entlang und bestand aus einem anscheinend endlosen Kieswege, der nach der Spree hin offen, nach der Parkseite hin aber von Spalierwänden eingefaßt war. An diesen Spalieren, in kunstvollster Weise behandelt und jeder einzelne Zweig gehegt und gepflegt, reiften die feinsten Obstarten, während kaum minder feine Sorten an nebenher laufenden niederen Brettergestellen, etwa nach Art großer Ananas-Erdbeeren, gezogen wurden.

Melanie hatte Rubehns Arm genommen, Anastasia folgte langsam und in wachsenden Abständen; Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit vorauf, bald dicht neben ihr, und wandte sich dann wieder, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihre rückseitige Drapirung in ein immer komischeres und ungenirteres Fliegen und Flattern kam. Melanie, wenn Heth die Wendung machte, suchte jedesmal durch ein lebhafteres Sprechen über die kleine Verlegenheit hinweg zu kommen, bis Rubehn endlich ihre Hand nahm und sagte: „Lassen wir doch das Kind. Es ist ja glücklich, beneidenswerth glücklich. Und Sie sehen, Freundin, ich lache nicht einmal".

„Sie haben Recht", entgegnete Melanie. „Thorheit und nichts weiter. Unsere Scham ist unsere Schuld. Und eigentlich ist es rührend und ent-

zückend zugleich". Und als der kleine Wildfang in eben diesem Augenblicke wieder herausrollte, commandirte sie selbst: „Rechts um. Und nicht zu nah an die Spree! Sehen Sie nur, wie sie hinfliegt. So lange die Welt steht, hat keine Reiterei mit so fliegenden Fahnen angegriffen".

Unter solchem Gespräch waren sie bis an die Stelle gekommen, wo, von der Parkseite her, ein breiter avenueartiger Weg in den langen und schmalen Spaliergang einmündete. Hier, im Centrum der ganzen Anlage, erhoben sich denn auch, nach dem Vorbilde der berühmten englischen Gärten in Kew, ein paar hohe, glasgekuppelte Palmenhäuser, an deren eines sich ein altmodisches Treibhaus anlehnte, das, früher der Herrschaft zugehörig, inzwischen mit all seinen Blattpflanzen und Topfgewächsen in die Hände des alten Gärtners übergegangen und die Grundlage zum Betrieb eines sehr einträglichen Privat-Geschäftes geworden war. Unmittelbar neben dem Treibhause hatte der Gärtner seine Wohnung, ein nur zweifenstriges und ganz von Ephen überwachsenes Häuschen, über das ein alter, schrägstehender Akazienbaum seine Zweige breitete. Zwei, drei Steinstufen führten bis in den Flur und neben diesen Stufen stand eine Bank, deren Rücklehne von dem Ephen mit überwachsen war.

„Setzen wir uns", sagte Melanie. „Immer vorausgesetzt, daß wir dürfen. Denn unser alter Freund hier ist nicht immer guter Laune. Nicht wahr, Kagelmann?"

Diese Worte hatten sich an einen kleinen und ziemlich häßlichen Mann gerichtet, der, wiewohl kahlköpfig (was übrigens die Sommermütze verdeckte) nichtsdestoweniger an beiden Schläfen ein paar lange glatte Haarsträhnen hatte, die bis tief auf die Schulter niederhingen. Alles an ihm war außer Verhältniß, und so kam es, daß, seiner Kleinheit unerachtet, oder vielleicht auch um dieser willen, alles zu groß an ihm erschien: die Nase, die Ohren, die Hände. Und eigentlich auch die Augen. Aber diese sah man nur, wenn er, was öfters geschah, die ganz verblakte Hornbrille abnahm. Er war eine typische Gärtnerfigur: unfreundlich, grob und habsüchtig, vor allem auch seinem Wohlthäter, dem Commerzienrath gegenüber, und nur wenn er die „Frau Räthin" sah, erwies er sich auffallend verbindlich und guter Laune.

So nahm er denn auch heute das scherzhaft hingeworfene „wenn wir dürfen" in bester Stimmung auf und sagte, während er mit der Rechten (in der er einen kleinen Aurikeltopf hielt) seine großschirmige Mütze nach hinten schob: „Jott, Frau Räthin, ob Sie dürfen! Solche Frau! Solche Frau wie Sie darf allens. Un warum? Weil Ihnen allens kleid't. Un wen alles kleidt, der darf ooch alles. Uf's kleiden kommt's an. S' giebt welche, die sagen, die Blumen machen dumm und simplig. Aber daß es uff's Kleiden ankommt, so viel lernt man bei de Blumens".

„Immer mein galanter Kagelmann" lachte Melanie. „Man merkt doch den Unverheiratheten, den Junggesellen. Und doch ist es Unrecht, Kagelmann, daß Sie so geblieben sind. Ich meine, so ledig. Ein Mann wie Sie, so

frisch und so gesund, und ein so gutes Geschäft. Und reich dazu. Die Leute sagen ja, Sie hätten ein Rittergut. Aber ich will es nicht wissen, Kagelmann. Ich respectire Geheimnisse. Nur das ist wahr, Ihr Epheuhaus ist zu klein, immer vorausgesetzt, daß Sie sich noch 'mal anders besinnen".

„Ja, kleen is es man. Aber vor mir is es jroß genug, das heißt vor mir alleine. Sonst . . . Aber ich bin ja nu all sechszig".

„Sechszig. Mein Gott, sechszig. Sechszig ist ja gar kein Alter".

„Ne", sagte Kagelmann. „En Alter is es eijentlich noch nich. Un es jeht ooch allens noch. Un janz jut. Un es schmeckt ooch noch, un die Gebrüder Benekens dragen einen ooch noch. Aber viel mehr is es ooch nich. Un wen soll man denn am Ende nehmen? Sehen Se, Frau Räthin, die so vor mir passen, die gefallen mir nich, un die mir gefallen, die passen wieder nich — Ich wäre so vor dreißig oder so drum rum. Dreißig is jut, un dreißig zu dreißig, das stimmt ooch. Aber sechszig in dreißig jeht nich. Un da sagt denn die Frau: borg ich mir einen".

Melanie lachte.

Kagelmann aber fuhr fort: „Ach, Frau Commerzienräthin, Sie hören so was nich, un glauben jar nich, wie die Welt is un was allens passirt. Da war hier einer drüben bei Flatows, Cohn und Flatow, großes Ledergeschäft, (un sie sollen's ja von Amerika kriegen, na, mir is es jleich,) un war ooch en Gärtner, un war woll so sechsunfunfzig. Oder vielleicht ooch erst fünfundfunfzig. Un der nahm sich ja nu so'n Madamchen, so von'n Jahrer dreißig, un war ne Wittib, un immer janz schwarz, un ne hübsche Person, un saß immer ins mittelste Zelt, Nummer 4, wo Kaiser Wilhelm steht, un wo immer die Musik is mit Clavier un Flöte. Ja, Du mein Jott, was hat er gehabt? Jar nichts hat er gehabt. Un da sitzt er nu mit seine drei Würmer, und Madamchen is weg. Un mit wem is se weg? Mit'n Gelbschnabel, un hatte noch keene zwanzig uff'n Rücken, un Teichgräber sagt, er wär' erst achtzehn gewesen. Un möglich is es. Aber ein fixer, kleiner Kerl war es, so was Italien'sches, un war blos aus Rathnow. Aber en paar Oogen! Ich sag Ihnen, Frau Commerzienräthin, wie'n Feuerwerk, un es war orntlich, als ob's man so prasselte".

„Ja, das ist traurig für den Mann", lachte Melanie. „Aber doch am traurigsten für die Frau. Denn wenn einer solche Augen hat . . ."

„Un so was is jetzt alle Tage" schloß der Alte, der auf die Zwischenbemerkung nicht geachtet hatte und wieder an seinen Töpfen zu stellen und zu kramen begann.

Aber Melanie ließ ihm keine Ruh. „Alle Tage", sagte sie. „Natürlich, alle Tage. Natürlich, alles kommt vor. Aber das darf einen doch nicht abhalten. Sonst könnte ja keiner mehr heirathen und es gäbe gar kein Leben und keine Menschen mehr. Denn ein kleiner fixer Gärtnerbursche, nu, mein Gott, der find't sich überall.

„Ja, Frau Commerzienräthin, das is schon richtig. Aber mitunter

sind't er sich immer und mitunter sind't er sich blos manchmal. Heirathen! Nu ja, hübsch muß es ja sind, sonst dhäten es nich so Viele. Aber besser is besser. Un ich denke, lieber bewahrt als beklagt".

In diesem Augenblicke wurde, von der Hauptallee her, ein Einspänner sichtbar und hielt, indem er eine Biegung machte, vor der Bank, auf der Rubehn und Melanie Platz genommen hatten. Es war ein auf niedrigen Rädern gehendes Fuhrwerk, das den Geschäftsverkehr des kleinen Privat-Treibhauses mit der Stadt vermittelte.

Kagelmann that ein paar Fragen an den vorn auf dem Deichselbrette sitzenden Kutscher, und nachdem er noch einen andern Arbeiter herbeigerufen hatte, fingen alle drei an, die Palmen-Kübel abzuladen, die, trotzdem sie nur von mäßiger Größe waren, den Rand des Wagenkastens weit überragten und mit ihren dunklen Kronen, schon von Fern her, den Eindruck prächtig wehender Federbüsche gemacht hatten.

Alle drei waren ein paar Minuten lang emsig bei der Arbeit, als aber schließlich Alles abgeladen war, wandte sich Kagelmann wieder an seine gnädige Frau und sagte, während er die zwei größten und schönsten Palmen mit seinen Händen patschelte: „Ja, Frau Räthin, das sind nu so meine Stammhalter, so meine zwei Säulen von's Geschäft. Un immer unterwegs, wie'n Landbriefträger. Man blos noch unterwegser. Denn der hat doch 'n Sonntag oder Kirchenzeit. Aber meine Palmen nich. Un ich freue mir immer orntlich, wenn mal 'n Stillstand is und ich allens mal wieder so zu sehen kriege. So wie heute. Denn mitunter seh ich meine Palmen die janze Woche nich".

„Aber warum nicht?"

„Jott, Frau Räthin, Palme paßt immer. Un is kein Unterschied ob Trauung oder Begräbniß. Und manche taufen auch schon mit Palme. Und wenn ich sage Palme, na, so kann ich auch sagen Lorbeer oder Lebensbaum oder was wir Thuja nennen. Aber Palme, versteht sich, is immer das Feinste. Un is blos man ein Metier, das is jrade so, janz akkurat so bei Leben und Sterben. Und is ooch immer mit dabei un ooch immer dasselbe".

„Ah, ich versteh" sagte Melanie. „Der Tischler".

„Nein, Frau Räthin, der Tischler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is schon richtig, aber 's is doch nich immer dasselbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Un was en richtiges Himmelbett is, nu davon will ich jar nich erst reden . . ."

„Aber Kagelmann, wenn es nicht der Tischler ist, wer denn?"

„Der Domchor, Frau Räthin. Der is auch immer mit dabei un is immer dasselbe. Jrade so wie bei mir. Un er hat auch so seine zwei Stammhalter, seine zwei Säulen von's Geschäft: „'s is bestimmt in Gottes Rath" oder „Wie sie so sanft ruhn". Un es paßt immer un macht keinen Unterschied, ob einer abreist oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is jrade so wie Lebensbaum und Palme".

„Und doch Kagelmann, wenn Sie nun mal heirathen und selber Hochzeit

machen (aber nicht hier in Ihrem Epheuhause; das ist zu klein) dann sollen Sie doch Beides haben: Gesang und Palme. Und was für Palmen! Das versprech ich Ihnen. Denn ohne Palmen und Gesang ist es nicht feierlich genug. Und aufs Feierliche kommt es an. Und dann gehen wir in das große Treibhaus, bis dicht an die Kuppel, und machen einen wundervollen Altar unter der allerschönsten Palme. Und da sollen Sie getraut werden. Und oben in der Kuppel wollen wir stehn und ein schönes Lied singen, einen Choral, ich und Fräulein Anastasia, und Herr Rubehn hier und Herr Elimar Schulze, den Sie ja auch kennen. Und dabei soll Ihnen zu Muthe sein, als ob Sie schon im Himmel wären und hörten die Engel singen".

„Glaub ich, Frau Räthin. Glaub ich".

„Und zu vorläufigem Dank für all diese kommenden Herrlichkeiten, sollen Sie, liebster Kagelmann, uns jetzt in das Palmenhaus führen. Denn ich weiß nicht Bescheid und kenne die Namen nicht, und der fremde Herr hier, der ein paar mal um die Welt herum gefahren ist und die Palmen so zu sagen an der Quelle studirt hat, will einmal sehen, was wir haben und nicht haben".

Eigentlich kam alles Dieses dem Alten so wenig gelegen wie möglich, weil er seine Kübel und Blumentöpfe noch vor Dunkelwerden in das kleine Treibhaus hineinschaffen wollte. Er bezwang sich aber, schob seine Mütze, wie zum Zeichen der Zustimmung, wieder nach hinten und sagte: „Frau Räthin haben blos zu befehlen".

Und nun gingen sie zwischen langen und niedrigen Backsteinöfen hin, den blos mannsbreiten Mittelgang hinauf, bis an die Stelle, wo dieser Mittelgang in das große Palmenhaus einmündete. Wenige Schritte noch und sie befanden sich wie am Eingang eines Tropenwaldes und der mächtige Glasbau wölbte sich über ihnen. Hier standen die Prachtexemplare der Van der Straaten'schen Sammlung: Palmen, Dracäen, Riesenfarren, und eine Wendeltreppe schlängelte sich hinauf, erst bis in die Kuppel und dann um diese selbst herum und in einer der hohen Emporen des Langschiffes weiter.

Unterwegs war nicht gesprochen worden.

Als sie jetzt unter der hohen Wölbung hielten, entsann sich Kagelmann etwas Wichtiges vergessen zu haben. Eigentlich aber wollt' er nur zurück und sagte: „Frau Räthin wissen ja nu Bescheid un kennen die Galerie. Da wo der kleine Tisch is un die kleinen Stühle, das is der beste Platz, un is wie ne Laube, un janz dicht. Un da sitzt ooch immer der Herr Commercienrath. Un keiner sieht ihn. Un das hat er am liebsten". Und danach verabschiedete sich der Alte, wandte sich aber noch einmal um, um zu fragen „ob er das Fräulein schicken solle?"

„Gewiß, Kagelmann. Wir warten".

Und als sie nun allein waren, nahm Rubehn den Vortritt und stieg hinauf und eilte sich, als er oben war, der noch auf der Wendeltreppe stehenden Melanie die Hand zu reichen. Und nun gingen sie weiter über die

kleinen, klirrenden Eisenbrettchen hin, die hier als Dielen lagen, bis sie zu der von Kagelmann beschriebenen Stelle kamen, besser beschrieben, als er selber wissen mochte. Wirklich, es war eine phantastisch aus Blattkronen gebildete Laube, fest geschlossen, und überall an den Gurten und Ribben der Wölbung hin, rankten sich Orchideen, die die ganze Kuppel mit ihrem Duft erfüllten. Es athmete sich wonnig aber schwer in dieser dichten Laube, dabei war es als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berauschende Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Ueber ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost, — da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel.

„Anastasia wird uns nicht finden".

„Ich vermisse sie nicht".

„Und doch will ich nach ihr rufen".

„Ich vermisse sie nicht", wiederholte Rubehn und seine Stimme zitterte. „Ich vermisse nur das Lied, das sie damals sang, als wir im Boot über den Strom fuhren. Und nun rathe".

„Long, long ago . . ."

Er schüttelte den Kopf.

„O säh ich auf der Haide dort . . ."

„Auch das nicht, Melanie".

„Rohtraut", sagte sie leis'.

Und nun wollte sie sich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt sie fest, und sie flüsterten Worte, so heiß und so süß, wie die Luft, die sie athmeten.

Endlich aber war die Dämmerung gekommen und breite Schatten fielen in die Kuppel. Und als alles immer noch still blieb, stiegen sie die Treppe hinab und tappten sich durch ein Gewirr von Palmen, erst bis in den Mittelgang und dann in's Freie zurück.

Draußen fanden sie Anastasia.

„Wo Du nur bliebst!" fragte Melanie befangen. „Ich habe mich geängstigt um Dich und mich. Es ist so. Frage nur. Und nun hab ich Kopfweh".

Anastasia nahm unter Lachen den Arm der Freundin und sagte: „Und Du wunderst Dich! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen".

Melanie wurde roth bis an die Schläfe. Aber die Dunkelheit half es ihr verbergen. Und so schritten sie der Villa zu, darin schon die Lichter brannten.

Alle Thüren und Fenster standen auf, und von den frisch gemähten Wiesen her kam eine balsamische Luft. Anastasia setzte sich an den

Flügel und sang und neckte sich mit Rubehn, der bemüht war, auf ihren Ton einzugehen. Aber Melanie sah vor sich hin und schwieg und war weit fort. Auf hoher See. Und in ihrem Herzen klang es wieder Wohin treiben wir?!

Eine Stunde später erschien Van der Straaten und rief ihnen schon vom Corridor her in Spott und guter Laune zu: „Ah, die Gemeinde der Heiligen! Ich würde fürchten zu stören. Aber ich bringe gute Zeitung".

Und als alles sich erhob und entweder wirklich neugierig war oder sich wenigstens das Ansehen davon gab, fuhr er in seinem Berichte fort: „Excellenz sehr gnädig. Alles sondirt und abgemacht. Was noch aussteht, ist Form und Bagatelle. Oder Sitzung und Schreiberei. Melanie, wir haben heut einen guten Schritt vorwärts gethan. Ich verrathe weiter nichts. Aber das glaub' ich sagen zu dürfen: von diesem Tag an datirt sich eine neue Aera des Hauses Van der Straaten".

XIII. Weihnachten.

Die nächsten Tage, die viel Besuch brachten, stellten den unbefangenen Ton früherer Wochen anscheinend wieder her, und was von Befangenheit blieb, wurde, die Freundin abgerechnet, von Niemandem bemerkt, am wenigsten von Van der Straaten, der mehr denn je seinen kleinen und großen Eitelkeiten nachhing.

Und so näherte sich der Herbst und der Park wurde schöner, je mehr sich seine Blätter färbten, bis gegen Ende September der Zeitpunkt wieder da war, der, nach altem Herkommen, dem Aufenthalt in der Villa draußen ein Ende machte.

Schon in den unmittelbar voraufgehenden Tagen war Rubehn nicht mehr erschienen, weil allernächst liegende Pflichten ihn an die Stadt gefesselt hatten. Ein jüngerer Bruder von ihm, von einem alten Procuristen des Hauses begleitet, war zu rascher Etablirung des Zweiggeschäfts herübergekommen, und ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es denn auch wirklich, in den ersten Octobertagen eine Filiale des großen Frankfurter Bankhauses ins Leben zu rufen.

Van der Straaten nahm an all diesen Hergängen den größten Antheil und sah es als ein gutes Zeichen und eine Gewähr geschäftskundiger Leitung an, daß Rubehns Besuche seltener wurden und in den Novemberwochen beinahe ganz aufhörten. In der That erschien unser neuer „Filial-Chef", wie der Commerzienrath ihn zu nennen beliebte, nur noch an den kleinen und kleinsten Gesellschaftstagen, und hätte wohl auch an diesen am liebsten gefehlt. Denn es konnt' ihm nicht entgehen, und entging ihm auch wirklich nicht, daß ihm von Reiff und Duquede, ganz besonders aber von Gryczinski, mit einer vornehm ablehnenden Kühle begegnet wurde. Die schöne Jacobine suchte freilich dann durch halbverstohlene Freundlichkeiten Alles wieder ins Gleiche

zu bringen und beschwor ihn, ihres Schwagers Haus doch nicht ganz zu vernachlässigen, um ihretwillen nicht und um Melanies willen nicht, aber jedesmal wenn sie den Namen nannte, schlug sie doch verlegen die Augen nieder und brach rasch und ängstlich ab, weil ihr Gryczinski sehr bestimmte Weisungen gegeben hatte, jedwedes Gespräch mit Rubehn entweder ganz zu vermeiden, oder doch auf wenige Worte zu beschränken.

Um vieles heiterer gestalteten sich die kleinen Reunions, wenn die Gryczinskis fehlten und statt ihrer blos die beiden Maler und Fräulein Anastasia zugegen waren. Dann wurde wieder gescherzt und gelacht, wie damals in dem Stralauer Kaffeehaus, und Van der Straaten, der mittlerweile von Besuchen, sogar von häufigen Besuchen gehört hatte, die Rubehn in Anastasia's Wohnung gemacht haben solle, hing in Ausnutzung dieser ihm hinterbrachten Thatsache seiner alten Neigung nach, alle dabei Betheiligten ins Komische zu ziehen und zum Gegenstande seiner Schraubereien zu machen. Er sähe nicht ein, wenigstens für seine Person nicht, warum er sich eines reinen und auf musikalischer Glaubenseinigkeit aufgebauten Verhältnisses nicht aufrichtig freuen solle, ja die Freude darüber würd' ihm einfach als Pflicht erscheinen, wenn er nicht andererseits den alten Satz wieder bewahrheitet fände, daß jedes neue Recht immer nur unter Kränkung alter Rechte geboren werden könne. Das neue Recht, wie der Fall hier läge, sei durch seinen Freund Rubehn, das alte Recht durch seinen Freund Elimar vertreten, und wenn er diesem letzteren auch gerne zugestehe, daß er in vielen Stücken er selbst geblieben, ja bei Tisch sogar als eine Potenzirung seiner selbst zu erachten sei, so läge doch gerade hierin die nicht wegzuleugnende Gefahr. Denn er wisse wohl, daß dieses Plus an Verzehrung einen furchtbaren Gleichschritt mit Elimars innerem verzehrenden Feuer halte. Wes Namens aber dieses Feuer sei, ob Liebe, Haß oder Eifersucht, das wisse nur **der**, der in den Abgrund sieht.

In dieser Weise zischten und platzten die reichlich umhergeworfenen Van der Straaten'schen Schwärmer, von deren Sprühfunken sonderbarer Weise diejenigen am wenigsten berührt wurden, auf die sie berechnet waren. Es lag eben alles anders, als der commerzienräthliche Feuerwerker annahm. Elimar, der sich auf der Stralauer Partie, weit über Wunsch und Willen hinaus engagirt hatte, hatte durch Rubehns anscheinende Rivalität eine Freiheit wiedergewonnen, an der ihm viel, viel mehr als an Anastasias Liebe gelegen war und diese selbst wiederum vergaß ihr eigenes, offenbar im Niedergange begriffenes Glück, in dem Wonnegefühl, ein anderes hochinteressantes Verhältniß,, unter ihren Augen und ihrem Schutze heranwachsen zu sehen. Sie schwelgte mit jedem Tage mehr in der Rolle der Confidenten und weit über das gewöhnliche Maaß hinaus mit dem alten Evahange nach dem Heimlichen und Verbotenen ausgerüstet, zählte sie diese Winterwochen nicht nur zu den angeregtesten ihres an Anregungen so reichen Lebens, sondern erfreute sich nebenher auch noch des unbeschreiblich hohen Glücks, den ihr au fond unbequemen und widerstrebenden Van der Straaten gerade **dann** am herzlichsten be-

lachen zu können, wenn dieser sich, in seiner Sultanslaune gemüßigt fühlte, sie zum Gegenstand allgemeiner und natürlich auch seiner eigenen Lachlust zu machen.

In der That, unser commerzienräthlicher Freund hätte bei mehr Aufmerksamkeit und weniger Eigenliebe stutzig werden und über das Lächeln und den Gleichmuth Anastasias den eignen Gleichmuth verlieren müssen; er gab sich aber umgekehrt einer Vertrauensseligkeit hin, für die, bei seinem sonst soupçonnösen und pessimistischen Charakter, jeder Schlüssel gefehlt haben würde, wenn er nicht unter Umständen, und auch jetzt wieder, der Mann völlig entgegengesetzter Voreingenommenheiten gewesen wäre. In seiner Scharfsicht oft übersichtig und Dinge sehend, die gar nicht da waren, übersah er eben so oft andere, die klar zu Tage lagen. Er stand in der abergläubischen Furcht, in seinem Glücke von einem vernichtenden Schlage bedroht zu sein, aber nicht heut und nicht morgen, und je bestimmter und unausbleiblicher er diesen Schlag von der Zukunft erwartete, desto sicherer und sorgloser erschien ihm die Gegenwart. Und am wenigsten sah er sie von der Seite her gefährdet, von der aus die Gefahr so nahe lag und von jedem Andern erkannt worden wäre. Doch auch hier wiederum stand er im Bann einer vorgefaßten Meinung und zwar eines künstlich construirten Rubehn, der mit dem wirklichen eine ganz oberflächliche Verwandtschaft, aber auch nur diese gemein hatte. Was sah er in ihm? Nichts als ein Frankfurter Patrizierkind, eine ganz und gar auf Anstand und Hausehre gestellte Natur, die zwar in jugendliche Thorheiten verfallen, aber einen Vertrauens- und Hausfriedensbruch nie und nimmer begehen konnte. Zum Ueberflusse war er verlobt und um so verlobter, je mehr er es bestritt. Und Abends beim Thee, wenn Anastasia zugegen und das Verlobungs-Thema 'mal wieder an der Reihe war, hieß es vertraulich und gut gelaunt: „Ihr Weiber hört ja das Gras wachsen und nun gar erst das Gras! Ich wäre doch neugierig zu hören, an wen er sich verthan hat. Eine Vermuthung hab' ich und wette zehn gegen eins, an eine Freiin vom deutschen Uradel, etwa wie Schreck von Schreckenstein oder Sattler von der Hölle". Und dann widersprachen beide Damen, aber doch so klug und so vorsichtig, daß ihr Widerspruch, anstatt irgend etwas zu beweisen, umgekehrt nur dazu diente, Van der Straaten in seiner vorgefaßten Meinung immer fester zu machen.

Und so kam Heiligabend und im ersten Saale der Bildergalerie waren all unsre Freunde, mit Ausnahme Rubehns, um den brennenden Baum her versammelt. Elimar und Gabler hatten es sich nicht nehmen lassen auch ihrerseits zu der reichen Bescheerung beizusteuern: ein riesiges Puppenhaus, drei Stock hoch, und im Souterrain eine Waschküche mit Herd und Kessel und Rolle. Und zwar eine altmodische Rolle mit Steinkasten und Mangelholz. Und sie rollte wirklich. Und es unterlag alsbald keinem Zweifel, daß das Puppenhaus den Triumph des Abends bildete und beide Kinder waren selig. Sogar Lydia that ihre Vornehmheits-Allüren bei Seit' und ließ sich von

Elimar in die Luft werfen und wieder fangen. Denn er war auch Turner und Akrobat. Und selbst Melanie lachte mit und schien sich des Glücks der andern zu freuen oder es gar zu theilen. Wer aber schärfer zugesehen hätte, der hätte wohl wahrgenommen, daß sie sich bezwang, und mitunter war es als habe sie geweint. Etwas unendlich Weiches und Wehmüthiges lag in dem Ausdruck ihrer Augen, und der Polizeirath sagte zu Duquede: „Sehen Sie, Freund, ist sie nicht schöner denn je?"

„Blaß und angegriffen", sagte dieser. „Es giebt Leute, die blaß und angegriffen immer schön finden. Ich nicht. Sie wird überhaupt überschätzt, in allem, und am meisten in ihrer Schönheit".

An den Aufbau schloß sich wie gewöhnlich ein Souper und man endete mit einem schwedischen Punsch. Alles war heiter und guter Dinge. Melanie belebte sich wieder, gewann auch wieder frischere Farben, und als sie Rieckchen und Anastasia, die bis zuletzt geblieben waren, bis an die Treppe geleitete, rief sie dem kleinen Fräulein mit ihrer freundlichen und herzgewinnenden Stimme nach: „Und sieh Dich vor, Rieckchen. Christel sagt mir eben, es glatteist". Und dabei bückte sie sich über das Geländer und grüßte mit der Hand.

„O, ich falle nicht", rief die Kleine zurück. „Kleine Leute fallen überhaupt nicht. Und am wenigsten „wenn sie vorn und hinten gut balanciren".

Aber Melanie hörte nichts mehr von dem, was Rieckchen sagte. Der Blick über das Geländer fort, hatte sie schwindlig gemacht, und sie wäre gefallen, wenn sie Van der Straaten nicht aufgefangen und in ihr Zimmer zurück getragen hätte. Er wollte klingeln und nach dem Arzte schicken. Aber sie bat ihn, es zu lassen. Es sei nichts, oder doch nichts Ernstes, oder doch nichts wobei der Arzt ihr helfen könne.

Und dann sagte sie was es sei.

XIV. Entschluß.

Erst den dritten Tag danach hatte sich Melanie hinreichend erholt, um in der Alsenstraße, wo sie seit Wochen nicht gewesen war, einen Besuch machen zu können. Vorher aber wollte sie bei der Madame Guichard, einer vor Kurzem erst etablirten Französin vorsprechen, deren Confections und künstliche Blumen ihr durch Anastasia gerühmt worden waren. Van der Straaten rieth ihr, weil sie noch angegriffen sei, lieber den Wagen zu nehmen, aber Melanie bestand darauf alles zu Fuß abmachen zu wollen. Und so kleidete sie sich in ihr diesjähriges Weihnachtsgeschenk, einen Nerz-Pelz und ein Castorhütchen mit Straußenfeder, und war eben auf dem letzten Treppenabsatz, als ihr Rubehn begegnete, der inzwischen von ihrem Unwohlsein gehört hatte und nun kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Ah, wie gut, daß Sie kommen", sagte Melanie „nun hab' ich Begleitung auf meinem Gange. Van der Straaten wollte mir seinen Wagen

aufzwingen, aber ich sehne mich nach Luft und Bewegung. Ach, unbeschreiblich ... Mir ist so bang und schwer ..."

Und dann unterbrach sie sich und setzte rasch hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm. Ich will zu meiner Schwester. Aber vorher will ich Ballblumen kaufen und dahin sollen Sie mich begleiten. Eine halbe Stunde nur. Und dann geb' ich Sie frei, ganz frei".

„Das dürfen Sie nicht, Melanie. Das werden Sie nicht".

„Doch".

„Ich will aber nicht frei gegeben sein".

Melanie lachte. „So seid ihr. Tyrannisch und eigenmächtig, auch noch in eurer Huld, auch dann noch, wenn ihr uns dienen wollt. Aber kommen Sie. Sie sollen mir die Blumen aussuchen helfen. Ich vertraue ganz Ihrem Geschmack. Granatblüthen; nicht wahr?"

Und so gingen sie die große Petristraße hinunter und vom Platz aus durch ein Gewirr kleiner Gassen, bis sie, hart an der Jägerstraße, das Geschäft der Madame Guichard entdeckten, einen kleinen Laden, in dessen Schaufenster ein Theil ihrer französischen Blumen ausgebreitet lag.

Und nun traten sie ein. Einige Cartons wurden ihnen gezeigt und ehe noch viele Worte gewechselt waren, war auch schon die Wahl getroffen. In der That hatte Rubehn sich für eine Granatblüthen-Garnitur entschieden und eine Directrice, die mit zugegen war, versprach alles zu schicken. Melanie selbst aber gab der Französin ihre Karte. Diese versuchte den langen Titel und Namen zu bewältigen, und ein Lächeln flog erst über ihr Gesicht, als sie das „née de Caparoux" las. Ihre nicht hübschen Züge verklärten sich plötzlich, und es war mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Wehmuth, daß sie sagte: „Madame est Française! ... Ah, notre belle France".

Dieser kleine Zwischenfall war an Melanie nicht gleichgiltig vorübergegangen, und als sie draußen ihres Freundes Arm nahm, sagte sie: „Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das so sehnsüchtig klang. Ja, sie hat ein Heimweh. Und alle haben wirs. Aber wohin? wonach? ... Nach unsrem Glück ... Nach unsrem Glück! Das Niemand kennt und Niemand sieht. Wie heißt es doch in dem Schubert'schen Liede?"

„Da wo Du nicht bist, ist das Glück".

„Da wo Du nicht bist", wiederholte Melanie.

Rubehn war bewegt und sah ihr unwillkürlich nach den Augen. Aber er wandte sich wieder, weil er die Thräne nicht sehen wollte, die darin glänzte.

Vor dem großen Platz, in den die Straße mündet, trennten sie sich. Er, für sein Theil, hätte sie gern weiter begleitet, aber sie wollt' es nicht und sagte leise: „Mein Ruben, es war der Begleitung schon zuviel. Wir wollen die bösen Zungen nicht vor der Zeit herausfordern. Die bösen Zungen, von denen ich eigentlich kein Recht habe zu sprechen. Adieu".

Und sie wandte sich noch einmal und grüßte mit leichter Bewegung ihrer Hand.

Er sah ihr nach, und ein Gefühl von Schreck und ungeheurer Verantwortlichkeit über ein durch ihn gestörtes Glück überkam ihn und erfüllte plötzlich sein ganzes Herz. Was soll werden? fragte er. Aber dann wurde der Ausdruck seiner Züge wieder milder und heitrer, und er sagte vor sich hin: „Ich bin nicht der Narr, der von Engeln spricht. Sie war keiner und ist keiner. Gewiß nicht. Aber ein freundlich Menschenbild ist sie, so freundlich, wie nur je eines über diese arme Erde gegangen ist . . . Und ich liebe sie, viel, viel mehr, als ich geglaubt habe, viel, viel mehr als ich je geglaubt hätte, daß ich lieben könnte. Muth, Melanie, nur Muth. Es werden schwere Tage kommen, und ich sehe sie schon zu Deinen Häupten stehen. Aber mir ist auch, als klär' es sich dahinter. O, nur Muth, Muth!“

* * *

Eine halbe Woche danach war Sylvester und auf dem kleinen Balle, den Gryczinskis gaben, war Melanie die Schönste. Jacobine trat zurück und gönnte der älteren Schwester ihre Triumphe. „Superbes Weib. Aegyptische Königstochter“ schnarrte Rittmeister von Schnabel, der wegen seiner eminenten Ulanen-Figur aus der Provinz in die Residenz versetzt worden war und von dem Gryczinski zu sagen pflegte: „Der geborene Prinzessinnentänzer. Nur schade, daß es keine Prinzessinnen mehr giebt“.

Aber Schnabel war nicht der einzige Melanie-Bewunderer. In der letzten Fensternische stand eine ganze Gruppe von jungen Offizieren: Wensky von den Ohlauer kaffeebraunen Husaren, enragirter Sportsmann und Steeple-Chase-Reiter (Oberschenkel dreimal an derselben Stelle gebrochen), neben ihm Ingenieur-Hauptmann Stiffelius, berühmter Rechner, mager und trocken wie seine Gleichungen, und zwischen beiden Lieutenant Tigris, kleiner, kräpischer Füsilier-Offizier vom Regiment Zauche-Belzig, der aus Gründen, die Niemand kannte, mehrere Jahre lang der Pariser Gesandtschaft attachirt gewesen war und sich seitdem für einen Halbfranzosen, Libertin und Frauenmarder hielt. Junge Mädchen waren ihm „ridikül“. Er schob eben, trotzdem er wahre Luchsaugen hatte, sein an einem kurzen Seidenbande hängendes Pince-nez zurecht und sagte: „Wensky, Sie sind ja so gut wie zu Haus hier, und eigentlich Hahn im Korbe. Wer ist denn dieser Prachtkopf mit den Granatblüthen? Ich könnte schwören, sie schon gesehen zu haben. Aber wo? Halb die Herzogin von Mouchy und halb die Beauffremont. Un teint de lys et de rose, et tout à fait distinguée“.

„Sie treffen es gut genug, mon cher Tigris“, lachte Wensky. „'s ist die Schwester unsrer Gryczinska, eine geborne de Caparoux“.

„Drum drum auch. Jeder Zoll eine Französin. Ich konnte mich nicht irren. Und wie sie lacht“.

Ja, Melanie lachte wirklich. Aber wer sie die folgenden Tage gesehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends in ihr nicht wieder erkannt, am wenigsten wär er ihrem Lachen begegnet. Sie lag leidend und abgehärmt, uneins mit sich und der Welt, auf dem Sopha und las ein Buch, und wenn sie's gelesen hatte, so durchblätterte sie's wieder, um sich einigermaßen zurückzurufen, was sie gelesen. Ihre Gedanken schweiften ab. Rubehn kam, um nach ihr zu fragen, aber sie nahm ihn nicht an und grollte mit ihm wie mit jedem. Und ihr wurde nur leichter ums Herz, wenn sie weinen konnte.

So vergingen ein paar Wochen, und als sie wieder aufstand und sprach, und wieder nach den Kindern und dem Haushalte sah, schärfer und eindringlicher als sonst, war ihr der energische Muth ihrer früheren Tage zurückgekehrt, aber nicht die Stimmung. Sie war reizbar, heftig, bitter. Und was schlimmer, auch capriciös. Van der Straaten unternahm einen Feldzug gegen diesen vielköpfigen Feind und im Einzelnen nicht ohne Glück, aber in der Hauptsache griff er fehl, und während er ihrer Reizbarkeit klugerweise mit Nachgiebigkeit begegnete, war er, ihrer Caprice gegenüber unklugerweise darauf aus, sie durch Zärtlichkeit besiegen zu wollen. Und das entschied über ihn und sie. Jeder Tag wurd' ihr qualvoller, und die sonst so stolze und siegessichere Frau, die mit dem Manne, dessen Spielzeug sie zu sein schien und zu sein vorgab, durch viele Jahre hin immer nur ihrerseits gespielt hatte, sie schrak jetzt zusammen und gerieth in ein nervöses Zittern, wenn sie von fern her seinen Schritt auf dem Corridore hörte. Was wollt' er? Um was kam er? Und dann war es ihr, als müsse sie fliehen und aus dem Fenster springen. Und kam er dann wirklich und nahm ihre Hand, um sie zu küssen, so sagte sie: „Geh. Ich bitte Dich. Ich bin am liebsten allein".

Und wenn sie dann allein war, so stürzte sie fort, oft ohne Ziel, öfter noch in Anastasiens stille, zurückgelegene Wohnung, und wenn dann der Erwartete kam, dann brach alle Noth ihres Herzens in bittre Thränen aus und sie schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenspiel nicht mehr ertragen könne. „Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder Du siehst mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht sterben soll vor Scham und Gram".

Und er war mit erschüttert und sagte: „Sprich nicht so, Melanie. Sprich nicht, als ob ich nicht alles wollte, was Du willst. Ich habe Dein Glück gestört (wenn es ein Glück war) und ich will es wieder aufbauen. Ueberall in der Welt, wie Du willst und wo Du willst. Jede Stunde, jeden Tag".

Und dann bauten sie Luftschlösser und träumten und hatten eine lachende Zukunft um sich her. Aber auch wirkliche Pläne wurden laut, und sie trennten sich unter glücklichen Thränen.

XV. Die Vernezobres.

Und was geplant worden war, das war Flucht. Den letzten Tag im Januar wollten sie sich an einem der Bahnhöfe treffen, in früher Morgenstunde, und dann fahren weit, weit in die Welt hinein, nach Süden zu, über die Alpen. „Ja über die Alpen“ hatte Melanie gesagt und aufgeathmet, und es war ihr dabei gewesen, als wär' erst ein neues Leben für sie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und schützend hinter ihr läge. Und auch darüber ward gesprochen worden, was zu geschehen habe, wenn Van der Straaten ihr Vorhaben etwa hindern wolle. „Das wird er nicht“, hatte Melanie gesagt. „Und warum nicht? Er ist nicht immer der Mann der zarten Rücksichtsnahmen und liebt es mitunter die Welt und ihr Gerede zu brüskiren“. „Und doch wird er sich's ersparen, sich und uns. Und wenn Du wieder fragst, warum? Weil er mich liebt. Ich hab' es ihm freilich schlecht gedankt. Ach, Ruben, Freund, was sind wir in unserem Thun und Wollen! Undank, Untreue . . . mir so verhaßt! Und doch . . . ich thät' es wieder alles, alles. Und ich will es nicht anders als es ist“.

So vergingen die Januarwochen. Und nun war es die Nacht vor dem festgesetzten Tage. Melanie hatte sich zu früher Stunde niedergelegt und ihrer alten Dienerin befohlen, sie Punkt drei zu wecken. Auf diese konnte sie sich unbedingt verlassen, trotzdem Christel ihren Dienstjahren, aber freilich auch nur diesen nach, zu jenen Erbstücken des Hauses gehörte, die sich, unter Duquedes Führung, in einer stillen Opposition gegen Melanie gefielen.

Und kaum daß es drei geschlagen, so war Christel da, fand aber ihre Herrin schon auf und konnte derselben nur noch beim Ankleiden behülflich sein. Und auch das war nicht viel, denn es zitterten ihr die Hände, und sie hatte, wie sie sich ausdrückte „einen Flimmer vor den Augen“. Endlich aber war doch alles fertig, der feste Lederstiefel saß, und Melanie sagte: „So ist's gut, Christel. Und nun gieb die Handtasche her, daß wir packen können“.

Christel holte die Tasche, die dicht am Fenster auf einer Spiegelconsole stand, und öffnete das Schloß. „Hier, das thu hinein. Ich hab' alles aufgeschrieben“. Und Melanie riß, als sie dies sagte, ein Blatt aus ihrem Notizbuch und gab es der Alten. Diese hielt den Zettel neben das Licht und las und schüttelte den Kopf.

„Ach meine gute, liebe Frau, das ist ja gar nichts . . . Ach, meine liebe, gute Frau Sie sind ja . . .“

„So verwöhnt, willst Du sagen. Ja Christel, das bin ich. Aber Verwöhnung ist kein Glück. Ihr habt hier ein Sprichwort: „wenig mit Liebe“. Und die Leute lachen darüber. Aber über das Wahrste wird immer gelacht. Und dann, wir gehen ja nicht aus der Welt. Wir reisen blos. Und auf Reisen heißt es: Leicht Gepäck. Und sage selbst, Christel,

ich kann doch nicht mit einem Riesenkoffer aus dem Hause gehn. Da fehlte blos noch der Schmuck und die Cassette".

Melanie hatte, während sie so sprach, ihre Hände dicht über das halb niedergebrannte Feuer gehalten. Denn es war kalt und sie fröstelte. Jetzt setzte sie sich in einen nebenstehenden Fauteuil und sah abwechselnd in die glühenden Kohlen und dann wieder auf Christel, die das Wenige, was aufgeschrieben war, in die Tasche that und immer leise vor sich hinsprach und weinte. Und nun war alles hinein, und sie drückte den Bügel in's Schloß und stellte die Tasche vor Melanie nieder.

So verging eine Weile. Keiner sprach. Endlich aber trat Christel von hinten her an ihre junge Herrin heran und sagte: „Jott, liebe, jnädige Frau, muß es denn . . . Bleiben Sie doch. Ich bin ja blos solche alte, dumme Person. Aber die Dummen sind oft gar nicht so dumm. Und ich sag Ihnen, meine liebe Jnädigste, Sie jlauben jar nich, woran sich der Mensch alles gewöhnen kann. Jott, der Mensch jewöhnt sich an alles. Und wenn man reich ist und hat so viel, da kann man auch viel aushalten. Un vor mir wollt' ich woll einstehn. Un wie jeht es denn? Un wie leben denn die Menschen? In jedes Haus is'n Gespenst, sagen sie jetzt, un das is so'ne neumodsche Redensart! Aber wahr is es. Und in manches Haus sind zweie, un rumoren, daß man's bei hellen, lichten Tage hören kann. Un so war es auch bei Vernezobres. Ich bin ja nu fufzig und dreiunzwanzig hier. Un sieben vorher bei Vernezobres. Un war auch Commerzienrath un alles ebenso. Das heißt beinah".

„Und wie war es denn?" lächelte Melanie.

„Jott, wie war es? Wie's immer is. Sie war dreißig un er war fufzig. Un sie war sehr hübsch. Drall un blond, sagten die Leute. Na, un er? Ich will jar nich sagen, was die Leute von ihm alles gesagt haben. Aber viel Jutes war es nich . . . Un natürlich, da war ja denn auch ein Baumeister, das heißt eigentlich kein richtiger Baumeister, blos einer der immer Brücken baut, vor Eisenbahnen un so, un immer mit'n Gitter un schräge Löcher, wo man durchkucken kann. Un der war ja nu da un wie'n Wiesel, un immer mit in's Concert und nach Saatwinkel oder Pichelsberg, un immer's Jaquet übern Arm, un Fächer un Sonnenschirm, un immer Erdbeeren gesucht un immer verirrt un nie da, wenn die Herrschaften wieder nach Hause wollten. Un unser Herr, der ängstigte sich un dacht' immer, es wäre was passirt. Un was die andern waren, na, die tuschelten".

„Und trennten sie sich? Oder blieben sie zusammen? Ich meine die Vernezobres", fragte Melanie, die mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Natürlich blieben sie. Mal hört' ich, weil ich nebenan war, daß er sagte: „Hulda das geht nicht". Denn sie hieß wirklich Hulda. Und er wollt' ihr Vorwürfe machen. Aber da kam er ihr jerade recht. Un sie drehte den Spieß um un sagte: was er nur wolle? Sie wolle fort. Un sie liebe ihn, das heißt den andern, un ihn liebe sie nicht. Un sie dächte

gar nicht dran, ihn zu lieben. Und es wär eijentlich blos zum Lachen. Und so ging es weiter und sie lachte wirklich. Un ich sag Ihnen, da wurd' er wie'n Ohrwurm und sagte blos: „sie sollte sich's doch überlegen". Un so kam es denn auch, un es war woll schon Ende Mai . . . Un da war ja nu der Vernezobre'sche Doktor, so'n richtiger, der alles janz jenau wußte, der sagte „sie müßte nachs Bad", wovon ich aber den Namen immer vergesse, weil da der Wellenschlag am stärksten ist. Un das war ja nu damals, als sie jrade die große Hängebrücke bauten, un die Leute sagten, er könnt es alles am besten ausrechnen. Un was unser Commerzienrath war, der kam immer blos Sonnabends. Un die Woche hatten sie frei. Un als Ende August war, oder so, da kam sie wieder und war ganz frisch un munter un hatte orntlich rothe Backen, un cajolirte ihn. Und von ihm war gar keine Rede mehr".

Melanie hatte, während Christel sprach, ein paar Holzscheite auf die Kohlen geworfen, so daß es wieder prasselte, und sagte: „Du meinst es gut. Aber so geht es nicht. Ich bin doch anders. Und wenn ich's nicht bin, so bild' ich es mir wenigstens ein".

„Jott" sagte Christel, „en bischen anders is es immer. Un sie war auch blos von Neu-Cölln an's Wasser, un die Singuhr immer jrade gegenüber. Aber die war nich Schuld mit „Ueb' immer Treu und Redlichkeit".

„Ach meine gute Christel, Treu und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz schlecht ist. Aber weißt Du, man kann auch treu sein wenn man untreu ist. Treuer als in der Treue".

„Jott, liebe Jnädigste, sagen Se doch so was nich. Ich versteh es eigentlich nich. Un das muß ich Ihnen sagen, wenn einer so was sagt un ich versteh es nicht, denn is es immer schlimm. Un Sie sagen, Sie sind anders. Ja, das is schon richtig, un wenn es auch nich janz richtig is, so is es doch halb richtig. Un was die Hauptsache is, das is, meine liebe Jnädigste, die hat eijentlich das liebe kleine Herz auf'n rechten Fleck, un is immer für helfen und geben, un immer für die armen Leute. Un was die Vernezobern war, na, die putzte sich blos, un war immer vor'n Stehspiegel, der alles noch hübscher machte, und sah aus wie's Modejournal und war eijentlich dumm. Wie'n Haubenstock, sagten die Leute. Un war auch nich so was Vornehmes, wie meine liebe Jnädigste, un blos aus 'ne Färberei, türkischroth. Un nachher war es ein Blaufärber. Aber das muß ich Ihnen sagen, Ihrer is doch auch anders als der Vernezobern Ihrer war, un hat sich gar nich, un red't immer frei weg, un kann keinen was abschlagen. Un zu Weihnachten immer alles doppelt".

Melanie nickte.

„Nu, sehen Sie, meine liebe Jnädigste, das is hübsch, daß Sie mir zunicken, un wenn Sie mir immer wieder zunicken, dann kann es auch alles noch wieder werden un wir packen alles wieder aus, un Sie legen sich in's Bett un schlafen bis an'n hellen lichten Tag. Un Klocker zwölfe bring ich

Ihnen Ihren Kaffee un Ihre Chokolade, alles gleich auf ein Brett, un wenn ich Ihnen dann erzähle, daß wir hier gesessen und was wir alles gesprochen haben, dann is es Ihnen wie'n Traum. Denn dabei bleib ich, er is eijentlich auch ein juter Mann, ein sehr juter, un blos ein bischen sonderbar. Und sonderbar is nichts Schlimmes. Und ein reicher Mann wird es doch wohl am Ende dürfen! Un wenn ich reich wäre, ich wäre noch viel sonderbarer. Un daß er immer so spricht, un solche Redensarten macht, als hätt' er keine Bildung nich un wäre von'n Wedding oder so, ja, Du himmlische Güte, warum soll er nich? warum soll er nich so reden, wenn es ihm Spaß macht? er is nu 'mal für's Berlinsche. Aber is er denn nich einer? Und am Ende . . ."

XVI. Abschied.

Christel unterbrach sich und zog sich erschrocken in die Nebenstube zurück, denn Van der Straaten war eingetreten. Er war noch in demselben Gesellschaftsanzug, in dem er, eine Stunde nach Mitternacht, nach Hause gekommen war und seine überwachten Züge zeigten Aufregung und Ermattung. Von welcher Seite her er Mittheilung über Melanie's Vorhaben erhalten hatte, blieb unaufgeklärt. Aus allem war nur ersichtlich, daß er sich gelobt hatte, die Dinge ruhig gehen zu lassen. Und wenn er dennoch kam, so geschah es nicht, um gewaltsam zu hindern, sondern nur um Vorstellungen zu machen, um zu bitten. Es kam nicht der empörte Mann, sondern der liebende.

Er schob einen Fauteuil an das Feuer, ließ sich nieder, so daß er jetzt Melanie gegenüber saß, und sagte leicht und geschäftsmäßig: „Du willst fort, Melanie?"

„Ja, Ezel".

„Warum?"

„Ich lieb' einen andern".

„Das ist kein Grund".

„Doch".

„Und ich sage Dir, es geht vorüber, Lanni. Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßtesten ist euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr seid auf die Unruhe gestellt. Ein bischen schlechtes Gewissen habt ihr lieber als ein gutes, das nicht prickelt, und unter allen Sprichwörtern ist euch das vom „besten Ruhekissen" am langweiligsten und am lächerlichsten. Ihr wollt gar nicht ruhen. Es soll euch immer was kribbeln und zwicken, und ihr habt den überspannt sinnlichen oder meinetwegen auch den heroischen Zug, daß ihr dem Schmerz die süße Seite abzugewinnen wißt".

„Es ist möglich, daß Du Recht hast, Ezel. Aber je mehr Du Recht hast, je mehr rechtfertigst Du mich und mein Vorhaben. Ist es wirklich

wie Du sagst, so wären wir geborene Hazardeurs und Va banque spielen unsere eigentlichste Natur. Und natürlich auch die meinige".

Er hörte sie gern in dieser Weise sprechen, es klang ihm wie aus guter, alter Zeit her, und er sagte, während er den Fauteuil vertraulich näher drückte: „Laß uns nicht spießbürgerlich sein, Lanni. Sie sagen, ich wär ein Bourgeois, und es mag sein. Aber ein Spießbürger bin ich nicht. Und wenn ich die Dinge des Lebens nicht sehr groß und nicht sehr ideal nehme, so nehm' ich sie doch auch nicht klein und eng. Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine Course stehen jetzt niedrig, aber sie werden wieder steigen. Ich bin nicht Geck genug, mir einzubilden, daß Du schönes und liebenswürdiges Geschöpf, verwöhnt und ausgezeichnet von den Klügsten und Besten, daß Du mich aus purer Neigung oder gar aus Liebesschwärmerei genommen hättest. Du hast mich genommen, weil Du noch jung warst und noch keinen liebtest, und in Deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, daß die jungen Attachés auch keine Helden und Halbgötter waren. Und weil die Firma Van der Straaten einen guten Klang hatte. Also nichts von Liebe. Aber Du hast auch nichts gegen mich gehabt und hast mich nicht ganz alltäglich gefunden und hast mit mir geplaudert und gelacht und gescherzt, Und dann hatten wir die Kinder, die doch schließlich reizende Kinder sind, zugestanden Dein Verdienst, und Du hast enfin an die zehn Jahr in der Vorstellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den schlimmsten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu sein und der Augapfel ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die thun und lassen kann was sie will und als Gegenleistung nichts andres einzusetzen braucht, als ein freundliches Gesicht, wenn es ihr grade paßt. Und sieh, Melanie, weiter will ich auch jetzt nichts, oder sag ich lieber, will ich auch in Zukunft nicht. Denn in diesem Augenblick erscheint Dir auch das Wenige, was ich fordere, noch als zu viel. Aber es wird wieder anders, muß wieder anders werden. Und ich wiederhole Dir, ein Minimum ist mir genug. Ich will keine Leidenschaft. Ich will nicht, daß Du mich ansehen sollst, als ob ich Leone Leoni wär' oder irgend ein anderer großer Romanheld, dem zu Liebe die Weiber Giftbecher trinken wie Mandelmilch und lächelnd sterben, blos um ihn noch einmal lächeln zu sehen. Ich bin nicht Leone Leoni, bin blos deutsch und von holländischer Abstraction, wodurch das Deutsche nicht besser wird, und habe die mir abstammlich zukommenden hohen Backenknochen. Ich bewege mich nicht in Illusionen, am wenigsten über meinen äußeren Menschen, und ich verlange keine Liebes-Großthaten von Dir. Auch nicht einmal Entsagungen. Entsagungen machen sich zuletzt von selbst, und das sind die besten. Die besten, weil es die freiwilligen und eben deshalb auch die dauerhaften und zuverlässigen sind. Uebereile nichts. Es wird sich alles wieder zurechtrücken".

Er war aufgestanden und hatte die Lehne des Fauteuils genommen, auf der er sich jetzt hin und her wiegte. „Und nun noch eins, Lanni", fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann der Rücksichtsnahmen und hasse diese lang-

weiligen „Regards“ auf nichts und wieder nichts. Aber dennoch sag' ich Dir, nimm Rücksicht auf Dich selbst. Es ist nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute sagen, aber es ist noch weniger gut, garnicht daran zu denken. Ich hab es an mir selbst erfahren. Und nun überlege. Wenn Du jetzt gehst . . . Du weißt, was ich meine. Du kannst jetzt nicht gehen; nicht jetzt“.

„Eben deshalb geh ich, Ezel“, antwortete sie leise. „Es soll klar zwischen uns werden. Ich habe diese schnöde Lüge satt“.

Er hatte jedes Wort begierig eingesogen, wie man in entscheidenden Momenten auch das hören will, was einem den Tod giebt. Und nun war es gesprochen. Er ließ den Stuhl wieder nieder und warf sich hinein, und einen Augenblick war es ihm, als schwänden ihm die Sinne. Aber er erholte sich rasch wieder, rieb sich Stirn und Schläfe und sagte: „Gut. Auch das. Ich will es verwinden. Laß uns mit einander reden. Auch darüber reden. Du siehst, ich leide; mehr als all mein Lebtag. Aber ich weiß auch, es ist so Lauf der Welt und ich habe kein Recht Dir Moral zu predigen. Was liegt nicht alles hinter mir! . . . Es mußte so kommen, mußte nach dem Van der Straatenschen Hausgesetz (warum sollen wir nicht auch ein Hausgesetz haben) und ich glaube fast, ich wußt' es von Jugend auf“. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Es giebt ein Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langsam“ und sieh, als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich's oft von unserer alten Kindermuhme und mir wurd' immer so bange dabei. Es war wohl eine Vorahnung. Nun bin ich zwischen den zwei Steinen, und mir ist als würd' ich zermahlen und zermalmt . . .“

„Zermahlen?“ Er schlug mit der rechten in die linke Hand und wiederholte noch einmal und in plötzlich verändertem Tone: „Zermahlen! Es hat eigentlich etwas Komisches. Und wahrhaftig, hol' die Pest alle feigen Memmen. Ich will mich nicht länger damit quälen. Und ich ärgere mich über mich selbst und meine Haberei und Thuerei. Bah, die Nachmittagsprediger der Weltgeschichte machen zuviel davon, und wir sind dumm genug und plappern es ihnen nach. Und immer mit Vergessen allereigenster Herrlichkeit, und immer mit Vergessen wie's war und ist und sein wird. Oder war es besser in den Tagen meines Pathen Ezechiel? Oder als Adam grub und Eva spann? Ist nicht das ganze alte Testament ein Sensationsroman? Dreidoppelte Geheimnisse von Paris! Und ich sage Dir, Lanni, gemessen an dem, sind wir die reinen Lämmchen, weiß wie Schnee. Waisenkinder. Und so höre mich denn. Es soll Niemand davon wissen, und ich will es halten, als ob es mein eigen wäre. Deine ist es ja. Und das ist die Hauptsache. Denn so Du's nicht übel nimmst, ich liebe Dich und will Dich behalten. Bleib. Es soll nichts sein. Soll nicht. Aber bleibe“.

Melanie war, als er zu sprechen begann, tief erschüttert gewesen, aber er selbst hatte, je weiter er kam, dieses Gefühl wieder weggesprochen. Es

war eben immer dasselbe Lied. Alles was er sagte, kam aus einem Herzen voll Gütigkeit und Nachsicht, aber die Form, in die sich diese Nachsicht kleidete, verletzte wieder. Er behandelte das, was vorgefallen, aller Erschütterung unerachtet, doch bagatellmäßig obenhin und mit einem starken Anfluge von cynischem Humor. Es war wohlgemeint, und die von ihm geliebte Frau sollte, seinem Wunsche nach, den Vortheil davon ziehn. Aber ihre vornehmere Natur sträubte sich innerlichst gegen eine solche Behandlungsweise. Das Geschehene, das wußte sie, war ihre Verurtheilung vor der Welt, war ihre Demüthigung, aber es war doch auch zugleich ihr Stolz, dies Einsetzen ihrer Existenz, dies rückhaltlose Bekenntniß ihrer Neigung. Und nun plötzlich sollt' es nichts sein, oder doch nicht vielmehr als nichts, etwas ganz Alltägliches, über das sich hinwegsehn und hinweggehen lasse. Das widerstand ihr. Und sie fühlte deutlich, daß das Geschehene verzeihlicher war, als seine Stellung zu dem Geschehenen. Er hatte keinen Gott und keinen Glauben, und es blieb nur das Eine zu seiner Entschuldigung übrig: daß sein Wunsch, ihr goldne Brücken zu bauen, sein Verlangen nach Ausgleich um jeden Preis, ihn anders hatte sprechen lassen, als er in seinem Herzen dachte. Ja, so war es. Aber wenn es so war, so konnte sie dies Gnadengeschenk nicht annehmen. Jedenfalls wollte sie's nicht.

„Du meinst es gut, Ezel", sagte sie. „Aber es kann nicht sein. Es hat eben Alles seine natürliche Consequenz, und die, die hier spricht, die scheidet uns. Ich weiß wohl, daß auch Anderes geschieht, jeden Tag, und es ist noch keine halbe Stunde, daß mir Christel davon vorgeplaudert hat. Aber einem Jeden ist das Gesetz in's Herz geschrieben, und danach fühl' ich, ich muß fort. Du liebst mich, und deshalb willst Du darüber hinsehen. Aber Du darfst es nicht und Du kannst es auch nicht. Denn Du bist nicht jede Stunde derselbe. Keiner von uns. Und keiner kann vergessen. Erinnerungen aber sind mächtig. Und Fleck ist Fleck, und Schuld ist Schuld".

Sie schwieg einen Augenblick und bog sich rechts nach dem Kamin hin, um ein paar Kohlenstückchen in die jetzt hellbrennende Flamme zu werfen. Aber plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer Gedanke gekommen, sagte sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres früheren Wesens: „Ach, Ezel, ich spreche von Schuld und wieder Schuld, und es muß beinah klingen, als sehnt' ich mich danach, eine büßende Magdalena zu sein. Ich schäme mich ordentlich der großen Worte. Aber freilich, es giebt keine Lebenslagen, in denen man aus der Selbsttäuschung und dem Komödienspiele herauskäme. Wie steht es denn eigentlich? Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz und will fort, um mich vor mir selber wieder herzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von Dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Thun bekenne. Das wird ein groß' Gerede

geben, und die Tugendhaften und Selbstgerechten werden es mir nicht verzeihn. Aber die Welt besteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbstgerechten, sie besteht auch aus Menschen, die Menschliches menschlich ansehen. Und auf die hoff ich, die brauch' ich. Und vor allem brauch' ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht".

Es schien, daß Van der Straaten antworten wollte, aber sie litt es nicht und sagte: „Sage nicht nein. Es ist so und nicht anders. Ich will den Kopf wieder hochhalten und mich wieder fühlen lernen. Alles ist eitle Selbstgerechtigkeit. Und ich weiß auch, es wäre besser und selbstsuchtsloser, ich bezwänge mich und bliebe, freilich immer vorausgesetzt, ich könnte mit einer Einkehr bei mir selbst beginnen. Mit Einkehr und mit Reue. Aber das kann ich nicht. Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtsein, und wo mein Kopf sich unterwirft, da protestirt mein Herz. Ich nenn' es selber ein störrisches Herz und ich versuche keine Rechtfertigung. Aber es wird nicht anders durch mein Schelten und Schmähen. Und sieh, so hilft mir denn Eines nur und reißt mich Eines nur aus mir heraus: ein ganz neues Leben und in ihm das, was das erste vermissen ließ: Treue. Laß mich gehen. Ich will nichts beschönigen, aber das laß mich sagen: es trifft sich gut, daß das Gesetz, das uns scheidet und mein eignes selbstisches Verlangen zusammenfallen".

Er hatte sich erhoben, um ihre Hand zu nehmen, und sie ließ es geschehen. Als er sich aber niederbeugen und ihr die Stirn küssen wollte, wehrte sie's und schüttelte den Kopf. „Nein, Ezel, nicht so. Nichts mehr zwischen uns, was stört und verwirrt und quält und ängstigt, und immer nur erschweren und nichts mehr ändern kann . . . Ich werd' erwartet. Und ich will mein neues Leben nicht mit einer Unpünktlichkeit beginnen. Unpünktlich sein, ist unordentlich sein. Und davor hab ich mich zu hüten. Es soll Ordnung in mein Leben kommen, Ordnung und Einheit. Und nun leb wohl und vergiß".

Er hatte sie gewähren lassen, und sie nahm die kleine Reisetasche, die neben ihr stand und ging. Als sie bis an die Tapetenthür gekommen war, die zu der Kinderschlafstube führte, blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Er nahm es als ein gutes Zeichen und sagte: „Du willst die Kinder sehen!"

Es war das Wort, das sie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr selber sprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und sie hatte nicht die Kraft ein „Nein" zu sagen. Aber sie bezwang sich und schüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.

Draußen stand Christel, ein Licht in der Hand, um ihrer Herrin das Täschchen abzunehmen und sie die beiden Treppen hinabzubegleiten. Aber Melanie wies es zurück und sagte: „laß Christel, ich muß nun meinen Weg allein finden". Und auf der zweiten Treppe, die dunkel war, begann sie wirklich zu suchen und zu tappen.

„Es beginnt früh“, sagte sie.

Das Haus war schon auf, und draußen blies ein kalter Wind von der Brüderstraße her, über den Platz weg, und der Schnee federte leicht in der Luft. Sie mußte dabei des Tages denken, nun beinah jährig, wo der Rollwagen vor ihrem Hause hielt, und wo die Flocken auch wirbelten wie heut, und die kindische Sehnsucht über sie kam, zu steigen und zu fallen wie sie.

Und nun hielt sie sich auf die Brücke zu, die nach dem Spittelmarkte führt und sah nichts als den Laternenanstecker ihres Reviers, der mit seiner langen schmalen Leiter immer vor ihr her lief und wenn er oben stand, halb neugierig und halb pfiffig auf sie niedersah und nicht recht wußte, was er aus ihr machen sollte.

Jenseits der Brücke kam eine Droschke langsam auf sie zu. Der Kutscher schlief, und das Pferd eigentlich auch, und da nichts Besseres in Sicht war, so zupfte sie den immer noch Verschlafenen an seinem Mantel und stieg endlich ein und nannt' ihm den Bahnhof. Und es war auch, als ob er sie verstanden und zugestimmt habe. Kaum aber, daß sie saß, so wandt' er sich auf dem Bock um und brummelte durch das kleine Guckloch: „er sei Nachtdroschke, un janz klamm, un von Klock elwe nichts in'n Leib. Un er wolle jetzt nach Hause“. Da mußte sie sich auf's Bitten legen, bis er endlich nachgab. Und nun schlug er auf das arme Thier los und holprig ging es die lange Straße hinunter.

Sie warf sich zurück und stemmte die Füße gegen den Rücksitz; aber die Kissen waren feucht und kalt, und das eben erlöschende Lämpchen füllte die Droschke mit einem trüben Qualm. Ihre Schläfe fühlten mehr und mehr einen Druck und ihr wurde weh und widrig in der elenden Armeleute-Luft. Endlich ließ sie die Fenster nieder und freute sich des frischen Windes, der durchzog. Und freute sich auch des erwachenden Lebens der Stadt. Und jeden Bäckerjungen, der trällernd und pfeifend und seinen Korb mit Backwaaren hoch auf dem Kopf an ihr vorüberzog, hätte sie grüßen mögen. Es war doch ein heiterer Ton, an dem sich ihre Niedergedrücktheit aufrichten konnte.

Sie waren jetzt bis an die letzte Querstraße gekommen, und in fortgesetztem und immer nervöser werdendem Hinaussehen erschien es ihr, als ob alle Fuhrwerke, die denselben Weg hatten, ihr eignes elendes Gefährt in wachsender Eil' überholten. Erst einige, dann viele. Sie klopfte, rief. Aber alles umsonst. Und zuletzt war es ihr, als läg' es an *ihr*, und als versagten *ihr* die Kräfte, und als sollte sie die letzte sein und könne nicht mehr mit, heute nicht und morgen nicht, und nie mehr. Und ein Gefühl unendlichen Elends überkam sie. „Muth, Muth“, rief sie sich zu und raffte sich zusammen und zog ihre Füße von dem Rücksitzkissen und richtete sich auf. Und sieh, ihr wurde besser. Mit ihrer äußeren Haltung kam ihr auch die innere zurück.

Und nun endlich hielt die Droschke und weil weder oben auf noch vorne

bei dem Kutscher etwas von Gepäckstücken sichtbar war, war auch niemand da, der sich dienstbar gezeigt und den Droschkenschlag geöffnet hätte. Sie mußt' es von innen her selber thun und sah sich um und suchte. „Wenn er nicht da wäre!“ Doch sie hatte nicht Zeit es auszudenken. Im nächsten Augenblicke schon trat von einem der Auffahrtspfeiler her Rubehn an sie heran und bot ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Ihr Fuß stand eben auf dem mit Stroh umwickelten Tritt und sie lehnte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Gott sei Dank! Ach, war das eine Stunde! Sei gut, einzig Geliebter, und lehre sie mich vergessen“.

Und er hob die geliebte Last und setzte sie nieder, und nahm ihren Arm und das Täschchen, und so schritten sie die Treppe hinauf, die zu dem Perron und dem schon haltenden Zuge führte.

XVII. Della Salute.

„Nach Süden!“ Und in kurzen, oft mehrtägig unterbrochenen Fahrten, wie sie Melanies erschütterte Gesundheit unerläßlich machte, ging es über den Brenner, bis sie gegen Ende Februar in Rom eintrafen, um daselbst das Osterfest abzuwarten und „Nachrichten aus der Heimath“. Es war ein absichtlich indifferentes Wort, das sie wählten, während es sich doch in Wahrheit um Mittheilungen handelte, die für ihr Leben entscheidend waren, und die länger ausblieben als erwünscht. Aber endlich waren sie da, diese „Nachrichten aus der Heimath“ und der nächste Morgen bereits sah Beide vor dem Eingang einer kleinen englischen Kapelle, deren alten Reverend sie schon vorher kennen gelernt und, durch seine Milde dazu bestimmt, ins Vertrauen gezogen hatten. Auch ein paar Freunde waren zugegen, und unmittelbar nach der kirchlichen Handlung brach man auf, um, nach monatelangem Eingeschlossensein in der Stadt, einmal außerhalb ihrer Mauern aufathmen und sich der Crocus und Veilchenpracht in Villa d'Este freuen zu können. Und Alles freute sich wirklich, am meisten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich. Alles was ihr das Herz bedrückt hatte, war wie mit einem Schlage von ihr genommen und sie lachte wieder, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte, kindlich und harmlos. Ach, wem dies Lachen wurde, dem bleibt es und wenn es schwand, so kehrt es wieder. Und es überdauert alle Schuld und baut uns die Brücken vorwärts und rückwärts in eine bessere Zeit.

Wohl, es war ihr so frei geworden an diesem Tag, aber sie wollt' es noch freier haben, und als sie, bei Dunkelwerden, in ihre Wohnung zurückkehrte, drin die treffliche römische Wirthin außer dem hohen Kaminfeuer auch schon die dreidochtige Lampe angezündet hatte, beschloß sie denselben Abend noch an ihre Schwester Jacobine zu schreiben, allerlei Fragen zu thun und nebenher von ihrem Glück und ihrer Reise zu plaudern.

Und sie that es und schrieb.

Meine liebe Jacobine. Heute war ein rechter Festestag und was mehr ist, auch ein glücklicher Tag, und ich möchte meinem Danke so gern einen Ausdruck geben. Und da schreib' ich denn. Und an wen lieber, als an Dich, Du mein geliebtes Schwesterherz. Oder willst Du das Wort nicht mehr hören? Oder darfst Du nicht?

Ich schreibe Dir diese Zeilen in der Via Catena, einer kleinen Querstraße, die nach dem Tiber führt, und wenn ich die Straße hinuntersehe, so blinken mir, vom andern Ufer her, ein paar Lichter entgegen. Und diese Lichter kommen von der Farnesina, der berühmten Villa, drin Amor und Psyche so zu sagen aus allen Fensterkappen sehen. Aber ich sollte nicht so scherzhaft über derlei Dinge sprechen, und ich könnt' es auch nicht, wenn wir heute nicht in der Kapelle gewesen wären. Endlich, endlich! Und weißt Du wer mit unter den Zeugen war? Unser Hauptmann von Brausewetter, Dein alter Tänzer von Dachrödens her. Und lieb und gut und ohne Hoffarth. Und wenn man in der Acht ist, die noch schlimmer ist als das Unglück, so hat man ein Auge dafür, und das Bild, Du weißt schon, über das ich damals so viel gespottet und gescherzt habe, es will mir nicht mehr aus dem Sinn. Immer dasselbe „Steinige, steinige". Und die Stimme schweigt, die vor den Pharisäern das himmlische Wort sprach.

Aber nichts mehr davon, ich plaudre lieber.

Wir reisten in kleinen Tagereisen und ich war anfänglich abgespannt und freudlos, und wenn ich eine Freude zeigte, so war es nur um Rubens willen. Denn er that mir so leid. Eine weinerliche Frau! Ach, das ist das schlimmste, was es giebt. Und nun gar erst auf Reisen. Und so ging es eine ganze Woche lang, bis wir in die Berge kamen. Da wurd' es besser, und als wir neben dem schäumenden Inn hinfuhren und an demselben Nachmittage noch in Innsbruck ein wundervolles Quartier fanden, da fiel es von mir ab und ich konnte wieder aufathmen. Und als Ruben sah, daß mir Alles so wohlthat und mich erquickte, da blieb er noch den folgenden Tag und besuchte mit mir alle Kirchen und Schlösser und zuletzt auch die Kirche, wo Kaiser Max begraben liegt. Es ist derselbe von der Martinswand her, und derselbe auch, der zu Luthers Zeiten lebte. Freilich schon als ein sehr alter Herr. Und es ist auch der, den Anastasius Grün als „Letzten Ritter" gefeiert hat, worin er vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß er der letzte Ritter war. Er war überhaupt zu stark und zu corpulent für einen Ritter, und ohne Dir schmeicheln zu wollen, find' ich, daß Gryczinski ritterlicher ist. Sonderbarerweise fühl' ich mich überhaupt eingepreußter als ich dachte, so daß mir auch das Bildniß Andreas Hofers wenig gefallen hat. Er trägt einen Tyroler Spruch-Gürtel um den Leib und wurde zu Mantua, wie Du vielleicht gehört haben wirst, erschossen. Manche tadeln es, daß er sich geängstigt haben soll. Ich für mein Theil habe nie begreifen können, wie man es tadeln will, nicht gern erschossen zu werden.

Und dann gingen wir über den Brenner, der ganz in Schnee lag, und es sah wundervoll aus, wie wir an derselben Bergwand, an der unser Zug emporkletterte, zwei drei andre Züge tief unter uns sahen, so winzig und unscheinbar wie die Futterkästchen an einem Zeisigbauer. Und denselben Abend noch waren wir in Verona. Das vorige Mal, als ich dort war, hatt' ich es nur passirt, jetzt aber blieben wir einen Tag, weil mir Ruben das altrömische Theater zeigen wollte, das sich hier befindet. Es war ein kalter Tag und mich fror in dem eisigen Winde, der ging, aber ich freue mich doch es gesehen zu haben. Wie beschreib ich es Dir nur? Du mußt Dir das Opernhaus denken, aber nicht an einem gewöhnlichen Tage, sondern an einem Subscriptionsball-Abend, und an der Stelle wo die Musik ist, rundet es sich auch noch. Es ist nämlich ganz eiförmig und amphitheatralisch und der Himmel als Dach darüber, und ich würd' es Alles sehr viel mehr noch genossen haben, wenn ich mich nicht hätte verleiten lassen, in einem benachbarten Restaurant ein Salami-Frühstück zu nehmen, das mir um ein Erhebliches zu national war.

Die Woche darauf kamen wir nach Florenz, und wenn ich Duquede wäre, so würd' ich sagen: es wird überschätzt. Es ist voller Engländer und Bilder und mit den Bildern wird man nicht fertig. Und dann haben sie die „Cascinen" etwas wie unsre Thiergarten- oder Hofjäger-Allee, worauf sie sehr stolz sind, und man sieht auch wirklich Fuhrwerke mit sechs und zwölf und sogar mit vierundzwanzig Pferden. Aber ich habe sie nicht gesehen und will Dich durch Zahlenangaben nicht beirren. Ueber den Arno führt eine Budenbrücke, nach Art des Rialto, und wenn Du von den vielen Kirchen und Klöstern absehen willst, so gilt der alte Herzogspalast als die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Und am schönsten finden sie den kleinen Thurm, der aus der Mitte des Palastes aufwächst, nicht viel anders als ein Schornstein mit einem Kranz und einer Galerie darum. Es soll aber sehr originell gedacht sein. Und zuletzt findet man es auch. Und in der Nähe befindet sich eine lange schmale Gasse, die neben der Hauptstraße herläuft und in der beständig Wachteln am Spieß gebraten werden. Und Alles riecht nach Fett, und dazwischen Lärm und Blumen und aufgethürmter Käse, so daß man nicht weiß, wo man bleiben und ob man sich mehr entsetzen oder freuen soll. Aber zuletzt freut man sich, und es ist eigentlich das Hübscheste, was ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe. Natürlich Rom ausgenommen. Und nun bin ich in Rom.

Aber Herzens-Jacobine davon kann ich Dir heute nicht schreiben, denn ich bin schon auf dem vierten Blatt und Ruben wird ungeduldig und wirft aus seiner dunklen Ecke Confetti nach mir, trotzdem wir den Carneval längst hinter uns haben. Und so brech' ich denn ab und thue nur noch ein paar Fragen.

Freilich, jetzt wo ich die Fragen stellen will, wollen sie mir nicht recht aus der Feder und Du mußt sie errathen. Räthsel sind es nicht. In

Deiner Antwort sei schonend, aber verschweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen. Es ist nicht anders. Ueber all das geb ich mich keinen Illusionen hin. Wer in die Mühle geht, wird weiß. Und die Welt wird schlimmere Vergleiche wählen. Ich möchte nur, daß, bei meiner Verurtheilung, über die „mildernden Umstände" nicht ganz hinweg gegangen würde. Denn sieh, ich konnte nicht anders. Und ich habe nur noch den einen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möchte, dies zu beweisen. Aber dieser Wunsch wird mir versagt bleiben und ich werd' allen Trost in meinem Glück und alles Glück in meiner Zurückgezogenheit suchen und finden müssen. Und das werd' ich. Ich habe genug von dem Geräusch des Lebens gehabt und ich sehne mich nach Einkehr und Stille. Die hab' ich hier. Ach, wie schön ist diese Stadt, und mitunter ist es mir, als wär' es wahr und als käm' uns jedes Heil und jeder Trost aus Rom und nur aus Rom. Es ist ein seliges Wandeln an diesem Ort, ein Sehen und Hören als wie im Traum.

Und nun meine süße Jacobine, lebe wohl und schreibe recht, recht viel und recht ausführlich. Es interessirt mich alles, und ich sehne mich nach Nachricht, vor allem nach Nachricht .... Aber Du weißt es ja. Nichts mehr davon. Immer die Deine. Melanie R.

Der Brief wurde noch denselben Abend zur Post gegeben, in dem dunklen Gefühl, daß eine rasche Beförderung auch eine rasche Antwort erzwingen könne. Aber diese Antwort blieb aus, und die darin liegende Kränkung würde sehr schmerzlich empfunden worden sein, wenn nicht Melanie, wenige Tage nach Absendung des Briefes, in ihre frühere Melancholie zurückverfallen wäre. Sie glaubte bestimmt, daß sie sterben werde, versuchte zu lächeln und brach doch plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Denn sie hing am Leben und genoß inmitten ihres Schmerzes ein unendliches Glück: die Nähe des geliebten Mannes.

Und sie hatte wohl Recht, sich dieses Glückes zu freuen. Denn alle Tugenden Rubehns zeigten sich um so heller, je trüber die Tage waren. Er kannte nur Rücksicht, keine Mißstimmung, keine Klage wurde laut, und über das Vornehme seiner Natur wurde die Zurückhaltung darin vergessen.

Und so vergingen trübe Wochen.

Ein deutscher Arzt endlich, den man zu Rathe zog, erklärte, daß vor allem das Stillsitzen vermieden, dagegen umgekehrt für beständig neue Eindrücke gesorgt werden müsse. Mit anderen Worten, was er vorschlug war ein beständiger Orts- und Luftwechsel. Ein solch' tagtägliches Hin und Her sei freilich selber ein Uebel, aber ein kleineres, und jedenfalls das einzige Mittel der inneren Ruhelosigkeit abzuhelfen.

Und so wurden denn neue Reisepläne geschmiedet und von der Kranken apathisch angenommen.

In kurzen Etappen, unter geflissentlicher Vermeidung von Eisenbahn und großen Straßen, ging es durch Umbrien immer höher hinauf an der Ost-

küste hin, bis sich plötzlich herausstellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt sei. Und siehe, da kam ihr ein tiefes und sehnsüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort warten zu wollen. Und sie war plötzlich wie verändert und lachte wieder nnd sagte: „Della Salute! Weißt Du noch? . . . Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir".

Und sie gingen, und dort war es, wo die bange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er sich zu stellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, von über dem Wasser her, ein wunderbares Läuten begann, und die todtmatte Frau auf ihre Frage „von wo" die Antwort empfing „von Della Salute", da richtete sie sich auf und sagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde".

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte sie nicht getrogen. Sie genas und erst als die Herbsttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbefinden einen Aufbruch gestattete, verließen sie die Stadt, an die sie sich durch ernste und heitere Stunden aufs innigste gekettet fühlten und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichsten der Thäler, in dem Thale „zwischen den Seen" eine neue vorläufige Rast zu suchen.

Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer Nordwest vom Thuner See nach dem Brienzer hinüber fuhr, und den Tag darauf der Schnee so dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau" sondern auch jede kleinste Kuppe verschneit und vereist ins Thal hernieder sah, sagte Melanie: „Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jedem Menschen das Alter und nicht jeder Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder da hin, wo man sich mit ihm eingelebt hat und ihn versteht".

„Ich glaube gar", lachte Rubehn „Du sehnst Dich nach der Rousseau-Insel!"

„Ja" sagte sie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnt ich von hier aus in Genf sein und das Haus wiedersehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnsucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimath. Und was auch dazwischen liegt, er muß es bleiben".

* *
*

Und an einem milden Decembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptstadt eingetroffen und mit ihnen die Breni oder „das Brenel", eine derbe schweizerische Magd, die sie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof' aber waren sie von Rubehns jüngerem Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende

Mansarde dicht am Westende des Thiergartens, ebenso reich wie geschmackvoll eingerichtet, und beinah Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarschaft mit ihm halten?“ hatten sie sich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenseitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war sehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über Alles, und gleich am anderen Vormittage setzte sie sich, als sie allein war, in eine der tiefen Fensternischen und sah auf die bereiften Bäume des Parks und auf ein paar Eichkätzchen, die sich haschten und von Ast zu Ast sprangen. Wie oft hatte sie dem zugesehen, wenn sie mit Liddi und Heth durch den Thiergarten gefahren war! Es stand plötzlich Alles wieder vor ihr, und sie fühlte daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch sie hinaus, und sie wollte die Stadt wieder sehen, die Stadt und bekannte Menschen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, bei dem Musikfräulein vorsprechen. Und sie that es auch, ohne daß sie schließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anastasia kam ihr vertraulich und beinah überheblich entgegen, und in begreiflicher Verstimmung darüber kehrte Melanie nach Hause zurück. Auch hier war nicht alles, wie es sein sollte, das Vreneł in schlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam ihr erst wieder, als sie Rubehns Stimme draußen auf dem Vorflur hörte.

Und nun trat er ein.

Es war um die Theestunde, das Wasser brodelte schon und sie nahm des geliebten Mannes Arm und schritt plaudernd mit ihm über den dicken, türkischen Teppich hin. Aber er litt von der Hitze, die sie mit ihrem Taschentuche vergeblich fortzufächeln bemüht war. „Und nun sind wir im Norden!“ lachte er. „Und nun sage, haben wir im Süden je so was von Gluth und Samum auszuhalten gehabt?“

„O doch, Ruben. Entsinnst Du Dich noch, als wir das erste Mal nach dem Lido hinausfuhren? Ich wenigstens vergeß es nicht. All mein Lebtag hab ich mich nicht so geängstigt, wie damals auf dem Schiff: erst die Schwüle und dann der Sturm. Und dazwischen das Blitzen. Und wenn es noch ein Blitzen gewesen wäre! Aber wie feurige Laken fiel es vom Himmel. Und Du warst so ruhig“.

„Das bin ich immer, Herz, oder such' es wenigstens zu sein. Mit unsrer Unruhe wird nichts geändert und noch weniger gebessert“.

„Ich weiß doch nicht, ob Du Recht hast. In unserer Angst und Sorge beten wir, auch wir, die wir's in unseren guten Tagen an uns kommen lassen. Und das versöhnt die Götter. Denn sie wollen, daß wir uns in unserer Kleinheit und Hilfsbedürftigkeit fühlen lernen. Und haben sie nicht Recht?“

„Ich weiß nur, daß Du Recht hast. Immer. Und Dir zu Liebe sollen auch die Götter Recht haben. Bist Du zufrieden damit?“

„Ja und nein. Was Liebe darin ist, ist gut, oder ich hör' es wenigstens gern. Aber . . .“

„Lassen wir das „aber“ und nehmen wir lieber unseren Thee, der uns ohnehin schon erwartet. Und er hilft auch immer und gegen Alles, und wird uns auch aus dieser afrikanischen Hitze helfen. Um aber sicher zu gehen, will ich das Fenster öffnen“. Und er thats, und unter dem halb aufgezogenem Rouleau hin, zog eine milde Nachtluft ein.

„Wie mild und weich“ sagte Melanie.

„Zu weich“ entgegnete Rubehn. „Und wir werden uns auf kältere Luftströme gefaßt machen müssen“.

XIX. Incognito.

Melanie war froh wieder daheim zu sein.

Was sich ihr nothwendig entgegen stellen mußte, das übersah sie nicht, und die Furcht, der Rubehn Ausdruck gegeben hatte, war auch ihre Furcht. Aber sie war doch andrerseits sanguinischen Gemüths genug, um der Hoffnung zu leben, sie werd' es überwinden. Und warum sollte sie's nicht? Was geschehen, erschien ihr, der Gesellschaft gegenüber, so gut wie ausgeglichen; allem Schicklichen war genügt, alle Formen waren erfüllt, und so gewärtigte sie nicht einer Strenge zu begegnen, zu der die Welt in der Regel nur greift, wenn sie's zu müssen glaubt. Wohl einfach in dem Bewußtsein davon, daß, wer in einem Glashause wohnt, nicht mit Steinen werfen soll. Melanie gewärtigte keines Rigorismus. Nichtsdestoweniger stimmte sie dem Vorschlage bei, wenigstens während der nächsten Wochen noch ein Incognito bewahren und erst von Neujahr an die nöthigsten Besuche machen zu wollen.

So war es denn natürlich, daß man den Weihnachtsabend im engsten Zirkel verbrachte. Nur Anastasia, Rubehns Bruder und der alte Frankfurter Procurist, ein versteifter und schweigsamer Junggeselle, dem sich erst beim dritten Schoppen die Zunge zu lösen pflegte, waren erschienen, um die Lichter am Christbaum brennen zu sehen. Und als sie brannten, wurd' auch das Anninettchen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und spielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind schien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.

Und glücklich waren alle, besonders auch Rubehn, und wer ihn an diesem Abende gesehen hätte, der hätte nichts von Behagen und Gemüthlichkeit an ihm vermißt. Alles Amerikanische war abgestreift.

In dem Nebenzimmer war inzwischen ein kleines Mahl servirt worden, und als einleitend erst durch Anastasia, dann durch den jüngeren Rubehn ein paar scherzhafte Gesundheiten ausgebracht worden waren, erhob sich zuletzt auch der alte Procurist, um „aus vollem Glas und vollem Herzen“ einen Schluß-Toast zu proponiren. Das Beste des Lebens, das wiss' er aus eigner Erfahrung, sei das Incognito. Alles was sich auf den Markt oder

auf die Straße stelle, das tauge nichts, oder habe doch nur Alltagswerth; das was wirklich Werth habe, das ziehe sich zurück, das berge sich in Stille, das verstecke sich. Die lieblichste Blume, darüber könne kein Zweifel sein, sei das Veilchen, und die poetischste Frucht, darüber könne wiederum kein Zweifel sein, sei die Walderdbeere. Beide versteckten sich aber, beide ließen sich suchen, beide lebten so zu sagen incognito. Und somit lasse er das Incognito leben, oder die Incognitos, denn Singular oder Plural sei ihm gleichgültig.

Das oder die.
Ein volles Glas für Frau Melanie;
Die oder das,
Für Ebenezer ein volles Glas.

Und danach fing er an zu singen.

Erst zu später Stunde trennte man sich und Anastasia versprach am andern Tage zu Tisch wieder zu kommen; abermals einen Tag später aber (Rubehn war eben in die Stadt gegangen) erschien das Vrenel, um in ihrem Schweizer Deutsch und zugleich in sichtlicher Erregung den Polizeirath Reiff zu melden. Und sie beruhigte sich erst wieder, als ihre junge Herrin antwortete: „Ah, sehr willkommen. Ich lasse bitten, einzutreten“.

Melanie ging dem Angemeldeten entgegen. Er war ganz unverändert: derselbe Glanz im Gesicht, derselbe schwarze Frack, dieselbe weiße Weste.

„Welche Freude Sie wieder zu sehen, lieber Reiff“, sagte Melanie und wies mit der Rechten auf einen neben ihr stehenden Fauteuil. „Sie waren immer mein guter Freund, und ich denke, Sie bleiben es“.

Reiff versicherte etwas von unveränderter Devotion und that Fragen über Fragen. Endlich ließ er durch Zufall oder Absicht auch den Namen Van der Straatens fallen.

Melanie blieb unbefangen und sagte nur: „Den Namen dürfen Sie nicht nennen, lieber Reiff, wenigstens jetzt nicht. Nicht als ob er mir unfreundliche Bilder weckte. Nein, o nein. Wäre das, so dürften Sie's. Aber gerade weil mir der Name nichts Unfreundliches zurückruft, weil ich nur weiß, ihm, der ihn trägt, wehe gethan zu haben, so quält und peinigt er mich. Er mahnt mich an ein Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde. Also nichts von ihm. Und auch nichts . . . .“ Und sie schwieg und fuhr erst nach einer Weile fort: „Ich habe nun mein Glück, ein wirkliches Glück, mais il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur“.

Der Polizeirath stotterte eine verlegene Zustimmung, weil er nicht recht verstanden hatte.

„Wir aber, lieber Reiff“, nahm Melanie wieder das Wort, „wir müssen einen neutralen Boden finden. Und das werden wir. Das zählt ja zu den Vorzügen der großen Stadt. Es giebt immer hundert Dinge, worüber sich plaudern läßt. Und nicht blos um Worte zu machen, nein,

auch mit dem Herzen. Nicht wahr? Und ich rechne darauf, Sie wiederzusehen".

Und bald danach empfahl sich Reiff, um die Droschke, darin er gekommen war, nicht allzu lange warten zu lassen. Melanie aber sah ihm nach und freute sich, als er wenige Häuser entfernt dem aus der Stadt zurückkommenden Rubehn begegnete. Beide grüßten einander.

„Reiff war hier", sagte Rubehn, als er einen Augenblick später eintrat. „Wie fandest Du ihn?"

„Unverändert. Aber verlegner als ein Polizeirath sein sollte".

„Schlechtes Gewissen. Er hat Dich aushorchen wollen".

„Glaubst Du?"

„Zweifellos. Einer ist wie der andre. Nur ihre Manieren sind verschieden. Und Reiff hat die Harmlosigkeits-Allüren. Aber vor dieser Species muß man doppelt auf der Hut sein. Und so lächerlich es ist, ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir morgen in's schwarze Buch kommen".

„Du thust ihm Unrecht. Er hat ein Attachement für mich. Oder ist es meinerseits blos Eitelkeit und Einbildung?"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber diese guten Herren, . . . ihr bester Freund, ihr leiblicher Bruder, ist nie sicher vor ihnen. Und wenn man sich darüber erstaunt oder beklagt, so heißt es ironisch und achselzuckend: c'est mon métier".

* * *

Eine Woche später hatte das neue Jahr begonnen und der Zeitpunkt war da, wo das junge Paar aus seinem Incognito heraustreten wollte. Wenigstens Melanie. Sie war noch immer nicht bei Jacobine gewesen, und wiewohl sie sich, in Erinnerung an den unbeantwortet gebliebenen Brief, nicht viel gutes von diesem Besuche versprechen konnte, so mußt' er doch auf jede Gefahr hin gemacht werden. Sie mußte Gewißheit haben, wie sich die Gryczinskis stellen wollten.

Und so fuhr sie denn nach der Alsenstraße.

Schwereren Herzens als sonst stieg sie die mit Teppich belegte Treppe hinauf und klingelte. Und bald konnte sie hinter der Corridor-Glaswand ein Hin- und Herhuschen erkennen. Endlich aber wurde geöffnet.

„Ah, Emmy. Ist meine Schwester zu Haus?"

„Nein, Frau Commerz . . . . Ach, wie die gnädige Frau bedauern wird! Aber Frau von Heysing waren hier und haben die gnädige Frau zu dem großen Bilde abgeholt. Ich glaube „die Fackeln des Nero".

„Und der Herr Major?"

„Ich weiß es nicht", sagte das Mädchen verlegen. „Er wollte fort. Aber ich will doch lieber erst . . ."

„O nein, Emmy, lassen Sie's. Es ist gut so. Sagen Sie meiner

Schwester, oder der gnädigen Frau, daß ich da war. Oder besser, nehmen Sie meine Karte . . ."

Danach grüßte Melanie kurz und ging.

Auf der Treppe sagte sie leise vor sich hin. „Das ist er. Sie ist ein gutes Kind und liebt mich". Und dann legte sie die Hand auf's Herz und lächelte: „Schweig stille, mein Herze".

Rubehn, als er von dem Ausfall des Besuches hörte, war wenig überrascht, und noch weniger als am andern Morgen ein Brief eintraf, dessen zierlich verschlungenes J. v. G. über die Absenderin keinen Zweifel lassen konnte. Wirklich, es waren Zeilen von Jacobine. Sie schrieb:

„Meine liebe Melanie. Wie hab' ich es bedauert, daß wir uns verfehlen mußten. Und nach so langer Zeit! Und nachdem ich Deinen lieben, langen Brief unbeantwortet gelassen habe! Er war so reizend, und selbst Gryczinski, der doch so kritisch ist und alles immer auf Disposition hin ansieht, war eigentlich entzückt. Und nur an der einen Stelle nahm er Anstoß, daß alles Heil und aller Trost nach wie vor aus Rom kommen solle. Das verdroß ihn, und er meinte, daß man dergleichen auch nicht im Scherze sagen dürfe. Und meine Vertheidigung ließ er nicht gelten. Die meisten Gryczinskis sind nämlich noch katholisch, und ich denke mir, daß er so streng und empfindlich ist, weil er es persönlich los sein und von sich abwälzen möchte. Denn sie sind immer noch sehr difficil oben, und Gryczinski wie Du weißt, ist zu klug, als daß er etwas wollen sollte, was man oben nicht will. Aber es ändert sich vielleicht wieder. Und ich bekenne Dir offen, mir wär es recht, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, sie sprächen erst wieder von etwas andrem. Ist es denn am Ende wirklich so wichtig und eine so brennende Frage? Und wär' es nicht wegen der vielen Todten und Verwundeten, so wünscht' ich mir einen neuen Krieg. (Es heißt übrigens, sie rechneten schon wieder an einem.) Und hätten wir den Krieg, so wären wir die ganze Frage los und Gryczinski wäre Oberstlieutenant. Denn er ist der Dritte. Und ein paar von den alten Generälen, oder wenigstens von den ganz alten, werden doch wohl endlich abgehen müssen.

Aber ich schwatze von Krieg und Frieden und von Gryczinski und mir, und vergesse ganz nach Dir und Deinem Befinden zu fragen. Ich bin überzeugt, daß es Dir gut geht und daß Du mit dem Wechsel in allen wesentlichen Stücken zufrieden bist. Er ist reich und jung, und bei Deinen Lebensanschauungen, mein' ich, kann es Dich nicht unglücklich machen, daß er unbetitelt ist. Und am Ende wer jung ist, hofft auch noch. Und Frankfurt ist ja jetzt preußisch. Und da findet es sich wohl noch.

Ach, meine liebe Melanie, wie gerne wär' ich selbst gekommen, und hätte nach allem Großen und Kleinen gesehen, ja, auch nach allem Kleinen, und wem es eigentlich ähnlich ist. Aber er hat es mir verboten und hat auch dem Diener gesagt „daß wir nie zu Hause sind". Und Du weißt, daß

ich nicht den Muth habe, ihm zu widersprechen. Ich meine, wirklich zu widersprechen. Denn etwas widersprochen hab ich ihm. Aber da fuhr er mich an und sagte: „Das unterbleibt. Ich habe nicht Lust, um solcher Allotria willen bei Seite geschoben zu werden. Und sieh Dich vor, Jacobine. Du bist ein entzückendes, kleines Weib (er sagte wirklich so), aber ihr seid wie die Zwillinge, wie die Druv-Aepfel, und es spukt Dir auch so was im Blut. Ich bin aber nicht Van der Straaten und führe keine Generositätskomödien auf. Am wenigsten auf meine Kosten". Und dabei warf er mir de haut en bas eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Und was that ich? Ach, meine liebe Melanie, nichts. Ich habe nicht einmal geweint. Und nur erschrocken war ich. Denn ich fühle, daß er Recht hat und daß eine sonderbare Neugier in mir steckt. Und darin treffen es die Bibelleute, wenn sie so vieles auf unsere Neugier schieben. . . Elimar, der freilich nicht mit zu den Bibelleuten gehört, sagte mal zu mir: „Das Hübscheste sei doch das Vergleichenkönnen". Er meinte, glaub ich, in der Kunst. Aber die Frage beschäftigt mich seitdem, und ich glaube kaum, daß es sich auf die Kunst beschränkt. Uebrigens hat Gryczinski noch in diesem Winter oder doch im Frühjahr eine kleine Generalstabsreise vor. Und dann seh ich Dich. Und wenn er wiederkommt, so beicht' ich ihm Alles. Ich kann es dann. Er ist dann immer so zärtlich. Und ein Blaubart ist er überhaupt nicht. Und bis dahin Deine

Jacobine.

Melanie ließ das Blatt fallen und Rubehn nahm es auf. Er las nun auch und sagte: „Ja, Herz, das sind die Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Ach, und sie beginnen erst. Aber laß, laß. Es rennt sich Alles todt und am ehesten das".

Und er ging an den Flügel und spielte laut und mit einem Anfluge heiterer Uebertreibung: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm, beschützt ich Dich, beschützt ich Dich".

Und dann erhob er sich wieder und küßte sie, und sagte: „cheer up, dear!"

XX. Liddi.

„Cheer up, dear" hatte Rubehn Melanie zugerufen und sie wollte dem Zurufe folgen. Aber es glückte nicht, konnte nicht glücken, denn jeder neue Tag brachte neue Kränkungen. Niemand war für sie zu Haus, ihr Gruß wurde nicht erwiedert, und ehe der Winter um war, wußte sie, daß man sie, nach einem stillschweigenden Uebereinkommen, in den Bann gethan habe. Sie war todt für die Gesellschaft, und die tiefe Niedergedrücktheit ihres Gemüths hätte sie zur Verzweiflung geführt, wenn ihr nicht Rubehn in dieser Bedrängniß zur Seite gestanden hätte. Nicht nur in herzlicher Liebe, nein vor allem auch in jener heitren Ruhe, die sich der Umgebung entweder mitzutheilen oder wenigstens nicht ohne stillen Einfluß auf sie zu bleiben pflegt.

„Ich kenne das, Melanie. Wenn es in London etwas ganz Apartes giebt, so heißt es „it is a nine days wonder“, und mit diesen neun Tagen ist das höchste Maß von Erregungs-Andauer ausgedrückt. Das ist in London. Hier dauert es etwas länger, weil wir etwas kleiner sind. Aber das Gesetz bleibt dasselbe. Jedes Wetter tobt sich aus. Eines Tages haben wir wieder den Regenbogen und das Fest der Versöhnung“.

„Die Gesellschaft ist unversöhnlich“.

„Im Gegentheil. Zu Gerichte sitzen, ist ihr eigentlich unbequem. Sie weiß schon warum. Und so wartet sie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsschwert wieder in die Scheide zu stecken“.

„Aber dazu muß etwas geschehen“.

„Und das wird. Es bleibt selten aus und in den milderen Fällen eigentlich nie. Wir haben einen Eindruck gemacht und müssen ehrlich bemüht sein, einen andern zu machen. Einen entgegengesetzten. Aber auf demselben Gebiete . . . Du verstehst?“

Sie nickte, nahm seine Hand und sagte: „Und ich schwöre Dir's, ich will. Und wo die Schuld lag, soll auch die Sühne liegen. Oder sag' ich lieber, der Ausgleich. Auch das ist ein Gesetz, so hoff' ich. Und das schönste von allen. Es braucht nicht alles Tragödie zu sein“.

In diesem Augenblicke wurde durch den Diener eine Karte hereingegeben: „Friederike Sawat v. Sawatzki, genannt Sattler v. d. Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark“.

„O, laß uns allein, Ruben“, bat Melanie, während sie sich erhob und der alten Dame bis auf den Vorflur entgegenging. „Ach, mein liebes Rieckchen! Wie mich das freut, daß Du kommst, daß Du da bist. Und wie schwer es Dir geworden sein muß . . . Ich meine nicht blos die drei Treppen . . . Ein halbes Stiftsfräulein und jeden Sonntag in Sankt Matthaei! Aber die Frommen, wenn sie's wirklich sind, sind immer noch die besten. Und sind gar nicht so schlimm. Und nun setze Dich, mein einziges, liebes Rieckchen, meine liebe, alte Freundin!“

Und während sie so sprach, war sie bemüht ihr beim Ablegen behilflich zu sein und das Seidenmäntelchen an einen Haken zu hängen, an den die Kleine nicht heranreichen konnte.

„Meine liebe, alte Freundin“, wiederholte Melanie. „Ja das warst Du, Rieckchen, das bist Du gewesen. Eine rechte Freundin, die mir immer zum Guten gerathen und nie zum Munde gesprochen hat. Aber es hat nichts geholfen, und ich habe nie begriffen, wie man Grundsätze haben kann oder Principien, was eigentlich dasselbe meint, aber mir immer noch schwerer und unnöthiger vorgekommen ist. Ich hab immer nur gethan, was ich wollte, was mir gefiel, wie mir gerade zu Muthe war. Und ich kann es auch so schrecklich nicht finden. Auch jetzt noch nicht. Aber gefährlich ist es, so viel räum' ich ein, und ich will es anders zu machen suchen. Will es

lernen. Ganz bestimmt. Und nun erzähle. Mir brennen hundert Fragen auf der Seele".

Riekchen war verlegen eingetreten und auch verlegen geblieben, jetzt aber sagte sie, während sie die Augen niederschlug und dann wieder freundlich und fest auf Melanie richtete: „Habe doch 'mal sehen wollen . . . Und ich bin auch nicht hinter seinem Rücken hier. Er weiß es und hat mir zugeredet".

Melanie flogen die Lippen. „Ist er erbittert? Sag', ich will es hören. Aus Deinem Munde kann ich alles hören. In den Weihnachtstagen war Reiff hier. Da mocht' ich es nicht. Es ist doch ein Unterschied, wer spricht. Ob die Neugier oder das Herz. Sag', ist er erbittert?"

Die Kleine bewegte den Kopf hin und her und sagte: „Wie denn! Erbittert! Wär' er erbittert, so wär ich nicht hier. Er war unglücklich und ist es noch. Und es zehrt und nagt an ihm. Aber seine Ruhe hat er wieder. Das heißt, so vor den Menschen. Und dabei bleibt es, denn er war Dir sehr gut, Melanie, so gut er nur einem Menschen sein konnte. Und Du warst sein Stolz, und er freute sich, wenn er Dich sah".

Melanie nickte.

„Sieh, Herzenskind, Du hast nicht anders gekonnt, weil Du das andre nicht gelernt hattest, das andre worauf es ankommt, und weil Du nicht wußtest, was der Ernst des Lebens ist. Und Anastasia sang wohl immer: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" und Elimar drehte dann das Blatt um. Aber singen und erleben ist ein Unterschied. Und Du hast das Thränenbrot nicht gegessen und Anastasia hat es nicht gegessen, und Elimar auch nicht. – Und so kam es, daß Du nur gethan hast, was Dir gefiel oder wie Dir zu Muthe war. Und dann bist Du von den Kindern fortgegangen, von den lieben Kindern, die so hübsch und so fein sind, und hast sie nicht einmal sehen wollen. Hast Dein eigen Fleisch und Blut verleugnet. Ach, mein armes, liebes Herz, das kannst Du vor Gott und Menschen nicht verantworten".

Es war als ob die Kleine noch weiter sprechen wollte. Aber Melanie war aufgesprungen und sagte: „Nein, Riekchen, an dieser Stelle hört es auf. Hier thust Du mir Unrecht. Sieh, Du kennst mich so gut und so lange schon, und fast war ich selber noch ein Kind, als ich ins Haus kam. Aber das Eine mußt Du mir lassen: ich habe nie gelogen und geheuchelt, und hab umgekehrt einen wahren Haß gehabt, mich besser zu machen als ich bin. Und diesen Haß hab ich noch. Und so sag' ich Dir denn, das mit den Kindern, mit meiner süßen kleinen Heth, die wie der Vater aussieht und doch gerade so lacht und so fahrig ist wie die Frau Mama, nein, Riekchen, das mit den Kindern, das trifft mich nicht".

„Und bist doch ohne Blick und Abschied gegangen".

„Ja, das bin ich, und ich weiß es wohl, manch' andre hätt' es nicht gethan. Aber wenn man auf etwas an und für sich Trauriges stolz sein

darf, so bin ich stolz darauf. Ich wollte gehn, das stand fest. Und wenn ich die Kinder sah, so konnt' ich nicht gehn. Und so hatt' ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine falsche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab ich es gewiß, aber es war wenigstens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft und aus keinem andern Grund als aus Liebe zu einem andern Manne, der begiebt sich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu spielen. Und das ist die Wahrheit. Ich bin ohne Blick und ohne Abschied gegangen, weil es mir widerstand, Unheiliges und Heiliges durch einander zu werfen. Ich wollte keine sentimentale Verwirrung. Es steht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu berühmen. Aber eines hab ich wenigstens, Riekchen: ich habe keine Nerven für das was paßt und nicht paßt".

„Und möchtest Du jetzt sie sehen?"

„Heute lieber als morgen. Jeden Augenblick. Bringst Du sie?"

„Nein, nein, Melanie, Du bist zu rasch. Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht. Und wenn er glückt, so laß ich wieder von mir hören. Und ich komm' entweder oder ich schreibe oder Jacobine schreibt. Denn Jacobine muß uns dabei helfen. Und nun Gott befohlen, meine liebe, liebe Melanie. Laß nur die Leute. Du bist doch ein liebes Kind. Leicht, leicht, aber das Herz sitzt an der richtigen Stelle. Und nun Gott befohlen, mein Schatz".

Und sie ging und weigerte sich das Mäntelchen anzuziehn, weil sie gerne rasch abbrechen wollte. Aber eine Treppe tiefer blieb sie stehn und half sich mit einiger Mühe selbst in die kleinen Aermel hinein.

* * *

Melanie war überaus glücklich über diesen Besuch, zugleich sehnsüchtig erwartungsvoll, und mitunter war es ihr, als träte das Kleine, das nebenan in der Wiege lag, neben dieser Sehnsucht zurück. Gehörte sie doch ganz zu jenen Naturen, in deren Herzen Eines immer den Vorrang behauptet.

Und so vergingen Wochen und Ostern war schon nahe heran, als endlich ein Billet abgegeben wurde, dem sie's ansah, daß es ihr gute Botschaft bringe. Es war von der Schwester, und Jacobine schrieb:

„Meine liebe Melanie! Wir sind allein und gesegnet seien die Landesvermessungen! Es sind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Gestelle, die man, wenn man mit der Eisenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupée jedesmal fragen: „mein Gott, was ist das?" Und es ist auch nicht zu verwundern, denn es sieht eigentlich aus wie ein Malerstuhl, nur daß der Maler sehr groß sein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler. Und erst in vierzehn Tagen kommt er zurück, worauf ich mich sehr, sehr freue und eigentlich schon Sehnsucht habe. Denn er hat doch entschieden das, was uns Frauen gefällt. Und früher hat er Dir auch gefallen, ja Herz, das kannst Du nicht leugnen,

und ich war mitunter eifersüchtig, weil Du klüger bist als ich, und das haben sie gern. Aber weshalb ich eigentlich schreibe! Riekchen war hier und hat es mir an's Herz gelegt, und so denk' ich, wir säumen keinen Augenblick länger und Du kommst morgen um die Mittagsstunde. Da werden sie hier sein und Riekchen auch. Aber wir haben nichts gesagt und sie sollen überrascht werden. Und ich bin glücklich, meine Hand zu so was Rührendem bieten zu können. Denn ich denke mir, Mutterliebe bleibt doch das schönste ... Ach, meine liebe Melanie! .... Aber ich schweige, Gryczinskis drittes Wort ist ja, daß es im Leben darauf ankomme, seine Gefühle zu beherrschen ... Ich weiß doch nicht, ob er Recht hat. Und nun lebe wohl. Immer Deine J. v. G.".

Melanie war nach Empfang dieser Zeilen in einer Aufregung, die sie weder verbergen konnte noch wollte. So fand sie Rubehn und gerieth in wirkliche Sorge, weil er aus Erfahrung wußte, daß solchen Ueberreizungen immer ein Rückschlag und solchen hochgespannten Erwartungen immer eine Enttäuschung zu folgen pflegt. Er suchte sie zu zerstreuen und abzuziehen, und war endlich froh, als der andere Morgen da war.

Es war ein klarer Tag und eine milde Luft, und nur ein paar weiße Wölkchen schwammen oben im Blau. Melanie verließ das Haus noch vor der verabredeten Stunde, um ihren Weg nach der Alsenstraße hin anzutreten. Ach, wie wohl ihr diese Luft that! Und sie blieb öfters stehen, um sie begierig einzusaugen und sich an den stillen Bildern erwachenden Lebens und einer hier und da schon knospenden Natur zu freuen. Alle Hecken zeigten einen grünen Saum und an den geharkten Stellen, wo man das abgefallene Laub an die Seite gekehrt hatte, keimten bereits die grünen Blättchen des Gundermann und einmal war es ihr, als schöss' eine Schwalbe mit schrillem aber heiterem Ton an ihr vorüber. Und so passirte sie den Thiergarten in seiner ganzen Breite, bis sie zuletzt den kleinen, der Alsenstraße unmittelbar vorgelegenen Platz erreicht hatte, den sie den „kleinen Königsplatz" nennen. Hier setzte sie sich auf eine Bank und fächelte sich mit ihrem Tuch und hörte deutlich wie ihr das Herz schlug.

„In welche Wirrniß gerathen wir, sowie wir die Straße des Hergebrachten verlassen und abweichen von Regel und Gesetz. Es nutzt uns nichts, daß wir uns selber frei sprechen. Die Welt ist doch stärker als wir und besiegt uns schließlich in unserem eigenen Herzen. Ich glaubte recht zu thun, als ich ohne Blick und Abschied von meinen Kindern ging, ich wollte kein Rührspiel; entweder oder, dacht' ich. Und ich glaube noch, daß ich recht gedacht habe. Aber was hilft es mir? Was ist das Ende? Eine Mutter, die sich vor ihren Kindern fürchtet".

Dies Wort richtete sie wieder auf. Ein trotziger Stolz, der neben aller Weichheit in ihrer Natur lag, regte sich wieder und sie ging rasch auf das Gryczinski'sche Haus zu.

Die Portiersleute, Mann und Frau und zwei halbwachsene Töchter,

mußten schon auf dem Hintertreppenwege von dem bevorstehenden Ereignisse gehört haben, denn sie hatten sich in die halbgeöffnete Souterrain-Thür postirt und guckten einander über die Köpfe fort. Melanie sah es und sagte vor sich hin: „A nine-days wonder! Ich bin eine Sehenswürdigkeit geworden. Es war mir immer das Schrecklichste".

Und nun stieg sie hinauf und klingelte. Riekchen war schon da, die Schwestern küßten sich und sagten sich Freundlichkeiten über ihr gegenseitiges Aussehen. Und alles verrieth Aufregung und Freude.

Das Wohn- und Empfangzimmer, in das man jetzt eintrat, war ein großer und luftiger, aber im Verhältniß zu seiner Tiefe nur schmaler Raum, dessen zwei große Fenster (ohne Pfeiler dazwischen,) einen nischenartigen Ausbau bildeten. Etwas Feierliches herrschte vor, und die rothen, von beiden Seiten her halb zugezogenen Gardinen gaben ein gedämpftes, wundervolles Licht, das auf den weißen Tapeten reflectirte. Nach hinten zu, der Fensternische gegenüber, bemerkte man eine hohe Thür, die nach dem dahinter gelegenen Eßzimmer führte.

Melanie nahm auf einem kleinen Sopha neben dem Fenster Platz, die beiden anderen Damen mit ihr, und Jacobine versuchte nach ihrer Art eine Plauderei. Denn sie war ohne jede tiefere Bewegung und betrachtete das Ganze vom Standpunkt einer dramatischen Matinée. Riekchen aber, die wohl wahrnahm, daß die Blicke Melanies immer nur nach der einen Stelle hin gerichtet waren, unterbrach endlich das Gespräch und sagte: „Laß, Binchen. Ich werde sie nun holen".

Eine peinliche Stille trat ein, Jacobine wußte nichts mehr zu sagen und war herzlich froh, als eben jetzt vom Platze her die Musik eines vorüberziehenden Garde-Regiments hörbar wurde. Sie stand auf, stellte sich zwischen die Gardinen, und sah nach rechts hinaus . . . „es sind die Ulanen", sagte sie. „Willst Du nicht auch . . ." Aber ehe sie noch ihren Satz beendet, öffnete sich unten die große Flügelthür und Riekchen, mit den beiden Kindern an der Hand, trat ein.

Die Musik draußen verklang.

Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinah' erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch sie stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Heth, mein süßer, kleiner Liebling . . . Komm . . . Kennst Du Deine Mutter nicht mehr".

Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, hatte sie sich bis dicht an die Thüre vorbewegt und bückte sich, um Heth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Hasses zu, riß das Kind am Achselbande zurück und sagte: „Wir haben keine Mutter mehr".

Und dabei zog und zwang sie die halbwiderstrebende Kleine mit sich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zusammengesunken.

Eine halbe Stunde später hatte sie sich soweit wieder erholt, daß sie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Rieckchens Weisheiten und Jacobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erscheinen.

Als sie fort war, sagte Jacobine zu Rieckchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Gryczinski darf gar nichts davon erfahren. Er ist ohnehin gegen Kinder. Und er würde mir doch nur sagen: „Da siehst Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur".

XXI. In der Nicolaikirche.

Es schlug Zwei von dem kleinen Hofthürmchen des Nachbarhauses, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Zerspringen, und sie sehnte sich nach Aussprache. Dann, (das wußte sie), kamen ihr Thränen und in den Thränen Trost.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich, und zu den anderen Aengsten ihres Herzens gesellte sich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er. Es war schon Spätnachmittag und die drüben hinter dem kahlen Gezweig niedersteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Mansarden-Fenster. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie sagte, während sie dem Eintretenden entgegenging: „Du bringst so viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich sehne mich nach Licht und Wärme".

„Wie Du nur bist", entgegnete Ruben in sichtlicher Zerstreutheit, während er doch seine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur bist! Ich sehe nichts als Licht, ein wahrer embarras de richesse, auf jedem Sophakissen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech flimmert und schimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du sehnst Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blendets und ich wollt', es wäre weniger oder wäre fort".

„Du wirst nicht lange darauf zu warten haben".

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte theilnehmend: „Ich vergesse nach der Hauptsache zu fragen. Verzeihe. Du warst bei Jacobine. Wie lief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich lese so was aus deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag".

„Auch für Dich nicht?"

„Nicht der Rede werth. A shadow of a shadow".

Er hatte sich in den zunächststehenden Fauteuil niedergelassen und griff mechanisch nach einem Album, das auf dem Sophatische lag. Seiner oft ausgesprochenen Ansicht nach war dies die niedrigste Form aller geistigen Beschäftigung, und so durft' es nicht überraschen, daß er während des Blätterns über das Buch fortsah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören".

Aber sie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und so sehr es sie nach Aussprache verlangt hatte, so schwer wurd' es ihr jetzt ein Wort zu sagen, und sie verwirrte sich mehr als einmal als sie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demüthigung erzählte, die sie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müssen.

Ruben war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?" fragte sie. „Ruben, mein Einziger, soll ich auch Dich verlieren?!" Und sie stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an.

„O, sprich nicht so. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?" Und hierbei wurde seine Stimme momentan inniger und weicher. „Und was die Kinder angeht", fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder sind eben Kinder. Und eh' sie groß sind, ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfst Du nicht vergessen, es waren nicht gerade die glänzendsten metteurs en scène, die es in die Hand nahmen. Unser Riekchen ist lieb und gut, und Du hast sie gern, zu gern vielleicht; aber auch Du wirst nicht behaupten wollen, daß die Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort an die Pforten ewiger Weisheit geklopft habe. Jedenfalls ist ihr nicht aufgemacht worden. Und Jacobine! Pardon, sie hat etwas von einer Prinzessin, aber von einer, die die Lämmer hütet".

„Ach, Ruben", sagte Melanie, „Du sagst so Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort sagst Du nicht. Du sagst nichts, was mich aufrichten, mich vor mir selbst wieder herstellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gekehrt. Und daß es noch ein Kind ist, das gerade ist das Vernichtende. Das richtet mich".

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Du nimmst es zu schwer. Und glaubst Du denn, daß Mütter und Väter außerhalb aller Kritik stehen?"

„Wenigstens außerhalb der ihrer Kinder".

„Auch der nicht. Im Gegentheil, die Kinder sitzen überall zu Gericht, still und unerbittlich. Und Lydia war immer ein kleiner Großinquisitor, wenigstens genferischen Schlages, und an ihr läßt sich die Rückschlagstheorie studiren. Ihr Urahne muß mitgestimmt haben, als man Servet verbrannte. Mich hätte sie gern mit auf dem Holzstoß gesehen, so viel steht fest. Und nun laß uns schweigen davon. Ich muß noch in die Stadt".

„Ich bitte Dich, was ist? Was giebt's?"

„Eine Conferenz. Und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir nach ihrem Abschluß zusammen bleiben. Aengstige Dich nicht und vor allem erwarte mich nicht. Ich hasse junge Frauen, die beständig am Fenster passen „ob er noch nicht kommt" und mit dem Wächter unten auf Du und Du stehen, nur, um immer eine Heil-Ablieferungs-Garantie zu haben. Ich

perhorrescire das. Und das Beste wird sein, Du gehst früh zu Bett und schläfst es aus. Und wenn wir uns morgen früh wiedersehen, wirst Du mir vielleicht zustimmen, daß Lydia Bescheidenheit lernen muß und daß zehnjährige dumme Dinger, Fräulein Liddi mit eingeschlossen, nicht dazu da sind, sich zu Sittenrichterinnen ihrer eigenen Frau Mama aufzuwerfen".

„Ach, Ruben, das sagst Du nur so. Du fühlst es anders und bist zu klug und zu gerecht, als daß Du nicht wissen solltest, das Kind hat Recht".

„Es mag Recht haben. Aber ich auch. Und jedenfalls giebt es Ernsteres als das. Und nun Gott befohlen".

Und er nahm seinen Hut und ging.

Melanie wachte noch, als Rubehn wieder nach Hause kam. Aber erst am andern Morgen fragte sie nach der Conferenz und bemühte sich darüber zu scherzen. Er seinerseits antwortete in gleichem Ton und war wie gestern ersichtlich bemüht mit Hülfe lebhaften Sprechens einen Schirm aufzurichten, hinter dem er, was eigentlich in ihm vorging, verbergen konnte.

So vergingen Tage. Seine Lebhaftigkeit wuchs, aber mit ihr auch seine Zerstreutheit, und es kam vor, daß er mehrere Male dasselbe fragte. Melanie schüttelte den Kopf und sagte: „ich bitte Dich, Ruben, wo bist Du? sprich". Aber er versicherte nur, „es sei nichts, und sie forsche, wo nichts zu forschen sei. Zerstreutheit wäre ein Erbstück in der Familie, kein gutes, aber es sei einmal da, und sie müsse sich damit einleben und daran gewöhnen". Und dann ging er, und sie fühlte sich freier, wenn er ging. Denn das rechte Wort wurde nicht gesprochen und er, mit dem sie die Last der Einsamkeit zu theilen gehabt hätte, verdoppelte sie nur durch seine Gegenwart.

Und nun war Ostern. Anastasia sprach am Ostersonntag auf eine halbe Stunde vor, aber Melanie war froh, als das Gespräch ein Ende nahm und die mehr und mehr unbequem werdende Freundin wieder ging. Und so kam auch der zweite Festtag, unfestlich und unfreundlich wie der erste, und als Rubehn über Mittag erklärte, „daß er abermals eine Verabredung habe", konnte sie's in ihrer Herzensangst nicht länger ertragen und sie beschloß in die Kirche zu gehn und eine Predigt zu hören. Aber wohin? Sie kannte Prediger nur von Taufen und Hochzeiten her, wo sie neben frommen und nicht frommen manch liebes Mal bei Tisch gesessen und beim nach Hause kommen immer versichert hatte: „Geht mir doch mit Eurem Pfaffenhaß. Ich habe mich mein Lebtag nicht so gut unterhalten, wie heute mit Pastor Käpsel. Ist das ein reizender alter Herr! Und so humoristisch und beinahe witzig. Und schenkt einem immer ein und stößt an und trinkt selber mit, und sagt einem verbindliche Sachen. Ich begreif' Euch nicht. Er ist doch interessanter als Reiff oder gar Duquede".

Aber nun eine Predigt! Es war seit ihrem Einsegnungstage, daß sie keine mehr gehört hatte.

Endlich entsann sie sich, daß ihr Christel von Abendgottesdiensten

erzählt hatte. Wo doch? In der Nicolaikirche. Richtig. Es war weit, aber desto besser. Sie hatte so viel Zeit übrig und die Bewegung in der frischen Luft war seit Wochen ihr einziges Labsal. So machte sie sich auf den Weg und als sie die große Petristraße passirte, sah sie zu den erleuchteten Fenstern des ersten Stockes auf. Aber ihre Fenster waren dunkel und auch keine Blumen davor. Und sie ging rascher und sah sich um, als verfolge sie wer, und bog endlich in den Nicolaikirchhof ein.

Und nun in die Kirche selbst.

Ein paar Lichter brannten im Mittelschiff, aber Melanie ging an der Schattenseite der Pfeiler hin, bis sie der alten, reichgeschmückten Kanzel gerad' gegenüber war. Hier waren Bänke gestellt, nur drei oder vier, und auf den Bänken saßen Waisenhauskinder, lauter Mädchen, in blauen Kleidern und weißen Brusttüchern, und dazwischen alte Frauen, das graue Haar unter einer schwarzen Kopfbinde versteckt, und die meisten einen Stock in Händen oder eine Krücke neben sich.

Melanie setzte sich auf die letzte Bank und sah, wie die kleinen Mädchen kicherten und sich anstießen und immer nach ihr hinsahen und nicht begreifen konnten, daß eine so feine Dame zu solchem Gottesdienste käme. Denn es war ein Armen-Gottesdienst und deshalb brannten auch die Lichter so spärlich. Und nun schwieg Lied und Orgel, und ein kleiner Mann erschien auf der Kanzel, dessen sie sich, von ein paar großen und überschwänglichen Bourgeois-Begräbnissen her, sehr wohl entsann, und von dem sie mehr als einmal in ihrer übermüthigen Laune versichert hatte, „er spräche schon vorweg im Grabstein-Stil. Nur nicht so kurz". Aber heute sprach er kurz und pries auch keinen, am wenigsten überschwänglich, und war nur müd und angegriffen, denn es war der zweite Feiertag Abend. Und so kam es, daß sie nichts Rechtes für ihr Herz finden konnte, bis es zuletzt hieß: „Und nun, andächtige Gemeinde, wollen wir den vorletzten Vers unsres Oster-Liedes singen". Und in demselben Augenblicke summte wieder die Orgel und zitterte, wie wenn sie sich erst ein Herz fassen oder einen Anlauf nehmen müsse, und als es endlich voll und mächtig an dem hohen Gewölbe hinklang und die Spittelfrauen mit ihren zittrigen Stimmen einfielen, rückten zwei von den kleinen Mädchen halb schüchtern an Melanie heran und gaben ihr das Gesangbuch und zeigten auf die Stelle. Und sie sang mit:

Du lebst, du bist in Nacht mein Licht,
Mein Trost in Noth und Plagen,
Du weißt, was alles mir gebricht,
Du wirst mir's nicht versagen.

Und bei der letzten Zeile reichte sie den Kindern das Buch zurück und dankte freundlich und wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen. Dann aber murmelte sie Worte, die ein Gebet vorstellen sollten, und es vor dem Ohre dessen, der die Regungen unseres Herzens hört, auch wohl waren und verließ die Kirche so still und seitab, wie sie gekommen war.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie Rubehn an seinem Arbeitstische

vor. Er las einen Brief, den er, als sie eintrat, bei Seite schob. Und er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand und führte sie nach ihrem Sophaplatz.

„Du warst fort?“ sagte er, während er sich wieder setzte.

„Ja, Freund. In der Stadt . . . In der Kirche“.

„In der Kirche! Was hast Du da gesucht?“

„Trost“.

Er schwieg und seufzte schwer. Und sie sah nun, daß der Augenblick da war, wo sich's entscheiden müsse. Und sie sprang auf und lief auf ihn zu und warf sich vor ihm nieder und legte beide Arme auf seine Knie: „Sage mir, was es ist? Habe Mitleid mit mir, mit meinem armen Herzen. Sieh, die Menschen haben mich aufgegeben und meine Kinder haben sich von mir abgewandt. Ach, so schwer es war, ich hätt' es tragen können. Aber daß Du Dich abwendest von mir, das trag ich nicht“.

„Ich wende mich nicht ab von Dir“.

„Nicht mit Deinem Auge, wiewohl es mich nicht mehr sieht, aber mit Deinem Herzen. Sprich, mein Einziger, was ist es? Es ist nicht Eifersucht, was mich quält. Ich könnte keine Stunde leben mehr, wär' es das. Aber ein anderes ist es, was mich ängstigt, ein anderes, nicht viel Besseres: ich habe Deine Liebe nicht mehr. Das ist mir klar, und unklar ist mir nur das Eine, wodurch ich sie verscherzt. Ist es der Bann, unter dem ich lebe und den Du mit zu tragen hast? Oder ist es, daß ich so wenig Licht und Sonnenschein in Dein Leben gebracht und unsere Einsamkeit auch noch in Betrübsamkeit verwandelt habe? Oder ist es, daß Du mir mißtraust? Ist es der Gedanke an das alte Heute Dir und morgen mir. O sprich. Ich will Dich nicht leiden sehen. Ich werde weniger unglücklich sein, wenn ich Dich glücklich weiß. Auch getrennt von Dir. Ich will gehen, jede Stunde. Verlang' es und ich thu es. Aber reiße mich aus dieser Ungewißheit. Sage mir, was es ist, was Dich drückt, was Dir das Leben vergällt und verbittert. Sage mir's. Sprich“.

Er fuhr sich über Stirn und Auge, dann nahm er den bei Seite geschobenen Brief und sagte: „Lies“.

Melanie faltete das Blatt auseinander. Es waren Zeilen vom alten Rubehn, dessen Handschrift sie sehr wohl kannte. Und nun las sie: Frankfurt, Ostersonntag, den 18. Ausgleich gescheitert. Arrangire was sich arrangiren läßt. In spätestens acht Tagen muß ich unsere Zahlungseinstellung aussprechen. M. R. . .“

In Rubehns Mienen ließ sich, als sie las, erkennen, daß er einer neuen Erschütterung gewärtig war. Aber wie sehr hatte er sie verkannt, sie, die viel, viel mehr war, als ein blos verwöhnter Liebling der Gesellschaft, und eh ihm noch Zeit blieb über seinen Irrthum nachzudenken, hatte sie sich schon in einem wahren Freudenjubel erhoben und ihn umarmt und geküßt und wieder umarmt.

„O, nur das! . . . O, nun wird Alles wieder gut . . . Und was

Eurem Hause Unglück bedeutet, mir bedeutet es Glück, und nun weiß ich es, es kommt Alles wieder in Schick und Richtung, weit über all mein Hoffen und Erwarten hinaus. . . Als ich damals ging, und das letzte Gespräch mit ihm hatte, sieh, da sprach ich von den Menschlichen unter den Menschen. Und es ist mir, als wär es gestern gewesen. Und auf diese Menschlichen baut' ich meine Zukunft und rechnete darauf, daß sie's versöhnen würde: ich liebte Dich! Aber es war ein Fehler, und auch die Menschlichen haben mich im Stich gelassen. Und jetzt muß ich sagen, sie hatten Recht. Denn die Liebe thut es nicht und die Treue thut es auch nicht. Ich meine die Werkeltagstreue, die nichts Besseres kann, als sich vor Untreue bewahren. Es ist eben nicht viel, treu zu sein, wo man liebt und wo die Sonne scheint und das Leben bequem geht und kein Opfer fordert. Nein, nein, die bloße Treue thut es nicht. Aber die bewährte Treue, die thut es. Und nun kann ich mich bewähren und will es und werd' es, und nun kommt meine Zeit. Ich will nun zeigen, was ich kann und will zeigen, daß alles Geschehene nur geschah, weil es geschehen mußte, weil ich Dich liebte, nicht aber weil ich leicht und übermüthig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzusetzen".

Er sah sie glücklich an und der Ausdruck des Selbstsuchtslosen in Wort und Miene riß ihn aus der tiefen Niedergedrücktheit seiner Seele heraus. Er hoffte nun selber wieder, aber Bangen und Zweifel liefen nebenher, und er sagte bewegt: „Ach, meine liebe Melanie, Du warst immer ein Kind und Du bist es auch in diesem Augenblicke noch. Ein verwöhntes und ein gutes, aber doch ein Kind. Sieh, von Deinem ersten Athemzuge an hast Du keine Noth gekannt, ach, was spreche ich von Noth, nie, so lange Du lebst, ist Dir ein Wunsch unerfüllt geblieben. Und Du hast gelebt wie im Märchen „Tischlein decke Dich" und das Tischlein hat sich Dir gedeckt, mit Allem was Du wolltest, mit Allem was das Leben hat, auch mit Schmeicheleien und Liebkosungen. Und Du bist geliebkost worden wie ein King-Charles-Hündchen mit einem blauen Band und einem Glöckchen daran. Und Alles was Du gethan hast, das hast Du spielend gethan. Ja, Melanie, spielend. Und nun willst Du auch spielend entbehren lernen und denkst: es findet sich. Oder denkst auch wohl, es sei hübsch und apart und schwärmst für die Poetenhütte, die Raum hat für ein glücklich liebend Paar, oder wenigstens haben soll. Ach es liest sich erbaulich von dem blankgescheuerten Eßtisch und dem Maienbusch in jeder Ecke und von dem Zeisig, der sich das Futternäpfchen selber heranzieht. Und es ist schon richtig: Die gemalte Dürftigkeit sieht gerade so gut aus, wie der gemalte Reichthum. Aber wenn es aufhört Bild und Vorstellung zu sein und wenn es Wirklichkeit und Regel wird, dann ist Armuth ein bitteres Brot, und Muß eine harte Nuß".

Es war umsonst. Sie schüttelte nur den Kopf, immer wieder, und sagte dann in jener einschmeichelnden Weise, der so schwer zu widerstehen war: „Nein, nein, Du hast Unrecht. Und es liegt Alles anders, ganz

anders. Ich hab einmal in einem Buche gelesen, und nicht in einem schlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer Recht. Vielleicht überhaupt, aber von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß. Und ich bin eigentlich alles Drei's, und daraus magst Du schließen, wie sehr ich Recht habe. Dreifach recht. „Ich will spielend entbehren lernen" sagst Du. Ja, Lieber, das will ich, das ist es, um was es sich handelt. Und Du glaubst einfach, ich könn' es nicht. Ich kann es aber, ich kann es ganz gewiß, so gewiß ich diesen Finger aufhebe, und ich will Dir auch sagen, warum ich es kann. Den einen Grund hast Du schon errathen: weil ich es mir so romantisch denke, so hübsch und apart. Gut, gut. Aber Du hättest auch sagen können, weil ich andere Vorstellungen vom Glück habe. Mir ist das Glück etwas anderes als ein Titel oder eine Kleiderpuppe. Hier ist es, oder nirgends. Und so dacht' ich und fühlt' ich immer, und so war ich immer, und so bin ich noch. Aber wenn es auch anders mit mir stünde, wenn ich auch an dem Flitter des Daseins hinge, so würd' ich doch die Kraft haben, ihm zu entsagen. Ein Gefühl ist immer das herrschende, und seiner Liebe zu Liebe kann man Alles, Alles. Wir Frauen wenigstens. Und ich gewiß. Ich habe so Vieles freudig hingeopfert und ich sollte nicht einen Teppich opfern können! Oder einen Verticot! Ach, einen Verticot!" und sie lachte herzlich. „Entsinnst Du Dich noch, als Du sagtest: „Alles sei jetzt Enquête". Das war damals. Aber die Welt ist inzwischen fortgeschritten und jetzt ist alles Verticot!"

Er war nicht überzeugt, seine praktisch-patrizische Natur glaubte nicht an die Dauer solcher Erregungen, aber er sagte doch: „Es sei. Versuchen wir's. Also ein neues Leben, Melanie!"

„Ein neues Leben! Und das Erste ist, wir geben diese Wohnung auf und suchen uns eine bescheidenere Stelle. Mansarde klingt freilich anspruchslos genug, aber dieser Trumeau und diese Broncen sind um so anspruchsvoller. Ich habe nichts gelernt und das ist gut, denn wie die meisten, die nichts gelernt haben, weiß ich allerlei. Und mit Toussaint L'Ouverture fangen wir an, nein, nein, mit Toussaint-Langenscheidt, und in acht Tagen oder doch spätestens in vier Wochen geb' ich meine erste Stunde. Wozu bin ich eine Genferin! Und nun sage: Willst Du? Glaubst Du?"

„Ja".

„Topp".

Und sie schlug in seine Hand und zog ihn unter Lachen und Scherzen in das Nebenzimmer, wo das Vrenel in Abwesenheit des Dieners eben den Theetisch arrangirt hatte.

Und sie hatten an diesem Unglückstage wieder einen ersten glücklichen Tag.

XXII. Versöhnt.

Und Melanie nahm es ernst mit jedem Worte, das sie gesagt hatte. Sie hatte dabei ganz ihre Frische wieder, und eh ein Monat um war, war

die modern und elegant eingerichtete Wohnung gegen eine schlichtere vertauscht und das Stundengeben hatte begonnen. Ihre Kenntniß des Französischen und beinahe mehr noch ihr glänzendes musikalisches, auch nach der technischen Seite hin vollkommen ausgebildetes Talent, hatten es ihr leicht gemacht eine Stellung zu gewinnen und zwar in ein paar großen, schlesischen Häusern, die gerade vornehm genug waren, den Tagesklatsch ignoriren zu können.

Und bald sollte es sich herausstellen, wie nöthig diese raschen und resoluten Schritte gewesen waren, denn der Zusammensturz erfolgte jäher als erwartet und jede Form der Einschränkung erwies sich als geboten, wenn nicht mit der finanziellen Reputation des großen Hauses auch die bürgerliche verloren gehen sollte. Jede neue Nachricht, von Frankfurt her, bestätigte dies und Ruben, der anfangs nur all zu geneigt gewesen war, den Eifer Melanies für eine bloße Opfer-Caprice zu nehmen, sah sich alsbald gezwungen, ihrem Beispiele zu folgen. Er trat als amerikanischer Correspondent in ein Bankhaus ein, zunächst mit nur geringem Gehalt, und war überrascht und glücklich zugleich, die berühmte Poeten-Weisheit von der „kleinsten Hütte" schließlich an sich selber in Erfüllung gehn zu sehn.

Und nun folgten idyllische Wochen, und jeden neuen Morgen, wenn sie von der Wilmersdorfer Feldmark her am Rande des Thiergartens hin ihren Weg nahmen und an ihrer alten Wohnung vorüber kamen, sahen sie zu der eleganten Mansarde hinauf und athmeten freier, wenn sie der zurückliegenden schweren und sorgenreichen Tage gedachten. Und dann bogen sie plaudernd in die schmalen, schattigen Gänge des Parkes ein, bis sie zuletzt unter der schräg liegenden Hängeweide fort, die zwischen dem Königsdenkmal und der Louiseninsel steht und hier beinahe den Weg sperrt, in die breite Thiergartenstraße wieder einmündeten. Den schräg liegenden Baum aber nannten sie scherzhaft ihren Zoll- und Schlagbaum, weil sich dicht hinter demselben ein Leiermann postirt hatte, dem sie Tag um Tag ihren Wegezoll entrichten mußten. Er kannte sie schon, und während er die große Mehrheit, als wären es Steuerdefraudanten, mit einem zornig-verächtlichen Blicke verfolgte, zog er vor unsrem jungen Paare regelmäßig seine Militärmütze. Ganz aber konnt' er sich auch ihnen gegenüber nicht zwingen und verleugnen, und als sie den schon Pflicht gewordenen Zoll eines Tages vergessen oder vielleicht auch absichtlich nicht entrichtet hatten, hörten sie, daß er die Kurbel in Wuth und Heftigkeit noch dreimal drehte und dann so jäh und plötzlich abbrach, daß ihnen ein paar unfertige Töne wie Knurr- und Scheltworte nachklangen. Melanie sagte: „Wir dürfen es mit Niemand verderben, Ruben; Freundschaft ist heuer rar". Und sie wandte sich wieder um und ging auf den Alten zu und gab ihm. Aber er dankte nicht, weil er noch immer in halber Empörung war.

Und so verging der Sommer und der Herbst kam, und als das Laub sich zu färben und an den Ahorn- und Platanenbäumen auch schon abzufallen begann, da hatte sich bei denen, die Tag um Tag unter diesen

Bäumen hinschritten, manches geändert und zwar zum Guten geändert. Wohl hieß es auch jetzt noch, wenn sie den alten Invaliden unter ihrerseits devotem Gruße passirten „daß sie der neuen Freundschaften noch nicht sicher genug seien, um die bewährten alten aufgeben zu können“, aber diese neuen Freundschaften waren doch wenigstens in ihren Anfängen da. Man kümmerte sich wieder um sie, ließ sie gesellschaftlich wieder aufleben, und selbst solche, die bei dem Zusammenbrechen der Rubehnschen Finanz-Herrlichkeit nur Schadenfreude gehabt und je nach ihrer klassischen oder christlichen Bildung und Beanlagung von „Nemesis“ oder „Finger Gottes“ gesprochen hatten, bequemten sich jetzt, sich mit dem hübschen Paare zu versöhnen „das so glücklich und so gescheidt sei und nie klage und sich so liebe“. Ja, sich so liebe. Das war es, was doch schließlich den Ausschlag gab, und wenn vorher ihre Neigung nur Neid und Zweifel geweckt hatte, so schlug jetzt die Stimmung in ihr Gegentheil um. Und nicht zu verwundern! War es doch ein und dasselbe Gefühl, was bei Verurtheilung und Begnadigung zu Gerichte saß, und wenn es Anfangs eine sensationelle Befriedigung gewährt hatte, sich in Indignation zu stürzen, so war es jetzt eine kaum geringere Freude von den „Inséparables“ sprechen und über ihre „treue Liebe“ sentimentalisiren zu können. Eine kleine Zahl Esoterischer aber führte den ganzen Fall auf die Wahlverwandtschaften zurück und stellte wissenschaftlich fest, daß einfach seitens des stärkeren und deshalb berechtigteren Elements das schwächere verdrängt worden sei. Das Naturgesetzliche habe wieder 'mal gesiegt. Und hiermit sah sich denn auch der einen Winter lang auf den Schild gehobene Van der Straaten abgefunden und theilte das Schicksal aller Saison-Lieblinge, noch schneller vergessen als erhoben zu werden. Ja der Spott und die Bosheit begannen jetzt ihre Pfeile gegen ihn zu richten, und wenn des Falles ausnahmsweise noch gedacht wurde, so hieß es: „Er hat es nicht anders gewollt. Wie kam er nur dazu? Sie war siebzehn! Allerdings, er soll einmal ein lion gewesen sein. Nun gut. Aber wenn dem „Löwen“ zu wohl wird . . . .“ Und dann lachten sie und freuten sich, daß es so gekommen, wie es gekommen.

Ob Van der Straaten von diesen und ähnlichen Aeußerungen hörte? Vielleicht. Aber es bedeutete ihm nichts. Er hatte sich selbst zu skeptisch und unerbittlich durchforscht, als daß er über die Wandlungen in dem Geschmacke der Gesellschaft, über ihr Götzen-schaffen und Götzen-stürzen auch nur einen Augenblick erstaunt gewesen wäre. Und so durfte denn von ihm gesagt werden „er hörte was man sprach, auch wenn er es nicht hörte“. Weg über das Urtheil der Menschen, galt ihm nur eines eben so wenig oder noch weniger: ihr Mitleid. Er war immer eine selbstständige Natur gewesen, frei und fest, und so war er geblieben. Und auch derselbe geblieben in seiner Nachsicht und Milde.

Und der Tag kam, wo sich's zeigen und auch Melanie davon erfahren sollte.

Es war schon Ausgangs October und nur wenig gelbes und rothes Laub hing noch an den halb kahl gewordenen Bäumen. Das Meiste lag abgeweht in den Gängen und wurde, wo's trocken war, zusammengeharkt, denn seit gestern hatte sich das Wetter wieder geändert und nach langen Sturm- und Regentagen schien eine wundervolle Herbstessonne. Vielleicht die letzte dieses Jahres.

Und auch Aninettchen wurde hinausgeschickt und blieb heute länger fort als erwartet, bis endlich um die vierte Stunde die Magd in großer Aufregung heimkam und in ihrem schweren Schweizer-Deutsch über ein eben gehabtes Erlebniß berichtete. Sie hab' auf der Bank g'sesse, wo die vier Löwe das Brückle halte, und hätt' ebe g'sagt: „Sich, Aninettle, des isch der alt Weibersommer, der will Di einspinne, aber der hat Di no lang nit", un das Aninettl hat grad g'juchzt un lacht un n'am Ohrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, so gute funfzig, aber schon auf der Wipp, und einer hätt g'sagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silberkettle; des isch e Schweizerin; un i wett, des isch e Kind vom Schweizer G'sandte". Aber do hat der andre g'sagt: „nei, des kann nit sein; den Schweizer G'sandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Kegel . . ." Un do hat er z'mir g'sagt: „ah nu, wem g'hört des Kind?" Un da hab i g'sagt: „dem Herr Rubehn, un's isch e Mädle, un heißt Aninettl". Un do hab' i g'sehn, daß er sich verfärbt hat und hat wegg'schaut eine Weil. Aber nit lang, da hat er sich wieder umg'wandt und hat g'sagt: „'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar'. Es isch e schön's Kindle. Findscht nit au?" Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'sagt: „Uebertax es nit. Es giebt mehr so. Un's ischt e Kind aus 'm Dutzend". Jo, so hat er g'sagt, der garstige Spindelbein: „'s giebt mehr so, un 's ischt e Kind aus'm Dutzend". Aber der gute Herre, der hat's Pätschle g'nomme un hat's g'streichelt. Un hat mi g'lobt, deß i so brav un g'scheidt sei. Jo, so hat er g'sagt. Und dann sind sie gange".

All das hatte seines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf diese Begegnung zurückgekommen. Immer wieder und wieder hatte die Vreni jedes Kleinste nennen und beschreiben müssen, und so war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feste der ganze Vorfall vergessen worden war.

Und nun war das Fest selber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehns jüngerer Bruder und der alte Procurist, die sich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entschließen können, geladen waren. Auch Anastasia.

Melanie, die noch, vor Eintreffen ihres Besuchs, allerlei Wirthschaftliches anzuordnen hatte, war ganz Aufregung und erschrak ordentlich, als sie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der festgesetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das schon die Gäste wären! Oder auch nur einer von ihnen.

Aber ihre Besorgniß währte nicht lange, denn sie hörte draußen ein Fragen und Parlamentiren und gleich darauf erschien das Vrenel und trug eine mittelgroße Kiste herein, auf der, ohne weitere Namens-Angabe, blos das eine Wort „Julklapp“ zu lesen war.

„Ist es denn für uns, Vreni?“ fragte Melanie.

„I denk schon. I hab' ihm g'sagt: „'s isch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn“. Un do hat er g'sagt: „'s isch schon recht; des isch der Nam'“. Un do hab' i's g'nomme“.

Melanie schüttelte den Kopf und ging in Rubehns Stube, wo man sich nun gemeinschaftlich an das Oeffnen der Kiste machte. Nichts fehlte von den gewöhnlichen Julklapps-Zuthaten, und erst als man, unten am Boden, eines großen Gravensteiner Apfels gewahr wurde, sagte Melanie: „Gieb Acht. Hierin steckt es“. Aber es ließ sich nichts erkennen, und schon wollte sie den Gravensteiner, wie alles andere, bei Seite legen, als sich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geschickt zusammengepaßten Hälften des Apfels auseinander schoben. „Ah, voila“. Und wirklich an Stelle des Kernhauses, das herausgeschnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen. Sie nahm es, entfernte langsam und erwartungsvoll eine Hülle nach der andern und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach ohne Prunk und Zierrath. Und nun drückte sie's an der Feder auf und sah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, en miniature, der Tintoretto, den sie damals so lachend und übermüthig betrachtet und für dessen Hauptfigur sie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, sie hat geweint. Aber ist es nicht, als begriffe sie kaum ihre Schuld?“

Ach, sie fühlte jetzt, daß das alles auch für sie selbst gesprochen war, und sie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erröthete.

Dieser spielte damit hin und her und sagte dann, während er die Feder wieder zuknipste: „King Ezel in all his glories! Immer derselbe. Wohlwollend und ungeschickt. Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Berloque“.

„Nein, ich. Ach, Du weißt nicht, wie viel es mir bedeutet. Und es soll mich erinnern und mahnen . . . jede Stunde . . .“

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragischer als nöthig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne“.

„Du bist hochmüthig, Ruben“.

„Nein“.

„Nun gut. Dann bist Du stolz“.

„Ja, das bin ich, meine süße Melanie. Das bin ich. Aber auf was? Auf wen?“

Und sie umarmten sich und küßten sich, und eine Stunde später brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem ungetrübten Glanz.

Ein Blick von der politischen Warte

von

Menenius dem Jüngeren.

Darf ich mit der Tribunen und mit Deiner
Erlaubniß, liebes Volk, ein Wort noch sagen?
Es soll Euch weiter keinen Schaden bringen,
Als etwas Zeitverlust.

Menenius Agrippa
im Coriolan, Act III, Scene 1.

Wer in künftigen Zeiten deutsche Geschichte schreibt, wird ein interessantes Problem in der Frage finden, ob die eigenthümlichen politischen Schicksale der deutschen Nation in ihrer Gesammtheit mehr aus der geographischen Lage Deutschlands oder mehr aus dem deutschen Volkscharakter zu erklären seien. Fest steht, daß seit der Zeit, wo die Völker der christlichen Welt aus der Rohheit des Mittelalters sich emporzuarbeiten begannen, bereits die deutlichen Spuren des Verfalles am deutschen Reiche bemerkbar wurden. In jedem Jahrhundert mehrten sich die Factoren, welche in ihrer Gesammtheit die Höhe der Cultur unserer Tage vorbereiteten. Während aber die geistige Arbeit der abendländischen Nationen überall sonst zugleich eine Läuterung des Staatsbegriffes, die Züchtung der Völker zur modernen Staatenbildung anregte und allmählich herbeiführte, ist eine ähnliche Wirkung auf das Deutschthum nicht erkennbar. Hier sah man im Gegentheil das hoffnungsvolle Staatengebilde, für welches einst die Hohenstaufen gerungen und geblutet hatten, in stetigen Verfall gerathen, und zuletzt zu einem traurigen Chaos verderben. In schweren Kämpfen mit stolzen und trotzigen Vasallen errichteten die Träger der Dynastien in Frankreich und auf den britischen Inseln den Einheitsstaat, während schon einige Menschenalter früher der undeutscheste unter den deutschen Kaisern über den Bestand des deutschen Reiches in der goldenen Bulle ein von dem

deutschen Volke lautlos vernommenes Todesurtheil gesprochen hatte. Entzündlich bis zur flammenden Begeisterung erwies sich der Deutsche für Luther, den Bannerträger der germanischen Freiheitsidee. Seinen Großthaten zu Liebe sah das Volk seiner Landsleute die Früchte seines Fleißes unter den blutigen Kämpfen des großen Krieges in den Staub sinken. Das deutsche Reich indessen wurde von einem Object der Geringschätzung zu einem Zielpunkte allgemeinen Spottes, versank in Nichts, als die Napoleonischen Siegeszüge über Europa hinbrausten, und blieb dann länger als ein halbes Jahrhundert derjenige Gegenstand, auf welchen sich eine sonderbare, beinahe unmännliche Sentimentalität, wie ihrer gerade der Deutsche fähig ist, concentrirte. Plötzlich aber, fast wie aus einem Hinterhalt, und jedenfalls gegen die Erwartung des Auslandes, vielmehr unter dem Schutze der Ungläubigkeit des Auslandes, zumal Derjenigen, die sich besondern Tiefblick in politischen Dingen zumaßen, erhob sich die deutsche Nation grämlichen Streit bei Seite schiebend, und stellte ihre Einigkeit her. Binnen vier Jahren wurden alle Etappen vom blutigen Hader an bis zum Bündniß auf ewige Zeiten durchmessen. Man lernte sich achten, man gewann gegenseitiges Vertrauen, man fühlte, daß der Eine für den Andern neben platonischer Liebe auch Opfermuth besitze. Als der Nationalfeind drohte, trat man ihm verbündet entgegen, und nachdem er geschlagen worden, war man einig. Was Jahrhunderte lang als unvereinbar mit dem deutschen Volkscharakter geschienen, was seit Menschenaltern unter dem Einflusse moderner politischer Lehren ersehnt, aber für ein nie erreichbares Ziel gehalten worden war, wurde plötzlich vollendet, unter den Augen des mißtrauischen, mißgünstigen, ja zum Theil hassenden Europas, in einer Zeit, wo Dank den neu erfundenen Verkehrsmitteln die Völker einander in fast erschreckender Weise nahe gerückt sind, wo ungezählte Streitkräfte binnen wenigen Tagen an die Grenzen deutschen Landes hätten geführt werden können. Nichts dergleichen geschah. Das staatsmännische Genie Desjenigen, welcher die deutschen Interessen meisterhaft zu lenken, die Gegner magisch zu bannen verstand, wußte auch die Feinde der deutschen Einigung von Deutschlands Grenzen fern zu halten. Die deutsche Einigung vollzog sich, ohne daß von irgend einer Seite nur der Versuch gemacht worden wäre, sie zu hindern. Das Verdienst an dem politischen Theil dieser beispiellosen Erhebung gebührt unbestritten Bismarck. Er hat zu schaffen verstanden, was die Gebildeten der Nation seit Menschenaltern ersehnten. Der Mann, den sich Tausende deutscher Jünglinge in ihren Träumen ausmalten, dessen Erscheinen der erkorene Festredner politischer Gelage in Deutschland mit strahlenden Augen und unter dem Sturmesbrausen allgemeiner Begeisterung prophezeite, er lebt und waltet in Deutschland. Ganze Lieder- und Sagenkreise sind durch ihn abgethan. Es findet kein wehmüthiges Echo mehr in sentimentalen Turnerherzen, wenn der Sängerchor an das meerumschlungene Schleswig-Holstein mahnt, und die geheimnißvolle Wohnstätte des Kaisers Rothbart im Kyffhäuser ist ein verlorener Posten geworden.

Wer Geschichte studirt, den ergreift zuweilen die erklärliche Sehnsucht, den großen Männern der Vergangenheit durch Aufsuchung des Schauplatzes ihrer Thaten oder sonstwie näher zu treten. Die Enkel unserer Tage werden mit Scheu zu ihren Großvätern aufblicken, wenn diese berichten, daß sie mit eigenen Augen die großen Wiederhersteller des Reiches selbst gesehen und gekannt haben. Gar Mancher schaut dann wohl mit Neid auf eine solche Zeit zurück. Wie mag — sagt er sich — das Herz der Großväter von Stolz emporgetragen gewesen sein, als der preußische Gesandte auf Bismarcks Rath und des Königs Befehl den alten deutschen Bund für aufgelöst erklärte, oder nach dem Schlachttage von Sedan, oder nach jener Stunde, wo der König von Preußen unter Waffengeklirr im Versailler Schloß die deutsche Kaiserkrone auf sein greises Haupt setzte! Wie mag die Brust den Männern des Parlamentes sich höher gehoben haben, vor welchem der deutsche Reichskanzler mit dem Frankfurter Friedensvertrage erschien, um den Vertretern der Nation darzulegen, daß er die Siege des deutschen Schwertes im Friedensschlusse auszubeuten verstanden! Stolzer erhobenen Hauptes schritt wohl der Bürger von Berlin einher, als in seinen Mauern der Congreß der europäischen Mächte tagte, unter Bismarcks Vorsitz, vor dem Alle sich beugten, in der Hauptstadt desselben Preußens, dessen Gesandten ein 20 Jahre früher in Paris versammelter Congreß den Eintritt zu verwehren gewagt hatte.

Gewiß haben viele deutsche Landsleute an dem einen oder andern dieser Dinge ihre Freude gehabt; wer aber künftig etwa schließen wird, daß die Zeitgenossen Bismarcks von Jubel übergeflossen seien, um dieses großen Staatsmannes willen, der ist gar gewaltig auf dem Irrwege. Ein grämlicher Zug erfüllt die Politik unserer Tage. Aerger und Verbissenheit sind die Merkmale der politischen Debatte. „Er wird alt, er wird unerträglich, er verliert, wie Friedrich der Große in späten Lebensjahren, die Fähigkeit, Widerspruch zu ertragen — genug seiner Thaten, wir danken ihm für Alles, was geschehen, aber er lasse uns nun in Frieden walten — wir werden künftig einmal ohne ihn fertig werden müssen, und wollen uns bei Zeiten daran gewöhnen — er ist nur ein Diplomat, und versteht nichts Anderes, er behandelt die Volksvertreter wie die Gesandten fremder Mächte, die er überreden will, und unser Land, wie ein erobertes Gebiet — er ist, in der inneren Verwaltung ein bloßer Empiriker, und tritt mit Füßen, was die Wissenschaft als klares Gesetz erkannt hat“, — solche und ähnliche Vorwürfe hört man täglich aller Orten. Und was die Hauptsache ist: er beugt seinen Nacken nicht vor der Weisheit des Parlaments. Freilich sucht er sich glimpflich mit ihm abzufinden. Seit der Indemnität nach 1866 hat er niemals mehr gegen den Willen eines Parlaments gehandelt; er ist sogar im Stande, ein Füllhorn von Liebenswürdigkeiten auszuschütten, wenn es seinen Zwecken zu dienen scheint. Oh, dann versteht er mit vollendeter Verbindlichkeit selbst den widerhaarigsten Abgeordneten zu fesseln, der auf

dem glatten Parquet seiner politischen Soireen erscheint, und dessen Auge bei allem Selbstbewußtsein freudig erglänzt, daß endlich sein Fuß diesen historischen Boden betreten hat. Aber — es ist in Allem keine rechte Liebe zur Sache erkennbar, ist Alles nur eitel diplomatische Kunst. Tief in seiner Seele ist der Kanzler kein Parlamentarier, und zum Mindesten ist ihm das Parlament nicht der Urquell politischer Machtfülle, wie es der Fall sein müßte, wenn Alles bei ihm recht bestellt wäre. So urtheilt der deutsche Parlamentarier, und zieht dabei gern die ihm naheliegende Parallele zu der Stellung seines englischen Collegen. Dem Kenner englischer Verhältnisse mag das als Ueberhebung erscheinen; der deutsche Politiker hat nicht leicht die gleiche Empfindung. Ist die Eigenart des deutschen Volkscharakters im Allgemeinen schwer verständlich, so ist sie nirgends sonderbarer, als auf dem Gebiete der Politik. Hier mangelt nicht nur die Bescheidenheit, welche den Deutschen sonst unzweifelhaft kennzeichnet; hier ist ihm sogar etwas eigen, was er auf anderen Gebieten, zumal in der Wissenschaft, mit grenzenlosem Spott verfolgt — der Hang zur Pfuscherei. Nichts behandelt der Deutsche dilettantisch, ausgenommen allein die Politik. Selbst der strenge Gelehrte, der in seiner Wissenschaft mit jedem Worte vorsichtig kargt, unterliegt gern der Versuchung, seine dilettantischen Leistungen auf politischem Gebiete für Meisterstücke anzusehen und auszugeben. Und die Wirkung entspricht der Leistung; sie bestätigt die Wahrheit des Dichterwortes, daß ächte Vertiefung die Seele mit Qual erfüllt, während die Pfuscherei glücklich macht. Skepsis und Hang zur politischen Pfuscherei — diese beiden Begriffe werden die spätesten Geschlechter unserer Landsleute in ihren Wirkungen zu ergründen haben, so oft sie sich des Geistes deutscher Geschichte werden bemeistern wollen.

Und noch ein Anderes. Keinem Volke liegt auf dem Gebiete der Politik die Idee so weit ab von der That, als unseren braven Landsleuten. Am Abende, unter der Wirkung des nationalen Trankes wächst sich gar mancher deutsche Spießbürger zum politischen Helden aus. Dann wettert er über die Armee, und enthüllt im höchsten Affect den erhitzten Köpfen der Freunde seine ächt republikanische Gesinnung. Ist am Morgen der Rausch verflogen, so liest er hinter dem Ladentisch oder in der Werkstatt mit Behagen den Zeitungsbericht über die letzte Parade, und blinzelt zuweilen sehnsüchtig hinüber nach dem goldenen Schilde des Nachbars Hoflieferanten. Wie würde sein Gesicht sich verlängern, wenn ein Genosse des vergangenen Abends ihn in dieser Stunde zum sofortigen Beginn des Barricadenbaus ermahnen wollte.

Freilich rekrutiren sich aus diesem Material nicht die Parlamente, sondern nur die Bezirksversammlungen. Aber welcher Art ist denn das Holz, aus dem, eine kleine Schaar abgerechnet, der deutsche Parlamentarier geschnitten wird?

Wo ist jener glänzende englische Handelsstand, dessen Söhne, Dank dem

Reichthum der Väter, bei noch jungen Jahren so unabhängig und, Dank dem Ansehen, das Handel und Industrie in England genießen, auch des Vertrauens ihrer Mitbürger so vollkommen würdig erscheinen, um einen Parlamentssitz zum Ziel ihrer Wünsche zu machen? Wo ist die großartige und zahlreiche Aristokratie, deren Glieder ihre feine, in jedem Sinne sorgfältige Erziehung unter den Eindrücken weiter Reisen und selbstständiger Erfahrungen langsam ausreifen lassen, um dann alle Kräfte ohne Anspruch auf Entgelt dem Dienste des Vaterlandes im heimathlichen Bezirk, später in der heimathlichen Grafschaft, zuletzt im Parlamente zu weihen? Dies Alles fehlt uns; die wichtigsten Factoren des englischen Staatslebens gehen uns ab. Und doch würde der englische Parlamentarismus d. h. die Führung des Staatsruders nach der geheimnißvollen Strömung der öffentlichen Meinung, ganz abgesehen von der Singularität der geographischen Lage Englands, ohne jene Factoren niemals in dem Maße, in dem es der Fall ist, zur Herrschaft gelangt sein. Das englische Parlament ist so alt, wie Englands Ruhm. Der deutsche Parlamentarismus, zumal der preußische, ist gepfropft auf das völlig ausgewachsene Gebilde eines absolutistischen Beamtenstaates. Von keiner Seite wird wohl die Berechtigung zu Repräsentativverfassungen für die Staaten des europäischen Continents heute mehr ernsthaft geleugnet werden. Sie ist vielmehr die größte und heiligste Errungenschaft der Völker des neunzehnten Jahrhunderts, und wird das bedeutsamste Kennzeichen dieser Epoche für alle Zeiten bleiben. Keineswegs handelt es sich auch bei der ferneren Entwickelung dieser Institution für die continentalen Staaten um einen Gegensatz zwischen parlamentarischer und königlicher Gewalt; diese ist in England nicht so gering, wie man auf dem Continent gern glauben möchte, und wird auf dem Continent, so lange nicht etwa sociale Umwälzungen die Verhältnisse der Culturstaaten völlig umgestalten, nie so gering werden können, als sie in England thatsächlich ist. Dafür sorgen die leicht überschreitbaren continentalen Grenzen, und die in Folge derselben gebotenen stehenden Heere. Wäre das britische Reich nicht vom Meere umflossen, so würde die königliche Macht in England niemals auf die Grenzen reducirt worden sein, die man auf dem Continent von mancher Seite für sie anstrebt.

Jener Gegensatz besteht vielmehr zwischen parlamentarischer und Beamtenherrschaft. Und wie zwischen diesen beiden Gewalten die Grenzsteine zu setzen und allmählich zu verrücken seien, das läßt sich nicht durch künstliche Mittel reguliren, läßt sich am allerwenigsten durch ein Staatsgrundgesetz vereinbaren. Das hängt ab von den Elementen, aus denen sich die Bevölkerung zusammsetzt, hängt vornehmlich ab von der Bereitwilligkeit der Unabhängigen, sich der mühseligen Mitwirkung an der Staatsverwaltung ohne Entgelt ernsthaft und dauernd zu unterziehen.

Gestehen wir uns nur, daß es mit unserer Bereitwilligkeit zur Erfüllung jener mühevollen Pflichten vorerst noch übel bestellt ist. In welchen Schichten

der Bevölkerung sind die zu finden, welche jene Pflichten erfüllen wollen? Der Wohlstand im Lande ist verhältnißmäßig nicht groß, zumal nicht in den wegen ihres Umfanges gewichtigen östlichen Provinzen. Wo er hervortritt, wird er nicht immer mit Freuden empfangen, sondern mit scheelen Blicken, mit Mißtrauen betrachtet. Die gute Gesellschaft der Kreisstädte des Ostens setzt sich im wesentlichen aus den Beamten zusammen; der Offizier der Garnison bildet eine willkommene Zugabe, Arzt und Apotheker haben legitimen Zutritt, der Handelsstand ist nur in wenigen Mitgliedern zugelassen, und mehr geduldet als herbeigerufen. So war es vor zwei Decennien auch noch in dem mittleren Abschnitte des Landes; nur der in jeder Beziehung glücklicher situirte Westen hebt sich seit lange vortheilhaft ab. Der gebildete Beamtenstand vertritt, wenn man von jenen westlichen Landstrichen und den großen Städten absieht, noch heute die Intelligenz des Landes. Seine Mitglieder überwiegen in den Parlamenten, und führen durch ihre zahlreiche Anwesenheit den Beweis, daß die bureaukratische Regierungsform dem Lande noch heute geläufiger ist, als die parlamentarische. Die Bureaukratie übt ihre Herrschaft in beiderlei Gestalt: hierarchisch geordnet repräsentirt sie das alte Regime, aus Wahlen hervorgegangen vertritt sie die neue Zeit. Niemand ist logischer Weise weniger zur Mitwirkung am parlamentarischen Regiment berufen, als die Beamten des Staates; und doch vermag nur ein kleiner Kreis mit ihnen in der Erfüllung dieses Berufes zu concurriren. Kein Wunder, daß solche Parlamente aus sich heraus nur den Geist entwickeln, den sie den Traditionen ihrer Mitglieder gemäß begreifen. Theoretische Kenntnisse für Fragen der Justiz und Verwaltung sind im Ueberfluß vorhanden, Verständniß für große praktische Fragen, insbesondere für die wirthschaftlichen Interessen fehlt in überraschendem Maße. Die Erwerbsthätigkeit des Volkes wird in ihrer Bedeutung nur von einem geringen Theile gewürdigt; die materiellen Erfolge der Einzelnen von einem großen Theile unfreundlich beurtheilt. Freilich machen die Handel und Industrie treibenden Bewohner der Städte neuerdings bemerkenswerthe Anstrengungen, um auch in der Politik Stellung zu nehmen; aber sie haben den schweren Kampf mit einer tief eingewurzelten Abneigung der durch die bisherigen Führer regulirten öffentlichen Meinung noch nicht ausgekämpft. Die ächte reiche Aristokratie ist wenig zahlreich; um so größer an Zahl ist der niedere Adel, welcher von vortrefflichen Traditionen erfüllt, die Stellen in der Civilverwaltung und der Armee mit Zähigkeit behauptet. Und selbst die Mitglieder der reichen Aristokratie kennen für ihre Söhne meistens kein anderes Bildungsmittel als die Armee. Im Kreise eines Offiziercorps, in welches man von der Schulbank nach erlangter militärischer Ausbildung eintritt, werden die Jugendjahre verbracht bis zu dem Zeitpunkte, wo Heirath und die Uebernahme eines väterlichen Landgutes dem lustigen Treiben der Garnison ein Ziel setzt. Während die Söhne der englischen Lords in Oxford das Staatsrecht Englands studiren und sich in der Beredsamkeit üben, um dann auf mehr-

jährigen Reisen die Sitten und Institutionen fremder Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschränkt sich der Sohn des deutschen Aristokraten in der Mehrzahl der Fälle auf seine militärische Ausbildung, eignet sich Vollendung in den gesellschaftlichen Formen des Offiziers an, tummelt seine Gäule, kämpft muthig und mit Hingebung, wenn ein Krieg in seine Dienstzeit fällt, und findet später in dem von den Wirkungen der allgemeinen Dienstpflicht durchsogenen Verhältnisse zu den Bauern seiner Güter noch eine Art Fortsetzung seiner früheren militärischen Position.

Sind das Institutionen, die, wenn nicht allmählich in mühevoller Arbeit umgestaltet, zur Selbstregierung, und durch diese zum parlamentarischen Regiment führen können? Die Frage beantwortet sich von selbst. Geduldig zwar, aber doch mit Widerwillen werden die Dienste geleistet, welche die Staatseinrichtungen schon jetzt von dem Einzelnen in Anspruch nehmen. „Früher bezahlten wir mit den Steuern die Verwaltung, jetzt zahlen wir die gleichen Steuern, und müssen doch die Verwaltung zur Hälfte selbst führen"— so hört man selbst die Gebildeten und Unabhängigen sich äußern. Die Politik aber nimmt die Stelle ein, die ihr unter solchen Umständen allein verbleiben kann; sie ist ein Unterhaltungsstoff, und ein sehr anziehender, insofern sie der angeborenen Streitsucht Nahrung giebt. Die Wahlen sind in diesem Sinne ein wohlthuendes Reizmittel. An ernste und gefährliche Folgen denkt Niemand. Im Herzen vertraut der Wähler auf die Mäßigung und Standhaftigkeit des Monarchen, welcher unter allen Umständen dafür Sorge trägt, daß das Interesse des Staates an diesen Dingen nicht ernsthaften Schaden nimmt. Wie die Wahlversammlungen, so die Parlamente. Den Ministern die Zähne zeigen ist ein Hochgenuß, und wird es immer bleiben. Großartige politische Erfolge vermögen nur auf kurze Zeit diese unwiderstehliche Neigung einzuschläfern. So geschah es unmittelbar nach 1866 und einige Jahre lang nach 1870; aber diese Zeit ist längst vorüber. Und je mächtiger der Minister ist, desto angenehmer wird es empfunden, wenn man seinem Willen Widerstand entgegensetzt.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Bismarck trotz der allseitigen Ueberzeugung von seiner Staatsweisheit, Energie und überlegenen Klugheit unter dieser Neigung am meisten zu leiden hat. Es giebt Tausende im Volke, die keine Parlamentsverhandlungen lesen, ausgenommen eine solche, wo Bismarck geredet hat, und diese nur, weil sie sicher sind, daß ihm von irgend einer Seite etwas höchst Widerwärtiges gesagt worden sein wird. Und es giebt zahlreiche Politiker in deutschen Landen, welche Bismarck, wenn er nur immer das Gegentheil seines wahren Willens kundgäbe, ganz nach seinem Belieben leiten könnte, weil sie unbedingt das Gegentheil von dem anstreben, was der Reichskanzler als wünschenswerth erachtet. Die letzte Reichstagssession war in dieser Beziehung noch lehrreicher, als ihre Vorgänger. Je mehr man sich dem Ende der Session näherte, desto trockener wurde die Luft. Der Lust am Streite war noch nie so wenig gefröhnt

worden. Der Reichskanzler war beinahe gänzlich aus dem Spiele geblieben; er war noch gar nicht erschienen. Kein Wunder, daß das nicht mehr aufzuhaltende Gewitter sich zuletzt an der falschen Stelle entlud. Ohne Wahl zuckt der Strahl. Die unglückliche Samoa-Vorlage fiel als Opfer. Sie war an sich kein wichtiges Ding. Eine aus den endlosen Fluthen des stillen Meeres aufsteigende Inselgruppe war durch Hamburgische Handelsniederlassungen halb und halb in deutschem Besitz. Kaum ein Jahr war verflossen, daß man der kleinen Colonie zu Liebe mit dem Staatswesen der Samoa-Inseln einen Freundschaftsvertrag geschlossen hatte. Nun brach aus ganz heterogenen Ursachen das Hamburgische Unternehmen finanziell zusammen. Es lag nahe, durch eine in mäßigstem Umfange zu leistende Staatshilfe die Colonie, weil sie einmal bestand, dem deutschen Mutterlande zu erhalten, und der Reichskanzler interessirte sich persönlich einigermaßen für das kleine Project. Das war es eben, daß er sich dafür interessirte! Es begann ein Streit, als ob ein ganzer Erdtheil erobert werden sollte. Die Frage, ob eine Reichssubvention in der projectirten Höhe wirthschaftlich gut oder schlecht angelegt wäre, wurde mit tiefsinnigen Argumenten erörtert; und je leichtere Arbeit es war, den Rentabilitätsrechnungen der Reichsregierung ihre Lückenhaftigkeit nachzuweisen, mit desto innigerem Behagen folgte die Majorität des hohen Hauses den nicht einen Deut überzeugenderen Gründen, welche für die gegentheilige Meinung entwickelt wurden. Der Kanzler hatte die Rentabilitätsfrage offenbar nicht zum Ausgangspunkte seiner Entscheidung gemacht. Er hatte sich gewiß nicht verhehlt, daß die Sache in dieser Beziehung immerhin ein Experiment wäre. Aber er war dem patriotischen Impulse gefolgt, die deutsche Flagge, nachdem sie einmal in jenen fernen Meeren gezeigt worden war, nicht wieder einzuziehen; und er hielt Deutschland ohne Optimismus noch für wohlhabend genug, um sich diesen kleinen Stolz gegenüber den großen Seemächten erlauben, ihn schlimmsten Falls auch bezahlen zu können. Entwickelte sich nichts Gutes aus der Sache, so war das Unglück zu ertragen; fände dagegen die Colonie ein gedeihliches Emporblühen, so könnte der wirthschaftliche Gewinn weit größer sein, als das zu seiner Erreichung übernommene Risico. Die Gegner der Vorlage wollten hinter derselben allerhand Gespenster sehen. Das könnte uns ja, sagte man, ganz unvermerkt in eine Colonialpolitik hineintreiben, und eine solche ist doch noch nicht im Princip beschlossen, ist noch nicht in ihrem allgemeinen und besonderen Theile debattirt, noch nicht von fünfzig verschiedenen Seiten in ihrem Für und Wider theoretisch beleuchtet! So verlangt es aber der Deutsche, und wird sich darin von dem rohen Empiriker Bismarck nicht belehren lassen. Die Samoa-Vorlage fiel also. Großer Jubel auf der ganzen Linie, als wäre ein mächtiger politischer Sieg errungen. Der Wiederhersteller des deutschen Reiches, da lag er im Staube! Und als die Sache schon abgethan war, grollte der Donner noch weiter. Es stellte sich heraus — man höre und schaudere — daß auf diesen nichtswürdigen Inseln des stillen Meeres die Elephantiasis zuweilen epidemisch auftritt. Ewig schade,

daß das nicht noch im Reichstage hatte gesagt werden können. Da wäre es doch mit einem Schlage erwiesen gewesen, in welches Verderben der Kanzler die Nation hatte locken wollen. Zum Glück scheinen die Samoaner über Deutschland nicht so genau unterrichtet zu sein, wie es umgekehrt der Fall ist; sonst riskiren wir die Nachricht, daß man dort erfahren hat, wie oft der Typhus unter den Bewohnern der Reichshauptstadt wüthet, wie die Diphteritis daselbst ihr grausames Spiel treibt, der Chancen einer Cholera-epidemie gar nicht zu gedenken; wie dieses von den schlimmsten Krankheits-stoffen inficirte Deutsche Reich sich vor Jahr und Tag allen Ernstes sogar auf einen Besuch der orientalischen Pest hatte vorbereiten müssen. Erführen das die Samoaner, sie würden vielleicht allen Deutschen den Befehl geben, ihre Inseln unverzüglich zu verlassen; und um keinen Preis käme je ein Samoaner als Gesandter nach Berlin. Was würden wohl die Engländer oder Holländer sagen, wenn man ihnen zumuthete, ihre kostaren indischen Besitzungen wegen der von wilden Thieren und Krankheiten drohenden Gefahren aufzugeben!

Dem vernichtenden Streich, den der Reichskanzler empfangen hatte, folgte sehr bald ein zweiter. Der Kanzler, welcher die Freihafenstellung Hamburgs als ein nur vorübergehendes künftig wegfallendes Institut be-trachtet, wie dies auch bei den Verhandlungen über die Verfassung allerseits angenommen worden war, der Kanzler war dabei ertappt worden, daß er diese von den Hamburgern einigermaßen gemißbrauchte Freihafenstellung auf ein dem ursprünglichen Zwecke entsprechendes Maß zurückführen wollte. „Sanct-Pauli“ war plötzlich die Parole. „Rettung für Sanct-Pauli!“ tönte es durch ganz Deutschland. Hätte es sich zur Zeit um Wahlagitationen gehandelt, man würde vielleicht den katholischen Bauern Westfalens und der Rheinprovinz erzählt haben, St. Pauli sei der Schutzpatron von Hamburg, den der Reichskanzler aus Haß gegen den Papst nicht anerkennen wolle. Alle Hebel waren über Nacht gegen die Bestrebungen des Kanzlers in Bewegung gerathen; selbst die ver-fassungsmäßigen Reservatrechte Bayerns und der anderen süddeutschen Staaten wurden als gefährdet erklärt. Das war ein Jubel unter den Kannegießern, den man sich für einen so späten Zeitpunkt der Reichstagssession gar nicht mehr hatte träumen lassen. Alsbald erschien denn auch der Kanzler im Reichstage, wenig aufgelegt zu Schmeichelreden, erbittert über diese selbst in Deutschland überraschenden Hetzereien. Seine Rede war kurz und barsch. Er fragte die Parlamentsmitglieder: „Bin ich allein ein Deutscher, oder sind Sie es gleichfalls? Wollen Sie Alles vernichten, dann kann ich allein nicht Alles halten“. Das war aber nun das Schlimmste von Allem, daß er, solche Worte sprach. Eine Fluth von Anschuldigungen folgte ihm, als er empört über das kleinliche Gebahren der Gegner den Reichstag verließ. „Nimmt's noch kein Ende mit ihm?“ fragten seine zahllosen Gegner, fragte die oppositionelle Presse, fragte man an tausend Biertischen des gelobten deutschen Landes. „Er hält den Mitgliedern des Parlaments Strafpredigten, er

beschuldigt sie des mangelnden Patriotismus; er erlaubt sich Vorwürfe gegen den Reichstag. Wann geht er endlich, denn nun ist's doch offenbar, er ist nicht länger zu ertragen!" —

* * *

Es besteht in Deutschland eine kleine Minorität von Politikern, welche eine ernste Gefährdung des jungen Reiches durch die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters für möglich halten, und deshalb mit Kummer in die Zukunft schauen. Ein glühender Vaterlandsfreund, welcher zu diesen Sonderlingen zählt, war auf den seltsamen Gedanken verfallen, ein Stück Zukunftsgeschichte zu fingiren, um durch Publikation desselben seinen Landsleuten gewissermaßen einen Spiegel vorzuhalten. Vor seinen Augen stand das lebendige Bild deutscher Schwäche seit den Freiheitskriegen. Seine Seele hatte schwer gelitten zu jenen Zeiten, wo bald der östliche, bald der westliche Nachbar seinen Fuß der deutschen Nation auf den Nacken setzte. Begeistert für die neue Erhebung seines Volkes wollte er an seinem bescheidenen Theile daran mitwirken, daß das neue deutsche Reich festen Bestand erhalte. Es sei aus den eigenartigen Aufzeichnungen dieses Mannes, welche mit Bismarcks Rücktritt beginnen, das Folgende hier wiedergegeben:

„Als Bismarcks Rücktritt unwiderruflich geworden war, ließ die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht lange auf sich warten. Ein in Bismarck'scher Schule erzogener gewiegter Diplomat wurde dem athemlos lauschenden Europa als neuer Reichskanzler bezeichnet. Der Kaiser wünschte den baldigen Zusammentritt des Reichstages, den er persönlich eröffnete. Mit bewegter Stimme gab er beim Empfang der Präsidenten seinen Schmerz über den Rücktritt des großen Kanzlers zu erkennen. Er sagte wiederholt, daß das deutsche Reich nun erst anfangen müsse, den Beweis seiner Existenzfähigkeit zu liefern. Das Vaterland rechne mehr als je auf den Patriotismus und die Weisheit des Parlamentes, — mit diesen Worten entließ er das Präsidium. Die Fractionen des Reichstages entwickelten ersichtlich eine große Geschäftigkeit. Es schien, als ob allenthalben bisher zurückgehaltene Pläne und Projecte aufgenommen und vorbereitet würden. Jeder Einzelne machte den Eindruck, als ob er in seinen eigenen Augen größer und mächtiger sei, denn zuvor; nur das Centrum, welches nach der allgemeinen Ansicht am meisten gewinnen konnte, demonstrirte mit einer timiden, beinahe demüthigen Haltung. Man wollte darin eine wohlüberlegte Taktik erkennen, so daß ein liberaler Abgeordneter bei der ersten Gelegenheit dem Führer der Centrumspartei sagte, es scheine ihm ein Fuchs im Schlafrock zu stecken. Die Herausforderung blieb unbeantwortet. Daß der Wechsel in der Person des Reichskanzlers eine veränderte Ordnung der Dinge herbeiführen müsse, wurde allseitig ausgesprochen. Die Plänkeleien ließen auch nicht lange auf sich warten. Gelegentlich einer die Finanzen betreffenden Gesetzesvorlage wagte ein Führer der liberalen Partei die Frage, ob der neue Kanzler

diesen Gesetzentwurf, der seine Unterschrift trage, wohl gelesen und, wenn gelesen, ob er ihn verstanden habe. Es knüpfte sich hieran eine lange Discussion über die künftige Stellung des ersten Reichsbeamten. Man sagte, daß, was für die Riesenschultern Bismarcks erträglich gewesen, nicht auch jedem Anderen in gleicher Weise gezieme, ja, daß es einfach lächerlich erscheine, wenn ein zünftiger Diplomat Vorlagen der inneren Verwaltung durch seine Unterschrift als von ihm ausgehend bezeichnen wolle. Der neue Kanzler suchte sich mit schicklichen Worten aus der Affaire zu ziehen, indem er hauptsächlich bemerkte, daß die Ernennung von Stellvertretern für die einzelnen Verwaltungszweige sich seiner Meinung nach allerdings mehr und mehr zu einer festen Institution des Reiches ausbilden werde. Er bekam aber die Bemerkung zu hören, daß es des Reiches unwürdig sei, das bisherige Verhältniß des einzigen Reichsministers formell aufrecht zu erhalten, da es der Sache nach nicht ferner bestehen könne. Die Frage der Einsetzung von Reichsministern war somit wieder in den Vordergrund gedrängt, und wurde von der Presse ausführlich discutirt. Im Uebrigen verlief die erste Reichstagssession ohne erwähnenswerthe Zwischenfälle, und war auch von verhältnißmäßig kurzer Dauer, da der Kanzler den Plan verfolgte, von Anfang an mit Gesetzesvorlagen möglichst zurückhaltend zu sein. Bemerkenswerth blieb dagegen die ersichtliche Neigung, Bismarcks Verwaltung, die Höhe seiner Gesichtspunkte, die Großartigkeit seiner Erscheinung als Staatsmann allenthalben zum Ausdruck zu bringen, sobald es sich darum handelte, der Regierung den Text zu lesen. Und gerade die Liberalen waren mit dieser nachträglichen Würdigung am freigebigsten.

Sehr bedeutsam erwies sich alsbald der Rücktritt Bismarcks in seiner Wirkung auf die Regierungen der Mittelstaaten. Man fing an, sich dort bewußt zu werden, daß jetzt nichts mehr im Wege stehe, um in den Genuß der kostbaren Rechte einzutreten, welche die Verfassung des Reiches bezüglich der Theilnahme an der Reichsregierung diesen Staaten gewährt. Unter den Ministern jener Regierungen gab es manchen ehrgeizigen Herrn. Seit dem Beginn des alten deutschen Bundes bis zur Schöpfung des neuen deutschen Reiches stand diesen Regierungen eine Theilnahme an der großen Politik nicht offen. Als Mitgliedern des Reiches war sie ihnen formell gewährt; solange indeß Bismarck waltete, ließ das Schwergewicht seiner Persönlichkeit selbstständige ehrgeizige Aspirationen nicht aufkommen. Jetzt besann man sich rasch, daß dieses Hinderniß nicht mehr bestehe. Der Art. 8 der Reichsverfassung, welcher für die auswärtigen Angelegenheiten einen von den Bevollmächtigten der Mittelstaaten dominirten Ausschuß zusammensetzt, bot eine willkommene Handhabe. Man erwog, daß dieser Ausschuß sich als Durchgangsstation für die Reichskanzlerwürde eigne, und den Weg dazu auch nichtpreußischen Staatsmännern eröffnen könne. Es wurde also bei nächster Gelegenheit eine genauere Definirung der Rechte dieses Ausschusses versucht, und dem neuen Reichskanzler eine bezügliche Denkschrift unterbreitet. Die Antwort ließ

trotz mehrfacher Excitatorien lange auf sich warten, so lange, daß ein officiöses süddeutsches Blatt inzwischen eine ganze Serie von Staatsweisheit triefender Artikel über den Gegenstand publicirte. Als der Bescheid endlich kam, lautete er ausweichend und wenig befriedigend. Der Nachdruck des nicht umfangreichen Actenstückes lag in der Erklärung, daß man sich keineswegs mit allen Ausführungen des Ausschusses im Einverständniß befinde, daß aber jedenfalls die Rechte der Bundesstaaten in peinlichster Weise gewahrt werden würden, daß übrigens die Großmacht Preußen niemals eine andere als eine ächt deutsche Politik getrieben habe, und die Vereinigung der preußischen Krone mit der deutschen Kaiserkrone die beste Garantie für eine allseitig befriedigende auswärtige Politik des Reiches liefere. Der Ausschuß hielt es nicht für opportun, die Angelegenheit sogleich weiter zu verfolgen; indeß blieb, zumal bei einigen von persönlichem Ehrgeiz besonders erfüllten Mitgliedern ein Stachel zurück, der sich bald nach anderer Richtung bemerkbar machte. Die Angelegenheit gelangte dann auch in die Presse, und hatte hier die erklärliche Folge, den alten, seit einem Jahrzehnt eingeschläferten Gegensatz zwischen specifischem Deutschthum und specifischem Preußenthum wieder aufzurütteln. Bismarck hatte diesen Gegensatz stets unterdrückt, und, wo es nicht anders anging, sogar verspottet. Die Entwickelung, welche die Angelegenheiten in Deutschland unter seiner Führung genommen hatten, sein steter Appell an die Liebe der Deutschen zur Größe des Reiches, am allermeisten aber der hohe Respect der Regierungen wie der Fürsten vor der Weisheit seiner Politik hatten ihm die Wahl dieses Standpunktes leicht gemacht; der neue Kanzler konnte sich auf ähnliche Erfolge nicht berufen, und der Rechtsstandpunkt trat ihm gegenüber daher in allen Beziehungen schärfer hervor. Dies betonte auch der einsichtsvollere Theil der Presse, welcher übereinstimmend geltend machte, daß in der Reichsverfassung ganz unverkennbar Vieles auf die Riesengestalt Bismarcks zugeschnitten sei, und nach seinem Rücktritt durch sachgemäße Aenderungen dem Durchschnittsformat gewöhnlicher Menschen besser angepaßt werden müsse. Man sprach also von Aenderungen der Verfassung, ohne daß zunächst auf irgend einer Seite der Muth vorhanden war, ein bezügliches Project in greifbarer Form vorzulegen.

Als Niederschlag solcher und ähnlicher Vorgänge wurde aber in der deutschen Bevölkerung allmählich die Meinung laut, daß Preußen im Augenblicke nicht mehr wie zu Anfang der von großen Männern mit überwiegender Klugheit geleitete Staat sei, weder in der Civilverwaltung noch in der Armee. Die berühmten Führer der preußischen Armee waren nach und nach zurückgetreten, oder so alt geworden, daß sie nicht mehr zählten. Die angeborene Zweifelsucht fragte, ob das Reich in einem neuen Kriege wiederum das Glück der Waffen für sich haben würde. Unter dem Einflusse einer bekannten dem Deutschthum überaus feindlichen Partei in Bayern fing die öffentliche Meinung daselbst an, die vertragsmäßigen Befugnisse des Kaisers zur

Controllirung der bayerischen Armee als eine Kränkung Bayerns zu erklären. Man stellte die Forderung, daß der Kaiser dieses verfassungsmäßige Recht durch Nichtgebrauch in Wegfall bringen möge, und die bezeichnete Partei hatte die Keckheit, eine große Versammlung zu veranstalten, um für diesen angeblichen Wunsch des bayrischen Volkes zu demonstriren. Das Programm des beabsichtigten Massenmeetings bezeichnete „die Freiheit der Armee" als Thema der Erörterung, und die Parteipresse führte aus, daß die bayerischen Truppen sich im Kriege von 1870 den preußischen ebenbürtig gezeigt, damit also den Beweis geliefert hätten, wie sie dieser Obervormundschaft ohne Schädigung des Reiches entrathen könnten. Die Behörden verhinderten zwar die Abhaltung der Versammlung; indeß konnte es nicht fehlen, daß die Sache in ganz Deutschland lebhaft besprochen wurde. Und die jener Partei angehörigen Mitglieder des bayerischen Landtages erklärten unumwunden, daß sie an diesem Project festhalten und immer auf's Neue darauf zurückkommen würden. Die Reichsregierung enthielt sich jeder officiellen Aeußerung; der Kaiser aber bekundete seine Stellung zur Sache sehr deutlich dadurch, daß er früher als sonst im Jahre eine umfassende Inspicirung der bayerischen Armee anbefahl.

Inzwischen hatte die politische Parteigruppirung anläßlich der bevorstehenden Reichstagswahlen eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Vornehmlich bildete sich aus dem linken Flügel der ehemaligen Nationalliberalen unter Hinzunahme jüngerer Kräfte eine neue Partei, welche als ihr Programm neben der Wahrung und Förderung der Größe des Reiches in echt Bismarck'schem Geiste die Anstrebung von absolut liberalen Institutionen im Innern bezeichnete. Die Conservativen gingen aus den Wahlen nicht zahlreicher hervor; dagegen erschienen die Mannen des Centrums vollzählig auf dem Platz. Sorgenvoll berechnete der neue Reichskanzler die ihm ergebenen Stimmen, und kam zu dem Resultat, daß es zur Erhaltung seiner Position nothwendig sei, mit dem Centrum zu verhandeln. Persönliche Neigungen in den höchsten Sphären unterstützten seinen Entschluß. Die Verhandlungen wurden geschickt angeknüpft, und hatten nach längerer Dauer das merkwürdige Resultat, in der Centrumspartei eine tiefe Spaltung zu demaskiren. Der eine Theil wollte von keiner Verständigung etwas wissen, die nicht erst im vollsten Umfange und in feierlichster Weise von Rom gut geheißen wäre. Der andere Theil erklärte diese Bedingung für böswillig, und es wurde offen ausgesprochen, daß viele Mitglieder des Centrums in dem kirchlichen Conflict eine bequeme Handhabe erblickten, um allerhand andere frondirende Neigungen dahinter zu verbergen. Rom hielt sich geflissentlich zurück, indem es die überraschende Erklärung abgab, daß die Mitglieder des Centrums als deutsche Unterthanen frei nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln hätten. Geheime Nachrichten besagten, die Curie wolle jetzt die Taktik verfolgen, eine Aussöhnung des Centrums mit der preußischen Regierung anzubahnen, um ihre weitgehendn Pläne, nach Herstellung besserer Beziehungen

zu dieser maßgebenden Fraction sicherer verwirklichen zu können. Die zur Aussöhnung geneigte Gruppe knüpfte endlich den Abschluß ihres Pactes an die Bedingung, daß ein von ihr persönlich bezeichneter, streng katholischer Staatsmann als Vicekanzler eingesetzt würde. Der Reichskanzler, in dieser Wendung mit Recht eine auf Verdrängung seiner Person gerichtete Intrigue erkennend, brach die Verhandlungen ab, und betrieb die Auflösung des Reichstages. Der bezügliche Antrag war im Bundesrathe nicht leicht durchzubringen, wie überhaupt die Mitglieder dieser Körperschaft zusehends eine selbstständigere, dem Reichskanzler vielfach opponirende Haltung einnahmen. Staatsrechtliche Fragen aller Art fingen allmählich an, auf der Tagesordnung zu stehen. Man unterwarf die Zulässigkeit der Ernennung preußischer Minister zu Chefs von Reichsämtern und die Frage, ob Preußen befugt sei, Beamte des deutschen Reiches zu preußischen Bundesbevollmächtigten zu bestellen, eingehender und abfälliger Beurtheilung. Die Minister der Mittel- und Kleinstaaten hielten sich öfter und länger als ehedem in Berlin auf. Die persönliche Vertretung des Einflusses beim Reiche galt bereits als der bei weitem vornehmste Theil der Regierungsthätigkeit der Bundesstaaten. Den Landtagen in Dresden und München gingen Projecte zur Erbauung eines sächsischen und eines bayerischen Palais in Berlin zu, und wurden von den Ministern eifrig unterstützt. Nicht die Liebe zum Reiche, sondern die ehrgeizigen Pläne einzelner hervorragender Leiter jener Staaten waren die wirklichen Triebfedern dieser Projecte. Man erwog sogar im Kreise einiger Regierungen, ob nicht der jedesmalige Gesandte in Berlin als solcher Mitglied des Ministeriums des betreffenden Bundesstaates sein müsse, da die Legation nur dem Namen nach eine solche, der Gesandte in Wahrheit ein Minister-Commissarius beim Reiche wäre, überdies ein wirklicher Minister schon vermöge seines Ranges die Interessen des Landes in Berlin erfolgreicher als ein bloßer Gesandter vertreten könne. Ein sonderbarer Vorfall in dem Ausschuß für die Marine verlieh der beständig wachsenden Eifersucht einen acuten Ausdruck. Aus Anlaß der bevorstehenden Fertigstellung eines neuen Panzerschiffes wurde die Frage angeregt, ob der Kaiser als verfassungsmäßiger Chef der Marine befugt sei, ohne Anhörung des Bundesrathes die Namen der zur deutschen Kriegsflotte gehörigen Schiffe zu bestimmen. Zur Motivirung wurde bemerkt, daß nachgerade genug Schiffe der Flotte auf preußische Namen getauft seien, und daß es sich zieme endlich auch der anderen deutschen Bundesstaaten zu gedenken. Von einer Seite wurde für das neue Panzerschiff der Taufname „August der Starke" verlangt, nach einem anderen Vorschlage sollte es „Eberhard" genannt werden. Zur Schlichtung des Streites stellte ein drittes Bundesrathsmitglied den Antrag, man möge das Schiff „Günther von Schwarzburg" nennen. Ein zum Spott aufgelegter preußischer Bevollmächtigter erlaubte sich hiergegen die Bemerkung, es lasse ihn dieser Streit lebhaft der Zeiten gedenken, wo die deutschen Kurfürsten mit Vorliebe den machtlosesten unter den Wahlcandidaten zum deutschen Kaiser wählten,

damit er ihnen in der Regierung des Reiches nicht unbequem werde. Dieses Wort führte zu einer so leidenschaftlichen Scene, daß der Präsident sich genöthigt sah, die Mitglieder eindringlich an die Würde der hohen Versammlung zu mahnen. Selbstverständlich wurde der Vorfall durch die Presse bekannt, und führte hier zu ganz erbitterten Streitereien. Die Einen machten geltend, daß nach dem klaren Wortlaut der Verfassung der Kaiser als solcher Chef der Marine, diese somit seinem Befehl unterstellt sei; die Anderen behaupteten, der Kaiser übe diese Gewalt nicht in dem Sinne, wie etwa der König von Preußen oberster Kriegsherr der Armee wäre, sondern nur als vertragsmäßig eingesetzter Delegat der verbündeten Regierungen, die gerade für den vorliegenden Fall ihr gemeinschaftliches Recht nicht aufgegeben hätten. Nicht der Kaiser, sondern die Bundesstaaten insgesammt seien Eigenthümer der Flotte. Als bald darauf das Panzerschiff vom Stapel lief, erhielt es auf kaiserlichen Befehl den Namen „Ludwig der Bayer". Darüber brach der Sturm von Neuem los. In höhnischer Weise beglückwünschte die oppositionelle Presse das bayrische Volk wegen der ihm ob seiner Folgsamkeit im Bundesrathe zu Theil gewordenen Gunstbezeugung.

So nahmen die Dinge allenthalben einen für den Vaterlandsfreund höchst unerquicklichen Verlauf. Inzwischen hatten die neuen Wahlen keine Vermehrung der Stimmen zu Gunsten des neuen Reichskanzlers ergeben. Eine neue Färbung war nur insofern bemerkbar, als in den einzelnen Fractionen die specifisch preußisch gesinnten Mitglieder sich von den übrigen abzuheben und enger aneinander zu schließen begannen. Es war dies die natürliche Folge der öffentlichen Stimmung. Die hohen Gesichtspunkte Bismarcks, welcher ohne Nebenbuhler regiert hatte, waren nicht mehr maßgebend. Die Würde des Reichskanzlers wurde der Zielpunkt des Ehrgeizes auf vielen Seiten; und wer sich nicht Reichskanzler zu werden getraute, hoffte es wenigstens einmal zum Chef eines Reichsamtes zu bringen. Man hatte eben rasch begriffen, welche glänzende Ziele für die Leiter selbst des kleinsten deutschen Bundesstaates mittelst der deutschen Reichsverfassung eröffnet worden waren. Hierin lag aber ein Anlaß, den Particularismus nicht zu bekämpfen, sondern ihn eifrig zu pflegen. Je werthvoller man durch diplomatisches Verhalten im Bundesrathe jede dort vertretene Stimme zu machen wußte, je besser der Einzelne es verstand, sich zum Führer einer bei der Abstimmung gewichtigen Gruppe hinzustellen, desto eher konnte ihn der gewonnene Einfluß an die Spitze der Geschäfte eines Ressorts führen. In Preußen machte sich auf vielen Seiten ganz unverkennbar ein Groll gegen diese Strömung bemerkbar. Es wurden in der altpreußischen Presse Stimmen laut, welche ausführten, daß die neue Macht der Mittel- und Kleinstaaten im deutschen Reiche auf preußischen Schultern ruhe, daß Preußen, ganz abgesehen von seinem territorialen Umfange, für alle Zeiten die Hegemonie zu beanspruchen habe. Diese Gesinnung erfüllte auch die maßgebenden Kreise; und als der Reichskanzler, vor der ihm nicht sympathischen Majorität des

neuen Reichstage zurückweichend, seine Demission gab, wurde aus dem Kreise specifisch preußischer Staatsmänner ein in besserer Fühlung mit dem Parlamente stehender, auch mit der inneren Verwaltung mehr vertrauter Nachfolger ernannt. Selbstverständlich war dieser Schritt für den Augenblick nur geeignet, die Gegensätze noch zu verschärfen. Der neue Kanzler gab sich keine Mühe, seine Gesinnung zu bemänteln oder zu verbergen. In seiner ersten Rede erklärte er, daß er ein Preuße, und als solcher ein Deutscher sei. Das war für alle offenen und geheimen Gegner eine verständliche Sprache. Natürlich hatte er auch nicht zu sagen unterlassen, daß er die Geschäfte in ächt Bismarckschem Geiste zu handhaben gedenke. Diese Redewendung durfte nicht fehlen. Sie war längst der unentbehrliche Gemeinplatz aller öffentlichen Reden geworden, wie es etwa in England das bekannte von Nelson am Morgen der Schlacht von Trafalgar gesprochene Wort bis auf den heutigen Tag ist. Erklärlicher Weise nahmen nun die Frictionen im Bundesrathe zu, und stärkten die Position des Reichstages gegenüber den Zwecken der Regierungen in hohem Grade, was bei der Zusammensetzung dieser Körperschaft vornehmlich den liberalen Parteien zu Gute kam. Man sprach bereits offen, selbst in der officiösen Presse, von der Gegnerschaft einer mitteldeutschen Gruppe gegen die preußische Stellung im Reich. Und als der neue Kanzler in einer der folgenden Sitzungen des Bundesraths in unverblümter Form erklärt hatte, daß er sich seiner Position wohl bewußt sei, und sich durch keine Hindernisse von der Verfolgung seiner Politik zurückschrecken lassen werde, erhielt er die Antwort in einem von jener Gruppe dem Bundesrath unterbreiteten Antrag, worin man die Abstellung verschiedener als verfassungswidrig bezeichneten Verwaltungsacte verlangte. Als solche wurden erklärt: die Einsetzung preußischer Minister zu Chefs gewisser Reichsämter, und die Bestellung von preußischen Bundesrathsbevollmächtigten aus der Zahl der hervorragenden deutschen Reichsbeamten. Außerdem wurde nun definitiv eine Klarstellung der Befugnisse des Ausschusses für das Auswärtige gefordert, und ein entsprechend formulirter Antrag vorgelegt. Die Entscheidung des Bundesraths wurde angerufen unter Bezugnahme auf Artikel 76 der Reichsverfassung, welcher dieses verfassungsmäßige Organ zum Schiedsgerichte bei Streitigkeiten zwischen den einzelnen Bundesstaaten bestellt. Diese Wendung der Dinge rief begreiflicherweise die größte Aufregung hervor. Kaum zwei Jahre war Bismarck von den Geschäften zurückgetreten, und bereits war man dabei angelangt, die Grenzen der Befugnisse der Reichsregierung einem Richterspruch zu unterstellen. In heftigster Weise entwickelte sich sofort der Kampf der Parteien in der Presse und in politischen Versammlungen. Man bestritt die Competenz des Bundesrathes für die Entscheidung der aufgeworfenen Frage. Es wurde in Abrede gestellt, daß der Art. 76 auf Streitigkeiten der einzelnen Bundesstaaten über ihre Stellung zum Reiche Bezug habe. Es wurde deducirt, daß die Leitung des Staatswesens unmöglich sei, wenn die Regierungshandlungen des Kaisers dem Spruche eines Gerichts unter-

worfen werden könnten. Unter Bezugnahme auf die Verhandlungen, welche bei der Abfassung des Art. 76 der Reichsverfassung, resp. des analogen Artikels der ehemaligen deutschen Bundesverfassung geführt worden waren, hielt man es überdies für unzweifelhaft, daß der Bundesrath nicht selbst entscheiden könne, sondern die Entscheidung einem Gerichtshofe übertragen müsse. Die Organe der altpreußischen Presse ergingen sich zum Theil in beißendem Spott; andere führten eine unheimlich brüske Sprache, indem sie erklärten, Preußen habe das übrige Deutschland schon ein Mal zu seiner Pflicht zurückgeführt, es könne das nöthigenfalls noch ein zweites Mal geschehen. Die Organe der Antragsteller wiesen die Sprache dieser preußischen Blätter in empörtem Tone zurück. Deutschland sei ein Bundesstaat, und alle Glieder, das größte nicht ausgenommen, haben sich den vereinbarten Satzungen der Verfassung zu fügen. Nichts Anderes als eine strenge Innehaltung dieser Satzungen sei das Ziel des gestellten Antrages. Die Regierungen, von denen er ausgegangen, würden im Bewußtsein ihres guten Rechtes nicht zurückweichen, und hofften damit dem Reiche einen nicht zu unterschätzenden Dienst zu erweisen. Selbstverständlich waren die in den politischen Versammlungen geführten Reden noch um vieles heftiger. Im Parlament dagegen erhoben sich Stimmen, die einen seit Bismarcks Rücktritt nicht mehr gehörten Ton anschlagen wollten. Man appellirte an die Vaterlandsliebe, man citirte Vorgänge aus der Bismarckschen Periode, um zu zeigen wie stark die Einigkeit Deutschland gemacht habe, und auch fernerhin machen könnte. Man sprach es aus, daß die Einheit Opfer von jedem Einzelnen verlange, daß eine Einigkeit, bei der Jeder seinen eigenen Willen durchsetzen wolle, undenkbar sei. Ein Antrag, der in Form einer Resolution die verbündeten Regierungen von der Fortsetzung des Streites abmahnen sollte, wurde eingebracht. Die Vertreter der Regierungen erklärten aber vom Bundesrathstische, daß es über die Competenz des Reichstages hinausgehe, dem Bundesrathe in dieser Sache Rathschläge zu ertheilen. Der Bundesrath sei ein Staatenhaus, seine Mitglieder seien Regierungen, die sich ihrer Ziele und Zwecke wohl bewußt wären. Monate hindurch tobte der Streit im ganzen Reiche, und wurde immer heftiger, immer leidenschaftlicher, je länger der Bundesrath in erklärlicher Verlegenheit ein materielles Eingehen auf die Sache hinausschob.

Selbstverständlich ließ die schädliche Einwirkung dieser Vorgänge auf die Haltung des Auslandes nicht warten. Der deutsche Botschafter in Wien hatte von einer eigenthümlichen unruhigen Geschäftigkeit der dortigen Regierung zu berichten, deren Chef ihm gelegentlich eines Gespräches das Bekenntniß machte, daß man den Vorgängen in Deutschland mit äußerster Besorgniß zuschaue, und daß es die kaiserliche Regierung mit Rücksicht auf ihre Interessen im Orient für geboten erachte, Vorkehrungen zu treffen, falls etwa das deutsche Reich sich nicht als ein unter allen Umständen einiger und festgeschlossener Staatenkörper erweisen sollte. In Frankreich war es

bei gewissen Parteien Dogma, daß Deutschland mit Bismarck stehe und falle. Mit schlecht verhehltem Behagen hatte man die Entwickelung der Dinge verfolgt. Und als die neueste Wendung eingetreten war, erging sich die Presse daselbst in grenzenlosen Ausfällen. „Eine kurze Zeit lang“ — so schrieb ein einflußreiches Blatt — „hatten wir fürchten müssen, das tausendjährige Reich deutscher Nation wieder erstanden zu sehen. Mit Freuden erkennen wir, daß diese Furcht unbegründet war. Die Deutschen kehren zurück zu der Position, auf die ihr wohlbekannter Volkscharakter sie verweist. Noch eine kurze Frist, und jenes deutsche Reich, um welches man seit 1870 so viel Aufhebens gemacht hat, besteht nicht mehr. Was für uns zurückbleiben wird, sind die Erfahrungen; und wir werden nicht säumen, unsere Consequenzen zu ziehen. Inzwischen können wir noch eine Zeit lang ruhig zusehen. Wir wußten immer, daß Ihr Deutschen in der Politik unleidliche Gesellen seid. Ein Bismarck verstand es, Euch zu lenken, wartet also, bis ein neuer kommt; so lange er aber nicht gefunden ist, beugt Euch vor uns“. Noch boshafter war die Sprache der russischen Presse. Ihre Organe erinnerten das russische Volk, daß Deutschland sich seit 1870 geberdet habe, als ob seine Einigkeit ein selbstverständliches, für alle Zukunft gesichertes Ding sei. „Wir kennen die Deutschen anders“, schrieb eine große Moskauer Zeitung. „Die deutsche Einigkeit war ein vorübergehendes Blendwerk; in der Geschichte wird sie nur die Bedeutung einer kurzen, wenngleich merkwürdigen Episode erlangen. Ist sie erst vorüber, dann wird Rußland seinen westlichen Nachbarn ihr Verhalten im letzten Türkenkriege und auf dem Berliner Congreß heimzuzahlen wissen. Frankreich und Rußland im Bunde werden dafür sorgen, daß sich die Vorgänge von 1870 nicht mehr wiederholen“. — — —

* *
*

Man kann den vorstehenden Abriß dieser sonderbaren Zukunftsgeschichte nicht wiedergeben, ohne den lebhaften Wunsch, daß der Verfasser ein arger Schwarzseher gewesen sein möge. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß seine Darstellung mancherlei Betrachtungen anregt. Je weniger seitens einer großen Zahl von Deutschen die Person Bismarcks ausreichend gewürdigt wird, je anmaßender man auf vielen Seiten über die Folgen seines eventuellen Rücktrittes denkt, desto urtheilsloser überläßt sich die große Masse dem behaglichen Bewußtsein der durch Bismarck geschaffenen Situation. Daß die ganze Freude des Deutschen Reiches erst zehn Jahre alt ist, ein Zeitraum, der, mit den Maßen der Geschichte gemessen, nur einen Moment bedeutet, wird selten in Betracht gezogen. Man beträgt sich, als sei das tausendjährige deutsche Reich zu neuem, ewigem Leben erwacht, als sei dieser Zustand ein ganz natürlicher, als stehe dieses Reich auf so festen Füßen, daß man der Lust, daran zu rütteln, ungestraft fröhnen könne. Und doch hat in Wahrheit dieses deutsche Reich vom alten Reiche nichts als den Namen über-

kommen. In den ehemaligen deutschen Kaisern erblickte die civilisirte Welt die Erben der römischen Cäsaren. „Kaiser" hieß so viel als weltlicher Beherrscher der Christenheit. Und mit Recht. Nur allmählich entwickelten andere Herrscher neben ihm eine selbstständige politische Macht. Noch Karl V. regierte über ein Reich, in welchem, wie er stolz sagen konnte, die Sonne nicht unterging. Es war niedergeschrieben in den Satzungen deutschen Rechts, daß Gott zur Beschirmung der Christenheit zwei Schwerter gegeben habe, von denen das eine der Kaiser trage. Auflehnung gegen ihn war, so oft sie auch geschah, Auflehnung im eminenten Sinne. Ueberdies war der Kaiser ein Sohn der katholischen Kirche, und seine Herrschaft mit der ihrigen in engem Zusammenhang. Von alledem ist nichts auf das neue deutsche Reich übergegangen. Das neue Deutschland ist ein Staatengebilde modernster Art, ein Bundesstaat. Der Kaiser, welcher Protestant ist, hat neben seinem Titel nur die Rechte, die ihm die Bundesregierungen durch Vertrag übereignet haben, und die Haltbarkeit dieses Vertrages ist noch in keiner Weise erprobt. Die modernen Politiker wollen in dem Wesen des Bundesstaates ein ganz außerordentlich leistungsfähiges und glückliches Gebilde erkennen. Es giebt aber nur zwei Beispiele dafür, deren eines, die Schweiz, wegen ihres kleinen Umfanges und ihrer geographischen Verhältnisse gar nicht in Betracht kommt, während das andere, die Vereinigten Staaten von Amerika, Eigenthümlichkeiten aufweist, wie sie das deutsche Reich für sich nicht geltend machen kann. Ihr Gebiet deckt sich, wenn man von dem machtlosen Kanada und dem gänzlich stagnirenden Mexico absieht, mit Nordamerika, welches ein Erdtheil für sich ist. Die großen Weltmeere sind seine Grenzen. Plötzliche feindliche Invasionen sind dort noch weniger, als in England zu befürchten. Und was die Hauptsache ist: keiner seiner Bundesstaaten hat für sich allein eine bedeutende historische Vergangenheit. Die Staaten, welche die Union schufen, waren zur Zeit, als dies geschah, englische Colonien, vom Mutterlande unklug regiert. Die neu hinzugetretenen haben ihren Beitritt vollzogen, sobald sie nur äußerlich den Rahmen und die Bevölkerungszahl eines halbwegs erträglichen Staatswesens aufweisen konnten. Daher ist es kein Wunder, auch kein Verdienst der amerikanischen Nation, entspricht vielmehr einfach den menschlichen Neigungen, daß in Amerika alles staatliche Interesse in der Richtung des Unitarismus gravitirt. Die Union ist ein stolzes mächtiges Staatswesen; der einzelne Bundesstaat bedeutet sehr wenig.

Ganz anders, ja gerade entgegengesetzt verhalten sich die Dinge bei uns. Deutschland liegt im Herzen Europas, an drei europäische Großstaaten direct angrenzend. Jeder der Staaten, die im Jahre 1870 einen ewigen Bund schlossen, hat eine Geschichte von vielen Jahrhunderten hinter sich; und bei manchen weist diese Geschichte Tendenzen auf, welche mit denjenigen des gegenwärtig geltenden Bundes in Widerspruch stehen. Ueberall aber fördert die Einwirkung einer so langen geschichtlichen Vergangenheit particularistische

Neigungen, denen die ererbte Skepsis besonderen Vorschub leistet. Und zu diesen Bundesstaaten gehört Preußen, welches schon ein Jahrhundert lang vorher sich eine europäische Großmacht hatte nennen dürfen. Der Bundesstaat Preußen ist es denn auch, welcher die deutsche Einheit von den übrigen erzwungen hat. So lange das Deutsche Reich nicht bestand, wurde Deutschland durch Preußen repräsentirt. Die übrigen Mitglieder des jetzigen Bundes lebten als Deutsche fast kostenlos unter preußischem Schutz. Dieser widersinnige Zustand führte den Krieg von 1866 in Deutschland herbei, und machte in weiterer Folge das Reich von 1870 erstehen. Preußen ist der umarmende und beschützende Bundesgenosse. Mit dieser Eigenthümlichkeit muß Jeder rechnen, der das Reich regieren will. Fiele es auseinander, so würde die alte Anomalie von neuem entstehen, denn Preußen gravitirt unwiderruflich nach Deutschland. Wer wollte sich verhehlen, daß die Gesammtheit solcher Umstände den Bundesstaat bei künftigen politischen Erschütterungen Europas ganz eminenten Gefahren aussetzt?

Das Ausland wird bald entdeckt haben, daß man gegen deutsche Politik nicht blos in Berlin, sondern auch in Dresden oder München und noch an manchen anderen Stellen operiren und intriguiren kann. Man hat es vielleicht schon längst entdeckt, nur wagt man nicht demgemäß zu handeln, so lange Bismarck zur Stelle ist. Daß der deutsche Reichskanzler diese Gefahren erkannt hat, ist nicht zu bezweifeln; aber er liebt es nicht, davon zu reden. Er zieht vor, seine Nation an den Klippen vorüberzuführen, an denen sie scheitern könnte. Das hat er bewiesen in seiner Politik gegen Rußland. Und er kann seinen Landsleuten gegen solche Gefahren, wenn die Vaterlandsliebe nicht allen Zwiespalt niederzuhalten vermag, nur eine einzige Schutzwehr hinterlassen: nämlich eine Fülle von Bindemitteln der einzelnen Staaten unter einander. Dies ist es auch offenbar, was er beständig anstrebt. Eine ganze Reihe von Institutionen des Reiches verdanken diesem hohen Ziele ihre rasche Entstehung. Man liebt es, die innere Politik des Kanzlers zu schmähen und herabzusetzen. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, er habe noch niemals wirkliche innere Politik getrieben, er erachte die Zeit noch gar nicht für gekommen, wo man sich wie in England ruhig dem Ausbau im Innern hingeben kann. Vorläufig ist seiner Ansicht nach die grobe Arbeit noch nicht gethan. Es gilt vorerst noch immer, neue eiserne Klammern zu ersinnen, um die einzelnen Staaten fester aneinander zu schmieden, und die vorhandenen Fugen unsichtbar zu machen. Und wenn er dies als die Aufgabe seines Lebens erachtet, für die er Alles einsetzt, was ihm die Entwickelung der Umstände, was ihm seine Leistungen an Ansehen bei Volk und Fürsten eingetragen haben — wer ist vermessen genug zu verlangen, daß er von diesem Werke zurücktrete, ehe die Natur von ihm ihr Recht fordert? Wer will die Folgen eines solchen Ereignisses tragen in der Stunde der Gefahr, und was wäre der Nation damit gedient, wenn einer von denen, deren politisches Ansehen nur mit der Kunst der Rede

erworben ist, diese Verantwortung wirklich übernähme? „Nützen wir ihn, so lange das Schicksal ihn uns schenkt" — das sollte die Parole jedes deutschen Mannes sein, der sein Vaterland liebt. Würde das zweckbewußte britische Volk, würde die amerikanische Nation ihn entbehren wollen, wenn sie ihn besäße? Gewiß braucht man nicht ewig mit Beispielen zu argumentiren, gewiß darf das Genie des deutschen Volkes seine ureigenen Wege gehen. Aber ebenso gewiß ist, daß derjenige seinem Volke keinen lobenswerthen Dienst leistet, der ihm beständig schmeichelt, und, um dies zu thun, seinen großen Staatsmann herabsetzt. Besser, man sagt: Ihr könntet so groß sein, wenn Ihr wolltet, warum wollt Ihr es nicht. Beginnet die Arbeit nicht mit dem Ende, thut zuerst, was zuerst gethan werden muß, wenn das später Geleistete Werth und Dauer haben soll. Legt vorerst noch nicht den Schwerpunkt auf einen fein durchdachten Ausbau constitutioneller Formen im Innern, ehe nicht des Reiches Bestand soviel als möglich gesichert ist. Errichtet vor allem Schutzwehren gegen Eure eigenen Schwächen, und gegen die Gefahren von außen, die Euch drohen werden, die schon heute drohen. Wer den Krieg kennt, der weiß, wie bestechend der Zauber des Ausmarsches auf die Gemüther der wehrfähigen Jugend wirkt. Treffend hat ein militärischer Schriftsteller diesen Zauber als eine Gefahr für jeden kriegführenden Staat bezeichnet. Die begeisterten Abschiedsgrüße, die Kränze von schöner Hand, die Segenswünsche der Alten, die Feierlichkeit der allseitigen Erregung nimmt Mancher schon für den Krieg, der sich dann bitter enttäuscht und leistungsunfähig sieht, wenn vernichtende Strapazen und Gefahren jenen Abschiedsstunden folgen. Das Deutsche Reich begann wie ein jubelnder Ausmarsch. Was jetzt folgt, ist die minder glänzende, beschwerlichere Arbeit. Und dennoch muß sie gethan werden, wenn wir das Reich gefestigt den Enkeln überliefern sollen. Darum rüsten wir uns gegen jegliche Gefahr: in Bereitschaft sein ist Alles!

Ludwig Knaus.

Von

Max Jordan.

— Berlin. —

Die beiden größten Meister in der Malerzunft unserer Reichshauptstadt, Menzel und Knaus, sind wohl die kleinsten Männer in der zahlreichen Schaar der Genossen. Es ist merkwürdig, wie oft im geistigen Gebiete der Widerspruch zwischen der äußeren Erscheinung und der inneren Bedeutung auffällt. Die Natur behält sich mit einer gewissen Laune die Mittel vor, durch welche sie uns das Ungewöhnliche kenntlich machen will. Aber ein Blick in das Philosophen-Antlitz Menzels oder in die feinen, von scharf leuchtendem ernsten Auge beherrschten Züge des Seelenkündigers, dem diese Zeilen zu huldigen wagen, bringt sofort zur Empfindung, mit welchen geistigen Gewalten wir es zu thun haben.

Keinem von Beiden könnte irgend ein preisendes Wort, wer es auch immer ausspräche, Etwas hinzuthun zu den Ehren, deren sie genießen. Im Ansehn, in der Bewunderung der Nation, für die sie thätig sind, stehen sie auf so hoher Stufe, daß ihnen nur das Bewußtsein, trotz aller Verschiedenheit neben einander zu gehen, das Gefühl einer gewissen Vereinsamung fernhält.

Zwei Wege giebt es, auf denen die Kunst den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit ausgleichen kann: der eine führt sie zu Gestaltungen reiner Erhabenheit, in denen die Idee ohne Rest in ewig giltige Erscheinung tritt, der andere leitet sie ins Herz der Dinge und offenbart ihr dort in stillem Schauen ungeahnte Wunder. Jenes war das Streben der großen Historienmaler, die am Beginn unseres Jahrhunderts wie die Geistesbrüder der Philosophen und Dichter, die ihnen vorangegangen, der unvollkommenen und dürftigen Erscheinungswelt eine vollkommene entgegenzusetzen mit allen

Kräften des Geistes und Charakters bemüht waren; auf dem andern Wege ist unsere Genremalerei allmählich groß geworden. Der Genremaler ist der praktische Philosoph: in gutherziger Selbstbescheidung nimmt er das Leben wie es ist, er beurtheilt es nicht, noch meistert er es gar; sein Standpunkt ist innerhalb der Dinge, denen er, sei es mit Wehmuth oder mit Lust, jedenfalls mit innigem Antheil, nachgeht. Das Gemüth giebt seiner Weltanschauung den Stempel: gut oder schlecht, schön oder häßlich, weise oder thöricht, haben für ihn die Existenzen ihre Realität eben in sich; er versucht, mit ihnen auszukommen, weil sie doch Eine Stelle haben, wo er sie mit dem Herzen erfassen kann. Nicht die Welt zu bessern oder zu verschönern, nicht ihre Mängel zu beschönigen, ist sein Ziel, sondern sie treuherzig zum Ausdruck zu bringen und mit der Wärme des Humors anzustrahlen, die wie die liebe Sonne täglich aufgeht über dem Täglichen. Und indem er das thut, vollzieht er unmerklich die wohlthätigste Täuschung, denn er fügt den Erscheinungen, die er uns angeblich naiv vorführt, seine Liebe hinzu, durch die sie eine heimliche Verklärung empfangen.

So schildert uns Knaus das Bürger- und Bauernleben der Gegenwart. Man muß einmal ein Bild von ihm mit den klassischen Genregemälden der alten Düsseldorfer Schule vergleichen, um den Unterschied der moralisirenden und der humoristischen Auffassung sich klar zu machen und zugleich zu empfinden, wie philiströs die einen, wie gemüthvoll die anderen wirken. Dort begegnen uns die Musterknaben oder die aufgestutzten Abschreckungs-Exempel, hier sind es wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, zu denen wir ein natürliches Verhältniß einnehmen; weil sie nichts weiter sein wollen als Adams Söhne oder Evas Töchter, sind sie uns in Wahrheit viel mehr, nämlich Gemüthsverwandte, an denen wir unaufgefordert uns selber prüfen und messen. Darin liegt ungesucht und unbeabsichtigt eine moralische Wirkung von ganz anderer Art. Ihr Ursprung ist die schlichte Wahrhaftigkeit der Darstellung, die gerade weil sie dies ist, gar nicht anders kann als auch das Herz des Darstellers uns mit zu zeigen.

Es ist eine Selbsttäuschung des künstlerischen Realisten, uns die Dinge malen zu wollen, just wie sie sind. Sie geben dieselbe im besten Falle doch nur streng wie sie sie sehen, und eben deshalb sind sie selber mit dabei, und auch an ihren Bildern ist und bleibt der Urheber das eigentliche Bild. Bei Knaus vor Allen, und eben darum sind uns seine Werke so an's Herz gewachsen, weil sie uns niemals typische Erscheinungen bieten, sondern solche, denen wir es abfühlen, daß sie durch die Sphäre eines mit der Wirklichkeit und ihren Leiden und Freuden in klarem Einklang stehenden Gemüthes hindurch gegangen sind. Empfänden wir nicht, daß ein edler und liebenswürdiger Mensch mit diesen Gestalten innig lachen und innig weinen konnte, daß er ihre Schwächen und Fehler mit tiefem Antheil beobachtet, ihre Tugend, ihre Treue mit stillem Jauchzen wahrgenommen hat, sie blieben uns trotz aller Kunst gleichgiltig.

Aber die Kunst d. h. die meisterhafte handwerkliche Bezwingung des Gegenstandes ist es doch, die ihnen eine so weite Wirkungsfähigkeit verschafft, daß Knaus als der erste moderne Maler seines Faches dasteht, der Weltruf erworben hat. Es war sehr lehrreich, das Verhalten des Publikums und besonders der Franzosen vor den Gemälden des deutschen Kunstsalons der Pariser Weltausstellung zu beobachten. Bei weitem den stärksten Eindruck machten von all den dort vereinigten Producten die Kinder-Darstellungen, und Knaus als der bedeutendste Vertreter dieses Genres erregte wieder, wie vor Jahren, da ihm zwei Mal die Ehrenmedaille in Paris zu Theil geworden, die lauteste Bewunderung. Er auch war fast der einzige, dessen Richtung und Individualität von der französischen Kritik nicht aus der Nachbildung älterer französischer Kunst erläutert wurde, wie es den meisten unserer Künstler geschah, welche Gnade vor den Augen der Pariser fanden; und das will umso mehr sagen, weil die Pariser unseren Meister halb als den Ihrigen betrachteten.

„Wenn ein Mann überhaupt zwei Vaterländer haben könnte — sagt E. Bergerat in einem damals geschriebenen Essay — so wäre Knaus mit seiner geistigen Potenz Franzose, mit seinem Herzen Deutscher". Ein Franzose, der — namentlich heute — einen Deutschen reclamirt, spricht damit die höchste Anerkennung aus, über die er gebietet, und es ist schon deshalb der Mühe werth, den Sinn dieser Eloge zu prüfen.

Haben wir jahrhundertelang den Uebermuth der Franzosen ertragen, so dürfen wir jetzt nach dem luftreinigenden Völkergewitter, das uns mit ihnen (nur in zu wörtlichem Sinne) auseinandergesetzt hat, um so gerechter gegen sie sein, und ihnen die Ehre lassen, daß eine Anzahl unserer geachtetsten modernen Künstler in Paris die eigentlich fördernde Pflege gefunden haben. Voran Knaus. Das feinste Element seines künstlerischen Wesens verdankt er zum besten Theil dem Studium in Paris. Es begreift sich unschwer, daß in seiner ersten Jugendzeit, am Beginn der fünfziger Jahre, weder Düsseldorf noch München, noch sonst eine Kunststadt des Vaterlandes diesem eigenthümlich angelegten Naturell die rechte Nahrung bieten konnte. Ein so origineller Wahrheitsdrang scheiterte bei uns überall an dem Stubengeist und am Vorurtheile des Systems. Hatte das gute Alte Kampf genug und mit Recht gegen das schlechte Neue geführt, was Wunder, daß das gute Neue sich nicht gleich gegen das schlecht gewordene Alte durchzusetzen vermochte? In Paris aber hat künstlerische Eigenthümlichkeit zu allen Zeiten eine Freistätte gefunden. Durch die lange Kunsttradition ist der ästhetische Sinn in einer Weise geschärft und geläutert, welche sich in der sensibelsten Empfänglichkeit äußert. Das öffentliche Leben der französischen Hauptstadt unterstützt diese Kunstfühlung überall, denn der Cultus des Luxus erzieht die Geister zu einer uns Deutschen schier unbegreiflichen Genußfähigkeit. Sie aber ist erforderlich, um die höchsten Eigenschaften des Kunstwerkes, wie es Knaus vorschwebte, auch schon im Keime zu verstehen.

Dieses ermuthigende Gefühl, auf's Wort verstanden zu werden, beflügelte die entscheidenden Schritte des deutschen Malers in Paris, der sich als angehender Zwanziger Manns genug wußte, seine eigenen Wege zu gehen. Dazu kam aber die ebenso starke moralische Wirkung des Eindruckes, daß dort in der Kunst nur das gilt, was gekonnt ist. Die Einheit von Geist und Handwerk, die er in Deutschland nie gelernt hätte, machte er sich „im fernen Himmelsstrich" vollkommen zu eigen, um nun — und das ist das Wichtigste — das nationale Wesen seiner Kunstanschauung desto mehr zu Ehren zu bringen.

Wenn heute vielfach geeifert wird, unsere Künstler sollten nicht zum Studium in's Ausland gehen, damit sie ihre deutsche Ader nicht einbüßen, so widerspricht dies nicht blos den Ueberlieferungen unserer Bildung durchaus, sondern es schädigt auch den weltgeschichtlichen Beruf derselben; ganz abgesehen davon, daß es einen philiströsen Begriff vom Vaterländischen in der Kunst voraussetzt. Knaus ist das glänzendste Beispiel gegen diese Theorie. Eben weil er so hoch von seiner idealen Aufgabe dachte, wie der Deutsche soll, eben deshalb ging er nach Frankreich, wo er allein sich in den Besitz der Mittel setzen konnte, die aus dem Lallen eine fertige, verständliche, bezaubernde Sprache machen. Und diese Sprache benützte er, uns die verborgenen Schönheiten der heimischen Volksseele zu zeigen.

Noch ein anderer Punkt will in diesem Zusammenhange berührt sein. Wir Deutschen sind meist geneigt, in die Betrachtung und Beurtheilung künstlerischer Dinge einen falschen Begriff von Gesinnung hineinzutragen. Wir setzen dieselbe gern gleichbedeutend mit der Energie der Strebensrichtung und der Geschmacksanlage, oder mit dem Verhalten zum Gegenständlichen des Kunstbetriebes. Die Franzosen (will sagen die Bestgebildeten unter ihnen) kennen diesen Begriff nur in der Anwendung auf die sittliche Beziehung des Künstlers zu seinem Werke. Derjenige Maler, derjenige Bildhauer ist ihnen gesinnungsvoll, in dessen Schaffen wirklich das Höchste und Beste seiner Natur aufgeht. Die Folge ist eine künstlerische Toleranz, die nur da versagt, wo Talentlosigkeit oder Phrase begegnet. Unbestritten freilich soll der Genialität das Recht sein, an eine einzige Wahrheit auch in der Kunst zu glauben, und die Erfahrung lehrt alle Tage — zumal bei uns in Deutschland — daß die genialsten Künstler in ihrem Urtheil leicht einseitig sind. Bei Knaus hat die freiere Kunstbildung allmählich die harten Ecken geglättet, die ihm in der Zeit des Kampfes und der Selbstzucht naturgemäß anhafteten, und auch dieser liebenswürdige Zug ist ohne Zweifel ein Product der Berührung seiner edlen Natur mit den Kunstelementen, die sich nirgends in so sublimirter Form zusammenfinden wie in Paris, das acht Jahre lang seine Heimath gewesen ist.

Nach der Rücksiedlung in's Vaterland war Knaus zeitweilig in seiner Vaterstadt Wiesbaden, vorübergehend in Berlin, meist in Düsseldorf ansässig, und in der rheinischen Kunststadt hat er wohl die fruchtbarste und ergebniß-

reichste Zeit verbracht. Als er vor einer Reihe von Jahren nach Berlin zog, um gleichzeitig als Vorstand des ersten der an unserer Akademie begründeten Meister-Ateliers thätig zu sein, wurde vielfach bezweifelt, daß er sich hier auf die Dauer werde heimisch fühlen können. Knaus hat nicht solche Eigenschaften, welche einem noch unbekannten Manne in dem hastigen Treiben der deutschen Hauptstadt Stellung und Ansehen durchsetzen. Er ist viel zu ernst mit sich und seinen künstlerischen Zwecken beschäftigt, um sich in Wettkämpfe des Ehrgeizes einzulassen. Aber da er bei seiner Niederlassung in Berlin der gefeierte Mann schon war, als den wir ihn kennen und lieben, so vermag er auch nur hier ganz nach Gebühr gewürdigt zu werden. Wenn sein Atelier nicht stark frequentirt ist, so wird er selbst sich darüber am wenigsten wundern; denn eine so individuelle Kunst wie die seinige, ist nicht im gewöhnlichen Sinne lehrhaft. Ihre Wirkung liegt im Beispiel: gute Bilder zu malen, das ist die Summe aller Kunstlehre, weil dadurch nicht nur der Lernende am besten angewiesen, sondern auch das Publikum zu richtigen, und darum der künstlerischen Production förderlichen Anforderungen erzogen wird.

Zur Beruhigung der zweifelnden Gedanken, die jüngst einmal in der Hauptstadt über den dauernden Besitz eines solchen Mannes umgingen, sei darauf hingewiesen, daß er sich ganz vor Kurzem erst ein eigenes Haus in Berlin gebaut hat. Dadurch ist ein Bund mit der Scholle geschlossen, auf den wir stolz sein können, und es sei diesen Zeilen gestattet, den verehrten Künstler als Berliner Grundbesitzer mit herzlichem Glückwunsch zu begrüßen. Aber er wohnt nicht blos unter uns, sondern er versucht es sogar, die Samenkörner seiner reichen Phantasie in den märkischen Sandboden zu werfen, indem er Berliner Eindrücke auf seiner Staffelei festhält. Das ergötzliche Bild „Salomonische Weisheit“ und das dazu gehörige „Der erste Erfolg“, die beide auf der Pariser Ausstellung waren, sind echt berlinischen Ursprungs, wenn sie auch dem Gestaltenkreise der absoluten Kosmopoliten, dem Arbeitsbienenstande der großstädtischen Judenschaft entstammen. Zu ihnen gesellt sich ein drittes Stück, das meines Wissens hier gar nicht öffentlich gesehen worden ist: „Der Socialdemokrat“. Bin ich recht unterrichtet, so ist er mit der Elite seiner Urbilder übers Meer gegangen. Kein Reiz der Schönheit machte diese Bilder anziehend, und dennoch waren sie es in hohem Grade als Producte eines wahrhaft künstlerischen Humors, der hier das an sich Häßliche durch Vorhaltung des Spiegels zum Komischen macht, dort einen Winkel banausischer Existenz mit dem Lichte treuherziger Schilderung beleuchtet und den Vorrath auserlesener Kunstmittel daransetzt, um auch dem Klein-Menschlichen einen Werth zu verleihen. Und das ist eine gute That, ganz abgesehen von der unvergleichlichen Leistung. Und wir wollen stolz genug sein, es nicht für Zufall zu halten, daß nebenher gerade unter uns noch ein paar Darstellungen entstanden sind, in denen sich der reine Schönheitssinn des Künstlers eine besondere Güte gethan hat: eine schlummernde

Bacchantin und jener entzückende Wildfang, der, beim Baden ertappt, kaum gesehen in das verschwiegene Dämmerlicht der Privatwohnung seines glücklichen Besitzers zurückgeschlüpft ist, ein Bild voll keuschen Liebreizes und naturfrischer Schalkhaftigkeit.

Aber Berlin selbst bietet unserem Meister noch ganz andere Vorwürfe. Wenn wir an den Porträtmaler Knaus denken, kommt Jedem sofort das köstliche Bildniß eines unserer feinsten Kunstkenner der alten Generation in den Sinn, das in der Ravené'schen Galerie das Gedächtniß ihres Stifters verherrlicht. Gegenwärtig ist Knaus damit beschäftigt, zwei Geister ersten Ranges aus der Zahl der Koryphäen unserer Berliner Gelehrtenwelt zu malen. Wenn beiderseits die Geduld vorhält, werden Bilder entstehen, wie sie seit den glücklichen Tagen des behaglichen Holland nicht gesehen worden sind: Erzeugnisse jener Kunst der Charakteristik, da im Conterfei des Individuums zugleich die Atmosphäre der Zeit und des Berufes wiederspiegelt.

Das ist beneidenswerthes Künstlerthum, dessen Aeußerungen die Besten der Nation mit ähnlicher Spannung entgegenharren wie die Kinder dem Weihnachtsfeste. So aber empfangen wir Alles, was Knaus uns bescheert. Möge seine Kraft ausdauern und uns der Herbst seines Lebens, in den er nun eben mit dem ersten Schritte eingetreten ist, die Spendelust der Natur noch beschämen!

Das Rosenkreuz,

ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Allbekannt und vielbeklagt ist im Protestantismus der Mangel künstlerischer Schöpferkraft in der Versinnlichung seiner Gedanken durch bildnerischen Schmuck, durch architektonische Formen, durch symbolische Zeichen. Der Protestantismus, der seinen Ausgang von den innersten Tiefen des religiösen Seelenlebens nahm, begünstigte von Haus aus nur Poesie, Musik und Gesang, die Künste des hörenden Sinns, welche geeigneter sind als die dem Auge dienenden, das Innerste des Gemüths abzubilden.

Ich kenne nur eine einzige bildnerische Neuschöpfung, die wir direct dem protestantischen Religionsleben verdanken. Anspruchslos, unansehnlich, ganz gelegentlich entstanden und auch heute noch in gar spärlichem kirchlichen Gebrauch, obwohl sie gleichen Alters ist mit der Reformation selbst, ist auch sie kein Zeugniß gegen das soeben Ausgesprochene. Aber sie ist es, an welche sich uns im Folgenden Betrachtungen anknüpfen sollen, die unter Anderem auch die Thore der Kunst dem Protestantismus weit aufthun, indem sie zeigen, daß die protestantische Auffassung des Christenthums alles edel Menschliche in ihrem Schooße trägt und an's Licht zu fördern bestimmt ist.

Kein Geringerer als Luther selbst ist der Erfinder, und zugleich der erste und tiefste Ausleger des kleinen Bildwerkes, von dem ich spreche, und an dessen Geschichte sich in überraschender Weise die Geschichte des Entwickelungsganges des Protestantismus in dem bezeichneten Sinne, als eine Geschichte der Entwickelung des Christenthums zur Humanitätsreligion, verfolgen läßt.

Als das allgemeine Symbol des Christenthums kennen wir das Kreuz. Es erhebt sich auf den Thürmen unserer Kirchen, hinauf zum Himmel weisend,

seine Formen zeichnen den Grundriß unserer Dome auf den mütterlichen Boden der Erde, wie das ganze Erdenleben des Christen auf solchem Grundrisse sich aufbauen soll; es richtet als Malzeichen christlicher Grabstätten den Blick in das Jenseits, und begleitet hundertfältig als Schmuck und Zier selbst die Stunden rauschender Lebensfreuden im Diesseits. Und doch, wer die Entstehung und den wahren Sinn dieses Zeichens ernst und streng immer bedächte, wer nicht aus dem Herzen und Geiste Dessen heraus, den es verkündigt, vieles Linde und Versöhnende hineintrüge, sollte es dem nicht entweder entweiht scheinen inmitten irdischer Lust und Alltagssorge, oder ihm leid werden und verhaßt als starrer, trüber Mahner an Tod und Pein? So hat unser größter Dichter, der dem wohlverstandenen Christenthum näher stand als Viele meinen, und dessen schöne und tiefsinnige Verwendung des Kreuzeszeichens uns bald beschäftigen wird, sich doch zu einer starken Antipathie gegen das nackte Kreuz bekannt und sieht es ungern am Halse Suleika's.

Das Kreuz ist in der That an sich selbst kein volles, allumfassendes Sinnbild des christlichen Grundgedankens. Wie es nicht das Leben, sondern den Tod des Heilandes, zwar den heilverkündenden Tod, aber nicht das Heil selbst zum Ausdrucke bringt, so ist es auch für die gläubige Aneignung unmittelbar nur das Sinnbild der Abtödtung des „alten Adam", der „Kreuzigung des Fleisches", der Erhebung über Natur und Welt, aber nicht das Sinnbild eines neuen Lebens, nicht das Sinnbild der „Wiedergeburt", die jenem Tode folgen soll. Von jenem Urworte des Christenthums: „Wer sein Leben lässet, der wird es finden" — spricht aus dem Kreuze nur die erste Hälfte zu uns, die zum Opfer mahnt, nicht die zweite, die uns Seliges verheißt. Darum dürfen wir das Kreuz, in solcher strengen Isolirung und Fernhaltung von jedem fremden, hineingetragenen Inhalte, wohl das specifische Symbol des mittelalterlichen Christenthums nennen, desjenigen Christenthums, dem sich die protestantische Neugründung, zu den Urquellen zurücksteigend und den Lebensidealen neuer Zeiten genugthuend, entgegengesetzt hat.

Wir wissen wohl, wie bedenklich es ist, von großen, wechselvollen Geschichtsperioden einen Gesammtcharakter hervorzuheben, und doch kann sich Niemand solcher herrschender Eindrücke erwehren, die uns vieles Einzelne und Abweichende übersehen heißen. Wir sehen auf ein Gebirge zurück, das schon Tagereisen hinter uns liegt; wir erkennen nur seine Umrißlinien und eine gleichmäßige Färbung, welche jede innere Gliederung verschlingt: sollen wir diesem Anblicke nicht Worte leihen? So nennen wir das griechische Lebensideal weltfroh, heiter, obgleich die Poesie der Griechen ihren höchsten Gipfel in der Tragödie erreicht, und das Ideal des christlichen Mittelalters — wie auch schon die ersten christlichen Jahrhunderte durch den Gegensatz zum Antiken in diese Bahn gedrängt wurden — nennen wir weltfeindlich, naturhassend, unversöhnt jenseitig, trotz Minnedienst und ritterlichem Kraftstolz. Sein Zeichen ist im ausschließenden Sinne das Kreuz. Die vollendete Heiligkeit ist hier nur durch Büßung, Kasteiung, Selbstgeißelung, nur zwischen

Klostermauern erreichbar; Natur und Welt gelten der Sünde gleich, die Güter der Erde sind nur menschlicher Schwäche zugestanden, der Stärkere flieht sie und durchschaut sie bis auf ihren innersten Grund, aus dessen Tiefe Satan ihm die Zähne weist. Heiliges, reine Güte, wahre Seligkeit giebt es nur in dem gestaltlosen Lichte eines paradiesisch gedachten, aber doch im Grunde inhaltsleeren Jenseits und in dem irdischen Wiederscheine dieses Lichts. „Um der Leere willen, die uns in's Jenseits ladet, sollen — wie Hafis sagt und ablehnt — alle Rosenblätter auf Erden zerknittert werden“.

Die Religion, das Leben in Gott, in solchen versöhnungslosen Gegensatz zu stellen zu Natur und Welt, dies setzt eine Gottesanschauung voraus, welche auch ihrerseits Gott in einen unversöhnten Gegensatz zur Welt stellt, als sei die Welt mit Allem, was darinnen ist und vorgeht, nicht Schöpfungswerk göttlicher Liebe von eigenem Werth, sondern nur Durchgangspunkt, Ueberleitung, ein Schwungbret nur, um sich von da zur Gottheit aufzuschwingen, also eigentlich nur vorhanden, um nicht zu sein, nur geschaffen, um in ihrer Werthlosigkeit erkannt, gehaßt, geflohen zu werden. Im Urchristenthum, das den Gott der Liebe verkündigte, finden wir dem entsprechend vielmehr die Lehre, daß nach Tödtung des alten, sündhaften, die Erzeugung eines „neuen Menschen“, die Wiedergeburt das gewollte Ziel sein soll, daß das Reich Gottes durch Erschaffung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde“, Erbauung eines „neuen Jerusalem“ sich verwirklichen wird, und daß die Seliggepriesenen nicht nur Gott schauen, sondern auch „das Erdreich besitzen“. Dieser Urgedanke des Christenthums ist im Mittelalter gänzlich verkannt und zurückgedrängt, wie in der Gottesidee die Vorstellung des rächenden, schwer zu versöhnenden Herrschers vorwaltet. Die unausbleibliche Folge — vielfach schon die Ursache — war eine sehr niedrige, ja gemeine Auffassung der irdischen Daseinsformen und Lebensgüter. Für unfähig gehalten, Gefäß und Spiegel des göttlichen Geistes zu sein, treten sie nur nach ihren ungöttlichen Seiten ins Bewußtsein dessen, der sich der Stufe höchster Heiligkeit rühmt. Er sieht im Sinnlichen nur den Schmutz, in der Natur nur den verlockenden Dämon. Ehelosigkeit, Fasten und Müßiggang sind Bestandstücke seines Ideals, weil er an der Ehe, am Essen und Trinken, an der Arbeit nur das Gemeine zu fassen weiß, jede heiligende Ausgestaltung, jede gemüthvolle Vertiefung und sittliche Veredlung, jede poetische Vergeistigung dieser Lebensformen ihm entweder ganz unbekannt blieb, oder von dem Momente an vergessen ist, wo er das Heilige in seiner höchsten Reinheit zu ergreifen meint. So ist der heilige Selbstpeiniger des mittelalterlichen Christenthums im Grunde ein Cyniker, und jeder kleine Abfall von seinem Ideale wirft ihn unmittelbar in Rohheit und Barbarei zurück. „Entweder Thier oder Gott“ — ruft er mit einem alten Philosophen Griechenlands aus, der unter den Griechen ein Sonderling war. Entweder Thier oder Gott! Wenn unter diesem Motto dem Menschen seine Aufgabe gestellt ist, so wird die Menschennatur dafür sorgen, daß das Thier siegt. Das

Heiligenideal des Mittelalters gehört darum weit mehr der Sage und Dichtung an, als der Wirklichkeit; was die Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens an seiner Stelle aufweist, ist zumeist sein erschreckendes Gegentheil.

Der Anbruch eines edleren, wahrhafteren christlichen Lebensideals beginnt damit, daß man sich des Menschen wieder erinnerte, der weder Thier noch Gott, sondern wahrhaft Mensch ist, in harmonischer Entfaltung seiner gottverliehenen natürlichen Kräfte und im Genusse ihres Werths, in glücklicher Organisation des Gemeinschaftslebens, zu dem diese Kräfte ihn bestimmen, und froh der Arbeit, welche diese Gemeinschaften ihm für Erdenzwecke auferlegen. Dies war der Mensch, wie ihn das classische Alterthum zu verwirklichen gesucht, wie ihn vorzüglich die griechische Kunst dem geistigen Blicke enthüllte. Darum ist es die sogenannte „Renaissance" gewesen, in der ein protestantisches Christenthum noch vor der religiösen Reform erstand, und geistige und sittliche Lebensquellen von maßgebendster Bedeutung wurden von ihr aus in die jungen Pflanzungen des Protestantismus hineingeleitet.

Wollte man im Gegensatze zu jener schroffen und einseitigen Richtung auf Entsagung, Abtödtung, Natur- und Weltflucht, die das Kreuz versinnbildet, ein Symbol auffinden für unschuldige Sinnlichkeit und Lebensfreude, für einfache, echte Menschlichkeit in Gefühl und Sitte, für Humanität, man würde ganz von selbst an die Rose denken. In ihrer Farbenzartheit, ihrem milden Dufte, ihrer Formenstrenge und doch sanften Rundung deutet die Rose auf ein natürliches Empfindungsleben, dem durch Maß und Zucht sein Widerstand gegen den Geist gebrochen ist, ohne daß es an Fülle und Schönheit und am Umfange seines Rechts Einbuße gelitten. Ein edler Natursinn, Fröhlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Freude am Schönen, winden sich im antiken Leben schon, reiner und voller noch in den Idealen der Renaissance, zu Rosenkränzen, die dem Kreuze verlangend entgegenschwellen, um mit ihm verschmolzen zum Zeichen der höchsten, innigsten Vereinigung zu werden zwischen Himmel und Erde, Geist und Natur, Entsagung und Lust, zum Symbol der Wiedergeburt im Gegensatze sowohl zur natürlichen Unmittelbarkeit als zur Abtödtung, und zugleich im Geiste des Urchristenthums.

Martin Luther hat die Zusammenfügung von Rose und Kreuz zu Einem Gesammtsymbol in der anspruchslosen Absicht vollzogen, um sich ein bedeutsames Zeichen für sein Petschaft zu erfinden. Aehnliche Zusammenstellungen aus früherer Zeit habe ich nicht entdecken können, nur daß die Aufschließung und Erweichung des Kreuzes zur Kreuzblume im gothischen Baustil eine Annäherung daran genannt werden könnte. Aber hätte Luther auch Vorgänger gehabt, er bliebe Erfinder. Denn wir haben ein köstliches Schreiben von ihm, in dem wir lesen, wie das Zeichen ohne jeden Anschluß an Vorhandenes unmittelbar aus seiner eigenen Gedankenwelt hervorwächst. Von der Veste Coburg aus, wo Luther, in Verborgenheit lebend, den Verhandlungen des Augsburger Reichstags folgte, schrieb er an seinen Freund

Lazarus Spengler, den Rathsherrn und Abgeordneten der Stadt Nürnberg beim Reichstage, wie folgt:

„Gnad und Friede in Christo. Ehrbar, günstiger, lieber Herr und Freund! Weil ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht troffen sei, will ich euch meine Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollt fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir stets Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Obs nu wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt, und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es tödtet nicht, sondern behält lebendig. Justus enim fide vivet, sed fide crucifixi. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße fröhliche Rosen setzt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt, darumb soll die Rose weiß, und nicht roth sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukunftig; itzt wohl schon drinnen begriffen, und durch Hofnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und umb solch Feld einen gulden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchst, köstlichst Erz ist. Christus unser lieber Herr sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben, Amen. Ex Eremo Grubok [d. i. Koburg umgekehrt], 8. Julii MDXXX".

Nicht lange, so ließ Herzog Johann Friedrich, der nachherige Kurfürst, das neue Siegel ihm in Stein schneiden und in einen goldenen Ring fassen*).

Uns gilt der Brief selbst als ein Edelstein in goldener Fassung. Ich glaube nicht, daß irgendwo sonst aus so wenigen Zeilen uns das ganze tiefe und reiche Herz Luthers so rein und unmittelbar, in seiner gehaltvollen Einfalt, seiner kindlichen Frömmigkeit, seiner gedrungenen Geradheit entgegentritt. Und er hat wirklich seinen ganzen Glauben, den treibenden Kern seines ganzen reformatorischen Thuns, in jenes schöne Bild und Gleichniß gefaßt. Wie aber Luthers Protestantismus nicht der vollentwickelte Protestantismus ist, sondern nur Quell und Keim desselben, so dürfen wir auch nicht erwarten, daß sogleich in der Stiftungsurkunde unsres zu besprechenden Symbols der Sinn desselben nach allen Seiten erschöpft sein werde; aber es ist für solche Ausschöpfung der Quell eröffnet, es ist der Keim gelegt, aus dem alle weitern Anwendungen aufsprießen mußten. Dieser Keim ist die in der Rose versinnbildete Fröhlichkeit des unmittelbaren Gemüthsglaubens gegenüber dem Gesetzeskreuze des katholischen Werkdienstes. Dazu tritt das goldne Wort, daß der

*) Meurer, Luthers Leben, 1843, II, S. 248. 251. De Wette, Luthers Briefe, 1827, 4. Theil, S. 79 f.

Glaube an das Kreuz doch das Herz „in seiner natürlichen Farbe lasse“ und „die Natur nicht verderbe“.

Durch ihre Richtung aber auf das Innerste des religiösen Gemüthslebens konnte die lutherische Reformation naturgemäß nicht unmittelbar mit der Renaissance in Verbindung kommen, sondern mit einer andern der das mittelalterliche Christenthum auflösenden Mächte, mit der Mystik, wie sie bereits im vierzehnten Jahrhundert und von da ab ununterbrochen im fünfzehnten und sechszehnten namentlich in Deutschland sich als Ausdruck des freien, selbstwüchsigen Innenlebens religiöser Persönlichkeiten dem officiellen Kirchenthum und dem verstandesmäßig fixirten Dogma entgegengestellt hatte. Für die specifisch religiöse Reform, für die Freigebung des neuen religiösen Lebenskeims war dies unfraglich der rechte, allein tragfähige Boden und und Ausgangspunkt; aber es war natürlich, daß die anfängliche Ausschließlichkeit in der Pflege dieses religiösen Keimes einen Widerstand erzeugte gegen die neu andringenden antiken und humanitären Lebenselemente, die nur allmählich immer tiefer in jene religiösen Keime aufgenommen, in seinem ferneren Wachsthume von ihm aufgesogen und dadurch für Gestalt und Frucht des Baumes einflußreich werden konnten. In dem Maße als dies geschieht, werden wir das Bewußtsein über das Symbol des Rosenkreuzes sich erweitern sehen, — vertiefen aber konnte es sich nach Luthers deutenden Worten nicht mehr. Denn der tiefste Quellpunkt der Versöhnung mit Welt und Natur, die jenes Symbol darstellt, ist gewiß kein andrer als das innerliche Leben mit Gott, die friedvolle innere Gottesgemeinschaft. Erst daraus, daß in solcher Gottesgemeinschaft sich auch die Schöpferliebe Gottes zu Natur und Welt in uns miterzeugt, treten uns die irdischen Lebensgüter in jenes verklärende Licht, in welchem wir sie genießen, lieben, pflegen dürfen, und durch das wir im Stande sind, als Christen über das ganze Mittelalter hinweg dem edeln Griechenthum wieder die Hand zu reichen, um seine Lebensformen mit dem christlichen Geiste zu erfüllen, dadurch ihren Gemüthswerth zu vertiefen, ihre Schönheit zu steigern, und so dem Ideal eines neuen höheren, eines christlichen Classicismus uns anzunähern.

Daß auch Luther nicht einseitig bei jenem innerlichen, göttlichen Lebenskeime der neuen Culturgestaltung stehen geblieben, dies hat er vor allen Dingen bewiesen durch die schöpferische That, die das Vorurtheil von der Heiligkeit des Cölibats für immer ausrottete und dem deutschen Gemüthe das Idealbild eines geheiligten, fröhlichen Familienlebens einpflanzte, wie es uns allbekannte Lutherbilder, sei es, daß der Weihnachtsbaum oder daß die Hausmusik als verklärender Hausgeist die Familie Luthers um sich schaart, unverlierbar an's Herz gelegt haben. Aber nicht nur das Haus, auch die Gemeinde, das bürgerliche Gemeinwesen, der Staat und das gesammte nationale Culturleben, werden erst seit der Reformation wieder zu selbständig in ihrem eignen Werthe empfundenen und gepflegten Gütern,

nachdem der Druck verschwunden, mit welchem das mittelalterliche Religions- und Kirchenideal darauf gelastet hatte.

Wie sich mit solcher Erweiterung der Folgen der Reformation und mit der Aufhellung des Bewußtseins über diese Folgen schritthaltend auch die Benutzung des Rosenkreuzes umfässender und eigenthümlicher gestaltete, davon giebt uns zunächst Kunde seine merkwürdige, vielbesprochene Verwendung durch den württembergischen Theologen und reformatorischen Schriftsteller Valentin Andreä in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Das neue Symbol war in den Kreisen Luthers mit Verständniß ergriffen worden und wurde gern bei schicklichem Anlaß verwendet. Im Jahre 1530 entstanden, findet es sich schon zwei Jahre später auf Titeln gedruckter Lutherischer Predigten nachgebildet; es liegt dem bekannten, oft Luther selbst zugeschriebenen Verse zu Grunde:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht —

selbst einer Predigt aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts finde ich es gleichsam als Text unterbreitet, indem die Tröstungen des Kreuzes darin nach Kanzelbrauch in säuberlicher Dreitheilung geschieden worden in das erste Röslein, das zweite Röslein, das dritte Röslein. So führte denn auch Jakob Andreä, Professor zu Tübingen, der hauptsächliche Autor der Concordienformel, wahrscheinlich in Anknüpfung an Luthers Petschaft in dem Familienwappen, das ihm Pfalzgraf Otto Heinrich 1554 stiftete, ein Kreuz zwischen vier Rosen, und hieran knüpfte sein Enkel, der genannte Valentin Andreä, eine Reihe sonderbarer, theils phantastisch spielender, theils tiefsinniger Geistesproductionen*). Schon in den Jahren 1602 und 1603, als siebzehnjähriger Jüngling, beschäftigte er sich mit der Dichtung eines Romans, dessen Helden er Christian Rosenkreuz nannte, anfänglich wohl nur, um seine Verfasserschaft durch Anspielung auf sein Familienwappen geheimnißvoll anzudeuten. Er charakterisirte dieses Buch später in seiner Selbstbiographie als ein satirisches Spiel mit den Ungeheuerlichkeiten und der Wundersucht des Zeitalters, als eine Fopperei der Neugier und Leichtgläubigkeit. Unter dem Titel „des Christian Rosenkreuz chymische Hochzeit" ließ er seinen Helden die Hochzeit eines Königs besuchen, der ihn in einem verborgenen Schlosse in wunderbare Abenteuer verwickelt und in Zauber- und Goldmacherkünste einweiht, also in jene höhere Chemie oder Chymie (Alchymie), die als Modenarrheit zu verspotten die Hauptabsicht des Verfassers war. Nachdem das Buch zwölf Jahre lang im Manuscript die Runde gemacht, ließ er zunächst für die Oeffentlichkeit zwei neue Schriften vorausgehen, welche einerseits die Mystification fortsetzten und weiterspannen, andrerseits eine ernste reformatorische Tendenz als den wahren Kern dieser

*) Schon Arnold's „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie", 1699, II, S. 613, weist auf den Zusammenhang derselben mit Luthers Petschaft hin.

Dichtungen enthüllten. Sie heißen: Fama fraternitatis Roseae Crucis, an die Häupter, Stände und Gelehrten Europae, nebst allgemeiner und General-Reformation der ganzen weiten Welt, Cassel 1614 — dieses beigegebene Stück war Uebersetzung aus den Ragguagli di Parnasso des Boccalini — und: Confessio oder Bekenntniß der Societät und Brüderschaft des Rosenkruzes, an die Gelehrten Europae, Cassel 1615. Diesen ließ er dann die „Chymische Hochzeit“ 1616 folgen. Den Zusammenhang mit den hier erzählten Märchen stellte er in der Fama dadurch her, daß er sie zwar immer noch als Thatsachen wiederholte, aber hinzufügte, es sei erst kürzlich, einhundertzwanzig Jahre nach des Christian Rosenkreuz Tode, dessen Nachlassenschaft an den Tag gekommen, worin er alle Goldmacherei ablehne, dagegen zur Stiftung einer Brüderschaft zu allgemeiner Verbesserung der Welt auffordere; Tendenz dieser Brüderschaft zum Rosenkreuz solle sein, unter unbedingter Anerkennung der Bibel, Verachtung des Aberglaubens und Verfluchung des Papstthums, auf der Grundlage der reformatorischen Bekenntnisse, aber zugleich mit entschiedener Geringschätzung der dogmatischen Differenzen, Philosophie und Theologie mit einander zu vereinigen und durch streng sittlichen Wandel dem Christenthum wahrhafte Wirklichkeit auf Erden zu geben. Es ist der fruchtbare, lebenweckende und befreiende Geist des damaligen „Pietismus“, der uns hier entgegentritt, im ausgesprochenen Anschlusse an Johann Arndt's „wahres Christenthum“ in lebendiger Herzensfrömmigkeit, Innigkeit liebevollen Sinns und strenger Lebensführung das eigentliche Wesen der Religion erkennend, und von hier aus übergreifend über die häßlichen kleinlichen Glaubensstreite und dogmatischen Zerklüftungen der Zeit, um das allein wahrhaft Christliche und zugleich im tiefsten Grunde Einende darin zu finden, so „gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war“. Darum sollte jener Bund das Motto führen: Jesus mihi omnia, und sich in den vier Denkworten an seine Ziele gemahnt finden: nequaquam vacuum (nur nichts Leeres!) legis jugum (Joch des Gesetzes), libertas evangelii (Freiheit des Evangeliums), Dei gloria intacta (Gottes Ruhm unverkürzt). Einige Aussprüche Andreä's mögen zeigen, in wie scharfem Gegensatze zur herrschenden orthodoxen Richtung er diesen Tendenzen sein Leben weihte, und mit welchem Ernste er darin die wahre Fortsetzung des Reformationswerkes sah. „Wenn die Prediger — klagt er einmal — von der Kanzel zu ihren Geschäften zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Wasser abgezapft ist, von der Luft“ (Alethea exul, p. 306); und anderwärts: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Orte verehren; lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun, und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit der Uebung der christlichen Liebe beschäftigen. Sie machen die Religion zur Wissenschaft, deren Kenntniß eben, wie die Kenntniß der Logik und Meta-

physik, sehr nützlich sei, um den Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen". (In der Schrift „Veri christianismi solidaeque philosophiae libertas".) Daher sein Ausruf: „Lebe wohl, Reformation, denn auf dieser Erde werden wir dich niemals sehen!" (Menippus, dial. 47).*) Diese sogenannte pietistische Richtung ist in Wahrheit das überleitende Glied zwischen dem echten, ursprünglichen Lutherthum Luthers und der freien religiös-sittlichen Erfassung des Christenthums Christi bei Lessing. Ph. Jacob Spener, der die höchste Blüthe und Vollendung dieses Pietismus bezeichnet, hat unserem Andreä in diesem Entwickelungsfortschritte des echten Protestantismus die Stelle unmittelbar nach Luther angewiesen, indem er ausrief: „Könnte ich Jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä!"**)

Der Erfolg jener geheimnißvollen Schriften war nun freilich nicht der gewollte. Die Erfindungen einer reichen und schalkhaften Phantasie wurden für Thatsachen gehalten; man glaubte, der fabelhafte Bund des Rosenkreuzes bestehe bereits, und die Anonymität des Verfassers entfesselte die Sucht, Abenteuerliches, Schauerliches, Wunderbares, Gefahrdrohendes zu wittern. Bald warf sich der Verdacht auf Andreä als den Verfasser nicht nur der Schriften, sondern auch als das geheime Haupt des Bundes; er ward zur Zielscheibe von Verleumdungen und Verdächtigungen; die Theologen spürten nicht nur dogmatische Ketzerei, sondern, was in ihren Augen weit ärger war, eine unionistische, auf Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche gehende Tendenz. Das Schlimmste aber im Contrast zu Andreä's wohlgemeinten Absichten war dies, daß die Alchymisten und Schwarmgeister aller Art in seinen Schriften Nahrung und Bestätigung fanden, und daß sich auf Anregung dieser Schriften selbst gar bald neue Gesellschaften mit Bestrebungen, wie er sie hatte geißeln wollen, aufthaten; ja herumziehende Betrüger täuschten das Volk unter dem Namen „Rosenkreuzer" mit Wundercuren und allerlei Zauberwesen. Andreä konnte jetzt um so weniger sich als Verfasser bekennen; aber er tritt nun als ernster, offener Bekämpfer dessen auf, was er dort verspotten gewollt, und ebenso spricht er jetzt ohne dichterische Beiwerke sich für die Idee eines christlichen Bundes aus, wie er ihn dort gekennzeichnet, obwohl er seine Verwirklichung unter den Zeitgenossen bald als unthunlich erkannte. Hierbei kommt zu Tage, in welchem Sinne ihm das Rosenkreuz als Sinnbild des echten christlichen Lebens vorschwebt. „Wie ich also zwar die Gesellschaft der Fraternität selbst aufgebe — sagt er einmal (Turris Babel, p 70 ff.) — „so werde ich doch nie die wahre christliche Brüderschaft verlassen, welche unter dem Kreuze nach Rosen duftet, und sich von den Befleckungen, Verirrungen, Thorheiten und Eitelkeiten der Welt soweit als

---

*) Ich verdanke diese Anführungen der Schrift von H. A. Fechner über Jacob Böhme, Görlitz 1857, S. 88.

**) Das Motto zu „Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hoßbach", Berlin 1819. Diesem Buche sind auch alle übrigen Mittheilungen über Andreä, außer den soeben anders belegten, von mir entnommen worden.

möglich entfernt; — — ich werde streben, Christi und jedes guten Christen Bruder zu sein; ich werde die christlichen Sitten wählen, die Rosen der Christen genießen, das Kreuz der Christen tragen, — — es soll, um mit Jenen zu reden, Jesus mir Alles sein". Nicht mehr der dogmatische Glaube an den gestorbenen, zur Sühne der Menschenschuld geopferten, sondern die innere Aneignung des lebendigen Christus wird hier zum Quell der Freudigkeit, die das Kreuz vergessen macht, und die Rose wird zugleich damit zum Kennzeichen einer liebevollen, brüderlichen Verbindung unter Allen, welche aus dem gleichen Lebensquell schöpften, ob sie auch nicht den gleichen dogmatischen Lehren zugethan sein mochten. Denn es ist deutlich, daß Andreä auf eine Kirchengestaltung hinauswies, für die nicht irgend welches dogmatische Bekenntniß, sondern das religiös-sittliche Lebensprincip, das sich in der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu verwirklicht hat, das verknüpfende Band und tragende Fundament bildet, ein Kirchenideal, dessen Consequenz unfraglich die Freigebung der dogmatischen Ueberzeugungen an die wissenschaftliche Wahrheitforschung ist. Aber auch nach einer anderen Seite streute er seine Rosen aus: sein Kirchenideal wird ihm zugleich zum Staats- und Gesellschaftsideal. Seine Schriften: Reipublicae Christianopolitanae descriptio, 1619, welche man mit Recht den ersten deutschen Staats- und Socialroman nennen kann, und: Christianae societatis idea, 1620 treten in die Fußstapfen des 1534 hingerichteten Großkanzlers Heinrich VIII. von England, Thomas Morus, und seiner Schilderung der idealen Insel Utopia, die uns noch heute für ähnliche Phantasieentwürfe den verwerfenden Namen leiht. Communistische Ideen erscheinen hier, zugleich im Anschlusse an urchristliche Zustände und an die platonische Idealpolitik, als Folgerungen aus dem christlichen Liebesprincip, verzeihlich für die ersten Kindheitsschritte des protestantischen Christenthums auf seinem Wege in die irdische Realität uns aber ein bedeutsames und willkommenes Zeugniß dafür, daß die Aufgabe des Christenthums, diese irdische Realität von innen heraus umzugestalten, anstatt lediglich über sie emporzuheben, den beglückenden Geist der Liebe in ihre Lebensformen zu gießen, anstatt die Verachtung dieser Lebensformen zu predigen, jetzt auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft erkannt zu werden begann. Das Irdische mit dem Himmlischen zu durchdringen, und dadurch auch die Auffassung des Himmlischen selbst ihrer spröden Weltferne und Weltfeindlichkeit zu entkleiden: dies tritt sonach auch hier uns als die Tendenz entgegen, die das Kreuz mit Rosen umgab. Sichtlich aber ist der Grundgedanke hier bereits viel weiter entwickelt, als bei Luther.

Die Spur des Symbols geht uns jetzt, mit Ausnahme der bereits erwähnten mißverständlichen oder unredlichen Ausnutzungen der Schriften Andreäs bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verloren; ich wenigstens fand sie nicht eher wieder, als bei Goethe.

Es ist mir nicht bekannt, ob in der so umfänglich gewordenen Goethe-

literatur irgendwo auf die Aehnlichkeit hingewiesen ist*), welche sich zwischen den phantastischen und satirischen oder auch Zukunftsideale zeichnenden Romanen Valentin Andreäs und dem „Wilhelm Meister" bemerkbar macht, dem Romane Goethes, den alle diese Prädicate — auch das des Satirischen nicht ganz ausgenommen — gleichfalls charakterisiren. Die Aehnlichkeit liegt aber keineswegs nur in diesen allgemeinen Charakteren und etwa in dem Mystischen und Mysteriösen nur als solchem; auch einzelne Motive der Erfindung zeigen sich übereinstimmend: geheimnißvolle Schlösser, abenteuerreiche Wanderungen, weitverzweigte, in tiefer Verborgenheit gepflegte Bündnisse, die ihren Gliedern seltene Lebensweisheit in kurzen Sprüchen darbieten und auf nichts Geringeres angelegt scheinen, als auf Erneuerung von Kirche, Staat und Gesellschaft. Den Werth und die Bedeutung dieser Parallelen muß es offenbar erhöhen, wenn wir Goethe in den letzten Jahren vor der italienischen Reise, als er den Meister wieder aufgenommen hatte und rasch förderte, gleichzeitig mit einem großen Gedichte beschäftigt sehen, welches beinahe in all den erwähnten Charakterzügen und Eigenheiten dieselben Parallelen darbietet, und — das Symbol des Rosenkreuzes diesen Parallelen neu hinzufügt. Wir wissen ja ferner, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele" und die anziehende Gestalt Makariens in den „Wilhelm Meister" aus den Erinnerungen an Fräulein von Klettenberg übergegangen sind, an jene fromme, phantasiereiche Freundin, welche den nach der Vaterstadt krank zurückgekehrten Jüngling nicht nur in ein mystisch aufgefaßtes Christenthum, in die Seligkeiten frommen Entzückens einführte, sondern auch alterthümliche, magische und alchymistische Naturansichten bei Theophrastus Paracelsus, Helmont u. A. dgl. mit ihm studirte. Sollte da nicht auch die „Chymische Hochzeit" gelesen worden sein und sollten Reminiscenzen aus ihr dann nicht ebenso, wie Anderes aus dieser Klettenberg-Periode, in den „Wilhelm Meister" und zugleich in jenes andere Gedicht eingedrungen sein?

Dieses Gedicht wuchs bis zu vierundvierzig Stanzen, welche unter dem Titel „Die Geheimnisse ein Fragment", nebst einer dem Bande angehängten Erläuterung, sich in Goethe's Werken finden, die herrlichsten Ottaverime, die je in deutscher Sprache gedichtet wurden, und Bruchstück eines Werkes, das, wenn es vollendet worden wäre, vielleicht als das eigentliche Lebenswerk des Dichters gelten, und denselben Rang für die poetische Ausprägung des modernen Lebensideals und des christlichen Classicismus beanspruchen würde wie Dante's Göttliche Comödie für die des mittelalterlichen Ideenkreises.

Sogleich der Anfang des Gedichtes gemahnt an die gemeinsamen Eigenheiten des Goetheschen Meister und jener romanhaften Schriften Andreäs:

---

*) Düntzers Commentar zu „Wilhelm Meister" z. B. enthält nichts davon. Auch in C. F. Göschels Schriften zu Goethe, wo verstecktere Beziehungen sonst gar zu gern herangezogen werden, fand ich keine darauf zielende Bemerkung.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet:
Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht' in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Ich bediene mich zur Darlegung des Planes und Inhalts, soweit sie uns nöthig ist, der Worte der Goetheschen Erläuterung. „Ein junger Ordensgeistlicher, Namens Marcus, in einer gebirgigen Gegend verirrt, trifft zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollem Leben endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu Angekommenen eine kurze Andeutung zu Theil wird". Soweit das Fragment. In der weiteren Folge nun „würde man einen Jeden der Rittermönche in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo Jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre. Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seien. Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen". Da dieser Vermittler jetzt von ihnen scheiden will, erzählt ein Jeder von ihnen einen Theil der Lebensgeschichte desselben. „Hier würde sich denn gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. — Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen

dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben". Ich kann mir nicht versagen, die Verse hier einzuschalten, in welchen das Rosenkreuz dem Helden des Gedichts zum ersten Male sichtbar wird:

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschlossenen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Wenn Goethe selbst, als er zweiunddreißig Jahre nach Abfassung des Gedichts die Erläuterung dazu schrieb, zur Erklärung des Zeichens auf den Ostertag verweist, so scheint es, als habe er nur eine Seite, die für sich allenfalls genügte, herausheben wollen, da es galt, Anfragende zu befriedigen, als der ganze Gedankengang ihm ferngetreten war. Im Gedichte selbst ist das Rosenkreuz offenbar als prägnanter Ausdruck des ganzen Wollens und Seins der religiösen Brüderschaft aufgefaßt, die es zu ihrem Symbol wählte, wie es denn auch im Innern des Gebäudes über dem Sitze des Obern wiederkehrt, des Humanus, während die Sitze der übrigen zwölf Ritter auf andre Weise bezeichnet sind. Es ist das Symbol der Religion des Humanus, des reinen, ächten Menschen, einer Religion, welcher das Kreuz des Christenthums zu Grunde liegt, aber die „das schroffe Holz mit Weichheit begleitet". Dem Dichter stellte sich unter jenem Zeichen nach allen Seiten hin das Ideal eines humanisirten, der mittelalterlichen Schroffheit und Rauhigkeit enthobenen Christenthums vor Augen, als das Ideal, nach welchem die protestantische Entwickelung sich hinzubewegen hätte.

Hier haben wir die Antwort auf die alte, oft mit so viel Verdammungslust und armseliger Abwägung äußerlicher Dinge und kleiner Einzelzüge behandelte Frage nach Goethes Stellung zum Christenthume. Goethe hat mit vollem Bewußtsein die Aufgabe des protestantischen Christenthums zur seinigen gemacht, das Religiöse mit den Lebensgütern humaner Cultur zu Einem, in sich einheitlichen, harmonischen Lebensideale zu verschmelzen. Er setzt in diesem Sinne die Reihe der Männer fort, welchen wir in erster Linie die immer vollere irdische Verwirklichung, die immer eigentlichere Fleischwerdung des christlichen Geistes verdanken. Wenn diese Reihe von Luther aus durch die Pietisten zu Lessing führte, so sind es Herder und Goethe, die in derselben zunächst auf Lessing folgen. Darum erinnert uns der Plan des Gedichts „Die Geheimnisse“ so unausweichlich an Lessing's Nathan und zugleich an Herder's anerkennendes Verständniß des Ureigenen aller Völker und Culturweisen der Menschheit. Das Gedicht sollte die Anwendung jenes Goethe'schen Ideals direct auf das religiöse Bewußtsein und kirchliche Leben zum wirksamsten Ausdrucke bringen. Die Religion, die sich mit Humanität durchdringt, oder richtiger, die selbst erst dadurch volle Religion wird, daß sie zugleich volle Humanität wird, — sie kann nicht mehr an der verdammenden Ausschließlichkeit historisch begrenzter Sonderkirchen festhalten; sie muß liebend und achtend das Göttliche aus allen seinen Spuren erkennen, es gern und entgegenkommend hervorheben, und den wahrhaft religiösen und sittlichen Kern unter jeder nationalen Verhüllung und „sei es auch in noch so wunderbarer Gestalt“ zu entdecken und zu verehren wissen. Lessing hatte das in diesem Sinne hervorzuhebende Allgemeine der Religion in einfach menschlicher Güte und Rechtschaffenheit gefunden und nur in eben dieser Allgemeinheit bei den Bekennern der verschiedensten Glaubenssysteme aufgesucht. Goethe, in Herders Fußstapfen wandelnd, fügt den überaus folgereichen Gedanken hinzu, daß die verschiedenen Culturvölker der Erde durch verschiedene Artung von Haus aus und für immer die Bestimmung erhalten haben, das Göttliche und Gottmenschliche in verschiedenen Formen auszuprägen, ihr Individuelles nicht schlechthin um des Allgemeinen willen zu kreuzigen, sondern dem harmonisch gefügten bunten Kranze des Gottesreichs, der alle höchsten Blüthen des Menschenthums in sich verknüpfen soll, es bescheiden am rechten Orte einzuflechten. Unterordnung unter das Ganze, Ueberwindung jedes egoistischen Sondergeistes, Beherrschung der Natur durch den Geist, wird dann immer noch ihnen allen gemeinsam das Kreuz bedeuten, und in diesem Sinne werden sie alle gemeinsam zu ihm emporschauen; aber indem aus der Unterordnung und Ueberwindung die Alle verknüpfende und beglückende Liebe hervorsproßt, und indem die vom Geiste beherrschte Natur sich im Gemüths- und Geistesleben selbst zu einer verklärten, geheiligten, wiedergeborenen Natur umgestaltet, die nur um so herrlichere Gaben darreicht, so werden sie „von neuem Sinn durchdrungen, wie sich das Zeichen hier vor Augen stellt: sie seh'n das Kreuz von Rosen dicht umschlungen“.

Wie nun die Religion eines Menschen den leuchtenden Mittelpunkt bildet von dem alle seine Lebenstendenzen ausgehen und sich wie einzelne Strahlen abscheiden, so wird uns auch der gewonnene Aufschluß über Goethes Christenthum zum Schlüssel für andere Seiten seines Wesens und Wirkens, seines Wollens und Schaffens, welche in jenem Gedichte nicht berührt sind. Es sei mir gestattet, nur Weniges hierüber anzudeuten. Wir fanden das von Goethe so sicher ergriffene und bewußtvoll geförderte protestantische Ideal geschichtlich vorgezeichnet durch das Zusammenwirken des deutschen religiös-reformatorischen Geistes mit dem Geiste der italienischen Renaissance, welche ihrerseits nach den Göttern Griechenlands und nach der Sonne Homers sehnend zurückschaute. Wer möchte nun verkennen, daß wir dem gleichen Bunde die herrlichsten Idealschöpfungen unseres Dichters verdanken, Gestalten, welche unvergänglich dem deutschen, ja dem europäischen Leben eingepflanzt sind, bildend, befruchtend, erziehend unablässig in uns nachwirken? Seine Männergestalten haben in mehr indirecter Weise diese Wirkung, indem sie nicht sowohl das zu erreichende Ideal selbst, als das bewußte Ringen und Streben zum Ausdruck bringen, jene scheinbar so entgegengesetzten Culturelemente zur harmonischen Einheit zusammenzuzwingen: wie sich denn im zweiten Theile des Faust dieses Streben der Vereinigung des Christlich-Germanischen mit dem Antiken in dem Raube der Helena ein ausdrückliches Sinnbild schuf. Direct tritt uns das Gewollte in den Frauengestalten entgegen. Goethes Iphigenie, seine Dorothea, seine Eleonore von Este sind uns der Ausdruck eines Lebens, wie wir es selbst leben und um uns sehen möchten, der Ausdruck eines christlichen Seelengehalts, der in antiker Schönheit Fleisch wird, nicht mehr schmerzvoll sich der Natur entwindet, sondern in das Naturleben selbst verklärend und heiligend sich ergießt. Und ein überaus wichtiger Schritt ist von Goethe in dieser Wiedergeburt der Natur aus dem Geiste über den Pietismus hinaus gethan. Dieser litt ja immer noch gar sehr an der mittelalterlichen Entgegensetzung des Weltlichen und des Heiligen, und verleitete dadurch zu jener hochmüthigen oder ängstlichen Beschränktheit, die unter dem Namen „Welt" oder „weltliche Dinge" Alles verachtet und hinter sich läßt, was nicht in directester Weise sich als Beschäftigung mit Gott ankündigt, die Güter der Natur und edler Geselligkeit, ja Wissenschaft und Kunst, mißtrauisch nur auf ihre verführerischen Seiten hin beurtheilt, und zuletzt in den mönchischen Cynismus zurückwirft, der überall Schuld sieht, weil er die Unschuld im eigenen Gefühle nicht kennen gelernt hat. Daß wir Unendliches im Gegensatze zu diesen Richtungen für die Ausgestaltung des modernen Lebensideals Goethe verdanken, wer kann es leugnen, der ihn unbefangen auf sich wirken ließ? —

Wir haben zum Schlusse nun noch zweier Verwendungen unseres Sinnbilds zu gedenken, die in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fallen, und ohne Zweifel dem Vorgange Goethes folgen, so daß auch sie zuletzt in Luthers Petschaft ihre Wurzel haben würden. Der Philosoph

Hegel nennt gelegentlich in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts" von 1820 (in der Vorrede; Werke VIII. S. 19) die Vernunft die Rose im Kreuze der Gegenwart: durch Vernunft, meint er, würde alles Leid und Uebel aufgehoben, indem der Vernünftige erkennen werde, daß es im großen Zusammenhange des Universums kein Uebel gebe, sondern Alles seine im höchsten Sinne berechtigte Stelle einnehme; so opfere auch der Vernünftige seine subjective Freiheit gern dem großen Ganzen auf und gewinne dadurch erst die wahre Freiheit. Die Aufhebung des Leides, die Versöhnung, den Frieden verheißt hier der Philosoph als den Ertrag einer begreifenden Erkenntniß; ein Dichter dagegen verheißt uns unter dem gleichen Symbol die gleichen Segnungen als Endziel der menschlichen Culturarbeit, als Frucht von Jahrtausenden qualvollen Ringens und feindseliger Kämpfe. Es ist Anastasius Grün in seiner schönen Parabel „Fünf Ostern" (enthalten in seinen unter dem Titel „Schutt" 1835 veröffentlichten Dichtungen). Er erzählt uns, daß nach einer orientalischen Sage Christus jährlich am ersten Ostermorgen auf dem Oelberg erscheine, um die Stätten seines Leidens und Wirkens wiederzusehen; fünf solcher Besuche werden uns geschildert, deren letzter jedoch von der Phantasie des Dichters aus ferner Zukunft vorausерschaut ist, während die anderen in der Vergangenheit liegen. Der erste zeigt die Verwüstung des heiligen Landes nach Jerusalems Zerstörung, der zweite die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, der dritte die Herrschaft des Islam, der vierte den Streit der christlichen Secten am heiligen Grabe. Dagegen entrückt uns am fünften Ostern der Dichter in ein idyllisches, glückliches Familien-Daheim ferner Zeiten, das sich auf dem Berge Golgatha Raum geschaffen; spielend graben die Kinder einen eisernen Gegenstand aus, den weder sie, noch die Eltern, noch die Nachbaren erkennen, auch nicht der älteste Greis.

„Wohl ihnen allen, daß sie's nimmer kennen!
Der Ahnen Thorheit, längst vom Grab verzehrt,
Müßt' ihnen noch im Aug' als Thräne brennen!
Denn, was sie ausgegraben, — war ein Schwert!"

Sie bestimmen es zur Pflugschaar. Ein anderes Mal stößt der Spaten der Arbeitenden auf ein Steingebilde von räthselhafter Form; Niemand kann es deuten.

„Ob sie's auch kennen nicht, doch stehts voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ewigem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen,
Denn, was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!

Sie sah'n den Kampf nicht und sein blutig Zeichen;
Sie sah'n den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sah'n den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sahn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
 Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
 Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
 Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
 Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr".

Es ist schwer, von dem Eindrucke dieser ergreifenden Verse sich loszureißen, um sich auf die Zustände und Stimmungen der Zeit zu besinnen, in der wir leben. Thun wir es dennoch, so werden wir freilich nicht nur mit Wehmuth und Trauer, sondern auch mit dem Lächeln über vergangene Kindheitsgefühle von dieser Hoffnungsfreudigkeit und idyllischen Schwärmerei früherer Jahrzehnte scheiden. Gewiß, die Erde wird niemals ein Paradies werden, und der Glaube, der das Paradies ersehnt, wird es jenseits des irdischen Daseins zu suchen haben. Aber sollte nicht unsere geistige, sittliche und Gefühlsentwickelung seit jenen Tagen allzusehr in's Gegentheil umgeschlagen sein? Dem religiösen, philosophischen, poetischen Idealismus ist zunächst der politische, sociale und materielle Realismus gefolgt, der einst im Gegenschlage gegen die Richtung der Romantiker sogar dem Dichter die Anweisung gab, das deutsche Leben bei der Arbeit aufzusuchen, aus der scheinbar nur „prosaischen" Sphäre des Pflichtlebens die Stoffe der Romandichtung zu schöpfen. Als jüngste Phase deutschen Denkens und Sinnens hat sich sodann im Gegensatze zu jenem naiven Optimismus ein verzweifelter Pessimismus aufgethan, dem die Erde nur ein Jammerthal ist, ja das Weltdasein überhaupt eine zu sühnende Schuld. Sollten wir nicht hier bekannte Gesichtszüge vor uns sehen, in die wir noch vor Kurzem geblickt haben? Ist es nicht der mittelalterliche und der pietistische Weltbegriff, in den uns der Pessimismus zurückschleudert? Auf der anderen Seite erhebt Rom sein Haupt; die Kirche des Mittelalters sieht in dieser Rückkehr zu ihren Geleisen nicht sowohl die „Selbstauflösung des Christenthums", als vielmehr die Selbstauflösung des Protestantismus. Bald wird er ihr reif scheinen zum Zugreifen.

Auch der stoische Idealismus des sich selbst genügenden Pflichtbewußtseins kann den Pessimismus nicht überwinden. Wer wird den Adel der Pflicht verkennen? Aber die Pflicht bedarf der Vorstellung erreichbarer Endziele, um deren willen sie Pflicht ist. Wird das sittliche Wollen und Pflichtleben selbst als solches Endziel gefaßt, so dreht man sich im Kreise und entbehrt jeder Antwort auf die Frage, was denn nun zu wollen Pflicht sei. Ein Endziel, ein Gut, ist immer nur im Gefühl einer Befriedigung vorhanden. Das Pflichtleben selbst kann uns nur dann als ein Gut, als Quell der Befriedigung erscheinen, wenn es verbunden auftritt mit Gefühlen der Befriedigung; aber wir werden dann leicht erkennen, daß diese Gefühle nicht in der Pflichtmäßigkeit des Wollens

als solcher, sondern in der lebendigen, harmonischen Kraftentfaltung unserer Seele ihren Grund hatten, und in der liebevollen Hinneigung, in der sympathischen Verschmelzung mit Anderen, denen unser Pflichtleben gilt. Diese und andere Seelengüter sind es, von denen wir wohl glauben möchten, daß eine Fülle des Reichthums in ihnen liegt, welche das Kreuz des Lebens beinahe ganz überwachsen kann. Sollte etwa gerade daraus unser moderner Pessimismus entstanden sein, daß jene dem einstigen poetischen Idealismus gefolgte Zeit der realistischen Arbeit allzu gründlich aufgeräumt hat mit der Pflege der Seelengüter, die einem edlen, tiefen Gemüthsleben verdankt werden? Rastlose Bethätigung nach Außen muß das innere Leben aushöhlen und durch Verscheuchen jedes glücklichen stillen Moments einen Gesammtzustand von Unbefriedigung und Mißbehagen schaffen. Könnten wir es dahin bringen, daß ein reiches, seelenvolles Innenleben wieder den hohen Rang bei uns einnähme, den es zur Zeit unsrer größten Dichter hatte, so würde, meine ich, der Faden leicht wieder gefunden werden, der, wie es scheint, jetzt abgerissene Faden, dessen Fortspinnung durch die Jahrhunderte seit der Reformation sich in der Geschichte der Lutherrose uns im Kleinen abspiegelte.

Bibliographie.

Ad. von Conring, Marocco, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse ꝛc. Aus neuester eigener Anschauung geschildert. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marocco 8. VIII. u. 334 S. Berlin, 1880 Gustav Hempel. ℳ 8.—

Die von dem Verfasser gewonnenen Anschauungen sind das Ergebniß einer im Jahre 1878 unternommenen fünfmonatlichen Reise durch die marocсanischen Länder. Der sichere, schnell erfassende Blick des Soldaten hat es dem Verfasser ermöglicht, sich in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, freilich begünstigt durch eine Reihe äußerer Umstände, eine umfassende Kenntniß des von ihm geschilderten Landes und seiner Eigenthümlichkeiten anzueignen. Was Herr von Conring erzählt, macht den Eindruck des Treuen, des richtig Geschehenen. Eigentlich Neues erzählt er nicht, aber die Dinge haben sich ihm in eigenthümlicher Beleuchtung gezeigt und er weiß seine Eindrücke in schriftstellerisch so guter Form wiederzugeben, daß das Buch selbst dort noch Gefallen erregen wird, wo das Geschilderte als bekannt vorausgesetzt werden darf. In der Schreibung der Eigennamen wäre größere Consequenz zu wünschen gewesen. Die Ausstattung des Buches ist gut.

Carl Krause, Helius Eobanus Hessus sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände 8. XVIII. und 703 S., mit dem Portrait Eobans Gotha, 1879, F. A. Perthes.

Die vielfachen Specialforschungen, deren sich in neuerer Zeit die Geschichte des deutschen Humanismus zu erfreuen hat, sind ein Beweis, daß das Interesse an jener großen Epoche stark im Zunehmen begriffen ist. Trotz einer Reihe trefflicher Arbeiten auf diesem Gebiete — es sei nur an Strauß' Hutten, an Kampschulte's Geschichte des Erfurter Humanismus, an Geiger's Reuchlin erinnert, — bleibt jedoch noch immer viel zu thun übrig. Selbst der bedeutendste Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Erasmus, hat noch keinen würdigen Biographen gefunden. Ebenso ist auch der größte Poet der Reformationszeit, den man den modernen Ovid nannte, Eobanus Hessus, von der gelehrten Forschung bisher nur stiefmütterlich bedacht worden. So glaubt der Verfasser der vorligenden Biographie für Viele eine willkommene Gabe zu bieten, wenn er das Leben des Poetenkönigs auf Grund sorgfältiger, jahrelanger Quellenstudien in ganz neuer und möglichst erschöpfender Bearbeitung vorlegt. Ebenso wie das dem Werke beigegebene Bildniß Eobans (von einem namhaften Erfurter Meister, Hans Brosamer) hier zum ersten Male aus dem Staube der Bibliotheken an's Licht gezogen worden ist, so scheint auch das Leben des Dichters in fast allen Beziehungen neu gestaltet. Sämmtliche einigermaßen bedeutende Schriften Eobans haben dem Verfasser in ihren Originalausgaben vorgelegen und sind im Anschlusse an die Biographie in chronologischer Folge besprochen. Von handschriftlichem Materiale sind die Mutianischen Briefe aus der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., eine größere Anzahl Eobanischer Briefe aus der Camerarischen Sammlung in München und aus der Herzogl. Bibliothek zu Gotha, zwei aus der Vadianischen Bibliothek zu St. Gallen und aus der Königl. Bibliothek zu Fulda, einige Actenstücke aus dem Königl. Staatsarchive zu Marburg, endlich die verschiedenen Universitätsmatrikeln benutzt worden. Von letzteren hat namentlich die Erfurter eine reiche Ausbeute gewährt.

Der Verfasser ist an die Lösung seiner Aufgabe mit unverkennbarem Geschick herangetreten und insbesondere der culturgeschichtlichen Bedeutung Eobans ist er mehr als irgend einer seiner Vorgänger gerecht geworden. Er hat das volle Bild von dem reichen Geistesleben eines Mannes geliefert, der ein Decennium hindurch an der Spitze eines großen Humanistenbundes gestanden, für die wissenschaftliche, nationale und religiöse Wiedergeburt seines Vaterlandes in weiten Kreisen gewirkt hat, der endlich unter meist kläglich zerrütteten Verhältnissen die von dem ganzen Jahrhundert angestaunten metrischen Uebersetzungen des Theokrit, der Ilias, des Ecclesiastes und der Psalmen schuf. Die Ausstattung des Buches ist vornehm.

Rabelais, Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. 2 Bände. 8. 495 und 428 S. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Gebunden.

Professor Gelbcke hat sich durch diese neue Uebertragung von Rabelais' unvergänglichem Werke ein nicht geringes Verdienst erworben. Die erste deutsche Gesammtübersetzung des „Gargantua und Pantagruel", ist eine in ihrer Art unübertroffene und besonders durch ihre Anmerkungen überaus werthvolle Arbeit. Sie sprach indessen durch den, wenn auch mit Ansicht und Gewandtheit durchgeführten archaisirenden Stil weniger an und ist übrigens längst aus dem Buchhandel verschwunden. (Sie erschien in den Jahren 1832—1839 in einem Umfange von etwa 2500 Seiten, wovon 1500 auf die Anmerkungen entfallen). Dies hat sich als eine Lücke fühlbar gemacht, weil nur Wenigen die Lectüre des Originals möglich ist; die veralteten Wort- und Satzformen an sich, dann aber auch die Kühnheit, womit Rabelais den Sprachschatz bis zu seiner untersten Hefe durchwühlt und die geniale Neubildung und Umbildung von Wörtern bieten Schwierigkeiten, die nur durch specielle Studien überwunden werden können. Professor Gelbcke in St. Petersburg, der an diese Arbeit eine lange Reihe von Jahren gewendet, ist uns bereits durch treffliche Uebertragungen von Sternes „Tristram Shandy" und von Shakespeares „Sonetten" bekannt. Seine neueste Arbeit verdient neben den Meisterwerken der Uebersetzungskunst genannt zu werden, neben seinem Vorgänger Regis, neben Baudissins Nachdichtungen und neben Ernst Dohms genialer Uebertragung der Fabeln Lafontaines. Er unternahm die Uebersetzung des Rabelais erst in vorgerücktem Alter. Wir möchten das Buch auch nur in den Händen gereifter Männer sehen, dort wird es seine rechte Würdigung finden; denn sein unerschöpflicher Humor kann nur zu voller Wirkung gelangen, wo man dem geistvollen Pfarrer von Meudon die rücksichtslosen Ausdrücke nicht als Verbrechen anrechnet. Daß Gelbcke diese nicht umschrieben oder gar weggelassen hat, sei ihm als ein besonderes Verdienst angerechnet. — Die Ausstattung der beiden Bände ist durchaus anständig.

Emil Palleske, Die Kunst des Vortrags. 8. XIV. u. 343 S. Stuttgart 1880. Karl Krabbe. ℳ 3.60

Inhalt: Jugendgeschichte meines „R". — Jugenderinnerungen einer Lunge. — Die Phantasie. — Ueber den Werth musikalischer Kunstübungen. — Sprachliche Kunstübung. Vorlesen. — Die Stimme. — Die Aussprache. — Von der Betonung. — Recitiren; Declamiren. — Takt und Maß. — Vortrag von lyrischen und epischen Dichtungen; Balladen. — Vorlesen von Dramen. — Lesen mit vertheilten Rollen. — Die deutsche Bühne als Leseschule. — Das Seminar als Leseschule. — Römische und Reuter-Vorlesungen.

Man weiß, daß Emil Palleske zu den besten und erfolgreichsten Vorlesern der neueren Zeit gehört, auf dem besonderen Gebiete zu den berufensten Nachfolgern Ludwig Tiecks und Karl von Holteis. Sein Werk, die „Kunst des Vortrags" gehört somit zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstler- und Vorleserberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptsachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielender Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslectüre zu rechnen ist. Er will vor Allem den Gegenstand als einen Zweig der Aesthetik behandelt sehen und sucht eben deshalb auch eine ästhetische Form für dieses Thema, damit der Leser nicht an dieser Form vermisse, was das Buch als Aufgabe der Vortragskunst predigt. Es ist für Jeden

geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für Alle welche auf wirklichen Schulbänken sitzen, oder vor solchen zu lehren haben. Indem es die Einheit und Schönheit der Aussprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Indem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nöthig sind, anregt und für solche Schulung Winke giebt, ist es ein anregender Rathgeber für Alle, welche Sprecher von Beruf sind; auch für Sänger und Musiker, soweit sie mit dem gesprochenen Wort zu thun haben, oder mit den Organen, welche für Sänger und Vorleser von gleicher Wichtigkeit sind.

Alfred von Reumont, Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild. 8. XVI u. 462 S. Gotha, 1880 F. A. Perthes. ℳ 9.—

Einer der ausgezeichnetsten Kenner der Geschichte des modernen Italien, der wie wenige eingeweiht ist in die Geschichte der politischen, socialen und geistigen Bestrebungen, welche auf der apenninischen Halbinsel während des letzten halben Jahrhunderts zum Ausdruck gelangt sind, bietet hier die Lebensbeschreibung eines der bedeutendsten Männer des neueren Italien und damit ein umfassendes Gemälde der socialen und literarischen wie der politischen Zustände Toscanas, und stellenweise anderer Theile der Halbinsel, besonders in den mit 1820 beginnenden Decennien. So bildet das Buch gewissermaßen eine Zugabe zu der von dem Verfasser in der Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Sammlung herausgegebenen „Geschichte Toscanas". Vierzigjährige Bekanntschaft mit Capponi hat den Stoff zu der Schilderung geliefert, welcher auch in der soeben erschienenen italienischen Biographie Gino Capponis von M. Tabarrini enthaltenen Mittheilungen aus den Familienpapieren zu verwerthen vergönnt ist. — Eine Biographie im eigentlichen Sinne will Reumonts Buch nicht sein. Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt, gruppirt sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im Einzelnen skizzenhaft, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag. „Schon deshalb hätte Memoirenform nahegelegen", meint der Verfasser, „wenn dieselbe auch nicht in Folge vieljährigen Zusammenseins und vertrautester Beziehungen zu Dem natürlich erschienen, dessen Lebensgang den Faden liefert". Aus diesem Grunde bittet der Verfasser den Leser um Entschuldigung, wenn in dem Buch das „Ich" häufig vorkommt. Uns will dies im Gegentheil ein Vorzug des Buches scheinen, wo eine so reichbegabte und bedeutende Individualität, wie die Reumonts, sich die Schilderung einer congenialen Persönlichkeit zur Aufgabe gestellt hat, mit der sie durch gleiches Streben und durch lebenslange Freundschaft verbunden sei. Und in der That ist Reumonts Buch dort am meisten fesselnd und anregend, wo das entschuldigte „Ich" zur größeren Geltung gelangt. — Die Arbeit ist eine wahrhafte Bereicherung der Memoirenliteratur und ein nach vielen Richtungen höchst schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der modernen italienischen Entwicklung.

Hugo Wittmann, Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen. (Ein Held. — Stadt und Dorf. — Gericht und Schicksal. — Wie sie ihre Frauen kriegten. — Eduard und Emilie — Zwei Festtagsblätter. — Sacrament und Grammatik — Moderne Pariser Familienbilder). 8. 258 S. Berlin, 1880, Freund und Jeckel.

Hugo Wittmann gehört zu den angesehensten Feuilletonisten Deutschlands, Geschmack, Bildung, Weltkenntniß und ein leichter Anflug von reichem Humor sind charakteristische Merkmale seines Wesens. Dazu kommt ein feines Gefühl für die künstlerische Form und ein ungewöhnliches Maaß schriftstellerischen Könnens, das seine stärksten Wurzeln in französischen Boden gesenkt hat und aus diesem seine Eigenart gewinnt. Die in vorliegendem Bändchen vereinigten Erzählungen und Skizzen weisen alle charakteristischen Merkmale des Feuilletonisten auf.

M. Joel. Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts. I. Der Talmud und die griechische Sprache nebst zwei Excursen. a. Aristobul, der sogenannte Peripatetiker. b. Die Gnosis. 8. VII und 177 S. Breslau, 1880, S. Schottlaender.

Diese neue Arbeit des ausgezeichneten Kanzelredners und hervorragenden Exegeten wendet sich zwar in erster Linie an ein specifisches Interesse. Die Darstellung des Verfassers ist jedoch so klar und durch-

sichtig, seine Sprache die des Mannes, der zu weiten, gebildeten Kreisen zu sprechen gewohnt ist, daß auch der dem behandelten Gegenstande Fernerstehende den scharfsinnigen und richtigen Untersuchungen wird zu folgen vermögen. Der zweite Abschnitt, in welchem von dem wechselnden Verhalten des Talmudlehrer gegenüber der griechischen Sprache die Rede ist, erscheint uns besonders anregend — das Buch ist vortrefflich ausgestattet.

Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Costümezeichner an den Königl. Hoftheatern in Berlin und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 1. Lieferung. Leipzig. J. G. Bachs Verlag. II. Aufl. Lfg. 1. S. 1—16.

Bis in das abgelaufene Jahrzehnt hinein bildeten die großen und unvergleichlichen Costumwerke der Franzosen die einzige Quelle für den Künstler, wie für den Ethnographen bei etwaigen Studien. Erst in den letzten Jahren beginnt Deutschland auch auf diesem Gebiete dem französischen Nachbar ebenbürtig an die Seite zu treten. Ein Blick auf dieses Werk, welches in hundert chronologisch fortlaufenden Tafeln ungefähr siebzehnhundert äußerst sorgfältig in Farbendruck ausgeführte Figuren liefert, wird genügen, um die Wahrheit des Gesagten zu erhärten. Es ist jetzt endlich in Deutschland auch den weniger Bemittelten oder den großen Centralpunkten ferne Wohnenden möglich, sich durch Anschaffung dieses Prachtwerkes über Entwicklung und Umgestaltung der Trachten zu unterrichten. Welche Fülle von Anregungen und Gedanken, neuen praktischen Gesichtspunkten daraus für Jedermann zu schöpfen sind, ist ohne Weiteres klar. Es möge genügen, das deutsche Publikum hiermit auf das Erscheinen des Werkes genügend vorbereitet zu haben.

A. von Schweigger-Lerchenfeld. Das Frauenleben der Erde. Lexikon-Oktav. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt. 1—3 Lieferung oder Seite 1—96. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag. Vollständig in 20 Lieferungen à ℳ 0,60.

Die vorliegenden Lieferungen gestatten bereits einen tieferen Einblick in den trefflichen Inhalt und die bildliche Ausschmückung des an das Interesse weiterer Kreise sich wendenden Werkes. Das „arabische Frauenleben" in Vergangenheit und Gegenwart ist anschaulich und mit formaler Gewandtheit geschildert, nicht minder die moslimischen Familien- und Gesellschafts-Einrichtungen. Die Darstellung ist durchaus im guten Sinne volksthümlich und beruht auf sicherer Betrachtung des reichen Stoffgebiets. Die Ausstattung der Hefte entspricht dem guten Rufe der Verlagsfirma.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Schutz-Marke

CARLSBADER STADT-WAPPEN

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Band 14. — Heft 41.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

August 1880.

Inhalt.

Seite.

George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest 145

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti) 187

Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle 218

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann 244

M. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer 268

Bibliographie 278

Hierzu das Portrait Kuno Fischer's, Radirung von Wilh. Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — August 1880. — 41. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kuno Fischer.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Rumänische Gesellschaft.

Scenen aus Bukarest

von

George Allan.

— Bukarest. —

Fürst Fermanu gab seinen großen Winterball, mit dem der Carneval abschloß.

Das alte Bojaren-Palais, aus der Zeit seines Vaters, des regierenden Fürsten Nicolaë lag im Hintergrunde des Hofes; rechts und links von dem hohen Eisengitter, das denselben von der Straße trennte, standen die Wachthäuser, in denen sich zur Regierungszeit des Fürsten Nicolaë die Leibwache befand. Jetzt waren sie verödet und nur durch die Pechfackeln erkennbar, die ein helles, wenn auch unheimliches Licht auf die Einfahrt-Pforten warfen. Die Rampe des Palais war durch Gasflammen glänzend erhellt. Wagen um Wagen fuhr seit 10 Uhr vor, ganz Bukarest war geladen und ganz Bukarest hatte sich eingefunden.

Im dritten Zimmer des ersten Stockwerks, dessen Niedrigkeit bei der Pracht der Einrichtung merkwürdig auffiel (es war eben ein alter Palast), inmitten dunkelroth ausgeschlagener Möbel, vor einer Gruppe prachtvoller Gewächse, stand die Fürstin Zoë Fermanu im Schmuck ihrer Jugend und Schönheit. Eine hohe, volle Gestalt, glänzende blaue Augen, wellige blonde Haare und eine stark gebogene Adlernase gaben ihr einen Herrschertypus. Ihre lichtweiße Toilette war trotz ihrer anscheinenden Einfachheit überaus kostbar, Perlenschnüre umwanden das Haar, den Hals und die wunderschönen Arme, auch das Kleid war um den Ausschnitt mit einer Perlenreihe geschmückt. Sie empfing die Damen, die ihr Gatte am Arm zu ihr hineinführte, mit verbindlichem Lächeln und grüßte mit freundlicher Anmuth die Herren, die an ihr vorbeidefilirten.

„Da ist er, der Held des Tages, Zoë, ich stelle Dir in meinem Freunde Vulteano die Zukunft Rumäniens vor“, rief der Fürst, während

die Fürstin erst Frau Vulteano begrüßte und dann, sich zu Herrn Vulteano wendend, sagte:

„Ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß sie nach der angestrengten Debatte gekommen sind! Nun ist mein Fest erst festlich, Bukarest hätte mir einen Abend ohne Sie nie verziehen!"

„Mir scheint in Ihrem gütigen Wort der Mann ein wenig unter dem Redner zu leiden, Prinzessin!" erwiderte Vulteano.

Ehe sie etwas entgegnen konnte, kamen andere Gäste, und die Fürstin glaubte geistreich genug gewesen zu sein.

Olga Vulteano trat in den Tanzsaal ein. Von allen Seiten beeilte man sich, sie wegen ihres Mannes glänzender Kammerrede zu beglückwünschen, dann wegen ihrer geschmackvollen, hellgrünen Toilette, und schließlich näherten sich ihr die um einen Tanz Bittenden. Olga war sehr zufrieden. Ihr dunkelbraunes Auge strahlte froh auf das ihr vertraute, bunte Ballleben, ihr Mund lächelte und ließ die Spitzen der kleinen, weißen Zähne sehen. Sie machte den Eindruck einer hübschen und angenehmen Frau, ihr ganzes Wesen athmete eine gewisse Ungezwungenheit und Seelenruhe. Ihr braunes Seidenhaar, merkwürdig weich und anschmiegend, schmückte kunstvoll den klassisch kleinen Kopf; wäre ihre leicht gebogene Nase nicht ein wenig zu groß gewesen und hätte eine nervöse Beweglichkeit um den Mund nicht von starker Sensitivität gesprochen, würde man sie für recht unbedeutend gehalten haben — „eine hübsche Frau", weiter nichts.

„Ich möchte erst ein wenig mit Marie Murano plaudern", wandte sich Olga an Veresco, den schlanken, blonden Herrn, dem sie an der Thür den Arm gereicht, „sodann führen Sie mich zu Ihrer Frau und später wollen wir die Quadrille tanzen; Rundtänze tanze ich heute nicht".

Veresco war ein Freund ihres Mannes und galt für Olgas treuesten Anbeter.

Frau Maria Murano hatte wirklich gerade einen Augenblick Zeit und diesen benützend sagte ihr Olga flüsternd:

„Denke Dir, dieser unverschämte Baloglu hat an Sofies Mann einen Brief geschrieben, er verbäte sich, nach Allem, was mit Stavros vorgefallen sei, daß sie noch in sein Haus kämen. Thu' mir den Gefallen und ignorire ihn vollständig, das sind wir Sofie schuldig".

„Dieser Baloglu! Man merkt ihm doch den Parvenü an", entgegnete Frau Murano, und während sie ihre Freundin zu rächen versprach, lorgnettirte sie durch den ganzen Saal nach ihm.

Olga ging jetzt auf Frau Veresco zu, die sich am Arm des jungen Strumo gerade zum Tanz anschickte: „Euphrosine, nur einen Guten Abend, ehe Du weiterfliegst. Bist Du Sonnabend bei Félicie?"

„Bei Félicie, wo man Brescos neues Stück liest und ich womöglich zwei Stunden still sitzen und aufpassen soll? Da zieh' ich die Traviata vor.

Vielleicht komme ich nach dem Theater. Ist Dein Bruder Costica da?" flüsterte sie leise.

„Ich denke, er wollte kommen", entgegnete Olga zögernd.

„Dann erscheine ich also bald nach Elf!" und die übermüthige, glänzend schöne Frau wirbelte im Tanz davon.

Cardineanu und Veresco bewarben sich bei Olga um die Ehre des nächsten Tanzes. Veresco trat zurück, da Lanciers und nicht Quadrille gespielt wurde, und nur eine solche ihm versprochen worden war.

„Ihr Gatte hat superb geredet", begann Cardineanu das Gespräch; „das Ministerium ist in arger Klemme, es muß sich nach diesem Angriff entscheiden und wird, wie ich stets vorausgesagt habe, wegen seiner Russenpolitik fallen. Niemand im Lande will den Krieg".

„Meinen Sie wirklich?" sagte Olga leichthin. „Aber Sie vergessen Ihr Compliment!"

„Was mag er wollen?" dachte sie, „er läßt mich doch sonst mit seiner Politik in Ruhe. Radu muß viel Chance haben, Minister zu werden und er wünscht Jemand in der Verwaltung unterzubringen".

„Sind Sie persönlich Russenfeindin?" fuhr Cardineanu fort.

„Ich?" lächelte seine Dame, aus der Tour der Moulinets zurückkehrend, „ich habe überhaupt keine politische Meinung!"

„Das machen Sie mir nicht glauben. Ich habe heute in der Kammer Ihre gespannte Aufmerksamkeit bewundert!"

„Dann werde ich Sie beim Präsidenten anzeigen, weil Sie, anstatt aufzupassen, uns Damen beobachten und noch dazu schlecht, denn sonst hätten Sie merken müssen, daß ich mir den Kopf zerbrach, ob Elise Radescus Toilette Faille oder Cachemire war. Ich dachte schon daran, den Augenarzt zu consultiren, weil mir doch sonst auf so kurze Entfernung keine so wichtigen Zweifel kommen. Doch jetzt sind Sie erlöst! Führen Sie mich ein wenig zur Fürstin, sie sieht heute brillant aus, und wie gut ihr die nicht gespielte Apathie steht!"

Die Prinzessin ging von Gruppe zu Gruppe. Die Herren sprachen meistens von Politik, unter den gemischten Gruppen war die Unterhaltung zu räthselhaft für einen Augenblickszuhörer: Witze, Spielereien, Andeutungen. So begnügte sie sich meistens mit einem hingeworfenen Wort und ihrem angenehmen Lächeln und ging weiter.

„Welch' beneidenswerther Fächer! Er bedeckt seit fünf Minuten die eine Hälfte Ihres Gesichtes!" Damit trat Radu Bulteano an die stolze, junge Wittwe Catarina Glogorno heran.

„Brauchten Sie diese Redensart, um mir Guten Abend zu sagen?"

„Ich vermochte bisher nicht, den Kreis Ihrer Verehrer zu durchdringen!"

„Nein, Sie waren zu voll von Ihrer Politik, um sich um eine Frau zu kümmern", sagte sie hart.

„Muß ich es Ihnen erst sagen, wie gleichgiltig mir politische Erfolge sind?"

„Wirklich gleichgiltig?" entgegnete sie schnell. „Mir war so bange, als ich Sie bewundert und umgeben sah, daß Ihr Herz daran hinge!"

„Aendert sich das Männerherz so plötzlich?" fragte er, ihr zärtlich in die Augen schauend.

„Sie sah sich scheu um, dann antwortete sie: „Und warum haben Sie geredet, ohne mich zu benachrichtigen, für wen war es?"

Er lächelte ein wenig bitter.

„Sind sie stets dieselben, die Frauen, immer voller Persönlichkeit?"

Frau Glogorno wandte den Kopf ein wenig und sagte laut: „Herr Mereanu!" Als dieser heran trat, fuhr sie fort: „Was ist Ihre Meinung, Herr Bulteano behauptet eben, Coppée würde Musset nie erreichen, Sie kennen ja unsern Freund, er ist immer mehr mit allem Anderen, als mit seinen Erfolgen beschäftigt". Mereanu gab, wie aufgezogen, eine ganze Abhandlung über die neue französische Literatur zum Besten, während Radu Bulteano sich nach einigen Minuten zurückzog.

„Wenn es Krieg giebt, ziehe ich mit, ich kann das Leben mit Deinem Hohn nicht ertragen", sagte Joan Maraschesco zur schwarzen Coralie Bresco, seiner Cousine.

„Wenn Du mit in den Krieg ziehst, thust Du es, damit Dir Dein Gut nicht Schulden halber verkauft wird, sondern Du von dem Moratorium profitiren kannst!" erwiderte sie.

Er lachte und sie lachte, und Beide gingen dann an's Büffet, Eis zu schlürfen.

Man tanzte jetzt Quadrille. Veresco erbat sich Olgas Hand. Die ersten Takte tanzten sie schweigend. Olgas Augen schweiften suchend durch den Saal, ihr Mann war aber nicht zu sehen, er tanzte nie; ihre ganze alltägliche Welt streifte sie so mit Blicken, und es überlief sie ein nervöser Schauer. Sie lehnte ihren Kopf einen Augenblick an die Wand hinter ihr, und sagte, tief in Verescos Augen schauend:

„Wie gleichgültig ist mir die Welt, wie ekelt mich Alles an! Plötzlich, urplötzlich, mitten in der rauschenden Musik überkommt mich ein Gefühl der Verzweiflung".

Er sah sie besorgt an:

„Wie kommen Sie, gerade Sie, zu solchen Gedanken? Sie müssen sich übermüdet haben meine Freundin. Den ganzen Tag der Kammerdebatte folgen, Mittagsgäste empfangen und dann die Nacht durchtanzen, das ist zu viel, selbst für Ihre jugendlichen Nerven".

„Bin ich noch jugendlich? Ich habe in dem ewigen Einerlei ein Gefühl des Alters bekommen!"

„Sie darf man noch fragen: Wie alt sind Sie?"

„Ich bin im Herbst vierundzwanzig Jahre alt geworden. Man sagt so oft, daß die Frau erst in dieser Zeit sich zu ihrer vollen Blüthe entfaltet, ich hoffe, das ist ein Irrthum, denn sonst bedeutete bei mir die Blüthe den Weltüberdruß!“

„Und muß das nicht in unseren Verhältnissen die Folge jeder tieferen Weltanschauung sein? Bei uns rettet nur Eines vor Schmerz, das ist „die Todesgleichgiltigkeit“, in der wir erstarren, wenn ich das schöne Wort Ihres Mannes gebrauchen darf . . .“

„Wir führen merkwürdige Ballgespräche“, unterbrach ihn Olga mit der instinctiven Furcht der Frau vor Denktiefe. „Sagen Sie mir lieber, was Ihr Junge macht?“

Eine Wolke zog vor Verescos Auge. Sah er sein kleines, den Dienstleuten überlassenes Kind vor sich, oder war ihm Olgas scheinbare Reue ein ernstes Gespräch begonnen zu haben, peinlich? Er versank in Schweigen für den Rest des Tanzes, während Olga sich mit ihrem vis-à-vis neckte.

In einer Gruppe junger Männer, welche die Vorgänge von Stavros neuem Renner und die Impertinenzen von Libette, der neuen Café-Chantant-Sängerin besprochen, wurde plötzlich auch die Aussicht eines Krieges erwogen.

„Bei uns Krieg?“ sagte Vasleanu, „lächerlich! Wir sind ja keinen Schuß Pulver werth!“

„Ja“, sagte Coco, „es gab noch eine Sache, die bei uns nicht descreditirt war, das ist der Krieg, den brauchen wir, um ihn auch in's Lächerliche zu ziehen!“

„Ich gehe jedenfalls mit“, sagte Stavros, „wir haben lange genug Soldaten gespielt, um uns zu schämen zurückzubleiben“.

„Wird Bulteanos Appell an den Patriotismus der Regierung nützen?“ fragte Bresco seinen Freund Cardineanu.

„Wenn wir ein ander Land wären, würde er nicht so verhallen!“

„Ich glaube“, sagte Murano herantretend, „ich glaube, daß Bulteano vom Ausland bezahlt war, so zu reden?“

„Ach! — Wirklich? Im Uebrigen, bei uns ist Alles möglich!“

„Nach dem, was ich auf den Tribünen gehört, scheint mir, daß die Regierung ihn selbst veranlaßt hat, sie anzugreifen“, meinte Baloglu.

Fürst Fermanu, der hinzutrat, war aber der Ansicht, daß Bulteano einzig und allein um an's Ministerium zu kommen, geredet habe. „Für Rußland, gegen Rußland, das ist ihm ganz einerlei“.

Und sie traten sämmtlich noch ein Mal an Radu Bulteano heran, um ihn wegen seiner muthigen, patriotischen Rede zu beglückwünschen.

Nach einer Stunde, gegen vier Uhr, fuhr dieser mit seiner Frau nach Hause.

„Welch mächtigen Eindruck Deine Rede gemacht hat, Radu“, sagte Olga zärtlich. „Alle waren voll Deines Lobes“.

„Ich glaube, sehr oberflächlich“, entgegnete er. Sie lachte ein wenig bitter auf:

„Oberflächlich! Ist irgend etwas bei uns anders, als oberflächlich! Meinst Du nicht, daß es mir das Herz bricht, wenn ich sehe, wie Du Deine Jugendkraft, Dein Genie einem Lande, einem Volke weihest, das nie im Stande sein wird, dieses unendliche Opfer zu begreifen?“

„Gehörst Du nicht auch zu meinem Volke und Veresco und die vielen anderen Freunde?“

„Die nichts als Neid für Deine Größe haben! Und was das Schlimmste ist, Du rettest uns auch nicht mehr!“

„Liebe Olga“, sagte er sanft, „Jeder muß dem Volke, dem er angehört, sein Bestes geben und wenn es auch nur dazu wäre, daß einmal das Durchschnittsmaß seiner Nation höher ausfällt. Du hassest die Engländer aber Du liebst Shakespeare, und Shakespeare muß vertheilt werden auf alle Engländer, wenn Du die Nation beurtheilst“.

Damit fuhren sie in ihren Hof ein.

„George“, sagte die Fürstin Fermanu, als alle Gäste sich verabschiedet hatten und das Ehepaar sich in seine Gemächer zurückzog, „man sprach heute so viel von Vulteanus Rede, ist wirklich etwas daran?“

„Nein, mein Herz. Nur thut man gut, sich den Mann zum Freunde zu halten, er muß mächtige ausländische Beziehungen haben“, entgegnete der Fürst ermüdet.

Bald war Alles in dem alten Bojaren-Palais mit den modernen Bewohnern zur Ruhe gegangen.

II.

Frau Glogorno galt für eine ernste Frau. Sie interessirte sich lebhaft für Literatur, etwas für Politik, sprach viele Sprachen, brachte stets einige Monate des Jahres in Paris zu, kurz sie war eine Frau, mit der man sich gut unterhalten konnte.

„Sie muß krankhaft ehrgeizig sein!“ sagte Vulteano, als er ihr vor ungefähr einem Jahre vorgestellt worden war. Sie hatte, so lange ihr Mann lebte, ausschließlich ihre Güter bewohnt, so kam es, daß Vulteano sie nicht früher hatte kennen gelernt.

„Catarina Glogorno hat ihren Mann leidenschaftlich geliebt, daher ist sie so ernst und stolz“, sagte die Welt. Vulteano aber glaubte nicht an Leidenschaften für Verstorbene bei dreißigjährigen Wittwen mit glühenden, schwarzen Augen. Sie war ihm allmählich die pikanteste Erscheinung im geselligen Leben geworden; hätte er mehr Zeit gehabt, wären sie einander

wohl schon eher näher getreten. Seit zwei Monaten war er nun aber der häufige Gast ihres Hauses; zwei, drei Mal in der Woche fand er eine Stunde Zeit, um sie mit ihr zu verplaudern.

Am Morgen nach dem Fermanuschen Ball, — am Morgen ist in Bukarest zwischen Zwölf und Zwei — lag Catarina auf dem Sofa ihres Boudoirs. Sie bewohnte ein hübsches, einstöckiges Haus, dessen sechs Zimmer sämmtlich um einen Mittelflur lagen und sich durch ihre Wohnlichkeit auszeichneten. Die Möbel mit leichten, bunten Stoffen überzogen, viele Statuetten, Blumen und Nippsachen, helle Teppiche gleicher Muster bedeckten den Fußboden aller Zimmer. Das hellblaue Boudoir war mit Atlas tapezirt und barg einen großen Papageien-Käfig. Catarina lag in einen weichen Stoff gehüllt, ihr kohlschwarzes Haar hing lose in einem langen Netz, ihr Auge aber war so groß und glänzend, als habe sie nicht die ganze vorige Nacht getanzt.

Der Diener meldete ihr Radu Bulteano. Sie stand auf, und nachdem sie einen Blick in den Spiegel geworfen, trat sie in ihr Empfangszimmer.

Ihre Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und sie warf dem eintretenden Radu Blitze zu. Dieser, mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und nachdem sie kurz geantwortet und auf einem Divan Platz genommen, rückte er sich einen Sessel nahe an sie heran.

„Was haben Sie, Catarina?“ fragte er sanft und versuchte ihre Hand zu ergreifen.

Sie entzog sie ihm schnell: „Ich? ich habe nichts“.

In seiner Stellung verharrend, sagte Radu:

„Verzeihen Sie, daß ich so früh komme, aber mir ist über Nacht eine Art Sorge aufgestiegen. Wir sind in einer bewegten Zeit. Rücken die Russen über den Pruth, dann können die Türken leicht über die Donau kommen und einen Streifzug nach Bukarest machen“ —

„Und?“ fragte sie gleichgiltig, die großen Augen kalt auf ihn richtend, „und?“ —

„Und“, fuhr er wie geschäftsmäßig fort, „und darum müssen Sie einen Paß haben, um sicher über die Grenze zu kommen; — hier ist er!“

Catarina sprang auf und rief zornig:

„Wer hat Ihnen das Recht dazu gegeben? Wer hat sie geheißen, sich um meine Sicherheit zu kümmern? Sind Sie mein Vormund, daß Sie sich in meine Angelegenheiten zu mischen wagen?“

Radu war ein wenig erstaunt über diesen Ausbruch; er ließ es aber nicht merken, sondern sagte, indem er sich erhob, lächelnd:

„Dem Unglück kann ich ja leicht abhelfen!“

„Wie abhelfen?“ unterbrach sie, immer heftiger werdend, „nachdem Sie sich officiell in meine Angelegenheiten gemischt“.

„Vor einem Polizeischreiber!“

„Das ist nicht wahr, der Polizei-Director selbst muß unterschreiben!“

„Und indem ich für meine Frau einen Paß nahm, ließ ich auch einen für die ihr befreundete Frau Glogorno ausstellen!“

„Ich will aber nichts, weder mit Ihnen, noch mit Ihrer Frau zu thun haben!“

Radu wandte sich zur Thür. Sie sprang dazwischen: „Geben Sie mir das Papier, eher dürfen Sie das Zimmer nicht verlassen!“

Er reichte es ihr schweigend, warf dann den Kopf etwas zurück, und schaute sie ruhig an, während sie den Paß in tausend Stücke riß.

„Und wie viel haben Sie gezahlt?“ fragte sie laut.

„Nichts“.

„Pardon, ich weiß, daß man etwas zahlt“. —

„Sie wollen mir doch nicht die zehn Francs Gebühren erstatten?“

„Gewiß will ich das!“ und sie ging an eine kleine Schatulle, zählte das Geld ab und reichte es ihm.

Er warf es zu den Papierschnitzeln, dann plötzlich herantretend, erfaßte er hart ihre beiden Arme.

„So“, zischte er zwischen den Zähnen hervor, „so, nun ist die Sache vorbei — wenn Du es so willst, — so sei es auch so!“ und sie in die Arme nehmend und zum Divan tragend, schaute er sie mit weit geöffneten Augen zornig an und ihre beiden Hände immer fester drückend, bedeckte er sie mit Küssen. Sie aber schmiegte sich schweigend an ihn an.

III.

Am Sonnabend war eine große, politische Versammlung, und die beabsichtigte Lectüre von Brescos neuem Theaterstück bei Félicie Cosinescu konnte nicht stattfinden. Nur eine beträchtliche Anzahl von Damen hatte sich eingefunden und erwartete dort die Rückkehr der Herren, welche versprochen hatten, sei es auch noch so spät, den Thee bei Frau Cosinescu zu nehmen. Einige junge, der Politik ferner als der Rennbahn stehende Herren, brachten einige Abwechselung in die im Ganzen gelangweilte Gesellschaft. Erst als Euphrosine Verescu, die in glänzender Laune war, weil Costica Varollo (dessentwegen sie ihre Theaterloge unbenutzt gelassen) anwesend war, das beliebte Thema der Liebe und Treue anschlug, wurde der Ton animirt.

Olga Vulteano war verstimmt. Sie hatte ihrem Bruder Costica einen freundlichen Brief geschrieben, mit der Bitte, nicht zu Félicie zu kommen — bei seinem Leichtsinn und Euphrosinens Uebermuth wußte sie genau, was zu befürchten bestand.

Euphrosine und Costica kannten sich von Kindheit an, sie waren entfernt verwandt, beide in Paris erzogen, wo sie sich die Sonntage regelmäßig sahen, und sie waren immer gute Kameraden gewesen. Nie hatte sich eine Spur von Liebe in ihre Beziehungen gemischt, zumal Costica ein paar Jahre jünger war, und Euphrosine eine große Leidenschaft für Veresco, ihren späteren Gatten, hatte. Eines Tages — Olga hätte den Theater-Abend

bezeichnen können, — als sie in einer Loge saßen und Euphrosinens muntere Augen mit einem Mal verschleiert in Costicas schöne, schwarze, etwas zu runde Augen blickten, bemerkte Olga, wie sie sich die Hand zum Abschied nur mit einem stummen Seufzer reichten. Olga verstand nicht, wie es möglich sei, daß zwischen zwei Menschen, die sich seit Jahren kannten, eine Leidenschaft plötzlich entstehen könnte, es war ihr unerklärlicher, als das Factum, daß Euphrosine überhaupt als verheirathete Frau noch Leidenschaften hatte. Mein Gott! Ihre Mutter hatte sich drei Mal scheiden lassen und war dann das vierte Mal mit einem zwanzig Jahre jüngeren Manne nach Paris durchgegangen!

Und wie sollte Euphrosine fühlen, daß Verescu mehr werth war, als die meisten Männer! Sie war ein liebes, gutes, kleines Ding, anschmiegend und weich, mit sich zufrieden und nur dem Augenblicke und dem Vergnügen lebend, kannte sie nur die eine Sorge, daß ihre schöne Fülle einmal in Corpulenz ausarten könnte. Sie betete ihren kleinen Sohn an, wenn sie ihn sah, und hielt sich für eine ausgezeichnete Mutter, hatte sie ihm ein Sammetkostüm gekauft und einen Kasten voll Bonbons geschenkt. Einmal in der Woche fuhr sie auch mit ihm spazieren und sah strahlend in die Welt hinein, wenn sie mit dem blondlockigen Knaben neben ihr in dem dunkelblauen Atlaskissen auf der Chaussée dahin rollte.

Olga hatte eine Art Muttergefühl für die gleichalterige Freundin, sie hätte sie gern vor Costica geschützt — und sie wollte es auch.

Ein Anderer wird es dann vielleicht einmal sein und ein weniger guter Junge, aber mein Bruder soll es nicht sein!" sagte sie sich, und mit dieser Sorge mischte sie sich in's Gespräch.

„Wenn mein Mann einmal eine Andere liebte", sagte gerade Félicie, deren volle Figur und deren schönes Gesicht die größte Gleichgiltigkeit auszudrücken schienen (auch ihre Toilette bestärkte in diesem Glauben: ein kunstvoll aus Atlas und Seide hergestelltes Costüm, dem aber einige Knöpfe fehlten und das, obgleich augenscheinlich neu, einen großen Fleck am Aermel zeigte: sie hatte eben die Ecke eines nassen Blumentisches damit gereinigt), wenn mein Mann einmal eine Andere liebte, würde ich mich jeder Verpflichtung gegen ihn für ledig halten, die Ehe ist ein Pact gegenseitiger Treue!"

„Félicie!" warf Olga etwas lebhaft hinein, „Félicie, was ist Untreue bei einem Manne? Spielerei! Bei einer Frau ist sie Verbrechen!"

„Nur nicht diese großen Worte!" unterbrach Euphrosine lachend. „Verbrechen! sollte man da nicht gleich an die Polizei denken?"

Frau Glogorno trat ein. Sie war ruhig und würdig wie immer.

„Bei unserem beliebten Thema?" fragte sie, als sie die letzten Worte vernommen.

„Ich schlage eine kleine Variante vor", sagte Marie Murano, „woran merken wir die Untreue unserer Männer?"

Alle Frauen waren darin einig, daß Jede augenblicklich die verminderte Liebe fühlen würde.

„Ich", lachte Coralie Bresco, ich weiß, wenn er seine Aufmerksamkeiten zu mir verdoppelt, wenn er meine Toiletten geschmackvoll zu finden anfängt und mich fragt, wie lange ich das porie bonhera schon trage, dann ist etwas in der Luft!"

„Ich merke es an etwas Anderem", kicherte Euphrosine.

„Du!" unterbrachen Alle empört, „Du hast noch nie Gelegenheit gehabt, es zu merken! Du hast einen Muster-Ehemann".

„An wem liegt dies? An mir! Er hat noch keine eben so reizende Frau gefunden!" entgegnete sie heiter.

„Ich erkenne meines Mannes Untreue daran", sagte Annette Renizi, die sich rühmte, immer aufrichtig zu sein, — „doch nein! Erst müssen die Herren in's Nebenzimmer gehen!" Als dies geschehen, fuhr sie fort;

„Also, ich merke es daran, daß ich eine verdoppelte Liebe für ihn empfinde!"

Alle schwiegen einen Augenblick.

„Darin liegt etwas Wahres", sagte Catarina Glogorno.

„Aber etwas höchst Unwürdiges!" fiel Olga heftig ein.

„Dürfen wir wiederkommen?" riefen einige der Herren aus dem Nebengemach.

„Nein!" und „Ja", erfolgte durcheinander.

„Jedenfalls darf die Thür offen bleiben", sagte Félicie. Olga fuhr fort:

„Ich für meine Person, weiß, daß wenn mein Mann mich nicht mehr ausschließlich liebte und es mir nicht offen sagte, wie es sich in der Ehe würdiger Menschen geziemt, jede warme Regung für ihn in mir ersterben würde, daß ich mich nicht von ihm scheiden ließe, weil ich die Gesetze für heilig halte, aber, daß" — —

Catarina Glogorno lachte ironisch.

„Es ist gut, liebe Olga", sagte sie, als diese sie groß angeschaut, „es ist gut, daß sie nie auf die Probe gestellt werden können". —

Olga, gereizt durch diesen Widerspruch, und noch viel mehr durch die Art und Weise Catarinas, unterbrach erregt:

„Warum sollte mein Mann nicht ebenso gut, wie ein jeder Andere eine neue Leidenschaft empfinden können; das Leben bei uns ist danach angethan und auch die Frauen! Eines aber weiß ich, daß er es mir stets sagen würde!" und sie sah Catarina stolz in die Augen.

Diese erbleichte. „Wäre es möglich? Solche Infamie!" dachte sie, „Er erzählte seiner Frau von seinen Erfolgen! Er lacht mit ihr über mich!" Sie konnte kaum an sich halten.

Die in der Atmosphäre des Salons so äußerst feinfühligen Frauen merkten die Feindschaft, die hier plötzlich ausbrach, und Annette Renizi rief:

„Kinder! beinah hätte ich vergessen, Euch zu erzählen, daß Demeter Borossi heirathet, ich empfing soeben einen Brief von seiner Schwester".

„Wen heirathet er?" fragte Elise Radescu erschrocken.

„Irgend eine kleine, reiche Banquierstochter! Es ist entsetzlich, wie unser Adel verfällt".

„Und doch thut Borossi gescheuter daran, als Joan Maraschescu, der aus Liebe heirathete und mit Frau und Kindern jetzt buchstäblich an dem Bettelstabe ist!"

„Das ist nicht die Folge seiner Ehe", sagte Coralie Bresco, seine Cousine, „sondern seiner furchtbaren Verschwendung, nichts war in Paris schön oder theuer genug für ihn oder sie, und jetzt trägt sie noch das schwarze Kleid, welches sie sich in der Trauerzeit um die Schwiegermutter machen ließ! Es ist furchtbar, daß Jemand so weit herunterkommen kann!"

„Und Du glaubst wirklich, der Fürst werde nichts für ihn thun? Eine unserer besten Familien sollte so untergehen?"

„Der Staat müßte ihm eine Pension geben!"

„Warum?" sagte Catarina Glogorno. „Weil er sein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht?"

„Das ist gleichgiltig, wie er ins Elend gekommen", meinte Euphrosine, „die Pensionskasse ist dazu da, Bedürftigen zu helfen!"

Catarina aber, die ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl hatte, bestand auf ihrer Ansicht, daß der Staat einem jungen Manne, der sein Geld vergeudet habe, nichts schuldig sei, er könne ja arbeiten.

„Arbeiten!" sagte Annette, „wenn er doch nun nicht die Gabe dazu besitzt. Es tödtet ihn, wenn er zwei Stunden auf einem Büreau still sitzen soll. Seine Nerven sind doch einmal so schwach".

Es war zwölf Uhr geworden und da die Herren noch immer nicht zurückgekehrt waren, ließ die Wirthin den Thee bringen. Es fehlten zwei Tassen und eine wies eine Lücke auf, die silbernen Kuchenkörbe waren lange nicht gewaschen, aber der Diener war in Frack und weißer Binde.

„Ich danke für Thee", sagte Euphrosine, „ich habe zuviel Bonbons gegessen. A propos, Félicie, man merkt doch gleich, daß Du sie aus Paris geschickt bekommen hast!"

„Das ist Einbildung, Capscha ist vollkommen so gut als Boissier", meinte Marie Murano, und nun entspann sich ein längeres Gespräch über die Vorzüge der Bukarester Bonbons.

„Wer geht morgen in die Kammer?" fragte Euphrosine, die nie lange bei einem Gesprächsthema bleiben konnte.

„Was giebts denn morgen?" fragte Félicie.

„Irgend eine Interpellation. Ich muß um Ein Uhr mein neues Costüm bei der Briole anprobiren, da bin ich auf dem Wege und fahre mit heran, vielleicht spricht Vulteano, ich habe ihn noch nie gehört, und es soll ja sehr amüsant sein!"

„Ich glaube nicht, daß er sprechen wird", meinte Olga.

Catarina Glogorno betrachtete Bilder, Félicie schaute auf die schöne Rococo-Uhr und seufzte: „Ach die leidige Politik, man hat doch wirklich

gar nichts mehr von seinem Manne, wenn diese Kammersession doch erst am Ende wäre!"

„Glaubst Du, daß es Krieg giebt?" wandte sich Olga an ihren Bruder Costica, um etwas zu reden.

„Ich glaube es nicht!"

„Aber das russische Heer steht doch bei Kischineff!"

„Gerade weil man so viel davon spricht, daß sie und wie viel Mann da stehen, glaube ich, es wird nicht Ernst".

Euphrosine gähnte: „der nächste Winter würde mit all den russischen Offizieren recht belebt werden!"

„Es wäre zu furchtbar, wenn es Krieg gäbe", meinte Félicie, „ich glaube, ich überlebte es nicht".

„Wir können ja neutral bleiben!"

„Wie können wir das, wenn Europa uns nicht — — —"

„Um Gottes Willen, Kinder", fuhr wieder Euphrosine dazwischen, während sie mit Costica liebäugelte, „nun fangt Ihr auch noch mit Politik an. Erzählen Sie uns lieber von Libette, Costica, das soll ja eine zweite Keller sein".

„Ich kenne sie nicht", entgegnete er.

Euphrosine lachte hell: „Diese liebe Unschuld!" während Catarina von den Photographien aufschauend, sich erkundigte, woher der neue Stern aufgegangen.

Bald nach Ein Uhr trat der Hausherr mit den erwarteten Herren ein. Es war ein Zug von Bedrückung auf Aller Gesichter. Bulteano, dessen große Augen und mächtige Stirn ihn immer vor Allen auszeichneten, war der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Hausfrau. Er küßte ihr die Hand und erkundigte sich angelegentlich nach ihren zahlreichen Kindern, wegen deren Erziehung sie sich manchmal Raths bei ihm erholte. Dann, nachdem er seiner Frau zärtlich zugenickt, wandte er sich an Catarina Glogorno, welche Veresco vom ersten Augenblicke des Eintretens an in ein lebhaftes Gespräch gezogen hatte. Bulteano wartete ein wenig, ob sie sich ihm zuwenden würde, dann, als er sah, daß sie sich absichtlich immer mehr von ihm abwandte, war er im Begriff, Euphrosine anzureden, als Catarina wie zufällig mit den glühenden Augen aufschaute und harten Tones sagte: „Ach, Sie sind auch hier, Herr Bulteano? Ich dachte, Sie hätten Wichtigeres zu thun!"

Radu sah ihr ruhig in die Augen, er hoffte sie mit seinem Blick zu beschwichtigen, sie aber wurde durch seine Ruhe nur gereizter und flüsterte, da Veresco sich Olga zugewandt hatte:

„Sie sind der falscheste Mann, den ich kenne, ich hasse Sie!" Radu lächelte in sich hinein: „also ein steter Kampf!" Für den Augenblick, da er etwas abgespannt war, schien ihm diese Aussicht nicht sehr verlockend, aber er sagte laut:

„Ich werde mir morgen um 11 Uhr den Beweis dafür holen!"

„Ich werde Sie erwarten", entgegnete sie kalt und begann mit Annette zu reden.

Vulteano sann nach: Was hatte er seit dem Augenblick, als sie ihm gesagt: „Ich liebe Dich zum Vergehen!" eigentlich gethan? Oder war das Bekenntniß ihrer lang bekämpften, glühenden Leidenschaft eine Laune gewesen, wie ihre jetzige Kälte? Wahrscheinlich; aber sie wurde ihm so desto lieber. Zu einer ernsten Leidenschaft waren ihm Herz und Kopf zu voll, aber eine pikante Spielerei konnte ihn nur frischer erhalten!

Vulteanos brachen bald auf. Olga konnte die Zeit gar nicht erwarten, ihren Mann zu fragen, was die Opposition beschlossen, ob Rumänien in den Krieg verwickelt würde, was aus Allem werden sollte!

„Liebe Olga", sagte ihr Gatte, „es herrscht wie immer Uneinigkeit. Große Phrasen, an die Keiner glaubt. Heute versprachen Alle gemeinsam vorzugehen, morgen geht doch ein Jeder seinen eigenen Weg. Alle wissen, daß dem so ist und beschwatzen sich in jeder Versammlung, daß nun plötzlich Alles anders werden würde. Aber selbst wenn Einigkeit bestände, vermöchten wir nichts, wir sind es ja nicht, die über uns bestimmen! — Was habt Ihr den Abend gemacht?"

„Wir haben geplaudert, und es ist merkwürdig, wie unsympathisch mir in letzter Zeit Catarina Glogorno geworden ist. Sie hat etwas Irritirendes an sich! Wie findest Du sie, Radu?

„Sie ist ein launenhaftes Weib", entgegnete er gähnend.

„Ja, und kalt und eingebildet und tugendstolz! Da ist mir doch meine kleine Euphrosine lieber!"

„Euphrosine scheint mir aber in einem gefährlichen Uebergangsstadium zu sein. Ihr Mann fängt an, sie zu langweilen und Strumo ist sehr gern bereit, sie zu amüsiren".

„Du erschreckst mich, Radu, vor Strumo könnte ich sie nicht schützen, ich dachte, Costica wäre ihr gefährlich!"

„Vielleicht alle Beide", lachte Radu.

„Wenn es Zwei sind, dann ist es Keiner", sagte Olga bestimmt, und damit endete ihr Gespräch.

„Radu", sagte Olga, als dieser schon beinah eingeschlafen, „mich überkommt jetzt manchmal ein so furchtbarer Lebensüberdruß, wenn ich Dich nicht in der Nähe habe. Nicht wahr, Radu, wenn Du eine Andere liebtest, und mich nicht mehr, würdest Du es mir sagen?"

„Gewiß, mein Herz", entgegnete er gleichgültig und legte sich auf die andere Seite.

„Du hast es mir ja so oft und heilig versprochen, nicht wahr?"

„Gewiß", wiederholte er schon halb im Traum.

Und doch konnte Olga nicht schlafen. Wie traurig würde es sein,

wenn Radu nicht mehr sein Ein und Alles in ihr sähe! Wie sollte sie es überleben, sie, eine kinderlose Frau.

„Allerdings, es haben so viele Frauen mit gebrochenem Herzen gelebt, warum sollte mir gerade das Unglück erspart werden. Radu hat so glänzende Eigenschaften, hat er nicht auch das Recht, unglücklich zu machen, nachdem er so lange beglückt hatte?"

Sie schaute ihn an, er schlief fest und tief, seine Brauen waren zusammengezogen, er sah sehr finster aus.

„Gott, mein Gott, erhalte ihn nur am Leben, mir oder Anderen, es ist ja Alles gut, wenn er nur ist!" flüsterte Olga, als sie sich vorsichtig über ihn neigte und ihn leise küßte.

Olga ging Sonntags immer in die Kirche, seitdem die Fasten begonnen, sogar zwei Mal. Sie war nicht sehr gläubig, aber sie hatte doch so ein geheimes Vertrauen, daß durch irgend einen übersinnlichen Vorgang ihr, wenn sie die Fasten hielt und alle Satzungen der Kirche erfüllte, vielleicht Kinder geschenkt werden würden, und der Wunsch nach Kindern war mit jedem Jahre ihrer Ehe lebhafter in ihr geworden. Während also Radu am Sonntag vor dem Frühstück zu Frau Glogorno fuhr, ging Olga schnell in die gegenüberliegende Kirche, um einer Messe beizuwohnen.

Radu war gehetzt: er hatte trotz des Sonntags einige juristische Conferenzen, dann sollte wieder eine politische Zusammenkunft sein, dann hatte er einen Zeitungsartikel zu schreiben versprochen, nöthige Visiten waren zu machen, „das Leben verzehrt mich vollständig", damit fuhr er in den wohlgepflegten Hof von Catarinas Haus ein.

Der Diener trat heraus, schon ehe der Wagen anhielt: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!"

„Für mich ist sie zu sprechen", entgegnete Radu etwas geärgert.

Der Diener ging in's Haus, um die Kammerfrau zu holen, auch diese sagte, ihre Herrin sei nicht da.

Radu stieg aus dem Wagen und ging direct an die Thür des Boudoirs; sie war verschlossen!

Ihm stieg das Blut in den Kopf, aber auch zu gleicher Zeit kam ihm die Ueberlegung, welch' unwürdige Rolle er vor den Dienstboten spielte. Sein Mannesgefühl empörte sich in ihm, er hatte nur den einen Gedanken, zu ihr zu gelangen.

Er ging in den Salon (die Zimmer hingen alle miteinander zusammen), die Leute wagten nicht ihm zu folgen. Das Boudoir war auch von der Seite verschlossen! Radu griff sich an den Kopf, ihm schwoll die Zornader und mit einem mächtigen Ruck riß er die Thür auf.

Er war selbst erstaunt über den schnellen Erfolg, aber ohne sich zu

besinnen, trat er ein. Catarina sprang vom Sofa auf: er lüftete den Hut vor ihr und sagte:

„Ich wollte Ihnen nur zur verabredeten Stunde Guten Morgen sagen“, damit schloß er die zum Corridor führende Thür laut auf und ging hinaus, an Diener und Mädchen vorbei, die ihn ehrfurchtsvoll anstarrten, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Catarina war starr ob seiner Rücksichtslosigkeit.

„Radu, Radu!“ sagte sie bebend vor sich hin. „Die Sclavin eines Mannes zu sein, der sich wirklich als Herr und Meister fühlt, das verlohnt doch noch der Mühe!“

Und am Abend wurde Radu durch ein Billet verhindert, seine Frau in's Theater zu begleiten, und Catarina Glogornos Loge blieb leer.

IV.

Den ganzen Märzmonat lag eine gedrückte Stimmung auf Bukarest und auch das Osterfest, das schon an das Ende desselben fiel, vermochte nicht, sie zu heben. Die regierende Fürstin selbst hatte einigen Familien gerathen das Land zu verlassen, die Archive wurden fort aus der flachliegenden, dem Feinde preisgegebenen Hauptstadt nach Tirgovesti in die Berge gebracht, wo sie natürlichen Schutz finden sollten. Bald hoffte man, daß der Krieg wirklich durch Schuwaloffs Mission vermieden sei, bald hieß es, die Russen seien schon eingerückt. Nirgends war Zuversicht, die Regierung selbst war wie ein schwankendes Rohr, suchte überall Stütze, Senatswahlen waren ausgeschrieben und während der Zeit auch die Kammern vertagt.

Dabei begann ein schöner Frühling. Die Blumenfülle um Bukarest herum drang auch durch die Straßen; an allen Ecken verkauften die phantastisch eingehüllten Zigeunerweiber und Mädchen ihre Sträußchen; durch alle Gassen zogen sie in der Frühe mit Krügen von Blumen, die sie in mehr oder minder harmonischen Tönen ausriefen, indem sie entlang eilten. Zum Osterfest schmückte sich wie immer die Vorstadt noch mehr, als die Stadt, ein jedes Häuschen wurde von seinen Bewohnern innen und außen geweißt und doch wollte die frohe, erlösende Osterstimmung nicht kommen.

Olga Vulteano brachte die Ostertage stets mit ihrem Gatten auf seinem Gute Broseni zu. Als sie am Sonnabend vor dem Fest hinausfuhren (es lag etwa fünf Stunden von der Stadt), glaubte Olga, es höbe sich der unheimliche Druck, den sie die letzten Wochen empfunden, von ihr. Der Abend nahte und der Horizont erglänzte in wunderbarer violetter Färbung, die unendliche Ebene war noch schwarz, aber friedlich lag sie da.

„Mir ist der Gedanke des Todes, den mir die Fastenzeit bringt, immer viel wohlthuender in der weiten Ebene. Ich möchte nicht im Gebirge oder in der Stadt sterben, draußen in Broseni jeden Augenblick — obgleich ich eigentlich so glücklich bin“.

„Wenn der Tod kommt, ist er wohl in sich so mächtig, daß alle kleinen

Nebenumstände verschwinden", entgegnete Radu, aus tiefen Gedanken auffahrend. „Es ist eine furchtbare Zeit", seufzte er, „die der Thatenlosigkeit, schlimmer als der Tod".

Olga sah ihn besorgt an, dann sagte sie traurig:

„Das nennst Du thatenlos, was Dein Leben ist? Du bist ja auf allen Gebieten unseres Lebens das treibende, fördernde Element? Nur ist es zu gut für uns", setzte sie hinzu. „Glaubst Du, daß ein Dutzend Menschen Deine letzte Arbeit ‚Ueber die Wahrheit' verstanden hat?"

„Ich habe sie auch nicht für ein Dutzend geschrieben".

Olga schwieg. Für sie war die Abhandlung nicht geschrieben, ihres Mannes und ihre Meinungen waren zu ausgeglichen, sie waren kaum jemals verschiedener Ansicht, aber da sie keine Art Eifersucht kannte, sagte sie sich: „es ist ja gut, wenn Radu schreibt, für wen immer es sei.

Und doch! Schwerer war ihr das Leben geworden und sie hatte oft über Leidenschaften nachgedacht, über das beliebte Thema ihrer Abendunterhaltungen, und war zu dem Schluß gekommen, daß sie wohl keiner fähig sei. „Wenn sie mich nur nicht einmal ergreift, es scheint, daß nichts davor schützt, und je älter man wird, je heftiger soll sie kommen! Radu sagt zwar, Alles komme naturgemäß!" Olga hatte bei Euphrosine die Leidenschaft beobachtet, sie hatte bemerkt, wie deren frohe Laune hin und wieder plötzlich verschwand, wie sie vom Tode und Selbstmord sprach, und gleich darauf doch lachte und tanzte, und hatte Achtung für die kleine Frau gefühlt, die eines förmlichen Kampfes fähig war.

„Radu", sagte Olga, „laß uns die Osternacht hier in der Kirche beten, ich habe große Wachskerzen für das Kloster mitgebracht, da freuen sich die Nonnen doppelt unseres Besuches".

„Ich kann nicht recht", antwortete er nachdenkend, „es ist viel officielle Welt hier und ich stehe augenblicklich etwas schroff mit Allen!"

„Aber beten kann man doch mit Freund und Feind, es ist so viel feierlicher im Kloster!"

„Ich bitte Dich, auf mich Rücksicht zu nehmen, und außerdem bin ich der Meinung, daß, wer beten will, es eben so andächtig in einer kleinen, wie in einer großen Kloster-Kirche thun kann", erwiderte Radu etwas scharf.

Olga sah ihn befremdet und fast feindlich an, worauf er schnell hinzusetzte: „Mir scheint, daß ich selten Opfer von Dir verlange!"

„Radu belügt mich", war das Einzige, was Olga im Stande war zu denken, „es ist Jemand im Kloster, der in seiner Nähe sein soll, aber nicht zu uns aufs Gut kommt".

Mit dieser vorgefaßten Meinung fuhr sie in den Hof ein.

Der geschäftige Tag mit allen Vorbereitungen war vorüber. Die Leute sahen alle ausgehungert von den langen, strengen Fasten und überanstrengt aus. Unten im Speisezimmer, auf einem Seitenbüffet, standen alle die Osterspeisen, die Kuchen mit Mohnsamen und Nüssen, die Stollen und die

Körbe mit den rothen Eiern. Nach alter Sitte sollte die gnädige Frau von Allem selbst an ihre Leute austheilen. Eine Reihe alter Frauen des Dorfes erwarteten außerdem in einem Gesinde-Zimmer die Kleidungsstücke, die sie gewohnt waren mit einer kleinen Geldsumme zu jedem Feste zu bekommen, auch eine Anzahl Kinder harrte seiner Geschenke. Olga ging durch die ganzen unteren Räume des weiten Gebäudes, vertheilte, ermahnte, und erkundigte sich nach Allem, dann stieg sie in ihre Zimmer hinauf. Alles war gemüthlich erwärmt, im Toilettenzimmer stand das junge Mädchen Florica, die auf dem Lande bei Olga die Stelle der Kammerzofe vertrat.

„Wo ist der Herr?“ fragte Olga.

„Er ist gleich nach der Ankunft der Herrschaften wieder fortgefahren“.

„Hat er einen Bescheid für mich zurückgelassen?“

„Nein!“

„Dann wird er wohl gleich wiederkommen; um Sieben soll angerichtet werden“.

„Er muß mir die Wahrheit sagen“, dachte Olga, als sie nun allein war. „Wie darf mich in dieser schweren Zeit eine persönliche Sorge so drücken!“

Sie trat zum Fenster und schaute in den kahlen Garten. Der Himmel war noch immer schön, wenn auch die Sonne schon untergegangen war, und der See lag klar und ruhig vor ihr. Im Kloster drüben, an der anderen Seite des Sees, läutete eine Glocke, oder schien es ihr nur, als töne solch ein friedlicher Laut zu ihr herüber? Die ganze Luft erschien durchsichtig.

„Ist's möglich, daß so bald unter diesem klaren Himmel das Gespenst des Krieges einherwandeln soll? Könnte ich doch auch einmal, wie all die Anderen, die Sorge von mir abschütteln! Jedenfalls will ich das Bild der Ruhe, das hier vor mir liegt, in mich aufnehmen!“ Und sie schaute in den Abendhimmel und sah die Gestalten, die der unbelaubte Wald gegen denselben gebildet, nach und nach in der Dunkelheit vergehen. „Auch weniger Dämmerung giebt es bei uns, als im Westen, Alles bewegt sich hier in Extremen“, und sie wandte sich vom Fenster, um ein schwarzes Kleid zum Nachtgottesdienst anzulegen.

Radu war zurückgekehrt, sie aßen zusammen, er war liebenswürdig und heiter, wie immer, Olga aber schaute ihn bange an: Was würde er sagen, wenn sie ihn plötzlich fragte, ob er auch wahr zu ihr sei? Sie hatte nicht den Muth dazu.

Um Ein Uhr begann der düster-feierliche Gottesdienst. Um das Heiligenbild, in der Rotunde, die sich an den Bildervorhang anschließt, kniete die Gutsherrschaft in ihren Stühlen; die Dienerschaft und die Bauern und Bäuerinnen des Dorfes in dem Gang der Kirche. Ein Jeder hatte sein Licht in der Hand, das aber erst entzündet wurde, als der Rundgang um die Kirche gemacht und die feierliche Ceremonie des dreimal an die Thür Klopfens, womit das Anklopfen an die Grabespforte dargestellt wird, beendet war.

Dann wurde das Evangelium gelesen und die Freudenbotschaft der Auferstehung war verkündet. Man aß das geweihte Brot, mit dem die Fasten endeten, und das „Christus ist auferstanden, ja, er ist wahrhaftig auferstanden“ ging von Mund zu Mund.

Auch Olga ging mit dem Licht in der Hand am Arm des Gatten durch die Reihen ihrer Dienstleute. Sie war wohl andächtig gewesen, sie hatte all das Leid und dann die Freude innerlich miterlebt, aber es war ihr immer wieder eingefallen, wie viel feierlicher es im Kloster gewesen wäre, wo hunderte von Nonnen gesungen hätten, und wo das Gefühl der Jahrhunderte sie umschwebt haben würde! Ihre Kirche war neu, Radus Vater hatte sie erst bauen lassen, im Kloster aber umgab sie die ganze Heiligkeit der alten Tradition. Sie war eine eifrige Anhängerin des Mönchswesens und sagte immer: der Gedanke, daß seit so vielen Jahrhunderten zur selben Zeit, so weit der orientalische Glaube herrscht, die Tocca in den Bergen wiederhallt und in die weite Ebene hinaustönt, und Alle das Knie beugen vor dem Ewigen, der Gedanke thue mehr Gutes, als bändereiche, moralische Auseinandersetzungen. Und was den Müßiggang des Klosters anbelange, den man stets im Munde führe, geschähe der Menschheit mehr Segensreiches durch all die weltliche Geschäftigkeit? Gewiß nicht.

Es war Fünf Uhr, als Olga in's Haus trat. Sie aß ein hartes Ei, dessen rothe Schale sie an einem anderen rothen Ei, das Radu in der Hand hielt, der alten Sitte gemäß, zerklopft hatte, dann, nachdem sie noch einige andere kalte Speisen gegessen, legte sie sich zur Ruhe.

V.

Eine halbe Stunde von Broseni, auf der anderen Seite des Klosters, lag Badeschti. Dort fand in der Morgenfrühe ein glänzendes Dejeuner statt. Elise Radescu mit ihrem Bruder, Nico Stavros, Frau Glogorno, Verescos und noch andere Freunde brachten die Ostertage auf dem Gute Radescus zu. Alle hatten der kirchlichen Feierlichkeit im Kloster beigewohnt; Catarina hatte Radu Vulteano das Versprechen abgenommen, daß er nicht mit seiner Frau dort hinkommen würde. Sie hegte einen unbezwinglichen Haß gegen Olga, weil sie sah, wie noch dieselbe zu Radu nach wie vor stand, und weil sie die feste Absicht hatte, Radu dahin zu bringen, sich von Olga zu scheiden und sie zu heirathen.

Es ging wie immer lustig bei dem Frühmahle zu, die kirchlichen Pflichten waren nun erfüllt, man durfte wieder ausschließlich sich selbst leben.

Euphrosine fühlte sich durch das heilige Brot selbst wie geheiligt, sie dachte wohl manchmal, wenn sie ihren Mann ansah: „ich wünschte, George hätte auch eine kleine Passion, dann wären wir quitt!“ Im Uebrigen erwartete sie Costica zu Tisch. Catarina war ein wenig kalt, wie gewöhnlich, aber doch nicht gleichgültig gegen Stavros Aufmerksamkeiten. Stavros hatte

sich in den letzten Jahren fast ganz ruinirt, zumal seitdem er ein Ministerium angenommen hatte, (er stand übrigens der augenblicklichen Regierung immer noch nahe) und seine Schwester Elise sah für ihn nach einer guten Partie aus. Catarina war sehr vermögend, außerdem aus tadellos guter Familie. Wenn nur nicht Vulteano ihnen einen Strich durch die Rechnung machte! Catarina verheimlichte ihre Vorliebe für ihn durchaus nicht.

„Was giebt's Neues, Stavros?“ fragte George Veresco, der sich gern mit Politik beschäftigte, obgleich er that, als sei sie ihm etwas höchst Verächtliches.

„Die Russen kommen, das ist Alles, was ich weiß!“

„Wie fallen die Senatswahlen aus?“

„Für uns, gegen Euch, ohne Zweifel“.

„Das ist mir desto lieber“, sagte Veresco lachend, dann habt Ihr alle Verantwortung!“

„Warum ist wohl Olga Vulteano nicht in die Klosterkirche gekommen?“ fragte Euphrosine.

„Ein frommer Schauer, weil wir da waren“, entgegnete Catarina.

Elise schaute sie befremdet an: „Was hast Du gegen Olga?“

„Sie ist mir unausstehlich, weiter nichts!“ sagte Catarina gleichgiltig.

Elise war beunruhigt; das war ein schlimmes Zeichen. Veresco, sein Glas austrinkend, warf dazwischen:

„Frau Vulteano ist eine eigenthümliche Frau, sie hat viel Ueberspanntes!“

„So redest Du von Deiner Flamme, George?“ fragte Euphrosine belustigt.

„Olga Vulteano war nie meine Flamme“, antwortete er, seine Frau etwas böse anschauend.

„Was machen wir, wenn die Türken kommen?“ fragte Radescu.

„Ich bleibe hier“, erwiderte Euphrosine. „Als sie das letzte Mal hier waren, sagt Mama, war es gar nicht so schlimm!“

„Da waren wir nicht ihre Feinde!“

„Warum schauen Sie heute so hoheitsvoll in die Welt?“ fragte Stavros Frau Glogorno.

„Ich habe noch den Klostereindruck in der Seele!“

„Ich habe auch noch das Bild vor Augen, wie Sie dort knieeten, die Kerze in Ihrer Hand verbreitete etwas wie einen Heiligenschein um Sie!“

„Herr Stavros wird sentimental!“ rief Catarina lachend. „Da müssen wir wohl aufbrechen und zur Ruhe gehen“.

„Was ist hübscher“, fragte Euphrosine, „eine knieende Frau in der Kirche, oder dieselbe Frau, vorausgesetzt, daß sie hübsch ist, auf einem Balle? Sagt es ehrlich, Ihr Herren!“

„Wenn die Gewandung recht anliegend ist, würde ich sie knieend hübscher finden“, sagte Stavros, Catarina fixirend.

„Immer comme il faut“, rief Veresco lächelnd dazwischen.

„Das ist doch eine harmlose Voraussetzung, hätte ich noch gefragt, ob die Balltoilette — —“

„Schweig!“ unterbrach seine Schwester.

„Also, was ist hübscher?“ wiederholte Euphrosine.

„Ich ziehe sie in Balltoilette vor“, meinte Radescu. „fromme Frauen haben für mich etwas Beunruhigendes, auch schon der Schein der Frömmigkeit!“

„Ich knieend“, sage Veresco, und so war keine Stimmeneinheit zu erzielen.

„Wir wollen lieber schlafen gehen“, schloß Catarina, „zu Tisch kommt ja wohl Olga Vulteano herüber, dazu muß ich gestärkt sein!“ Und sie stand auf. Die Anderen folgten ihr.

„Glaubst Du, daß Vulteano sich Catarinas wegen scheiden läßt?“ fragte Elise Radescu, als sie allein waren.

„Warum nicht? Olga hatte nur 20,000 Dukaten Mitgift und Catarina hat mindestens 40,000“, entgegnete dieser.

Nach dem Diner bei Radescus wurde im Salon die Frage angeregt, während die Hausfrau einige Chopin'sche Walzer vorspielte, was höher stehe, Musik oder Malerei. Die Discussion begann lebhaft zu werden, als Catarina mit der ihr eigenen Heftigkeit erklärte, die Malerei sei überhaupt nur eine oberflächliche Kunst, sie käme nie aus dem Innern und ginge nie bis in's Innere. Stavros, der entschlossen war, ihr augenfällig den Hof zu machen, stimmte ihr bei, mit all den Argumenten seiner seichten Seele. Olga verfocht die ihr theure Malerei mit vielem Geschick, schließlich aber nannte sie die Musik trivial, weil sie Allen zugängig sei, die Malerei dagegen sei nur für Erwählte — und es hörte sich gerade so an, als ob jede der Frauen ein wenig Persönliches in die Frage hineinmischte.

Radu hatte an der Salonthür stehend anfangs der Discussion, an der auch Veresco Theil genommen, gelauscht, als sie aber in einen Streit auszuarten drohte, wandte er sich ab, um zu der Politik im Zimmer der Herren zurückzukehren. Catarina, die ihn beobachtet hatte, hatte kaum diese abwendende Bewegung gesehen, als sie aufsprang, so daß ihre lange, schwarze Sammetschleppe ein Tischchen umwarf, und bis dicht an ihn heraneilend, sagte sie scharf:

„So feige sind Sie, daß Sie Ihre Meinung nicht zu vertheidigen wagen, wenn Ihre Frau eine andere hat?“

Radu antwortete kalt und ruhig:

„Ich weiß gar nicht, um was es sich handelt, gnädige Frau?“

„Sie wissen es wohl, Sie haben aufmerksam zugehört, und jetzt verlange ich von Ihnen, daß Sie Ihre Meinung sagen, die wie ich weiß, mit der meinigen zusammenfällt!“

Vulteano versuchte das Ganze in's Heitere zu spielen und entgegnete:

„Da ich durch irgend einen Umstand zu der Ehre komme, entscheidend

sprechen zu sollen, möchte ich mir zuerst, um unparteiisch und weise entscheiden zu können, beide Ansichten ausbitten!"

Olga war bleich geworden bei der Art, mit welcher Catarina Radu anzureden wagte, Catarina erglühte vor Zorn, daß er nicht irgend etwas Heftiges für sie und gegen Olga gesagt. Was? wußte sie selbst nicht, aber irgend etwas hätte er thun müssen, um seine Liebe zu bekunden. Sie fühlte sich beleidigt, empört und wandte sich daher, unfähig wie sie war, sich zu beherrschen, an Stavros und sagte:

„Ich möchte im Mondschein auf dem See rudern, wollen Sie mit?"

Nichts war dem eleganten Stavros unangenehmer als der Aufenthalt in diesen elenden, schmutzigen Böten! Aber die 40,000 Dukaten! Und er sagte: „Mit Freuden!"

„Und unsere Discussion?" fragte Radu belustigt.

„Die habe ich längst vergessen!" entgegnete Catarina.

„Somit darf ich mich also zurückziehen?"

„Ziehen Sie sich zurück, oder bleiben Sie in einer Ecke, im tête-à-tête mit Ihrer Frau! Thun Sie, was Sie wollen, ich brauche Sie nicht mehr!"

Das war scherzhaft gesagt, aber Jeder fühlte die Bitterkeit durch. Olga vor Allen. Die Fürstin Fermanu wandte sich aber gerade an sie und fragte, wie sie die neue Federgarnitur auf Euphrosines Toilette fände, und Radu trat zu den Herren ein.

Veresco kam auf ihn zu.

„Radescu hat eben eine Nachricht bekommen, von wem hat er mir nicht gesagt, daß das Ministerium entschlossen ist, da es nirgends in Europa eine Stütze gefunden, sich ganz in Rußlands Arme zu werfen", flüsterte er ihm zu.

„Dann sind wir verloren", erwiderte Bulteano, weil wir den Bock zum Gärtner einsetzen! Dann kann es so weit kommen, daß der Fürst das Land verläßt!"

„Ich möchte zu ihm gehen und mit ihm reden!"

„Was willst Du ihm sagen, das er nicht schon wüßte? Auch ist er ganz im Garn der Rothen; die Rothen und Rußland, das ging ja immer Hand in Hand", entgegnete Radu bitter.

In demselben Augenblick trat Olga an ihn heran.

„Wenn es Dir nicht unlieb ist, Radu, so möchte ich, daß wir jetzt nach Hause führen?"

Radu war zu sehr von anderen Gedanken erfüllt, um ihre gespannten Züge zu bemerken.

„Noch einen Augenblick, Liebe", sagte er hastig und sprach einige Worte mit Fürst Fermanu, „halte Dich nur bereit".

Der Wagen wartete. Olga saß in einer Ecke, zitternd vor innerer Erregung; endlich kam Radu.

„Verzeihe, daß ich Dich warten ließ". — —

„Du läßt mich ja oft warten!"

Er sah sie an; die Pferde fuhren dicht am See vorbei.

„Radu!“ sagte Olga, „ich öffne die Wagenthür und werfe mich hier in den See, wenn Du mir nicht die Wahrheit sagst!“

Er dachte, sie sei erregt, weil sie von der Kriegsaussicht gehört habe, darum beugte er sich zu ihr hinüber und ergriff ihre Hand.

„Rühr' mich nicht an!“ stieß sie hervor. „Du liebst Catarina Glogorno, und Du hast es mir nicht gesagt!“

Er zog seine Hand zurück, richtete sich straff auf und sagte kalt:

„Was sollte ich Dir sagen?“

„Du solltest mir sagen, ob Du sie liebst und sie Dich? Du hast es mir so oft versprochen!“

„Wenn ich Dir ähnliches versprochen habe, warst Du eine Thörin, mir zu glauben! Weißt Du nicht, daß es Sachen giebt, die ein ehrenhafter Mann niemals sagen darf?“

„Die Sachen, die ein ehrenhafter Mann thun kann, darf er auch sagen!“ entgegnete sie leidenschaftlich.

„Gut, Olga, meinetwegen war es nicht, Deinetwegen habe ich geschwiegen, da Du es aber wünschst: Ja, ich liebe sie, — und im Uebrigen habe ich den Kopf und auch das Herz zu voll von wichtigeren Dingen, um Dir jetzt mehr zu sagen“.

Er schwieg und sie schwieg. Die Fahrt war kurz im Mondenschein, aber für Olga schien, als sie ausstieg, eine Ewigkeit vergangen, seit sie dort drüben eingestiegen. Die Welt war ihr untergegangen, Radu hatte ihr nicht Wort gehalten! Er hätte ja eine Andere lieben können, er hätte ihr hundertmal ungetreu werden können, — aber er hätte es ihr sagen müssen, und wenn sie aufgehört hätte, seine Frau zu sein, so wäre sie doch seine Freundin geblieben. Jetzt war Alles verloren! Und wie war es möglich, daß sie es nicht längst gefühlt, sie, die jeder seiner Regungen immer auf den Grund zu gehen glaubte? Sie hatte es ja auch gefühlt, nur hatte sie es sich nicht eingestehen wollen!

Florica sah sie besorgt an, als sie ihr beim Auskleiden half. Olga fühlte, daß sie etwas sagen müsse, sie hatte eine freundliche Art mit ihren Untergebenen.

„Florica, wenn nun die Türken in unser schönes Land kommen, dann werden sie uns Alle niedermetzeln; ist Dir nicht bange?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

„Gnädige Frau, einmal sterben wir ja doch Alle, ob nun etwas früher oder später, das ist doch wirklich gleichgiltig!“ Und sie zuckte wiederum mit den Schultern.

Olga sah sie an. Ja, das hatte sie oft gehört, das war die resignirte Art ihres Volkes! Wie kam es denn, daß sie so anders war? Warum konnte sie sich nicht auch sagen: da das Glück doch einmal im Lauf der Welt aufhören muß, ist es ja gleichgiltig, ob etwas früher oder später!

„Wie alt bist Du, Florica?“ fragte sie.

„In den Fasten von St. Maria bin ich zwanzig Jahre alt geworden, sagt die Mutter, Vater meinte neulich, ich sei erst achtzehn Jahre, im Sommer, wo die Heuschrecken so arg hausten, als die Oesterreicher wieder fortgezogen, da hätte ich noch nicht laufen können!“

Olga war froh, als sie allein war, die Ruhe dieses Mädchens drückte sie wie ein Vorwurf, denn sie konnte nicht ruhig sein.

„Nun muß ja Alles zu Grunde gehen, wenn Radu nicht mehr heilig ist!“ Plötzlich aber fiel ihr wie ein Trost ein, daß seine persönliche Sicherheit am Ende eine größere sei, wenn er Fehler habe. Olga stellte sich den Himmel etwas schwach im Vergleich mit dem Princip des Bösen vor. „Wer böse ist, der ist immer vor Schicksalsschlägen sicher“, hatte sie sich so oft gesagt; wenn nun Radu ein wenig Schlechtigkeit in sich hätte, wäre er ja eigentlich gefeit! Und all ihr Sinnen, all ihr Trachten war noch ausschließlich auf sein Wohlergehen gerichtet, die Thatsache seiner Untreue würde nichts daran ändern.

„Zu denken, daß ich vor ein Paar Monaten noch glaubte, ich würde kein warmes Gefühl für ihn haben, wenn er mich hinterginge! — Wie man doch nie seine Empfindungen voraus bestimmen kann!“

VI.

Als Olga am nächsten Morgen aufwachte, war ihr Gatte schon zur Stadt gefahren und hatte nur auf seiner Karte für sie die Nachricht gelassen, daß er die Pferde gegen Abend zurücksenden würde, damit sie, falls sie nicht in Broseni zu bleiben wünsche, am nächsten Tage auch nach Bukarest kommen könne. Radu hatte eine schlaflose Nacht zugebracht, er hatte sich nicht einmal zur Ruhe gelegt, sondern war in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Ihm that das Herz weh seiner Frau wegen, aber er sah ein, daß das einzig Richtige sein würde, ihr volle Freiheit der Handlung zu lassen; wenn sie es wünschen sollte, würde er auch auf eine Scheidung eingehen. Ihm war zu Muth, als müsse jetzt ohnehin Alles zusammenbrechen, er hatte in diesen letzten Wochen schon oft das Gefühl gehabt, daß er wie sein Land zukunftslos seien und daß er sein Glück, wie jede persönliche Hoffnung mit in den Trümmern des hereinbrechenden Krieges begraben würde. „Aber da Alles begraben ist, kann ich auch das Aeußerste noch wagen! Ich will versuchen, ob die öffentliche Meinung noch einmal etwas vermag und ob wir noch Männer haben!“ sagte er sich.

Olga fand Radus Vorgehen im höchsten Grade beleidigend, die Eifersucht, mit all ihrer schrecklichen Kleinheit erwachte in ihr. Sie hatte sich zu sehr danach gesehnt, ihn zu sehen, seine Hand zu fassen, um nicht ganz verzweifelt zu sein bei der Nachricht, daß er fortgefahren.

„Er ist zu *ihr* gefahren! Ich habe jetzt nur Eins zu retten, das ist

meine persönliche Würde!“ dachte sie, und sie schickte einen reitenden Boten an ihren Gatten nach der Stadt, mit einem Billet, in dem sie sagte, daß, da sie hinfort doch getrennt zu leben hätten, es für beide Theile besser sei, wenn sie für die nächste Zeit auf Broseni bliebe.

„Sie ist eine vernünftige und würdige Frau, in diesen, wie in allen Verhältnissen des Lebens“, sagte sich Radu beim Empfang ihrer Zeilen.

Weder Catarina noch Veresco waren vom Lande zurückgekehrt. „Es ist auch besser so“, sagte sich Radu, „ich muß erst in mir selbst klar sein, sie könnten mir doch nicht helfen. Ueberhaupt hat man in schweren Augenblicken des Lebens nur sich selbst!“

Dann setzte er sich hin und begann eine fulminante Flugschrift gegen Rußland. Er schrieb und schrieb; gegen Mittag hatte er angefangen, um Sieben Uhr, als es ihm zu schwindeln anfing und kalter Schweiß auf seine Stirn stieg, fiel ihm ein, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte; er schloß die Thür auf und klingelte dem Diener nach etwas Brot und Fleisch. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Sein Auge vergrößerte sich zusehends und sah dabei nichts mehr von den Gegenständen um ihn herum, die Hand bewegte sich, als denke auch sie in jedem einzelnen Finger, jeder Muskel seines Gesichtes arbeitete. Da, um Elf Uhr, warf er die Feder von sich und streckte sich halb bewußtlos auf sein Sopha.

Es war heller Tag, als er erwachte. Ihm war, als sei er von langer Krankheit genesen, der todtenähnliche Schlaf hatte ihn zu einem neuen Menschen gemacht. Er sprang auf und klingelte, ließ das Kaminfeuer anzünden, dann las er nach, was er geschrieben.

„Nie hätte ich geglaubt, daß solch leidenschaftlicher Haß in mir wohnt!“ Er war selbst erschrocken vor der mächtigen Abhandlung, die er geschrieben. Radu verschärfte also noch die heftigen Stellen seiner Schrift, er verbesserte und feilte und verbesserte wiederum, bis ihm die Form dem Inhalt angepaßt erschien. Dann setzte er sich an die Fülle angefangener Arbeiten, die auf seinem Schreibtisch lagen, viele davon juristischen Inhalts, andere Verwaltungsfragen behandelnd, die er sich zu studiren vorgenommen oder die große Philosophie des Lebens. „Die Politik verschlingt mir Alles“, seufzte er, „aber heute ist ein wahrer Feiertag, da kann ich einmal nach Herzenslust und ungestört arbeiten!“ Und ihm war wohl und frisch, und kein persönlicher Gedanke störte seine Andacht. —

In acht Tagen erschien Radus Flugschrift. Er hatte sie unter seinem Namen veröffentlicht, und es wurde eine Flugschrift im wahren Sinne des Worts. Sie flog von Hand zu Hand, einige Tage lang sprach Keiner von etwas Anderem im ganzen Lande. Die Stichworte daraus gingen von Mund zu Mund: „Mit dem orthodoxen Kreuze in der Hand kam Rußland stets und nahm dem orthodoxesten Volke ein Stück Landes nach dem anderen!“

„Du bist toll, Radu“, kam Cardineanu ganz aufgeregt zu Vulteano, „wie hast Du Dich so exponiren können, Du hast ja maßlos geschrieben!

Du bist doch sonst ein realer Politiker und kein Phantast und weißt, daß mit Rußland nicht zu spaßen ist! Was bezweckst Du?"

„Ich will die Regierung durch die öffentliche Meinung zwingen, ein anderes Mittel habe ich ja nicht, unsere Truppen am Pruth aufzustellen und unsere Neutralität bewaffnet zu wahren!"

„Und wenn die russische Armee sie niedermetzelt?"

„Den „heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen mit Niedermetzelung einer christlichen, zu befreienden Armee beginnen? Das wird nie geschehen, Cardineanu, Europa blickt ja auf sie! Wär's in Asien!"

„Vielleicht hast Du Recht; jedenfalls ist es das Einzige, was uns bleibt!"

„Wir könnten dann Bedingungen stellen, die sie annehmen müßten, unsere Lage ist ja günstig!"

„Was ist nun weiter zu thun, Radu, wenn es nur nicht zu spät ist?"

„Sobald die Kammern eröffnet werden, muß die Mehrheit uns ja beipflichten!"

„Das glaube ich nicht. Das Land fürchtet nur die Türken, und da es kein Zutrauen zu unserer Armee hat, sieht es in Rußland nur Schutz gegen die Baschibozouks", entgegnete Cardineanu.

„Ja, wir haben immer kurzsichtige Politik getrieben! Der Zug, der unser ganzes Leben charakterisirt, ist ja der Mangel des Glaubens an ein Morgen. Wir versprechen unser Hab und Gut für die Zukunft, um heute eine augenblickliche Fülle zu haben. Das Provisorische in all' unserm Thun und Denken, das richtet uns zu Grunde!"

„Ist Deine Frau in der Stadt?" fragte Cardeanu nach einer Weile.

„Nein, Olga ist seit dem Fest in Broseni".

„Das habe ich mir gleich gedacht, Du schreibst nie so heftig, wenn sie mit Dir ist".

„Welch' lächerliches Vorurtheil!" sagte Radu etwas ärgerlich.

„Das braucht Dich doch nicht zu beleidigen! Deine Frau ist klar und ruhig, darum ist sie Dir unwillkürlich so wohlthuend!"

„Ist Dir meine Flugschrift recht?" fragte Radu Catarina Glogorno.

„Recht?" entgegnete sie, ihn mit den glühenden Augen leidenschaftlich anblickend. „Recht? Ich bete Dich an, seitdem ich sie gelesen. Wenn ich die mächtige Leidenschaft fühle, die in der ergreifenden Hülle Deiner Worte ruht, dann zittert mein Herz, und es steigt mir heiß auf vor Glück, daß der Mann, der das geschrieben, mich geliebt! Die Gewalt Deines Styls ist es, die mich an Dich fesselt!"

„Sieh, Catarina", sagte er weich, „da heißt es immer, wir Rumänen seinen frivol und doch ergreift uns ein jedes geistige Factum. Es muß doch

wohl ein idealer Zug in uns liegen, da wir für den Gedanken erglühen können!"

Sie schwieg, aber schlang ihre schönen Arme um ihn.

„Radu", fragte sie leise, „bin ich es, die Dich zum Schreiben angefeuert?"

Es zog wie ein Zug großer Enttäuschung über sein eben noch so vergeistigtes Gesicht, dann sagte er: „Gewiß!" um keinen Sturm heraufzubeschwören.

Catarina mit all der hervorragenden Intelligenz war wesentlich Frau, sie begriff nur persönliche Motive, und wenn sie manchmal vorgab, an andere zu glauben, war es nur Formsache. Für Radu aber gab es Etwas, das er nicht vertrug in einer innerlichen Beziehung, das war die Unwahrheit. In kleinen Dingen gab er sich oft nicht die Mühe, über ein Ja oder Nein nachzudenken, auch war er so formgewöhnt, daß er unwillkürlich dachte, ein jeder Andere müsse es ebenso sein. Es war auch eine Formsache gewesen, als er seiner Frau Offenheit versprochen.

Am Entzücktesten über Bulteanos Flugschrift war der elegante Stavros. Er ging, sich die Hände reibend, in seinen chambres garnies auf und ab.

„Da haben wir ihn ja", sagte er sich, „ich suchte so lange nach einem Mittel, ihn unschädlich zu machen, oder von hier zu entfernen! Jetzt läuft er selbst in die Falle und Keiner merkt, wie gelegen es mir kommt. Ich brauche mir die Finger nicht zu verbrennen, und Catarina ist mir sicher!"

VII.

Olga hatte sich auf Broseni möglichst viel zu thun gemacht, sie war sogar in das nahe liegende Kloster gegangen und hatte von einer kleinen Klosterschwester, die sich ausschließlich mit Teppich-Webereien beschäftigte, am Webstuhl arbeiten gelernt. Sie hätte sich vor ihren Freunden dieser Laune und all ihrer sorgsamen Wirthschaftlichkeit ein wenig geschämt, aber Alle waren nach den Ostertagen in die Stadt zurückgekehrt. Am zweiten Feiertage hatte Olga noch viel Besuch gehabt und Euphrosine hatte ihre Absicht, auf Broseni zu bleiben, gar nicht begreifen können.

„Ich fühle mich angegriffen und brauche durchaus Ruhe", sagte Olga.

„Radu kommt ja morgen, um Dich zu holen", entgegnete Euphrosine, „er hält es allein nicht aus".

„Dazu ist er zu rücksichtsvoll, er hat selbst gesehen, wie abgespannt ich war", schloß Olga das Gespräch.

So hatte sie also die Zeit ganz allein zugebracht. Es war auch nicht das erste Mal. Als Radu Minister war, hatte er zweimal längere Reisen nach Paris und London machen müssen und damals waren sie erst kurze Zeit verheirathet gewesen, doch hatte sie seine Abwesenheit sehr vernünftig ertragen. Außerdem war ihr das Landleben lieb.

Er hatte ihr das erste Exemplar mit der freundlichen Widmung: „Der

leidenschaftlichsten Russenfeindin", zugeschickt. Sie las die Schrift hastig, athemlos, ohne einzuhalten, durch, dann warf sie sich weinend in die Kniee: „Gott, mein Gott! Der mächtige Mann, wo hat er die Worte gefunden, das sind ja keine Worte, daß sind Funken, Funken, die alle auf sein geliebtes schwarzes Haupt zurückfallen werden!"

Sie wäre am liebsten augenblicklich zur Stadt gefahren und hätte ihm gesagt: „Radu, mir ist bange vor den Folgen Deiner Arbeit, laß mich in Deiner Nähe über Dich wachen!" Dann aber dachte sie an ihre Frauenwürde, dachte an die Andere, die ein Recht hätte, vielleicht nach Radus Meinung ein größeres Recht an ihn, und als sie die Schrift zum zweiten Mal durchlas, schien ihr, als bemerke sie Redewendungen und Wortbildungen der heftigen Catarina in der Schreibweise ihres Mannes.

Es war ein schwerer Tag für Olga und Bitterkeit bemächtigte sich ihrer: „Bin ich denn nicht mehr, und bin ich ihm denn nicht auch mehr gewesen als sie? Warum hat er von mir nichts angenommen?" Aber dieses kleinliche Abwägen war ihrer Natur zuwider; sie ging am See entlang spazieren und sagte sich: „Bin ich so tief gesunken daß mich das Große seines Geistes nicht über die Nebenumstände hinwegträgt?"

Und sie athmete tief und frei auf und war am andern Morgen froh, daß sie die Regung überwunden.

In ihrer Einsamkeit hatte sie die Sorge um Euphrosine und Costica ganz vergessen und war daher doppelt erfreut, als sie von ihrem Bruder die Nachricht bekam, er sei in die Armee getreten und werde wahrscheinlich in die kleine Wallachei beordert werden.

So vergingen zwei Wochen. Olga war früh schlafen gegangen, wie ihr ganzer Hausstand, als sie plötzlich, inmitten ängstlicher Träume, durch ein heftiges Pochen an ihrer Schlafzimmerthür erweckt wurde. Sie sprang auf: „Wer ist da?"

„Oeffne schnell!" sagte die bekannte Stimme Radus.

Sie warf sich ihr langes, weißes Morgenkleid über und öffnete.

„Olga, die Russen sind in die Moldau eingerückt, die Türken können morgen hier sein, Du mußt augenblicklich nach Wien!"

Olga sah ihn an, sie war wie verwirrt und fragte: „Wie kamst Du hierher?"

„Ich habe mir acht Pferde vorspannen lassen, sonst wäre ich bei dem Regen nicht durchgekommen; ich lasse sie jetzt durch andere ersetzen, Du mußt Dich schnell fertig machen, der Zug geht morgen früh um sieben, es ist Ein Uhr, wir können den Anschluß erreichen".

„Du gehst also mit?"

„Ich? Wie kannst Du das glauben!"

„Ich glaube es ja auch nicht, es war so eine gedankenlose Frage, ich bin ja fassungslos!"

„Die Regierung hat eine schmähliche Proclamation erlassen, worin sie

den Bewohnern der Donaustädte den Rath giebt, in's Innere des Landes zu fliehen, sie könne sie nicht schützen", — sagte Radu, doch er sah Olga's todtenbleiches Gesicht und das Zucken um ihren Mund und begann von gleichgültigen Dingen zu reden.

Félicie mit allen Kindern ist schon vor acht Tagen gereist, soll aber in Wien festsitzen, da ihr Mann ihr das versprochene Geld nicht nachgesandt" — — —

„Radu! wie kannst Du jetzt von solchen Dingen reden!" fiel sie in blinder Frauenart erregt ein. „Also es ist wirklich da! Es ist wirklich geschehen!" und sie sprang auf und ging im Zimmer auf und ab, „das Unglück ist über uns hereingebrochen!"

Er schwieg eine Weile still und sah sie mitleidig an.

„Olga", sagte er dann sanft, „Du mußt Dich jetzt ankleiden, einige nöthige Sachen habe ich in der Stadt für Dich packen lassen, wir können nicht zur Zeit an der Bahn sein, wenn Du Dich nicht beeilst!"

„Und warum soll ich fort?" fragte sie plötzlich stehen bleibend.

„Ich halte es für vernünftiger, warum sollst Du Dich exponiren?"

„Wem? Dem Unglück? Dem entgeht man nie! Dem physischen Tode? den fürchte ich nicht!"

„Den türkischen Gräueln, Olga; jetzt ist Alles möglich, meinetwegen schütze Dich!"

„Ihr Männer habt allerdings freiere Hand, wenn wir Frauen fort sind", sagte sie einlenkend.

„Vertraue mir, Olga, es ist besser, Du glaubst doch sonst an meine Vernunft, Euphrosine Veresco reist auch heute, die Fürstin Fermanu ist gestern früh gefahren, auch Frau Nenizi und Mivanos, er bringt seine Frau bis Wien und kehrt dann zurück!"

„Ist Frau Glogorno abgereist?" unterbrach sie plötzlich, ihn fixirend.

„So viel ich weiß, nicht".

„Warum bringst Du sie nicht erst in Sicherheit?"

„Olga, es handelt sich jetzt um ernste Dinge, darum empfinde ich die Spitze Deiner Worte nicht!"

„Und ich nehme Deine Sorge für mich nicht an!"

Er stöhnte und sprang vom Stuhl auf, dann ging er ein Paar Mal auf und ab: „Es ist etwas Entsetzliches um Euch Frauen!"

„Bitte, vergleiche mich nicht mit Anderen!"

„Olga, Olga!" sagte er leidenschaftlich, „füge Dich doch blind, die Zeit drängt, handelt es sich denn hier um Dich und mich?"

„Wenn es sich nicht um mich handelt, warum verschwendest Du Deine Zeit? Hat Catarina verlangt, daß Du mich aus dem Lande schaffst?"

Radu ergriff seinen Hut und wandte sich zur Thür, kehrte aber wieder um:

„Das sind ja Alles Kindereien! Du, Olga, meine vernünftige, ruhige

Frau, die im Stande ist, objectiv zu denken, ich kenne Dich gar nicht mehr! Willst Du mir im Augenblick des furchtbarsten Ernstes Schwierigkeiten machen? Komm wenigstens mit zur Stadt!"

„Nein, ich komme nicht, und ändere ich einmal meine Entschlüsse, habe ich ja Pferde zur Disposition".

„Ich kann Dich nicht hier allein lassen, schutzlos, in dieser Kriegszeit", rief er heftig, „ich nehme Dich mit Gewalt!"

„Dazu hast Du kein Recht mehr?" entgegnete Olga, ihrer selbst nicht mehr mächtig. Es war wie als habe ein Dämon sich ihrer bemächtigt, sie sah Radu vor sich, sie hätte ihn fassen und küssen mögen, ihm danken für seine Sorge um sie, und nichts als Bitterkeit und Hohn kam aus ihrem Munde!

Er machte einen letzten Versuch: er näherte sich ihr und wollte seinen Arm um ihre Schulter legen, sie aber wich empört zurück:

„Nein, Radu, laß mich in Ruh', mir schaudert vor Deiner Berührung!"

Er sagte kein Wort mehr, sondern ruhig und traurig nahm er seinen Hut und ging aus dem Zimmer. Sie hörte ihn hinuntersteigen, mit dem Diener sprechen, dann nach fünf Minuten athemlosen Lauschens, hörte sie ihn davon fahren — und brach zusammen.

„Mein geliebter Mann, Radu, Radu", rief sie und riß das Fenster auf. Es regnete und stürmte, keine Möglichkeit ihn zurückzurufen.

Sie klingelte, sie wollte ihm einen reitenden Boten nachsenden, mit der Bitte zurückzukehren, als aber Florica erschien und nach ihren Befehlen fragte, überkam sie die Scham, ihm gegenüber wie ein eigensinniges, launenhaftes Kind dazustehen, und wenn er nun nicht mehr wollte? Wenn er sich weigerte, umzukehren? Dem durfte sie sich nicht aussetzen; so bestellte sie eine Tasse Thee. Das Mädchen sah sie betroffen an, sie fürchtete, ihre Herrin sei krank, doch ging sie schweigend, ihr zu gehorchen.

Olga legte sich auf ihr Sofa. „Nur nicht einem Wahn einen andern folgen lassen", sagte sie sich, „jetzt habe ich jedes Recht verloren, anders, als mit größter Ueberlegung zu handeln. Ich will die ganze Wirthschaft auf eine mögliche Einquartierung einrichten, alle Werthsachen in den geheimen Keller bringen lassen, alle persönlichen Erinnerungen in die Stadt mitnehmen und alle Briefe verbrennen. Wenn ich früh beginne, — es ist um 5 Uhr schon hell, — kann ich um Mittag fertig sein. Bis dahin sind die Pferde, die Radu aus der Stadt gemiethet hatte, ausgeruht, und ich kann Abends spät in Bukarest sein, trotz der aufgeweichten Wege".

Dieser Gedanke gab ihr die ganze Fassung und Ueberlegung wieder. Sie legte sich, fertig angezogen, noch etwas zur Ruhe und nun überkam sie die Furcht vor dem entsetzlichen Kriege. „Was muß Radu fühlen, nun Alles zu spät kam, nun Keiner auf ihn gehört und sich unsere Truppen, ohne einen Schuß abzufeuern vor der russischen Uebermacht zurückgezogen haben, und wir, dem russischen Heere preisgegeben, in der Gewalt unseres mächtigsten Feindes sind! Und wenn die Türken kommen, dann ist Alles eingetroffen,

was wir befürchtet, ohne Kampf sind wir erlegen". Sie ging an ihren Kalender und unterstrich das Datum: „In der Nacht des 12. April begann unser Unglück!"

So wie es hell war, machte sich Olga an die Arbeit; zuerst rechnete sie mit allen ihren Leuten ab, zahlte ihnen den Lohn für ein ganzes Jahr voraus, dann ließ sie einpacken, ordnete und verbrannte. Manch liebes Wort ihres Gatten, das er ihr aus der Stadt geschickt, wenn sie auf einige Tage draußen war, fiel ihr in die Hände. Sie bedeckte seine Schrift mit Küssen, erröthete dann aber über das, was sie gethan. „Radu", sagte sie leise vor sich hin, „Du ahnst nicht, welch eine Leidenschaft plötzlich in mir erwacht ist und — vielleicht wirst Du es nie wissen!" setzte sie verzweifelt hinzu.

Es wurde Nachmittag, ehe sie Alles beendet; der Regen strömte unaufhaltsam und dabei herrschte so starker Nebel, daß man nicht bis zum Kloster sehen konnte. Um 4 Uhr war Alles geordnet.

Olga hatte vor Ungeduld nichts genossen, sie stand mit dem Reisehut da und hatte das Anspannen befohlen, als der Kutscher sie hinabzusteigen bat und ihr sagte, es sei keine Möglichkeit, heute noch bis zur Stadt zu kommen: „Wenn die gnädige Frau in Marbeschti nächtigen wollen, bis so weit bringe ich es, wenn wir keine Axe brechen, morgen Vormittag können wir dann in der Stadt sein".

Marbeschti war eine armselige Herberge, sie konnte nicht daran denken, da zu bleiben, so mußte sie bis zum nächsten Tage warten.

„Ich habe das Recht unvernünftig zu sein, verloren, ich muß mich geduldig fügen!" seufzte sie und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie weinte, bis sie einschlief. Vor Mitternacht aber wachte sie wieder auf und fand keinen Schlaf mehr. Alle Bücher waren eingepackt, sie hatte keine Möglichkeit, ihren Gedanken zu entgehen.

„Bin ich genug gestraft?" fragte sie sich, als all die Schreckbilder der Zukunft ihr den Athem raubten. Dabei das Gefühl des hilflos abgeschnittenen Seins von Allem, was sie jedes Mal bei schlechtem Wetter auf dem Lande empfunden und was ihr eigentlich Broseni so lieb gemacht hatte, wenn sie mit Radu die Einsamkeit gesucht.

Es regnete und regnete. Sie öffnete das Fenster; aus dem Kloster drangen jetzt einige kleine Lichter durch die neblige Dunkelheit: „So allein sterben!" dachte Olga. „Wie wenig würde es mich noch vor Kurzem erschreckt haben, ehe die heiße Gluth plötzlich für ihn in mir erwachte, jetzt fürchte ich den Tod, weil er mich von ihm trennte", — und so verging langsam und schwer die Nacht.

VIII.

Um sechs Uhr früh war Olga aufgebrochen. Florica und ein Diener begleiteten sie, zwei Kutscher, einer reitend, der andere fahrend, führten den

leichten Wagen. Ein mit vier Büffeln bespannter Leiterwagen folgte mit einigen Koffern. Die Fahrt ging ohne jeden Zwischenfall; Olga hatte sich auf Vieles gefaßt gemacht, als sie mit Augen die grundlos scheinenden Landwege sah, noch nie war ihr der Boden so lehmig und schwer erschienen. Aber es ging vorwärts, besonders, da der Regen aufgehört hatte; Alle sahen die Todesangst, mit der ihre Herrin die Stunden zählte, und strengten sich auf's Aeußerste an, vorsichtig und doch schnell die Stadt zu erreichen. Die Nachmittagstokka erschallte gerade an der gegenüberliegenden kleinen Kirche, als Olga in ihren Hof einfuhr. Das Haus war merkwürdig still, erst nach langem Klingeln erschien ein erschreckter Diener.

„Ist der Herr zu Haus?" rief Olga.

„Nein! Und der Brief an die gnädige Frau — —" und damit ging er eilig in's Haus zurück.

Durch Olgas Kopf zogen die unmöglichsten Vermuthungen: War Radu da, und Catarina bei ihm? Hatte er gesagt, sie solle nicht eingelassen werden?

Sie stieg die Stufen hinauf, als der Diener athemlos zurückkam: „Gott sei Dank, hier ist der Brief für die gnädige Frau, ich fürchtete, der Joan sei schon fort nach Broseni!"

„Abends geht wieder ein Zug", sagte sie sich, „vielleicht treffe ich ihn noch an der Grenze! Ich möchte ihn so gerne noch einmal sehen!" und endlich brachten Thränen ihr Erleichterung. Sie ging durch seine Zimmer, Alles trug noch die Spuren seiner Anwesenheit, da war die Asche der letzten Cigarette, die er geraucht! So schleppte sie sich müde und matt, wie betäubt herum, bis es Zeit war, an die Eisenbahn zu fahren. Da fiel ihr ein, daß sie nicht genug Geld hätte, und sie erinnerte sich undeutlich, in dem Briefe ihres Mannes noch irgend einen Schein gesehen zu haben. Sie durchsuchte ihre Taschen und fand eine Geld-Anweisung. Es war aber zu spät, sie konnte sie nicht mehr einlösen, wenn sie ihren Gatten bald erreichte, brauchte sie ja auch nichts, sie wollte nicht wieder durch Vernunft ihren Herzenstrieb ersticken lassen.

„Ich reise allein, dann komme ich weiter, als wenn ich noch Florica oder die Kammerfrau mitnehme!" Und sie fuhr zur Bahn. Man kannte sie und grüßte sie etwas scheu. Als sie ein Billet nach Plojeschti lösen wollte, wurde ihr der Bescheid, der heutige Abendzug sei eingestellt wegen der Truppentransporte. Olga nahm den Bescheid ruhig hin, als sie aber wieder im Wagen saß, brach sie fast zusammen.

„Das ist zu viel, zu viel", sagte sie vor sich hin. In den Straßen herrschte ein aufgeregtes Leben, Alles schien lebendiger als je oder war sie nur so viel todter? Sie ließ zu Veresco fahren, sie begriff nicht, daß sie versäumt hatte, sich augenblicklich von Radus Freund nähere Nachrichten über seine Verbannung einzuholen. Veresco war jedoch nicht zu Hause, Euphrosine war in's Ausland gereist, das Kind bei der Großmama auf

dem Lande. Wie vernichtet kehrte Olga nach Hause zurück, dort faßte sie aber etwas Muth. Was war denn so viel schlimmer jetzt, als vor einigen Stunden? Sie mußte die Nacht noch hier abwarten, weiter nichts! Sie dachte für den Augenblick ja hauptsächlich an Radus Person, und war es für die nicht besser, daß Alles so gekommen war? Konnte sie in ihres Herzens Grund nicht froh sein, trotz des Schlages, der ihn getroffen? Er war ja in Sicherheit! Ach, wenn er dem undankbaren Lande doch für ewig den Rücken gekehrt, wenn sie Beide weit fort, in ferner Fremde mit einander reinen Zielen der Wissenschaft und Kunst leben könnten und nie mehr, nie, von Politik zu hören brauchten. Olga malte sich solch ein Leben aus, sie sah ihn und sich und ihre Söhne, denn sie würden gewiß einmal Kinder haben, ein Mann wie Radu durfte nicht ohne Söhne sterben, solch' reiches Leben durfte nicht verlöschen, die begonnene Arbeit mußte fortgeführt werden, sie sah das Alles vor sich und war darin so glücklich, wie seit lange nicht. Darum schlief sie ruhig die ganze Nacht durch und stand mit frischer Kraft auf. Der Zehn-Uhr-Zug, so hatte man ihr gesagt, würde bis Plojeschti sicher abgelassen werden.

Es war um die neunte Stunde, als Veresco sich bei ihr melden ließ. Sie war ihm dankbar für den frühen Besuch, er konnte ihr nun noch die Geldanweisung besorgen. — Alles schien sich zu ebenen, — so trat sie ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen.

„Ich war gestern auf dem Wege nach Broseni, als ich in Marbeschti erfuhr, daß Sie schon in der Stadt seien, und umkehrte", sagte er, „daher haben Sie mich gestern Abend nicht getroffen. Ich wollte Sie vorbereiten!"

„Sie sind gütig, wie immer", entgegnete Olga, „aber Sie sehen, welch muthige Frau ich bin! Gestern Abend wäre ich meinem Mann schon nachgereist, aber der Zug war eingestellt; Ich denke um zehn Uhr fortzukommen und heute Abend bin ich am Ende schon bei Radu!"

Veresco sah sie verlegen an: „Reisen Sie nicht, gnädige Frau!"

„Warum nicht? Das kleine Stück ist ohne jede Gefahr, — nur besorgen Sie mir, bitte, noch dies Geld". —

„Ich meine nicht wegen der Reise, ein Aufenthalt, der sich so verlängern kann in der Fremde, das ist nichts für Sie!"

„Etwa für Radu?" lachte sie. „Wir haben ja nicht die Wahl!"

„Thun Sie es nicht, gnädige Frau, ich rathe Ihnen, es nicht zu thun, und Sie wissen, daß ich nur ihr Wohl im Auge habe. Es ist für Sie und Radu besser, Sie versuchen es nicht!"

„Aber Herr Veresco, ich erkenne Sie gar nicht wieder".

„Und ich, ehrlich gestanden, Sie nicht, da Sie Ihrem Manne nachlaufen!"

Olga wechselte die Farbe und durch ihren Kopf zuckte der Gedanke: „hier ist ein Mißverständniß, ich muß auf meiner Hut sein". Plötzlich durchlief es sie wie eisig: „Radu hat mich belogen, er ist freiwillig fortgegangen — und mit ihr!"

Veresco beobachtete sie. Olga richtete sich auf und fragte, um sich, während er antwortete, beherrschen zu können: „Und Euphrosine; wo ist sie?“

„Erst müssen Sie sich entscheiden, wollen Sie wirklich reisen, gnädige Frau?“

„Sagen Sie mir Ihre Gründe dagegen!“

„Es steht Ihnen wirklich nicht an, Radu kehrt schon von selbst zu Ihnen zurück, da es doch mehr Mißverständnisse als ernste Zerwürfnisse zwischen Ihnen sind!“

„Davon hat Radu Ihnen gesprochen?“

„Ja, als er von Broseni wiederkehrte!“

„Das entscheidet für mich allerdings, hier zu bleiben, ich glaubte, die Sache läge nur zwischen ihm und mir“, erwiderte sie kalt.

„Dann stand sie auf: „Verzeihen Sie, ich will das Anspannen abbestellen!“ doch anstatt zu klingeln, ging sie aus dem Zimmer und kehrte erst in einigen Minuten wieder.

Es war eine etwas gezwungene Heiterkeit, mit der sie sagte:

„Und nun setzen Sie mir die politische Lage auseinander! Sind wir immer noch in Gefahr, von den Türken überfallen zu werden, oder steht schon die gewünschte russische Schutzmauer dazwischen?“

„Noch sind die Russen nicht durchgekommen, aber sie haben Galatz besetzt. An Türkengefahr habe ich nie geglaubt, das war eine pikante Erfindung von Radu, mit der er die Damen schreckte!“

„Er war aber sehr überzeugt von der Gefahr“.

„Das glaube ich nicht einmal! Euphrosine aber war ganz toll vor Angst, und da habe ich sie Strumos anvertraut. Die alte Frau Strumo reiste und die Tochter und Jean, die Mutter wollte nicht ohne ihn fort“.

„Daher trat Costica in die Armee“, dachte Olga bitter, „oder vielleicht umgekehrt!“

„Rathen Sie mir nach Broseni zurückzukehren?“ fragte sie dann.

„Ich würde es vernünftiger finden, Sie blieben hier; wenn ich auch nicht an die Türken glaube, so ziehen doch die Russen durch, und Sie sind Einquartierungen ausgesetzt.

„Broseni liegt zwar nicht an der Chaussee, aber wie Sie meinen! Ist es nicht ein Jammer, daß wir unsere Grenzen nicht gewahrt?“

„Wir hätten uns ja doch schlecht geschlagen“, entgegnete er etwas apathisch, „besser, daß wir es garnicht versucht haben“.

Darauf stand Veresco auf: „Erlauben Sie mir, täglich bei Ihnen vorzusprechen? Radu hat mir die theure Sorge für Ihr Wohl an's Herz gelegt!“

„Ich werde mich stets freuen, Sie zu sehen“, sagte sie, „hoffe aber, Ihnen keine Art Sorge zu machen“. Und sie trennten sich.

Veresco, der von Radus Billet an seine Frau keine Ahnung hatte (Radu hatte sich erst im letzten Augenblick dazu entschieden, da Olga seine Verbannung ja doch bald von anderer Seite erfahren haben würde), glaubte

seine Sache gut gemacht zu haben. Er hatte seine Abreise nur auf ihre private Entfremdung bezogen, und Olga war geblieben. Er hatte eine instinctive Freude daran, sie in der Nähe zu wissen. Ihr aber, als sie nun allein geblieben, ihr erstarrte förmlich das Blut in den Adern beim Gedanken an die Lage, in die sie sich gebracht hätte, wäre sie ihm nachgereist. Sie wurde allmählich ganz ruhig, es überkam sie eine Kraft des Unglücks: „Ich werde abwarten, was daraus werden soll, mein Gott! wie liebe ich ihn noch immer den lieben, thörichten Mann, der sich von einer Leidenschaft verblenden läßt!"

Im Laufe des Tages kamen viele Besuche, Olga nahm jedoch keinen derselben an, auch nicht Stavros, der zweimal wiederkam, um sein Beileid auszudrücken. Als Olga die große Anzahl von Karten sah, wurde ihr wieder fraglich, ob Radu ihr nicht dennoch die Wahrheit gesagt, und Tags darauf erfuhr sie von Veresco Alles, was sie wissen wollte, nur Catarinas Namen sprachen sie Beide nicht aus, obgleich sie ihn sich gegenseitig in den Augen lasen.

Stavros hatte sich selbst zum Schaden gearbeitet, Catarinas leidenschaftliche Natur fand den Gipfel der Liebe und des Glücks in dem Umstande, daß sie dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, in die Verbannung nachreisen konnte; wäre es eine Flucht mit Verfolgung und Gefahr gewesen, hätte sie sich noch mehr gefreut.

In den letzten Tagen des April kamen die ersten russischen Truppen durch Bukarest, oder vielmehr, zogen sie um Bukarest herum. Es waren die berühmten donischen Kosaken, aber im traurigen Zustande, sie machten den Eindruck, als kehrten sie aus einem Feldzug heim, nicht als gingen sie in ihn hinein. Der Filoweter Bahnhof war von Neugierigen umlagert und auch die nach Giwogin führende Chaussee; man war ungeduldig, eine möglichst zahlreiche Truppenschaar zwischen sich und der gefürchteten Donau zu wissen. Zahlreiche Equipagen waren auf der großen Chaussee, am andern Theile der Stadt, den fremden Truppen entgegengefahren.

Olga vermied die Oeffentlichkeit, auch die gewohnten Spazierfahrten. Die meisten ihrer näheren Bekannten waren fort, wer zurückgeblieben, beschäftigte sich, wie sie, mit Vorbereitungen zur Krankenpflege. Privatspitäler wurden eingerichtet, in öffentlichen Krankenhäusern den Russen einige Säle zur Disposition gestellt; von einer Theilnahme der Rumänen am Feldzuge war es wieder still geworden Die Truppen wurden allmählich in der kleinen Wallachei concentrirt, und die schwere Erwartung lagerte auf Allen.

Vierzehn Tage waren seit Radus Landesverweisung vergangen. Olga hatte keine Nachricht von ihm; hatte er nicht geschrieben, oder waren seine Briefe auf der Post erbrochen worden? Sie war zu sehr gewohnt, daß ihr Lebensschiff von starker Hand geführt wurde, und sie hatte sich zu plötzlich emancipirt, als daß ihr nicht fast schwindlig geworden wäre in der ungewohnten

Selbstbestimmung. So hatte sie mechanisch hin gelebt, und wußte gar nicht, was eigentlich geschehen sei und geschehen würde; manchmal griff sie sich plötzlich an die Stirn und sagte: „Ja, so ist es, es ist gut, daß ich es nicht recht fasse, sonst würde ich wahnsinnig werden!“

Eines Abends saß Olga, mit einer zierlichen Stickerei beschäftigt, in ihrem Boudoir, als Herr Veresco gemeldet wurde. Dieser trat etwas hastig ein und sagte:

„Wissen Sie, daß Giragin bombardirt wird?“

Olga faltete die Hände und öffnete die glanzlosen Augen weit: „Ach, die armen, armen Leute!“

„Es könnte wirklich der Anfang eines Donau-Ueberganges sein“, setzte Veresco hinzu.

„Sehen Sie, daß Radu Recht hatte?“

„Das sehe ich durchaus nicht“, erwiderte Veresco, „ich sage nur, es könnte!“

„Auch Radu sprach stets nur von einer Möglichkeit!“

„Und wenn es der Fall wäre“, fuhr Veresco fort, „müßten Sie anspannen lassen, und ich würde Sie bis zur österreichischen Grenze bringen. Es sind höchstens zwei Tagereisen, die Bahn würde zu überfüllt sein“.

Olga lächelte: „Sehen Sie, jetzt machen Sie gerade solche Pläne, wie die, wegen deren Sie Radu verlachten“.

„Damals waren sie auch noch lächerlich!“

Olga entgegnete nichts darauf, sondern fragte: „Ist die Convention mit Rußland votirt!“

„Natürlich, nun die Russen im Lande sind, war nichts Anderes zu thun!“

Wieder folgte ein Schweigen.

Veresco und Olga waren nicht gewohnt, unter vier Augen zu sprechen, inmitten Anderer plauderten sie gern mit einander; waren sie allein, befiel beide eine außerordentliche Zaghaftigkeit. Er zündete sich auf ihre Bitte eine Cigarrette an, sie stickte eine kleine Rosenknospe fertig und Keiner fand ein Wort.

„Haben Sie Briefe von Euphrosine?“ fragte Olga endlich.

„Ja, sie macht mir Hoffnung, daß sie bald wiederkäme, sie begreift Ihre Angst nicht mehr, und bewundert Sie, wie übrigens immer!“

„Rathen Sie ihr, zu kommen?“

„Jetzt wollen wir erst die russischen Erfolge in Bulgarien abwarten, nun sie einmal fort ist!“

„Das Elend wird furchtbar werden“, seufzte Olga.

Wieder schwiegen Beide.

„Radu ist in England!“ sagte Veresco plötzlich.

Olga starrte ihn an: „Das sagen Sie so nebenher! Woher haben Sie die Nachricht?“

„Wir hatten einen Namen ausgemacht, unter dem ich poste restante von ihm Nachricht bekommen könnte!"

„Geben Sie mir den Brief! Ist nichts für mich darin?"

„Es ist ein Zettel eingelegt, den ich Ihnen, wie Radu sagt, geben soll, falls Sie nicht mehr vor ihm schaudern!"

„Das ist eine Infamie, deren Radu nicht fähig ist", rief Olga heftig.

„Radu ist noch ganz anderer Dinge fähig, ich kenne ihn ja von Kindheit an, er ist glänzend begabt, aber ebenso glänzend leichtsinnig und —"

„Geben Sie mir den Brief!" unterbrach sie ihn.

Er reichte ihn ihr. Es stand nur darin:

„Ich rathe Dir, das Land zu verlassen, ehe noch alle Communication eingestellt ist. Deine Mutter begleitet Dich vielleicht, damit Du nicht so allein in der Welt herumirrst. Ich habe mein Gleichgewicht und meine Ruhe in der Arbeit wiedergefunden, und hoffe, daß es Dir ebenso geht!"

Olga steckte den Brief ruhig in ihre Tasche. Veresco schaute sie ernst und liebevoll an. Sie reichte ihm die Hand und sagte leise: „Ist Radu allein?"

„Gewiß!" entgegnete er hastig, er bereute vorher etwas gegen ihn gesagt zu haben, „es ist etwas Eigenes um Radu, er zwingt die Menschen, mit denen er lebt, aus ihrer eigenen Natur hinaus, in seine Art hinein, und dafür rächen sich dann nachher die Meisten an ihm: sie lassen es ihn theuer zahlen, daß er sie beherrschte!"

„Das ist ein liebes Wort", sagte Olga mit strahlenden Augen und reichte Veresco noch einmal die Hand, die er küßte.

„Es ist eine merkwürdige Demoralisation unter uns ausgebrochen, durch dieses bange Frühjahr, ein Jeder glaubte, nun geht doch Alles zu Ende, genießen wir den Augenblick", fuhr Veresco fort.

Olga seufzte, darum begann er von etwas Anderem zu reden:

„Es war gestern ein erschütternder Anblick für mich, als ich die ersten russischen Heerzeichen auf unserem Boden sah! Mich überkam die ganze Schmach einer Occupation und ich mußte mich zusammen nehmen, nicht in Thränen auszubrechen!"

Olga reichte ihm wiederum ihre Hand: „Wir wollen uns gegenseitig ein Trost sein!"

„Sie bleiben also hier?"

„Ich bleibe gewiß, um Verwundete zu pflegen; mir ist, als ob ich dazu geschaffen wäre und als ob das die Arbeit wäre, in der auch ich die Ruhe und das Gleichgewicht, von dem Radu spricht, wiederfinden würde. Auch hat es etwas so Christliches, daß ich meine Feinde, die Russen, pflege!"

„Ich fürchte, Sie werden auch Rumänen zur Pflege bekommen!" und damit empfahl sich Veresco.

IX.

Es war ein heißer Sommer, heiß und schwül. Bukarests Physiognomie hatte sich verändert, es glich einem Heerlager. Die Chausseen um die Stadt herum waren in Grund und Boden gefahren und unbenutzbar, da Tag und Nacht unabsehbar lange Wagen-Reihen dort entlang rollten. Die Truppen kamen meistentheils jetzt mit der Bahn und wurden Nachts durchtransportirt, unendlich schien der Durchzug. Die Straßen der Stadt wimmelten von Officieren. Die ersten hatte man mit scheuer Achtung angeschaut, bald aber begann sich das Selbstgefühl der Rumänen zu regen: „Unsere Truppen sehen weit besser aus", hieß es allgemein und mit Recht. „Ein Unterofficier bei uns trägt sich besser und sieht gebildeter aus, als ein russischer Officier!"

Der russische Kaiser, der zum Besuch von Plojeschti kam, wurde kühl aufgenommen, noch kühler als der General-Commandant, der mit Fürst und Fürstin auf das große Volksfest, den Pfingstjahrmarkt, gefahren war. Denn wenn er auch die Integrität des Landes garantirt hatte, so begann man doch schon zu munkeln, daß einige Klauseln dahinter steckten. Der Donau-Uebergang ließ lange auf sich warten, danach hoffte man auf glänzende Siege der Russen, — aber Alles blieb schwül und dumpf.

Die Rumänen lagerten an der Donau und tauschten nur Bomben mit den Türken aus. Giragin und andere Uferstädte waren verlassen. Der Hof war nach Craiowa übergesiedelt. In Bukarest waren einige russische Verwundete und viele Kranke; der Flecktyphus war im Heere ausgebrochen. Man fuhr immer noch hinaus nach Banassa, um sich die russischen Bivouaks anzusehen, und die Stadt, besonders die Kaufleute waren recht zufrieden mit dem russischen Durchzug. „Es kommt doch Geld in's Land!" hieß es, und mehrere neue Cafés chantants etablirten sich, um dem russischen Geschmack zu huldigen.

Veresco war Präsident eines Vereins zur Pflege Verwundeter, er war Tag und Nacht unterwegs, und schon fing der ewig rege Witz des Theater-Platzes an, von all den Krankenhäusern ohne Verwundete, von all den Krankenwärtern ohne Arbeit zu reden. Auch Olga war beschäftigt. Sie war bleich und elend geworden, aber sie hatte Recht gehabt, als sie gemeint, die Arbeit würde ihr Ruhe geben. Ihr Haus war ein Leinen-Magazin geworden, von dem aus unaufhörlich in's Feld expedirt wurde.

Ende Juli kam die Nachricht der furchtbaren Schlacht vor Plewna, die einer Niedermetzelung glich. Es war ein harter Schlag für Alle.

Binnen einiger Tage waren alle Lazarethe um und in Bukarest überfüllt, und nicht Hände genug zur Pflege da. Olga hatte die Nachtwachen, als den schwierigsten Theil der Aufgabe, übernommen, auch Tags ruhte sie wenig und fuhr nur manchmal weit hinaus in die sonnenverbrannte Ebene.

„Sie werden sich überarbeiten", sagte Veresco, der sie treu bewachte.

„Ich fühle mich kräftig, wenn auch so abgestumpft“, entgegnete sie. „Ich sehe all das Leid und die Schmerzen und kann nicht mehr weinen!“

„Heute zieht die kaiserliche Garde durch, kommen Sie mit mir hinaus, sie anzusehen!“

Olga ging auf den Vorschlag ein. Man fuhr auf die Gilavaer Chaussee.

„Es sind prächtige Truppen!“ sagte sie bewundernd. Veresco schaute nur sie an.

„Olga“, er nannte sie aus Versehen mit dem Vornamen, „ich ängstige mich um Sie, Sie sehen so krank aus“.

Sie lächelte: „Mir fehlt nichts, ich hätte auch keine Zeit zum Kranksein!“

„Wie anders sind Sie, als Euphrosine, ihr graut vor jedem Ernst!“

„Darum ist sie so reizend; es muß auch Singvögel geben!“

„Ich habe Singvögel nie leiden können!“

„Das dürfen Sie nicht sagen!“

„Aber Euphrosines Leichtsinn hat mir nie weh gethan“, fuhr er fort, „weil ich nur eine Frau geliebt, und das sind Sie!“

Die Truppen zogen immer noch vorüber, stolz und regelmäßig, prächtig war die Reiterei.

„Alles das zieht vorüber in den Tod“, sagte Olga, „alle meine Ideale sinken hinab in die niedrige Wirklichkeit!“

„Nennen Sie niedrige Wirklichkeit eine stumme, sich verzehrende Liebe?“

„Sie ist nicht mehr stumm!“

Der Wagen kehrte um, Olga mußte in die Stadt zurück.

„Sie wissen nicht, was ich in meiner Ehe gelitten“, begann Veresco von Neuem. —

Olga schüttelte unwillig den Kopf.

„Der tägliche Umgang mit physischem Schmerz hat Sie gegen Seelenleid empfindlos gemacht!“

Der Vorwurf traf Olga; wenn sie ehrlich war, mußte sie sich gestehen, daß ihr schrecklich gleichgiltig war, daß Veresco gelitten. Aber es war eine Leidenschaft in ihm, die auch ihr instinctiv etwas Wärme gab, darum entgegnete sie sanft:

„Ich muß immer an Radus Wort denken, was Sie mir auf einem Fermanu'schen Balle wiederholten: „wir erstarren in Todesgleichgiltigkeit“, — das ist mir geschehen!“

„Es war nicht das erste Mal, daß Veresco ihr von Liebe sprach, sie waren auf theoretischem Wege dazu gekommen, in all den langen Gesprächen, die sie mit einander gehabt. Olga war nicht entsetzt darüber, sie nahm es ganz gleichgiltig hin, ohne weiter daran zu denken. Wenn sie müde die heißen Tage in ihrem Zimmer arbeitete, da war es ihr oft lieb, daß er kam, daß er sie mit seiner Sorge umgab, daß er ihr vorlas. Einmal hatte er das Wort Scheidung geschickt lancirt und doch hatte Olga ihn angestarrt

und gefragt, ob er Nachrichten von Radu hätte? Sie war aber gleich wieder ruhig geworden, es war, als hätte sie nicht die Kraft zu etwas Anderem. So nahm sie auch die Nachricht hin, daß die Rumänen den Russen zu Hülfe gekommen seien und in die Action eingreifen würden.

„Ist es wahr, daß der Großfürst unsern Fürsten direkt um Hilfe gebeten?“ fragte Olga Herrn Veresco.

„Es scheint wahr zu sein!“ entgegnete er.

Ende August wurde Bukarest gesellig belebter, viele Damen kehrten zurück. Die regierende Fürstin hatte ihr Schlößchen bei Bukarest bezogen, als der Fürst über die Donau gegangen, und ließ in dessen Nähe eine Privat-Baracke für rumänische Verwundete bauen.

Auch Euphrosine war in's Land zurückgekehrt, weilte aber noch bei ihrer Schwiegermutter auf dem Gute. All die reizenden Damen ließen sich jetzt Krankenpflegerinnen-Costüme mit dem rothen Kreuz machen, viele, die es noch ernster meinten, gingen in die Donaustädte.

„Dein Mann ist noch nicht zurück?“ kamen die Meisten Olga entgegen, wenn sie ihre Visiten erwiderte.

„Im Gegentheil, kürzlich ist Cardineanu ja auch noch verbannt!“

„Wer hätte gedacht, daß die Sache so ernst genommen würde! Dich, Olga, finde ich bewundernswerth, wie Du das Alles erträgst!“ sagte Annette Renizi. Tags darauf traf die Nachricht von dem Sturm auf Plewna, von den furchtbaren Verlusten, aber von der großen Bravour der rumänischen Truppen ein. Es waren viele Damen im Hospitalsaal, als Olga zuerst davon hörte, und zu gleicher Zeit erblickte sie in einem Knäuel Bekannter Catarina Glogorno.

Die beiden Frauen tauschten einen Blick tiefen Hasses aus, dann schwindelte Olga Alles vor den Augen und sie fiel bewußtlos hin. „Es war die Freude des Sieges“, sagte sie, als sie zu sich gekommen.

Olga glaubte krank zu werden, am andern Tage aber ging es ihr wiederum besser und sie war froh, ihre Mutter nicht benachrichtigt zu haben. Sie durfte ja nicht zusammenbrechen, nun sie so nöthig geworden und ging in ihr Lazareth. Alles war überfüllt, jammervoll war der Anblick, trotz aller Vorbereitung mangelte es überall, es fehlte eben jede Erfahrung. Olga wurde gesund; als sie die große Arbeit vor sich sah, darin war sie ihrem Manne gleich, nie mangelte ihr die Kraft, wo sie von ihr gefordert wurde. Und so vergingen die Tage.

Radu Vulteano saß in London in einem Hôtel-Zimmer, mitten in der Umarbeitung eines Buches, das er einmal in befriedigenderen Zeiten geschrieben, als er die Nachricht von dem ersten, schwer erkauften Sieges seines Volkes bekam.

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um die Thränen vor sich selbst zu verbergen, dann holte er tief Athem, sprang auf, warf seine Sachen in den offenen Koffer und fuhr zum Bahnhof; jetzt war alles Andere gleichgültig, jetzt mußte er heim.

„Wir haben uns tapfer geschlagen, wir sind ein Volk gewesen, jetzt können wir sogar untergehen, da wir einmal waren!“ jubelte er.

Ihm waren die fünf Monate der Verbannung nicht so schwer gewesen, wie er gedacht. Er hatte viel gearbeitet und viel gelernt, dazu war er nach London gegangen, obgleich er Catarina in Wien, wo sie ihn eingeholt, gebeten hatte, die französische Küste zum Aufenthalt zu wählen. Er war von Catarinas Anhänglichkeit gerührt gewesen, obgleich er ihre Reise als ein Gemisch derselben mit Türkenfurcht und mit dem Wunsch nach etwas Außerordentlichem ansah. Aber er verschwieg ihr seine Meinung, er wußte, daß sie keine Wahrheit vertrug. War es dieser Umstand gewesen, oder die Unmöglichkeit von Catarinas Natur, den Ernst, den heiligen Ernst der Arbeit in Radu anzuerkennen, der sie so bald auseinander gebracht? Radu wußte es hinterher psychologisch genau zu erklären, was ihn doch in der Realität sehr überrascht hatte, daß er nach einigen Tagen des gemeinsamen Aufenthalts in Wien, froh gewesen, als die schöne, leidenschaftliche Frau, in Folge einer von ihm etwas auf die Spitze getriebenen Scene plötzlich abgereist war. Sie hatte ein Ideal von Hingebung in ihm erwartet, sie hatte geglaubt, durch ihre Liebe einem unglücklichen Verbannten den Himmel auf Erden zu bereiten, und sah nun einen Mann vor sich, der so stolz und ruhig das volle Gleichmaß seiner Natur besaß und keines Menschen Hilfe brauchte, da er sich selbst hatte.

„Kein Wunder, daß wir Alle von Haus aus Verschwender sind“, sagte sich Radu, „wir sehen es ja nicht anders, von Jugend auf!“

Sein Haus lag still da. Der Knecht, der am Thore wohnte, war zum Militärdienst eingezogen worden und Olga hatte seinem alten Vater das Häuschen zur Wohnung eingeräumt. Niemand trat aus der Thür, als der Wagen hielt. Radu fühlte sich beklommen, sein ganzes Siegesgefühl erstickte plötzlich; war hier im Hause Jemand krank, oder — todt?

Ein Mädchen öffnete auf sein Klingeln, nicht Florica, nicht die Französin, eine Fremde!

„Ruf' den Diener, wo ist die gnädige Frau?“ rief Radu bestürzt.

„Sie ist noch im Hospital, sie kommt erst etwas später zurück, der Diener ist mit ihr“.

Radu trat in sein Zimmer; in das seiner Frau wagte er nicht zu gehen: „Ich habe kein Recht in ihre Geheimnisse einzudringen!“ sagte er sich.

Die Möbel seines Zimmers waren mit Leinwandbezügen versehen, alle Tische leer, die Bücher geordnet in ihren Schränken, die Statuen, die Lampe verhüllt, die große Uhr stand still: „Nur dem Thermometer hat

man nicht Einhalt gebieten können", sagte Radu, sich umschauend und ihn überkam eine merkwürdige Bitterkeit. „Olga scheint mich zu hassen, nach dem, was ich sehe!"

Er trat in's große Empfangszimmer, es war zu einem Magazin umgestaltet, große Ballen und Kisten standen auf dem teppichlosen Fußboden; auf einem der Tische aber fand er einen ausführlichen Bericht des Sturmes der Rumänen auf die Grivitza-Schanze. Radu las, da öffnete sich die Thür hinter ihm, Olga stand in derselben.

Das Mädchen hatte es ihr beim Aussteigen gesagt, der Herr sei gekommen, und als sie mit einem Jubelruf die Treppe hinaufeilen wollte, da sah sie Catarina plötzlich vor Augen.

„Natürlich!" sagte sie sich. „Ich hätte gleich wissen können, als ich sie sah, daß er auch bald kommen mußte! Er hat ja nur Frauen-Interessen!"

So stand sie schweigend, den Kopf etwas steif in die Höhe haltend, in ihrem schwarzen Anzug in der Thür, todtenbleich mit eingesunkenen Augen, die ihn kalt anblickten.

„Du hier?" fragte sie hart.

„Ja, Olga, ich bin hier", sagte er aufstehend, und sich ihr nähernd, „ich bin hier, weil ich mein Land sehen mußte, das so tapfere Söhne geboren, weil ich den Verstand verloren über dem Glück, daß wir ein Volk geworden, weil mir Tod und Leben Eines ist, seitdem wir uns so tapfer haben schlagen können. Ich kann es noch nicht fassen, Olga, daß wir so groß geworden!" und er warf sich wieder in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Sie stand noch immer still, aber ihre Augen erglühten, und wie eine Verklärung ging es über ihr ganzes Gesicht. Dann fiel sie vor ihm auf die Knie:

„Du großer Mann!" schluchzte sie, und brach ohnmächtig zusammen.

Er hob sie auf und trug sie in ihr Zimmer. Er sah sie an und ihm war mit einem Mal, als sei sie Eins in seinem Sinn mit seinem Volk, mit seinem Lande, und er wußte plötzlich, daß es unter ihrem Bild gewesen, daß ihm in den langen Monaten all sein Glück, all sein Hoffen erschienen und wie sie so todtenähnlich da lag, sah er sich um nach einer Waffe, um sich auch zu tödten.

Aber der Irrsinn schwand schnell, er läutete nach Hilfe und rief sie in's Leben zurück.

„Radu", sagte sie mit der klaren Stimme einer Schwerkranken, „Radu, ich ahnte Deine Größe nur, ich mußte es sehen, um es zu glauben, daß Du kein Ich hast. Du hast kein Gefühl des Selbst. Du hast Dein ganzes Sein eingesetzt, gegen diesen Krieg und doch bist Du es, den unser Erfolg am meisten beglückt. Du hast die Liebe, von der das Evangelium spricht!"

„Kommt es auf mich an? Durch wen wir groß geworden, ist ja gleichgiltig!"

„Sagen mögen es Alle, aber thun, mit Aufopferung aller persönlichen Gefühle, das kannst nur Du, Du einziger Mann!“

„Du denkst so groß von mir, weil Du mich nicht mehr liebst, weil Du jetzt unpersönlich bist! — Und ich Olga, ich hab's verdient!“

Sie lag ruhig ausgestreckt und schaute in die Falten ihres Bettvorhangs. Sie wollte den Augenblick verlängern.

„Radu“, sagte sie träumerisch, „meinst Du, der Eiche thut es weh, wenn der Sturm sie knickt? Nein! Nur wenn des kleinen Menschen Axt sie langsam tödtet. Seitdem ich weiß, daß Du der Sturm bist, will ich gern durch Dich sterben!“

„Oh, Kind“, unterbrach er leidenschaftlich.

„Laß mich es sagen, Radu, Du kannst nie Unrecht haben gegen mich; es ist Dein heilig Recht zu sein, wie Deine göttergleiche Art es will!“

„Ich laß Dich reden, Olga, weil ich Dich gern reden höre. Ich weiß es aber, wo ich tief gefehlt, und wenn Du's hören willst, Du kleine Frau, ich will Dir Alles, Alles sagen . . . . “

„Ich will's nicht hören, nimmer, nimmer, weil ich es weiß, daß Du hinfort mir Alles würdest sagen wollen — —“

„Ich fürchte“, flüsterte er, das Haupt auf ihre Brust legend, „ich fürchte Olga, ich werde nie mehr Etwas zu sagen haben, — wenn Du mich lieb behalten willst!“

Und als er am nächsten Tage von Neuem des Landes verwiesen wurde, reiste sie mit ihm zurück in die Verbannung. —

Ueber G. E. Lessing.

Von

Kuno Fischer.

— Heidelberg. —

III. Lessings Emilia Galotti.

I.

Die Aufgabe, die Lessing in seiner Minna von Barnhelm auf das Glücklichste gelöst hatte, bestand in einer nationalen Dichtung, einem dramatischen Abbilde deutscher und gegenwärtiger Schicksale, einem Lustspiele neuer, erweiterter, von den traditionellen Schranken völlig befreiter Art. Das Lustspiel ist nicht mehr in das abgesonderte Gebiet des bürgerlichen Lebens eingesperrt; ergreifende und rührende Erlebnisse sind so wenig von ihm ausgeschlossen, als heroische Gesinnungen und Handlungen: in demselben dramatischen Gemälde erscheinen die Contraste und Mischungen von Tugend und Thorheit, hoher und niederer Gemüthsart, Ernst und Scherz; sie treten uns so einfach und ungekünstelt entgegen, wie in dem wirklichen Menschenleben selbst. Die Standesunterschiede in der dramatischen Poesie sind gefallen; Thema und Inhalt sind rein menschlich und nur deshalb deutsch im specifischen Sinn, weil solche Charaktere und Schicksale mitten im deutschen Volk und seiner Gegenwart erlebt waren. Denn nach Goethes treffendem Wort muß alle Nationaldichtung schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht.

Auch die tragischen Schicksale sind rein menschlich und werden nur durch ihre besondere, von Zeit und Sittenzuständen abhängige Art national. Das Trauerspiel ist so wenig ein Privilegium des vornehmen Standes als der Gegenstand gleichsam einer ästhetischen Rechtsforderung von Seiten des bürgerlichen. Die Helden der hohen Tragödie wie die Charaktere der bürgerlichen können unsere Empfindungen nur dann gewaltig und sympathisch ergreifen, wenn ihre Handlungen und Schicksale aus der Erhabenheit und Kraft

ihrer persönlichen Natur hervorgehen, die in jedem Falle mächtiger sein muß als ihre Rangstufe. Die Wahrheit des menschlichen Themas enthält und verbürgt zugleich die nationalen Wirkungen der dramatischen Kunst. In diesem Geist bedarf das sogenannte „bürgerliche Trauerspiel" und „rührende Lustspiel" einer Umgestaltung, welche nicht blos die alten ausgelebten Formen, sondern auch diese neuerdings entstandenen kraftlosen Zwittergestalten verläßt und die moderne Tragödie, das moderne Lustspiel gründet. Niemand hat die Nothwendigkeit dieser so einfachen und einleuchtenden Reform früher begriffen als Diderot, niemand demselben lebhafter beigestimmt und die Aufgabe besser zu lösen verstanden als Lessing. Die Reform des Lustspiels erschien in der Minna von Barnhelm; die des Trauerspiels war nicht Sara Sampson, sondern wurde Emilia Galotti. Erst nach diesen Umwandlungen darf von der deutschen Bühne das Schiller'sche Wort gelten:

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich redet, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne!

Lessing hatte kaum sein erstes bürgerliches Trauerspiel ausgeführt, als er fühlen mußte, daß es auf Kosten der Wahrheit zu rühren suche und darum in der Hauptsache verfehlt sei. Unmotivirte Rührungen sind nicht tragisch, sondern sentimental. Nichts lag weniger in Lessings Charakter und Gemüthsart, als eine solche Pflege der Empfindsamkeit. Wie fremd ihm dieser ganze Gemüthszustand war, zeigte sich in seiner Abneigung wider Goethes Werther. Daß er Sterne bewundert hat und zu der deutschen Uebersetzung seines Romans das Wort „empfindsam" erst geliefert haben soll, ist kein Zeugniß dagegen; die Sache war nicht sein Element, und es ist von einem der gründlichsten Kenner Lessings nicht unrichtig bemerkt worden, daß er in seiner Sara das erste und einzige Mal in seinem Leben langweilig geworden sei. Noch in demselben Jahre, worin dieses Stück vollendet und aufgeführt wurde, beschäftigte ihn der Gedanke eines neuen bürgerlichen Trauerspiels (1755).

Als Nicolai bald nachher seine erste Zeitschrift eröffnete, die nicht blos den schönen Wissenschaften, sondern auch den freien Künsten, insbesondere dem deutschen Theater gewidmet sein sollte, verkündete er einen öffentlichen Preis für das beste deutsche Trauerspiel. Lessing war mit dem Stück, welches den Preis erhalten sollte, es war der Codrus von Cronegk, nicht zufrieden. „Wenn ich ein paar ruhige Stunden finde", schrieb er aus Leipzig den 22. October 1757 an Mendelssohn, „so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen besseren Codrus machen könnte". „Es arbeitet", fügt er hinzu, „hier noch ein junger Mensch an einem Trauer-

spiel, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte".

Dieser junge Mensch war er selbst, und wir erfahren aus einem etwas späteren Briefe an Nicolai den Gegenstand seiner Dichtung. Obwohl Cronegk gestorben, solle sein Stück gekrönt und der doppelte Preis für ein neues Trauerspiel ausgeschrieben werden. Dabei redet Lessing scherzend in der dritten Person von sich und seiner Bewerbung. „Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte, er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel ist aber gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr durchgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, so müssen Sie mir acht Tage Zeit lassen, um mich auf Alles zu besinnen; man schickt nicht Pläne zu Tragödien oder gar Tragödien selbst mit erster Post" So schrieb Lessing den 21. Januar 1758.

Daß sein Stück in der ersten und ältesten Form nur drei Acte gehabt, wiederholt Lessing vierzehn Jahre später in einem Brief an seinen Bruder (10. Febr. 1772), er fügt hinzu, daß er dieses Werk in Hamburg von Neuem bearbeitet, aber in dieser zweiten Form nur für die Bühne, nicht für den Druck bestimmt habe. Nicolai berichtet, daß er den Plan der Emilia in drei Acten gesehen, und daß nach demselben die Rolle der Orsina nicht, wenigstens nicht auf die jetzige Art vorhanden war. Leider sind uns beide Arbeiten, der erste Leipziger Entwurf wie das Hamburger Bühnenmanuscript verloren.

Die letzte Umbildung, wodurch die Dichtung ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, fällt in die ersten Jahre der Wolfenbüttler Zeit. In einsamer Stille wächst die neue Tragödie und wird vollendet, ohne daß Lessing mit irgend einem Freund in der Nähe darüber reden und an dem Eindruck und Urtheil, die seine Dichtung hervorrufen, ihre Wirkung erproben kann. „Ich habe über keine Zeile derselben eine Seele weder hier noch in Hamburg können zu Rathe ziehn". Im Januar 1772 sendet er die drei ersten Acte seinem Bruder nach Berlin, um sie drucken zu lassen; den

1. März folgt der Schluß. Am Geburtstage der Herzogin-Wittwe, den 13. März 1772, wird das Werk zum ersten Mal in Braunschweig aufgeführt. Es war ein seltsamer Einfall des Theaterdirectors (Döbbelin), an einem solchen Tage ein solches Stück auf die Bühne zu bringen, noch dazu, da man Anspielungen auf den Hof und die Geliebte des Herzogs, die Marquise Branconi, darin wittern wollte. Lessing empfand die Wahl des Tages auf das Peinlichste und suchte die Aufführung dadurch zu hindern, daß er dem Theaterdirector den Schluß der Tragödie vorenthielt, bis dieser ihm drohte, selbst einen zu machen. Er sendete dem Herzog persönlich die gedruckten Bogen bis zum 4. Act mit der Bitte, das Stück selbst lesen und seine Willensmeinung über die Aufführung kund geben zu wollen, falls ihm an einem so erfreulichen Tage die Darstellung eines Trauerspiels überhaupt nicht schicklich erschiene. Das Ganze solle „weiter nichts sein, als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung". Der Herzog ließ die Aufführung geschehen.

Lessings Freund Ebert in Braunschweig, früher Lehrer des Erbprinzen, damals einer der besten Kenner der englischen Literatur, war zugegen und empfing den ersten Eindruck des Stücks durch die Bühne. Bis in's Innerste erschüttert, schrieb er gleich darauf dem Dichter: „Ich befinde mich eben jetzt in dem Falle, worin sich jener Schüler in England befand, da ihm aufgegeben ward, eine Grabschrift auf Ben Johnson zu machen. Er konnte nichts weiter hervorbringen als „O rare Ben Johnson!" „Ich habe die Empfindung, die ich einmal bei Durchlesung der ersten Scenen Ihrer Minna hatte. O Shakespeare-Lessing!" Der Brief schließt mit der Wiederholung dieses begeisterten Ausrufs: „O Shakespeare-Lessing!"

Als Lessing seine Emilia Galotti in der letzten Gestalt ausführte, dichtete Goethe seinen Götz in der ersten; Lessings Tragödie erschien in demselben Jahre, wo Goethe in Wetzlar jene Stimmungen erlebte, aus denen sein Werther hervorging. Vierzig Jahre nach der ersten Aufführung der Emilia Galotti äußerte Goethe in einem seiner Urtheile darüber (die nicht immer dieselben waren): „Das Stück ist voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt und spricht überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit muß es neu erscheinen". In einem seiner letzten Briefe, ein Jahr vor seinem Tode, erinnert er seinen Freund Zelter, der Lessings Tragödie nicht mehr zu würdigen wußte, an die Epoche, worin sie entstanden: „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weisse'schen Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig".

Die Erscheinung der Emilia Galotti, war die Geburt der modernen deutschen Tragödie.

Seit jenen Tagen in Leipzig, als Lessing an Mendelssohn schrieb: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiel, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf verwenden könnte" — waren nahezu fünfzehn Jahre verflossen. Während dieser Zeit hatte Lessing seine neue Fabeldichtung, die Abhandlungen über die Fabel, den Philotas, seine Beiträge zu den Literaturbriefen, Minna von Barnhelm, Laokoon, die Hamburger Dramaturgie und die antiquarischen Briefe erscheinen lassen. Was die neue bürgerliche Tragödie betraf, war Emilie Galotti nicht der einzige, auch nicht der erste Plan, womit er sich trug. Er hatte vorher die Absicht, die römische Virginia selbst zum Thema einer Dichtung zu nehmen, von der in seinem theatralischen Nachlaß nur ein einziges kleines Fragment, die erste Scene, übrig geblieben ist. Wahrscheinlich hat Lessing diesen Gegenstand gleich nach den ersten Versuchen fallen lassen, weil er eine moderne Tragödie dichten wollte und dazu in dem römischen Stoff keine brauchbare Fabel fand. Er machte aus dem Object ein Motiv, ein bloßes Motiv, das er unabhängig von dem römischen Vorbilde in seiner Emilia Galotti ausführte. Es wäre eine oberflächliche und völlig falsche Ansicht, auf die wir noch einmal zurückkommen werden, wollte man die römische Virginia für das Modell oder für die Grundlage der Lessing'schen Tragödie halten. Die Leidenschaften und Schicksale, die uns diese Dichtung schildern soll, pulsiren in der modernen Welt und haben mit römischen Verhältnissen und Rechtszuständen nichts zu thun. Nichts mit den Wirkungen der That des Virginius, nichts mit ihren Ursachen! Erklärte doch Lessing selbst gleich im Beginn seines Werkes: das Thema der Emilia Galotti sei die Geschichte der römischen Virginia, abgesondert von allem dem, was sie für den römischen Staat interessant machte, ohne die Folgen, die sie in Rom hatte. Wenn aber die Ursachen und die Wirkungen fehlen, welche die That des Virginius zu einem Stück römischer Geschichte gemacht haben, so bleibt von der letzteren gar nichts als das rein menschliche und hochtragische Motiv übrig: ein Vater, der seine Tochter tödtet, um sie zu retten! Eine solche That und ein solches Schicksal, meinte Lessing, sei für sich tragisch genug und fähig genug, die ganze Seele zu erschüttern. Und wenn er wegen der Aufführung des Stücks dem Herzoge schrieb, seine Dichtung solle nichts weiter sein als „die alte römische Geschichte der Virginia in moderner Einkleidung", so muß wohl jedem einleuchten, daß Lessing hier nicht sein Werk charakterisiren, sondern auf die kürzeste Art den falschen und ihm peinlichen Verdacht entfernen wollte, als ob er braunschweiger Hofverhältnisse im Auge gehabt habe. Daher muß jede Beurtheilung unserer Tragödie verkehrt ausfallen, die von der verkehrten Voraussetzung ausgeht, der Dichter habe eine Nachbildung der römischen Virginia beabsichtigt. Wir wissen bereits, wie wenig eine solche Annahme mit Lessings eigenen und ersten Erklärungen stimmt. Aber gleichviel, was er im Anfange gewollt oder nicht gewollt haben mochte,

es wird darauf ankommen, was er gethan hat. Nur daß bei einem Lessing die dichterische That nicht andere Wege nahm, als die planmäßig vorgezeichneten.

Es gab einen tragischen Stoff, den unser Dichter schon vor der Emilia Galotti ergriffen hatte und neben ihr Jahre lang unter seinen dramatischen Aufgaben und Arbeiten festhielt, einen Stoff von deutscher Herkunft, volksthümlicher Art und Ausprägung, schon als Schauspiel auf der Volksbühne einheimisch und beliebt: die Geschichte vom Dr. Faust. Es scheint, daß Lessing unmittelbar nach der Sara sich dieses Stoffs bemächtigen wollte, um eine neue und moderne Tragödie daraus zu lösen. Wenigstens erkundigt sich Mendelssohn schon im November 1755 nach dem bürgerlichen Trauerspiel, welches Faust heißen sollte, und mit seinem Zauberer, der vom Teufel geholt wird, dem aufgeklärten Philosophen als ein Trauerspiel zum Lachen erschien. Wir wissen, daß der Dichter viele Jahre später wieder mit aller Kraft an diesem Werke arbeitete und die Absicht hatte, seinen Faust während des Winters 1767—68 an dem neuen Hamburger Nationaltheater aufführen zu lassen. Aber wenige Zeit nachher will er nicht mehr daran erinnert sein; der Faust verschwindet für immer aus Lessings dramatischen Plänen; bis auf ein paar dürftige Skizzen ist das Werk auch aus seinem Nachlaß, bis auf einige dunkle Spuren auch aus dem Gedächtniß derer verschwunden, die es näher gekannt haben wollen. Es ist hier nicht unser Interesse zu fragen, wie es verloren gegangen? Doch ist eine Thatsache auch in Rücksicht auf unser gegenwärtiges Thema höchst bemerkenswerth. Lessing hat die Geschichte vom Faust in zwei verschiedenen Dichtungen bearbeitet: das eine Mal nach der Volkssage, worin Faust sich dem Teufel verschreibt, das zweite Mal, wie sich der Dichter selbst ausdrückte, „ohne alle Teufelei"; er wollte in der ersten Form die Volkstragödie im Sinne der Zeit dergestalt umbilden, daß der geistesmächtige Faust gerettet wird; er beabsichtigte in der zweiten eine Umgestaltung des Themas auf rein menschlichen Grundlagen. Eines der Hauptprobleme dieses zweiten Faust sollte die natürliche Wahrheit in der Person des Verführers sein: der Teufel als menschlicher Charakter.

Zu derselben Zeit, als Lessing in Hamburg die Emilia Galotti von Neuem aufnahm und für die Bühne umarbeitete, ließ er den Faust fallen, für immer, wie es scheint. Dieses Stück trat zurück gegen Emilia Galotti. Hier wurde jenes Problem gelöst, das Lessing in seinem zweiten Faust ergriffen hatte: statt des Mephistopheles erschien Marinelli, den man, ohne den tieferen Zusammenhang zu kennen, in richtiger Fühlung oft eine Art Mephistopheles genannt hat, und der schon in der Anlage des alten Stücks ganz dazu angethan sein mußte, der unvergleichliche Typus eines menschlichen Teufels zu werden. Das letzte Wort unserer Tragödie, womit der Prinz den Verführer von sich stößt, ist bedeutsam: „Gott! Gott! Ist

es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund vorstellen?"*)

II.

Ich glaube den Grund zu erkennen, der Lessing bewog, sich in der Wahl des auszuführenden Stoffs so und nicht anders zu entscheiden. Es galt die Reform der Tragödie. Gleichzeitig beschäftigten ihn eine neue bühnengerechte Bearbeitung der Emilia Galotti und des Faust: diese beiden Werke, deren jedes ein Probestück der modernen Tragödie werden sollte, standen damals zusammen in der vordersten Reihe unter den Aufgaben des Dichters. Gleichzeitig schrieb der Kritiker seine Hamburger Dramaturgie, worin er die Gesetze begründete, die eine echte Tragödie zu erfüllen habe. Sein nächstes Werk mußte eine Dichtung sein, die den Forderungen seiner Dramaturgie auf das Genaueste entsprach. Er sah, daß er eine solche Aufgabe mit der Fabel seines Faust weder in der ersten noch in der zweiten Gestalt zu lösen im Stande sei; darum gab er das Project auf, denn die Welt durfte kein Werk seiner Hand empfangen, das den Forderungen seiner Kritik nicht völlig gemäß war. „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte! Was gilt die Wette? Ich werde es zuverlässig besser machen!" Mit dieser Versicherung hatte er seine Dramaturgie geschlossen. Sein Wort sollte in der Emilia Galotti erfüllt werden. Es giebt zum Verständniß unserer Tragödie keine Richtschnur, die sicherer führt als die Regeln, die Lessing in seiner Dramaturgie als die Naturgesetze der Tragödie entwickelt hat, und die ihm zugleich als die wahre, von den Franzosen, insbesondere von Corneille falsch aufgefaßte Lehre des Aristoteles galten. Namentlich waren es drei neuere Dramen, deren Fehler Lessing in seiner Beurtheilung zum Anlaß nahm, um durch deren Erkenntniß das Wesen der wahren Tragödie zu erleuchten: Richard III. von Weiße, Merope von Voltaire und die Rodogune, welche der große Corneille für sein Meisterwerk erklärt hatte. Und es sind drei Hauptpunkte, die nach Lessing die Natur einer tragischen Dichtung ausmachen und deren Regeln bestimmen: die Wirkung, die Fabel und die Handlung. Unter der Wirkung ist die Erregung unserer Affecte, unter der Fabel die Art des Stoffes oder der Begebenheit (Mythus), unter der Handlung die Art der Composition zu verstehen.

1.

Die Tragödie, hatte Aristoteles gelehrt, soll in uns Mitleid und Furcht zugleich erregen und läutern: in diesen beiden verbundenen und geläuterten Affecten liegt die tragische Wirkung. Gegenstand unseres Mitleids ist das unverdiente Leiden eines Andern, Gegenstand der Furcht sind wir selbst;

*) Ueber Lessings Faust zu vgl. „Nord und Süd", Maiheft 1877 S. 264—76. Meine Schrift über Goethes Faust S. 68—78.

wir bemitleiden an anderen, was wir für uns selbst fürchten. Wenn wir von dem Leiden eines Andern so tief ergriffen und erschüttert werden, daß wir ganz in seiner Seele empfinden, uns ganz in seine Lage versetzen, so tritt uns das fremde Leiden so nah, daß wir es fürchten. Daher ist das lebhafte, erschütternde Mitleid nie ohne Furcht. Wird das Mitleid ohne Furcht empfunden, so ist es die gelassene, bequeme, gemüthliche Sympathie, eine menschenfreundliche Empfindung, wobei man selbst in heiler Haut bleibt und die Leidenszustände anderer herzlich, aber ruhig bedauert. Ein solches Mitleid ist nicht tragisch, sondern gemächlich; die Objecte desselben sind nicht Schicksale, sondern Unfälle, nicht tragische, in den menschlichen Charakteren begründete Nothwendigkeiten, sondern Malheur aller Art, wie es die menschlichen Lebenszustände tausendfach mit sich bringen. Tragisch ist nur das erschütternde Mitleid, das Mitleid mit dem Ingrediens der Furcht. Es ist dasselbe, ob wir sagen: „Mitleid *und* Furcht“ oder: „erschütterndes, überwältigendes Mitleid“, dieses allein ist der *tragische Affect*: diejenige Wirkung, die nur eine wahre Tragödie hervorzubringen vermag. Man wird von der Beschaffenheit der Wirkung auf die der Ursache schließen dürfen. Sollen wir das Mitleid auf das Lebhafteste empfinden, so müssen wir das fremde Leiden als ein gegenwärtiges anschauen, es darf uns nicht blos erzählt, sondern will *dramatisch* dargestellt werden. Setzen wir, das fremde Leiden sei völlig verdient als die gerechte Strafe der Bosheit, so ist nichts, was wir bemitleiden noch weniger fürchten könnten: darum ist der bloße Bösewicht keine tragische Person. Setzen wir, das fremde Leiden sei völlig grundlos durch gar nichts verschuldet oder von Seiten der leidenden Person verursacht, so ist nichts, was wir als unser eigenes Schicksal empfinden und fürchten könnten, so ist unser Mitleid blos Jammer und das Leiden vor unseren Augen nicht tragisch, sondern gräßlich: darum macht die völlige und reine Unschuld nie einen Charakter von tragischer Wirkung. Um die letztere hervorzubringen, wird die Aufgabe der wahren Tragödie darin bestehen müssen, daß sie leidensvolle Schicksale darstellt, die nicht verdient, wohl aber verschuldet sind. Den Sinn dieser Forderung zu erläutern, sagt Lessing in einem der wichtigsten Sätze seiner Dramaturgie: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in unabsehliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu sein, *weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist*“.

Von diesem Gesichtspunkt aus, der von der tragischen Kunst die Wirkung des tragischen Mitleids fordert, prüft der Verfasser der Dramaturgie die Bühne der Gegenwart. „Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir

Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Kein tragisches, gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt!" „Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen, aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grad erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, — nur daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein, sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang, nur daß sie keine tragische Dichter sind, nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht".

2.

Wodurch wird das tragische Mitleid erregt? Es handelt sich in der Beantwortung dieser Frage zunächst um den Stoff oder Inhalt der tragischen Begebenheit: um die Fabel des Stücks. Lessing, in Uebereinstimmung mit Aristoteles, legt auf diesen Punkt großes Gewicht. „Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Gesinnungen, Ausdruck werden Zehnen gerathen gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist".

Wenn der Feind durch den Feind leidet, sehen wir eine Begebenheit vor uns, die so sehr im gewöhnlichen Gange der Dinge liegt, daß sie unser Mitleid in weit geringerem Grade hervorruft, als wenn der tragische Vorgang zwischen Freunden, Gatten, Verwandten stattfindet, wenn das Schicksal den Bruder wider den Bruder, die Gattin wider den Gatten, den Vater wider den Sohn, den Sohn wider die Mutter, die Mutter wider die Kinder treibt: Agamemnon, der die Tochter opfert, Klytämnestra, die den Gatten erschlägt, Orestes, der die Mutter tödtet, Medea, die ihre Kinder ermordet! Nichts ist tragischer als ein Stoff dieser Art. Doch sind in einem solchen Thema noch gewisse unterscheidende Möglichkeiten enthalten, die Aristoteles in seiner Poetik sorgfältig auseinandersetzt und in der Gattung der tragischen Fabel gleichsam als die artbildenden Unterschiede betrachtet hat. Es ist für uns von hohem Interesse, in dieser Untersuchung den Spuren Lessings zu folgen. Jene tragische Handlung, die furchterregendes Mitleid hervorruft, kann wissentlich oder unwissentlich geschehen; sie kann in beiden Fällen geschehen sollen, aber durch eine günstige Wendung der Dinge unterbleiben. Wissentlich vollführt Orestes den Muttermord, unwissentlich soll Iphigenie den

Orestes tödten und erkennt noch zu rechter Zeit in dem gefangenen, zum Opfer bestimmten Mann ihren Bruder. Hier wird der Umschlag durch eine Erkennung bewirkt, die zugleich eine Ueberraschung in sich schließt. Voltaire hatte in seiner Merope eine ähnliche Ueberraschung so eingerichtet, daß sie nicht blos der Heldin des Stücks, sondern auch dem Publicum zugedacht war. Nun finden wir, daß Lessing als die beste und einfachste Art der tragischen Fabeln eine solche tragische Begebenheit ansieht, die zwischen Personen geschieht, welche einander die nächsten auf der Welt sind, eine solche Mitleid und Furcht erregende That, die nicht blos beabsichtigt, sondern vollendet wird, wissentlich und ohne jede künstliche Verwicklung, womit der Zuschauer überrascht werden soll. „Das armselige Vergnügen einer Ueberraschung!“ ruft er gegen Voltaire aus. „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Scenen verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge. Für den Zuschauer muß alles klar sein“.

Lessing war mit der theatralischen Umgestaltung der Emilia Galotti beschäftigt, als er diese Worte schrieb. Hier ist die beste und einfachste Art der tragischen Fabel: ein Vater, der seine Tochter tödtet, eine Tochter, die den Tod von der Hand des Vaters erfleht; die That geschieht wissentlich, sie wird vom Vater vollbracht, um die Tochter zu retten, sie wird von dieser gefordert als die Erfüllung einer väterlichen Pflicht; hier ist jede Art erkünstelter Ueberraschung ausgeschlossen und alles gleich in den ersten Scenen klar, so klar, daß die folgende Entwicklung vorausgesehen und zugleich mit der größten Spannung erwartet wird. Man wird wohl nicht zweifeln wollen, daß Lessing seine Emilia Galotti im Sinn hatte, als er mit den eben angeführten Worten in seiner Dramaturgie öffentlich aussprach: er dürfe sich zutrauen, ein Werk genau dieser Art zu schaffen.

3.

Die Entwicklung soll dem Zuschauer vollkommen klar sein, alles seinen natürlichen und nothwendigen Gang gehen, um die wahrhaft tragische Wirkung zu erreichen. Damit ist gesagt, wie die tragische Handlung verlaufen und von dem Dichter dargestellt werden soll. Das Gesetz, welches die Composition einer Tragödie zu erfüllen hat, läßt sich nicht einfacher bestimmen. Hören wir Lessings eigene Erklärung, die gegen Corneille und dessen vermeintliches Meisterwerk Rodogune gerichtet ist, denn in diesem Stück fand sich in der naturwidrigen und erkünstelten Verwicklung der Dinge das Aeußerste geleistet. „Der natürliche Gang reizet das Genie, und den

Digitized by Google

Stümper schreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache". „Das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung".

Hier ist das Gesetz der Tragödie, es ist das Naturgesetz selbst: die Schicksale sollen die nothwendigen Folgen der Handlungen sein, diese die nothwendigen Folgen der Leidenschaften, diese die nothwendigen Folgen der Charaktere. Eine solche eherne und einleuchtende Nothwendigkeit geht durch den Gang einer tragischen Handlung. „Die strengste Regelmäßigkeit", sagt Lessing, „kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen".

Die großen und einfachen Regeln, die Lessing so eben kritisch erleuchtet hat, sollten in der Emilia Galotti erfüllt werden, in der strengsten Form, auf exemplarische Art; sie mußten es, oder die Dramaturgie enthielt thatlose Worte und leere Versprechungen. Hat Lessing diese Gesetze der Tragödie in seinem eigenen Werke nicht erfüllt, so war er kein Reformator und kein Meister, sondern ein Stümper und Prahler, der nicht zu leisten vermochte, was er zu leisten gefordert und sich anheischig gemacht hatte. Nun hören wir noch heute mancherlei Stimmen, die Lessing als den Reformator der deutschen Literatur zwar außerordentlich rühmen und loben, daneben aber seine Emilia Galotti so beurtheilen, daß uns der gepriesene Mann als ein Stümper und Prahler erscheinen müßte, wenn diese Kritiker Recht hätten. Ich will aber lieber glauben, daß ein Dutzend Kritiker nicht wissen, was sie sagen, als daß Lessing in der Emilia Galotti nicht wußte, was er that, oder nicht auszuführen verstand, was er in seiner Dramaturgie als Gesetz der Tragödie auf das Klarste erkannt hatte.

Er hatte gefordert: daß in der tragischen Verkettung der Begebenheiten überall der Zufall oder das bloße Ungefähr ausgeschlossen sein und alles so geschehen solle, daß es nicht anders geschehen können, daß die Handlungen und Schicksale völlig in den Leidenschaften und Charakteren begründet sein müssen. Wäre nun die Emilia Galotti ein Intriguenstück, wie vielfach zu lesen steht, so wäre sie das Gegentheil von dem, was sie nach Lessing sein soll.

Er hatte gefordert, daß alles tragische Leiden durch die Charaktere motivirt sein müsse, darum nicht unverschuldet sein dürfe. Es ist unverdient: daher das Mitleid; aber nicht unverschuldet: daher das furchterregende Mitleid. Nachdrücklich wiederholt Lessing den Ausspruch des Aristoteles: „Man muß keinen ganz guten Mann ohne all sein Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen, denn so was sei gräßlich". Wenn nun das Ende der Emilia Galotti, wie vielfach zu lesen steht, völlig unverschuldet wäre und hier zuletzt wirklich das pure Laster über die pure Unschuld triumphirte,

so würde Lessing in seiner Dichtung das Gräßliche mit dem Tragischen verwechselt haben, während er beides in seiner Dramaturgie so genau und scharf unterschieden hatte und unterschieden wissen wollte. Oder er müßte sich den Ausspruch des Aristoteles so ausgelegt haben, daß in einer Tragödie zwar ein ganz guter Mann nicht unglücklich werden dürfe, wohl aber eine ganz gute Frau!

Die römische Virginia stirbt unschuldig, sie wird geopfert, ein Lamm auf dem Altare des Vaterlandes! Ein solches schuldloses Ende hat Lessing grundsächlich von der Tragödie ausgeschlossen: schon deshalb kann das Vorbild der Emilia Galotti nicht die römische Virginia und ihr Thema nicht die Geschichte der letzteren in moderner Einkleidung sein. Wir werden besser thun, Lessings Tragödie nach seiner Dramaturgie zu beurtheilen, als nach seinem Briefe an den Herzog von Braunschweig.

III.

Die That des römischen Virginius wurzelt in altrömischen Zeit- und Rechtsverhältnissen. Der Decemvir begehrt die Virginia und befiehlt einem seiner Clienten, das Recht der Leibeigenschaft gegen sie geltend zu machen; sein Richterspruch bekräftigt den falschen Rechtsanspruch, das Mädchen verfällt der rohen Gewalt und soll als Beute weggeführt werden; da erbittet sich der Vater eine letzte Unterredung mit der Tochter und durchbohrt sie, um ihre Ehre und Freiheit zu retten, auf offenem Markt mit einem Schlachtmesser. Das Recht des Herrn über die Sclavin und der väterlichen Gewalt über die Tochter sind die Voraussetzungen zu der That des Virginius; die ganze Grundlage derselben ist altrömisch und läßt sich nicht modernisiren.

Daher muß das Thema und bewegende Motiv von Grund aus geändert werden. Nicht die Sclaverei und äußere Gewalt haben die Menschen unserer Art und Zeit zu fürchten, sondern die Macht ihrer Leidenschaften und deren innere Gewalt. Dieser zu entgehen, will Emilia Galotti sterben. Der Tod von der Hand des Vaters erspart ihr den Selbstmord. Eines ihrer letzten Worte erleuchtet das Thema ihrer Tragödie: „Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts, Verführung ist die wahre Gewalt".

Diese Worte motiviren das Ende und müssen durch alle vorhergehenden Handlungen, insbesondere durch den Charakter der Emilia selbst motivirt sein; sie enthalten ein psychologisches Problem, den Punkt, den man wohl das Räthsel unserer Tragödie genannt hat. Um die Frage richtig im Sinne Lessings und seiner Dichtung zu lösen, muß man jenen von Furcht bewegten Worten die vollste Rechnung tragen, aber keinen Nebenroman erfinden, der sie erklären soll, als ob sie das Bekenntniß und den Beweis einer geheimen Leidenschaft enthielten, die Emilia Galotti für den Prinzen empfinde. Mit einer solchen Auffassung läuft man Gefahr, in den sogenannten circulus

vitiosus zu gerathen: erst setzt man die Liebe zum Prinzen voraus, um jenen Ausspruch Emilias zu erklären, und nimmt dann dieselben Worte als Zeugniß, um ihre Liebe zum Prinzen zu beweisen! Nach Riemers Mittheilungen scheint Goethe der Erste gewesen zu sein, der in einer solchen verborgenen Leidenschaft Emilias das Hauptmotiv ihres freiwilligen Todes zu entdecken geglaubt und es geradezu als den Grundfehler unserer Tragödie bezeichnet hat, daß diese Liebe nirgends ausgesprochen sei. Lessing konnte nicht aussprechen oder aussprechen lassen, was nicht empfunden war! Offenbar hat Goethe jene Ansicht erst später gewonnen, und es ist mir immer charakteristisch erschienen, daß er sie einer Zeit geäußert hat, die von der Dichtung der Wahlverwandtschaften herkam. Was aber jene allein zu fürchtende „wahre Gewalt der Verführung" im Sinne der Emilia bedeutet: diese Frage soll uns Lessings Tragödie selbst beantworten, nicht durch das, was sie verschwiegen, sondern was sie gesagt und in dem Charakter ihrer Heldin selbst unverkennbar dargestellt hat. Doch vor allen müssen wir die Fabel des Stücks und deren Züge aufmerksam betrachten, denn in dieser Erfindung des Dichters liegt der Kern seiner Aufgabe und auch der Schlüssel zum Verständniß seines Werkes.

IV.

In der ländlichen Einsamkeit und Stille des väterlichen Hauses aufgewachsen, in der ersten, frühen und eben erschlossenen Blüthe jungfräulicher und herrlicher Schönheit, lebt Emilia Galotti seit Kurzem in der kleinen fürstlichen Residenz Guastalla, wo nach dem Wunsche und unter den Augen der Mutter ihre Erziehung vollendet werden soll. Der Oberst Odoardo ihr Vater, ist auf seinem Landgute bei Sabionetta zurückgeblieben, weil er die ländliche Abgeschiedenheit liebt, dem Leben in der Residenz abgeneigt ist und am Hofe nicht zu den angenehmen Personen gehört, da er sich den Ansprüchen des Fürsten auf Sabionetta widersetzt hatte. Ungern läßt er die Seinigen nach Guastalla gehen, denn die städtischen Erziehungskünste sind nicht nach seinem Sinn und die Sitten des Hofes noch weniger. Unter seiner Hand ist die Tochter, sein einziges zärtlich geliebtes Kind, aufgeblüht, einfach und fromm erzogen, ein künftiges Ideal weiblicher und häuslicher Tugend. Vorbild und Wort des liebevollen und strengen Vaters haben sich der Seele des jungen Mädchens tief eingeprägt und ihr mit dem Sinn für ein reines und frommes Leben zugleich eine gewisse unvertilgbare Scheu vor der Welt und ihren Berührungen eingeflößt.

Die Erlebnisse in der Residenz nehmen eine den väterlichen Wünschen unverhofft günstige Wendung. Die Frauen haben hier den Grafen Appiani kennen gelernt, einen jungen, reichen und schönen Mann von edelster Herkunft und Gesinnung, von unabhängiger Denkart und Lebensstellung, der sich dem Hofe von Guastalla in der Absicht genähert hat, vorübergehend in die Dienste des Prinzen Hettore Gonzaga zu treten. Er hegt diese Absicht nicht mehr. Seitdem er Emilia Galotti gesehen und die herzliche Zuneigung ihrer

Eltern wie die ihrige gewonnen hat, ist sein Schicksal entschieden. Beide sind in der Stille verlobt. Schon ist der Hochzeitstag, der Appianis heißeste Wünsche erfüllen soll, gekommen, und noch an demselben Tage werden die Neuvermählten auf die Güter des Grafen nach Piemont reisen. Kein Schwiegersohn konnte dem Oberst Odoardo willkommener sein, als dieser ihm so gleichgestimmte Appiani. „Kaum kann ich's erwarten“, sagt er zu seiner Gattin, „diesen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entschluß, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben“. Am Morgen des ersehnten Tages überfällt den Grafen eine trübe Stimmung: ist es die Bangigkeit, die sich in das Vorgefühl des höchsten Glückes mischt, oder eine Ahnung des furchtbaren Schicksals, das ihn erwartet? Nach dem Eindruck zu urtheilen, den uns seine Erscheinung macht, gehört dieser Appiani zu den innigen, aber gedrückten und schwermüthigen Naturen, denen die Leichtlebigkeit versagt ist: nicht das Feuer der Empfindung, wohl aber die Mittheilung dieses Feuers.

Die Frauen leben in der Stadt still und zurückgezogen, wie Odoardo es gewollt hat, sie sind den Hofkreisen fern geblieben und haben nur ein einziges Mal nicht vermeiden können, bei einer höfischen Soirée in dem prachtliebenden Hause des Kanzlers Grimaldi zu erscheinen. Hier sieht Emilia zum ersten Mal die große und glänzende Welt. Der regierende Fürst selbst ist zugegen und wird von dem Anblick Emilias auf das Leidenschaftlichste gerührt und durch die Natürlichkeit ihrer Unterhaltung bezaubert. Mit der Feinheit und Anmuth fürstlichen Benehmens widmet er ihr seine Huldigungen und spricht gegen andere entzückt von ihrer Schönheit und ihrem Geist. Der Eindruck dieser Welt und dieses Mannes ist für die Tochter Odoardos so neu und ungewöhnlich, als der Eindruck ihrer Erscheinung für den Prinzen. Seit diesem Augenblick ist seine Seele nur von ihrem Bilde erfüllt und so bewältigt, daß seine Liebe für die Gräfin Orsina erlischt, eine stolze Schönheit, die mit ihrer feurigen Leidenschaft den Prinzen gefesselt hat, mit ihrem überlegenen Geist ihn und den Hof beherrscht, die Hofcreaturen verachtet. Was dem Prinzen bisher nie begegnet ist, daß er sich in eine Leidenschaft vertieft, hat in ihm der Eindruck Emilia Galottis bewirkt; ihr Bild ist in seinem Herzen „mit anderen Farben und auf einem anderen Grunde gemalt“, als das der Orsina. „Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen — nun bin ich von Allem das Gegentheil. Doch behaglicher oder nicht behaglicher: ich bin so besser!“ Dieses Gefühl einer tiefen, ihm unbekannten Erregung macht, daß der Prinz seine Leidenschaft in sich verschließt, und hält ihn zurück, seinem vertrautesten Diener, dem Kammerherrn Marinelli, diesem Techniker und Ingenieur in der Kunst, fürstliche Passionen zu befriedigen, ein Wort von seiner Liebe zu sagen. Er hätte es wie eine Entweihung empfunden.

Und von diesem Marinelli muß der Prinz in einem Augenblicke, wo ihn die innere Leidenschaft verzehrt, als trockene Tagesneuigkeit erfahren:

daß Graf Appiani mit Emilia Galotti verlobt ist, daß die Vermählung noch heute stattfinden und Emilia als Gräfin Appiani noch heute Residenz und Gegend für immer verlassen wird. Er soll sie nie wiedersehen! Blindlings wirft er sich jetzt seinem Diener in die Arme und genehmigt im voraus, unbekümmert um Art und Mittel der Ausführung, alles, was Marinelli thun wird, um die Heirath zu verhindern. Der Graf Appiani soll als Gesandter des Prinzen in Angelegenheiten seiner fürstlichen Vermählung sofort nach Massa-Carrara geschickt werden und der Prinz sogleich nach seinem Lustschloß Dosalo fahren. Denn Marinelli weiß, daß die Trauung auf dem väterlichen Landgute stattfinden soll, daß dort Odoardo die Verlobten erwartet, die sich mit der Mutter um die Mittagsstunde nach jenem Landgute begeben werden, wohin der Weg an dem Lustschloß des Prinzen vorbeiführt. Weiter erfährt der Prinz nichts, sondern läßt seinem Techniker freie Hand. Von diesem Augenblick an ist er und seine Leidenschaft die Beute Marinellis.

Dieser hat im Geheimen seinen Plan fertig. Wenn Appiani die Botschaft annimmt, ist das Terrain frei; wenn er sie ausschlägt, muß er aus dem Wege geräumt werden. Banditen sollen den Hochzeitswagen bei Dosalo überfallen und den Grafen tödten, dann werden die Diener Marinellis wie zum Schutz herbeieilen und Mutter und Tochter unter dem Scheine der Rettung in das Lustschloß des Prinzen flüchten. Die Banditen sind geworben, noch bevor Appiani den Auftrag des Prinzen durch Marinelli erfährt. Dieser, wie es bei seiner Denkart nicht anders sein kann, ist einem unabhängigen Charakter, wie Graf Appiani, feindlich gesinnt und freut sich, ihn zu vernichten. Doch muß die Unthat den Schein haben, daß sie unmöglich von ihm ausgehen konnte. Er wird den Handel mit Appiani so führen, daß der Prinz glauben soll, Marinelli habe für ihn die größte Aufopferung bewiesen, denn sich dem regierenden Herrn unentbehrlich zu machen, ist sein alleiniger Zweck. Appiani schlägt, wie zu erwarten stand, die Gesandtschaft aus, sobald er hört, er solle auf der Stelle nach Massa abreisen; jetzt reizt ihn Marinelli mit hämischen und geringschätzenden Bemerkungen gegen die bürgerliche Familie Galotti und ruft eine tödtliche Beleidigung von Seiten Appianis hervor, die er mit einer Forderung erwiedert. Doch hütet er sich wohl vor dem Kampf, den sofort auszufechten der empörte Appiani verlangt. Er hat nun ein doppeltes und dreifaches Interesse, daß der Graf ermordet und auf der Stelle mundtodt gemacht werde; zugleich hat er einen Vorwand, wie fadenscheinig er immer ist, wider den Verdacht, daß er den Mord veranlaßt haben könne.

Das Bubenstück wird ausgeführt. Appiani fällt von der Kugel des Banditen, aber er hat noch Zeit in Gegenwart der Mutter den Namen Marinelli mit einem Tone auszurufen, der deutlich verkündet: „dieser ist mein Mörder!“ Den Verdacht des leichtgläubigen Prinzen kann Marinelli sogleich niederschlagen und dessen drohende Miene in eine beschämte und dank-

bare verwandeln. Er spielt den ehrlichen Gegner, der einen Nebenbuhler des Prinzen im offenen Zweikampf aus dem Wege schaffen wollte. Wie hätte er den Tod Appianis wünschen oder gar veranlassen können: eines Mannes, mit dem er einen Ehrenhandel auskämpfen sollte; er hatte ihn ja gefordert, um seinem Herrn zu dienen! Der Mutter gegenüber, die das letzte Wort des sterbenden Grafen gehört hat, sucht er die entgegengesetzte Rolle zu spielen und wagt gegen ihre nicht zu erschütternde Ueberzeugung die freche und vergebliche Ausflucht: „ich war sein vertrautester Freund! Appiani wollte mit seinem letzten Worte mich und meine Rache anrufen!“ Aber daß der Graf dieses Wort noch sprechen konnte, war wider die Abrede.

Der teuflische Plan Marinellis ist, so scheint es, gelungen: Appiani ist aus dem Wege geräumt, Emilia Galotti unter dem Schein der Rettung entführt und in die Hand des Prinzen geliefert. Voller Schmerz und Verzweiflung folgt ihr die Mutter. Aber hier auf dem Lustschloß Dosalo wird Alles durchschaut. Es ist noch etwas wider die Abrede geschehen, die Marinelli mit dem Prinzen getroffen: dieser sollte sogleich nach Dosalo fahren, und hat es nicht gethan, sondern, von Leidenschaft getrieben und von dem Wunsche, selbst etwas auszurichten und sich nicht auf Marinelli allein zu verlassen, ist er gleich nach dem Gespräch mit dem letzteren in die Dominikanerkirche geeilt, wo, wie er weiß, die fromme Emilia jeden Morgen die Messe hört. Er hat sie getroffen und mitten in ihrem Gebet ihr die feurigsten Liebesgeständnisse gemacht; er ist ihr nachgeeilt und hat in der Vorhalle der Kirche seine Betheurungen wiederholt. Angstvoll, wie von Furien verfolgt, stürzt Emilia nach Hause und bekennt alles der Mutter, die sie beruhigt und dazu bringt, auch gegen Appiani zu verschweigen, was sie an ihrem Hochzeitsmorgen erlebt hat. Aber die Mutter weiß es, sie hat das letzte Wort des sterbenden Grafen gehört und kennt seinen Mörder. Wie sie jetzt nach Dosalo kommt, sich von Marinelli empfangen sieht und die Tochter im Schlosse des Prinzen findet, liegt das ganze Bubenstück offen vor ihren Augen.

Und es ist noch Jemand, dem in Dosalo die Augen aufgehen: die Gräfin Orsina. Seit einiger Zeit fühlt sie sich vom Prinzen verlassen und wittert schon, daß ihn eine andere Leidenschaft fesselt; ihre Liebe ist größer als ihr Stolz, ihre Eifersucht mächtiger als die Kraft der Entsagung; sie will nicht leben ohne die Liebe des Prinzen, er soll auch nicht leben: sie hat für ihn den Dolch, für sich das Gift bestimmt. Eine letzte Unterredung mit dem Fürsten soll ihr und sein Schicksal entscheiden; deshalb schreibt sie ihm am Morgen jenes verhängnißvollen Tages einige Zeilen und bittet um eine ungestörte Zusammenkunft in Dosalo. Aber der Prinz, ganz von seiner neuen Leidenschaft eingenommen, läßt das Billet ungelesen, denn er will nicht an die Gräfin erinnert sein. Wie diese hört, der Prinz sei nach Dosalo gefahren, hält sie ihren Wunsch für erfüllt und eilt ihm nach. Unterdessen

hat sie durch ihre Kundschafter die Morgenscene in der Messe erfahren. In Dosalo wird sie nicht vorgelassen: der Prinz sei nicht allein. Die Gräfin hat schon gehört, daß Appiani durch Banditen erschossen worden, aber sie weiß nichts von seiner Vermählung, nichts von den näheren Umständen. Jetzt erfährt sie von Marinelli, daß Appianis Braut und deren Mutter sich zum Prinzen geflüchtet haben, daß diese Braut Emilia Galotti ist. Mit einem Schlage ist ihr alles klar. „Der Prinz ist ein Mörder!“ ruft sie Marinelli mit lauter Stimme zu und sagt ironisch und leise, als ob es ein Geheimniß für ihn wäre: „Der Prinz ist des Grafen Appiani Mörder, den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!“

Auf die Kunde der Banditenthat ist Odoardo herbeigeeilt, er hat nur dunkle Gerüchte gehört und weiß nichts Bestimmtes: Appiani sei verwundet, Frau und Tochter hätten sich in das Schloß des Prinzen geflüchtet. Die Gräfin Orsina klärt ihn auf: „Der Bräutigam ist todt, die Braut ist schlimmer als todt! Nun da buchstabiren Sie es zusammen! Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe, des Nachmittags hat er sie auf seinem Lustschloß!“ Dieses Schloß ist nicht der Ort der Rettung, sondern die Höhle des Räubers, und der ahnungslose Odoardo steht da ohne Waffen. Da giebt ihm Orsina den Dolch, der zu ihrer eigenen Rache bestimmt war! So gerüstet bleibt er in Dosalo und läßt seine Frau mit der Gräfin nach Guastalla zurückkehren.

Odoardos erster Entschluß ist, den Prinzen zu tödten, aber er bemeistert sein Rachegefühl und will nur die Tochter beschützen. Indessen hat Marinelli mit seinem Herrn den schändlichen Handel verabredet, der Emilia von den Eltern trennen, dem Vater entreißen und in der Nähe des Prinzen festhalten soll. Er giebt sich für den berufenen Rächer Appianis; ein glücklicher Nebenbuhler, heißt es, habe ihn ermordet; diesen zu entdecken, müsse Marinelli alles aufbieten, daher sei ein gerichtliches Verfahren gegen Emilia und eine besondere Verwahrung derselben nothwendig. Nicht in ein Kloster, wie Odoardo wünscht, solle sie gehen, auch nicht in ein Gefängniß gebracht werden, was den Vater beruhigen würde, sondern im Hause Grimaldi solle sie bleiben, unter den Augen des Prinzen, mitten im Getriebe des Hoflebens! Jetzt bleibt dem Vater nur noch ein einziger Wunsch: die Tochter zum letztenmal und allein zu sprechen. In seiner Seele regt sich der Gedanke, sie zu tödten, wie eine Anwandlung, vor der ihm schaudert. Und doch scheint es das Einzige, was er noch für sie thun kann. „Hab' ich das Herz, es mir zu sagen? Da denk ich so was! So was, was sich nur denken läßt!“ Er vermag es nicht und will der Versuchung zu einer solchen That entfliehen. Da kommt die Tochter selbst, in ihrem Brautkleid, in derselben einfachen, natürlichen Tracht, worin Appiani sie das erste Mal sah, worin sie ihm zuerst gefiel; auch die Rose im Haar hat sie nicht vergessen. Sie erscheint ganz ruhig, denn sie weiß, daß alles verloren ist, daß der Graf todt und warum er todt ist. Nicht einen Augenblick länger will sie in der Nähe des

Prinzen weilen. Und wie der Vater ihr sagt, daß er sie nicht mit sich nehmen dürfe, daß man sie zwinge, in der Hand ihres Räubers zu bleiben, ist ihr Entschluß gefaßt. Odoardo ist kein Virginius; die Tochter ist entschlossener als er. „Nimmermehr, mein Vater". „Oder Sie sind nicht mein Vater!" Sie will nicht gerächt sein, sondern sterben. „Um des Himmels Willen nicht, mein Vater!" ruft sie aus, wie Odoardo den Dolch zückt und der Gedanke der Rache von neuem seine Seele ergreift. „Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben. Mir mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch!" Der Tod ist ihr willkommen gegen ein unwürdiges Leben. Diese Entschlossenheit und Seelengröße erscheint dem Vater als ihre Rettung, als die Bürgschaft ihrer unantastbaren Unschuld. Odoardo ist seines Kindes sicher und ihrer Unschuld, „die über alle Gewalt erhaben ist". Die Tochter verwirft diese Sicherheit: „Aber nicht über alle Verführung. Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi, es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. Der Religion! Und welcher Religion? Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!"

Diese Worte, die das Räthsel der Tragödie seinem ganzen Umfange nach enthalten, haben dem Vater das Gefühl der Sicherheit erschüttert. Er gibt und entreißt ihr den Dolch, wie sie ihn schon gefaßt hat, um ihr Herz zu durchbohren. Sie sucht nach einer Nadel in ihrem Haar und ergreift die Rose, ihren Brautschmuck, das Bild ihrer Unschuld, das noch zu tragen sie im Angesichte ihrer Zukunft sich nicht mehr würdig fühlt. Das Bild ihrer Zukunft ist die zerpflückte Rose. Und einem solchen Schicksal will sie der eigene Vater preisgeben. Nicht er denkt an den Virginius, sie erinnert an das Beispiel des Römers mit bitteren vorwurfsvollen Worten. Du siehst das Schicksal deiner Tochter vor dir, die zerpflückte Rose, und willst es geschehen lassen? Pflichtvergessener Vater! Sie sagt es nicht, aber sie denkt es, während sie die Rose zerreißt. Nie hat die Blumensprache tragischer geredet. Dieser Gedanke ruft ihr das Bild des Virginius vor die Seele, und läßt sie in die Worte ausbrechen: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte, ihr zum zweiten das Leben gab. Aber solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter gibt es keine mehr!"

Dieser Vorwurf im Munde der Tochter weckt dem Vater das Vorbild. Und als ob dieses Vorbild des Römers, an das seine Seele nicht gedacht, ihn plötzlich gestärkt und dem Gedanken, der noch vor wenigen Augenblicken ihm

als etwas erschien, „was sich nur denken läßt", die plötzliche Thatkraft verliehen, ruft Odoardo aus: „Doch, meine Tochter, doch!" und stößt ihr den Dolch ins Herz. Die furchtbare That ist ihm wider Willen entrissen. Kaum ist sie geschehen, so ergreift ihn die Reue. „Gott, was hab ich gethan!" Die sterbende Tochter sagt es ihm: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand!"

V.

Diese Begebenheiten in ihrer tragischen Verkettung darzustellen und in der Form der Handlungen auszuprägen, ist nun die Sache der dramatischen Kunst. Es wird sich zeigen, wie bewunderungswürdig es Lessing verstanden hat, das Thema seines Werkes so anzulegen und die Charaktere desselben so zu richten, daß nichts anderes daraus hervorgehen konnte, als genau diese Tragödie. Schon die aufmerksame Betrachtung der Fabel genügt, um aus ihren Zügen den Bau oder die Einrichtung unseres Kunstwerks, den Fortgang der Handlung, die Art ihrer Motive und deren Verkettung deutlich zu erkennen.

Man sieht sogleich, daß die Leidenschaft des Prinzen für Emilia Galotti den bewegenden Factor des Ganzen ausmacht. Diese Leidenschaft und ihre Folgen abgerechnet: was bleibt von den Begebenheiten unserer Erzählung? Nichts als ein wolkenloses Idyll in der Familie Galotti: der heitere Hochzeitsmorgen, das glückliche Brautpaar, die hochbeglückten Eltern, die Vermählung in ländlicher Stille, die Hochzeitsreise und deren paradiesisches Ziel in den väterlichen Thälern Appianis, wo die Neuvermählten nur sich selbst leben werden! Die Leidenschaft des Prinzen hinzugefügt, und die gewitterschwüle Atmosphäre ist da, der Horizont umwölkt, der Himmel verdüstert sich, die Blitze zucken und treffen, der Bräutigam wird erschlagen, die Braut entführt und in einer Weise umgarnt, daß sie den Tod von der Hand des Vaters als einzige Rettung fordert und empfängt. Diese Leidenschaft, die das glücklichste Familienidyll plötzlich in einen Schauplatz furchtbarer Zerstörung verwandelt, dramatisch schildern, heißt die Tragödie der Emilia Galotti exponiren: eine Aufgabe, die Lessing in dem ersten Acte derselben mit höchster Meisterschaft gelöst hat. Die Passion des Fürsten zu befriedigen, schmiedet Marinelli seinen Plan: wir lernen im zweiten Act diese Machination selbst, ihre Werkzeuge und ihre Opfer kennen, die Eltern und die Verlobten, die Marinelli mit seinen Netzen umstrickt. Die Ausführung des Planes und die Erkennung der Thäter und Motive durch die Mutter Emilias bilden den Inhalt des dritten Acts. Die Dazwischenkunft der Gräfin Orsina, die das Geschehene sogleich mit dem Scharfblick der Eifersucht durchschaut, dem herbeigeeilten Vater sogleich mit lodernder Rede enthüllt und ihm den Dolch zur Rache zurückläßt: diese Vorgänge, die das Ende herbeiführen, schildert der vierte Act. Der letzte enthält die tragische Lösung.

Die Handlung verläuft in kürzester Zeit, sie beginnt am Morgen und

ist vor Abend vollendet: unaufhaltsam, durch keinerlei Episoden unterbrochen, schreitet sie fort, jede Scene ist ein unentbehrliches Glied des Ganzen, der Fortgang ist vollkommen stetig und zugleich so jäh und schleunig, daß dadurch schon die äußere Ruhe ausgeschlossen wird, die nöthig wäre, um durch Ueberlegung und Besonnenheit den tragischen Sturz der Dinge zu vermeiden oder zu hemmen. Die ganze Tragödie enthält nicht mehr als dreiundvierzig Auftritte, darunter nur wenige, kurze und hastige Monologe. Man darf bei der Beurtheilung des Stückes und seiner Charaktere dieses heiße Klima, dieses schnelle und fortreißende Tempo der Handlung, dieses „Passionato" in der Grundstimmung der ganzen Tragödie nicht unbeachtet lassen. Wenn Friedrich Schlegel die Tragödie „ein in Schweiß und Pein producirtes Werk des Verstandes, ein gutes Exempel der dramatischen Algebra" genannt hat, „das man frierend bewundern, bei dem man bewundernd frieren möge", so ist kein Urtheil weniger treffend. Auch das Fieber macht frieren. Und wer den heißen Puls fiebernder Leidenschaft in dieser Tragödie nicht fühlt, wird sie auch als „ein gutes Exempel der dramatischen Algebra" nicht würdigen können. Doch hat man das Urtheil Schlegels häufig nachgesprochen, denn es giebt so viele, die noch mehr als der Kammerherr in unserem Stück die Bezeichnung der Gräfin Orsina verdienen: „nachplauderndes Hofmännchen!"

Man wird in dem Gewebe dieser Tragödie keinen einzigen Faden auffinden und nachweisen können, der an den Charakteren vorbeiliefe und nicht durch den Kern derselben hindurchgeführt wäre. Es ist darum eine sehr unverständige Ansicht, die Tragödie der Emilia Galotti für ein Intriguenstück zu halten, das als solches dem Charakterstück entgegengesetzt zu werden pflegt. Dann sieht man in der dargestellten Handlung nichts weiter als das Netz, welches Marinelli gesponnen hat, und in dem Appiani, die Familie Galotti, den Prinzen nicht zu vergessen, wie die Fliegen gefangen werden. Aber sobald die Tragödie etwas weniger oberflächlich, etwas weniger kurzsichtig betrachtet wird, muß jeder erkennen, daß die Intrigue und deren Enthüllung von gewissen Handlungen oder Unterlassungen abhängt, die tief in den Charakteren begründet sind, daß hier alles so geschieht, wie es nicht anders geschehen konnte. Ich will diese Behauptung sofort einleuchtend machen, indem ich auf die beiden Hauptmomente hinweise, die den tragischen Verlauf der Handlung entscheiden.

Nehmen wir an, daß Emilia Galotti ihre Begegnung mit dem Prinzen, jene eben erlebte Morgenscene in der Messe, ihrem Bräutigam erzählt (was sie auch im Sinn hat, aber von der Mutter sich ausreden läßt): so ist der Plan Marinellis vernichtet. Ihr Gespräch mit Appiani, worin dieser den Vorgang hätte erfahren sollen, geht der Scene zwischen ihm und Marinelli vorher, und der Graf würde den Auftrag nach Massa anders beantwortet haben, wenn er gewußt, daß der Prinz nach seiner Braut trachtet. Der Moment, worin es ihm gesagt werden mußte, ist durch das

Verschweigen der Braut unwiederbringlich verloren! Diese Unterlassung Emilias verschuldet den Tod Appianis, eine Schuld, die uns an jene Worte der Dramaturgie erinnert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit, mehr als einen Fehler haben, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im Geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist". Ich höre jene erschütternden Worte, die Emilia in der letzten Scene dem Vater auf die Frage: „Was nennst Du Alles verloren? Daß der Graf todt ist?" mit der Ruhe der Verzweiflung erwidert: „Und warum er todt ist! warum!" Ihre Unterredung mit Appiani nach der Messe und vor dem Auftrage, den Marinelli bringt, ist die einzige, die unsere Tragödie den Verlobten eingeräumt hat. Nun überlege man sich die Frage: ob Emilias Verschwiegenheit in diesem unwiederbringlich verlorenen Momente Zufall ist oder Schuld? Ob die verschuldete Unterlassung aus einer geheimen Liebe zum Prinzen, d. h. aus ihrer Untreue entspringt oder aus einer Schwachheit, einem Fehler? Wir werden auf diese Frage zurückkommen.

Angenommen, der Prinz, gemäß seiner Verabredung mit Marinelli, wäre gleich nach Dosalo gefahren und nicht in die Messe geeilt, um dort Emilia Galotti zu treffen und selbst zu sehen, was er auszurichten vermöge, so konnte weder Emilia noch durch sie die Mutter die Leidenschaft des Prinzen erfahren, so konnte weder die Gräfin Orsina noch durch sie Odoardo die Thäter und ihre Motive erkennen: Mord und Entführung blieben unenthüllt. Es war ein Banditenstück und das Schloß des Prinzen bot die rettende Zuflucht! Darauf war der Plan Marinellis berechnet; er gelang vollkommen, wenn der Prinz sich jeder eigenmächtigen, unverabredeten Handlung enthielt. Daß er es nicht that, sondern seinen eigenen Weg in die Messe ging: geschah dieser verhängnißvolle Schritt aus Zufall oder aus einem unvermeidlichen Antrieb? Man beachte wohl, was Marinelli seinem Herrn vorhält: „Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan, so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt nicht in den Tanz gehörte". „Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf diesen Umstand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub?" Bei diesen Worten schlägt sich der Prinz vor die Stirn und ruft: „Verwünscht! daß Sie Recht haben!" „Daran thu' ich freilich sehr Unrecht", erwidert Marinelli, „Sie werden verzeihen, gnädiger Herr".

Wer in unserer Tragödie ein „Intriguenstück" sieht und ihren Schwerpunkt demnach in den verderblichen Machinationen Marinellis sucht, hat nicht erkannt: 1. daß die ganze Intrigue nur ermöglicht wird durch die Schuld Emilias, 2. daß die ganze Intrigue zerrissen, d. h. enthüllt wird durch die Schuld des Prinzen, und daß, nachdem Marinelli und der Prinz

die Fetzen noch einmal zusammengeflickt haben, um ihre Beute zu fangen, dieses Netz zerrissen wird durch die That der Emilia, denn ich nenne den freiwilligen Tod, den sie von der Hand des Vaters erfleht und empfängt, ihre That. Die Rose will gebrochen werden, ehe der Sturm sie entblättert.

Und ein solches Ende sollte der Triumph des Lasters über die Tugend, der Schuld über die Unschuld sein? Die Schuldigen wären Marinelli und der Prinz. Worin besteht denn ihr Triumph? Etwa darin, daß Emilia Galotti stirbt, während jene ihr Bischen Leben behalten? Sind denn Emiliens Worte umsonst gesagt, wie sie die Hand des Vaters von der Rache zurückhält: „Um des Himmelswillen nicht, mein Vater! Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben!“ Daß sie dieses ihnen verächtlich gelassene, gleichsam vor die Füße geworfene Gut behalten dürfen: das wäre ihr Triumph? Was Emilia Galotti von Charakterstärke und Seelengröße hat, wird durch den Lauf der Begebenheiten emporgetrieben und erhebt sich zuletzt in ihrer eigensten vollen Kraft, während die Charakterschwäche und Selbstsucht des Prinzen immer weiter um sich greift, immer widerstandsloser in die Gewalt Marinellis geräth, bis er zuletzt als ein willenloses und schlechtes Werkzeug des Verbrechens dasteht. Nach der offenbaren Absicht des Dichters läßt die Tragödie durch den Gang der Handlung den Charakter Emilia Galottis bis zu einer Willensstärke wachsen, die einem Mann wie Odoardo „über alle Gewalt erhaben“ scheint, und den Charakter des Prinzen am Gängelbande Marinellis bis auf die niedrigste, dem Worte des Verführers blind unterworfene Willensstufe herabsinken. Zuletzt sind beide, der Prinz und sein Opfer, durch eine Kluft geschieden, so weit wie die zwischen Himmel und Erde. Und dieses Gesunkensein wäre der Triumph des Prinzen?

Auch Marinelli triumphirt nicht, wie Seydelmann am Schluß, als der Prinz ihn verstößt, durch ein leises, stummes Spiel anzudeuten suchte. Die Geberde sollte sagen: „Du bist mir sicher, morgen rufst du mich zurück, denn ich bin dir unentbehrlich!“ Nein! das war nicht die Idee Lessings und seiner Dichtung. Der Mann, dessen letztes Wort im Anblick der sterbenden Emilia „Weh mir!“ lautet, ist mit seinem Witz zu Ende und macht nicht die Miene des triumphirenden Pfiffikus. Uebrigens kümmert es uns wenig, was morgen oder übermorgen geschehen, ob und auf welche Art der Prinz mit oder ohne Marinelli vergessen wird, was er erlebt hat. Seydelmanns Geberde ist der Anfang des Satyrspiels nach der Tragödie, aber ein solches Satyrspiel hat Lessing nicht gewollt.

Wäre Emilia Galotti keine Charaktertragödie im eminenten Sinn, sondern ein Intriguenstück, das mit dem Siege des Lasters endet, so würde Lessing das völlige Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte, geleistet und die von ihm selbst gestellten Forderungen auf eine geradezu klägliche und lächerliche Art verfehlt haben. Wer in diesem Trauerspiel nur ein Wirrsal schrecklicher Unglücksfälle und sträflicher Verbrechen, nicht aber die Schicksale erkennt, die

mit Nothwendigkeit aus den Charakteren hervorgehen: der zeigt, daß man das bekannte Sprichwort auch einmal in umgekehrter Weise erfüllen und die Bäume nicht sehen kann vor dem Walde, weil er zu dunkel oder dem Auge zu fern ist.

VI.

Prüfen wir also genau, wie sich in unserem Stück die Charaktere zu den Schicksalen verhalten. Der Knoten ist geschlungen und der tragische Gang der Dinge vollständig angelegt, wie der Prinz seine Leidenschaft Marinelli anvertraut und alles, was dieser thun wird, um Emiliens Heirath zu verhindern, ungehört billigt, dann in die Messe eilt, um selbst sein Glück zu versuchen, und dadurch das Gebäude seines Technikers untergräbt. Es ist der Schritt, der, wie Marinelli sagt, nicht in den Tanz gehörte, so unvermeidlich der Prinz ihn auch thun mußte. „So unvermeidlich!" Er kennt den Charakter seines Herrn. Diesen unvermeidlichen Schritt, von dem der folgende Verlauf der Dinge abhängt, zu motiviren, war die Aufgabe der Exposition, die Lessing in dem ersten Act mit vollendeter Kunst ausgeführt hat.

In einer Reihe wohl in einander gefügter, poetisch berechneter Scenen wird uns die Individualität des Prinzen so wirkungsvoll und sprechend geschildert, daß wir sie gleichsam erleben; er erscheint in seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit und Anmuth, im Zauber einer noch im Herzen bewahrten, noch völlig unverdorbenen Leidenschaft, die er selbst wie eine Art läuternder Umwandlung empfindet. „Behaglicher oder nicht behaglicher, ich bin so besser!" Mit diesen Worten, die ein unverstellter Ausdruck seiner besseren Natur sind, gewinnt er unsere Theilnahme. Freilich ist dieses Gefühl besser als er selbst, denn er ist wandelbar, wie die Eindrücke der Welt, und seine guten Empfindungen sind schwächer als die begehrlichen. Zugleich erhalten wir den Eindruck eines gebietenden Herrn, der von seiner fürstlichen Stellung nicht den Beruf, nur den Genuß kennt und nur solche Wohlthaten gern erweist, die seinem Machtgefühl schmeicheln; er ist der Typus eines Fürsten, wie sie im vorigen Jahrhundert die Völker, insbesondere das deutsche, in so vielen üppigen Beispielen auf der Höhe der Gesellschaft zu sehen und zu bewundern gewohnt waren: er fühlt sich nicht als den ersten Diener des Staates, sondern als einen von den Göttern dieser Erde. Wenn sich mit den bezaubernden Eindrücken der Macht noch die der Person vereinigen, wirken diese Erdengötter unwiderstehlich und bestricken selbst edle Gemüther. Ein feuriges Herz, wie die Gräfin Orsina, liebt diesen Prinzen auch um seiner selbst willen und kann mit seiner Untreue das Dasein nicht mehr ertragen.

Eine solche Hingebung von Seiten einer solchen Frau schildert uns die Dichtung nicht umsonst. Dieser Zug soll nicht blos die Gemüthsart der Gräfin charakterisiren, sondern zugleich den persönlichen Zauber des Prinzen Hettore Gonzaga bezeugen. Er hat sie geliebt, bis er Emilia Galotti

gesehen. Jetzt ist diese Empfindung erloschen, und jede Erinnerung daran entflammt nur stärker die neue Gluth, die ihn ergriffen. Von Moment zu Moment wird diese mühsam verhaltene Leidenschaft bis zu dem Ausbruch gesteigert, der den Gang der Tragödie entscheidet.

Es ist die einsame Frühe des Morgens, wo die Eindrücke und Bilder, die uns am tiefsten bewegen, ungestört und mit gesammelter Kraft wirken; der Prinz scheint von einer leidenschaftlichen Unruhe erfüllt, die wohl daran Schuld war, daß er so früh Tag gemacht; er will sich auf andere Gedanken bringen und durch Arbeit zerstreuen. Bittschriften lesen nennt er arbeiten. Damit beginnt das Stück: „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ Eine der letzteren trägt den Namen: „Emilia Bruneschi“ sie hat viel gefordert, sehr viel, „doch sie heißt Emilia. Gewährt!“ Der Name hat magisch gewirkt. „Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig. — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: weg ist meine Ruhe und Alles!“ Mit dem „Arbeiten“ ist es vorbei, jetzt soll ihn eine Morgenfahrt zerstreuen und Marinelli ihn begleiten.

Emilias Bild in der Seele des Prinzen läßt sich nicht verscheuchen, der bloße Klang ihres Namens bewirkt, daß seine erkünstelte und eingebildete Seelenruhe sofort verschwindet und jene leidenschaftliche Unruhe zurückkehrt, die er vergeblich bemeistern wollte. Jetzt ist sie siegreicher und darum mächtiger und stürmischer als vorher. Die Stimmung der folgenden Scenen ist dadurch bedingt. In diesem Augenblick wird dem Fürsten das Billet der Orsina gebracht: eine Mahnung an die Geliebte von gestern! Er wirft es bei Seite. Hätte er diese Zeilen gelesen, so mußte die Fahrt nach Dosalo unterbleiben und der spätere Plan Marinellis war unmöglich. Aber nichts ist natürlicher, als daß der Prinz in dieser Stimmung den Brief der Orsina nicht liest. „Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber ich habe!“

Die leidenschaftliche Neigung wächst durch den Widerstand, den sie erfährt. Das Entzücken, womit ihre Einbildungskraft sich die Schönheit der Geliebten vergegenwärtigt, culminirt, wenn der Enthusiasmus eines Künstlers dieses Entzücken theilt und bestätigt. Auf das Billet der Orsina folgt der Maler mit dem bestellten Bilde der Gräfin, das der Prinz noch vor einem Monat freudig begrüßt hätte, jetzt aber nur als eine zudringliche Erinnerung an die erloschene Liebe empfängt. So eitel und widerwärtig, wie diese Liebe, erscheint ihm jetzt die Gräfin selbst. Er findet das Bild unendlich geschmeichelt. „Und was sagte das Original?“ „Ich bin zufrieden“, sagte die Gräfin, „wenn ich nicht häßlicher aussehe“. „Nicht häßlicher? O das wahre Original!“ *)

*) Man hat diesen Ausdruck völlig mißverstanden, wenn man ihn so erklärt, als ob der Prinz das Bild häßlich und häßlich genug finde, um der Gräfin zu gleichen: diese will nicht häßlicher aussehen? Ich dächte, sie wäre häßlich genug. „O das wahre Original!“ Eine solche Deutung widerstreitet dem Sinn und den Worten des Dichters.

Der Contrast steigert die Leidenschaft, die er im Herzen trägt. Immer leuchtender strahlt in seiner Phantasie das Bild der Emilia Galotti. Da überrascht ihn plötzlich der Maler mit dem Portrait selbst. „Bei Gott, wie aus dem Spiegel gestohlen!“ ruft hingerissen der Prinz. Hier ist nichts idealisirt, nichts geschmeichelt. Im Gegentheil, der Künstler muß bekennen, daß er hinter diesem Originale weit zurückgeblieben sei. „Aber daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich stolz und stolzer, als ich auf Alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nicht immer ist“. „Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit“.*)

Diese Worte des ahnungslosen, nur von seinem Ideal ergriffenen Malers müssen Emilia Galotti in den Augen des Prinzen vergöttern. Er möchte allein mit dem Bilde bleiben. Da stört ihn Marinelli, der auf seinen Befehl kommt. Nach einigen gleichgiltigen Worten will ihn der Prinz fortschicken. „Was haben wir Neues, Marinelli?“ Und nun erfährt er als eine Tagesneuigkeit unter anderen: daß Appiani noch heute mit einer gewissen Emilia Galotti sich vermählen wird. „Das kann nicht sein“, ruft der Prinz, als ob er es zu verbieten hätte. „Sie sagten ohnedem eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen“. Jetzt muß der Diener entgelten, daß seine Neuigkeit den Herrn in die übelste Stimmung gebracht hat. Auf die erschrockene und erstaunte Frage: „Sie sind außer sich, gnädiger Herr. Kennen Sie denn diese

Der Prinz findet das Bild „unendlich geschmeichelt“, weit schöner als das Original. Die Gräfin war anderer Meinung, sie hält sich für weit schöner als das Bild und tadelt das Werk des Malers mit stolzer höhnischer Miene, indem sie verächtlich sagt: „ich bin zufrieden, wenn ich nicht häßlicher aussehe“. Diese Worte einer stolzen, koketten und verletzenden Eitelkeit charakterisiren in den Augen des Prinzen das Wesen der Gräfin. Er will sagen: ich sehe sie vor mir, ich höre sie reden. „O das wahre Original!“ Sein Ausruf bezieht sich daher nicht auf das Bild, sondern auf die Orsina selbst und ihr Gebahren, das sich der Ueberdruß des Prinzen nicht abstoßend genug vorstellen kann.

*) Der Leser wolle die obige Stelle zugleich als ein höchst interessantes Beispiel der Uebereinstimmung zwischen Lessing dem Kritiker und Lessing dem Dichter beachten. Die Schönheit der Emilia Galotti wird hier von dem Dichter genau nach der Vorschrift geschildert, die im Laocoon der Kritiker als die wirksamste Art, die körperliche Schönheit poetisch darzustellen, begründet hat: er läßt sie durch den bildenden Künstler schildern. Die bloße Herzählung der einzelnen körperlichen Schönheiten wäre trocken und reizlos. Daß aber der Maler es ist, der mit entzückten Worten die herrliche Erscheinung beschreibt, ganz in ihre Anschauung verloren, das macht die Schilderung so wirkungsvoll und ergreifend.

Emilia?" lautet die Antwort so herrisch und zurückweisend als möglich: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er". Indessen ändert sich der Ton schnell, nach wenigen Augenblicken weiß Marinelli alles, er ist im geheimsten Vertrauen des Herrn und das willkommene, willfährige Werkzeug seiner verborgensten Wünsche. Die Heirath Emilias soll verhindert werden, Marinelli ist zu allem erbötig; der Prinz billigt alles, ungehört und ungeprüft. Aber kaum ist er allein, so überwältigt ihn seine leidenschaftliche Unruhe, er will sich nicht allein auf den Diener verlassen, nicht dem Spiele desselben alles anvertrauen, das Spiel könnte verloren gehen, er will nicht länger schmachten und seufzen, sondern handeln. Von diesen Vorstellungen getrieben, eilt er in die Messe, um Emilia zu sehen, zu sprechen, zu gewinnen. Kein Staatsgeschäft kann ihn aufhalten, auch nicht das Todesurtheil, von dessen Unterschrift ein Menschenleben abhängt. „Recht gern. Nur her! geschwind". Und wie sein Rath mit schwerem Nachdruck wiederholt: „Es ist ein Todesurtheil!" antwortet er, übelgelaunt wegen der Hemmung: „Ich höre ja wohl. Es könnte schon geschehen sein. Ich bin eilig". Was gilt dieser Leidenschaft ein Todesurtheil? Hatte er doch blind den Mord Appianis genehmigt, als er Marinelli freie Hand ließ. Emilia Galotti ist verlobt; Emilia Bruneschi sinkt in seiner Gunst: es mag jetzt unentschieden bleiben, ob ihre Bitte gewährt ist.

„Ich bin eilig!" An dieser Eile des Prinzen hängt der Verlauf unserer Tragödie. Ohne diese fortstürmende Leidenschaft, die ihn in die Messe treibt, würde Emilia Galotti in diesem Zeitpunkte nichts von seiner Liebe erfahren und nichts erlebt haben, was der Mutter und ihrem Bräutigam anzuvertrauen war. Marinellis Anschlag wurde ausgeführt und blieb unentdeckt. Wenn der Prinz dieses oder jenes nicht gethan! Mit einem solchen „Wenn" läßt sich nicht blos Spreu in Gold, sondern jede Tragödie in ein Lustspiel verwandeln. Hätte er anders gehandelt, so würden ihn keine solchen Affecte bewegt haben: dann waren seine Empfindungen nicht diese Leidenschaft und er selbst nicht dieser Charakter, nicht Hettore Gonzago, so wie Romeo nicht Romeo hätte sein müssen, wenn er Seelenruhe genug gehabt, um auf sichere Nachrichten von seiner Julia zu warten oder am Sarge derselben mit der Möglichkeit des Scheintodes zu rechnen! Ich vergleiche nicht die Art dieser Charaktere, sondern die Triebkraft ihrer Leidenschaften, die so sind, wie der Prinz von sich sagt: „Ich bin eilig!" Etwas mehr Besonnenheit, und Phlegma, etwas weniger Leidenschaft und Feuer: — und die Liebe erlebt keine Tragödien mehr!

VII.

Daß Emilia Galotti ihrem Bräutigam verschweigt, was sie aus eigener Bewegung und richtigem Pflichtgefühl ihm vertrauen wollte, in dem Augenblick verschweigt, der das offenste Vertrauen forderte und nach dem Gange der Begebenheiten der einzige war, worin sie sich aussprechen konnte: diese Unterlassung entscheidet das Schicksal Appianis und hat alle die Folgen,

die ihr das Leben völlig entwerthen. Auf das Zureden der Mutter verbirgt sie dem Manne, dem sie sich angelobt hat, dem sie für immer gehört und aus voller Neigung gehören will, etwas, das dieser Mann erfahren, von ihr und jetzt erfahren mußte. Wider die Stimme des eigenen Herzens unterdrückt sie das Vertrauen, zu dem ihr richtiges Gefühl sie drängt. „Aber nicht, meine Mutter? Der Graf muß es wissen. Ihm muß ich es sagen?" Eifrig widerräth es die Mutter: „Um alle Welt nicht! Wozu? Warum? Willst du für nichts und wieder nichts ihn unruhig machen?" Sie giebt ihr Gründe, die auf den Charakter Appianis wenig passen: die Huldigungen des Prinzen könnten dem Liebhaber schmeicheln und später die Eifersucht des Gemahls erregen. Emilia ist nicht überzeugt, sie hört noch immer die Mahnung ihres Herzens. „Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihren besseren Einsichten mich in Allem unterwerfe. Aber, wenn er es von einem Anderen erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht früh oder spät seine Unruhe vermehren? Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen". Diese so richtig empfundenen, so treffenden Beweggründe nennt die Mutter eine „verliebte Schwachheit" und behandelt sie als einen Mangel an Einsicht, der ihr kindisch erscheint. „Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!" Und die Tochter, gewöhnt, die mütterlichen Einsichten für die besten zu halten, giebt nach, überzeugt, daß ihre Beweggründe thöricht, ihre Befürchtungen grundlos waren. „Was für ein albernes, furchtsames Ding ich bin!" „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen".

Etwas weniger von diesem kindlichen Gehorsam, von diesem unbedingten kindlichen Vertrauen, das soviel größer ist, als ihre Zuversicht zu sich selbst, etwas weniger Kind, und sie folgte der eigenen Stimme: Appiani erfuhr alles, und der Anschlag Marinellis war umsonst. Aber etwas weniger Kind — und Emilia Galotti ist nicht mehr Emilia Galotti: sie ist nicht mehr die Erscheinung, deren Schönheit im Einklange mit ihrer kindlichen Natur voller Unschuld und Heiterkeit den Maler bezaubert, Appianis Herz gewinnt, die Phantasie des Prinzen entzündet; es ist nicht mehr die Emilia nach dem Worte des Malers: „Wie, mein Prinz, Sie kennen diesen Engel?

Das erste Wort, das wir von ihrer Lippe vernehmen, enthüllt uns sogleich einen der Gründzüge ihres Wesens, der ihren Charakter bestimmt und in ihr Schicksal eingreift. Nach jener Scene, die sie in der Kirche erlebt hat, eilt sie nach Hause, in angstvoller Verwirrung, von Furcht betäubt, wähnend, sie höre hinter sich die Schritte des Verfolgers. Wie sie die Mutter erblickt, ruft sie aus: „Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit".

Daß sie die Liebesgeständnisse des Prinzen angehört hat, anhören mußte, und ihren guten Engel umsonst angefleht, sie mit Taubheit, wenn auch für immer, zu schlagen, empfindet das fromme Kind als eine Schuld wider Willen, als eine „Mitschuld an fremdem Laster". Das Wort der Mutter beruhigt und erleichtert sie. Wie diese ihr sagt, daß sie die Sache viel zu

ernsthaft empfunden habe, wenn sie nichtige Huldigungen oder Galanterien für leidenschaftliche Betheuerungen genommen, athmet sie auf, und ihre kindliche Heiterkeit kehrt zurück. „O meine Mutter! so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani!“ — Hätte Emilia eine Empfindung für den Prinzen, die auch nur im Mindesten den Keim einer Leidenschaft enthielte, so würden die Versicherungen der Mutter, daß seine Huldigungen leere Höflichkeiten waren, sie nicht erleichtern, als ob eine Centnerlast von ihr genommen wäre, sondern schmerzlich enttäuschen; sie hätte dann jene leidenschaftlichen Betheurungen, die sie gehört, auch nimmermehr ein „fremdes Laster“ bezeichnet, „das uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann“. Darin liegt der vollkommenste und bündigste Beweis, daß jede Andichtung einer solchen Regung, die Emilia Galotti für den Prinzen empfinden soll, dem Dichter selbst und seinem Werk gänzlich fremd ist und auf das Aeußerste widerstreitet.

Indessen wäre Emilia nicht die kindliche, harmlose und phantasievolle Natur, wenn die Eindrücke der Welt nicht eine große Macht auf sie ausüben könnten, die ungewöhnlichen und ersten Eindrücke der großen und glänzenden Welt! Sie hat diese Erfahrung im Hause Grimaldi gemacht, wo sie jene große und glänzende Welt zum erstenmal sah, und der Prinz, von ihrer Erscheinung gefesselt, ihr seine Huldigungen widmete. Die mütterliche Eitelkeit hat die fürstliche Auszeichnung der Tochter mit harmloser Freude gesehen. Emilia hat Eindrücke empfangen, die durch das mütterliche Wohlgefallen verstärkt wurden, denn sie sieht mit den Augen der Mutter, Eindrücke, vor denen die väterliche Erziehung sie bewahrt wissen wollte, und sie empfindet auch in der Seele des Vaters. So entsteht in der Stille ihres Gemüths der erste Widerstreit weltlicher und frommer Empfindungen: „Es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten“. Hier ist von keinem leidenschaftlich, sondern kindlich empfundenen Conflict die Rede, der auf kindlich fromme Art gebüßt und beschwichtigt sein will. Sie hat erlebt, daß die Zauber der Welt sie bestricken können: darin besteht die Macht der Verführung, die sie fürchtet. Es war zunächst eine unbestimmte Furcht, die den Feind und die Gefahr nicht deutlich sieht, sondern als jene unheimliche Macht weltlicher Lockung empfindet, vor der das väterliche Wort und die Mahnungen der Religion sie stets gewarnt haben. Aber als Emilia in ihrer letzten Stunde dem Vater jenes Bekenntniß macht, steht was sie fürchtet mit erschreckender Klarheit vor ihrer Seele. W a s fürchtet sie? Was hat sie erlebt, das ihr eine so unerschütterliche Furcht vor dem Leben einflößen konnte? Wir müssen, um diese Frage zu lösen, aus der Natur i h r e r Empfindung und ihres Charakters auf den erlebten Gang der Dinge zurückblicken.

An jenem Abend im Hause Grimaldi war die Leidenschaft des Prinzen entstanden, woraus Frevel über Frevel hervorgegangen sind: die E n t w e i h u n g, der M e u c h e l m o r d und die E n t f ü h r u n g! Und Emilia Galotti konnte die

Eindrücke jenes Abends wie einen lockenden Zauber empfinden und in sich fortwirken lassen! Der Prinz hat ihr seine Leidenschaft gestanden, und sie konnte auf den Rath der Mutter, ein zu folgsames und nachgiebiges Kind, ihrem Bräutigam alles verschweigen, froh, daß sie im Vertrauen auf die mütterliche Einsicht jene verhängnißvolle Begegnung für zu geringfügig halten durfte, um darüber zu reden. Sie hat geschwiegen: der Tod Appianis und ihre Entführung sind die Folgen. „Der Graf ist todt, und warum er todt ist! warum!“ Jetzt ist sie in der Hand des Räubers, und es hat noch eben im Schlosse Dosalo einen Augenblick gegeben, der sie zu den Füßen des Prinzen sah, um Rettung und Schonung flehend, noch nicht wissend, daß der Bräutigam erschlagen liegt, noch nicht ahnend, daß der Mann, vor dem sie niederfällt, ihr Entführer ist, der den Mord Appianis geschehen ließ. Nun ist ihr alles enthüllt, und sie erkennt den Abgrund, vor dem sie steht, und bis wohin eine Verblendung, die sie als Schuld empfinden muß, sie geführt hat. Ein einziges Mal hat sie in das glänzende Leben geblickt, das ihr lockend und herrlich entgegenstrahlte, sie war wie geblendet und brauchte Zeit, um durch ihre Frömmigkeit den ersten Aufruhr ihrer Phantasie zu bekämpfen. An ihrem Hochzeitsmorgen, mitten in der Andacht des Gebets, muß sie erleben, daß die Flamme einer glühenden, sündhaften Leidenschaft nach ihr züngelt; entsetzt flieht sie zur Mutter und läßt sich glauben machen, daß es keine Flamme, nur ein paar flüchtige Funken aus der Girandola der glänzenden Welt waren. Sie schweigt und läßt das Feuer den Weg des Verderbens gehen. Plötzlich verwandelt sich die lachende Welt vor ihren Augen in einen Pfuhl von Verbrechen, in eine Hölle, die nach ihr greift. Ihr Selbstvertrauen ist bis ins Innerste erschüttert. Es könnte ja sein, daß diese Hölle sich wieder in eine lachende Welt verwandelt, die sie von neuem entzückt, wie an jenem Abend im Hause Grimaldi: dann ist sie nicht mehr ein unschuldiges Kind, sondern ein verlorenes Geschöpf! Und in dieses Haus soll sie zurückkehren! Nach der ersten Erfahrung, die sie an sich selbst gemacht hat, hält sie jetzt sich nicht für gerüstet und fähig, eine zweite Probe zu bestehen. „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude“. Hier nach dem Erlebten noch einmal einen Moment der Freude zu erleben, erscheint ihr als der Verlust ihrer Seligkeit. Die Jugend ist kein Wächter der Sinne. Dies ist die Furcht, die sie befällt, und die sich nimmermehr erfüllen soll. „Sie ist die Furchtsamste und die Entschlossenste ihres Geschlechts“, sagt ihre Mutter: „Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend und auf Alles gefaßt“. Keinen Schritt in das Haus Grimaldi! Als sie diesen Namen hört, erst in diesem Moment kommt ihr der Entschluß zu sterben mit unwiderstehlicher Gewalt, es gilt die Rettung der Seele von dem Verderben auf ewig. „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in

die Fluthen und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch".

Emilia Galotti sieht sich in einer so drangvollen Lage, daß ihr der freiwillige Tod als der einzige Ausweg, als die einzige Möglichkeit ihrer Seelenrettung und darum als eine religiöse Pflichterfüllung erscheint. Es ist für uns so wenig, als für sie selbst, eine zu erörternde Frage: ob sie Recht hat, ob ihre Vorstellung kirchlich correct ist oder nicht? Es ist ihr persönlicher Glaube, der in diesem Moment, wo sie keine irdische Hilfe mehr sieht, mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Willen ergreift und ihr zuruft: „In einer solchen Gefahr giebt es nur eine solche Rettung! Flüchte Deine Seele zu Gott!" Ich sage ausdrücklich: in diesem Moment, der nach allen vorhergehenden die Situation dergestalt verengt hat, daß jede andere Lösung ausgeschlossen scheint und scheinen muß. Man beachte wohl die Präcision meines Ausdrucks und lasse sich dieselbe in der Beurtheilung unserer gesammten Tragödie zur durchgängigen Richtschnur dienen. Wenn in der Kette des tragischen Causalnexus überall das Ungefähr ausgeschlossen sein und alles so geschehen soll, daß es nicht anders geschehen konnte: so muß auch jede tragische Handlung ihren genau bestimmten Zeitpunkt haben. Was nicht jetzt geschieht, unterbleibt für immer; der einmal verlorene Moment ist unwiederbringlich verloren. Was geschieht, geschieht jetzt oder nie! Jeder Moment ist gekettet an die vorhergehenden und bindet die folgenden. Es giebt in der Tragödie keine Opportunität, keine so bedächtige Wahl und günstige Lage der Zeitpunkte, daß alle schlimmen Folgen der Handlungen weislich verhütet werden: keine Zeitpunkte, die man erwartet, wie die bequemen Spaziergänger das gute Wetter. Die tragischen Leidenschaften gehen nicht spazieren, sie sind eilig und haben keine Zeit zu verlieren, wie der Prinz das Todesurtheil ungelesen unterschreiben will, um schneller in Emiliens Nähe zu sein. Die Zeit in der Tragödie ist furchtbar, wie das Schicksal selbst, und ich kenne kein Trauerspiel, worin mir diese Furchbarkeit so eingeleuchtet hätte, wie hier, keines, worin jede Handlung und jede Unterlassung so wie hier an ihren Zeitpunkt gebunden wäre. Dies gilt auch von dem Moment, worin Emilia den Entschluß zu sterben faßt; auch von dem Augenblick, worin Odoardo sie tödtet. Dadurch wird die Nothwendigkeit der Handlungen nicht abgemindert, sondern in Wahrheit erst vollendet.

Lessing hat uns den Charakter seiner Emilia Galotti dadurch so wahr und rührend geschildert, daß er ihre Natur und Gemüthsart noch so kindlich und in einem gewissen Sinne unentfaltet sein läßt. Etwas mehr Welterfahrung, und sie würde die ersten Eindrücke leichter bewältigen und die Versuchungen der Welt weniger fürchten, aber dann wäre sie nicht mehr Emilia Galotti, nicht mehr, wie der Maler sagt: „dieser Engel". Darum durfte der weise Dichter ihr auch nur einen eng bemessenen dramatischen Spielraum gewähren: sie erscheint nur in wenigen Auftritten, in keinem einzigen Monolog, worin sich innere Vorgänge und Seelenkämpfe verrathen könnten, die eine größere Macht und Freiheit der Reflexion,

eine größere Selbständigkeit eigenen inneren Lebens voraussetzen würden, als Emilia Galotti hat und haben darf. In ihrem Gemüth ist nichts verborgen, was sich nur in einem Selbstgespräche offenbaren ließe. Am wenigsten eine Leidenschaft für den Prinzen! Die hingeworfene Bemerkung Goethes hätte man in diesem Fall nicht zur Weisung nehmen und in Commentaren ausbeuten sollen, die aus dem Trauerspiel Lessings einen elenden Roman und aus der Emilia Galotti eine Figur machen, die wie der erste verunglückte Versuch zur Erfindung einer sogenannten problematischen Natur aussieht. Nichts ist falscher. Eine problematische Natur erlebt keine solche Tragödie, ist kein solcher Charakter, hat keine solche Furcht und keine solche Entschlossenheit! Dazu gehört eine einfache, den Familientugenden nicht entwachsene, im Glauben und in der Pietät festgewurzelte Sinnesart, die im Conflict mit dem Verderben der Welt sich behauptet und lieber im Arm des Vaters sterben, als von den Wurzeln ihres Daseins losgerissen sein will.

Hören wir doch Lessing selbst, wie er sich über den Charakter der Emilia Galotti brieflich seinem Bruder gegenüber äußert, der in der Titelrolle des Stückes (zwar keine Leidenschaft für den Prinzen entdeckt, aber) den Mangel an dramatischer Thatkraft und besonders an zeitgemäßer Aufklärung gerügt hatte: was werden zu einer solchen Frömmigkeit noch dazu katholischer Art die Berliner sagen? Uebrigens kannte der Bruder damals noch nicht den Schluß der Tragödie und nahm seinen Tadel zurück, als er denselben gelesen. Der Dichter erwiederte: „Weil das Stück Emilia heißt, ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht“. „Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höheren Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorsam“.

Diese Tugenden sind es, die Emilia Galotti so furchtsam und so entschlossen, so willensschwach und so willensstark machen: so schwach, daß sie, „der ersten Eindrücke nie mächtig“, zu einem geringen Widerstande die Kraft nicht findet; so stark, daß sie die Kraft zu dem letzten und äußersten Widerstande, die Kraft zu sterben, nicht erst sucht, sondern besitzt. Das Kind, das zuerst keinen anderen Willen hat, als den der Mutter, vermag zuletzt den des so viel stärkeren Vaters zu bewegen und dem ihrigen zu unterwerfen: ihrem Willen, den keine Macht dazu bringen soll, in eine Welt zurückzukehren, deren verlockende Eindrücke sie ein Mal empfunden, deren innerste Verdorbenheit sie erlebt und völlig erkannt hat. Und dies wäre keine Tragödie, die ganze Seele zu erschüttern?

„Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit!“ — ist der erste Ausruf, womit sie erscheint und in die Arme der Mutter stürzt. Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit: das ist ihr letzter Gedanke, wie sie die väterliche Hand küßt, die ihr den Tod gegeben und die Rose gebrochen hat, ehe der Sturm sie entblättert.

Die Wasserfälle.

Von

Friedrich Ratzel.

— München. —

Naturenthusiasten wollen uns belehren, daß es ungehörig sei, aus der großen, ewig und überall schönen Natur gewisse Einzelheiten heraus zu heben und ihnen eine Theilnahme zuzuwenden, inniger als andren, während doch alles in ihr, vom Stäubchen und Gräschen bis zum Bergkoloß und zur Palme, gleiche Verehrung und gleiche Bewunderung verdiene. Diese liebenswürdige allfreundliche Gesinnung ist uns sympathisch, aber sie erscheint doch nicht verwerthbar für den täglichen Gebrauch. Wenn wir noch so gut wissen, daß es sehr schön ist, allezeit mit offnem Herzen durch Gottes schöne Natur hindurch zu wandern und nicht mit egoistischer Parteilichkeit dem was uns gefällt, weil vielleicht seine Schönheit bequemer aufzufassen ist, mehr Theilnahme zu zollen als irgend einer andren Erscheinung, deren Schönheit oder Größe nicht ebenso leicht zugänglich scheint, so sind wir eben doch zu sehr menschlich beschränkte Menschen, um nicht auch hier, sogar mit Bewußtsein, das Vollkommene, Unerreichbare für einen Bruchtheil hinzugeben, den wir in der Hand zu halten vermögen. Es drängt sich zu viel an uns heran, wir können der Natur nicht ungetheilt angehören. Wir werden abnorm, wenn wir das anstreben. Eines der wenigen Beispiele hervorragender Menschen, die mit Absicht menschliches Treiben flohen, um ganz der Natur hingegeben zu leben, der Neuengländer Henry David Thoreau, der Einsiedler vom Merrimac, dem wir die glühendsten und mitunter die wahrsten Naturschilderungen verdanken, war doch Mensch genug geblieben, um in alten Tagen sich als beredter Vertheidiger eines so menschlichen Dinges wie der Sklavenbefreiung in die aufgeregteste politische Arena zu begeben. Der Fall war mir immer hochinteressant. Die prächtigen Reden für John Brown, einen Mann, der ebenso entschieden für das Hohe in der Menschheit

eintrat, wie Thoreau für das Große in der Natur, strafen die propheten- und apostelhafte Ausschließlichkeit Lügen, mit der Thoreau in allen vorangehenden Bänden seiner Werke das Evangelium der Rückkehr zur Natur predigt. Die in die Bewunderung des Alls verflüchtigte Seele concentrirt sich hier zu mittlerer menschlicher Dichtigkeit, zu der Consistenz, in der sie sich zwar nicht beständig jedem Blüthenduft und jedem Käfersummen verschwistern, aber Antriebe zu menschenwürdigen Handlungen ertheilen kann. Ich gehe soweit, daß ich behaupte: die Naturenthusiasten, die soviel von uns verlangen, handeln selbst niemals so ganz nach dem, was sie predigen. Zugegeben, daß jedes Ding mit seinem eignen Maßstab gemessen, so groß sei, wie irgend ein andres, ist eben ihr Maßstab doch auch der menschliche, dessen Elasticität ihre Grenzen hat. Mit den gehörigen Beispielen mag man uns klar machen, wenn auch immer mit einigem Müh- und Zeitaufwand, daß ein Pilzkeim, der in der Sonne wirbelt, etwas grandioses sei, im Vergleich zu andren noch kleineren Gegenständen. Aber das hindert nicht, daß gleich darauf ein Felsblock oder ein Berg uns doch einen viel mächtigeren Eindruck erzeugt, als jene künstlich aufgebaute Größe, die nicht vor unseren äußeren, sondern nur vor unseren inneren Sinnen existirt. Augen und Ohren wollen ihr Recht haben. Sie dienen uns so unermüdet und so treu, daß wir auf ihr Zeugniß auch dann hören müssen, wenn es vielleicht nicht ganz mit dem harmonirt, was wir denken, oder wenn es sogar unser Denken dementirt. Ein kleiner fußhoher Wasserfall eines Rieselbaches auf meiner Wiese verdrängt momentan das Bild der gewaltigen aber fernen Zambesi-Fälle, in welchem schwelgend ich über den Rasen hergeschritten kam. Der Hügel des Thurmbergs bei Durlach brauchte in meiner Jugendphantasie nur noch mit einigen Eisschlüften und Felsenpartien gekrönt zu werden, um den Dhawalagiri vorzustellen und so alle Zwischenstufen zwischen 300 und 8000 Meter zu überspringen, welche mir damals noch unbekannt waren. Jener war der größte Berg in meiner Erfahrung, dieser in meiner angelernten Vorstellung. Sowie beim Fernblick ein naher Maulwurfshaufen einen fernen Berg verdecken kann, so drängt sich das Erfahrungsbild mit unwiderstehlicher Kraft vor das Gebilde der Phantasie, der am Ende nichts anderes übrig bleibt, als dieses nun einmal unverdrängbare Bild zur Unterlage einer auf Ausstattung und Verzierung sich beschränkenden Thätigkeit zu machen. Die Moosstämmchen und das Halmengewirr am Fuße des Ameisenhaufens werden zu den Palmen und Bambusen der Dschungeln und der weiße Kiesel, der oben herausglitzert, giebt die Lage des großen Gletschers So und So, dem ein Gangesarm entspringt. Ja, Augen und Ohren wollen ihr Recht haben und nehmen es sich, wo sie es nicht anders kriegen.

Das fließende Wasser ist gewiß in allen Gestalten ein erfreuliches Schauspiel und man braucht noch kein buddhistisches allversenkendes Gemüth zu sein, um sich mit Lust im Thautropfen zu spiegeln und zu baden. Nur muß es Wasser sein und nicht die Jauche eines städtischen Kanales. Indessen

behält doch selbst diese unschöne Flüssigkeit mit der Fähigkeit des Wiederspiegelns, der leisen Wellenbewegungen, des unmerklichen Fließens eine Kraft zu verschönern und zu beleben, die Großes wirken kann, besonders, wenn charaktervoll schweigsame Rückseiten bedeutender Häuser, verfallene Stege, einsam an tönenden Ketten schaukelnde, von Liebespaaren oder nächtlichen Verschwörern träumende Gondeln dazukommen. Der Spiegel einer Amsterdamer Kraacht oder eines Hamburger Fleet ist nicht immer rein und niemals klar und doch — welche Poesie bringt er in diese schmalen Wassergassen. Ich bin vor vielen Jahren einmal im Flug durch Hamburg gefahren, das erste Mal, daß ich diese Stadt sah, es war vielleicht die Zeit einer halben Stunde, die ich zwischen Landungsplatz und Bahnhof verbrachte; im Strudel einer aufgeregten Reise ist alles andere verschwunden, nur eine dieser wie mit einem Boden aus schwarzem Glasfluß belegten Wassergassen mit buckliger Steinbrücke und hohen, holzbraunen Speicherfronten, die sich in einen verlockend geheimnißvollen Winkel verlor, hat mir ein Bild eingegraben, so scharf und so stimmungsvoll, wie es manche an sich viel mächtigere Scene nicht vermochte. Ohne das Wasser wären das enge Straßen wie andere mehr. So ist es auch mit den Thälern. Man zeigt oft Thalgründe, in denen einst ein Bach oder Fluß geflossen, der wandelbar, wie Wasser ist, sein altes Bett verlassen und nach anderer Richtung geflossen ist oder, was sich wohl im dürren Süden zuträgt, gleich ganz versiegte oder versumpfte. Die bayerische Hochebene ist reich an solchen leeren Flußbetten. Wie todt, wie langweilig kommt einem aber ein solches Thal vor! Die meisten von ihnen sind im Uebrigen ganz angenehme Gegenden: der Boden eine Rasenfläche, die meist ziemlich steilen Ufer in mancherlei leichten Formen, wie spielend, bald vortretend, bald zurückspringend. An mannigfacher Bewaldung fehlt es nicht und gelegentliche Windungen des einstigen Thales sorgen für Abwechselung. Und doch fühlt man stark: Ein starrer Körper, ein Ding ohne Seele, sprachlos, leblos. Man kann die Erfahrung machen, daß der Eindruck auf naive Naturen fast ein beleidigender ist, es kommt ihnen wie Spott, wie Mummerei, der Natur unwürdig vor, eine Form zu schaffen, der der Inhalt fehlt. Und es ist allerdings etwas Unnatürliches. Wie froh wird der Fluß begrüßt, wenn endlich wieder der Schimmer seiner Spiegelfläche belebend herüberblitzt! Es ist auch für das Auge ein Lebenspender. Doch in wieviel höherem Maße noch ist er es, wenn er im Gebirge rauschend und brausend dahingeht, mit unbezähmbarer Energie über alle Hindernisse wegspringt, und die Felsen mit sich in die Tiefe reißt, die ihm den Weg verstellen wollen:

Es stürzt der Fels
Und über ihn die Flut.

Man denke sich die Alpen ohne fließendes Wasser. Z. B. das Reußthal von Altorf aufwärts ohne die Reuß! Unmöglicher Gedanke. Es gibt solche Gebirge, der Westen Nordamerikas ist reich an ihnen, Gebirge, die entweder ganz wasserlos oder doch so arm an dem lebenspendenden Elemente

sind, daß dasselbe schon versickert ist, ehe es bis zu ihrem Fuße herabgelangt. Sie kommen einem aber nicht wie Wirklichkeiten, sondern wie Gespenster vor, vollkommen erstorben, während etwas Lebendigeres, zu allen Sinnen Sprechenderes als unsere Alpen in der ganzen sogenannten „todten Natur" nicht zu finden ist. Man denke, daß auch die Mannigfaltigkeit, der Glanz und die Ueppigkeit der Vegetation vom Wasser abhängt, das die Wurzeln bespült, und von der Feuchtigkeit, mit der es die Luft durchtränkt.

Wenn man durch ein Gebirgsthal geht, das von einem solchen tosenden Gewässer durchflossen ist, gewöhnt man sich so an das Leben, das durch seine mannigfaltige Bewegung in die Stille der erhabenen Fels- und Urwaldscenen gebracht wird, daß selbst die Sprünge, die es macht, für gewöhnlich Wasserfälle genannt, kein sehr hervorragendes Interesse mehr erwecken. Wer z. B. vom Gotthard nach Faido in's Tessinthal hinabsteigt, geht zuletzt an den zahlreichen Wasserfällen, die sowohl der Tessin als seine Nebenflüsse, besonders im Durchbruch des Mte. Piotino bilden, ohne große Rührung vorüber, denn der Fluß selber ist so wild und von so mannigfaltiger Erscheinung, daß diese einzelnen Kraftstellen kaum mehr bedeutend hervortreten können. In einer solchen Gegend kann man dem allseitig gerechten Naturverehrer Recht geben, welcher behauptet, daß das alles gleiche Bewunderung verdiene und daß es oberflächlich sei, sich an die Kraftstellen zu halten, nachdem das ganze Gedicht großartig sei.

Es wird aber sofort anders, wenn ein Wasserfall isolirt auftritt. Nicht bloß darum, weil dann die Umgebung nicht mit ähnlichen Erscheinungen auf ihn drückt. Ein Wasserfall ist etwas, das für sich stehen und gelten kann, etwas Freies, Losgelöstes, vielmehr sich Losreißendes: Ausgerüstet mit der vollen Möglichkeit individuellen Daseins, bleibt er zwar immer die höchste Potenz des rasch fließenden Wassers und es ist gewiß, daß man vom schrägen Hinschießen einer Stromschnelle bis zum senkrechten Fall eines Kataraktes alle nur denkbaren Mittelformen in der Natur zu finden vermöchte. Das fließt alles. Die starke Vertretung dieser Mittelformen ist es ja eben, was die in Gebirgsströme eingeschalteten Fälle verhältnißmäßig so wenig hervortreten läßt. Aber ein Wasserfall hat unabhängig von allem, was seine Umgebung ausmachen mag, Charakterzüge, die nur ihm in voller Ausprägung zukommen. Nur in ihm ist das für gewöhnlich horizontal oder schräg fließende Wasser zu senkrechtem Absturze aufgerichtet; nur in ihm wird das Wasser fast durchaus zu Staub- und Schaumgestalten gezwungen, die es anders färben und in weitaus anderen Formen sich bewegen lassen als für gewöhnlich seine Regel ist; nur in ihm wird vom Rauschen und Brausen, das bei großen Fällen zu weithin hörbarem Gebrülle anschwillt, der Gehörsinn in mächtigster Weise ergriffen, so daß in der ganzen Reihe der meist völlig stummen Naturerscheinungen das Sturmgeheule, der Donner und das unterirdische Rollen des Erdbebens allein mit ihm verglichen werden können; nur in ihm macht das sonst seinen Umgebungen zart sich anschmiegende

Wasser sich fast gewaltsam frei und zum Mittelpunkt eines Bildes, und beherrscht seine Umgebungen, die neben ihm nur noch die Bedeutung eines Rahmens behalten. Gerade mit dieser letzteren Eigenschaft hängt gewiß ein sehr großer Theil der ästhetischen Bedeutsamkeit der Wasserfälle zusammen, denn sie werden durch sie in der entschiedensten Weise zu Bildern in der Natur. Es ist kein Zufall, daß jeder Wasserfall ganz von selbst mitsammt seinen nächsten Umgebungen fertiger Gegenstand eines Gemäldes wird: es liegt in seinem kräftigen, beherrschenden Hervortreten. Wie selten ist es ohnehin, daß in der Natur eine Scene sich gewissermaßen arrangirt für das künstlerische Auge! daß ihr aber auch der passendste Rahmen schon umgelegt ist, wird höchst ungewöhnlich erscheinen. Und doch trifft es bei den Wasserfällen zu, denn diese stempeln die Felswände und Klippen, über welche sie wegstürzen und zwischen denen sie ihre Wege suchen, die Bäume, die unter, über und neben ihnen aufragen, die üppigeren Moospolster und den grüneren, saftigeren Rasen, den ihre Nähe frisch erhält, die hochwachsenden Uferkräuter und Gräser, kurz Alles, was mit ihnen in Berührung kommt, zur Staffage, zur Arabeske. Diese Dinge tragen durch untergeordnete Mitwirkung wohl zur Hebung des Gesammteffectes bei, aber sie haben keine selbständige Rolle neben dem Hauptbilde zu spielen. Gerade auf diesem zur Wirkung fertigen Charakter der Wasserfälle beruht gewiß ein gutes Theil jener Popularität, jener Anziehungskraft, welche dem tiefergehenden Naturfreund wie eine Ungerechtigkeit gegenüber der übrigen, bescheidener auftretenden Natur erscheint. Aber ebenso gehört er auch zu den Gründen, welche die Wasserfälle als Erscheinungen ganz besonderer Art, als scharf charakterisirte Individuen uns entgegentreten lassen. Daß sie im Grunde doch wie alle anderen Erscheinungen des flüssigen Elementes abhängig bleiben von dem Festen, das ihnen zur Grundlage dient, tritt dabei vollständig in den Hintergrund. Sie sind in Summa eine der selbständigsten, schärfst umrissenen, bestimmtest wirkenden, deutlichst für sich selber sprechenden Naturerscheinungen.

II.

Aber welche Verschiedenheit des Inhaltes in dem Einen Begriff „Wasserfall!“ Welcher Reichthum in dem Rahmen, welcher den Niagara und die kleinen Tropfenkaskaden einer Grotte, das flüchtig aufschäumende schwere Anschwellen der Wellen einer Stromschnelle und das halb im Winde verwehte Zerschellen und Zerstäuben eines berghohen Hochgebirgswasserfalls umschließt! Auch hierin zeigt sich diese Erscheinung so ganz als echtes Stück Natur, grenzenlos reich und mannigfaltig wie die Natur selbst, auch selbst wo sie geradezu künstlerisch schön und wirksam gegliedert auftritt. Es würde deshalb schwer sein, die Wasserfälle zu classificiren, wenn man nicht wüßte, daß alle Classification derartiger Dinge nur möglich bleibt, wenn sie sich an der Oberfläche hält und nicht das zerreißen und in künstliche Kategorien ein-

pfropfen will, was von Natur durch tausend Uebergänge in einander verflochten ist. Wollen wir einen solchen Versuch wagen, so soll es sich nicht um eine alle Fäden des Zusammenhanges zerschneidende Zertheilung, sondern um eine leichte Gliederung nach äußeren Merkmalen handeln, welche es ermöglicht, den ganzen Reichthum dieser Erscheinungen zu umfassen, ohne durch ihre endlose Mannigfaltigkeit daran gehindert zu werden.

Welches sind die auffallendsten Merkmale verschiedener Formen von Wasserfällen? Vor allem offenbar der mehr oder weniger große Reichthum des Wassers, welches in ihnen zur Bewegung gelangt. An der einen Grenze steht der Wasserfall, in dem ganze Binnenmeere sich entleeren oder der ganze Ströme plötzlich von einer höheren auf eine niedrigere Stufe ihres Laufes springen läßt (Niagara, Victoriafälle des Zambesi, Rheinfall), an der anderen das Getröpfel einer Quelle, die an einer Felswand zu Tage tritt, von der sie auf ein niedriges Niveau hinabrieseln muß, ehe sie ruhig als ein mehr hör- denn sichtbares Bächlein weiterzufließen vermag. Jene, die wasserreichen, kommen im Allgemeinen nur in den Gegenden vor, wo größere Mengen Wassers sich zu vereinigen vermögen, also nicht in den Gebirgen, deren verworrene Kämme und Wölbungen die Bäche auseinanderhalten, sie an der frühen Vereinigung zu Flüssen hindern, sondern in den tieferliegenden und flacheren Theilen der Erde, in Tiefländern und auf Hochebenen, wo solche Hindernisse nicht bestehen. Die anderen, die wasserarmen, finden sich aber ganz natürlich dort am häufigsten, wo es wasserreiche Flüsse nicht oder doch nur selten giebt, nämlich in den Gebirgen, und ihre Wasserarmuth geht bekanntlich oft weit genug, um sie einen Theil des Jahres versiegen oder wenigstens durch den Wechsel in den Mengen der Niederschläge sehr verschieden stark und eindrucksvoll erscheinen zu lassen. Gerade in der Gleichmäßigkeit der Wassermasse bei jenen, die durch die größere oder geringere Ausgiebigkeit der Regengüsse nicht beeinflußt zu werden vermag; und in der Ungleichmäßigkeit derselben bei diesen liegt ein starker Grund der Verschiedenheit beider. Ueberhaupt ist der Contrast beider Gattungen von Wasserfällen ein sehr großer und die Wirkung, die sie in dem Beschauer erwecken, ist nicht nur dementsprechend eine sehr verschiedene, sondern auch eine auf sehr verschiedenartige Empfindungen gegründete. Bei den massigen überwiegt der Eindruck der Kraft und Macht, bei den minder starken, wasserärmeren der der leichten, lebhaften, wechselvollen Bewegung. Jene gehören den ehrfurchterweckenden, diese den gefälligen Erscheinungen zu. Bei den letzteren denkt man unwillkürlich an ein Bild, das man gern betrachtet, bei diesen an ein erschütterndes Geschehen, bei dem man nicht dauernd verweilen möchte. Jene stimmen heiter, diese ernst. Jene bedürfen einer Umgebung, diese wirken vielleicht bedeutender ohne dieselbe oder können ihrer wenigstens entrathen.

Diese grundverschiedenen Wirkungen sind zum Theil auf Eigenschaften zurückzuführen, welche mit den Grundzügen des Wasserreichthums und der Wasserarmuth Hand in Hand gehen und auf die man eine Classification der

Wasserfälle ebensogut oder vielleicht mit größerem Rechte gründen könnte, als auf das eben hervorgehobene Moment. Hier ist vorzüglich an die Verschiedenheiten der Höhen- und Breitedimensionen gedacht, die in fast allen Naturbildern als den Eindruck in hohem Maße bestimmend hervortreten. Die wasserreichen Fälle sind fast immer auch die breiteren, während die wasserarmen nothwendig schmal und dadurch verhältnißmäßig hoch sein müssen, wenn nicht ihre geringe Wassermasse vollends verzettelt werden soll. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß Zerspaltung in mehrere nebeneinander abstürzende Fälle bei den breiten, dagegen stufenweiser Abfall oder Cascadenform bei den hohen die häufigste Abwandlung sein wird. Die ästhetische Wirkung beider Arten von Variationen ist dabei allerdings sehr verschieden, denn der eigenthümliche Charakter von Zierlichkeit und Lebendigkeit, welcher den hohen Wasserfällen eigen, wird bei der Zertheilung derselben in verschiedene Stufen oder Cascaden nur erhöht, während der mächtige Eindruck breiter Wassermassen durch ihre Zertheilung in mehrere nebeneinander sich bewegende Stücke verringert werden muß. Selbstverständlich bietet, auch abgesehen von dieser Zerlegung, der hohe Wasserfall ein bunteres Bild als der breite. In diesem ist mehr Wasser, in jenem sind mehr Dinge außer dem Wasser: Klippen, die hervorstechen, Felswände, über welche dünne Wasserschichten wie ein Spiegel sich verbreiten, Bäume, die auf einem Vorsprung mitten im Falle selbst sich erheben, oder Sträucher, die vom Rande desselben hinunterneigen. Dort wirkt, mit einem Worte, das Wasser für sich, während es hier seine Wirkungen vereinigt mit denen einer Anzahl von anderen Dingen, für welche es gewissermaßen der Faden ist, an dem sie sich aufreihen, und zugleich das Beherrschende, das sie zusammenfaßt. Dieser Gegensatz beeinflußt wieder sehr erheblich den ästhetischen Eindruck. Es ist auf den ersten Blick paradox, wenn J. F. Cooper, ein so feiner Kenner und Darsteller des Naturschönen wie irgend Einer, vom Niagara sagt: „Dieser Wasserfall hat einen entschiedenen Zug von Weichheit, der seine Großartigkeit in ganz eigenthümlicher Weise sänftigt. Wir entdecken, seitdem wir in die Geheimnisse dieses Schauspieles eindringen, einen anderen Charakter als der ist, der sich zuerst an unsere Sinne drängte“ (Homebook of the Picturesque 56). Aber dieses Urtheil ist nicht nur für den Niagara fein und wahr empfunden, sondern es findet auch auf alle anderen Wasserfälle Anwendung, die demselben Typus angehören. Großen Wassermassen sind große, weitverlaufende, gerundete Linien eigen. Sie gehören mit dem Meere, den Strömen, den Seen, den bewaldeten runden Kämmen und Kuppen der Mittelgebirge und Hügelkämme, den Umrissen, die eine flache Hochebene an den Horizont zeichnet, auch den Formen, zu denen Dünensand und Schnee neigen, mit unzähligen Pflanzengestalten, kurzum mit allem Langgezogenen, Ungebrochenen, zu Wellenlinien Steigenden zusammen. Diese alle haben etwas Weiches und Ruhendes. Aesthetiker der constructiven Schule, die von einem starken Bedürfniß beherrscht sind, Polaritäten, Dreiklänge u. dgl. in den Dingen der Natur zu finden,

würden eher sagen, etwas Weibliches präge hier sich aus. Aber man kann vielleicht besser mit ihnen fühlen, wenn sie dem zacken- und gratreichen Hochgebirg, den scharfen und willkürlichen Formen des ewigen Eises, den steilen Felsen, einzel aufragenden Bergen, Klippen, Schluchten, starrstämmigen Bäumen, kurzum dem mehr Hohen als Breiten, dem Spitzigen, Gebrochenen, in der Form Unruhigen einen männlichen Charakter zuweisen. Nur würden wir vielleicht in nüchterner Ausdrucksweise vorziehen zu sagen: sie haben alle etwas Hartes und Lebhaftes. Zu dieser letzteren Gruppe gehören die hohen Wasserfälle ebenso entschieden, wie die breiten zu der ersteren zu zählen wären. Wenn man nun männliche und weibliche Wasserfälle unterscheiden wollte, so wäre dagegen nichts einzuwenden, denn ohnehin wird ja ein großer Luxus mit Distinctionen in aller Naturbetrachtung getrieben und diese hier würde den Vorzug der Vermenschlichung und Näherbringung besitzen. Aber der Gehörsinn kann hier dem Formensinn nicht so ganz nachgeben und es ist conträr, daß gerade die in den Formen weiblichsten Fälle am kräftigsten brüllen, während die männlichsten diejenigen sind, welche am heitersten plätschern und plaudern. Wenn man irgendwo einsieht, daß der Rhein nur ein alter bärtiger Recke sein kann, so ist es am Rheinfall; dagegen könnte man sich sogar eher den gewaltig hohen Krimler Fall als eine Nymphenschaar denken, die sich scherzend und lachend (manchmal sogar überlaut) den Berg hinabverfolgt. Uebrigens ist es nicht unsere Sache, diesen Widerspruch zu lösen, wogegen derselbe als Preisaufgabe für Dichter vielleicht ganz passend wäre.

III.

Die Höhe der Wasserfälle ist jedoch an und für sich einer der unbedeutendsten Factoren in ihrer ästhetischen Wirkung. Es imponirt der Masse der Naturbummler, die das Großartige mit Ellen und Liter mißt, wenn sie hört, daß im Yosemitethal in Californien ein Wasserfall von mehr als 800 M. vorkomme oder daß in gewissen Fjorden Norwegens ein halbes Dutzend Wasserfälle, jeder von über 150 M., in geringer Entfernung von einander über die Felswände stürzen, so daß man bei jeder Wendung des zwischen Meer und Fels ängstlich sich durchzwängenden Weges immer mindestens zwei davon im Auge hat. Aber wie schwach ist doch der Eindruck dieser Bächlein hier wie dort! Es kann nicht möglich sein, daß in ein Gebirgsthal, das an und für sich schon hoch gelegen ist, auch noch von einer fast 1000 M. höheren Felswand eine große Wassermasse herabstürzt. Das zu erwarten, wäre unvernünftig, weil gegen die Natur. In solcher Höhe gibt es überhaupt keine Wassermassen außer in gefrorenem Zustand als Schnee oder Gletscher, außerdem kommen nur schmale Bäche zum Vorschein, die erst durch wiederholte Vereinigung sich endlich soweit bereichern, daß sie Flüsse darstellen. Das vollzieht sich aber gewöhnlich in einem ziemlich tiefen Niveau. Deswegen erwarte man nicht *gewaltige* Wasserfälle im Gebirge.

Die größten, die man kennt, liegen im Gegentheil sehr tief und oft nicht weit vom Meer entfernt. Der Fuß des Niagarafalles liegt bei 120, der des Rheinfalles bei 380, der der Victoriafälle des Zambesi bei 750, der der Orinokofälle von Maypures und Atures bei ca. 200 M. Hier sind eben nach langer Gebirgswanderung endlich die nöthigen Wassermassen zusammengekommen, die die Natur zu einem solchen Knalleffect braucht. Und deshalb sind diese überwältigenden Schauspiele auch nicht häufig. Europa hat nur den einen Rheinfall, Nordamerika seinen einzigen Niagara, der allerdings wahrscheinlich der unvergleichlichste, der großartigste unter den großen ist. Was Südamerika betrifft, so ist es in denjenigen Regionen, wo etwas dem Orinokofall Vergleichbares erwartet werden kann, so weit durchforscht, daß man wohl sagen kann, es würde ein Wasserfall von dieser Größe nicht übersehen worden sein, wenn er etwa im La Plata-Gebiet oder bei einem der großen Nebenflüsse des Amazonenstromes sich fände. Nachdem man in Afrika Congo, Nil und Niger, die drei Hauptflüsse des Erdtheiles, daneben Zambesi, Oranje, Limpopo und Ogowe in ihren Hauptzügen kennt, läßt sich ebenfalls kaum noch etwas über die Victoriafälle Hinausgehendes erwarten. Nur Asien bleibt übrig, das bis jetzt kein Schauspiel von dieser Größe hat erkennen lassen. Aber es ist fast gewiß, daß man in jenen erst neuerdings nur in ganz großer Uebersicht erforschten Regionen zwischen Tibet und Assam, wo der Himalaya mit himmelthürmenden Felswänden sehr steil von nahezu 3000 M. herab sich in das tiefe Brahmaputa-Thal von Assam senkt, große Wasserfälle finden wird, die an Höhe vielleicht die größten übertreffen werden, die man bis heute kennt und gleichzeitig durch hinreichende Wassermassen den gewaltig hohen Rahmen, der sie einschließt, einigermaßen auszufüllen im Stande sein werden. Ueberhaupt verspricht diese Region eine großartige Scenerie zu eröffnen: das höchste Gebirg der Erde mit einem steilen Abfall, wie er selten gefunden wird, in das große Thal von Assam hineingestellt, durch welches einer der Könige unter den Strömen seine zu jeder Zeit fast gleich mächtigen Fluthen mit Gebraus zum nahen Meere trägt, und das eine tropische Vegetation von sinnverwirrender Ueppigkeit hegt. Wenn einmal die Zeit kommt, wo die Menschen, welche Muße zur Empfindung schwervermeidlicher Uebelstände haben, es müde werden, sich mit einem garstig launenhaften Klima herumzuschlagen, wie unser nordisches es ist, und sich nach tropisch weicher Luft und tropischer Lichtfülle sehnen, wird gewiß diese Landschaft zu denen gehören, die von den Meisten aufgesucht werden wird. Schade nur, daß sie in ihrer westlichen Hälfte sehr regenreich ist.

Der Yosemitefall in dem gleichnamigen herrlichen Thale der Sierra Nevada von Californien gilt für einen der höchsten Wasserfälle der Erde und kann vielleicht als der höchste bezeichnet werden in Anbetracht dessen, daß seine Höhe von 800 M. genau gemessen ist, während für diejenige seiner Concurrenten nur Schätzungen vorliegen. Jedenfalls ist er ein seltene und

merkwürdige Erscheinung. Er fällt in verschiedenen Abschnitten. Milchweiß schäumt er über die Felskante des obersten Thalrandes herab, bricht sich dann an einer Felswand, ungefähr bei 600 M. und dann weiter unten noch mehrere Male, wobei er jedesmal durch die Gewalt des Aufstoßes vollständig in Staub zerworfen und wie ein wehender Schleier aus lauter Wassertröpfchen gewebt herab geführt wird. In diesem Zerstäuben und Wiederzusammenfinden des an sich schmalen Baches liegt der Hauptreiz dieses Wasserfalles, und dieser Reiz ist nur lieblich. Die obere Hälfte kommt bei der sehr beträchtlichen Höhe wenig zur Geltung und die Großartigkeit der Dimension geht damit für den ästhetischen Eindruck verloren. Es ist immer faul, wenn man sich angesichts eines solchen Bildes erst mit Hülfe des Reisebuches oder der Karten klar machen muß, wie groß die Verhältnisse eigentlich sind. Man kann sagen, es sei ein Torso. Aber beim Torso eines sehr langen Menschen ist vielleicht die Zierlichkeit der langen Beine das einzige, was für die Bewunderung übrig bleibt und das ist doch, ehrlich gestanden, nicht viel. In demselben Thale sind noch einige Fälle von gewaltiger Höhe und alle sind von demselben mehr zur Zierlichkeit als zur Großartigkeit hinneigenden Charakter. Einer davon trägt den Namen „Bridal Veil Fall“, Brautschleierfall, weil er bei bewegter Luft, die in diesem Hochthale die Regel, wie ein langer weißer Schleier in die Luft hinausflattert — ein Zeichen, wie wasserarm er ist, denn selbst ein starker Wind kann eben doch nur mit einem dünnen Wasserfaden so spielend verfahren. Die berühmten Gave-Fälle bei Gavarnie in den Pyrenäen bieten übrigens dasselbe Schauspiel. Der höchste von ihnen ist 410 M. hoch und wird als der höchste Wasserfall Europa's gerühmt. „Das Wasser fällt langsam, wie eine Wolke, die sich herabsenkt, oder ein sich entfaltender Musselinschleier; die Luft beschwichtigt seinen Fall; das Auge folgt mit Behagen den graziösen Windungen des schönen, luftigen Schleiers. Er gleitet nur am Felsen hinab und schwebt mehr als er fällt. Durch sein Gewebe scheint die Sonne mit dem sanftesten, lieblichsten Licht. Er erreicht den Boden wie ein Strauß leichter, wogender Federn und springt als silberner Staub zurück. (Taine, Pyrenées L. III. Ch. 6.) Das Thal von Gavarnie liegt 1410, das Yosemitethal 15—1500 M. hoch, beide sind von hohen Felswänden eingefaßt und bei beiden sind diese Felswände circusartig aufgebaut. Ich hatte zufällig Taine's Pyrenäen nur wenige Tage vor meinem Besuche der Yosemitefälle gelesen und fand damals, daß er genau mit denselben Worten, die ich hier angeführt, den Brautschleierfall hätte schildern können. Wenn man bedenkt, daß beide Gebirge in Schmalheit ihrer Gesammterhebung, in der Neigung zum Aufbau sogenannter Circusthäler und in den im Vergleich mit den Alpen geringen Schnee- und Eismassen, die auf ihren Höhen lagern, eine gewisse Aehnlichkeit haben, wird man in dieser Uebereinstimmung zweier so charakteristischer Wasserfälle nicht einen bloßen Zufall sehen.

Die californische Sierra Nevada ist aber überhaupt ein trockeneres Ge-

birge als es irgendwo in Europa zu finden. Weder Regen noch Schnee sind häufig. Ein gewisser Zug von Dürre, eine Neigung zu braun und gelb gehört bis auf die höchsten Gipfel hinauf geradezu zu den bezeichnenden Merkmalen californischer Alpennatur. Zeugniß dafür: die Gletscherlosigkeit, das Fehlen des Unterholzes in den sonst doch so prächtigen, hoheitsvollen Nadelwäldern der Hochregion, der Mangel an Matten, die an üppigem Wuchs und frischer Farbe auch nur entfernt an die Alpenwiesen erinnerten. Wo grüne Wiesen in der Sierra vorkommen, sind sie immer von beschränkter Ausdehnung, und man braucht nicht lange zu suchen, so findet man ein aromatisches Kräutlein darin, das mehr an die mittelmeerische harz- und lavendelduftende Flora des californischen Tieflandes als an Alpenkräuter erinnert. Mir haben diese vielgerühmten Yosemite-Fälle nur an einem Punkte einen wirklich großartigen Eindruck gemacht, und das war auf der Aussichtsstelle, die man passirt, wenn man das Thal in der Richtung auf Mariposa verläßt. Hier umfaßt man einen großen Theil desselben und zugleich übersieht man seinen Felsrand, über welchen die Wässer wegbrausen, die dann als Fälle ins Thal hinabgelangen. Das Thal ist hier ein großer Kessel oder besser eine längliche Aushöhlung in einer großen Granitmasse. Die Granitmasse ist das Gebirge, das rings um diese Höhlung sich zu bedeutenden Kämmen und Gipfeln erhebt. Aus kleineren und größeren Schneeflecken, die man in den schattenreichen Schluchten und an den unbesonnten Seiten der Abhänge liegen sieht, kommen Bäche heraus, die alle nach dem Rande des Kessels zu streben und dort verschwinden. In dem Grün und Braun des Thalgrundes aber liegt leuchtend die silberne Schlangenlinie eines Flusses, und kleinere silberne Schlänglein streben von vielen Seiten des Randes ihr zu. Endlich sieht man an den inneren Felswänden des Kessels Theile von herabstürzenden Bächen,die bald in den Schluchten ihrer verschlungenen Wege verschwinden, bald weiß wie Schnee hervorschäumen, bald eine Felswand, über die sie breit herabfließen, wie eine polirte Metallplatte leuchten lassen und an einigen Stellen sogar in dünnen Strahlen wie aus einem Kruge gegossen von dem höheren Felsabsatz zu dem niederen springen. Das ist wirklich groß. Die Schneebäche oben, der Fluß unten, die Bruchstücke von Wasserfällen zwischen beiden: das ganze System offen gelegt, wie das Geäder in einer Brust verzweigend und zusammenstrebend, und alles voll Leben, voll Bewegung. Man meint bei solchem Blick, das ganze Thal müsse aufathmen, es müsse mit allen seinen sanften Hügelwellen, seinem Grasteppich und seinen aus dieser Ferne wie moosiger Anflug an den Felsen hinaufklimmenden Cedern- und Fichtenhainen sich heben und senken wie eine warme Brust. Hier kommen die Wasserfälle zu ihrem Rechte, indem sie funkelndes Leben in den Körper bringen, daß wir den Puls der Natur springen fühlen. Aber ein einzelner Yosemite oder Bridal Veil, was ist er mit all seinen Hunderten von Metern gegen so ein Gesammtbild? Eine zierliche Arabeske, eine sehr seltene und bewundernswerthe zwar, aber nichts weiter.

Diesen californischen Fällen und zum Theil auch den norwegischen fehlt nämlich häufig die nothwendige Umrahmung, durch welche sie zu einem abgeschlossenen Bilde, selbständig werden könnten. Indem sie über Felswände herabstürzen, die so steil sind, daß kein dichter Wald, sondern nur vereinzelte Bäume, höchstens lichte Haine an ihnen Wurzel fassen können, werden sie oft wie haltlos und drohen in den gewaltigen Dimensionen ihrer Umgebungen zu verschwinden. Im Hochgebirge liegt diese Gefahr überhaupt nahe. Der Staubbach macht entschieden einen größeren Eindruck, wenn sein gewaltiger Hintergrund mit der Jungfrau und den Nachbarriesen in Wolken verhüllt ist. Wenn aber diese kühnen Schneeberge sich klar in der ganzen Herrlichkeit ihrer Formen und leuchtenden Farben hervorheben, tritt jener ganz von selbst zurück. Wenn bei der Gave dreizehn Wasserstreifen aus Berghöhe in denselben Felsencircus herabschweben (theilweise allerdings schon mehr nur träufeln) wirkt das Bild freilich genug für sich. Aber ein vereinzeltes Bächlein braucht Rahmen, um nicht ganz in seiner mächtigen Umgebung aufzugehen. Feinsinnige Schilderer haben das gefühlt und so hebt z. B. Goethe von „einem schönen Wasserfall auf Staubbachs Art“, den er auf dem Wege von Salenche nach Chamounix berührt, ausdrücklich hervor, daß „er weder sehr hoch, noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn eine runde Nische bilden“ (Briefe a. d. Schweiz). Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht die meisten der vielbesuchten Wasserfälle unserer Mittelgebirge, wie z. B. die von Triberg und von Allerheiligen im Schwarzwald, die der Ilse im Harz und ähnliche, die Hälfte des Reizes besäßen, den sie auf uns alle üben, wenn sie aus ihrer prachtvollen Waldumgebung herausgenommen wären. Gerade die Tannen, die in ihrer Umgebung so häufig sind, stimmen mit dem ruhigen, steilen Aufragen ihrer Stämme, der dichten und regelmäßigen Verzweigung, dem dunkeln Grün ihrer Nadeln so recht zu einem fallenden Wasser. Eine passendere Umrahmung wäre schwer zu denken. Oft ruht aber auch auf dem Gegensatz zwischen beiden eine bedeutende Wirkung. Ist er nicht überall so schneidend, wie beim schönsten Wasserfall Norwegens, dem Rjukan Foß, den B. Taylor in etwas starken Farben malt: „Ein Wunder sprühender Schönheit, eine Erscheinung von überirdischer Lieblichkeit, in einem Rahmen von Dunkelheit und Schrecken, der der Rachen der Hölle sein könnte“ (Northern Travel 1854. 348), so ist er doch immer wirksam, wo das Leichte und Bewegliche des fließenden Wassers vereinigt ist mit dem Schweren und Starren der Hochgebirgsnatur. Vermittelnd steht zwischen den beiden der Wald und vor allem der Nadelwald, der in den zugleich starren und belebten Gestalten seiner Bäume scharfe Gegensätze verbindet. Vielleicht verdankt Norwegen den Ruf, das Land der meisten, höchsten und schönsten Wasserfälle wenigstens in Europa zu sein, der Thatsache, daß Fels, Wald und Wasser fast in jedem seiner Landschaftsbilder innig in einander verwoben sind. Es ist nicht anders möglich, als daß aus der häufigen und nahen Vereinigung dieser Elemente zahlreiche großartige und schöne Scenen

hervorgehen müssen. Das feuchte Klima und die tief herabgehenden Schneefelder ermöglichen einen Wasserreichthum, der wenigstens in dieser einen Hinsicht den norwegischen Fällen einen Vorzug vor den meisten alpinen verleiht. Vielleicht ist der hohe Böring-Foß, im Hintergrund des Hardanger Fjord, in der That der wasserreichste von allen hohen Wasserfällen. Die Reisebeschreiber wenigstens sprechen ihm freigebig diesen Ruhm zu. Taylor meint sogar: An Höhe, Wassermasse und Erhabenheit der Umgebungen hat er nicht seines Gleichen. Schade, daß man gerade diesen so hochbegünstigten Fall von keiner Seite voll zu Gesicht bekommt. Man sieht entweder von oben in die Schlucht hinab, in welche er seine Wasser „einen Silberfaden wie die Schnur eines Senkbleis, um die 2000 Fuß der Felswand zu messen" hinabsendet; oder man blickt von unten hinauf, wo man aber in dem Labyrinth von Felswänden nirgends den ganzen Fall zu übersehen vermag. Der andere, der mit diesem um den Ruhm der Schönheit streitet, der Rjukan-Foß im oberen Tellemarken, gehört dem Typus der „Schleierfälle" an, wie wir sie aus dem Yosemite und von der Gave bereits kennen gelernt. „Perlenbänder", „Silberschleier", „schwebendes Filigran" sind die Bilder, mit denen die Schilderer sein unendlich zartes halb Schweben, halb Stürzen vor die Sinne zu bringen suchen. An Wasserreichthum übertrifft er weitaus diese, wie auch den Staubbach und andere alpine Fälle dieser Art, und ebenso an Wildheit der Umgebung, der nahen wie der fernen. Aus der letzteren hebt sich die mächtige breite Pyramide des Gousta wie aus einem Schneemantel hervor, ähnlich wie die Jungfrau den Hintergrund des Staubbaches bildet.

Die weitaus meisten Wasserfälle von dem schmäleren und höheren Typus haben ihre Vorzüge freilich in anderen Richtungen zu suchen, als in der der gewaltigen Dimensionen, die ja nur unter ungewöhnlichen Umständen überhaupt möglich werden. Sie glänzen durch die bescheideneren, aber oftmals fesselnderen Reize ihrer eigenen Formen und derjenigen ihrer Umgebungen, und es sind in dieser Beziehung mehr und reichere Variationen möglich, als man auf den ersten Blick für möglich halten würde. Kommen doch unter den seltsamsten Umständen Wasserfälle vor. In die Höhlen des Karst stürzen sich Flüsse in rauschenden Cascaden, um ihren Lauf unterirdisch fortzusetzen. Der „Tropfbrunnen" in der Adelsberger Grotte und andere ähnliche, die sich in Höhlen und sogar in Bergwerken finden, sind unterirdische Wasserfälle. In der Geiserregion des oberen Yellowstonethales im Westen Nordamerikas fallen heiße, dampfende Wassermassen in weiße röthlich oder grünlich angehauchte Sinterbecken und manchmal stufenweise von einem Becken in das andere. In den Fjorden Norwegens und in ähnlich beschaffenen Gebieten, wo Meeresarme sich unmittelbar mit hohen Felswänden berühren, gibt es Bäche, die sich in weitem Bogen von der Felskante in's Meer stürzen. Von schmelzenden Eisbergen in den Meeren der Polarregionen fallen kleine Ströme süßen Wassers in das Meer hinab, und Gletscherspalten sind oft das Bette tosend in sie hinabwirbelnder Wasserfälle. Das Meer

selbst bildet oft die reizendsten, aber freilich auch vergänglichsten Wasserfälle an klippigen Küsten, wo es seine Wogen hoch an den Felsen des Ufers hinaufwirft, von denen sie in tausend kleinen, alle verschiedensten Formen annehmenden Cascaden wieder zurückfallen. Wollen wir Wasserfall auch den Sturz des gefrorenen Wassers nennen, so sind die Eiscascaden der Gletscher, die zu den schauerlichsten Bildern von Zerrissenheit und Zerklüftung gehören, und die Schneelawinen nicht zu vergessen. Jene finden unter den wildesten Wasserfällen nicht ihres Gleichen, während diese, wenn sie den funkelnden Schneestaub aufwirbeln, an die in „Wasserrauch" gehüllten zerstäubenden Wasserfälle erinnern. Jn's Einzelne gehend, würden hunderte von verschiedenen Formen genannt werden können, an deren jede sich wieder hunderte von Variationen anschließen würden, da keine dieser ihrer Natur nach mannigfaltigen und wechselvollen Erscheinungen der anderen völlig ähnlich. Erinnern wir uns aber bei Zeiten, daß man Dinge, deren Bedeutung in ihrer Schönheit oder Großartigkeit wurzelt, nicht zergliedern soll. Was kommt auch dabei heraus? Die Freude am Schönen und Großen ist ihrer Natur nach nicht analytisch, sondern sie strebt viel eher ein Ganzes zusammenzuhalten, dessen sie sich einmal bemächtigte. Nur wo die Theile auch für sich allein darauf Anspruch zu machen vermögen, schön zu wirken, erwerben sie sich das Recht, gleich dem Ganzen zur Betrachtung herauszufordern. Man übersehe aber nicht die nothwendigen Grenzen. Man findet außer dem Gesammtbild einer Venus auch ihren Nacken oder Busen bewundernswerth, nicht aber ihre Muskelfasern oder Milchdrüsen. Die Gebiete des Aesthetikers und des Anatomen müssen streng geschieden bleiben, und wir wollen uns von den letzteren so ferne wie möglich halten. Aber die Natur selbst hat diese Erscheinungen reich gegliedert und viele von ihnen sind in Abschnitte zerlegt, welche wir gezwungen sind, stückweise zu genießen, da eine zusammenfassende Aufnahme derselben in unsere Sinne nicht möglich ist. Dem Verständniß der Gesammterscheinung kann es dienlich sein, diese Theile etwas näher zu betrachten.

Die Mehrzahl der höheren oder schmäleren Wasserfälle, die wir hier im Sinne haben, ist in Cascaden gegliedert und das dadurch erzeugte stufenweise Herabfallen des Wassers erhöht den Reiz derselben bedeutend. Zeugniß dafür die Nachahmung, welche gerade diese Form des fallenden Wassers in der Gartenkunst, im Aufbau monumentaler Brunnen gefunden hat. Die Rococo-Gartenkünstler haben auch die breiten, ungebrochenen, wie gebogene Spiegel sich ergießenden Wasserfälle, ihre nappes d'eau, reichlich verwendet, aber mit Vorliebe nur in breiten Blumenparquets, und die Landschaftsmaler sind ihnen hierin nicht gefolgt, sondern, wenn diese Wasserfälle malen, suchen sie sich doch instinctiv die cascadirenden und dasselbe thun die eigentlichen Landschaftsgärtner. Die Künstler, die an den Wasserfällen des Anio herumgewandelt, vom Baumeister der Villa des Maecen bis auf Bernini, haben derselben Neigung gehuldigt, zu der sie freilich bei diesen

echten Cascadenfällen die Natur selbst anleitete. Wahrscheinlich ist ein großer Theil der Cascaden in den älteren Gartenanlagen auf die Nachahmung dieser halb natürlichen und halb künstlichen Fälle von Tivoli zurückzuführen. Horazens „Praeceps Anio“ war trotz seines geringen Wasserreichthums bei den Alten der berühmteste Wasserfall, zum Theil wohl aber wegen der Art, wie er in die Gartenanlage von Tibur eingefügt war. Außer ihm erfreuten sich nur die Katarakte des Nil, „nobilis insigni spectaculo locus“ (Seneca) eines ähnlichen Ruhmes, der aber gewiß größtentheils auf der mythischen Ferne beruhte, in der sie für das Alterthum lagen, denn den modernen Reisenden sind sie nur als äußerlich keineswegs bedeutend hervortretende Stromschnellen bekannt und kaum Einer von den Alten, die sie schildern, hat sie selber gesehen.

Dies stufenweise Fallen des Wassers bringt eine Hemmung, eine Zurückhaltung in die nach ihrem Wesen unaufhaltsame Bewegung, welche höchst wohlthuend ist. Jede Stufe ist ein Ruhepunkt in dem Bestreben, von seiner Unterlage sich loszulösen, welche dem fallenden Wasser eigen, und eine weitere Station auf dem Wege nach unten, der ihm angewiesen ist. Anfang- und Endpunkt der Episode, welche ein Wasserfall im Laufe eines fließenden Gewässers darstellt, werden damit auseinandergerückt. das ganze Schauspiel wird verlängert, gleichzeitig aber in sich gegliedert und verlebendigt. Ein Cascadenfall verhält sich zu einem einfachen Absturz wie das Aussprechen eines Gedankens im Gedicht zu demjenigen in knapper Prosafassung. Diese mag manchmal einen machtvolleren, jene wird immer einen gefälligeren Eindruck machen. Freilich kann bei großer Regelmäßigkeit der Cascaden fast ein künstlicher Zug in das Bild kommen, und wenn der Wasserreichthum nicht bedeutend genug ist, um jeden Gedanken an menschlich beschränkte Veranstaltung zu verscheuchen, mag man zweifeln, ob man Kunst oder Natur vor sich hat. Diese Ungewißheit stört in etwas den Eindruck der Cascaden von Tivoli. Der Wasserfall von Triberg, nach Form und Umgebung einer der schönsten in deutschen Gebirgen, ist auch ungemein regelmäßig aufgebaut, aber seine prächtige Waldumgebung und die Fülle seines Wassers geben ihm doch wieder einen sehr naturgemäßen Charakter.

Wenn die Cascaden hoch übereinander aufgebaut oder durch Wald verdeckt oder etwas weit auseinandergezogen oder im Winkel zueinander gestellt sind, kommt es wohl vor, daß der ganze Wasserfall in eine Reihe von Bildern aufgelöst ist, die nur gesondert zur Anschauung kommen. Dies ist oft kein Verlust. Nachdem der Gesammteindruck doch einmal das großartig Einfache des Massenfalles nicht mehr besitzt, sondern zur Lieblichkeit neigt, kann er auch diese weitere Zertheilung ohne großen Schaden ertragen, und nicht selten erhält jeder Abschnitt ein individuelles Gepräge, welches aus einem einfachen Lied mit gleichen Strophen ein Sonnett oder Ritornell macht. Dadurch wird z. B. der Gollinger Wasserfall im Salzburgischen zu einer der reizendsten Erscheinungen seiner Art. Manche halten ihn für den schönsten in den Alpen. In ihm vereinigt sich einiges Ungewöhnliche, Ueberraschende

mit den denkbar mannigfaltigsten Reizen einer wasserreichen Cascade, mitten in einsamer Wald- und Felsschlucht. Er verkündet sich früher durch sein Gebrause, als man ihn sieht. Indem man den unteren Fall erblickt, der in zahlose, theils in Felsrinnen zertheilte und theils über schräge Felswände sich ausbreitende Wasser- und Schaumsträhnen auseinanderstrebt, um dann in felsigem, tannenbeschattetem Bette sich wieder zu vereinigen, sieht man zugleich über sich ein Felsenthor, ein seltsam künstliches Naturgebilde, und in seiner Wölbung den Silberschleier eines zweiten Falles, der weiter rückwärts herabkommt. Zum Unterschied vom ersten stürzt dieser fast in einem einzigen Strahl herab, wobei aber die Unebenheit des Randes, über den er fließt, in die Wassermasse selbst eine Ungleichheit bringt, welche die einzelnen Schaumwellen gewissermaßen einander drängen, überholen und nacheilen läßt und wunderbar belebend wirkt. Einzelne Zweiglein, die sich losgelöst haben, rinnen so rasch wie möglich zur Seite über das Moos hinab, als könnten sie nicht rasch genug den anderen nachkommen. Steigt man endlich bis zum Ursprung dieses zweiten Falles empor, so findet man ihn in einem dunklen felsüberhangenen Becken, in dessen Hintergrunde das Wasser gleich als starker Bach aus einer Spalte quillt. Bekanntlich glaubt das Volk in diesem räthselhaften Quell einen Ausfluß des jenseits des Gebirges liegenden Königssees zu erkennen.

V.

Seitdem Chateaubriand in der Atala seine Beschreibung des Niagara niedergelegt hat, die, beiläufig gesagt, eine der werthvollsten dieses durch seine Uebertreibungssucht fast jedes Naturbild verzerrenden Schilderers ist (übrigens kann er selbst hier nicht umhin, eine nicht blos unwahre, sondern, was schlimmer ist, unwahrscheinliche und sogar unmögliche Episode einzuflechten, von „Carcajous*), die sich mit ihren langen Schwänzen an die tief herabreichenden Zweige hängen, um in dem Abgrund die Leichname der Bären und Elenthiere zu erreichen) hat dieser Wasserfall seinen Platz in der Weltliteratur behauptet, und es scheint, als solle er im Bewußtsein der modernen Welt eine jener Stellen ausfüllen, die in denjenigen des Alterthums von sprichwörtlichen, sentenzenhaften Wunderdingen eingenommen waren, deren Name, nachdem er einmal eine gewisse Notorietät gewonnen, nicht blos mehr die Sache, sondern eine Gattung und, noch mehr als das, eine Idee, ein Ideal bezeichnet. Wenn wir von hohen Bergen sprechen, so tritt uns nicht der Gaurisankar oder sonst ein asiatischer Riesengipfel, sondern viel eher der viel kleinere, aber durch klassische Beschreibungen uns näher gebrachte Chimborazo, oder sogar nur der Montblanc entgegen. Für die Alten stand an dieser Stelle der Olymp — nicht ein Berg unter vielen ähnlichen, sondern **der** Berg, der Repräsentant aller Berge und alles Bergartigen. So

*) Schwer zu identificirendes Säugethier, wahrscheinlich der Labradordachs, den aber Chateaubriand, nach seiner Beschreibung zu schließen, nie gesehen haben kann.

ist uns der Niagara durch zahlreiche Beschreibungen, durch poetische Verherrlichung, selbst durch den Klang seines fremdartigen Namens und die Ferne, in der er für die Meisten steht, ein Typus für großartige Naturerscheinungen seiner Gattung geworden. Man könnte mit bombastischen Amerikanern das Wort Niagara etwa so wie Mammuth, überhaupt für etwas Großartiges, Gewaltiges gebrauchen, und das gebildete Europa würde es verstehen. Nun ist freilich auch gerade diese Erscheinung eine, die nicht viele ihres Gleichen auf Erden hat. Eine Wassermasse von dieser Größe, dieser Gleichmäßigkeit und dieser Reinheit kommt nicht wieder vor, ebenso wenig wie ein Süßwassermeer sich wiederholt, gleich demjenigen der vier großen canadischen Seen, deren Ausfluß der Niagara ist. Es läßt sich einiges Aehnliches, aber nichts Großartigeres dieser Gattung auf unserem Planeten erwarten. Einige Afrikareisende, die ihn kannten, und später auch die Victoriafälle des Zambesi sahen, haben die letzteren über den Niagara gestellt. Aber was will hier eine Rangordnung heißen bei so ganz verschiedenen Dingen? Für die Kenner dieser Art von Naturerscheinungen wird die Bemerkung genügen, daß der Niagara allerdings gleich den Victoriafällen in eine Schlucht fällt, die zu unseren Füßen sich öffnet, daß er also unter dem Standpunkt des Beschauers gelegen ist, aber man kann zu seinem Fuße hinabsteigen und ihn von unten ganz ebenso gut betrachten, wie von oben. Bei den Victoriafällen ist das nicht möglich, man sieht sie nur von oben und damit ist eigentlich nur die Möglichkeit eines halben Vergleiches gegeben, denn man muß den imponirendsten Anblick, den von unten, ganz aus dem Vergleiche lassen. Ueberhaupt ist aber die Freiheit von Hindernissen der Betrachtung ein Vorzug des Niagara, den in gleichem Maße selbst viele kleinere Wasserfälle nicht besitzen. Man kann ihn auf drei Seiten bequem umgehen, nur diejenige ist unzugänglich, von der er brandend herabgeflossen kommt. Man kann ihn nicht blos von oben und unten und von den Seiten betrachten, sondern man kann sogar weit in die Brandung an seinem Fuße hineinfahren und kann hinter einen kleinen Theil des stürzenden Wassers treten. Die Hauptsache aber ist, daß es Punkte giebt, von denen aus man das ganze Schauspiel voll und ganz genießen kann.

Der Eindruck des Niagara wird nicht dadurch gemindert, daß seine Wassermasse in zwei Arme zertheilt wird, welche nebeneinander, aber durch einen Felsenpfeiler getrennt, in die Tiefe fallen. Man kann vielleicht eher das Gegentheil annehmen, denn das ungegliederte Ganze würde wohl einen in seiner Breite einförmigen Eindruck machen. Mit einer Anzahl von kleineren Nebenfällen bilden diese beiden, fast in rechtem Winkel zusammenstehenden eine Gruppe, die durch dazwischen aufragende Felspfeiler, deren Gipfel kleine bewaldete Inseln sind, eine manigfaltige Gliederung erhält. Die Grundform der beiden Hauptfälle ist wesentlich die gleiche: Breite Wassermassen, die eine 350, die andere 600 Meter breit, kommen brandend dahergeschossen, biegen sich in glatter Linie, schaumlos, einem grünen Glasflusse vergleichbar,

über die Kante des Abgrundes, die ganz eben erscheint, zerstäuben dann durch den Sturz und an den Unebenheiten der Wand, ohne eigentliche Cascaden zu bilden, und fallen in einer Reihe breiter, gleichmäßiger, zusammenhängender Schaummassen in die Tiefe. Hier finden sie geringe Hindernisse des Fortfließens, da sie sich fast sofort in die grünen klaren Wasser dieses sehr reinen und schönfarbigen Stromes auflösen. Das Ganze ist, wie man sieht, von einfachem Aufbau, und das Bedeutendste des Schauspiels liegt nach der Seite des Breiten und Massenhaften in der Gestalt des Falles selbst und seiner Umgebung, des Schönen und sogar Lieblichen in dem Farbenspiel zwischen feurigem Grün und Schneeweiß und den Regenbogen, die in den aufsteigenden Wolken von Wasserstaub beständig entstehen und verschwinden, des Gewaltigen in dem Brüllen und Krachen, das wie ununterbrochener Donner rollt. Das Ganze ist abschreckend gewaltsam, aber es wird „une belle horreur" durch die reizenden Einzelheiten. Im Grunde ist ein so großer Katarakt doch immer ein Bündel von vielen kleinen und wo man diese verfolgen kann, löst sich das Gewaltige in mildere Einzelbilder auf. Die Grundempfindung, mit der ich von diesem Schauspiele schied und welche ich auch von manchen Anderen bestätigen gehört, war weit entfernt von der gewaltigen Einfachheit des ersten Eindruckes. Man tritt nicht sobald näher an die Sache hin als man die einfachen Formen sich in tausend Erscheinungen entfalten sieht. Und gerade das fesselt bei inniger Versenkung mehr als alles andere, daß die Einfachheit der Erscheinung uns wohlthuend beschränkt, während ihr innerer Reichthum spannt und nicht ermüden läßt. „Der Grundton schläfert ein, während die Variationen uns in diesem Träumen so hellsehend und schöpferisch finden, wie selten beim verständigsten Wachen".

VI.

Die Beschreibungen, welche vom Niagara seit seiner Entdeckung durch den P. Hennepin am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geliefert worden sind, lassen sehr gut den Unterschied in dem Styl oder der Manier der Naturschilderung erkennen, welcher seitdem Platz gegriffen hat. P. Hennepin selbst, der als erster Weißer, welchem das große Schauspiel geboten ward, noch am ehesten Recht und Grund zu einer sehr großartigen Schilderung gehabt hätte, ist von einer geradezu ernüchternden Einfachheit. In seinem Buche, „Nouvelle Découverte d'un très grand Pays" (1697), sagt er: „Zwischen den Seen Ontario und Erie befindet sich ein großer und wunderbarer Wasserfall, dessen Masse und Kraft höchst erstaunlich sind. Er hat seines Gleichen nicht in der ganzen Welt. Man sieht deren wohl in Italien, und selbst Schweden besitzt einige, aber man kann sagen, daß sie nur schwache Versuche sind im Vergleich zu dem, von dem wir hier sprechen. Am Fuße dieses schrecklichen Wassersturzes sieht man den Fluß Niagara, welcher nicht mehr als 1/4 Lieue breit, aber an einigen Stellen sehr tief ist. Oberhalb des

Falles fließt derselbe so rasch, daß er alle Thiere mitreißt, die ihn zu überschreiten versuchen, um am jenseitigen Ufer zu weiden; er wirft sie mehr als 600 Fuß tief hinab. Der unvergleichliche Wasserfall besteht aus zwei großen Nappes d'eau und zwei Cascaden mit einer Insel dazwischen. Die Wasser, welche hinabstürzen, schäumen und kochen in der erschrecklichsten Weise. Das Geräusch, das sie verursachen, ist stärker als der Donner und man hört es bei Südwind mehr als fünfzehn Lieues weit". Nun höre man, in was für Worte ein hochgebildeter Europäer, der hier nicht zum ersten Mal ein Weltwunder sieht, Friedrich von Raumer, über denselben Anblick ausbricht: „Ich hätte aufjauchzen mögen vor Freude und die Flügelschläge meines Geistes stiegen wie Aeolsharfentöne harmonisch mit den Lauten dieser Naturwunder empor. Das Eintauchen in dieses Meer von Schönheiten schien mir auf Jahre hinaus Jugendkraft und Lebensmuth zu verleihen; ein Verjüngungsbrunnen, wie ihn die Druckkraft trockener Kategorien nie hervortreibt. Gar nichts Furchtbares, Entsetzliches, Niederdrückendes, Vernichtendes, Zurückstoßendes; wohl aber Schönheit der Natur in ihrer edelsten Offenbarung und in erstaunlicher Mannigfaltigkeit" (Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1845, IV. 438). — Ich vermuthe, daß zwischen diesen beiden Schilderungen keinem meiner Leser die Wahl weh thut. Der gute Pater mag nüchtern und trocken sein, aber er spricht zur Sache und was er sagt, hat Grund und Zweck, wie karg es auch ist. Aber Raumers Dithyrambus ist nicht ganz ächt. Zum Ausdruck dichterischen Gefühles mangelt ihm Wärme und Unmittelbarkeit, zur Beschreibung die Sachlichkeit. Unseren modernen Naturbeschreibern passirt es häufig, daß sie zwischen diesen beiden Zielen hindurchschießen. Im siebzehnten Jahrhundert war es noch nicht Mode, sich über große Naturschauspiele schriftlich oder gedruckt zu enthusiasmiren. Man machte das mit sich im Stillen ab. Sogar einer der größten Geister und gleichzeitig der offensten, aufnahmfähigsten, unbefangensten Seelen dieses Jahrhunderts, Montaigne, hat in den durch ihre feinen Bemerkungen sehr interessanten Notizen über seine Reise von Südfrankreich über Basel, Constanz und Tirol nach Italien für seinen Gefallen an der Natur verhältnißmäßig wenig Worte. Und wo er sich darüber ausläßt, spielt doch immer ein Culturelement hinein, so daß man den Eindruck gewinnt, als ob die Landschaften ihm erst dann so recht gefallen hätten, wenn sie „tout pleins de belles maisons, de gentilshommes et des églises" wie sein Secretair ein Alpenthal beschreibt, welches „semblait à Mr. Montaigne répresenter le plus agréable paysage qu'il eût jamais vu". Das ist ganz anders geworden. Die Schilderung der Naturschauspiele mit Worten ist von den größten Dichtern und Stilkünstlern zur Virtuosität ausgebildet worden. Aber nur wenigen ist es gegeben, Schilderungen zu entwerfen, wie die von wahrer Poesie durchglühte, welche Goethe in seiner Schweizerreise von der Pisse Vache hinwirft, und noch seltener ist die Gabe, so wahr, im ächtesten Sinn allgemein menschlich ein großes Naturschauspiel zu fühlen und diese Gefühle so auszusprechen, daß sie

in uns anklingen und einen Ton erzeugen, der dem verwandt ist, welcher des Dichters Herz durchklang. Was Lenau in den beiden Gedichten „Verschiedene Deutung" von seinen Empfindungen am Niagara singt, ist ebenso tief wahr und wird als echt geahnt, wie das Bild in seinem „Niagara":

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein dumpfes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.
Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug u. s. f.

Solche Farben findet eben nur der Dichter. Aber der Nichtdichter darf trotz der Unzulänglichkeit seiner Mittel nicht schweigen, er muß ebenfalls bezeugen, daß er „dagewesen" ist, und da man, was man nicht fühlt, nicht kann erjagen, so greift man zu hohen Worten und ist einer gewissen Art von Erfolg dabei jederzeit sicher, weil auf einen Theil des Publikums mit Geschrei und heftiger Gesticulation stets am kräftigsten zu wirken ist. Aber man hat wohl angesichts der fast unmöglichen Geschmacklosigkeiten, Uebertreibungen und Unwahrheiten, die in diesen erzwungenen Schilderungen für Kunst ausgegeben werden, das Recht zu fragen, ob nicht der Fortschritt, der seit A. von Haller und Rousseau in der „Malerei mit Worten" gemacht worden ist, theuer erkauft sei mit der Schilderungsmanie, welche alle Reiseschriftsteller und Länderbeschreiber ergriffen hat. Wohlthuender als all das Wortgepränge berührt jedenfalls doch immer noch die nüchterne Art, welche man dann und wann bei Naturforschern findet, die nur andererseits stellenweise gar zu weit in der Zerfaserung ihrer Eindrücke gehen. Auch für diese Klasse bietet die Niagara-Literatur ganz bezeichnende Beispiele. Lyell gibt ein Capitel von 26 Seiten voll physikalischer, geographischer und geologischer Erörterungen, um zu zeigen, wie diese Riesenfälle geworden und was man aus ihnen lernen könne. Von dem Eindruck, welchen er von ihnen empfing, spricht er nur in ein paar Worten: sie seien ihm beim ersten Anblick mehr schön als großartig vorgekommen, aber allmählich sei die ganze Gewalt der Erscheinung ihm klar geworden. Dann geht er aber gleich dazu über, als echter Geolog, die Wirkung des Wassers, die hier vorliegt, mit der des Feuers zu vergleichen, wie sie im Aetna hervortritt. „Der Aetna gibt nicht blos ein Bild von der Macht des unterirdischen Feuers, sondern auch einen Bericht über die lange Periode, in der dieselbe hier wirksam gewesen. Aehnlich lehrt uns der Niagara nicht blos die Macht des fließenden Wassers schätzen, sondern er gibt uns gleichzeitig Daten an die Hand, um die gewaltigen Zeiträume zu messen, in denen dieselbe hier zur Aeußerung gelangte". Damit tritt der Geologe auf die Scene, der nun jene sehr bemerkenswerthen Untersuchungen anstellt, welche 35000 Jahre als die Zeit ergeben, in der der Niagara vom Rand des Ontariosees, in den er einst unmittelbar stürzte, bis zu seiner heutigen Stelle sich im Felsen durchgenagt hat. Der Bewunderer und Schilderer tritt ganz davor zurück. Angesichts dieser sofort auf die wissenschaftliche Seite der

Sache eingehende Betrachtungsweise, ist man aber doch geneigt, etwas mehr Verweilen bei der Erscheinung selbst zu wünschen, wenn man sich auch nicht nach den Schwulstigkeiten eines Chateaubriand oder Raumer zurücksehnt. Nur für den Geologen, kann es mehr Interesse haben, zu erfahren, wie der Niagara zur Grundlage wissenschaftlicher Schlüsse auf Erosionskraft, Dauer geologischer Zeiträume u. dgl. gemacht werden könne, als ein Bild zu erhalten von seinem Wesen und seiner Wirkung auf eine einfache Menschenseele. Jeder andere Mensch legt von Natur größeren Werth auf das letztere. Nun steckt glücklicherweise nicht jeder Naturforscher so tief in seinen Problemen wie dieser. Im Gegentheil, es erhalten sich gerade die weitgereisten Männer dieser Klasse, die viel gesehen und viel gedacht haben, oft den empfänglichsten Sinn für die Naturschönheiten und manche von ihnen, denen auch noch die Fähigkeit zu schildern innewohnt, gehören zu den besten Interpreten der Natur. Es bleibt natürlich außer Frage, daß immer der beste Schilderer der große Dichter ist, der den Eindruck, welchen er empfängt, selbstschaffend wiedergiebt und dem Werke der Natur damit oft ein in seiner Art gleich werthvolles und bedeutsames Werk des Geistes, ein geistiges Spiegelbild, gegenüberstellt. Aber der größte Maler ist manchmal nicht der treueste Landschafter, zu dessen Fähigkeiten mit in erster Linie die Kenntniß des Details und das Auge für dasselbe gehört. Wo beide vereinigt sind, da kann man die größte Gabe für Naturschilderung erwarten. Goethe war eine von diesen seltenen doppelt hochbegabten Naturen und seine Schilderungen von Naturscenen gehören mit zum Besten, was die Weltliteratur in dieser Gattung kennt.

Daß oft weniger die Gabe der Detailbeobachtung als ein großer Sinn dazu gehört, um den rechten, großen Eindruck von einer solchen Scene zu gewinnen, ist mir nicht leicht irgendwo klarer geworden, als bei den einfachen Worten, die Margareth Fuller, die neuengländische Dichterin und Denkerin, vom Niagara schreibt: „Ich bin acht Tage hier gewesen und bin nun ganz bereit, wieder zu gehen. Ein so großer Anblick füllt uns bald aus, macht uns zufrieden mit ihm, sowie auch mit dem, was weniger ist als er“. Was kann man Besseres sagen? Dieselbe hat auch den Grundton des Bildes vielleicht am besten von allen Beschreibern getroffen. „Es gibt hier kein Entrinnen von dem Eindrucke einer beständigen, dauernden Schöpfung; alle anderen Formen und Bewegungen kommen und gehen, die Fluth steigt und fällt, der mächtigste Wind weht in Stößen, aber hier herrscht in Wirklichkeit eine unaufhörliche und unermüdliche Bewegung“. (Summer on the Lakes.) Die Dichter „vom Fach“ haben sich dem Niagara gegenüber viel weniger fähig bewiesen und doch hat es kaum einen unter den amerikanischen gegeben, der ihm nicht ein Paar Saitenklänge, oder, je nach den Mitteln, auch einige Umdrehungen der Orgelwalze gewidmet hätte. Taylor gibt in seinem „At Home and Abroad“ (II. 395) eine kleine Blüthenlese, die sein Urtheil bestätigt, daß fast Alles über den Niagara

Gedichtete gemeinplätzlich sei. Nur Lenau ist auch hier ganz wahr, ganz ernst, ganz in den großen Ton dieses Schauspieles „hineingestimmt". Aber ich zweifle, ob seine Niagara-Gedichte in Amerika auch nur übersetzt sind. Um übrigens dem obigen Urtheil keine Schneide nach der falschen Seite zu geben, muß man hinzufügen, daß einige von den besten unter den nordamerikanischen Poeten den Niagara nicht besungen haben, so Poe, Bryant und Emerson. Bryant hat dafür ein reizendes Gedicht über die Catskill Falls, ein Cabinetstück der „Wasserfallspoesie".

Beobachtungsgabe ist eine ihrem ganzen Wesen nach nicht seltene Fähigkeit; wird sie doch, wo Keime dazu vorhanden, durch die Bedürfnisse des Lebens selber schon geweckt und entwickelt. Ein mittleres Maß poetischer Empfindung ist vorab in unserer mit phantasieerregender Lectüre früh gesättigten und mit guten poetischen Mustern mehr als jede frühere bekannten Generation ebensowenig selten. Beide zusammen haben die Fähigkeit, einen guten Naturschilderer zu entwickeln, der mittlere Aufgaben mit Erfolg löst. Manche von unseren Reisebeschreibern gehören glücklicher Weise in diese Gruppe und vielleicht sind am vortrefflichsten geartet diejenigen Naturforscher, welche mit ihrer Sachkenntniß und Beobachtungsgabe Schönheitssinn und Schilderungsfähigkeit verbinden; daneben die Reisenden, welche durch vielseitige Beobachtung ihren Blick geschärft haben. Die Niagara-Literatur bestätigt es. Wenige Schilderungen der großen Fälle sind so vielseitig belehrend und geben ein so treues, mit zahlreichen charakteristischen Einzelzügen ausgestattetes Bild, wie die, welche Moritz Wagner und Bayard Taylor geliefert haben; beide weitgereiste Männer, jener Naturforscher, dieser Schriftsteller. Aus ihren Schilderungen gewinnt auch Der, welcher nie ein ähnliches Schauspiel gesehen, eine Vorstellung von der Sache und er versteht wenigstens, wo das Große und Schöne in derselben gelegen ist. In dieser Richtung ist es sehr fein, wenn Moritz Wagner die Harmonie, oder sage ich besser, die Passendheit der Umgebung, des Rahmens hervorhebt. Er tadelt die Uebertreibung, mit der Chateaubriand u. A. von Riesenfelsen am Niagara gesprochen. „Sie ragen nur unbedeutend über den oberen Rand des Sturzes empor, und machen, selbst von der Tiefe des unteren Flußbettes gesehen, keinen sehr kolossalen Eindruck. Aber gerade dieser Umstand giebt dem Bilde die richtige Harmonie und erhöht die pittoreske Wirkung, statt sie zu schwächen. Alles ist hier gethan, um durch sinnreiche Gruppirung und Vertheilung der Felsen und Bäume das Bild des Wasserfalles würdig zu schmücken, statt es zu drücken durch Anhäufung mächtiger Felsmassen oder gar durch Aufstellung eines Alpenprosceniums". Und weiterhin hebt er ein anderes Element von Schönheit hervor, das von Anderen, sogar von der Mehrzahl ganz übersehen ist: die Farbe, „das unbeschreiblich schöne Farbenspiel charakterisirt den Niagara vor allen Strömen und Wasserfällen der Erde . . . Die Farbe zeigt in der Nähe das milde Grün des englischen Rasens im Frühling, in einiger Entfernung das reinste Himmelblau. Von der berühmten Hängebrücke,

einige Meilen unterhalb der Fälle gesehen, wo die Bewegung des Wassers kaum mehr wahrnehmbar ist, wird man in Form und Farbe an jenes steile und reine Gletschereis von Rosenlaui erinnert“. (Reisen in Nordamerika 1854. II. Cap. 1.) Dieser Vergleich mit dem Gletscher gehört gewiß zum Treffendsten, was je über einen großen Wasserfall gesagt wurde, denn das Farbenspiel des grünen oder bläulichen Wassers unter dem Schnee der Schaummassen, die ihrerseits selbst ganz entfernt in denselben Farbentönen leuchten, wird nur am Gletscher wieder in ähnlicher Weise gefunden. Das leuchtende Weiß des zu Schaum zerschellten Wassers entspricht der Schnee- und Firnfarbe, das Grün und Blau der größeren Wassermassen den herrlichen Farben, die in den Spalten und Thoren der Gletscher auftreten. Schnee und Körnereis sind ebenso zertheiltes Wasser wie der Schaum des Wasserfalles. Auch der Wildheit des stürzenden Wassers steht der Abbruch eines steilen Gletschers mit seinem Labyrinth von Rissen, Spalten, Höhlen, Klippen, Kämmen und Nadeln vielleicht unter allen Erscheinungsformen des Wassers am nächsten. Aber für einen so treffenden Vergleich braucht es freilich das Forscherauge, das gewohnt ist, weit Entlegenes zu verknüpfen. Der Dichter hat seine Farben viel mehr in der Nähe, er nimmt sie aus den Stimmungen und Gefühlen und wirkt eben auch nur wieder auf diese zurück. Dagegen regt eine Parallelle wie diese unsern Geist zu weiterer Ausführung auf und wirft ein Licht auf das Wesen der Erscheinung. Als kurze prägnante Schilderung ist diejenige, welche B. Taylor in „Home and Abroad“ gibt, vielleicht unübertrefflich. Nur trägt sie insofern etwas zu sehr den Stempel des Weltwanderers, der „fast Alles“ gesehen, daß sie, ich will nicht sagen zu wenig enthusiastisch, aber zu wenig warm ist. Wir andern stillsitzenden Menschenkinder sind nun einmal nicht bis zu diesem Grade abgekühlt, wir möchten warm werden, wir fühlen geradezu die Pflicht in uns, etwas (für uns) so Unerhörtes zu bewundern, aber hier kommt uns zu wenig Wärme entgegen. Aber immer noch viel lieber diese Kühle, die wenigstens etwas darreicht, als die laue Wärme des Subjectivisten, der uns mit ein Paar Gefühlen abspeist, die zu allgemein lau sind, um nachempfunden werden zu können.

Eine Art von Schilderung habe ich immerhin in der Niagara-Literatur noch nicht gefunden, so reich sie ist, nämlich die bildlose, die weder gesehen noch gefühlt, weder gezeichnet noch gedichtet, sondern mit abgeschriebener Feder, mit blasser Alltagstinte, mit der man Geschäftsbriefe kritzelt, geschrieben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Eine Beschreibung, wie die, welche Appun (Unter den Tropen 1871 I. 437) von dem Falle des Caroni oder Macagua im Orinoco-Gebiete entwirft, ist von dieser vollständig bildlosen, unwirklichen Art: „Er stürzt in einer Wassermasse von 300 Fuß Breite eine Felsmauer von 80 Fuß unter donnerähnlichem Getöse herab; hohe Nebelwolken, die von seinem Fuße aufsteigen, hüllen ihn in ihren durchsichtigen Schleier und wohl eine halbe Meile weit ist in dem mit großen Felsblöcken angefüllten Flußbette nichts

weiter zu sehen, als dicker weißgelber Schaum, der brausend und zischend an dem hohen felsigen Ufer emporspritzt". Wer entnimmt dieser Schilderung, daß wir es hier mit einem der großartigsten Naturbilder zu thun haben? Kein Wort von den gleich Bergkrystallstrahlen mit senkrechten Wänden und giebelartigem Abschluß unvermittelt aus der Erde hervorragenden, felsenhaften, vegetationslosen Bergen oder besser Riesenklippen des Roráima und seiner Genossen, die den Hintergrund dieses Falles bilden! Fast möchte ich lieber, daß der leicht erglühende Raumer die Aeolsharfentöne der Flügelschläge seines Geistes statt am Niagara an diesem Wasserfalle hätte zum Himmel steigen lassen, es wäre doch vielleicht ein etwas wahreres, deutlicheres, tropisch farbigeres Bild herausgekommen, als es hier ein in „naturwissenschaftlichen Geschäften" Reisender entworfen hat. Es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, wie wenig Farbe überhaupt in geschriebenen Naturschilderungen zu finden ist. Diese Kunst ist, wie es scheint, noch nicht auf dem coloristischen Standpunkt angelangt.

VIII.

Von allen großen Fällen prägen die Victoriafälle des Zambesi den Typus des in die Erde fallenden Wassers gewiß am schärfsten aus. Der Niagara gehört auch hierher, ist aber weitaus vielseitiger, freier. Ihre Umgebung ist ein flaches Plateau, so flach, daß selbst der sonst nicht leicht ungenügsame Livingstone meint, „der einzige Mangel, den man fühlt, ist der eines Gebirges im Hintergrund". In dieses Plateau hat sich der Fluß eine Schlucht gegraben, deren Wände 100—130 Meter hoch steil, fast senkrecht und stellenweise sogar überhängend heraufstreben. Das Wasser, das oberhalb der Fälle in einem 2000 Meter breiten Strom daherwallt, stürzt in mehreren Absätzen, die aber einen einzigen Fall ausmachen, über 300 Meter tief in diese Schlucht hinab und die Fälle selbst sind dadurch in der Seiten- und Rückansicht so versteckt, daß schon in geringer Entfernung nur die Dampfsäule, eine gewaltige Wolke von Wassertröpfchen, sichtbar ist, in welche ein Theil des fallenden Wassers zerstäubt. Die in der Nachbarschaft wohnenden Makololo, welche mit der vielen Wilden eigenen Scheu vor der Natur sich den Fällen nicht zu nahen wagen, sehen nur diese Dampfsäule und hören ihr Gebrüll, und man begreift es, wenn sie immer nur sprechen von Rauch, der tönt. „Habt ihr auch Rauch in Eurem Lande, welcher tönt?" war eine der stolzen Fragen, mit denen der große Makololo-König Sebituane den wackeren Livingstone zu verblüffen suchte. Sebituane selbst aber, wiewohl einer der größten Kriegshelden der neueren innerafrikanischen Geschichte, hatte nie den Trieb empfunden, dieser Merkwürdigkeit auf den Grund zu gehen. Man möchte glauben, daß sogar ihm, dem Achill seines Stammes, der Muth gefehlt habe. Diese hervorragenden Häuptlinge afrikanischer Völker sind sonst so sehr durch ihre Wißbegier ausgezeichnet, welche gewiß eine Folge ihrer größeren geistigen Regsamkeit, theils aber auch wohl Aus-

fluß einer unbestimmten Ahnung ist, daß inmitten der Geistesnacht ihrer Völker Wissen Macht ist. Aber dem Banne der Bleiatmosphäre eines fiebernden, beständig furchtsam und scheu um sich blickenden Aberglaubens entrinnen offenbar auch sie nicht. Livingstone trat bis an den Rand des Falles auf einer Insel vor, die mitten in dem Felskamm liegt, über den der Strom stürzt und sah selbst hier nichts als eine dichte weiße Wolke, in der zwei Regenbogen standen. 70 oder 90 Meter hoch schoß ein weißer Dampfstrahl aus ihr heraus, unmittelbar in die Höhe, wo er sich in grauen Rauch verwandelte und als solcher durchnässend niederwehte. An den Rändern der Schlucht sieht man kleine Rinnbäche abfließen, die das herabfallende Wasser speist, sie kommen aber nie weit hinab auf ihrem Wege, wo sie bald wieder die aufbrausende Masse mit in die Höhe reißt. Das stürzende Wasser war weiß wie Schnee, und dieses Bild hat im Mund des Reisenden, der sehnsüchtig hinzusetzt: „ein Anblick, den ich so lange nicht gesehen“, eine besondere Bedeutung. J. G. Kohl vergleicht einmal diesen blendenden Schaum bei einem Schweizer Wasserfall mit der aus einem Melkkübel ausgegossenen Milch, aber man begreift, daß der Reisende, der hier unter 18° S. B. stand und die heiße Wüste Kalahari hinter sich hatte, lieber an den fernen Schnee als an die bei seinen Kaffernfreunden im Ueberfluß zu habende Milch dachte. Weil das Felsenbett des Zambesi sehr klippig ist, theilt er sich fallend in viele Theile, und man sieht aus der Nähe aus der einen Wasserstaubwolke fünf Dampfsäulen hervorsprühen. Und sprühen thun sie im wahren Sinn des Wortes. Livingstone vergleicht das Zerschellen der „Stücke Wassers sozusagen dem Sprühen einer Stahlfeder, die man bei chemischen Experimenten in Sauerstoff verbrennt. „Es ist, als ob Myriaden kleiner Cometen alle in einer Richtung flögen, wobei jeder hinter seinem leuchtenden Kern einen Dunstschweif läßt. —“ Nach Livingstone, der in seiner rührend ehrlichen und bescheidenen Weise selber die nothwendigen Unvollkommenheiten seiner Beschreibung zugiebt („ich bin ein schlechter Schätzer für Wasserdistanzen, denn ein Freund, dem ich in der Bai von Loanda eine Entfernung von 400 Yards angab, sagte mir zu meinem Erstaunen, daß es 900 seien“), haben mehrere Reisende die Victoriafälle besucht und zufällig hatten auch einige, wie z. B. Charles Livingstone, der Bruder des großen Reisenden, schon den Niagara gesehen, und scheinen alle einig darin gewesen zu sein, daß jene viel gewaltiger seien als dieser. Jedenfalls sind einige Größenverhältnisse, die seitdem gemessen worden sind, bedeutender. Unser Landsmann Eduard Mohr, der die Fälle 1870 besucht und in seinem sehr lesenswerthen Buche „Nach den Victoriafällen des Zambesi“ (1875. 2 Bde.) beschrieben hat, gibt 400 Fuß für die Tiefe des Schlundes und 655 Fuß für die Höhe der Dampfsäule über demselben. Bei dieser Höhe begreift man es, daß der Qualm des Falles in dem ohnehin ziemlich ebenen Lande zehn englische Meilen weit sichtbar ist. Indem ich der Beschreibung Mohrs gedenke, fällt mir der große Gegensatz auf, den sie zu derjenigen Livingstones macht. Wenn Livingstone

im vorigen Jahrhundert statt vor 25 Jahren seine Beschreibung verfaßt hätte, würde man sagen: „Seht den Unterschied des Naturgefühles zwischen jetzt und damals. Welcher Abstand! Welche Fortbildung!“ Aber zwischen 1856 und 1870 liegt eine zu kleine Spanne, als daß man davon sprechen könnte. Immerhin bleibt der Gegensatz interessant. Er liegt natürlich zum Theil in den verschiedenen Individualitäten, zum Theil in dem Charaktergegensatz zwischen Schottländer und Deutschem, zum Theil aber auch in dem zwischen Entdecker und Reisendem. Der letztere ist interessant. Wenn Mohr vom „Altar der Wässer“ spricht, den er vor Bewunderung stumm lange betrachtet und vor dem „wie auf Fittigen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Phantasien, mir war es zu Muthe, als ob mein kleines Ich ein Theil von jener Macht würde und sich darin auflöse, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umfing und deren Urstimme rollte wie die Brandung der Ewigkeit“, so begreift man das außer aus manchem anderen möglichen Grunde auch darum, weil die Function des treuen, einfachen Beschreibers der Sache bereits von Livingstone erfüllt war. Mohr hatte das Recht am Schluß zu sagen: „Doch ich werfe die Feder weg, denn das Unendliche kann der Mensch nicht beschreiben und dies ist ein Stück Unendlichkeit, welches in den Rahmen der Schönheit und des Sichtbaren eingefaßt ist“. Wäre er der Entdecker gewesen, so würde er die weggeworfene Feder doch wohl nach einiger Zeit wieder ergriffen haben, eingedenk der Pflicht, die er als Forschungsreisender sich auferlegt hatte, alles Bemerkenswerthe zu beschreiben, was auf seinen Wegen ihm aufstoße. Da er aber der vierte oder fünfte Schilderer der Victoriafälle war, konnte er seiner Schilderung diejenige Form und Farbe geben, welche seinem individuellen Gefühl von der Sache am besten entsprach oder dieselbe auch ganz unterlassen.

Die Kunst und der Kaufmann.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Wir sind bei kunstgeschichtlichen Betrachtungen gewohnt, von den Kunstwerken auszugehen und nach ihren Urhebern zu fragen, und so wird zum großen Theil die Kunstgeschichte zur Künstlergeschichte. Aber wir vergessen gar zu leicht, daß dabei ein wichtiger Factor außer Betracht bleibt, der dennoch für die Entstehung von künstlerischen Schöpfungen nicht gleichgiltig ist: der Besteller, der Auftraggeber. In früheren Zeiten war es weit weniger als heute bei den Künstlern Sitte, gleichsam in's Blaue hinein frei zu schaffen. Beim Architekten freilich kommt auch heute diese ungebundene Phantasiethätigkeit am seltensten zur Entfaltung; auch der Bildhauer pflegt größtentheils seine Werke, zumal die monumentalen, auf Bestellung zu arbeiten; allein selbst der Maler, der heutzutage am leichtesten dazu gelangt, sich dem freien Fluge seiner Phantasie zu überlassen, war in früheren Epochen weit mehr als heute gewohnt, die Aufträge seiner Gönner zu erwarten und in Kirchen und Palästen das darzustellen, was diese verlangten.

Keine Frage also, daß die Gesinnung, der Gedankenkreis, die Anschauungswelt der Besteller, im weitesten Sinne also des kunstliebenden, kunstbedürfenden Publikums einen bestimmenden Einfluß auf das Schaffen der Künstler übt, und in früheren Zeiten noch entschiedener geübt hat. Wer dies als eine Schranke für die schöpferische Phantasie anzusehen geneigt wäre, würde das Verhältniß nicht richtig auffassen. Denn was haben die Künstler von je her Anderes gethan, als Kraft ihrer gottbegnadeten Phantasie den Ideen ihrer Zeit und ihres Volkes, den Empfindungen, Gedankenkreisen, Stimmungen ihrer Zeit- und Landesgenossen den schönheitverklärten Ausdruck zu schaffen; was in den Gemüthern der Massen formlos und dunkel schlummerte, zu leuchtenden

Gestalten zu verkörpern! Man sieht also, daß es für die Kunstgeschichte von Werth ist, auch diese andere Seite der Betrachtung einmal hervorzukehren und nach den Bestellern der Kunstwerke zu fragen.

So weit wir aber in der Geschichte bis in die entlegensten Zeiten aufwärts dringen, drei Stände gleichsam, drei große Kategorieen von menschlichen Existenzen treten uns als die eigentlich kunstfördernden, kunstbedürfenden entgegen: der Priester, der Fürst und der Kaufmann. Unter letzterem begreifen wir die breite Schicht des Bürgerthums, welches durch Handel und Gewerbe eine wichtige Grundlage der meisten Staaten ausmacht, den Anstoß zu jeder höheren Culturentwicklung giebt und bis zu den feinsten Spitzen von Wissenschaft und Kunst das anfänglich nur auf Erwerb und Besitz gerichtete Streben zu veredeln weiß. In der Entwicklung der Menschheit bildet es das fortschreitende, bewegliche, nach Neuem und Fremdem ausschauende, rastlos vorwärts treibende Element, während jene beiden erstgenannten Factoren das Beharrende, Stabile, oft auch das Hemmende, Retardirende vertreten. Wie schön sagt unser großer Dichter:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann; Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an".

Nun läßt sich aber die Culturthätigkeit jener drei Stände schon in den ältesten Zeiten nachweisen. Greifen wir in's orientalische Alterthum hinein, so begegnen wir der babylonisch-assyrischen, der ägyptischen und der phönizischen Volksgemeinde als Typen für jene drei Anschauungen. In den gewaltigen mit Alabasterplatten und buntem musivischem Schmuck bekleideten Backsteinpalästen Nimruds, Kujjundschiks und Khorsabad's erkennen wir den Ausdruck einer kriegerisch-despotischen Macht. Hier bezieht sich Alles auf den Fürsten: die reich gegliederte Palastanlage von Khorsabad, welche der französische Consul Place an's Licht gezogen hat, versinnlicht uns den Hofhalt eines orientalischen Despoten. Da finden wir Prachtgemächer für die Repräsentation, für den Empfang von Gesandtschaften, reich ausgebildete Frauenwohnungen mit besonders zierlichem Schmuck der lauschigen Höfe und Gemächer; neben dem großen Staatshofe („cour d'honneur" nach der Bezeichnung der Franzosen) einen weiten Wirthschaftshof mit Vorrathskammern, Stallungen für Rosse und Schlachtvieh, Remisen für die Staatswagen, kurz Räume jeglicher Art für einen glänzenden asiatischen Hofhalt. Und in den Reliefs, welche in unabsehbaren Reihen die Wände bedecken, bezieht sich ebenso Alles auf den König: wir sehen ihn tafeln und den Göttern opfern, wir sehen ihn auf der Jagd die Löwen, den Büffel und die Antilope verfolgen, wir sehen ihn auf seinem Streitwagen in den Krieg ziehen, Flüsse übersetzen, feindliche Festungen angreifen und zerstören, und endlich das harte Loos der Gefangenen überwachen, denen zu Hunderten, ja zu Tausenden die Köpfe in echt orientalischer Weise abgeschnitten werden. Das religiöse Element ist nur spärlich eingestreut; am wirksamsten in den gewaltigen symbolischen Thürhütern, jenen sechszehn Fuß langen Riesenstieren oder Löwen, mit Flügeln und gekröntem Menschenhaupt, welche die Eingänge der Paläste bewachen.

Das ist die Kunst des kriegerisch-despotischen Orients.

Ganz anders das Bild der ägyptischen Kunst, die wir als hierarchisch-despotische auffassen dürfen. Bezeichnend für die religiöse Stimmung des ägyptischen Alterthums ist, daß fast alle Denkmäler des Alten Reiches, das mit dem Eindringen der Hyksos um 2000 v. Chr. sein Ende fand, sich auf den Todtencult beziehen. Jene unabsehbaren Gräberfelder, im Gebiete von Memphis, aus welchen die Riesendenkmäler der Pyramiden aufragen, sind Zeugen eines tief religiösen Zuges der alten Aegypter, der in der Sorgfalt für die Verstorbenen seinen ergreifenden Ausdruck findet. Und so sind denn auch die Bildwerke, welche die Felsgräber bedecken, soweit sie nicht den Besitzstand und die Würden der darin Bestatteten zum Gegenstand haben, den Anrufungen und der Verehrung der Götter gewidmet. Und neben diesem religiösen Inhalt ist es ein Zug patriachalischer Ruhe, idyllischen Friedens, der alle diese Darstellungen beherrscht. Sie lassen uns in eine Zeit des ägyptischen Alterthums blicken, die noch keine Lust an kriegerischen Unternehmungen bekennt.

Wohl findet in diesem Stillleben ein bezeichnender Umschwung statt, seit die Kriege mit den eingedrungenen Hyksos beginnen und endlich zur Vertreibung derselben führen. Die ägyptische Kriegsmacht, ihrer wachsenden Stärke bewußt, wendet sich nun nach auswärts, die Pharaonen werden Eroberer und finden Gefallen daran, ihre Kriegsthaten in ausgedehnter Bilderschrift an den Wänden ihrer Prachtbauten pomphaft auszubreiten. Da sieht man einen Eroberer wie Ramses Miamun in kolossalem Maßstabe auf seinem Streitwagen in das Gewimmel der Feinde hineinfahren und sie in die Flucht treiben, oder mit seinem Kriegsschiff, das ebenso an riesigem Maßstabe alle anderen Fahrzeuge überragt, die feindlichen Flotten in den Grund bohren, und zuletzt dann eine ganze vor ihm knieende Völkerschaft am Collectivschopf ergreifen und mit einem Hiebe des Schlachtbeils alle die verbundenen Köpfe abhauen. Aber auch jetzt sind es nicht Paläste, sondern ausschließlich Tempel oder Grabanlagen, deren Wände also geschmückt werden. Wie wir in Assyrien keine Tempel finden, so in Aegypten keine Paläste: ein Beweis, daß hier die Hierarchie mit ihren religiösen Satzungen den Bauten der Pharaonen ihr ausschließlich gottesdienstliches Gepräge gab, wenn auch in der Bilderschrift die stolze Ruhmsucht der Herrscher zum Ausdruck kam.

Erkennen wir also in den Schöpfungen jener beiden uralten Culturvölker die Signatur des Despotismus und der Hierarchie, so tritt uns ein vorzugsweise kaufmännisches Volk in den Phöniziern entgegen. Schon im zweiten Jahrtausend vor Christo hatte sich dieser semitische Stamm an dem Küstensaum Syriens ausgebreitet und, im Gegensatze zu den großen Festlandmonarchien, welche ihn nach Süden und nach Osten umklammerten, sich zur ersten Seemacht jener Zeit entwickelt. Nicht der Trieb nach Eroberung, sondern der Hang nach Gewinn leitete die kühnen Seefahrer, auf ihren leichten Schiffen das ägäische und mittelländische Meer zu durchkreuzen, an allen

Gestaden desselben Colonien zu gründen, nach Kupfer, Zinn und Silber zu graben, die kostbaren Purpurschnecken zu fangen und eine Kette von Handelsemporien anzulegen. Selbst über die „Säulen des Herkules“ wagten sie sich auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen in den atlantischen Ocean hinaus und drangen zu den britannischen und sogar zu den preußischen Gestaden vor, wo sie das Zinn und den Bernstein holten. Zu einer Zeit, als es noch kein Athen gab und als an der Stelle des späteren Rom halbwilde Hirten, in Ziegenfelle gehüllt, ihre Heerden weideten, erhoben sich die Weltstädte Tyrus und Sidon als blühende Handelsemporien, als Mittelpunkte und Stapelplätze des Welthandels, die durch Vermittelung der Phönizier die Producte der hochentwickelten orientalischen Cultur gegen die Naturproducte Griechenlands, Siciliens, Sardiniens und der Küstenstriche Italiens, Spaniens und Nordafrikas austauschten. Zu den noch halbbarbarischen Vorvätern eines Iktinos und Phidias kamen die klugen phönizischen Männer und brachten jenen staunenden Naturkindern die kostbaren Teppiche und schimmernden Purpurgewande Babylons, die Elfenbeinschnitzereien, Schmelzwerke und Glasflüsse, die Gold- und Silberarbeiten, Bronzegeräthe und Byssosgewänder Aegyptens. Wenn bei Homer von kunstreichen Arbeiten die Rede ist, so hat entweder Hephästos sie verfertigt, oder sie stammen von „sidonischen Männern“. Neben Sidon hob sich früh schon Tyrus empor, das Venedig des hohen Alterthums, durch seine gesicherte Insellage und seine mächtige Flotte das Bollwerk der phönizischen Macht. Von seinem, die ganze damals bekannte Welt bis zu den Gebieten Arabiens, Persiens und Indiens umspannenden Handel giebt der Prophet Ezechiel im siebenundzwanzigsten Capitel eine lebendige Anschauung. So brachten die Phönizier namentlich an die Gestade Griechenlands die ersten Anfänge der Cultur, theilten den Griechen die von den Babyloniern empfangenen Maße und Gewichte mit und brachten ihnen nicht blos die reichen Kunsterzeugnisse des fernen Ostens, sondern auch die Producte ihrer eigenen Industrien, ihrer Webereien, Metalltechniken und Glasfabriken.

Nur ein handeltreibendes Volk konnte die Culturmission ausführen, das damals noch in primitiven Naturzuständen hindämmernde Europa mit den Ergebnissen der hoch entwickelten Civilisation des Orients zu befruchten. Nicht hoch genug kann man daher die Culturbedeutung der Phönizier anschlagen. Ohne sie wäre schwerlich jemals der Anstoß zu einer höheren Entfaltung aus Asien nach dem Westen gelangt. Fragen wir nun nach dem künstlerischen Gepräge der phönizischen Cultur, so erhalten wir die bezeichnende Antwort, daß dasselbe ein kosmopolitisches war. Gegenüber der streng nationalen Gebundenheit der assyrischen und der ägyptischen Kunst ist die phönizische eine wesentlich eklektische, internationale. Zwar sind ihre berühmten Städte mit ihren Palästen, Tempeln und Mauern fast spurlos von der Erde vertilgt; aber kleinere Werke phönizischer Kunst sind neuerdings durch die französische Expedition Renans, noch bedeutender aber durch die

Entdeckungen des Generals di Cesnola auf Cypern zu Tage gekommen. Dem unermüdlichen Eifer dieses unternehmenden Forschers, der als amerikanischer Consul auf der Insel seit 1866 zehn Jahre lang Tausende von uralten Gräbern untersucht und mehrere Tempel aufgedeckt hat, verdanken wir eine reiche Anschauung jener Kunstwelt. Von architektonischen Werken nennen wir zunächst einige Grabmäler und kleinere Tempelzellen, welche Renan auf der phönizischen Küste bei Amrith entdeckt hat: Werke, in welchen sich ähnlich wie in den altjüdischen Gräbern bei Jerusalem, dem sogenannten Grab des Absalon und Zacharias, ägyptische und assyrische Elemente, die Pyramide, der Kegel, das ägyptische Kranzgesims, die assyrisch-babylonische Zinnenkrönung gemischt vorfinden, bei jenen hebräischen Monumenten noch mit den Säulenformen griechischer Kunst verschmolzen. Ihren Sarkophagen aber gaben die Phönizier zumeist die ägyptische Mumienform, wie der berühmte Sarkophag des Königs Esmunazar im Louvre sammt mehreren andern ebendort befindlichen Denkmalen beweist. Aehnliche Werke hat denn auch General di Cesnola auf Cypern gefunden, vor Allem aber gelang es diesem unermüdlichen und glücklichen Forscher, eine überaus große Fülle phönizischer Denkmale an's Licht zu ziehen, die uns den Formenkreis und die Anschauungen jenes merkwürdigen Volkes in überraschender Lebendigkeit vor Augen stellen. Um nur Einiges von dem Wichtigsten zu erwähnen, entdeckte er in den Ruinen des Tempels von Golgoi, die er aus dem Schutt hervorzog, hunderte von plastischen Werken, Statuen von kolossalem Maßstab, andre in Lebensgröße und wieder zahlreiche unterlebensgroß, Büsten und Köpfe, sämmtlich aus einem feinen Kalkstein gearbeitet, in welchen sich zumeist der semitische Gesichtstypus der Phönizier ausspricht, deren Wuchs, Haltung und Tracht aber bald ägyptische, bald assyrische Vorbilder verrathen, während andre zwischen beiden Formen schwanken. So giebt es männliche Gestalten mit den derben Gesichtsformen und dem krausen, dichten Haar der assyrischen Kunst, während der ägyptische Schurz mit der Uräusschlange die Schenkel umhüllt, der Kopf aber durch die hohe konische Mütze, die jetzt noch auf Cypern bei griechischen Priestern gebräuchlich ist, bedeckt wird. Andre Gestalten dagegen sind mit dem weiten bis auf die Füße herabfallenden troddelbesetzten Rock angethan, den wir von den ninivitischen Denkmälern her kennen.

Noch erstaunlicher als dieser enorme plastische Reichthum ist die Fülle von Schmucksachen aus Gold, Silber und geschnittenen Steinen, welche di Cesnola entdeckte, als es ihm gelang, unter den Tempelruinen von Curium die aus vier halbrunden gewölbten Gemächern bestehende Schatzkammer des Tempels auszugraben: ein Fund, der sich den reichen Entdeckungen Schliemann's zu Hissarlik und Mykenä würdig an die Seite stellt. Hunderte von goldenen und silbernen Siegelringen mit geschnittenen Gemmen, prachtvolle goldene Armbänder mit Löwenköpfen und Rosetten, herrlich gearbeitete Halsketten, mit Lotosblumen, Knospen und Granatäpfeln als Bommeln geschmückt, andere wieder aus zartgeflochtenen Goldfäden zusammengewebt,

mit Sphinxgestalten, Medusenmasken, Harpyien und dgl. ausgestattet, endlich silberne und bronzene Vasen, Schalen, Becher, Näpfe und dgl., über dreihundert in einem dieser Gemächer aufgefunden, bilden den Kern dieses außerordentlichen Schatzes. Die Darstellungen der in Achat, Onyx, Jaspis, Sardonyx geschnittenen Cylinder und Skarabäen gehören zum Merkwürdigsten ihrer Art, denn sie geben bald ägyptische, bald assyrische, bald gemischt phönizische Formen, zu denen endlich noch griechische vom alterthümlichen bis zum freientwickelten Stil sich gesellen. Hier wie auch in den Steinbildwerken wird so recht deutlich, wie die günstige Lage Cyperns die Insel zum Kreuzungspunkte der verschiedenen orientalischen Kunstformen machte, aus denen sich dann in freier Umgestaltung der griechische Stil entwickelte. Die Entstehungszeit aller dieser Werke geht zum Theil ohne Frage in ein hohes Alterthum zurück; einen chronologischen Anhalt gewährt die in cyprischen Charakteren ausgeführte Inschrift auf einem goldenen Armbande, welche den König Eteandros von Paphos nennt. Wahrscheinlich ist dies derselbe Fürst, dessen Name unter der Form Ituander auf einem Cylinder des britischen Museums unter den cyprischen Königen vorkommt, die um 762 vor Chr. dem assyrischen Herrscher Asarhaddon tributpflichtig waren. Auf einem anderen Siegel nennt sich Arba Istar, Sohn des Ilu Beled, eines Zeitgenossen des Königs Sargon, des Erbauers von Khorsabad (um 710 vor Chr.); ein drittes trägt das Königsschild Thutmes III., eines um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor Chr. herrschenden Pharaonen.

Vielleicht noch merkwürdiger sind mehrere silberne Schalen, deren Darstellungen aus assyrischen und ägyptischen Motiven wundersam zusammengesetzt sind; man sieht die geflügelten Menschengestalten, die Skarabäen, Sphinxfiguren, dazwischen Lotospflanzen, Scenen kriegerischer Art, alles dies nach Trachten, Kopftypen, Ornamentformen in demselben phönizischen Mischstil, der stets seinen internationalen Eklekticismus geltend macht.

Cypern bildet nun für unsere Betrachtung die Brücke nach Griechenland. Keine Frage, daß die Phönizier es waren, welche den Urvätern der Hellenen die Cultur des Orients übermittelten. Jene vorhistorische Epoche Griechenlands, welche wir die heroische nennen, hat in der homerischen Dichtung ihren Abschluß gefunden, die uns ein von der Poesie verklärtes Abbild jener Urzeit gewährt. Lesen wir die Schilderungen der Herrscherpaläste eines Menelaus, Odysseus, Alkinoos, mit ihren erzschimmernden Wänden, ihren kostbaren goldenen und silbernen Gefäßen und Geräthen, wie gemahnt uns das Alles an die glänzende Pracht assyrischer Paläste! Und ebenso wie in Mesopotamien ist auch bei den Griechen des heroischen Zeitalters von Tempelgebäuden noch nicht die Rede. Alles dreht sich um die Person des Herrschers, und in den gewaltigen Mauerburgen von Tiryns und Mykenä erkennen wir noch jetzt die Macht jener Fürstengeschlechter, deren sagenumsponnene Namen Homer uns überliefert hat. Noch augenfälliger aber tritt uns in den Goldfunden Schliemann's zu Troja und Mykenä dieselbe

Kunstrichtung entgegen, welche die uralte Cultur des Orients auszeichnet, und deren prächtige Ueberreste die Ausgrabungen Cesnola's auf Cypern an's Licht gebracht haben. Und wenn wir dann weiter bemerken, daß auch die Goldsachen, welche aus den Gräbern Etruriens hervorgezogen wurden, mit jenen cyprischen vielfach übereinstimmen, wie lebendig ersteht da vor unseren Augen jene uralte Culturepoche, in welcher die Phönizier die Kunstproducte des Orients über alle Inseln und Küstenstriche des Mittelmeers verbreiteten!

Erst mit der dorischen Wanderung um 1000 vor Christo findet die heroische Epoche Griechenlands ihren Abschluß; nun beginnt unter der Wechselwirkung der beiden Hauptstämme, der Jonier und Dorier, ein neues Leben, das die orientalischen Ueberlieferungen abstreift und die schöne hellenische Formenwelt zur Erscheinung bringt, in welcher sich die historische Zeit des Griechenthums so unvergleichlich ausgeprägt hat. Diese griechische Cultur aber unterscheidet sich von der orientalischen dadurch, daß sie weder eine hierarchische, noch eine despotische Grundlage hat. Priester und Herrscher im orientalischen Sinne gab es nicht mehr bei dem freien Volke der Hellenen, das sich zu politischer Unabhängigkeit und republikanischer Selbstherrlichkeit aus eigener Kraft emporschwang. Aber wenn es auch das freie Bürgerthum ist, das die Griechen zu jener hohen Culturblüthe führte, welche bis in die spätesten Aeonen die Bewunderung der Menschheit sein wird, — eine kaufmännische Cultur können wir die griechische doch nicht nennen. Wohl ist Handel, Gewerbe und Seefahrt der Lebensodem der Hellenen; wohl haben sie, gleich ihren früheren Lehrern, den Phöniziern, den Trieb, Handelsniederlassungen und Colonien zu gründen, welche von den Gestaden des Pontus Euxinus bis zu den Küsten der pyrenäischen Halbinsel griechischen Geist zum herrschenden machen; wohl erkennen wir an den zahlreichen Vasen aus athenischen und korinthischen Fabriken, die man in den Gräbern Mittel- und Unteritaliens findet, an den herrlichen Goldsachen in den Grabhügeln des taurischen Chersonnes, der heutigen Krimm, das weite Gebiet griechischer Kauffahrt und Industrie: aber im Ganzen hebt sich der griechische Genius in den großen Schöpfungen seiner Architekten, Bildhauer und Maler, seiner Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber zu Höhen allgemein menschlicher Bildung, wo das Gepräge der einzelnen Standesthätigkeit erlischt und in einem Absoluten, ewig Giltigen untergeht. Erst seit Alexander beginnt die Auflösung des griechischen Geistes; der Orient gewinnt neue Einflüsse, indem durch des großen Eroberers Siegeszüge die hellenische Cultur bis nach Indien getragen wird. Und sogleich tritt in den Residenzen der Diadochen, zu Alexandria, Pergamon, Antiocheia, die höfische Kunst des Despotismus, ihr gegenüber die kaufmännische in dem handelsmächtigen Rhodus wieder hervor.

Noch weniger bieten die Römer in ihrer Culturentfaltung Analogien mit den Erscheinungen kaufmännischen Lebens. Dies Volk von Kriegern und Eroberern weiß sich in unaufhaltsamem Siegeslauf die ganze damals bekannte Welt zu unterjochen, und mit mächtiger Faust staatenbildend, gesetzgebend,

organisatorisch zu wirken. Seine Kunst aber ist ein Compromiß griechischer Formenwelt mit den praktischen Erfordernissen eines hoch entwickelten, energisch gelenkten Staatslebens.

Und nun beginnt jener gewaltige Umschwung, jene welterschütternde Reaction, welche das Christenthum herbeiführen sollte. Im Gegensatze zu einem Leben, das ausschließlich im Diesseitigen wurzelt und sich „um jene Welt keinerlei Gedanken macht", entfaltet sich von den unscheinbarsten Anfängen jene wundersame Theokratie des Mittelalters, welche im Namen Dessen der da gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", schließlich eine Hierarchie errichtet, wie sie strenger und gewaltiger keine Zeit vorher oder nachher je gesehen. Die ganze erste Hälfte des Mittelalters bis in's 13. Jahrhundert steht unter dem ausschließlichen Einfluß der kirchlichen Ideen, der geistlichen Macht. Was irgend an künstlerischen Unternehmungen ausgeführt, was gebaut, gemeißelt und gemalt wird, trägt den Stempel hierarchischer Anschauung. Die großen Mönchsorden, voran die Benedictiner und Cistercienser, die mächtigen Bischöfe, unterstützt von den Fürsten und dem hohen Adel, lassen jene ausgedehnten Anlagen klösterlicher und bischöflicher Kirchen entstehen, in deren ernsten Pfeiler- und Säulenhallen wir den feierlichen Schritt des Mönchs oder den klirrenden Tritt des eisengepanzerten Ritters zu vernehmen glauben. Es ist die Blüthezeit des romanischen Stiles, der in den Kirchen Hildesheims, Goslars, Kölns, in den Domen zu Naumburg, Bamberg, Würzburg, Mainz, Speier, Worms seine Prachtwerke hervorgebracht, in den umfangreichen Klosteranlagen zu Maulbronn, Bebenhausen, Heiligenkreuz und vielen anderen ähnlichen wahre Mustertypen mönchischer Niederlassungen hingestellt hat, in welchen damals das gesammte Wissen und Können der Zeit beschlossen war, die zugleich Universitäten, Akademien und Polytechniken ausmachten. Bischöfe wie Meinwerk von Paderborn, Bernward von Hildesheim, Willigis von Mainz, stehen an der Spitze des künstlerischen Schaffens, und als der Chor des Doms zu Speier durch den Rhein gefährdet ist, wird Bischof Benno von Osnabrück als Bauverständiger herbeigerufen, um jene festungsartigen Verstärkungsmauern anzuordnen, die noch jetzt den Betrachtenden mit Staunen erfüllen. Neben der Baukunst steht die Goldschmiedekunst in erster Linie, die mit ihrer getriebenen Arbeit, ihrem Niello, Filigran, Schmelzwerk, mit dem kostbaren Schmuck von Edelsteinen, antiken Cameen und Perlen, jene Wunderwerke von Reliquienschreinen, Processionskreuzen, Altarantependien, Kelchen, Leuchtern u. dergl. hervorbringt, welche noch jetzt in den Schatzkammern der Kirchen zu Hildesheim, Osnabrück, Köln, Aachen, Essen und manchen anderen unsere Bewunderung erregen. Damals entstand die goldene Altartafel des Münsters zu Basel, die man jetzt im Hôtel de Cluny zu Paris sieht; damals das herrliche Antependium von Klosterneuburg mit seinen edlen Schmelzwerken.

Während der ganze Norden Jahrhunderte hindurch in solcher Weise, eine hierarchisch-aristokratische Cultur pflegte, und von selbständigen Regungen

des Bürgerthums keine Spur zu merken ist, beginnt zuerst in Italien ein neuer Geist sich zu regen. Die Entwicklung des individuellen Lebens hat hier, dem übrigen Abendlande weit Vorauseilend, schon im frühen Mittelalter sich angebahnt. Und zwar war es nicht blos der aus den antiken Municipalverfassungen stammende Rest selbständigen Gemeinwesens, sondern weit mehr noch der rege Handelsverkehr mit Byzanz und dem Orient, der diese Richtung förderte. Während die Grundstimmung der Zeit auch hier immer noch eine religiöse ist, vollzieht sich doch allmählich unter dem Banner des mächtig aufstrebenden Bürgerthums die Befreiung des Individuums von hierarchischen und despotischen Fesseln. Man sieht recht, wie der Handelsverkehr die engen Schranken heimathlicher Gebundenheit niederwirft und den Menschen befreit. In der That sind es die großen Handelsrepubliken Italiens, in welchen sich dieser neue Geist zuerst Bahn bricht; voran Venedig, das in seiner insularisch gesicherten Lage schon früh den Seeverkehr mit Konstantinopel und der Levante pflegt und von dort auch seine künstlerischen Anschauungen empfängt. Der Dom von San Marco mit seinen goldschimmernden Mosaiken, den bunten Marmortäfelungen der Wände, den Bronzethüren und den phantastischen Kuppeln ist wie eine aus den Lagunen aufsteigende Fata Morgana, ein Märchen aus tausendundeiner Nacht, eine Wunderblume des Orients. Man sieht in ihm wieder den internationalen, eklektischen Zug kaufmännischer Cultur. Nicht minder glänzend verkünden die edlen Säulenhallen des Marmordomes zu Pisa, mehr noch die Kuppel, welche aus dem Querschiff aufragt, die Prachtliebe eines Handelsstaates, der nach einem Seesieg über die sicilische Flotte dies herrliche Gotteshaus errichtete, dem dann bald der Bau des Baptisteriums mit seiner weltberühmten Kanzel und des schiefen Glockenthurmes folgte. Und ebenso gemahnt der Dom von Amalfi, der sich an den zerklüfteten Gestaden des sonnigen Golfs erhebt, gemahnen die alten Bauten von Ravello, das auf seiner steilen Felsenhöhe traumhaft über die weiten Buchten von Amalfi und Salerno hinschaut, an den Einfluß orientalischer Anschauungen, die auf weiten Handelsfahrten gewonnen waren. Zugleich aber zieht der große Nicola Pisano die verschüttete Herrlichkeit der antiken Plastik aus Trümmern hervor und ruft Wunderwerke der Kunst ins Leben, welche einen, freilich noch verfrühten, Lenzeshauch der Renaissance athmen.

Aber inzwischen regt es sich auch im Norden; der noch dunkel ringende Trieb nach individueller Freiheit führt zuerst auf architektonischem Gebiet zu einer Neugestaltung, die wir als gothischen Stil zu bezeichnen gewohnt sind. Unsere Altvordern wußten aber, daß es ein französischer Stil (opus francigenum) war, der zu uns aus der Gegend von Franzien übertragen wurde. Gemäß dem vorwaltenden aristokratisch-mönchischen Zug der französischen Kunst des Mittelalters war es ein klösterlicher Bau, der durch Abt Suger von St. Denis bei Paris in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unternommene Neubau seiner Abteikirche, an welcher zum ersten Mal die

Principien des neuen Stiles zur Erscheinung kamen. Bald erwachte ein Wetteifer in allen Diöcesen und Abteien zu immer freierer Entfaltung dieser glänzenden Bauweise. Die Kathedralen von Paris, Laon, Bourges, von Rheims, Chartres, Amiens erheben sich in unglaublicher Schnelligkeit, und die glühende Begeisterung der Zeit spricht sich alsbald in einer großen Zahl ähnlicher Monumente aus, die das ganze Land von der Normandie bis zu den Gestaden des Mittelmeeres bedecken. Man erkennt darin den architektonischen Ausdruck der ebenfalls von der Isle de France ausgehenden Centralisation des politischen Lebens, welche zu immer weiterer Ausbreitung und Befestigung einheitlicher königlicher Macht hindrängte. Wenn bei diesen großen Unternehmungen die Opferwilligkeit der Bürgerschaften nicht unterschätzt werden darf, so lag die Initiative doch zumeist auf klerikaler Seite, und so behält die französische Gothik einen aristokratisch-priesterlichen Charakter, der in einzelnen Werken, wie der köstlichen Ste. Chapelle zu Paris, geradezu einen chevaleresken Reiz gewinnt. Und dies ist im Wesentlichen, wenn auch mit nationalen Umgestaltungen, der Charakter der fast nicht minder glänzenden englischen Gothik, welche mit Recht die Bezeichnung als „early English" trägt.

Ein ganz anderes Bild gewährt uns um dieselbe Zeit Deutschland. Nachdem durch den Untergang der Hohenstaufen die Reichsgewalt schwer geschädigt war, zerfiel — im Gegensatze zu der gleichzeitigen Consolidirung der französischen Königsmacht — Deutschland immer mehr in einzelne Territorien, aus welchen sich wieder eine Anzahl von Städten zu besonderer Macht und zur Reichsunmittelbarkeit emporschwang. Das strebsame Bürgerthum hatte sich allmählich durch Gewerbe und Handel zur Selbständigkeit entwickelt; es fühlte seine Bedeutung und strebte nach einem monumentalen Ausdruck für diese neue politische Stellung. Im Norden war es der Bund der Hansa, welche von Amsterdam bis Reval, von Krakau bis Köln fast alle bedeutenderen Städte vereinte und ihre Verbindungen bis London, Brügge, Wisby und Nowgorod erstreckte; im Süden traten vor Allem Augsburg, Ulm und Nürnberg durch ihre lebhaften Beziehungen mit Venedig, letzteres auch durch die unvergleichliche in allen Gewerben und Künsten ausgezeichnete Regsamkeit seiner Bürger glänzend hervor. Bezeichnend für diesen bürgerlichen Geist ist nun die Art, wie man in Deutschland den neuen Baustil aufnahm. Allerdings giebt es einzelne Fälle, wo, wie an den Domen zu Köln, Magdeburg, Halberstadt die französische Form rein zur Entfaltung kommt und mit ihrem reichen Chorumgang und Kapellenkranz, mit den kühn gesteigerten Hochgewölben des Mittelschiffs und dem dadurch bedingten complicirten Strebsystem des Aeußeren die theils aristokratische, theils hierarchische Gliederung der Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Auch einzelne jener mächtigen Handelsstädte nehmen rasch den französischen Kathedralgedanken auf, und noch jetzt tragen die Marienkirchen von Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Stargard, die Katharinenkirche zu Hamburg, die Nikolaikirche zu Stralsund, sodann im

Süden das gewaltige Münster zu Ulm den freilich mannigfach modificirten Anschluß an die Bauweise Frankreichs zur Schau.

Aber bald zeigt sich's, daß dem schlicht bürgerlichen Geiste der deutschen Städtegemeinden diese glänzende Form zu anspruchsvoll, zu vornehm war. Und wie in den Städten fast üllerall die Zünfte in oft blutigen Kämpfen die Gleichberechtigung mit den Patriziern anstreben und erringen, so schaffen sie sich einen Ausdruck dieser demokratischen Verfassungen in ihren Kirchenbauten. Fortan muß das aristokratische emporgegipfelte Mittelschiff seine Höhe ermäßigen und den früher in niedriger, dienender Stellung es begleitenden Seitenschiffen, die sich jetzt höher hinaufstrecken, gleichsam auf halbem Wege entgegenkommen. So entsteht die nur Deutschland eigenthümliche Form der Hallenkirche, deren drei Schiffe in gleicher oder annähernd gleicher Höhe und bald auch fast in derselben Breite sich neben einander, man könnte sagen als Symbol bürgerlicher Gleichberechtigung, erheben. Das Mittelschiff verliert seine dominirende Höhe, seine selbständige Beleuchtung; der ganze Raum wird einfacher, übersichtlicher, Gliederung und Schmuck bescheidener; ebenso streift das Aeußere die überreichen Strebwerke ab und bedeckt seine ganze Breite mit einem schweren hohen Dach, dem dann ein in's Kolossale gesteigerter Thurm an der Façade das Gegengewicht zu halten sucht. Dieselbe Vereinfachung im Grundriß und Aufbau erfährt der Chor, dem die schlichte Form einschiffiger Anlage mit vielseitigem Abschluß fortan genügt. So hatte das Bürgerthum an der fremden Form seine durchgreifenden Umgestaltungen vollzogen und die Gothik dem nationalen Geiste dienstbar gemacht. Die Mehrzahl der deutschen Kirchen zeigt diese Form: von Lübeck, Colberg, Greifswald bis zu Danzig, dessen kolossale Marienkirche wie ein trotziger Protest des Bürgerthums gegen die zierliche fremde Bauweise erscheint; von Calkar und Emmerich am Niederreihn bis zu den schwäbischen Kirchen, unter denen die feine Frauenkirche zu Eßlingen hervorragt, und bis zu den beiden mächtigen Backsteinbauten Baierns, der Martinskirche zu Landshut und der Frauenkirche zu München; ja selbst die Stephanskirche in Wien ist ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Richtung und hält an der alten Ostmark des Reiches das Banner deutscher Anschauung hoch empor.

Alle diese Bauten tragen, gegenüber den französischen Kathedralen, das Gepräge einer schlichten, bisweilen nüchternen Grundstimmung, die aber zugleich den bürgerlichen Geist solider Tüchtigkeit athmet. Man sieht deutlich, daß es diesen bürgerlichen Gemeinden vor Allem darauf ankam, praktisch angeordnete, klar übersichtliche, gut und gleichmäßig beleuchtete Gebäude für die gottesdienstliche Feier zu gewinnen. Gewiß war dabei auch schon die Rücksicht auf die Predigt maßgebend, die zum ersten Male durch die neuen Orden der Dominicaner und Franziscaner in ihrer populären Bedeutung erfaßt und zur Geltung gebracht ward. Wenn die Phantasiefülle der Zeit dabei nicht ganz zu ihrem Rechte kam, so fand sie einen Ausweg in den Schnitzaltären, Sacramentsgehäusen, Chorstühlen, den Taufbrunnen, Kanzeln,

heiligen Gräbern, welche in dieser Zeit namentlich in Deutschland glänzender ausgebildet werden als jemals zuvor.

Was sich so im Ausgang des Mittelalters angebahnt hatte, die Befreiung des Individuums und die Ausbildung einer bürgerlichen Kunst, die schon seit dem 13. Jahrhundert fast ausschließlich in die Hände der Laienmeister übergegangen war, das sollte nun, wiederum allen übrigen Ländern weit vorauseilend, Italien durch die Renaissance zur vollen Verwirklichung bringen. Die Entstehung und Ausbreitung dieser glänzenden Cultur ist so oft eingehend geschildert worden, daß es hier nur kurzer Andeutungen bedarf. In erster Linie ist darauf hinzuweisen, daß es wieder das Bürgerthum ist, von welchem diese große Bewegung ausgeht. Nicht nur die Bahnbrecher und die literarischen Träger dieser Richtung gehen aus bürgerlichen Kreisen hervor, nicht nur die Künstler, welche ihr den höchsten Glanz verleihen, entstammen größtentheils bürgerlichen Familien: auch die Männer, welche durch nachdrückliche Förderung die neue Bewegung in Wissenschaft, Literatur und allen Künsten unterstützen, haben wir in denselben Kreisen zu suchen. Nicht die Päpste, nicht die Fürsten sind es, welche an der Wiege der Renaissance gestanden, sondern es ist das mächtige Kaufherrngeschlecht der Medici, welches das neugeborne Kind aus der Taufe gehoben und ihm seinen Weg geebnet hat. Was ein Cosimo, ein Lorenzo der Erlauchte für die Entwicklung der neuen Cultur gethan, ist mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen. Diese hochsinnigen Männer, durchglüht von Begeisterung für das klassische Alterthum, benutzten ihre bis in den hohen Norden und den fernen Orient reichenden Handelsverbindungen, um Handschriften der antiken Schriftsteller zu ermitteln und zu erwerben; sie besoldeten Abschreiber und beriefen Gelehrte, um die humanistischen Bestrebungen zu pflegen und das Verständniß des klassischen Alterthums auszubreiten; sie begründeten eine der ersten Bibliotheken, die sie dem öffentlichen Studium zugänglich machten. In ihrem Garten bei S. Marco brachten sie das erste moderne Museum antiker Sculpturwerke zusammen und ermunterten die heranwachsenden Künstler, darunter den jungen Michelangelo, dort ihre Studien zu machen. Vor Allem aber war es der hohe, der Renaissancezeit eigne Sinn für monumentale Werke, welcher in den Mediceern sich mächtig regte. Die Leidenschaft jener Zeit für Bücher, Bauten und Bilder kam in ihnen zum gewaltigen Ausdruck. Von Brunellesco, Donatello und Fra Filippo bis auf Lionardo und Michelangelo hat es kaum einen florentinischen Künstler gegeben, der nicht durch die Medici Förderung gefunden hätte. Man berechnete, daß die Familie in wenig mehr als dreißig Jahren für Bauten und andere öffentliche Zwecke über 663,000 Ducaten ausgegeben habe. Wohl nie ist ein Privatvermögen in so hochherziger Gesinnung zum öffentlichen Besten verwendet worden. Und dabei wußten die Medici vorsichtig dem Neid ihrer Mitbürger auszuweichen, denn als Brunellesco für Cosimo das Modell eines großartigen Palastes hergestellt hatte, verwarf dieser den Plan, um nicht durch die Größe und

Pracht des Baues Anstoß zu geben. Der Künstler zerstörte im Zorn sein Modell, und Michelozzo erhielt den Auftrag, in bescheideneren Verhältnissen einen Palast zu errichten. Es ist der heutige Palazzo Riccardi, für welchen Donatello den plastischen Schmuck ausführte, während Benozzo Gozzoli die Kapelle mit seinen köstlichen Fresken schmückte. Brunellesco aber baute für die Medici die anmuthige Badia von Fiesole und die stolzen Säulenhallen von S. Lorenzo mit seiner edlen alten Sakristei, welcher später die neue Sakristei mit den Grabmälern Michelangelo's gegenübergestellt wurde.

Schon im 14. Jahrhundert hatte der Wetteifer der italienischen Städte eine Reihe großartiger Kirchen und Profanbauten entstehen lassen, in welchen der gothische Stil des Nordens in einer den südlichen Anschauungen entsprechenden Weise umgestaltet wurde. Die kühne Weite der Gewölbspannungen, wie sie die Dome von Siena, mehr noch von Florenz, S. Petronio zu Bologna, der edle Dom zu Como zu erkennen geben, deuten auf den stolzen Sinn ihrer städtischen Erbauer. Auch die feierlichen Marmorhallen des Doms zu Mailand sind, wie wir neuerdings erfahren haben, nicht durch die Initiative des Gian Galeazzo Visconti, sondern durch den Unternehmungsgeist der Stadtgemeinde errichtet worden. Und hier erkennt man wieder an der von deutschen Vorbildern abhängigen Grundriß- und Formbildung den in die Weite strebenden Sinn einer Handelsstadt, die aus der Ferne das Beste herbeiholt und in kosmopolitischer Denkweise auch die fremde Form nicht verschmäht. Wie wir Venedig sich nach dem Orient wenden sahen, so richtet Mailand sein Augenmerk nach dem Norden. Die Bolognesen aber hatten, um S. Petronio zur größten Kirche der Christenheit zu machen, ein ganzes Stadtviertel mit einer Anzahl kleinerer Gotteshäuser abgerissen: so mächtig herrschte schon damals der wetteifernde Monumentalsinn dieser Stadtgemeinden.

Diese künstlerische Gesinnung steigerte sich nun in der Epoche der Renaissance zur höchsten Energie, angefacht von dem jener Zeit ganz besonders eigenen Ruhmessinn. Nicht blos die einzelnen Städte, sondern in derselben Stadt die einzelnen Bürger, Familien, Zünfte und andere Genossenschaften wetteifern in künstlerischen Unternehmungen, dem von den Medici gegebenen Beispiel folgend. Die Architektur kehrt, von der humanistischen Gesinnung der Zeit getrieben, zum klassischen Alterthum zurück, dessen edle Formen sie mit freier Genialität für die Forderungen ihres religiösen und profanen Lebens verwerthet. Es entstehen jene Paläste, öffentliche Hallen, Kirchen Kapellen, Spitäler, kurz die unzählbare Mannigfaltigkeit öffentlicher und privater Werke, welche Majestät mit Anmuth in unnachahmlicher Weise verbinden. Neben der Architektur schwingt sich besonders die Malerei zu neuer Durchbildung und hoher Blüthe auf. Es ist gewiß bezeichnend, daß sie, so lange ihr Hauptsitz in Florenz bleibt, einen gewissen schlichten Naturalismus, eine gemäßigt bürgerliche Anschauung, fern von idealem Schwung behauptet. Die Madonnen sind einfache bürgerliche Frauen und Jungfrauen, und die Geburt der Maria oder des Johannes wird meist, wie in den herrlichen

Fresken Ghirlandajo's, zu gemüthlichen Schilderungen einer florentinischen Wochenstube der Zeit benutzt. Auch der realistische Sinn, der die Wirklichkeit bis in's Einzelne des Zeitcostüms und der häuslichen Umgebung zu schildern liebt, muthet uns als bürgerliche Grundstimmung an. Erst in der folgenden Epoche sollte unter den Händen der größten Meister an den Höfen zu Mailand und mehr noch in Rom die Malerei sich zu höheren Anschauungen, zu einem freieren Idealstil erheben. Mit ihr wetteifert in bewegter Fülle und Vielseitigkeit der Darstellungen die Plastik, die nicht so ausschließlich von der Antike beherrscht wird, daß sie nicht ebenfalls dem realistischen Zuge der Zeit folgen sollte.

Was in Florenz entstanden war, wird wie ein neues Evangelium der Kunst durch ganz Italien verbreitet und von den zahlreichen Fürstenhöfen, namentlich aber von den Päpsten, zu glänzender Wirksamkeit berufen. Beachtenswerth ist aber, daß mit dem Aufkommen dieser fürstlichen Kunstpflege die florentinische Kunst allmählich erlischt; wie einst in Athen, so war sie hier an die freie Existenz eines republikanischen Bürgerthums geknüpft, und als die Medici im Herrscherpurpur zurückkehrten und der Stadt nach vergeblichem elfmonatlichen Kampf um Behauptung der Unabhängigkeit aufgezwungen wurden, vermochte die einst so mächtige florentiner Kunst nur noch einen kümmerlichen Nachsommer zu entfalten. Nur Venedig war neben Florenz der Ort, wo die Kunst eines republikanischen Gemeinwesens eine Freistatt fand. Die glänzende Handelsstadt war zwar von ihrer politischen Machtstellung bedeutend herabgestiegen; aber in ihren marmorstrahlenden Palästen mit den offenen Loggien, die in der dunklen Fluth des Canal grande so zauberisch wiedergespiegelt werden, mehr noch in der glühenden Farbenpracht der Gemälde eines Giovanni und Gentile Bellini, Carpaccio, Giorgione, Tizian ebt die alte berauschende Prunkliebe eines orientalisch angehauchten Culturlebens in verklärter Schönheit wieder auf, und die Devotion eines durch die herrschende Aristokratie in strenger Unterordnung gehaltenen Volkes hat ihre Freude an dem malerischen Schimmer üppig decorirter Kirchen.

Etwas später als Venedig kommt die Nebenbuhlerin der Markusrepublik, das stolze Genua, zu einer selbständigen Kunstblüthe. An den Namen des großen Andrea Doria, dessen Palast mit seinen Säulenhallen und Fresken, noch mehr vielleicht durch die herrliche Lage am Meere, die Bewunderung erregt, knüpft sich der Aufschwung zur höchsten Blüthe. Der fürstliche Stolz dieser Kaufmannsaristokratie spricht sich nachdrücklich in den Palästen der Via Nuova aus, die mit ihren großartigen Vestibulen, den weiten hallengesäumten Treppen- und Hofanlagen eine majestätische Schönheit und festliche Stimmung erreichen, welche der gesammten Palastarchitektur eine neue Richtung geben sollte. Noch im 17. Jahrhundert sind es dann Rubens und Van Dyck, die den fürstlichen Kaufherren durch ihre glänzende Kunst zu dienen suchen.

Um dieselbe Zeit, als in Florenz die Erneuerung der gesammten Kunst sich vollzog, erlebte Flandern eine nicht minder durchgreifende Umgestaltung

seiner Malerei. Auch hier sind es die großen Handelsstädte, Brügge und Gent, von welchen das Streben nach lebensvollem Naturalismus seinen Ausgang nimmt. Es ist vielleicht noch niemals genügend betont worden, welchen Antheil der kaufmännische Geist an der Entwickelung des modernen Realismus genommen hat. Geschlechter, die in ruhigem Genügen und im stillen Geleise des Alltagslebens hindämmern, verfallen gern in herkömmliche Gebräuche und Anschauungen, ohne Bedürfniß nach neuen Formen. Wer aber auf weiten Fahrten mit dem offenen, auf Erwerb und Vortheil gerichteten Blick fremde Länder und Völker aufzufassen gewohnt ist, dem schärft sich das Auge für prüfende, unterscheidende Betrachtung; es erwacht in ihm der Sinn für die Wirklichkeit der Dinge mit ihrem mannigfaltigen Reiz. So entstand auch in den Flandrern des 15. Jahrhunderts ein mächtiger Hang zum Realismus. Auf den Straßen und Märkten der flandrischen Städte begegneten sich in ihren mannigfaltigen Trachten und Physiognomien alle Völkerschaften des Abendlandes und des Ostens, Engländer, Skandinavier und Sarmaten, Franzosen, Spanier, Italiener; nicht minder die Orientalen in ihren phantastischen Kostümen. Wir sehen noch jetzt auf den Bildern der flandrischen Maler, wie diese bunte Mannigfaltigkeit auf ihre Phantasie gewirkt und sie zu künstlerischer Nachbildung gereizt hat. Unter solchen Eindrücken erblühte die Kunst eines Hubert und Jan van Eyck, die noch in treuherziger Weise an den alten religiösen Anschauungen festhält, aber den offenen Blick in's Leben, in das vielgestaltige Menschendasein und den Zauber einer frühlingsfrischen Natur damit verbindet. Wohl hat der prachtliebende burgundische Hof diese Kunst alsbald in seinen Dienst genommen, wie denn Jan van Eyck zum Hofmaler und „varlet de chambre“ ernannt wurde; aber aus dem flandrischen Bürgerthum ist sie in aller Macht und Herrlichkeit emporgestiegen, und das gewaltige Hauptwerk, der berühmte Genter Altar, größtentheils jetzt im Berliner Museum und nur in den Haupttafeln noch am alten Ort, in S. Bavo zu Gent, verdankt einem bürgerlichen Stifter, dem Jodocus Vyts und seiner Gemahlin Lisbetta, seine Entstehung.

Während so die Malerei aus der mittelalterlichen Ueberweltlichkeit in die frische Weltwirklichkeit umschlug, verharrte aber, merkwürdig genug, im ganzen Norden die Architektur noch streng in den Bahnen des gothischen Stiles. Von der Zähigkeit, mit welcher an diesem namentlich in den bürgerlichen Kreisen festgehalten wurde, giebt es keinen schlagenderen Beweis, als die Menge von Kirchen und Rathhäusern, die bis in's 16. Jahrhundert hinein in gothischen Formen errichtet wurden. Allein man empfindet an allerlei decorativen Spielereien, am Ueberwuchern phantastischer Zierformen, die selbst an den Gewölben ihr Spiel treiben, daß der Ernst des Stiles vergessen war, daß sein constructives System sich lockerte, daß man instinctiv fühlte, wie wenig seine Ausdrucksweise der umgewandelten Zeitstimmung entsprach. Und Aehnliches bieten auch die Werke der Sculptur, die namentlich in Deutschland in unzähligen, glänzend ausgeführten Holzschnitzereien eine über-

strömende Kraftfülle verräth. In diesen Arbeiten verbindet sich mit einem staunenswerthen technischen Geschick das unverkennbare Streben, mit der Malerei zu wetteifern, ja, sie wo möglich an greifbarer Lebendigkeit zu überbieten. Namentlich die Scenen der Passion, welche das tief erregte Volksgemüth überall in den Bühnendarstellungen der Passionsspiele sich selber vorführte, werden mit sichtlicher Vorliebe auch an die Altäre übertragen, durch scharfen dramatischen Ausdruck, prägnante Charakteristik, malerische Zeitkostüme und reiche Vergoldung und Farbenpracht dem derb bürgerlichen Sinne nahe gebracht.

Je mehr aber diese verschiedenen Kunstrichtungen sich neben einander geltend zu machen suchten, desto klarer mußte man erkennen, daß die gothische Architektur mit diesem energischen Realismus nicht länger Hand in Hand zu gehen vermochte. Kein Wunder daher, daß die Renaissance aus dem Süden sich alsbald Eingang nach dem Norden verschaffte. Hatte dieser einst Italien die Gothik gegeben, die dort freilich durchgreifend umgestaltet wurde, so brachte dieses dafür den cisalpinischen Ländern seine neue klassische Architektur, die allerdings dort nicht minder entscheidende Umwandlungen erfuhr. Am rascheiten nahm das bewegliche, zu Neuerungen stets aufgelegte Frankreich die Renaissance auf, und schon bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts wendet der treffliche Miniaturist Jean Fouquet, Ludwigs XI. Hofmaler, die Formen, nicht etwa der oberitalienischen, sondern der strengeren florentinischen Renaissance in seinen zierlich ausgeführten Bildern an. Aber in Frankreich ist und bleibt die neue Kunst an den Hof und die höfischen Kreise geknüpft, und die französischen Könige und ihre Großen, namentlich Georg von Amboise, sind es, welche die Renaissancekunst nach Frankreich verpflanzen und durch Berufung namhafter italienischer Meister dort einbürgern. Dort also haben wir — und so bleibt es über drei Jahrhunderte lang — eine ausschließlich höfische Kunst, deren einzelne Epochen die Franzosen ganz zutreffend mit den Namen ihrer Könige bezeichnen.

Welch anderes Bild bietet uns Deutschland! Hier geht die Renaissance einzig und allein von bürgerlichen Kreisen aus. Die süddeutschen Handelsstädte Augsburg und Nürnberg sind es, welche sie zuerst aufnehmen und in kräftigem wetteifernden Antriebe ausbilden. Hier vor Allem wird es klar, wie viel der kaufmännische Geist für die Aufnahme der fremden Form gewirkt hat. Die lebhaften Beziehungen jener beiden großen Handelsstädte zu Oberitalien, namentlich zu Venedig, wie treten sie uns so anschaulich in Dürer's Briefen an Pirckheimer entgegen! Lange hatte das am Althergebrachten mit Pietät haftende deutsche Volk die alten ausgelebten gothischen Formen festgehalten; jetzt aber bricht sich, von den humanistischen Studien angefacht, auf's Nachdrücklichste aber von den bürgerlichen Kreisen der reichen, weltbewanderten Kaufleute gepflegt, die Renaissance Bahn. Wie sehr in diesen hochgebildeten Handelsherren die Liebe zur Kunst damals sich regte, erkennen wir aus Werken wie Adam Kraft's Sacramentsgehäuse, Peter Vischer's

Sebaldusgrab und Fuggergitter, Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer, Dürers Dreifaltigkeitsbild für das landauer Brüderhaus und seinem Altarwerk für den Kaufherrn Jakob Heller von Frankfurt. Und wie rührend klingt uns aus Dürer's Briefen an den Besteller die Bitte um ein „Trinkgeld" für seine Hausfrau, und der Dank, den er dann für die erhaltene „Verehrung" ausspricht, der noch ein Trinkgeld von zwei Gulden für den jüngeren Bruder des Meisters beigefügt war! Wenn auch im Laufe der Zeit die deutschen Höfe zu Stuttgart, Heidelberg und München, zu Darmstadt, Kassel, Dresden, Berlin, zu Prag und Wien die Renaissance bereitwillig aufnehmen: ihren Ausgangspunkt hat sie doch bei uns von bürgerlichen Kreisen genommen; unsere großen Künstler, ein Holbein, Dürer, Vischer und so manche andere haben sie ausgebildet, unsere mächtigen Handelsstädte sie mit Vorliebe gepflegt.

Und hier tritt nun der profane Charakter der neuen Cultur deutlich zu Tage. In Italien hatte die Renaissance auch die umfassendsten kirchlichen Aufgaben gefunden; in Deutschland, wo sie mit der Reformation zusammen trifft, wird sie in erster Linie weltliche Kunst. Die Kirche hat ihr nur in einzelnen Fällen auch Aufträge zu bieten. Ihr erwächst nun vor Allem die Aufgabe, das ganze Leben künstlerisch zu verklären, seine profanen Bedürfnisse durch die Macht der Phantasie zu adeln. So kommt es, daß die profane Architektur mit den sie begleitenden Kunstgewerben die freie Plastik und die selbständige Malerei in zweite Linie zurückdrängt. Der Bürger sucht vor Allem sein Wohnhaus zu einem Sitz traulichen Behagens zu machen. Nach außen minder prunkvoll, aber durch hohe geschweifte Giebel, vorspringende Erker und Treppenhäuser reich bewegt, entfaltet es seinen Reiz hauptsächlich im Innern. Die getäfelten Wände mit ihren schön gegliederten Eintheilungen und Füllungen, die prächtig geschnitzten Decken, die glasirten Oefen mit ihren Figuren und Geschichten, die bunte Pracht der Glasgemälde in den Fenstern, endlich der mannigfache Hausrath, das blinkende Zinn, Erz und Silber, die Truhen, Schränke und Büffets, das Alles stimmt zu einem köstlichen und tief gesättigten Farbenaccord zusammen. Noch glänzender erheben sich in einzelnen Fällen die palastähnlichen Häuser großer Kaufherren, wie der Fugger, von deren marmorgepflasterten Sälen, kunstreichen Kammern und Cabineten, von deren statuengeschmückten mit Springbrunnen ausgestatteten Gärten die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen.

In der That scheint im Anfang der Epoche fast alle höhere Bildung sich auf die bürgerlichen Schichten zu beschränken; in den adligen Kreisen und selbst an den Höfen herrscht vielfach noch als Erbe des Mittelalters jene rohere Sitte, welche schon Aeneas Sylvius in Deutschland antraf, und von der uns die Chronisten gar manche Schilderung hinterlassen haben. Wir wollen nur an die Aufzeichnungen des edlen schlesischen Ritters Hans von Schweinichen erinnern, der mit seinem Herrn, Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, jenen merkwürdigen Zug durch Deutschland machte, auf welchem der

heruntergekommene Fürst bei seinen Standesgenossen, aber auch bei städtischen Magistraten, Fürsten und Adligen in naiver Unbefangenheit auf den Bettel auszog und nicht unzufrieden war, wenn man sich durch eine Summe mit ihm und seinem zahlreichen Troß abzufinden suchte. Schweinichens Tagebuch giebt uns überraschende Aufschlüsse über das Leben in seinen Kreisen. „Des Morgens“, so berichtet er, „wenn man aus dem Bette aufgestanden, ist das Essen auf dem Tisch gestanden und gesoffen worden bis zur rechten Mahlzeit, von da wieder bis zur Abendmahlzeit. Welcher nun reif war, der fiel abe“. Diese Lebensweise wiederholt sich an den verschiedenen fürstlichen und adligen Höfen, und Schweinichen verzeichnet wie ein sorgsamer Haushalter alle mehr oder minder „starke Räusche“, die er sich während seines ganzen Lebens getrunken, in seinem Tagebuche. Originell ist die Schilderung von einem Bankett, welches seinem Herrn zu Augsburg im Fuggerhause gegeben wird, dessen fürstliche Pracht den schlesischen Landjunker in Staunen setzt. „Das Mahl“, so erzählt er, „war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ginge. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen, venezianischen Gläsern. Nun gab Herr Fugger seiner fürstlichen Gnaden einen Willkomm, ein künstliches Schiff von venezianischem Glas. Wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen aus, falle mitten im Saal auf den Rücken und gieße mir den Wein auf den Hals; das neue roth damastische Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schande, aber auch das schöne Schiff zerbrach in tausend Stücke. Es geschah jedoch ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein einziges Mal, auch im Tanze nicht“. Aber selbst ein weitgereister Weltmann wie Michel de Montaigne rühmt die Schönheit der Stadt, wie er denn überhaupt die deutschen Städte, wegen der Sauberkeit ihrer Straßen und Plätze und des Reichthums ihrer Bürgerhäuser an köstlichem Hausrath den französischen voranstellt. Besonders preist er den Palast der Fugger mit seinen prächtigen Sälen, wie er nie so schöne gesehen, sowie ihre Gärten mit den Springbrunnen und Lusthäusern. Ein andrer Berichterstatter jener Tage schildert die Häuser der Fugger „mit ihren gewölbten Säulengängen, den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Cabinette des Herrn, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes, als der übrigen Zierrathen und der Pracht seines Bettes das allerschönste ist. Das Innere schmücken treffliche Gemälde, besonders aber viele und große Denkmale des Alterthums, in einem Zimmer eherne und gegossene Bilder und Münzen, im andern steinerne, darunter einige von kolossaler Größe“. Die reiche Vertäfelung der Wände, die vergoldeten Decken, die bunten Labyrinthe von eingelegter Arbeit auf den Fußböden, die Gärten mit ihren seltenen ausländischen Pflanzen, ihren Blumenbeeten und Bäumen, den reich ausge-

malten Lusthäusern und den Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind, erregen Staunen. „Mir gefielen", setzt der Berichterstatter hinzu, „die königlich französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut". Auch am Niederrhein wird ähnliche Pracht in den Häusern der großen Kaufleute bezeugt; bei einem Kölner Handelsherrn zeigte man den Gästen neben dem Saal die Garderobe mit dem an zwei Wänden, von unten bis an die Decke reichenden, auf 30,000 Ducaten geschätzten Silbergeschirr, „wie denn die Kölner sonderlich mit dem Silbergeschirr prangen". Dagegen wird in andren Dingen den Oberdeutschen der Vorrang in der Ueppigkeit zugestanden, denn erfahrene Männer wundern sich darüber, daß die Augsburger Frauen jeden Tag ein Bad nehmen, und der Oberstallmeister des Kaisers meint, die oberdeutschen Frauen müßten es wohl nöthiger haben und weniger sauber sein, als die brabantischen und niederdeutschen, „die nur ein- oder zweimal im Jahre baden".

Man sieht aus alledem, daß die bürgerlichen Kreise an allgemeiner Cultur und künstlerischer Bildung den adligen damals weit vorausgeeilt waren. Dies Verhältniß spiegelt sich in unserer ganzen damaligen Kunst. Nicht blos zahlreiche Werke der Malerei und Plastik, auch die köstlichen Arbeiten des Grabstichels und des Holzschnitts sind für die bürgerlichen Kreise vornehmlich geschaffen worden. Während in Italien die große monumentale Kunst mit ihrem vornehmen Gepräge die Production beherrscht, strömt eine unerschöpfliche Fülle künstlerischer Phantasie bei uns in jene unscheinbareren Erzeugnisse aus, die man wohl als volksthümliche, um nicht zu sagen demokratische, bezeichnen darf. Für Kirchen und Paläste vornehmlich arbeitet die Kunst in Italien; für das trauliche Familienzimmer des Bürgerhauses größtentheils die deutsche. Und auch in Form und Inhalt wirkt diese Sphäre auf unsere Meister ein; das Charaktervolle, dabei doch vielfach spießbürgerlich Verzwickte in den Gestalten Schongauers und Dürers, selbst wo es Scenen der heiligen Geschichte gilt, ist ein derb demokratischer Protest gegen die ideale Hoheit der mittelalterlichen Kunst, aber zugleich ein unerschöpflicher Quell von gemüthlicher Innigkeit und Frische der Empfindung.

Und nun schickt sich das deutsche Bürgerthum denn auch an, die öffentlichen Monumente mit dem vollen Glanz der neuen Kunstweise auszustatten. Wer die Rathhäuser, Kaufhallen, Zunfthäuser und alle die anderen Gebäude der städtischen Verwaltung, die Schulen, Spitäler, Festungswerke unserer deutschen Städte kennt, der weiß, welch edler Wetteifer etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts überall gewaltet und Werke eines eigenartigen charaktervollen Stils hervorgebracht hat. Die malerische Wirkung des Rathhauses zu Rothenburg mit seiner luftigen Loggia, die stattliche Anlage der Rathhäuser zu Nürnberg und zu Augsburg, letzteres mit seinem goldenen Saal ein Nachklang italienischer Eindrücke, die energischen und charaktervollen Rathhäuser zu Schweinfurt, Tübingen, Gernsbach und so manche andere süddeutsche Bauten der Zeit beweisen, wie mannigfaltig die

deutschen Architekten diese Aufgaben zu gestalten wußten. Aber fast noch glänzender entfaltet sich der städtische Profanbau an den norddeutschen Monumenten. Wer kennt nicht die elegante Rathhaushalle zu Köln, die überwältigende ornamentale Pracht des Rathhauses zu Bremen, dessen glänzender Saal mit seinen üppigen Holzschnitzereien nur noch überboten wird von den köstlichen Arbeiten, welche Lüneburg durch Meister Albert von Soest in seinem Rathsaal ausführen ließ. Und in diesem Raum bewahrte man bis vor Kurzem den herrlichen Silberschatz, die Stiftung patriotischer Bürger aus den stolzen Zeiten der Stadt, die der von seiner Höhe längst herabgesunkene Ort froh war, neuestes an das Berliner Gewerbemuseum verkaufen zu können. Um dieselbe Zeit fügte damals Lübeck seinem Rathhause die prächtige Renaissancefaçade hinzu, Danzig aber stattete sein altstädter Rathhaus mit reicher Zier innen und außen, namentlich mit dem graciösen Glockenthurm aus, errichtete das rechtstädtische Rathhaus, das Zeughaus und die imposanten Festungsthore, sämmtlich Wahrzeichen des Einflusses niederländischer Kunst, die damals die nordischen Städte bei uns ebenso beherrschte wie die italienische unsern Süden.

Wir schöpfen nur einige Tropfen aus dem Meere dieser großen Cultur; eine Wanderung durch unsere deutschen Städte zeigt auf Schritt und Tritt, wie kraftvolle Wogen dieselbe geschlagen hat: Danzig und Lübeck, Nürnberg und Augsburg, Braunschweig, Hildesheim, Halberstadt, Münster, Lemgo und so viele andere sind noch jetzt lebendige Zeugnisse jenes bürgerlichen Geistes, der sich in freiem Behagen gehen ließ. Die weitere Entfaltung desselben, mit einem starken Beigeschmack demokratischer Sinnesweise finden wir sodann in den Niederlanden. Zwar im südlichen Theile des Landes, in Brabant wußten Alba's blutige Maßregeln jede freiheitliche Bewegung niederzuschlagen und den Despotismus Spaniens und des jesuitisch gewordenen Katholicismus wieder aufzurichten; Verhältnisse, die sich dann in einer üppig emporschießenden specifisch kirchlichen Kunst aussprechen, als deren höchster Ausdruck die machtvollen Altarbilder von Peter Paul Rubens dastehen. Dagegen kämpften die nördlichen Provinzen mit zäher Ausdauer den Unabhängigkeitskampf und eroberten für Holland das kostbare Doppelgut politischer und religiöser Freiheit. In kühnen Unternehmungen breitete zugleich das Land seinen Handel und seine Macht in überseeischen Besitzungen aus, und der Reichthum der großen Handelsstädte, an der Spitze Amsterdam, förderte alsbald eine Kunstblüthe, die man als schärfsten Ausdruck des germanischen Realismus und bürgerlichen Unabhängigkeitssinnes bezeichnen muß.

Diese holländische Kunst ist ganz weltlich; das calvinistische Bekenntniß verschloß ihr die Pforten der Kirche, und wenn Meister wie Rembrandt dennoch biblische Stoffe des alten und neuen Testamentes behandelten, so geschah es in jenem streng protestantischen Sinne, der mit seinem Gebet sich in das stille Kämmerlein einschließt und ohne Vermittlung dem Herrn zu nahen sucht. Die Innigkeit und Anspruchslosigkeit dieser Schöpfungen, die

vor Allem in den Radirungen des großen Meisters sich darlegt, ist geistesverwandt den ähnlichen Arbeiten Dürer's, als dessen Nachfolger und Fortsetzer Rembrandt erscheint; auch darin, daß beiden großen Künstlern das Element des Charakteristischen, Empfindungsvollen weit mehr als das einer höheren Frauenschönheit eigen ist. Aber der Hauptnachdruck dieser Kunst liegt doch darauf, daß sie zum ersten Male mit rücksichtsloser Energie sich der bloßen Wirklichkeit überliefert, ideale Stoff- und Formenwelt abweist und in der tüchtigen Ausprägung eines scheinbar alltäglichen Daseins ein neues Gebiet für die Kunst erobert. Ihre Religion ist die Verherrlichung des einfachen Menschenlebens, die Schilderung realer Existenzen, die Darstellung der Zeit- und Landesgenossen im Ernst ihrer Berathungen, wie in der gehobenen Stimmung ihrer Festmahle oder in dem kriegerischen Feuer ihrer Schützenauszüge. So entstehen jene „Schützen- und Regentenstücke", die an charaktervoller Wucht der Erscheinung und malerischer Freiheit der Schilderung einen Höhepunkt in der Geschichte der Malerei bezeichnen. Jede Stadt ha darin ihre Meister: Delft seinen Miarevelt, der Haag seinen Ravesteyn, Harlem den mächtigen Frans Hals, dessen acht große Bilder im Stadthause daselbst seine ganze Entwicklungsgeschichte durch fast ein halbes Jahrhundert erzählen Dazu gesellen sich Thomas de Keyzer, namentlich aber die großen Rivalen Bartholomäus van der Helst und Rembrandt, deren beider Hauptbilder im Museum zu Amsterdam einander gegenüber hängen, jeden in seiner eigenthümlichen Bedeutung repräsentirend: van der Helst in der unergründlich treuen Sorgfalt realistischer Detailausführung, Rembrandt in der fast dämonischen Poesie seiner Lichteffecte.

Dieselbe Freude an der bloßen täglichen Existenz treibt denn auch jene Gattungsbilder hervor, welche den Menschen in seiner Umgebung in scheinbar trivialen Zuständen vorführen, denen aber durch die Feinheit der Auffassung und die höchste malerische Vollendung das Bürgerrecht im Reiche der Kunst gewonnen wird. Vornehmlich sind es die Zustände eines verfeinerten Culturlebens, wie es den reichen Handelsstädten geläufig war, welche von Künstlern wie Teruch, Gerard Dou, Metzbor, den beiden Mieris, Netscher und anders bald mit Eleganz, bald mit gemüthlichem Behagen geschildert werden. Als Gegensatz dazu findet auch der Sinn für die Komik derb bäuerlichen Treibens seine Bewährung in den lustigen Bildern eines Teniers, den täppischen Schilderungen eines Ostade, den wilden und tollen Erfindungen eines Brouwer und den geistreichen novellistischen Scenen eines Jan Steen. Weiterhin wird da ganze Naturleben, von der Landschaft und dem Seestück bis zu den Blumen und Fruchtstücken, mit höchster malerischer Feinheit geschildert und so zum ersten Mal an die Stelle kirchlicher Andacht die Naturandacht, die Freude an der Schöpfung, die Poesie der Diesseitigkeit im Contrast zu der des Jenseits zur Herrschaft erhoben. So erobert diese bürgerliche Kunst von de Grundlage eines scheinbar nüchternen Realismus aus das Universum.

Das Gediegene und Tüchtige der holländischen Kunst empfängt eine

noch schärfere Beleuchtung, wenn man mit ihr die gleichzeitigen Franzosen in Parallele stellt. Wie schon früher war es auch jetzt, nur noch mehr als jemals zuvor, das höfische Leben, welches der Kunst die Impulse gab. Wir wollen die großen Talente, welche die französische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat, nicht herabsetzen; sie standen wie jede Kunst im Bann ihrer Zeit und Umgebung; sie thaten wie jede andere, was sie nicht lassen konnten, und waren der treue Spiegel des Lebens, das sie trug und ihnen die Aufgaben stellte. Sie mußten daher unter Ludwig XIV. pomphaft und prahlerisch aufgebauscht, unter Ludwig XV. kokett, üppig und buhlerisch werden. Die bürgerlichen Kreise kamen dabei nicht in Betracht, das Volk hatte keinen Theil daran. Der gleißende, tänzelnde Hofmann war Alles, der Bürger Nichts. Und wie dieses französische Zerrbild der Cultur vor Allem nach Deutschland übertragen und an den vielen Höfen weltlicher und geistlicher Herren im Wetteifer nachgeäfft wurde, das ist zu allgemein bekannt, als daß wir weiter darauf einzugehen hätten. Und dies Alles geschah in einem Lande, dessen Hilfsquellen auf's Tiefste erschöpft waren. Denn der dreißigjährige Krieg, dessen Gräuel der Simplicissimus mit so ergreifenden Zügen schildert, hatte die in der Epoche der Reformation und der Renaissance so fröhlich aufgeblühte Cultur auf's Tiefste zerrüttet und einen ökonomischen Verfall herbeigeführt, der mit der sittlichen Verwilderung gleichen Schrit, hielt. Aus den kräftigen Bürgerschaften der früheren Zeit war ein kümmerliches Geschlecht von Unterthanen geworden, die unter dem doppelten Druck eines brutalen Polizeiregiments und höfischer Willkürherrschaft zitterten. Kein Hauch von frischer Lebensluft, nur schwüle Treibhausatmosphäre weht uns aus jenen Tagen an.

Und auf der morschen Grundlage dieser zerrütteten Zustände erhebt sich der luftige Bau fürstlicher Allmacht mit seiner schamlosen Maitressenwirthschaft, seinen luxuriösen Schlössern, Theatern und Lusthäusern, aus deren üppigen Schnörkeln und buhlerischen Gemälden uns das „après nous le déluge“, vernehmlich entgegenkichert. Französische und italienische Hofkünstler, von den Architekten, Decorateuren, Malern, Stuckatoren, Tapezieren bis zu den Tänzerinnen und Sängerinnen, die mit den Beinen ihre Triller und mit den Kehlen ihre Pirouetten schlagen, dienen dem fürstlichen Uebermuth jener Gesellschaft, und wenn auch einzelne tüchtige einheimische Künstler hier und da auftauchen: die deutsche Kunst im Ganzen und Großen ist so gut wie erstorben. Nur der liebenswürdige Chodowiecki beweist uns in seinen kleinen zierlichen Blättern, daß der solide Bürgerstand mit seinen ehrbaren Sitten und seinem gemüthlichen Stillleben noch vorhanden ist. Und aus diesen Kreisen gehen dann auch die Männer hervor, welche einen neuen idealen Aufschwung des Lebens anbahnen. Zuerst ist es die Musik, in der das deutsche Volksgemüth seine Befreiung vom Joch niedriger Alltäglichkeit gewinnt; dann folgt die Reihe der großen Dichter und Denker, die dem Geistesleben der Nation den höchsten idealen Ausdruck geben.

Um aber aus den verrotteten Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft zu einer völligen Erneuerung zu kommen, bedurfte es einer bis zum tiefsten Grunde dringenden Umwälzung, wie sie die französische Revolution der Welt brachte. Wie man sich immer mit Abscheu von ihren blutigen Ausschreitungen abwenden mag: in der Befreiung des dritten Standes von hundertjährigen Fesseln brachte sie der Welt eine der größten Segnungen. Seitdem haben wir wieder eine bürgerliche Cultur, und welche Schattenseiten dieselbe auch mit sich führen mag, wir dürfen darum an ihrem Fortschreiten zum Höheren nicht irre werden. Dies bürgerliche Element giebt sich auch in der heutigen Kunst zu erkennen. Wie der Sinn für dieselbe sich in immer weiteren Kreisen verbreitet hat, so ist sie in natürlicher Consequenz stets bürgerlicher geworden, wobei sie die Klippen einerseits des Hausbackenen, andererseits des Plebejischen freilich nicht vermieden hat. Der demokratische Zug unserer Zeit macht sich nicht immer angenehm fühlbar, aber er ist auch in der Kunst nicht abzuleugnen. In den beiden letzten Jahrhunderten waren es neben den Fürsten die hohen Adelsgeschlechter, deren Kunstliebe sich in glänzenden Sammlungen offenbarte. Die alten Familien sind großentheils herabgekommen, ihre Sammlungen verkauft und zerstreut worden. Der Bankherr und der Fabrikant hat sich an ihren Platz geschwungen und nimmt die erste Stelle ein; die großen Handelsstädte stehen an der Spitze der Bewegung, und die Residenzen haben nur da noch eine Bedeutung, wo sie zugleich Handels- und Fabrikplätze geworden sind.

Der letzte große fürstliche Mäcen war König Ludwig von Baiern, der nach dem hohen Fluge seiner Phantasie eine Kunst in München erstehen ließ, die in ihrem kühnen Idealismus freilich sich um die niedere Wirklichkei wenig kümmerte und den Zusammenhang mit dem Leben eher mied als suchte. Darum ist gerade in München der Umschlag in den Realismus, und zwar in einen oft sehr platten, schroffer erfolgt als anderswo.

Heute sind es die Fürsten der Börse, der Fabriken und des internationalen Tauschverkehrs, die ihren Reichthum durch Kunstpflege zu adeln suchen. Wenn auch häufig nur Eitelkeit und Ostentation sich dahinter verbirgt, so ist doch oft an echter Kunstliebe in diesen Kreisen nicht zu zweifeln. Am schönsten hat sie sich da bewährt, wo hochsinnige Männer des Bürgerstandes, die, bezeichnend genug, meistens dem Handel angehörten, aus ihren Sammlungen öffentliche Stiftungen machten und in weitherziger Weise ihre Mitbürger in den Mitbesitz ihrer Schätze einsetzten. In erster Linie nennen wir Johann Friedrich Städel, der seine kostbaren Kunstsammlungen nebst einem Vermögen von 1,300,000 Fl. seiner Vaterstadt Frankfurt vermachte, wo das Städel'sche Institut kürzlich durch einen glänzenden Neubau in eine neue Aera seines Wirkens eingetreten ist. In Köln stiftete Wallraff ebenfalls ein Kunstmuseum, welches neuerdings durch Richartz erweitert und glänzend ausgestattet wurde. In Leipzig legte Consul Schletter den Grund zu dem dortigen städtischen Museum, in Danzig stiftete Kabrun eine öffentliche

Gemäldesammlung und in Berlin gab die Schenkung des Consul Wagner den Anstoß zur Gründung der Nationalgalerie, die dem berechtigten Verlangen nach öffentlicher Vertretung der modernen Kunst Erfüllung brachte.

In anderen Städten, wo noch ein stärkerer Pulsschlag religiöser Empfindung sich bemerklich macht, sind es kirchliche Bauten, bei denen sich die Opferfreudigkeit auch des Bürgerthums wetteifernd bethätigt. Ein Beispiel bietet Stuttgart mit seinen in den letzten zehn Jahren entstandenen drei neuen Kirchen, neben deren Bau und Ausstattung auch die Ausschmückung der älteren Kirchen, namentlich mit Glasgemälden, aus den Kreisen des Bürgerthums lebhaft gefördert wurde. Und so dürfen wir wohl auf das schöne Wort Schiller's vom Kaufmann zurückgreifen:

„Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an".

Daß dies Gute auch das Schöne sei, wollte unsre Skizze darlegen.

Kuno Fischer.

Von

M. E. von Sosnowski.

— Posen. —

I.

Als ich im Jahre 1841 bei meinem Eintritt in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen zum ersten Male die Räume der Schule betrat und die Jugend nach beendigtem Unterricht aus den Classen hinausstürmen sah, erregte unter meinen neuen Mitschülern einer besonders meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Auf seiner wohlgebildeten Gestalt, die sich durch ihre lebhafte und energische Bewegung auszeichnete, mußte der Blick mit Interesse und Wohlgefallen ruhen. Sein offenes und heiteres Gesicht von interessantem Schnitt, sein kühn und fest blickendes Auge ließen eine sich mächtig entwickelnde Intelligenz errathen. Das blonde Haar fiel in langen, vollen Locken bis auf die Schultern herab.

So erschien mir damals Ernst Kuno Berthold Fischer.

Mehr noch als sein äußeres, war sein inneres Wesen geeignet, ein bleibendes Interesse an seiner Person zu erwecken.

Kuno Fischer wurde den 23. Juli 1824 in dem schlesischen Dörfchen Sandewalde (im Guhrauer Kreise) geboren, wo sein Vater damals Prediger war; seine Mutter (Charlotte, geb. von Corvin-Wiersbitzky,) starb in noch jugendlichem Lebensalter bald nach der Geburt dieses Sohnes, dessen älterer und einziger Bruder Paul die väterliche Laufbahn betrat und als Hofprediger und Consistorialrath in Stettin starb.

Auf den Wunsch und die Vorstellungen seines Oheims, der als Steuerbeamter in Posen lebte und wirkte, kam der zehnjährige Knabe in das hiesige, eben gegründete deutsche Gymnasium und blieb unter der väterlichen und häuslichen Obhut des Oheims, der die übernommenen Erziehungspflichten streng und

gewissenhaft erfüllte. Die Persönlichkeit dieses tüchtigen Mannes war durch ihre sehr markirte Erscheinung auch in den Kreisen der Mitschüler Fischers wohlbekannt. Noch in diesen Tagen hat mich einer derselben, jetzt Kaufmann in Posen, auf einige Züge aus Kuno Fischers Jugendleben aufmerksam gemacht.

Sein Vater war ein nur der idealen Sphäre des Lebens zugewandter Mann, dessen Beruf als Prediger seinen Neigungen und Gemüthsbedürfnissen vollkommen entsprach. Nach dem Tode seiner Gattin lebte er in tiefer ländlicher Zurückgezogenheit nur der Seelsorge seiner Gemeinde und der Erziehung seiner beiden Söhne mit aufopferungsfreudiger Liebe hingegeben. (Er starb, 83 Jahre alt, nachdem er als Superintendent seinen Abschied genommen und zu seinem Sohn nach Jena gezogen war, im Februar 1870.)

Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich annehme, daß Kuno Fischer heute noch es keineswegs bedauern wird, auf das Posener Gymnasium gekommen zu sein. Das neu gebildete Lehrercollegium, das aus frischen, ja aus einigen ganz vortrefflichen Kräften bestand, wirkte unter der sehr energischen und disciplinarisch strengen Leitung des Directors Wendt (dessen auch ich stets mit liebevoller Hochachtung gedenke), nach allen Seiten anregend und fördernd. Die methodische Strenge und Pünktlichkeit des Schulunterrichts mochte der an die gemüthlichen Verhältnisse seines Vaterhauses gewöhnte Knabe Anfangs recht unbequem und peinlich empfinden, doch bald durchdrang ihn völlig die in allen ihren Theilen systematisch gegliederte Schulordnung und schon in den Mittelclassen gehörte er zu den ausgezeichnetsten, und in den Augen der Lehrer hoffnungsvollsten Schülern. In den oberen Classen konnte seine hervorragende, allgemeine Befähigung recht klar hervortreten: er zeigte eine rasche und sichere Auffassung, ein entschiedenes, selbstständiges Urtheil, eine von Lehrern und Schülern anerkannte Rednergabe und eine große Empfänglichkeit für die Dichtkunst und die Schönheit ihrer Formen. Man glaubte daher allgemein, daß er sich später ganz diesem Gebiete zuwenden würde. Da die Schule durch ihren Lehrstoff für die directe Erweckung der Fähigkeit für die Philosophie wenig Gelegenheit bietet, so hatten wir, seine Mitschüler, ein besonderes Interesse für diese Wissenschaft bei ihm nicht wahrnehmen können. Seine Lehrer und näheren Bekannten waren daher überrascht, als sie hörten, daß er sich gänzlich dem Studium der Philosophie gewidmet und dieselbe zu seinem Lebensberufe gewählt habe.

Zu Ostern 1844, nach abgelegter Maturitätsprüfung, ging Kuno Fischer nach Leipzig, um Philologie und Theologie zu studiren. Das Vorbild seines Vaters hatte früh schon in ihm den Wunsch erregt, Prediger zu werden, und es ist ihm schwer gefallen, diesem Wunsch zu entsagen.

Nach dem ersten Semester siedelte er nach Halle über, wo er bis zur Beendigung seiner Studien blieb und die Anregungen fand, die er bedurfte und suchte. Neben theologischen und philologischen hörte er philosophische Vorlesungen und fühlte sich durch die letzteren, namentlich durch den Einfluß,

den Erdmann und Schaller auf ihn ausübten, zum Studium der Philosophie so lebhaft hingezogen, daß er von jetzt an ihr vorzugsweise seine Kraft und Zeit widmete. Unter den Lehrern der Universität war noch einer, der ihn durch seine Persönlichkeit und Vorträge zwar nicht beeinflußte, aber außerordentlich interessirte: Heinrich Leo.

Nach Beendigung des Trienniums schrieb er seine Dissertation „De Parmenide Platonico“, kehrte mit dem Doctorgrade der Philosophie zu Ostern 1847 nach Hause zurück, um seine angegriffene Gesundheit in ländlicher Stille und Muße zu kräftigen.

Zu Anfang des Jahres 1848 nahm er eine Hauslehrerstelle in Pforzheim an, die ihm, neben materiellen Mitteln, auch noch einige Muße zu seinen philosophischen Studien gewährte. Diese Stellung gab er im August 1850 auf und ging nach Heidelberg, um sich an der dortigen Universität zu habilitiren.

Während seines Aufenthalts in Pforzheim trat er mit der Schrift: „Diotima oder die Idee des Schönen“ (1849) vor die Oeffentlichkeit. Ueber diese erste größere Schrift seiner Jugendjahre sagt er in der Vorrede zu seiner Abhandlung aus dem Jahre 1871 „Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes“:

„Was ich jetzt ästhetische Vorstellungsweise nenne, hieß mir damals „„die Idee des Schönen““; was ich jetzt psychologisch zu entwickeln suche, wollte ich damals metaphysisch darthun, und ich habe dadurch, wie ich gesehen, der Deutlichkeit Eintrag gethan. Wenn ich die Zeit finden werde, jene Schrift unter demselben Namen von neuem herauszugeben, so wird meine Arbeit in dieser psychologischen Umbildung des Ganzen bestehen“.

Im November 1850 begann er seine Vorlesungen und wurde gleich Anfangs von einer zahlreichen Zuhörerschaft empfangen, die sich schnell vermehrte. Die Theilnahme an seinen Vorträgen wuchs von Semester zu Semester. Diesen bedeutenden, in kurzer Zeit errungenen Erfolg kann ich mir dadurch wohl erklären, daß Fischer mit der seinem Wesen eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Wärme den vorgetragenen Gegenstand nicht als ein erlerntes und nachstudirtes Object, sondern als etwas Selbsterlebtes und vollkommen Empfundenes den Zuhörern gab: als eine Sache, die ihn innerlichst und tief durchdrungen hatte. Die ästhetische und klare Darstellungsweise, durch die er sich schon auf der Schule auszeichnete, hat gewiß in zweiter Reihe zu den Erfolgen seiner Vorlesungen beigetragen. Das persönliche Durchdrungensein von dem behandelten Gegenstande und die daraus entspringende Selbstüberzeugung theilt sich dem Zuhörer und Leser unmittelbar mit, erwärmt und gewinnt ihn für die Sache. Derjenige, der selbst, was er denkt und spricht, nicht von Herzen glaubt, kann auch in den Hörern keine Ueberzeugung wecken.

Der günstige Anfang seiner akademischen Lehrthätigkeit, das stetig wachsende und sich erhaltende Interesse an seinen Vorträgen durften ihn mit

den besten Hoffnungen auf seine Zukunft erfüllen; er konnte mit Recht erwarten, daß er auf der so glücklich betretenen Bahn zu einem akademischen Lehramt bald gelangen werde. Indessen sollten die Unsterne nicht ausbleiben. Unter den Zuhörern befanden sich auch viele junge Theologen, für deren Glaubensfestigkeit man besorgt wurde, wenn sie dem fortwirkenden Einflusse der philosophischen Vorträge Fischers ausgesetzt blieben. Von dieser Seite kam der Angstruf. Seine Lehre wurde nach dem Erscheinen des ersten Theils seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ im Schooße einer kirchlichen Behörde des Pantheismus beschuldigt und im Juli 1853 wurde ihm plötzlich, ohne irgendwelche Untersuchung, selbst ohne Angabe der Gründe, durch eine vom Minister von Wechmar unterzeichnete Verfügung die einem Privatdocenten widerruflich ertheilte venia legendi entzogen. Die seitens der Universität unternommenen Schritte, um ihn seiner erfolgreichen, in ihrem Werthe anerkannten Lehrthätigkeit zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Ich erinnere mich, welches große und peinliche Aufsehen dieser Schritt des badischen Ministeriums damals in ganz Deutschland hervorrief. Man glaubte, daß die Reaction, die im vollen Zuge war, eine Art „Vesper“ wider die akademische Lehrfreiheit im Schilde führe. Indessen blieben die badischen Maßregeln ohne Nachfolge und beschränkten sich in Heidelberg auf Fischer und Gervinus. Jener schrieb zu seiner Vertheidigung und zur Widerlegung irrthümlicher Anklagen', die literarisch aufgetreten waren, die beiden Streitschriften: „Das Interdict meiner Vorlesungen“ und „Die Apologie meiner Lehre“; im Uebrigen benutzte er die unfreiwillige Muße, um das begonnene große Werk: „Die Geschichte der neuern Philosophie“ fortzuführen. Daß eine in der Sache so grundlose, in ihrer Folge so vernichtende Maßregel beschlossen und in der Form eines büreaukratischen Geschäfts ausgeführt werden konnte, hätten die betriebsamen Einflüsse einzelner Personen schwerlich erwirken können, wie rührig von verschiedenen Seiten sie sich in die Angelegenheit auch gemischt haben mögen. Die eigentliche Erklärung liegt in der damaligen kirchenpolitischen Lage des Landes. Nach dem Tode des Großherzogs Leopold begann der badische Kirchenstreit. In Freiburg hatte man wegen Auflehnung gegen die Gesetze akademische Lehrer vom Amte suspendirt; die katholischen Parteiblätter priesen diese Märtyrer der kirchlichen Treue und tobten heftig gegen die Regierung, die in Freiburg die akademische Lehrfreiheit vernichte, während sie dieselbe in Heidelberg zum Schaden der Kirche ungehindert ihr Wesen treiben lasse. Die Regierung, schon eingeschüchtert und nachgiebig gestimmt, glaubte das Geschrei beschwichtigen und das Gleichgewicht der Dinge herstellen zu können, wenn sie in Heidelberg gegen die akademische Lehrfreiheit als solche einschritt, was sie in Freiburg keineswegs gethan hatte. Einem Privatdocenten die venia legendi nehmen, kostete buchstäblich nichts, nicht einmal Gründe. Und der Minister von Wechmar war, wie keiner seiner Vorgänger und keiner seiner Nachfolger, ganz dazu angethan, aus solchen Motiven mit büreaukratischer Trockenheit zu handeln. Baden hatte schon damals seinen „Cultur=

kampf", der zur vollen Gluth angefacht wurde, als die Regierung die Ernennung Heinrichs von Vicari zum Erzbischof von Freiburg geschehen ließ. Dieser Prälat, der die in den Regierungssphären eingetretene reactionäre Strömung zu seinen Gunsten wohl zu verwerthen verstand, beanspruchte, wie es der Ultramontanismus von jeher gethan hat und immer wieder thun wird, eine vollständige kirchenpolitische Unabhängigkeit vom Staate, die einer ultramontanen Suprematie über denselben gleichkam. Er griff die Regierung direct an, indem er die Auflösung des katholischen Oberkirchenraths forderte und die Mitglieder desselben, die seinem Befehle nicht gehorchten, mit der Excommunication belegte. Der Erzbischof und seine sehr starke Partei suchten vor allen Dingen einen maßgebenden Einfluß auf das gesammte Schulwesen des Landes zu gewinnen und erreichten zum großen Theil diesen ihren Zweck. Die beiden Landesuniversitäten wurden fest im Auge behalten. Die Universität Freiburg unterlag dem Einfluß des Jesuitismus.

Im Hinblick auf die Schicksale, die Kuno Fischer damals in Heidelberg erlebt hat, sagt der berühmte Kirchenhistoriker Karl Hase: „Auch ein geborener Professor der Philosophie, der ihren geschichtlichen Trägern gerecht werden wollte, unterlag für einen Moment der theologischen An- und Wehklage". Indessen dauerte dieser Moment über drei Jahre.

Auf die akademische Laufbahn kraft seiner Begabung hingewiesen, jetzt plötzlich durch unverdiente Schicksale daraus verdrängt und in seiner Zukunft bedroht, wendete sich Fischer im Spätherbst 1855 nach Berlin, um an der dortigen Universität eine neue Habilitation zu versuchen. Dies geschah auf den Rath zweier Männer, deren Interesse er gewonnen hatte: der Geheimräthe August Böckh und Johannes Schultze, der damals im Cultusministerium die Universitätsangelegenheiten zu leiten hatte. Die Habilitation wurde ausgeführt, alle dazu gehörigen Bedingungen erfüllt. Als sie dem damaligen Cultusminister von Raumer gemeldet wurde, versagte dieser seine Einwilligung und verbot die Aufnahme Fischers unter die Docenten der Berliner Universität. Als Grund wurden die badischen Maßregeln angeführt, bei denen selbst kein Grund genannt worden war. Die Facultät richtete an Seine Majestät den König ein Gesuch und bat um Aufhebung des ministeriellen Verbots. Es scheint, daß Alexander von Humboldt seinen der Wissenschaft stets günstigen Einfluß auch in dieser Sache geltend gemacht und den Wunsch der Facultät am höchsten Ort lebhaft unterstützt hat. Der König forderte zwei theologische Gutachten: eines von dem Generalsuperintendenten Hoffmann, das andere von Hengstenberg. Jenes fiel bejahend, dieses verneinend aus. (Dem letzteren soll, wie damals öffentliche Blätter erzählten, das Malheur begegnet sein, daß er sich in dem corpus delicti vergriffen und die Schriften eines anderen (Karl Philipp) Fischer begutachtet haben soll.) Der König entschied zu Gunsten Fischers und hob das Verbot des Ministers durch eine Cabinetsordre auf, nach deren Eröffnung Fischer seine Vorlesungen in Berlin hätte beginnen können. Aber diese Eröffnung ließ auf sich warten und

unterblieb, als mittlerweile an die Stelle der Habilitation in Berlin die Berufung nach Jena trat.

Während der Jahre des akademischen Exils lebte Fischer zu Heidelberg in der Stille seiner glücklichen, eben begründeten Häuslichkeit, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, im Verkehr mit befreundeten Männern, unter denen besonders Gervinus und D. Frdr. Strauß zu nennen sind. Der letztere hatte sich im Jahre 1854 in Heidelberg niedergelassen. In seinem poetischen Gedenkbuch findet sich ein schönes Monument jener Zeit in dem Gedicht „An Kuno Fischer:"

„Es waren Tage voll Genuß:
Man grüßte sich am frühen Morgen,
Vergaß im Redetausch die Sorgen,
In Zukunftsplänen den Verdruß".

Die Frucht der Heidelberger Muße in den Jahren 1853—56 waren Fischers Werke über Spinoza, Leibniz und Bacon. Aber die angenehmsten persönlichen Verhältnisse und die Fülle literarischer Aufgaben vermochten in dem jugendlichen Manne den Trieb der Lehrthätigkeit und das schmerzliche Gefühl ihrer Entbehrung nicht zu unterdrücken. Das ersehnte Ende der unfreiwilligen Muße kam durch den Ruf nach Jena (October 1856), einer Universität, die durch diese That den glorreichen Ruf ihrer Vergangenheit von neuem bewährt hat.

Fischer begann seine Lehrthätigkeit sogleich und eröffnete sie mit Vorträgen über Kant und dessen Vernunftkritik. Mein Interesse, das ich für den philosophischen Lehrberuf und, wie ich gern gestehe, auch für die Person Fischers selbst hege, hat in meiner Erinnerung das Andenken an den glänzenden Erfolg, den er gleich Anfangs in Jena errungen, aufbewahrt. Das Auditorium war, wie in Fichtes Tagen, von Zuhörern überfüllt; nicht blos sein wissenschaftlich begründeter Ruf hatte die Zuhörer herbeigelockt, sondern die Individualität des Vortragenden, die Form und der Inhalt seines Gegenstandes bewirkten, daß der ungemein zahlreiche Besuch seiner Vorlesungen sich gleich blieb. Nicht von der akademischen Jugend allein, sondern von allen Kreisen wurde er willkommen geheißen und mit Sympathie aufgenommen. Unter einer einsichtsvollen und wohlwollenden Regierung, in der Mitte trefflicher Freunde, bei einem Lehrerfolge, der sich von Jahr zu Jahr steigerte und festigte, verlebte Fischer in Jena sechszehn der schönsten Jahre seines Lebens. Für den Winter 1865—66 wurde er beurlaubt, um den jungen Erbherzog, der während seiner Anwesenheit in Jena einige Jahre hindurch von ihm unterrichtet worden, auf seiner Reise nach Italien und Sicilien zu begleiten.

Während der jenaischen Zeit schrieb er den dritten, vierten und fünften Band seiner „Geschichte der neuern Philosophie"; seine ausführlichen und umfassenden Werke über Kant und Fichte. Die ersten Bände über Descartes, Spinoza und Leibniz erschienen in neuer, völlig unge-

arbeiteter Auflage. Dazu kam, ebenfalls in zweiter, völlig neu bearbeiteter Auflage, das „System der Logik und Metaphysik". In diese Zeit fallen auch die akademischen Reden: „Johann Gottlieb Fichte", „Die beiden kantischen Schulen in Jena", „Ueber das akademische Studium und seine Aufgabe"; die Jubiläumsreden über Schiller und Fichte; dann die Vorträge in der „Rose": „Die Selbstbekenntnisse Schillers", „Schiller als Philosoph", „Schiller als Komiker", „Lessings Nathan der Weise", „Shakespeares Charakterentwickelung Richard III.", „Kants Leben", „Spinozas Leben und Charakter", „Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes". Auf den Wunsch der Frau Großherzogin hat Fischer mehrere Vorträge am weimarischen Hofe gehalten, darunter „Ueber das Problem des Erkennens", „Ueber Raum und Zeit", „Ueber die menschliche Freiheit" u. a. m.

So lebte und wirkte Fischer in Jena, umgeben von Wohlwollen, Freundschaft und Anerkennung und durch die gleichen Empfindungen dankbar an die neue Heimath gefesselt. Auch in Heidelberg hatten sich unterdessen die aus Mißverständniß, Uebelwollen und schlimmen Einflüssen entstandenen Nebel verzogen und einer besseren, verdienten Würdigung Raum gemacht. Schon nach einem halben Jahre seiner Wirksamkeit in Jena erging an ihn unter den ehrendsten Bedingungen der Ruf, seine Lehrthätigkeit der dortigen Hochschule von neuem zu widmen, eine Aufforderung, die sich nach Röths Tode wiederholte. Ein anderer Ruf an die Universität Wien kam von dem österreichischen Ministerium. Allen diesen Anerbietungen hat er keine Folge gegeben aus Gründen, die ihn, wie ich vorhin erwähnt, an Jena banden.

Nach einer Wirksamkeit von sechszehn Jahren, in Folge mancher Erlebnisse, die ich ungeschildert lasse, fühlte er das Bedürfniß nach einem Ortswechsel und die persönliche, wie häusliche Nothwendigkeit, seine äußeren Lebensverhältnisse zu ändern. Als Eduard Zeller nach dem Tode Trendelenburgs dem Berliner Rufe gefolgt war, wurde Fischer sein Nachfolger in Heidelberg (im Herbst 1872) und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er dort blieb, als einige Jahre später ihm der Lehrstuhl der Philosophie in Leipzig angetragen wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit von bewunderungswürdigster Productivität wetteiferte mit seiner unermüdlichen Wirksamkeit auf dem Katheder. Gleichzeitig mit seinem Antritt in Heidelberg erschien der erste Theil seines Werkes über Schelling (Leben und Schriften), dem nach einigen Jahren der sehr umfassende zweite Theil (Schellings Lehre) nachfolgte (1877); sie bilden den sechsten Band der „Geschichte der neuern Philosophie". Dazwischen fällt die neue, völlig umgearbeitete Auflage des Werkes über Bacon und die Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie (1875). In den Jahren 1878—80 erschien in neuer Bearbeitung die dritte Auflage der ersten Bände des Gesammtwerkes (Descartes und Spinoza). Dazu kommen seine anderen Vorlesungen „Ueber Göthes Faust" (1878) und die eben in „Nord und Süd" veröffentlichten Essays über Lessing. Ich nenne noch seine wichtige, mir durch Mittheilung

bekannte, aber noch nicht im Buchhandel erschienene Heidelberger Prorectoratsrede: „Ueber das Problem der menschlichen Freiheit.“

II.

Nachdem ich so kurz, wie es die Fülle des Materials nur gestatten wollte, eine Skizze des Lebens, Wirkens und der reichen schriftstellerischen Wirksamkeit Fischers im fortlaufenden Zusammenhange zu geben versucht habe, bleibt mir noch übrig zu erwägen, was derselbe für die Philosophie und deren Einfluß auf die öffentliche Bildung geleistet hat.

Zwei seiner Hauptschriften kommen hierbei vorzugsweise in Betracht: das „System der Logik und Metaphysik“ und die „Geschichte der neuern Philosophie“. Obwohl der Hegelschen Lehre und deren Richtung angehörig, hat er sich eine von schülerhafter Abhängigkeit freie Stellung als philosophischer Denker und Schriftsteller zu erringen gewußt. Er sagt in der Vorrede zu seinem „System der Logik und Metaphysik“: „Dem wiederholten Studium des aristotelischen Organons, insbesondere der Analytik, womit ich die Vorarbeiten zu dieser neuen Auflage begann, verdanke ich die Einsicht, daß in der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen die Hegel'sche Logik die Sache verfehlt hat. Es giebt zwei Dinge, die man in der Philosophie nicht ungestraft vernachlässigen darf: die aristotelische Logik und die kritische, ich meine die kantische Philosophie“. Das Thema seiner Logik ist der kritisch durchdachte, methodisch auseinandergesetzte Begriff der Entwickelung, die logische Entwickelungslehre als Basis aller philosophischen Betrachtung. Wie mangelhaft und verfehlt einzelne Theile der Hegel'schen Philosophie sein mögen, so wird man nicht leugnen können, daß dieselbe, in ihrer folgerichtigen Abkunft von Kant, Fichte und Schelling, ein logisches Entwickelungssystem ist und sein will, daß sie an dem Punkte in den Gang der Philosophie eintritt, wo ein solches System die Lösung einer solchen Aufgabe gefordert hat. Oder mit andern Worten: sie war der erste umfassende Versuch zu dieser Lösung. Nimmt und bejaht man den Charakter des Hegel'schen Systems in einem so erweiterten Sinne, der die Abhängigkeit vom Buchstaben ausschließt, die Umbildung freiläßt und verlangt, so wird man Zeller beistimmen dürfen, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie“ Kuno Fischer zu denen rechnet, „die durch die Schule der Hegel'schen Philosophie nicht blos hindurchgegangen, sondern ihr auch bei aller Selbständigkeit der eigenen Forschung im Wesentlichen treu geblieben sind“.

Wie unabhängig diese Forschung und eigenartig seine Fassung der Objecte ist, beweist am besten sein Hauptwerk: die „Geschichte der neuern Philosophie“, die unleugbar einen weitgreifenden Einfluß auf die philosophische Geistesbildung unserer Zeit ausgeübt hat. Wenn man erwägt, daß ein Werk, welches nur für die philosophischen Kreise ausschließlich bestimmt zu sein scheint und eine große Zahl umfangreicher Bände zählt, bereits in

dritter Auflage erscheint, so muß es offenbar Eigenschaften haben, kraft deren es weit über den Kreis der Zuhörer und der Fachgelehrten sich Bahn zu brechen vermocht hat. Fischers „Geschichte der neuern Philosophie" hat dieser Wissenschaft in unserer Zeit mehr genützt, als die mancherlei Systeme seit Hegel, die, Schopenhauer und Hartmann ausgenommen, das Interesse der Welt jenseits der Zuhörer- und der Fachgelehrtenkreise kaum oder gar nicht berührt haben. Seine Bücher haben die Ideen der neuen Philosophie in jedem ihrer Hauptsysteme so einfach und klar dargelegt, daß die Bedeutung und der historische Charakter derselben jedem aufmerksamen und denkenden Leser einleuchtet. Die Art seiner Darstellung ist die sachgemäßeste, durch die Methode der Entwickelung geschulte und lehrreiche Objectivität. Er beurtheilt die Systeme nicht von einem fremden Standpunkte aus, der sich in allerhand Reflexionen ergeht, sondern er identificirt sich mit denselben, entwickelt und stellt sie von dem Standpunkte der behandelten Philosophen selbst dar. Sein tiefes Eindringen in den Grundgedanken, seine klare Auffassung des sich daraus gestaltenden Lehrgebäudes hat die Wirkung, daß sich das ganze System eines jeden Philosophen vor den Augen des Lesers langsam aufrollt und auf diese Weise ein übersichtliches, in allen Theilen deutliches Bild entsteht. Auf diese Weise tritt uns das Ganze in einer solchen Klarheit und architektonischen Einfachheit entgegen, daß man mit Ueberraschung frägt, worin denn die gerühmten und gefürchteten Schwierigkeiten für das Verständniß dieses oder jenes Philosophen liegen? Fischer vereinigt mit der logischen Schärfe der Sprache eine so natürliche Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks, daß mancher, durch eine ganz entgegengesetzte Behandlung verscheucht, — ich verweise nur, statt vieler anderer, auf Hegel selbst, — verwundert gefragt haben mag: Wie ist es nur möglich, die schwierigsten philosophischen Probleme so durchsichtig darzustellen? „Es ist nichts leichter", sagt Schopenhauer an einer Stelle seiner Parerga, „als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß jeder sie verstehen muß". Das Horazische Wort bestätigt sich immer von neuem, daß das richtige Verstehen Grund und Quelle der richtigen Schreibart ist. „Scribendi recte sapere est et principium et fons".

Zur Belebung und Vervollständigung der Darstellungen seines Werks trägt die reiche Berücksichtigung der biographischen und culturgeschichtlichen Elemente sehr viel bei. Werden in einer Geschichte der Philosophie nur die Systeme ohne ihre geschichtlichen Wurzeln gegeben, so erhalten wir den Eindruck künstlicher Abstracta. Sehen wir aber, wie der dargestellte Philosoph von Anfang an lebte, wirkte und irrte, wie sein ganzes inneres Wesen unter dem Einfluß günstiger oder hemmender Umstände sich nach und nach entwickelte, so haben wir den ganzen Mann und sein ganzes Philosophiren in lebensvoller Wahrheit vor Augen.

Auch außerhalb Deutschlands haben die Schriften Fischers ihre Aner-

kennung gefunden. Vor kurzer Zeit brachte die „Rivista Europea" einen von Scartazzini, (einem der literarischen Vermittler zwischen Italien und Deutschland) verfaßten, sehr umfangreichen Artikel über Kuno Fischers „Geschichte der neuern Philosophie", worin dieses Werk: „un monumento impareggiabile di erudizione, maestria e profondità filosofica" genannt wird. „Niemand", sagt Scartazzini weiter, „ist wie Kuno Fischer so tief in den Ideengang der verschiedenen Systeme eingedrungen, welche die vorzüglichsten Denker der neuen Zeit von Descartes bis auf unsere Tage aufgestellt haben; niemand besitzt gleich ihm die Gabe, sogleich die treibenden Grundgedanken im Mittelpuncte jedes Systems zu ergreifen; keiner erreicht in der Behandlung so abstracter und schwieriger Materien eine solche Klarheit und Durchsichtigkeit, die nichts dunkel, nichts schwankend läßt. Seine Bücher sind für die neuere Philosophie, was die Zellers für die alte sind". Wollte ich Alles anführen, was in diesem Artikel, außer der allgemeinen Beurtheilung, noch über die speciellen Theile der „Geschichte der neuern Philosophie" und andere Schriften Fischers gesagt ist, so müßte ich ihn ganz hier wiedergeben.

Eine noch größere Verbreitung und nicht mindere Anerkennung fanden die Schriften Fischers im stammverwandten England. In jüngster Zeit findet sich in der philosophischen Vierteljahrsschrift „Mind" ein sehr umfangreicher und ausführlicher Artikel: „Kuno Fischer on English Philosophy", worin sein Werk über Francis Bacon, seine Bedeutung als philosophischer Forscher, sein Eindringen in den Geist des englischen Denkers gewürdigt wird.

Ich schließe mit einem Urtheil J. E. Erdmanns aus seiner Recension über Kuno Fischers „Francis Bacon und seine Nachfolger": „Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß in der Darstellung dieser verschiedenen Standpunkte die bekannte Virtuosität Fischers den Punkt, welcher ihm als der wesentlichste erscheint, voranzustellen und von diesem aus analytisch die Voraussetzungen zu entwickeln, dann wieder von den Voraussetzungen aus jenen Hauptpunkt resultiren zu lassen, sich glänzend bewährt und daß der gestellten Aufgabe gemäß überall auf die Berührungspunkte hingewiesen wird" ... „Er besitzt die Gabe, mittelst Entdeckung des springenden Punktes in einer Lehre sich völlig mit derselben identificiren zu können".

Bibliographie.

Th. W. Danzel und **G. E. Guhrauer**, Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. 1. Lieferung. 8. S. 1—96. Berlin, 1880, Theodor Hofmann. Erscheint in 15 Lieferungen à ℳ 1.—

Das seit längerer Zeit im Buchhandel vergriffene klassische Werk von Danzel und Guhrauer, die erste würdige Biographie Lessings, über deren Bedeutung keine Meinungsverschiedenheit besteht, wird hiermit in neuer Bearbeitung dargeboten. Die Herausgeber haben es sich zur Hauptaufgabe gemacht, unter Beobachtung der Pietät gegen die Verfasser durch eine zeitgemäße, dem Standpunkte der heutigen Forschung entsprechende Neubearbeitung dem Werke den ihm zukommenden hervorragenden Platz in der Lessing-Literatur zu sichern. Der Text ist indessen nur in so weit geändert worden, als thatsächliche Berichtigungen und die Ergebnisse eigener und fremder Forschung Aufnahme gefunden haben, wogegen ästhetische Ansichten der Herausgeber in die Anmerkungen verwiesen worden sind. Es ist lebhaft zu wünschen, daß das Danzel-Guhrauer'sche Werk in seiner neuen, auch äußerlich würdigeren Gestalt, als die bei Weitem beste Lessing-Biographie, zu den alten Freunden viele neue gewinnen möge. Wir kommen auf das ausgezeichnete Werk nach Vollendung der Neubearbeitung zurück.

F. J. Lauth, aus Aegyptens Vorzeit. 2. Heft. Die geschichtlichen Zeiträume. 8. S. 97—188. Berlin, 1880, Th. Hofmann. ℳ 2.—

Wir haben uns über die Anlage des Werkes bereits in einem der vorangegangenen Hefte geäußert. Das vorliegende enthält: 6. Der Protomonarch Menes und das Herrscherhaus der Theeinyten. 7. Die Dynastien von Memphis. 8. Die großen Pyramiden und der Androsphinx. 9. Die Elephantiner: Othoës, Möris-Phiops und Nitokris. 10. Die Dreitheilung des Reiches: Memphiten, Herakleopoliten, Diospoliten: Hanti, Achthos und Antefao.

Alexander Ecker, Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnißrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier, gesprochen in der zweiten öffentlichen Sitzung der 82. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden am 20. September 1879. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Okens Briefen vermehrt. 8. VI u. 220 S. Mit dem Portrait Okens und einem Facsimile der Nr. 195 des I. Bandes der Isis. Stuttgart, 1880, Schweizerbart.

Diese Gedenkrede des hervorragenden Anthropologen hat auf der Naturforscher-Versammlung des vergangenen Jahres nicht nur durch ihren Gedankenreichthum und die mannigfachen neuen Perspectiven, die sie eröffnete, sondern auch durch ihre gewählte Form das lebhafteste Interesse erregt. In ihrer jetzigen Gestalt zu einer umfassenden Biographie des großen Gelehrten erweitert, ist sie zu einem würdigen literarischen Denkmal für Oken geworden. Die Ausstattung des Buches ist vornehm.

Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—79. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen, erstem Sekretär. 8. 355 S. mit 2 Karten, 6 Tafeln und 5 Holzschnitten. Hamburg, 1879, 1880, L. Friederichsen & Co.

Von den größeren Abhandlungen des stattlichen und sehr sorgfältig ausgestatteten Bandes seien hervorgehoben: Das Wapokomo-Land und seine Bewohner, von

G. A. Fischer, und Hübbe-Schleidens Betrachtungen über die Culturfähigkeit der Neger, ferner Dr. Hermann Sieglerschmidt's Abhandlung über den Golfstrom und den Weg ins Polarmeer und Friederichsens Studie „der geographische Standpunkt Afrikas Ende 1879".

M. G. Conrad, Pariser Kirchenlichter. (Didon Loyson) 8. 48 S. Zürich 1880, Verlags-Magazin. ℳ 1.—

Zwei scharf gezeichnete Culturbilder des trefflichen Feuilletonisten, eines der sichersten Kenner pariser Verhältnisse.

E. von Colomb, Beiträge zur Geschichte der preußischen Kavallerie seit 1808. 8. VIII u. 185 S. Berlin, 1880, Theodor Hofmann.

Der Verfasser beabsichtigt die Hauptphasen und Gebiete der Thätigkeit der preußischen Kavallerie in Krieg und Frieden seit der Reorganisation der Armee im Jahre 1808 zu betrachten und daran diejenigen Bemerkungen zu knüpfen, zu welchen die verschiedenen Materien Veranlassung geben. Das Buch wendet sich vorwiegend an das Interesse des Militärs. In einer Schlußbetrachtung über die Zukunft der Kavallerie gelangt der Verfasser zu einem der Waffe durchaus günstigen Resultate, wenn er auch die Begebenheiten des Krieges 1870/71 keineswegs überall als leitend für die Zukunft gelten lassen will.

Leopold Stein, über die Entstehung der Sprache. Die ersten Sprachlehrer des Menschengeschlechts 8. 15. S. Zürich, 1880 Verlags-Magazin. ℳ 0.40.

Otto Brahm, das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger. (Auch unter dem Titel: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink, E. Martin, W. Scherer, XL. Heft) 8. X. u. 235 S. Straßburg, 1880, Trübner.

Eine überaus sorgfältige, aus vollständigem Durchdringen ihres Gegenstandes hervorgegangene Studie über einen der ersten aus der Zahl der Schriftsteller, welche sich nach dem Erscheinen des „Götz" dem Ritterschauspiel zuwandten. Klinger hatte im Jahre 1775 seinen „Otto" erscheinen lassen, ihm folgte 1778 Jacob Maier mit seinem „Sturm auf Boxberg". In demselben Jahre oder im folgenden dichtete Joseph August von Törring sein erstes Drama „Kaspar der Thorringer", welches jedoch erst 1785 erschien —, sein zweites und letztes — „Agnes Bernauerinn", geschrieben 1779 oder 80, erschien in München 1780. Während die drei älteren Stücke entweder gar nicht, oder ohne sonderlichen Erfolg auf die Bühne gekommen waren, erregte „Agnes Bernauerinn" das allergrößte Aufsehen und war jetzt die Veranlassung einer ganzen Reihe von Nachahmungen, zuerst des „Götz", dann der „Agnes". In München selbst erschienen innerhalb der Jahre 1780—84 nicht weniger als acht, der bairischen Geschichte entnommene Dramen. Bei Törring herrscht die Rücksicht auf das vaterländische Ritterstück mit solcher Ausschließlichkeit, daß er gradezu erklärt, wenn sein Thema nicht ein vaterländisches wäre, so „fröre die Dinte in der Feder". Das Urtheil über Törring und die Ritterdramen hat starke Schwankungen durchgemacht. Bei ihrem Erscheinen fand die „Agnes" fast ausnahmslos die enthusiastische Aufnahme; aber bald brachten die immer zahlreicher und immer schlechter werdenden Nachahmungen die ganze Gattung in Verruf und man vergaß, daß ihre Anfänge doch unverächtlich gewesen waren. Es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er versucht, die Bedeutung Törrings festzustellen und seinen Werth für die Literaturgeschichte zu bestimmen. Der Verfasser verfährt dabei unparteiisch und unbeeinflußt von einer besonderen Vorliebe für seine Helden und mit dem kritischen Scharfsinn, dabei einer gewissen Eleganz der Form, wie sie der jüngeren Germanistenschule charakteristisch sind. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr würdige.

Edmund von Hagen, das Wesen der Senta in Richard Wagners Dichtung: „Der fliegende Holländer". 8 XXXI und 194 S. Hannover, 1880, Carl Schüßler.

„Ewiges Sein der Ideen steht vor dem zeitlichen Werden der Erscheinungen, wie die Ruhe vor der Bewegung". Diesen höheren Werth der Idee, wie denselben Platon für immer festgestellt hat, kennt nur das still träumende Denken, das treue Mitfühlen mit dem Geiste und dessen Gebilden. Für solches träumende Denken, für solches treues Mitgefühl erhebt sich im Reich der Kunst der Marmor-Tempel

des Wagner'schen Wort-Ton-Baues. In diesem Heiligthume leuchtet auf goldenem Altare dem sehnsüchtigen Auge des Sehers ein Himmelsbild der Idee in Gestalt einer zarten Palme entgegen. Der Dichter hat derselben den Namen „Senta" gegeben. Der Erscheinung nach ist Senta ein Weib. Die Idee aber ist ein Anderes als die Erscheinung. Die ewige Idee besteht vor der zeitlichen Erscheinung. Daher besteht das Idee-Sein Sentas vor ihrem Weib-Werden. Die Idee der Senta, wie dieselbe in des Genius Bilde gewahrt ist, bedeutet mehr als das Weib, welches im Heime nur zu sehr zum Siebengestirne, d. h. zum Centrum aller Dinge sich ausspinnt. Senta offenbart Eigenschaften, welche nur aus dem Wesen der Idee, sowie des Genius und seiner Gebilde zu begreifen sind. Darum müssen wir zuerst in das Erholungs-Land der Ideen gehen, bevor wir Senta als Weib verstehen können. Für uns Menschen der Wirklichkeit bedeutet Senta, welche den Menschen des Mythos erlöst, nach dem Schlußergebnisse des Verfassers, den Tod. Wenn er sagt „Menschen der Wirklichkeit" so versteht er darunter „nicht etwa die Menschen, welche in den Ortschaften dieses Planeten herumlaufen, in Paaren und Schaaren, sondern er denkt dabei an jene wenige Naturen, welche von der Höhe eines geistigen Lebens, das nur die Gestaltung einer Welt von Ideen ist, die wirkliche Welt ebenso überschauen, als in ihrer Tiefe ergründen". „Diese Seelen", fährt Herr von Hagen fort, „gehen nicht in Heerden und Schaaren, sie gehen auch nicht paarweise; alle siebenmalsiebenzig Jahre kommt höchstens Einer. Sokrates, Christus, Servet, Bruno scheinen dem Verfasser zu diesen Auserwählten zu gehören, selbstverständlich wohl auch Richard Wagner und er selbst, obgleich die beiden letzteren doch ein Paar bilden. Wer Lust und Muth hat sich durch Herrn von Hagen auf die Höhen jenes geistigen Lebens führen zu lassen, der kaufe sein Buch. Die Menschen der Wirklichkeit mögen es wenigstens lesen: sie werden in ihrer Einfalt und Unzurechnungsfähigkeit herzlich lachen über den heiligen Ernst und Aufwand an profunder Gelehrsamkeit, mit welcher Herr von Hagen seine Theorien vertieft und vertheidigt.

Wilhelm Müller, politische Geschichte der Gegenwart. XIII. Das Jahr 1879. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1879 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. 8. XIV und 265 S. Berlin, 1880, Julius Springer. ℳ 3.60

Auch dieser neue Band des längst bewährten Unternehmens ist durch die geschickte Anordnung des reichhaltigen Stoffs und die frische übersichtliche Art, kaum entschwundene Ereignisse darzustellen und zu beleuchten, ein sehr schätzbares geschichtliches Hand- und Nachschlagebuch, ein um so schätzbareres, als es das einzige ist, welches die Gesammtergebnisse der Geschichte des Jahres im Zusammenhange behandelt.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil. Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. 8. XXXIII und 218 S. Gotha, 1880, F. A. Perthes. ℳ 4.

Das Buch behandelt den alten schweren Conflict zwischen Glauben und Unglauben, zwischen christlicher und moderner Weltanschauung von einem Standpunkt aus, der in der einschlägigen Literatur bis jetzt noch nicht vertreten ist, aber sicherlich dem Bedürfniß einer großen Zahl Solcher entgegenkommt, die für die Frage der Religion überhaupt noch Sinn und Verständniß, und dem Verlangen nach Wahrheit, nach einer Lösung des Räthsels der Welt und des Lebens noch nicht Valet gesagt haben. In der Vorrede, dem offenen Briefe an Herrn von Bennigsen, einen alten politischen Genossen des Verfassers, geht derselbe zunächst von patriotischen Erwägungen aus, und bemüht sich zu zeigen, daß jene Frage speciell die Frage einer Versöhnung zwischen Christenthum und Bildung, daß die Frage der Rückkehr der Gebildeten zur Kirche, und nach ihrem Vorgang dann auch der halbgebildeten und unteren Schichten, eine Lebensfrage unserer nationalen Zukunft ist. Indeß dies beweise an sich noch nichts für die Wahrheit des Christenthums; diese müsse vielmehr an und durch sich selbst einleuchtend gemacht werden.

Die Darstellung ist eine durchaus anziehende und von allem Schulstaub freie; der Verfasser hat ausdrücklich für alle Gebildeten schreiben wollen, und dies ist ihm auch vollständig gelungen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Schutz- CARLSBADER STADT-WAPPEN Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader
Sprudel-Salz
in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir. Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 14. — Heft 42.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

September 1880.

Inhalt.

Seite

Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco 28

Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing 31

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums 32

Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862 ... 34

Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk 36

Bibliographie 40

Hierzu ein Porträt Carl Friedrich Lessing's, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (Lenau's Werke. Illustrirte Ausgabe).
C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Sophokles von Donner).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — September 1880. — 42. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Friedrich Lessing.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

September 1880.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Stettin. Seit

Der schöne Checco 28

Karl Koberstein in Dresden.

Carl Friedrich Lessing 31

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Krisis des Christenthums 32

Friedrich Oetker in Kassel.

Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862 ... 34

Paul Lindau in Berlin.

Goethes „Faust" als Bühnenwerk 36

Bibliographie 40

Hierzu ein Porträt Carl Friedrich Lessing's, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (Lenau's Werke. Illustrirte Ausgabe).
C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Sophokles von Donner).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — September 1880. — 42. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Friedrich Lessing.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XV (October bis December 1880), wie auch zu den früheren Bänden I—XIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im December 1880.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45,

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XV (October bis December 1880)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.,

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Der schöne Checco.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

— Stettin. —

Durch die engen und doch so hellen, sonnigen Gassen von Anacapri zog die Frohnleichnamsprocession. Das Städtchen liegt auf halber Höhe des mächtigen Monte Solaro inmitten einer sanft geneigten, fruchtbaren, reich bebauten Ebene, in Orangengärten, Oel- und Weinpflanzungen reizend gebettet, weltfern und ruhevoll wie kaum ein anderes: ein breiter Meeresarm trennt die Insel vom Festlande, und strenger und schärfer noch scheidet der jäheste Felsenabsturz das obere Gelände von der Schwesterstadt Capri und nicht minder vom Meere selbst. Man wandelt hier wie in pompejanischen Gassen: hohe weiße Mauern trennen die Gärten und die Häuser mit den leichtgewölbten Dächern und den rebumschlungenen Veranden und Säulengängen von der Außenwelt; das gleichmäßige, friedliche Leben des harmlosen Völkchens vollzieht sich drinnen beim Webstuhl und den Gemüsebeeten oder vor dem Dorfe in Vignen und Olivenfeldern; auf der Straße ist es still und einsam an gewöhnlichen Tagen.

Heut aber waltete das heiterste, festlichste Treiben auf Markt und Gassen, rauschende Musik nicht ohne tüchtiges, lärmvolles Knallen von Sprengkörpern regte die Herzen immer freudiger auf, und in lustiger buntfarbiger Feierlichkeit durchwogte die große Procession das reichgeschmückte Städtchen. Leuchtende Farben, frisches Grün und Blumen gab es überall, und doppelt fröhlich prangte das alles auf dem weißen, sonnbeglänzten Hintergrunde. Im Festzuge gingen meist Frauen und Kinder, denn ein großer Theil der männlichen Jugend war längst draußen auf dem Meere zum Korallenfischen an den afrikanischen oder sardinischen Küsten; um so freundlicher und farbenfrischer war der Anblick der beweglichen Schaar.

Das allerlieblichste Bild gaben die besonders bevorzugten figlio di Maria, kleine Mädchen, weiß gekleidet und zierlich, die dicht hinter den prächtigen Priestern einhergingen, hell und glücklich und doch nicht ohne selbstbewußten Ernst mit ihren zarten Stimmchen singend und zuweilen heimliche, beifallsuchende Blicke zu ihren Müttern emporschickend, welche voll stolzer Bewunderung einzeln neben dem Zuge hinwandelten. Oben auf den Gartenmauern und den Dächern saßen andere kleine geputzte Geschöpfchen mit großen Blumenkörben und ließen einen duftigen, ununterbrochenen Regen von Rosenblättern auf die schreitenden kleinen Ehrendamen hinabrieseln, als ob holde, freundliche Genien die Fülle verheißungsvollen Segens vom Himmel selbst auf die beglückten jüngsten Erdenkinderchen schütteten.

Von diesen weißen Marientöchtern, sah ich, hatte sich eine, sie mochte leicht die niedlichste von allen sein, aus der Reihe ihrer Schwestern gelöst und rückwärts gedrängt und marschirte tapfer mitten in dem Schwarm der ihnen folgenden Knaben, obwohl diese weit minder schön gekleidet waren und weit geringeren Ernst und sittsamen Wandel bewahrten. Einer freilich machte in letzterer Beziehung eine rühmliche Ausnahme, und den eben führte das tapfere, kleine Mädchen an der Hand, immer ein wenig vorauseilend, als ob es seine Schritte leiten wollte. Er war ein schmächtiger, bläßlicher Junge von dürftigen Gliedern und eckigen, reizlosen Zügen, merkwürdig abstechend von den frischen, feurigen Gesichtern und den schlanken, geschmeidigen Gestalten der anderen Bübchen; und noch eines fiel mir seltsam an ihm auf: seine Augen blickten gradeauf zur Mittagssonne, dem heißen, blendenden Glanz, weit und starr geöffnet, und dieser Blick hatte etwas dumpf Verschleiertes, Unbestimmtes, als ob er in nebelhafte Ferne hinaussehe: ich konnte nicht lange zweifeln, der arme Bursche war blind. Um so herzlicher ward meine Theilnahme für die liebevolle junge Führerin erregt; doch ehe ich mir die weichen Kinderzüge recht ins Gedächtniß prägen konnte, war das rührende Pärchen vorübergezogen und verschwand mir in dem zitternden Schleier der dichtschwebenden Rosenblätter.

Und bald auch ward der kleine Zwischenfall in meiner Erinnerung überrauscht und verwischt von der allgemeinen, großen, jubelnden und aufgeregten Festesfreude und den wechselnden, vielgestaltigen und farbenglühenden Bildern, die vor meinen freudig bewundernden Blicken vorüberzogen. Warum nur, dachte ich, verschmäht es unsere protestantische Kirche, den reizenden Bund mit der Schönheit und der Freude zu schließen, der hier das Gemüth so leicht und so wundervoll ergreift und bewegt? Mit kühner Menschenkenntniß erfassen und berücken sie hier die bewegliche Phantasie der Kinder und des Volkes, und zwingen das berauschte Gemüth auch willenlos sich dem Höheren, Göttlichen zuzuwenden, das ihnen in so freudenreichem Gewande naht und schmeichelnd entgegenkommt: uns aber ermüdet in schmucklosen, kalten Räumen ein schwungloser Gottesdienst, der uns Lehren wiederholt

und Ermahnungen, Worte, Worte, wo das Herz mächtigere Klänge verlangt, und das Auge heimlich hinausschaut nach Licht und Farben.

So gingen meine Gedanken. Ich war noch sehr jung, nur so eben aus den Banden der Schule entlassen und kam von frischen Leiden erzwungener sonntäglicher Kirchgänge, die dem Verstand kein Genüge mehr thaten und die Phantasie nicht zu fesseln wußten. Nimmer, das durfte ich mir sagen, war mein Herz von festlicher Andacht so reich bewegt und stimmungsvoll ergriffen worden, als von dieser jubelvollen, brausenden Feier eines seinem Gott in Freuden dienenden Volkes.

Ernsthaft und nachdenklich wanderte ich lange Zeit umher, ohne viel des Weges zu achten, und so kam ich zuletzt, als das frohe Getöse der Procession längst verklungen war, zu einigen abgelegenen Hüttchen am Rande einer rauhabstürzenden Schlucht, von großen Feldern der wunderlich gestalteten, stachligen Cactusfeigen umgeben: Caprile heißt die Stelle und bietet, von unten gesehen, noch mehr als irgend ein anderer Punkt des Eilandes, den fremdartig anmuthenden Anblick eines orientalischen Oertchens.

Und hier erblickte ich vor den Thüren zweier, gerade einander gegenüber liegender, ärmlicher Häuser sitzend, mein sonderbares Kinderpärchen wieder.

Sie ergötzten sich beide damit, auf dem merkwürdigen Instrumentchen des Brummeisens oder der Maultrommel vieltönige, sonderbar zirpende Weisen zu surren und schienen solchen friedlichen Vergnügens kein Ende finden zu können. Das kleine Mädelchen trug noch ihr weißes Festkleid und saß darum achtsam auf einem Stein, sich vor dem Straßenstaube zu hüten. Es sah gar zu allerliebst aus, wie rasch und zierlich sie ihr rothes Mäulchen bewegte, daß die kleinen Zähne weißglänzend zwischen den lustigen Lippen hervorblitzten, indeß ihre feurigen Aeuglein voll und unverwandt auf dem blinden Gefährten ruhten. Einmal aber huschten sie doch bei Seite, und da entdeckten sie mich, der in erquickter Betrachtung abseits stehen geblieben war. Sogleich sprang das Kind empor, schlüpfte hurtig zu mir näher, reckte das niedliche braune Händchen aus und rief leicht gedämpften Tones: „Signor, bajocc'!“ mit all der liebenswürdigen Bettleranmuth, die jenen zierlichen Geschöpfen eigen ist, mit possirlich klagender Miene und dazu unverwüstlich lachenden Augen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Carmela“, antwortete sie.

„Und der Knabe dort?“

„Der schöne Checco“.

Ich mußte lachen über die sonderbare Ironie in Kindermund.

„Er ist blind?“ fragte ich weiter.

„Ach ja, Signor, er kann gar nichts sehen!“ sagte sie mit einer wunderbar drolligen Miene erhobenen Kummers und streckte sogleich mit geschickter Benutzung des günstigen Umstandes die Hand ein wenig zudring-

licher vor. Ich gab ihr eine Kleinigkeit, und flink lief sie damit zu dem Knaben hinüber, kam hinter seinen Rücken, hielt ihm von hinten mit beiden Händen die Augen zu, als ob er sehen könnte, und fragte laut: „Wer ists?"

Und wie er mit pünklicher Sicherheit rieth: „Carmela!", da lachte sie höchst glückselig, ließ das Kupfer in ihrer Hand klingen, gab es ihm und sagte:

„Deine Mutter hat mir diese blanken Goldstücke geliehen, nimm Du sie zurück!"

Der Knabe empfing das Geld ruhig, ergriff dann den Arm des kleinen Dinges und hielt es fest, strich ihm langsam mit der Hand übers Antlitz, nahm dazu eine Miene an, als ob er dasselbe aufmerksam betrachtete und sagte endlich mit eigenthümlich ernster Ueberzeugung im Ton: „Du bist sehr hübsch, Carmela!"

„Ja", sagte sie, „und Du bist der schöne Checco".

Jetzt war es mir klar, daß dies Kind mit vollem Bewußtsein zu lügen verstand, obgleich es kaum zehn Jahre zählen konnte: Denn daß der Junge recht häßlich war, konnte sicherlich auch einem Kinderauge nicht entgehen. Desto bessere Wahrheit aber sprach der Blinde, ohne es zu wissen; ein schöneres Kind als Carmela konnte wirklich selbst auf Capri nicht gefunden werden.

Nach diesem seltsamen Zwiegespräch begab sich die Kleine auf ihren Stein zurück und nahm ihr Maultrommelchen von Neuem hervor; und wieder saßen nun die Beiden und zirpten gleich zwei munteren Heimchen ihre zwitschernden Lieder in die Sonne.

Indem trat hinter dem Knaben eine Frau aus der Hütte, gelb, unschön und von ärmlicher Kleidung. Sie trug einen leeren Korb am Arm; ehe sie damit fortging, preßte sie den Checco fast heftig an sich und küßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, dann reichte sie Carmela die Hand mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit, wie etwa gut königstreue Leute ein kleines Prinzeßchen begrüßen würden, und ging.

Ich gesellte mich zu ihr und befragte sie über ihren Sohn; es entfiel mir dabei unwillkürlich das zweimal gehörte Wort „der schöne Checco", höchst taktlos, wie es mir alsbald scheinen wollte. Sie aber blickte mich nur sehr freundlich an und sagte:

„Wißt Ihr's schon, Herr, daß er so heißt? Ihr seht wohl, es ist nicht wahr, daß er schön ist, aber wir nennen ihn alle so; Carmela, die Kleine dort, hat's zuerst erfunden, ich weiß nicht, ob aus Neckerei oder Thorheit, aber ich hab es angenommen und festgehalten, und nun sind die andern Leute auch so gut und geben ihm den Namen aus Mitleid: Ihr müßt wissen, als ich jung war, bin ich auch so häßlich gewesen" — weiß Gott, die gute Frau war's immer noch! — „und davon habe ich viel Kummer gelitten, denn wer häßlich ist, gilt nichts in diesem boshaften Volk: la brutta Teresina nannten sie mich und verspotteten und mißachteten mich.

Seht, und das möchte ich dem armen Kinde ersparen und habe ihm weiß gemacht, er sei schön und reich und glücklich, und die Leute, glaube ich, wollen an ihm gut machen, was sie vordem an mir Uebles gethan, und sagen ihm dasselbe, und Carmela am allermeisten: und er muß es dann wohl glauben, seit ihm Gott gegeben hat, daß er blind wurde" —

„Ist er denn unheilbar?" fragte ich sehr bewegt.

„Ich weiß es nicht", erwiderte sie ruhig. „Don Clemente, der Priester, erlaubte es nicht, daß ich ihn zu einem Arzt nach Neapel bringe. Und es wird auch wohl so am besten sein, da Gott es nun einmal gefügt hat".

Eben wollte ich der verblendeten Mutter eine heftig zurechtweisende Antwort geben, als sie auf einmal lebhaft ausrief:

„Ei wunderbar, dort kommt gerade Don Clemente, von dem ich sprach, die Straße herauf, da könnt Ihr Euch seine Meinung erklären lassen, wenn Ihr wollt, Herr, obgleich ich fürchte, Ihr werdet sie nicht verstehen, denn Ihr seid vielleicht Protestant".

„Das bin ich", sagte ich, „aber ich werde doch versuchen, es zu begreifen".

Ich war wirklich naseweis genug, den Priester zornigen Eifers zur Rede setzen zu wollen. Freilich, sobald ich Don Clemente näher ins Auge faßte, entsank mir doch ein wenig der Muth. Vielleicht nie im Leben habe ich einen gleich schönen und würdevollen Männerkopf gesehen — er erinnerte mich sofort unabweislich an Lionardo da Vinci — er mochte ein Sechziger sein, das volle Haupthaar und sein wallender Bart waren schneeweiß, die Züge des Gesichts hätten dafür sonst jugendlich scheinen können, wäre nicht der tiefe, leidenschaftslose, milde Ernst gewesen, der etwas wunderbar Zwingendes, Ueberlegenes hatte, und dem ich sogleich im Herzen mich heimlich beugte, obwohl ich es ganz anders im Sinne gehabt hatte.

Ich stellte ihn nicht zur Rede, sondern bat ihn sehr bescheiden um gütige Auskunft, wie es sich mit der Blindheit des jungen Checco und deren Heilbarkeit verhalte. Mit großer Freundlichkeit nahm er meine Nachfrage auf und lud mich ein, ihn zu seinem Hause zu begleiten, denn es sei eine eigenartige Geschichte, die sich nicht mit ein paar Worten abmachen lasse. Ich war gern bereit, und die Frau verabschiedete sich von ihm mit einem demüthigen Handkuß.

Das Haus des Priesters öffnete sich mit einer überwölbten Veranda nach der absteigenden Seite der schrägen Ebene von Anacapri und gewährte eine weite, wunderherrliche Aussicht auf das Meer und die schöne Schwesterinsel Ischia. Er nöthigte mich auf einen Platz, der mir den freien Blick hinaus gestattete, während er selbst mir gegenüber jener Schönheit gleichmüthig den Rücken kehrte. Ein uralt verwittertes Mütterchen brachte eine Flasche Wein, Don Clemente füllte die beiden Gläser und begann ohne weitere Einleitung seine Rede.

„Ihr habt die Teresa gesehen", sagte er mit einer stillen, tiefen Stimme,

„und werdet glauben, daß sie auch in ihrer Jugend nimmer schön und anmuthig gewesen ist. Nun ist das Volk hier im Lande sündhaft und vermessen und hat zu große Augen auf leibliche und irdische Schönheit, Jedermann sieht zuerst Gestalt und Angesicht eines Menschen an und vergißt, nach seinem Herzen zu fragen: und so ward auch die Teresa nicht eben zum Besten von ihnen behandelt, obwohl ich die junge Dirne nach Kräften vor Spott und Verschmähung zu schützen suchte. Aber ihr eigenes Herz vermochte ich dennoch nicht vor Trotz und fressender Bitterniß zu bewahren: vergebens ermahnte ich sie, sich vor dem Herrn zu beugen und seinen allweisen Willen geschehen zu lassen und ihm ihr wildstürmisches und unbußfertiges Herz zum Opfer darzubringen, sie aber mochte von solchem Trost nichts hören, verfiel in tiefe Verzagtheit vor den Menschen und begann mit diesen nicht sowohl, die ihr übel begegneten, als mit Gott selber zu hadern, der sie so armselig geschaffen und ihr alles verweigert habe, was den Anderen zu Glück und Freude verhelfe.

Ich verstand nun wohl, daß es eine heimliche Sehnsucht nach Liebe war, die ihr von den Männern allen versagt ward wegen ihrer Häßlichkeit, was an ihrem Herzen zehrte, und deshalb übte ich eine Weile Geduld mit ihr, obgleich ihr unchristliches Gebahren je und je lauter und ärger wurde. Und eines Tages, es war Frohnleichnamsfest wie heute und die Procession war mit allem Gepränge umgezogen, da fand ich Teresina am Wege niedergesunken halb unter den Cactusstauden, und an den Stacheln hatte sie sich die Stirne blutig geritzt, ohne es zu achten. Da glaubte ich, sie habe sich wie der heilige Franciscus von Assisi unter die Dornen geworfen, um ihre trotzigen Begierden zu geißeln und zu zähmen, und redete darum gütig und tröstend zu ihr. Sie aber erhob sich schnell und war zornmüthiger als je zuvor und rief: „Ich habe die Kinder bei dem Festzuge gesehen, die süßen, holdseligen Engelchen, und ich konnte den Anblick nicht mehr ertragen, wie glücklich all ihre Mütter waren, die mit ihnen gehen durften, und ich will dies Elend auch nicht länger erdulden, ich will auch ein Kind haben wie die Andern, das ich pflegen und nähren und lieben kann!“

So rief sie mit gewaltsamer Stimme voll herber Leidenschaft. Und wie ich sie nun zu Verstand und Geduld ermahnte und daß sie demüthig und ruhig beten solle, ob es vielleicht dem Herrn gefalle, ihr auch so das Herz eines redlichen und bescheidenen Mannes zu öffnen, da schrie sie noch heftiger mit frevelhafter Vermessenheit: „Ich will keinen Mann, denn sie sind alle Narren und verdrießliche Gecken, die nichts können als mit hübschen Puppen spielen, ich will nichts als ein Kind, ein einziges kleines Kind, das mein ist und mein allein, und weiter verlange ich nichts auf der ganzen Welt. Ein Kind will ich haben, ob Ihr und die Andern es wollt oder nicht!“

Als ich ihr nun mit Ernst und größerer Strenge die Sündhaftigkeit solcher Rede verwies, lief sie plötzlich davon, ohne mir weitere Antwort zu geben, und ich blieb zurück verwundert und betreten über eine so große Ver-

derbtheit und so ungebändigte Wünsche einer weiblichen Creatur. Am andern Tage aber war sie von Anacapri und auch unten von der Insel verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gegangen und wo sie verblieben sei. Die Meisten dachten, sie habe sich freiwillig ein Leids angethan und fingen an zu bereuen, daß sie zuvor nicht freundlicher und liebevoller mit ihr verfahren seien. Und in dieser Gesinnung bestärkte ich sie mit aller Macht; mir selbst aber ahnte wohl, welchen Weges das unglückliche Geschöpf gegangen sei. Und ich gab es auf, sie dem Heil wiederzugewinnen und zu bessern und empfahl sie allein noch der letzten Gnade Gottes, dessen allmächtiger Wille ja Alles zum Besten fügt.

Nach einigen Monden aber kam sie dennoch wieder und war ganz fröhlich und guten Muthes wie nie zuvor, sie scherzte und plauderte mit den Leuten, die nun auch freundlicher zu ihr geworden waren. Niemand aber wußte, was sie so verwandelt hatte, als ich allein. Denn ich merkte es daran, daß sie nie mehr zur Beichte kam, und ich erkannte, daß ihre neue Heiterkeit nichts war als eine neue Verstocktheit ihres Herzens.

Und später ward ihre Sünde aller Welt offenbar, denn sie gab einem Knaben das Leben und war nun ganz zufrieden und glücklich; so sehr war ihre Verderbtheit schon gewachsen, daß sie sich weder um der Menschen Tadel noch um das Wort der heiligen Kirche kümmerte.

Bald genug aber zeigte sich's, daß dies arme Kindlein der Sünde allzu sehr nach dem Bilde seiner Mutter gerieth und unansehnlich und unlieblich von Gestalt und Angesicht ward, wie sie selber. Da gedachte ich ihren starren Sinn noch zu brechen und zur Buße zu bringen, ging zu ihr und redete ihr so in's Gewissen: Siehe, Teresa, blicke Dein Kind an, das Du in Sünden geboren hast, und erkenne daran die strafende Hand Gottes, die Dich in ihm geschlagen hat, denn Du siehst, es ist häßlich und gräulich von Ansehen und ganz Dir gleichend, und die Menschen werden an ihm keine Lust haben, so wenig sie Dich selber mit Freuden angeschaut haben. Und Alles, was Du selbst um Deiner Mißgestalt willen erduldet hast, wird diesem Knaben ebenso widerfahren, auf daß Du zur Buße gewendet werdest, wenn Du mit Schrecken die Wahrheit des heiligen Gottesfluches erkennst: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

So redete ich zu ihr mit starken Worten, um sie desto gewisser zu erschüttern. Und wirklich glaubte ich im Anfang, daß mein Werk an ihr gelingen sollte, denn sie ward bleich und stumm und starrte mit bange forschenden Blicken das Kindlein auf ihrem Schoße an, das im Schlafe lag und darum nicht schöner war, als wenn es wachte. Ich schwieg, um ihr Zeit zu lassen, ihr trotziges Herz in der Stille zu beugen und vor dem Herrn zu demüthigen; da auf einmal schlug das Geschöpf erwachend die Augen zu seiner Mutter auf, und in derselben Secunde verwandelten sich

ihre Züge und ihr Sinn, und laut jauchzend rief sie aus: O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!

Und die alte verstockte Fröhlichkeit überkam sie ärger als ich es sonst gesehen. Da verzweifelte ich an ihr, ließ sie in ihrer Unbußfertigkeit und ohne Beichte weiter leben und stellte ihre Bekehrung der Hand des Herrn selber anheim.

Und der Tag kam, daß meine Fürbitte erhört ward: der Knabe verfiel in eine schwere Krankheit, und als er genas, war das Licht seiner Augen geschwunden und er war blind geblieben.

Ich erkannte den furchtbaren Wink Gottes und offenbarte ihn auch dem sündigen Weibe: Teresa, sagte ich, gedenkst Du noch dessen, wie Du mir einst in verstocktem Hochmuth die herrlichen Augen Deines Kindes gepriesen? Nun siehe, an eben diesen Augen hat der Herr Dich jetzt heimgesucht und gezüchtigt, daß seine Macht offenbar werde und das Wort, das er auf dem Sinai zu Mose gesprochen: die Sünden der Väter will ich heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

Da stand das Weib erschüttert und vernichtet, und ihr lautloser Jammer war so groß, daß mein Herz von Mitleid übermannt und fast von der heilsamen Strenge abgewendet ward. Aber noch einmal versuchte sie aus eigener Kraft und ohne die Hilfe der Kirche, sich zu sündigem Trotz emporzuringen, und sie sagte zu mir: O Don Clemente, er wird nicht blind bleiben, sicherlich giebt es Aerzte drüben in Neapel, die ihn heilen können; ich will fortan doppelt arbeiten bei Nacht und bei Tag, um das Geld zu gewinnen, dessen ich bedarf, ihn hinüber zu führen und heilen zu lassen!

Vor so grenzenlosem Hochmuth und unbußfertigem Sinn verschwand mein voriges Erbarmen, ich ergrimmte heftig und fuhr sie mit harter Stimme an: Unselige, willst Du in Deinem Wahnsinn dem göttlichen Rächer frech in den strafend erhobenen Arm fallen? Weißt Du nicht, daß er Macht hat, Dich dreimal gewaltiger zu schlagen, wenn Du seiner milderen Zucht trotzig widerstrebst? Wahrlich, ich sage Dir, was der Geist mir weissagt: an dem Tage, da eine weltliche Hand sich vermäße, dieser gottgeschlagenen Creatur das Augenlicht wieder zu geben, würde das Kind alsbald von Dir genommen werden und des Todes sterben!

Ich weiß nur, daß diese schrecklichen Worte nicht aus meinem eigenen Geiste kamen, denn ich hatte sie nicht zuvor gedacht, sondern ein Höherer legte sie mir auf die Lippen, und darum hatten sie auch die Kraft, das widerspenstige Herz des schuldigen Weibes endlich zu brechen und zu Boden zu drücken. Wie im Sturm herfahrend hatte der Herr ihre Seele gefunden und emporgerissen; fortan wich der Geist hochmüthiger und leichtfertiger Fröhlichkeit von ihr, sie ward eine treue und reuige Tochter der Kirche und trug in still duldendem Leide das Unglück, das der rächende Gott in ihrem Kinde auf sie selber gelegt. Und nimmer wagte sie mit eigener frevelnder Hand einzugreifen, sondern weiß, wenn es Gottes Wille ist, so hat er die

Mittel ohne unser unheiliges Zuthun den Knaben von seinem Uebel zu erlösen. Meine Fürbitte aber vereint sich täglich mit der ihrigen, doch noch hat uns der Unerforschliche keine Erhörung gegeben“.

Soweit ging die Erzählung des Priesters Don Clemente. Seine Sprache hatte etwas merkwürdig Ruhiges und Maßvolles, das zuweilen in seltsamen Gegensatz zu seinen Worten trat; und eben diese Ruhe übte auf mein jugendliches Gemüth einen unwiderstehlich bannenden Zauber, daß ich nicht ein einziges Mal ihn auch nur mit einem Ausruf zu unterbrechen wagte, sondern stillschweigend und ehrfurchtsvoll seinen Worten lauschte, so sehr mich auch deren Inhalt aufregte und erschütterte — empörte, darf ich nicht sagen, denn ich hatte nicht einmal den Muth, dieses Gefühl in meinem eignen Innern aufkommen zu lassen. Ich wunderte mich keinen Augenblick, daß die unglückliche Teresa dem Einfluß dieses Mannes schließlich erlegen war, ich begriff nur das nicht, durch welche Kraft sie ihm so lange hatte widerstehen können. Er saß jetzt schweigend und sinnend gleich mir, seine großen, stillen Augen waren nicht auf mich gerichtet, und doch war es mir, als hielten sie mich unausweichlich fest in ihrem Bereich, als suchten sie jedes Zucken meiner Wimper, jede Regung meiner Lippen; nur ganz schüchterne Blicke wagte ich auf sein Antlitz zu werfen, aber immer von Neuem staunte ich dann über die Marmorschönheit desselben und den Ausdruck abgeschlossener, ruhiger, ja milder Klarheit in seinen Zügen. Mit jedem Augenblicke ward mir dieser seltsame Mensch mehr zu einem schönen, unheimlichen Räthsel. Ich schauderte vor seiner Erzählung, und ich war begeistert von seiner Persönlichkeit — wie ich noch vor Kurzem mich für den Lehrer am vollsten begeistert hatte, den ich am meisten fürchtete.

Ganz allmählich gestaltete sich auf Don Clementes Lippen ein Lächeln, so leise, so fein, so unmerklich, wie es manche griechische Bildwerke der alleredelsten Zeit der Kunst zeigen: und mit diesem Lächeln reichte er mir die Hand und sagte ohne jeden besonderen Ausdruck:

„Ihr seid Protestant, junger Herr“.

Aber mir war, als habe er mir bis in's innerste Herz gesehen, und ich . . . ich . . . ja, ich schämte mich in diesem einen Augenblick vor diesem einen Menschen, daß ich Protestant war. Ich hatte so ungefähr das Gefühl, als wenn jener still gefürchtete Lehrer bei Besprechung irgend einer tieferen Frage plötzlich mit den Worten abbrach: „Doch die Erörterung dieser Dinge paßt wohl noch nicht ganz für Ihre augenblickliche geistige Entwickelung“. Wir waren dann jedesmal so vollkommen überzeugt gewesen, daß diese Erörterung wirklich jetzt und noch lange nicht für unsere geistige Entwickelung paßte!

Ich war freundlich und in Gnaden entlassen.

Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! tönte es unablässig vor meinen Ohren mit jener leidenschaftslosen Stimme des schönen Greises, die keinen heftigeren Ausdruck hatte, als wenn er ein stilles Naturgesetz verkündet hätte: die Blätter des

Frühlings welken im Herbste, oder: jedes Ding hat seine Zeit, oder dergleichen harmlose und schwer zu leugnende Wahrheiten. Jedesmal, wenn er jenes furchtbare Wort gesprochen, hatte mir die gnadenreiche Entgegnung auf den Lippen geschwebt:

„Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch!“ Aber über die Lippen war sie nicht hinausgetreten; wie hätte ich es gewagt! Wie hätte ich es vor den Manen des Dichters verantworten können, daß dieser sich von dem wunderbaren Priester mit jenem unbeschreiblichen Lächeln hätte sagen lassen müssen: Ihr seid Protestant, junger Herr! . . .

Am nächsten Tage verließ ich die Insel Capri: ich kann wohl sagen, ich floh vor Don Clemente.

* * *

Eine Reihe von Jahren war dahingegangen. Ich hatte daheim in den Nebeln des Nordens nach Kräften mir die Fackel der Wissenschaft leuchten lassen und hatte dann begonnen, mich der praktischen Verwerthung der gewonnenen Kenntnisse in Ausübung des ärztlichen Berufes hinzugeben. Wie oft geschah es mir jetzt in den Hütten der Armuth, der Verkommenheit und des Lasters, daß ich meines Don Clemente gedenken mußte und der schrecklichen Wahrheit seines Spruches: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! Nun freilich, wir thun unser Weniges, so gut wir können, diese Wahrheit zu bekämpfen und, wo es geht, aufzuheben oder doch abzustumpfen.

Naturwissenschaftliche Zwecke führten mich endlich einmal wieder über Alpen und Apenninen nach Neapel und stillten eine lange, heimlich genährte Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Schönheit. Ich versagte es mir nicht, auch das liebe Eiland Capri wieder zu besuchen und mich nach den Schicksalen von Land und Leuten umzusehen. Ich fand gar manches Neue, prächtige Gasthöfe und Fremdenhäuser waren unten in der Stadt entstanden, und nach Anacapri hinauf führte, statt der uralten steilen Felsentreppe, ein neuer, eingesprengter und aufgemauerter Weg in stolzen, behaglichen Windungen um den Berg herum. Dort oben kehrte ich ein bei meinem alten, wackern und wohlgethanen Wirthe Don Salvatore. Er begrüßte mich mit Freuden, führte mich unter sein freundliches, säulengetragenes Rebendach und brachte eine Flasche von seinem besten, selbstgezogenen Capri bianco.

„Nun, Salvatore“, sagte ich, nachdem ich denselben gekostet und bewährt erfunden, „Neuigkeiten aus dem Lande! Mir ist's hier wieder so grundbehaglich, als wäre ich vollberechtigt als ein Kind Eurer Insel, und ich höre gern, wie es den Menschen geht, die ihren lieben schmalen Raum bewohnen“.

„Nicht grade viel verändert, Signor. Hier und da ist Einer todt; mein Gott, was hilft es? Andere sind dafür jung und Andre groß geworden. Neue Paare giebt es auch jedes Jahr“.

„Das wäre so im Allgemeinen der Lauf der großen Welt auch. Doch im Besonderen: lebt Don Clemente noch?“

„Freilich lebt er und predigt und denkt nicht daran, so bald zu sterben, obgleich er wohl an die Siebzig schon herankommt“.

„Wie gehts dem Checco?“

„Welchem Checco, Herr? Es giebt gar viele dieses Namens im Lande“.

„Dem blinden, meine ich“.

„Ach, dem schönen Checco?“

„Trägt er immer noch den wunderlichen Namen?“

„Ja. Und er ist jetzt ein rechtes Glückskind geworden!“

„Ei, seht doch, der arme Blinde! Und worin liegt sein Glück? — Lebt seine Mutter noch?“

„Nein, die Teresina ist todt seit zwei Jahren. Man sagt, das Sterben sei ihr übermäßig schwer geworden, sie habe mit dem Tode gerungen wie mit einem bösen Thier, denn sie wollte durchaus nicht sterben, aus Sorge, es möchte ihrem Sohn ohne sie übel und traurig ergehen. Und in ihrem letzten Augenblick hat sie laut und schrecklich nach einem Arzt geschrieen, seine Augen zu heilen, ehe sie stürbe. Aber es hat ihr nichts genützt, der Tod war doch am Ende stärker als sie, er zwingt ja zuletzt uns alle auch“.

„Wenigstens macht das die Erfahrung der letzten paar Jahrtausende einigermaßen wahrscheinlich. Das arme Geschöpf hätte es auch wohl bedenken sollen. Aber was ward aus dem Knaben?“

„Man merkt, Herr, daß Ihr wirklich lange von hier fort seid! Der schöne Checco ist längst kein Knabe mehr, er ist ein Mann geworden, und seit einigen Wochen sogar ein Ehemann. Und eben deshalb nannte ich ihn ein Glückskind, denn das allerhübscheste Mädchen von Anacapri hat er zur Frau bekommen. Allerdings, was nützt es ihm? Er kann sie ja doch nicht sehen. Aber Ihr solltet hingehen, Herr, und sie betrachten, sie ist wahrhaftig eine Sehenswürdigkeit! Carmela heißt sie“.

„Carmela? Doch nicht gar das nette Kindchen, das ihm gegenüber wohnte?“

„Doch, freilich, grade die. Ihr kennt sie also?“

„O wohl, ich sehe das prächtige Dingchen noch wie heute vor mir, wie es mit seinen hübschen Lippen so lustig auf dem Brummeisen zirpte, und wie zierlich es dann bettelte: „Signor bajocc'!“ und die Augen so sonnenhell dazu lachten“.

„Das thun die Augen noch, aber sie können nun auch Feuer sprühen, daß es einem an's Herz gehen kann, so alt man auch ist. Und groß ist sie geworden und wohlgewachsen und von feinem Gang, ich sage Euch, es ist eine Lust, das liebe Geschöpf nur anzusehen“.

„Das muß man schon glauben, da es Euch so jugendlich in Feuer bringt, Don Salvatore. Aber wie ist es denn gekommen, daß solche Perle keine schönere Fassung fand? Man weiß doch sonst die Schönheit hier zu schätzen, und ich bin sicher, daß Carmela Andere genug finden konnte, die

doch besser waren als grade ein armer blinder Junge, der obendrein recht häßlich war, seinem Namen zum Trotz".

„Ja, und das ist er auch heute noch. Und da habt ihr Recht, sie hätte haben können wen sie wollte; zum Mindesten ein Dutzend von den jungen Burschen war längst halb toll nach dem schönen Kinde. Aber sie wollte es nicht anders, sie verschmähte Alle und nahm den blinden Krüppel".

„Unbegreiflich! Und wie erklärt man sich ihren seltsamen Geschmack?"

„Ei Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist sie durch ihre Lügen selbst daran schuld. Sie hat ihm so oft vorgelogen, er sei der schönste und reichste und beste Mensch im Lande, bis sie's am Ende wahrhaftig selbst geglaubt hat, wie's ja wohl Manchem geschieht, der Anderen ein Märchen aufbinden will: hat er es erst ein paar Mal erzählt, so fängt er an, es selbst für wahr zu halten, und zuletzt schwört er darauf und ist dumm geworden, wo er Andere betrügen wollte. Und so erkläre ich mir auch diese Seltsamkeit. Im Uebrigen ging die Sache ganz einfach zu: als seine Mutter todt war, wäre er wohl ganz einsam, elend und verlassen gewesen — denn Don Clemente that zwar viel für ihn, konnte doch aber nicht immer um ihn sein — wenn nicht das wunderliche Kind Carmela ihn getröstet und heimlich für ihn gesorgt hätte. Sie pflegte ihn nicht schlechter, als seine Mutter früher, brachte ihm sein Essen und seinen Wein, und, was das Sonderbarste dabei war, sie stellte sich, als ob sie das alles nur um Lohn thäte. Denn ich sagte Euch schon, sie hatte ihm immer vorgeschwatzt, er sei reich genug, und nun gab sie ihm manchmal Geld und sagte: Der und Der hat's gebracht als Pacht für Deine Vigne oder Deinen Oelgarten! Und dann ließ sie sich zum Schein ihre Mühe davon bezahlen. Sie ertrug es auch geduldig, daß man sie um dieses Treibens willen schalt und ihrer spottete; denn Ihr dürft glauben, daß schon damals mancher von den jungen Leuten neidisch und eifersüchtig war auf den Blinden, obgleich Carmela doch noch ein ganzes Kind war. Ja, ihre eigene Mutter tadelte sie, nicht aus bösem Willen, denn sie gönnte dem Checco gewißlich alles Gute, aber sie meinte, ihre Tochter verschwende thöricht ihr eigenes Gut an einen Bettler, der ihr nimmermehr vergelten könne, was sie an ihm gethan. Das Kind schwieg dazu, gehorchte ihr aber nicht. Auch war es nicht so gar arg mit der Verschleuderung ihres Gutes, denn Carmelas Mutter war so arm nicht, daß sie nicht den Checco und wenn's nöthig war, noch Einige dazu von ihrem Pachtzins hätte ernähren können.

So lebte das zarte Geschöpfchen ganz und gar für den verlassenen Checco und war ihm Alles, Mutter und Schwester zugleich: und da hat sie sich's denn wohl allmählich so angewöhnt, daß sie's nicht mehr lassen konnte.

Nun starb vor Kurzem auch ihre Mutter. Und weil sie jetzt ganz erwachsen war, so sah sie ein, daß sie nicht gut so ganz allein für sich leben konnte, und sie beschloß, sich kurz und gut einen Mann zu nehmen. Sie wollte aber durchaus keinen Anderen wählen, als ihren Checco, obgleich alle

Welt und nicht blos ihre Liebhaber ihr mit großem Geschrei davon abredeten: sie blieb bei ihrem Willen. Denn, sagte sie, der Checco muß zu Grunde gehen, wenn ich ihn verlasse. Und darin hatte sie wohl so ganz Unrecht nicht. Kurzum, eines Tages, als er sich von ihrer Gabe satt gegessen hatte, fragte sie ihn ernstlich, ob er sie etwa heirathen wollte; er sei der Einzige, der schön genug für sie wäre.

Der gute Junge hat sicherlich nie zuvor an solche Streiche gedacht, er war immerdar zufrieden gewesen mit dem, was er hatte. Doch, wie er ihren Vorschlag vernommen hatte, sagte er gerne Ja, weil er sie von Herzen lieb hatte und sie in seinem reichen Haus zu ernähren und zu schirmen meinte; Ihr erinnert Euch, Herr, daß sie ihm dergleichen Flausen vorgemacht hatte. Und so sind sie denn wirklich ein richtiges Paar geworden, das wunderlichste freilich, das man sich denken kann. Der Checco aber ist seitdem ganz und gar zu einem rechten Narren geworden, er bildet sich Wunder was ein auf seine Schönheit und Herrlichkeit, spreizt sich und dreht sich wie ein Hahn, und geberdet sich als ein so großer Geck, daß man ihm oft am liebsten derbe in's Angesicht sagte, was er für eine Spottgeburt ist, wenn's Einem nicht doch immer wieder zu wehmüthig wäre, dem armseligen Krüppel das Bischen alberne Freude an sich selbst zu nehmen. Und glauben würde er's wahrscheinlich doch nicht. Das tolle Kind Carmela aber hat nur alle Tage ihre Lust an dem thörichten Wesen, findet nie ein Ende des Lachens und spielt mit ihm so recht wie mit einer angenehmen Puppe, nur mit mehr Geduld und Sorgfalt, als es Kinder sonst zu thun pflegen. Nun seht Ihr, Herr, was für absonderliche Dinge auch in unserm kleinen Erdenwinkel geschehen können".

Don Salvatore schwieg, trank sein Glas behaglich schlürfend aus und lachte still vor sich hin. Mir aber wollte kein Lachen über die eigenartige Thorheit des Kindes Carmela kommen, vielmehr ergriff mich eine Sehnsucht, die beiden seltsamen jungen Wesen in ihrem neuen Glücke zu sehen, und obgleich die Sonne hoch im Mittag stand und gewaltig herniederbrannte, machte ich mich doch alsbald einsam auf den Weg nach Caprile, sie in ihrem kleinen Heim zu besuchen.

Leicht fand ich die wohlbekannten Häuschen, die in altem Frieden noch sich gegenüberstanden; voll und freudig glänzte die Sonne darauf, mit heißem, segenvollem Duft das Land umspielend; ringsum blühten die Cactusfelder, von den Dächern stiegen leise Rauchwolken, behaglich kräuselnd, in die heitere Luft. Wohlig ruhevolle Mittagsstille herrschte überall.

Und siehe, dort saßen die Beiden im vertrauten Schatten, doch nun beisammen vor einer Thür, auf derselben Schwelle, ein harmloses Bild kindlich genügsamen Glückes. Der Blinde flocht an einem Korbe, indeß Carmela neben ihm mit flinker Hand die Spindel drehte. Und fürwahr, Don Salvatore hatte nicht zuviel gesagt: sie war ein süßes, reizendes Weib geworden; wie anmuthig sich die vollen dunklen Haare hinten knoteten, und

wie einfach-prächtig das bunte Kopftuch über der bräunlichen Stirn saß! Das edle Köpfchen auf den feinen Schultern neigte sich leicht zur Seite und blinzte liebevoll aus den schwarzen Augen zu dem stillschaffenden Gefährten hinüber, und das sonnige Kinderlächeln schwebte noch ganz wie ehedem um die freundlichen Lippen.

Ein Weilchen ersättigte ich mich an dem lieblichen Anblick; dann trat ich hinzu und redete sie an. Natürlich kannten sie mich nicht; als ich aber sagte, ich habe sie als Kinder gesehen und gern gehabt, da freuten sie sich beide, luden mich ein, in ihrem Schatten zu weilen, und ich blieb. Ich bemerkte, daß der Checco alsbald mit drollig eitlem Bestreben mir gegenüber eine ansehnliche Position einnahm und sich vollbewußt an seiner Hausherrnwürde erlabte, während sein kindisches Weibchen ihm mit schelmisch-vergnügtem Lachen die Haare ein wenig zurechtstrich, als gälte es, seiner erdichteten Schönheit den letzten Abschluß zu geben.

Ich bat das Pärchen, mir wie sonst auf dem Eisen ein Lied zu summen; und sie thaten es gern, und friedlich und lustig klimperten die anspruchslosen Weisen in den quellenden Sonnenschein hinaus. Währenddessen beugte ich mich unvermerkt zu Checco nieder und forschte in seinen Augen — und wirklich, ich konnte mich nicht täuschen, das Herz schlug mir in freudiger Erregung: dem armen Burschen mußte zu helfen sein, hätte vor langen Jahren schon geholfen werden können: seine Blindheit war unzweifelhaft heilbar für eine kundige und geschickte Hand!

Nachdem ich mich dieser Entdeckung vergewissert zu haben glaubte, stand ich auf, gab dem Checco die Hand zum Abschied und winkte Carmela heimlich, mir ein wenig abseits zu folgen. Sie gehorchte willig mit leichter Verwunderung, und als wir weit genug von ihrem jungen Gatten entfernt waren, um nicht mehr von ihm gehört zu werden, sagte ich ernst zu ihr:

„Wißt Ihr, Carmela, daß es vielleicht mir gelingen könnte, Euern Checco von seiner Blindheit zu heilen?“

Sie blickte ohne große Ueberraschung zu mir auf und sagte ruhig:

„Ich dachte es wohl, daß es möglich wäre. Aber was hilfts? Es darf ja nicht sein“.

„Und warum dürfte es nicht sein?“ fragte ich kopfschüttelnd.

„Don Clemente!“ erwiederte sie bedeutsam, und ich verstand sie. Doch ich war nicht gesonnen, den finstern Einflüssen jenes seltsamen Priesters nachzugeben, vielmehr wollte ich mit allen Kräften das durchführen, was mir die Pflicht meines Berufes befahl.

„Carmela“, drang ich eifrig in sie, „besinnt Euch, Don Clemente hat keinerlei Macht über Euch, daß er Euch zwingen könnte, seiner grausamen Strenge gehorsam zu sein, wenn ihr verständig seid und Eurem Glücke nicht selbst in den Weg treten wollt. Bedenket nur, wie anders würde Euer Leben werden, wenn der Checco wieder sehen könnte, ein ganzer Mann wäre,

wie andere Gesunde und mit treuer Arbeit für Euch sorgen könnte, statt daß ihr jetzt ihn zu pflegen habt, als wenn er ein Kind wäre".

Sie blickte eine kurze Weile nachdenklich vor sich hin; dann hob sie die lachenden Kinderaugen auf und sagte ganz vergnüglich:

„Aber warum soll es denn anders werden? Ich habe doch immer für ihn gesorgt, und es ist mir niemals leid gewesen. Wäre der Checco sehend und schön — denn Ihr müßt wissen, Herr, daß wir ihn den schönen Checco nennen, geschieht nur um seinetwillen, ich weiß es besser — dann würden ihn wohl andere Mädchen geliebt haben und könnten vielleicht mehr und Besseres für ihn thun, das wäre mir aber garnicht lieb. Ich will ihn ganz für mich allein haben, und wenn er wie ein Kind ist, so schadet das nichts, so bin ich eben seine Mutter und werde ihn sein Leben lang pflegen so gut wie es früher Donna Teresa gethan. Darum mag nur lieber Alles beim Alten bleiben, ich bin es ganz zufrieden und verlange nichts Besseres, als Gott mir gegeben hat".

Ich war in meinem Innern nicht wenig aufgebracht über einen so stumpfen Gleichmuth, wie er diesem kindischen Geschöpfe innezuwohnen schien; doch ich hielt an mich und versuchte es nach kurzem Besinnen noch mit einem anderen Mittel, sie zu überreden.

„Seht, Carmela", sprach ich geduldig, „Ihr könnt nicht leugnen, wenn Ihr Euch je im Spiegel betrachtet habt, was ich wohl glauben darf, oder wenn Ihr andere Leute habt reden hören, daß der liebe Gott Euch als eine sehr schöne kleine Person geschaffen hat. Ist es nun aber nicht jämmerlich schade, daß der arme Checco, der vor Gott und den Menschen Euer rechtmäßiger Gatte ist, niemals mit seinen Augen sehen soll, welch ein reizendes Weibchen er sein eigen nennt? Daß er Eure Schönheit niemals bewundern, ja Euch niemals aus ganzem feurigen Herzen lieben lernen soll? Denn Ihr wißt doch, daß es keinen besseren Führer zur Liebe giebt, als die sehenden, bewundernden Augen!"

Carmela war sehr nachdenklich geworden; sie schwieg und ließ ihre Augen langsam an ihrer eigenen gepriesenen Person herniedergleiten.

„Ich habe die Augen nicht gebraucht zur Liebe", sagte sie plötzlich halb träumerisch, wie zu sich selber sprechend — und die Widerlegung meines kühnen Satzes war freilich so schlagend, daß ich es bereits gänzlich aufgab, dies verstockte Gehirnchen zur Vernunft umzustimmen. Doch ich verzweifelte zu früh; ich hatte dennoch eine empfindliche Saite berührt, die nun leise nachzutönen begann.

„Es wäre ja allerdings recht hübsch", sprach sie nach einer neuen Pause einlenkend, „wenn er mich wirklich zu sehen bekäme; ich glaube wohl, daß er sich freuen würde. Und vielleicht gefiel ich ihm sehr — es ist wahr, er könnte mich noch anders und mehr lieben, als er es jetzt thut; und er kann doch am Ende nicht immer ein Kind bleiben. Aber es ist

schade, es geht doch nicht, denn Don Clemente hat ein schweres Unheil prophezeit, wenn wir dem Walten Gottes eigenmächtig vorzugreifen wagten".

„Wie aber, wenn nicht Ihr und er, sondern ich es wäre, der hier vorgriffe, wie sollte euch da ein Unheil treffen? Mir aber scheint es sogar, als würde ich vielmehr nur einem gütigen Wink der Vorsehung folgen: dürfen wir es denn nicht als einen solchen Wink betrachten, daß gerade ich ein Arzt, durch einen scheinbaren Zufall Euch gefunden und den Zustand seiner Augen entdeckt habe?"

„Das möget Ihr am besten mit Don Clemente weiter bereden; doch ich weiß nicht, ob er's erlauben wird; ich möchte es ja so gern, aber ich wage es nimmermehr".

Nun, ich merkte, daß das Eis so ziemlich gebrochen war und daß es nur auf mich ankam, mit Energie und Eile vorzugehen. Ich empfahl ihr deshalb dringend, gegen ihren Mann, und vorkommenden Falls besonders auch gegen Don Clemente über meinen Vorschlag zu schweigen, und stellte ihr einen erneuten Besuch nach einigen Stunden in Aussicht.

Es schien, als ob sie das lieber nicht gehört haben wollte, denn sie entschlüpfte mir mit einem kurzen, aber sehr ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß, und ihre Bewegung hatte etwas von der Hast des bösen Gewissens.

* * *

Es ward mir nicht schwer, unten in der Stadt die nöthigen Instrumente und sonstigen Mittel zu beschaffen, und nach wenigen Stunden betrat ich in Begleitung des dort ansässigen alten Arztes das Haus des jungen Ehepaares. Es gelang uns ohne große Mühe, den Blinden unvermerkt zu narkotisiren; denn dies erschien mir das Gerathenste, um nicht etwa auch noch von seiner Seite auf verblendeten Widerstand zu stoßen. Carmela drückte sich wunderlich umher, zwischen ängstlicher Scheu und hoffnungsvoller Neugier schwankend.

Der Schnitt war glücklich, und ich durfte mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg der Operation rechnen. Ich legte eine feste Binde um die neueröffneten Augen, verdunkelte das Zimmer, so gut es ging, für alle Fälle, und verpflichtete Carmela, auf's Strengste zu verhüten, daß er die Binde vor der Zeit löse. Als er aus der Betäubung erwachte, vermochte ich ihn unschwer zu überzeugen, daß er von einer plötzlichen Krankheit befallen sei und nothwendig einige Tage das Bett hüten müsse — das der Chloroformnarkose folgende Unwohlsein machte diese Angabe plausibel genug. —

Die Tage gingen hin, Carmela waltete ihres Wächteramtes mit Klugheit und Treue, und endlich erschien die Stunde, da ich die Binde zum ersten Mal entfernen konnte. Carmela verschwand jetzt auf einmal hastig aus dem Zimmer und ließ mich allein mit dem geheilten Blinden: denn eine kurze Untersuchung lehrte mich, daß das Werk gelungen und seine Augen gesund waren.

Mit matt-verwirrtem Blick schaute er zuerst in dem Dämmerlicht auf, und nun verrieth ich ihm, was mit ihm vorgegangen. Er vernahm die Kunde von seiner Genesung mit ziemlicher Gleichgiltigkeit; aber doch versuchte er allmählich lebhafter die Augen zu gebrauchen, wie ein Kind über die Gegenstände mit den Blicken hin- und herhuschend. Doch ich lehrte ihn nun, das Auge zu lenken, mit der Hand zu greifen, was er sah, und wieder der tastenden Hand mit den Blicken zu folgen.

So lernte er schnell; und plötzlich kam es über ihn wie Erinnerung aus seiner Kinderzeit, als seine Augen noch gesund gewesen: man sah ihm an, daß er das Gemach erkannte, sein Blick strebte nach der Thür, als ob er die anderen Räume suchte, und hin zum Fenster, das Licht der Sonne zu finden. Und laut fragte er: „Wo ist meine Mutter?“ Zwar besann er sich bald, daß sie todt war, und doch schweifte er öfter noch in jene Tage zurück, da er ein sehendes Kind gewesen und nur allmählich gewöhnte sich sein Geist, mit den Augen in der neuen Zeit zu leben. Nun erst fragte er nach Carmela; doch die war unsichtbar geblieben und im ganzen Hause nicht aufzufinden. So setzte ich meine Uebungen fort, bis er ermüdet Ruhe begehrte. Da ging ich, denn ich konnte ihn unbesorgt sich selbst überlassen.

Am frühen Morgen kehrte ich zurück. Ich fand Carmela vor der Thür ihres alten Hauses sitzen, das seit ihrer Heirath leer gestanden.

„Seid Ihr nicht bei ihm gewesen die Nacht?“ fragte ich.

„Nein“, sagte sie, „ich fürchte mich zu sehr“.

Da ließ ich die Närrin und kam zum Checco. Der Tag war trübe und sonnenlos, ein kühler Schein lag nebelnd auf dem grünen Lande, und so konnte ich getrost schon das volle Tageslicht hereinlassen. Nun erwachte lebendiger seine Lust und seine Neugier, und das kleine Haus ward ihm eine reiche Welt des Staunens und der Bewunderung.

Bald kam Don Salvatore, wie ich ihn gebeten hatte, und Checco staunte ihn an, nach mir den zweiten Menschen, den er sah; und dann ging Der und holte andere Nachbarn herbei, das Wunder der Heilung zu schauen. Sie kamen und brachten ihm Geschenke mit, Oliven, Feigen oder frische Blumen und feierten ihn herzlich wie einen guten Bekannten, der unverhofft von einer langen Reise heimgekehrt, bis er zuletzt von all dem Sturm verwirrt, nach Ruhe und neuem Schlaf verlangte.

Ich entfernte mich mit den Andern und ließ ihn allein. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, stand Carmela an seinem Lager und betrachtete ihn mit aufgeregten Mienen, als wenn sie ein unerhörtes Wunder erblickte, und doch sah sie nichts als die geschlossenen Lider.

„Don Clemente war hier“, sagte sie, sich leicht zu mir umwendend.

„Nun, und was that er?“ fragte ich doch sehr gespannt.

„Nichts. Er war ganz ruhig mit mir, und ihn hat er lange im Schlaf betrachtet. Er machte ein Gesicht dazu, als ob er ihn bedauerte, ich weiß nicht, warum, und dann ist er still wieder davongegangen“.

„Er wird sich an die Thatsache eben gewöhnen", dachte ich beruhigt.

Jetzt sah ich, wie Carmela sich über den Schlummernden beugte und ihn leise auf die Stirne küßte. Da erwachte er und schlug schnell die Augen auf. Wie ein großer Schreck ging es durch Beider Antlitz, als sie sich so zum erstenmal Auge in Auge sahen. Und mir, wie ich in Checcos Blick das verwirrte Staunen gewahrte, das die Schönheit nicht begreifen zu können schien und wie vor einer überirdisch herrlichen Offenbarung starrte, mir klang in diesem Moment wundersam jener Ausruf seiner Mutter im Ohr, davon mir einst der Priester erzählt:

„O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!"

Wahrhaftig, es war keine zärtliche Verblendung der Mutterliebe, der Checco hatte herrliche Augen, er hatte so tiefstrahlende, feurige, wetterleuchtende Blicke, wie man sie nimmermehr hinter dem dumpfen Schleier der Blindheit vermuthet hätte. Vielleicht machte Carmela dieselbe Beobachtung, denn sie stand noch immer unbewußt und schaute ihm mit fast ängstlicher Verwunderung ins Gesicht.

„Bist Du Carmela?" fragte Checco leise und schüchtern, indem er sich rasch aufrichtete. Sie nickte nur schweigend, ohne die Blicke von ihm zu lassen. Da schloß er schnell die Lider und strich ihr leise tastend mit der Hand über's Antlitz. „Ja, Du bist es", sagte er die Wimpern wieder halb erhebend, „ich dachte nicht, daß Du mir so fremd sein würdest, wenn ich sehen könnte; rede zu mir, Carmela, daß ich Dich an Deiner Stimme erkenne, meinen Augen bist Du unbekannt und so seltsam, so ganz anders als ich glaubte, Du bist viel schöner als alle anderen Menschen, Carmela!"

Sie antwortete noch immer nicht, wie ein blödes Kind stand sie vor ihm und wich langsam vor seinen leuchtenden Blicken zurück, ganz verschämt und verschüchtert und von immer vollerem Roth übergossen und freilich sah sie entzückend schön und lieblich aus in diesem wunderlichen Gebahren.

Als aber der Checco nach langem, wortlosem Staunen plötzlich seine Arme nach ihr ausstreckte, obgleich sie schon völlig aus dem Bereich derselben gewichen war, da wurde sie ganz kindisch und lief ohne Weiteres in hastiger Flucht aus dem Zimmer. Er blickte ihr verstört nach und fragte mit trauriger Stimme:

„War es denn nicht Carmela?"

„Gewiß war sie es", tröstete ich ihn, „laßt sie nur erst zu sich kommen, sie war nur gar zu sehr überrascht von dem Anblick Eurer neuen Augen".

„Ich dachte nicht, daß sie so schön sein könnte", wiederholte er noch einmal träumerisch, „nicht wahr, Herr, sie ist gewiß doch noch schöner als ich?"

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln", sagte ich und mußte lächeln über die Frage, „denn Ihr werdet Euch nun wohl daran gewöhnen müssen, guter Checco, daß es mit Eurer leiblichen Schönheit nicht so gar hoch hinaus ist, als man Euch bisher, da Ihr blind waret, hat glauben machen. Es

liegt aber auch wirklich nicht so viel daran, zu grämen braucht Ihr Euch darum nicht".

Er starrte mich wortlos an bei dieser Erklärung, halb ungläubig, halb voll dumpfen Schreckens. Ich fand keine Zeit, ihn weiter zu beruhigen und aufzuklären, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und herein trat Don Clemente.

Er war fast unverändert, immer noch das wunderschöne, jugendlich klare Gesicht unter den weißen Locken, immer noch die hohe, fest getragene, würdevolle Gestalt. Ich sah, daß er auch mich sogleich erkannte, und ich gestehe, daß ich einen Augenblick mit einem heimlichen Bangen vor ihm zu kämpfen hatte. Doch er begrüßte mich so mild und ruhig, wie einst, und sagte mit seiner alten, leidenschaftslosen Stimme:

„Ich dachte mir, daß ich Euch hier finden würde, denn ich wußte schon durch Don Salvatore, daß Ihr es waret, der hier gehandelt hat".

„Ich habe meine Pflicht gethan", erwiderte ich, so fest und bestimmt ich es vermochte.

„Ihr habt's gewagt", fuhr er in seiner stillen Weise fort, und doch lag etwas fast Beängstigendes für mich in dem kurzen Wort aus diesem Munde. Doch ich suchte zu lächeln und sagte:

„Das Wagniß war wohl nicht so groß, und da meine Hand gesegnet ward und das Werk gelungen ist, wer sollte sich nicht mit mir und Diesen freuen?"

Don Clemente sah mich mit einem tiefen, ernsten Blicke an und sprach:

„Als Ihr diese Beiden wiedersahet, fandet Ihr sie glücklich?"

Das liebliche Bild des stillen, jungen Paares vor dem Hause trat lebendig vor meine Seele, und ich mußte bekennen:

„Sie schienen zufrieden, da ich sie sah; doch ich lebe der Hoffnung, ihnen den Weg zu noch höherem Glück geöffnet zu haben".

„Des Menschen Weisheit ist Thorheit vor Gott", entgegnete er, „das Glück wohnt nicht im Sehen und im Wissen, sondern im Glauben und im Frieden. Wie könnt Ihr wissen, ob Ihr nicht hier mit gewaltsamer Hand ein stilles Glück zerstört und zerrissen habt?"

So sehr mein Verstand sich sträubte gegen die Anerkennung seiner düstern Besorgniß, so konnte ich mich dennoch eines dumpf beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Dieser Priester erschien mir wie das Schicksal selbst, feierlich, still, wandelnd, groß, unerbittlich.

Er schied, so ohne Lärm und Prahlen, wie er gekommen; und ich glaube, ich grüßte ihn sehr sanft und demüthig — wie der Schüler den Lehrer.

Als er fort war, wandte ich mich wieder zu Checco um: der schaute ihm gerade so befangen und beängstigt nach, wie ich selber, und wußte sicherlich ebenso wenig, warum. Auf einmal aber fragte er mich, aus einem unklaren Brüten auffahrend:

„Warum blieb Carmela nicht bei mir? Warum flieht sie mich?"

„Sie wird schon wiederkehren zu Euch, guter Checco, gönnt ihr nur Zeit, sich zu besinnen und zu fassen, vielleicht wird auch sie von einem neuen Gefühl bewegt, das ihr selbst noch nicht zur Klarheit gekommen ist. Nicht wahr, Don Clemente hat Euch ein wenig erschreckt mit seiner dunklen Rede? Doch fürchtet Euch darum nicht: er ist ein kluger und guter Mann, aber zu trübsinnig in seinen Gedanken".

„Er hat sonst immer Recht behalten, mit dem, was er prophezeit hat, und mir ist bange darum, daß Carmela mich so verlassen hat. — Aber nun habe ich einen Wunsch, Herr: ich möchte mein eigenes Gesicht erblicken und wissen, wie ich aussehe".

Etwas unbehaglich erschien mir die Erfüllung dieses Wunsches; dennoch dünkte es mich allerdings das Beste zu sein, wenn er jene unvermeidliche bittere Enttäuschung in meiner Gegenwart und unter meinem tröstenden Beistand erführe, und nicht etwa aus Zufall und ohne einen Berather.

So begab ich mich denn in's Nebenzimmer und trieb dort einen leidlichen Wandspiegel auf, den ich herbeitrug und dem Checco vorhielt. Ich erwartete ein heftiges Erschrecken und darauf etwa einen jener tobenden Ausbrüche der Verzweiflung, welche diese Kinder des Südens so leicht übermannen. Statt dessen blieb er ganz stumm und still, nur seine Augen wurden immer größer und starrer, die Wangen bleicher, und allmählich verzerrten seine Züge sich so schreckhaft, daß sein Spiegelbild ihm dann freilich doch ein allzu häßlich entstelltes Conterfei seiner selbst zeigen mußte. Ich entzog ihm deshalb den Spiegel und stellte denselben umgekehrt an die Wand. Er ließ es ruhig geschehen, und sagte mit einer müden, tonlosen Stimme:

„O Herr, sie haben mich alle betrogen!"

Dann setzte er sich still auf sein Lager zurück und blickte mit mattem, stumpfem Ausdruck vor sich hin. Grade diese Ruhe erschien mir furchtbar und unheimlich; vielleicht stand mein Gemüth noch unbewußt unter der Nachwirkung der schlimmen Rede des Don Clemente, ich gerieth in eine nervöse Aufregung und suchte dem schwer Betroffenen mit einer unruhigen Geste zuzureden, von der ich nicht weiß, ob sie sehr geeignet war, seinen Kummer zu beschwichtigen. Vielmehr schien er von Minute zu Minute mehr zusammenzubrechen und sich selbst zu verlieren; ich merkte bald, daß er kein Wort von dem hörte, was ich zu ihm sprach. Seine Gedanken waren unterdessen offenbar andere, verworrene Wege gegangen, denn auf einmal fragte er, ganz nur zu sich selbst, ohne mich anzusehen:

„Also darum flieht sie vor mir!"

„Checco", rief ich erschrocken, „welche unsinnige Einbildung! Das von Eurem treuen, liebenden Weibe! . . ."

Da stöhnte er auf wie ein Schwerverwundeter, und mit herzzerreißender Klage kamen die Worte leise von seinen Lippen:

„Lieben! Wie kann man lieben, was so häßlich ist! Es ist unmöglich, ganz unmöglich! Ich weiß doch jetzt, was Schönheit ist, und ich weiß nun

auch, wie man die Schönheit lieben kann: o hätte ich es nimmer, nimmer erfahren, daß ein Weib so schön sein kann! Nun ist Alles aus für mich, sie ist so engelschön wie eine Heilige, und der schöne Checco ist so grausam häßlich! Ich liebe sie erst, seit ich weiß, wie schön sie ist, und sie flieht vor mir, da ich so häßlich bin! O Carmela, Carmela, auch sie hat mich belogen! Sagt mir doch, Herr, warum that sie das? Nein, sagt es mir nicht, denn ich weiß es: sie that's, um mich desto sicherer betrügen zu können. O die Schlange, die wunderschöne Schlange! O, daß ich nimmermehr das Licht gesehen hätte! Herr, Ihr habt nicht wohl an mir gethan, ich war so glücklich ohne diese Augen".

Da war's, das Unheil Don Clementes! Ich fühlte mich bang' erschüttert und verstört, denn das sah ich wohl, mit vernünftiger Rede war vorläufig garnichts bei dem Jüngling auszurichten, dessen Geist haltlos und eigensinnig im höchsten Irrthum schweifte. Da eilte ich, Carmela aufzusuchen und zu ihm zu bringen: ihre Liebe, ihre Freude mußte ihn doch von der Sinnlosigkeit seiner blinden Verzweiflung überzeugen! Freilich, so ganz sicher fühlte ich mich auch hier nicht mehr. Ihre Liebe galt ihrem Schützling, dem blinden Knaben: wer mochte voraussehen, welch' Gefühl sie dem sehenden und selbstständigen Manne entgegenbrachte, der eine andere Liebe von ihr forderte! Wenn er Recht hatte mit seinem Jammerruf: Wie kann man lieben, was so häßlich ist?! War das nun Don Clementes Meinung gewesen? Ich schauderte vor dem Gedanken, daß er Recht behalten könnte.

Ich fand Carmela im Innern ihres alten Hauses, und ich merkte betroffen, daß sie sich hier wie zu dauerndem Aufenthalt wieder einzurichten im Begriff stand.

„Carmela", rief ich, „Unglückliche, warum laßt Ihr Euern Gatten grade jetzt allein?"

Sie erröthete und stand verlegen an ihrer Spindel zupfend. „Ach, lieber Herr", sagte sie endlich, „ich erschrak so sehr, wie ich seine Augen sah. Mir war es, als sei er nun auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden, seit er mich sehen kann, ein ganz Fremder, den ich kaum wiedererkenne! Und was er für wunderschöne Augen bekommen hat! Und wie seltsam er mich anblickte! Seht, Herr, da schämte ich mich so sehr, denn es kam mir plötzlich so vor, als hätte ich bisher immer im Dunkeln mit ihm gelebt, wo man sich doch nicht schämt, und nun auf einmal schien die grelle Sonne herein, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich vor ihm verbergen. Denn ich war sonst mit ihm verfahren, wie man mit Kindern thut: aber das hätte ich mit einem Manne nicht gedurft; und darum schäme ich mich, denn in dem einen Augenblick schien er mir ein Mann geworden".

„So ist es auch, Carmela: in diesem Augenblick hat sein neugeborenes Auge sich berauscht an Deiner Schönheit und sein schlafendes Herz ist auf-

gewacht zu heißer, leidenschaftlicher Liebe, und diese Liebe ist's, die ihn so schnell zum Manne gemacht hat".

Ich sah, wie ihre süßen Züge hell aufstrahlten von herrlicher Freude; und da wich alles Bangen von mir, mein Herz sagte mir, daß sich schon Alles zum lieblichsten Segen gewandt hätte. Und ruhig fuhr ich fort:

„Carmela, geht zu ihm und überzeugt ihn auch von Eurer Liebe, denn seht, er hat sein Gesicht im Spiegel gesehen und mußte erkennen, daß er nicht der schöne Checco ist, wie Ihr ihn in freundlicher Absicht genannt habt, und nun glaubt er, Ihr könntet ihn nicht lieben, weil er häßlich sei".

„O, Herr, er ist ja nicht häßlich", rief sie mit feurigem Eifer, „wer solche Augen hat, wie ist der häßlich?"

„Gut denn, so geht eilig zu ihm und sagt ihm das selbst, und Alles wird sich zum Glücke wenden".

Sie zauderte und überlegte noch ein Weilchen, dann sagte sie mit schüchtern bittendem Ton:

„Aber Ihr dürft nicht mitkommen, Herr, Ihr müßt uns allein lassen".

Nun, es gelüstete mich natürlich nicht, in so zarter Sache der Dritte im Bunde zu sein, und so ging sie denn, erst ganz langsam und ängstlich bis zur Hausthür, dann blickte sie scheu zu beiden Seiten die Straße hinauf, ob kein Zeuge ihres frevelhaften Beginnens nahte, und dann schoß sie wie ein Eidechschen quer hinüber zu ihres Gatten Haus, und verschwand in der offenen Thür.

Ich lachte über das wunderliche junge Weibchen, und war so vollkommen beruhigt über die baldige, frohe Beseitigung der grundlosen Zweifel des jungen Ehemannes, daß ich Carmelas Brumm-Instrumentchen ergriff, und mir eine heitere Weise zu spielen suchte, was mir denn auch mittelmäßig gelang:

O dolce Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere,
Vuol il creato,
Tu sei l'impero
Deló armonia!
Santa Lucia, Santa Lucia!

Wahrhaftig! Glücklicher Boden, Lächeln der Schöpfung, Reich der Harmonie — wo war das schöner und besser, als in diesem friedseligen Erdenwinkel? Es herrschte so stille, süße Ruhe ringsum, nur aus der Ferne tönte das Lied eines Winzers herüber und Bienen summten über den Cactusblüthen, die beiden Häuschen schienen einander herzlich zu grüßen und mit grüner Rebenhand sich zuzuwinken, die Sonne leuchtete nicht voll und frei, aber sie war nur wie träumend hinter leichtem Nebelflor verborgen und spendete Wärme und Behagen auch so; ein voller Genuß des allgemeinen Friedens ging über mein Herz, daß es so recht innig das wonnige Glück mit empfand, das sich nun dort drüben gründen mußte.

Da erblickte ich plötzlich am Ende der Straße noch einmal die hohe, schwarze Gestalt Don Clementes langsam wieder näher wandelnd, gemessenen, feierlichen Schrittes, dunkel und ernst von Ansehen.

Ich mochte mich sträuben, schämen, schelten, aber wir sind ja so garnicht Herr unserer Stimmungen, eine Wolke, die über die Sonne geht, kann unsere glänzendste Laune plötzlich aschgrau färben: und so geschah es mir. Es war mir, als erhielte das eben so friedliche Bild um mich her jählings die furchtgespannte Stimmung einer Landschaft vor dem Gewitter. Die Luft erschien mir matt und schwer, trübe und blaß der Sonnenschimmer und ein dumpfes Leben regte das zarte Laub der hangenden Rebenranken.

Ich fühlte keinerlei Verpflichtung und noch weniger Lust, mich mit dem Priester in eine erneute Discussion einzulassen, ich wich ihm deshalb aus und begab mich langsamen Schrittes zu meiner Behausung in Don Salvatores Villa zurück. Aber meine behagliche Sicherheit war und blieb verloren.

Nach einigen Stunden trieb mich dennoch die unerklärliche innere Unruhe wieder nach Caprile. Ich fand Carmelas Haus offen und leer, Checcos fest verschlossen. Auf mein Klopfen kam keine Antwort. Nun, dachte ich, ihre Herzen haben sich gefunden, und wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie nach keiner weiteren Gesellschaft begehren?

Ich wandte mich also ab, schlenderte ein wenig durch die Felder und genoß die beginnende Abendkühle. Und doch, als ich nach Einbruch der Dunkelheit mit Don Salvatore in seiner traulichen Rebenlaube beim Capri bianco saß, überschlich mich noch einmal jenes Gefühl der Sorge. Aber mein verständiger Wirth lachte mich aus, mit Recht, wie es mir selber schien. Und so blieb ich denn und beschwichtigte mein leise bangendes Herz mit vernünftigen Gesprächen.

Am nächsten Morgen in nicht zu früher Stunde, als ich mich eben zum Ausgehen rüstete, trat plötzlich Carmela herein mit thränenüberströmtem Gesicht, bleich und in solcher Erregung, daß sie nur mühsam Athem und Worte fand.

„Er ist fort, Herr, verschwunden, und Niemand weiß, wohin!“ rief sie mit erschütterndem Jammerton.

„Checco?“ fragte ich erschrocken, „wann? warum? Waret ihr gestern nicht in Frieden bei einander?“

„O Herr, nein, es war Alles umsonst, ich kannte den Checco nicht mehr, er war ganz wie von Sinnen. Denket nur, als ich zu ihm hinein kam, ich ging friedlich ganz langsam und ängstlich, da blickte er mich wieder so seltsam an, zuerst, ja, da sah es so aus, als sagten seine Augen, daß sie mich schön fänden, und ich freute mich im Stillen, obgleich ich auch ein wenig scheuer noch dadurch ward, aber dann auf einmal machte er ein so ganz trübseliges Gesicht, ich weiß nicht, weil ich so langsam kam oder warum, aber wahrhaftig, ich konnte nicht schneller, mir schlug das Herz zu sehr vor

Scham und Bangigkeit, und rief mir entgegen: Was willst Du noch von dem häßlichen Checco?

O Checco! sagte ich, so laut ich konnte, Du bist wahrhaftig nicht häßlich, glaube es nicht, ich finde Dich ja so schön! Nun weiß ich gewiß nicht, lieber Herr, warum ihn diese Worte so ganz zornmüthig machten, aber er sprang wild und heftig empor und schrie mich an:

Lüge! Lüge! Ich weiß nun Alles, wie Du mich betrogen hast!

Ihr könnt nicht glauben, Herr, wie sehr ich erschrak, daß er sich so grimmig geberdete. Aber nun sah ich, daß er Thränen in seinen armen schönen Augen hatte, und das that mir zu weh, ich vergaß meine thörichte Furchtsamkeit und trat grade auf ihn zu, daß er auf mich hören sollte. Aber er wollte es nicht und drängte mich hart von sich, als ob ich ihm etwas Uebles gethan hätte oder jetzt thun wollte. Und dazu rief er: Fort! Ich merke ja, daß Du mich noch immer belügen willst, aber es gelingt Dir nicht mehr!

Nun, Herr, ich hätte früher gewiß auf solche Reden nicht allzu viel gegeben und hätte ihm leicht als einem Kinde verziehen: aber jetzt seht, es ist Alles anders geworden in meinem Kopfe, seit ich seine Augen gesehen; ich war unsäglich gekränkt und betrübt und dennoch trotzig zugleich und stolz' und ich konnte mich nicht überwinden, das von ihm zu dulden und mich weiter mit Bitten vor ihm zu demüthigen. Gott verzeih' mir das Unrecht, aber ich kehrte mich um und ging schweigend hinaus. O Madonna! er konnte ja nicht sehen, wie sehr ich über ihn weinte, sonst hätte er mich gewiß nicht so zürnend gehen lassen.

Und wie ich nun draußen stand und nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte in meinem Kummer, denn Ihr waret verschwunden, Herr, da erblickte ich Don Clemente von fern und ging sogleich auf ihn zu und begann ihn von Herzen mein Leid zu klagen. Und er tröstete mich und wollte mir gerne helfen und ging mit mir unserm Hause zu. Und wie er nun so meine Hand gefaßt hielt und mein Kopf an seinem andern Arme lag, denn ich war ganz von Kräften vor Schreck und Noth, da sehe ich auf einmal, wie der Checco mitten auf der Straße steht und zu uns herüberstarrt. Und in demselben Augenblick wußte ich auch, obgleich es mir doch Niemand, und er selbst auch nicht sagte, denn er war zu weit entfernt von uns, daß er einen bösen Gedanken hatte über mich und Don Clemente. Ach Herr, und doch hat wohl Mancher schon von andern Priestern Schlimmes gedacht und geredet, von Don Clemente aber noch Keiner; darum vertraute ich ihm auch so von Herzen. Nun aber machte ich mich dennoch hastig von ihm los und eilte dem Checco entgegen. Der aber wandte sich zornig ab und lief, und ich sah, er schwankte wie ein Trunkener, aber er kam doch vor mir in sein Haus und ich hörte, daß er es von innen verschloß.

Wir klopften und riefen von draußen, Don Clemente und ich, aber er antwortete nicht und öffnete nicht. Und nachdem Alles vergeblich war, ging

ich mit Don Clemente und aß etwas bei ihm, und er redete Vieles zu mir, wovon ich aber kein Wort verstand, denn ich war in zu großer Sorge und dachte an ganz andere Dinge. Ich hoffte aber, der Checco werde sich in der Einsamkeit besser besinnen und merken, welch ein Thor er gewesen. Und so kehrte ich gegen den Abend zurück, aber das Haus war immer noch verschlossen, und ich konnte nicht hinein. Ich rief und schmeichelte und schalt, aber er wollte nicht hören, obgleich ich die größte Zeit der Nacht auf seiner Schwelle saß und weinte. Zu allerletzt überkam mich eine so große Mattigkeit und Kälte, daß ich in das Haus meiner Mutter zurückging, und mich auf mein Bett legte. Nun war ich wohl allzu müde geworden von all der Noth, denn ich habe in den hellen Tag hinein geschlafen bis jetzt; und als ich erwachte und erschrocken aufsprang und hinauslief, da stand Checcos Thür weit offen, und als ich hineintrat, war er nicht darin, und Alles war leer. Keiner von den Nachbarn aber hatte ihn gesehen, und keiner von den Menschen, die ich auf dem Wege traf, wußte etwas von ihm. Bei Don Clemente ist er nicht gewesen, und da dachte ich ihn ganz sicher hier zu finden, und nun weiß Salvatore nichts von ihm und Ihr auch nicht. O Gott, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre! Er versteht ja seine Augen noch nicht so gut zu gebrauchen, wie ein anderer sehender Mensch. O Herr, helft mir ihn suchen, ich kann nicht mehr allein für mich, ich vergehe vor Angst. O mein Checco, mein armer Checco!"

Das gute Geschöpf war sichtlich so ermattet und verängstigt, daß ich es überreden wollte, zu ruhen und mir die weitere Forschung zu überlassen. Aber es war unmöglich, sie bestand darauf, mit mir zu gehen, und ich mußte zuletzt nachgeben, so sehr sie mich dauerte.

Eben traten wir aus der Gartenthür auf die Straße, als uns ein paar Kinder mit glühenden Wangen entgegenstürmten und aussagten, Don Clemente sende sie mit solcher Eile zu uns, und sie hätten den schönen Checco in der ersten Morgenfrühe den Berg hinaufsteigen sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Carmela meine Hand und zog mich fort und führte mich durch die Gäßchen auf den holprigen Pfad, der sich zum Monte Solaro hinaufwindet. Trotz der wachsenden Tageshitze stiegen wir und stiegen immer hastiger und ruheloser, bis wir keuchend den kahlen Gipfel erreichten.

Oben unter den grauen Burgtrümmern, die den Scheitel des Solaro krönen, saß Don Clemente, schwer ermüdet und trüben Angesichts. Von Checco keine Spur. Vergebens blickten wir von der freien, herrschenden Höhe nach allen Seiten, wir blickten mit stillem Schauder in den ungeheuern, gähnenden Abgrund, der nach dem Meere wild zerrissen, fast senkrecht, niederstürzt; ein Adler zog unheimlich stille Kreise in grauer Luft hoch über diesem Schlunde, sonst kein lebendes Wesen, kein Laut ringsum.

„Die Kinder müssen falsch gesehen haben", sagte ich, am meisten um eigenes ahnendes Zittern zu beschwichtigen. Doch in demselben Augenblick

hörte ich einen gellen Aufschrei aus Carmelas Munde und sah, wie sie einen kleinen Schlüssel vom Boden aufhob. Dann sank sie zu Don Clementes Füßen ohnmächtig zusammen.

Es war deutlich, sie hatte Checcos Eigenthum erkannt.

Es gelang uns durch keinerlei Bemühung, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. So blieb uns zuletzt Nichts übrig, als die Regungslose den steilen Berg hinab zunächst bis zur Klause des Eremiten zu tragen. Hier überließ ich sie der Fürsorge und weiteren Hilfeleistung der beiden frommen Greise und eilte beflügelten Laufs nach Anacapri zurück, und nachdem ich von hier Männer mit einer Bahre hinaufgesandt, weiter abwärts um den Felsen herum bis unten zur großen Marina, wo ich mit Sicherheit Fahrzeug und Leute fand, die Insel zu umschiffen und von unten her den felsigen Grund unter dem Monte Solaro zu durchforschen. Ich theilte den eifrig zudrängenden Schiffern meine gräßliche Befürchtung mit.

„Ihr meint den schönen Checco von Anacapri, den Blinden, Herr?" versetzten mir Mehrere zugleich.

„Gewiß, eben den; wißt Ihr schon etwas von dem?"

„Der ist vor zwei Stunden nach Sorrent hinübergefahren, einige Fremde nahmen ihn in ihren Nachen auf. Er wird dort oder in Neapel ein Gelübde erfüllen wollen, denn denkt nur, Herr, er ist durch ein Wunder und durch das Gebet des frommen Don Clemente plötzlich sehend geworden".

Ein jauchzender Ruf entquoll meiner erlösten Brust, und sofort entsandte ich einen Boten hinauf zu Don Clemente und Carmela, und miethete ein stark bemanntes Boot nach Sorrent.

Eine sehr kräftige Brise aus Südwest machte bald jede Hilfe der Ruderer überflüssig, und gegen das Ende der Insel hatte sich der Wind so sehr gesteigert, daß das große Segel gerefft werden mußte und unsere Landung eine äußerst schwierige ward. Indessen sie gelang ohne Unfall, und über Erwarten schnell fand ich meinen Flüchtling wieder. Er saß am Strande auf einem Stein und blickte schwermüthig nach der verlassenen Heimathinsel hinüber.

„Checco", rief ich ihn an. Ueberrascht, aber nicht erschrocken erkannte er mich und kam mir langsam entgegen. Sein Gang war so müde und schwer, sein Gesicht so kummervoll, daß er mich von Herzen jammerte und ich die herbe Strafrede vergaß, die ich ihm zugedacht hatte.

„Checco", sagte ich mit gemildertem Vorwurf, „warum habt Ihr Eurem armen Weibe das gethan?"

„Ich dachte ihr einen Gefallen zu thun, wenn ich sie freigab", entgegnete er wehmüthig, „sie hat ja den schönen Don Clemente lieber, als den armen, häßlichen Checco; ich hab' es gesehen; und warum sollte sie auch nicht? Nur hätte sie mich nicht so arg zu belügen brauchen".

„Narr, der Du bist!" fuhr es mir dennoch heftiger heraus, „Narr, mit Deinem ewigen kindischen Geschwätz von Schönheit und Häßlichkeit, als ob

es in Gottes Welt nichts Besseres und Größeres gäbe als hübsche Gesichter und schönen, trügerischen Schein! Laß Dein Herz gut sein und Deine Seele schön, und Du kannst alle feingestalteten Wichte Deiner Heimath verachten, und Dein Weib wird es mit Dir thun, oder vielmehr, sie that es schon längst, so wenig Du es auch in Wahrheit zu verdienen scheinst".

Nachdem ich mich dieser redlichen Weisheit entledigt, berichtete ich ihm, was ich von Carmela wußte und wie ich sie verlassen. „Wer kann wissen, ob sie jetzt noch lebt", schloß ich bitter und schroff meine Rede, der er so lange stumm und, wie es scheinen wollte, theilnahmlos zugehört hatte. Nun aber fuhr er so jäh zusammen, als hätte ich ihm einen Schlag versetzt, und rief mit erschütternder Angstgeberde:

„Nein, Herr, o nein, das nicht, nur das nicht! Es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Ich will sie ja niemals wieder sehen, sie niemals zu eigen haben, aber sterben darf sie nicht, todt sein kann sie nicht. O, Herr, was sagtet Ihr — Carmela todt?"

Als ich diesen heftigen Ausbruch angstvoller Liebe vernahm, suchte ich ihn hier wiederum mit schnellen Trosteswort en zu beruhigen. „Und was thatest Du an diesem Morgen auf dem Monte Solaro, Unglücklicher?" fragte ich dann. „War es etwa Deine Absicht, den grausamen Schein zu erregen, als habest Du dort Dein Ende gefunden? Gedachtest Du damit Deine Flucht zu verbergen?"

„O nein, Herr, gewiß nicht", antwortete er in dumpfer Zerknirschung, ich wollte nur von dort aus der Höhe sehen, wohin ich entfliehen könnte in meinem Gram, denn ich kannte das Land ja nicht mehr seit vielen, vielen Jahren: aber mir schwindelte dort oben, und ich glaubte von Neuem zu erblinden von dem furchtbaren Licht ringsum, und als ich hinunterstieg, fiel ich oft und stieß mich blutig, bis ich weiter unten auf einen Eseltreiber von Nieder-Capri traf, der mich mit sich zur Marina nahm und auf seinem Esel reiten ließ, denn er sagte, die Heiligen hätten ein Wunder an meinen Augen gethan, und darum wollte er mir eine Ehrfurcht erweisen. Ich aber ließ Alles mit mir geschehen, und werde auch thun, was Ihr von mir verlangen mögt, Herr, auch mit Euch heimkehren, wenn Ihr wollt: ach, es ist mir Alles in der Welt gleichgiltig geworden, seit ich weiß, daß Carmela mich nicht lieben kann".

So sah ich denn, der seltsame Kopf war immer noch nicht von der Liebe seines guten Weibes überzeugt! Doch ich war schon zufrieden, daß ich ihn zur Heimkehr bereit fand, und hoffte, noch Alles zu glücklichem Ende fügen zu können.

Leider nur, mit dem guten Willen war es nicht gethan: es erfand sich, daß der Sturm so mächtig geworden war, daß für heute an eine Rückfahrt gar nicht zu denken war. Ich mußte mich bequemen, mit dem von immer neuer Angst gefolterten Checco in Sorrent Quartier zu nehmen.

Und es blieb nicht bei dieser einen Nacht, sondern erst am vierten

Morgen war der Wind umgesprungen und beruhigt, so daß wir die Heimreise antreten konnten.

Don Salvatore, dessen Haus wir nach glücklicher Landung und eiligem Aufstieg zuerst betraten, machte ein eigenthümliches und bekümmertes Gesicht.

„Ist sie todt?“ flüsterte ich tief erschrocken.

„Nein, Carmela lebt“, versetzte er laut mit besonderem Hinblick auf Checco, der kreidebleich geworden und nun sichtlich aufathmete. Wie klang jedoch ein unausgesprochenes bängliches Aber unheimlich durch seine tröstlichen Worte hindurch! Allein ich schwieg, von zu bestimmter Ahnung erfaßt, und folgte dem Checco, der ruhelos zum Weitergehen drängte.

Wir kommen nach Caprile. Carmela saß ruhig vor der Schwelle ihres alten Hauses, wo ich sie als Kind zuerst gesehen, und ganz wie damals summte sie lustig zirpende Melodien auf ihrem Eisen. Und lustig und hell lachten ihre Augen dazu, zwei muntere, sonnig klare Kinderaugen; Sorge, Kummer und Leidenschaft war aus ihrem Antlitz hinweggetilgt, und nichts als Frieden und Heiterkeit darin zurückgeblieben. Sie war ein Kind mit sorgenlosem Lächeln und ach, so lieblich und hold wie nie je zuvor.

Ihr gegenüber vor Checcos Thür aber hockte ein Häuflein Kinder und starrte halb mit Scheu und Schreck, halb mit zudringlicher Neugier unverwandt auf das einfache Thun des schönen Wesens. Wie wir uns langsam näherten, Beide überrascht und betreten, erblickte uns Carmela, und sogleich sprang sie von ihrem Sitz empor, eilte auf uns zu, reckte bittend die Hand aus und rief: Signor bajocc'! . . .

„Gebt ihr, Herr, gebt ihr etwas!“ riefen vielstimmig die starrenden Kinder zu mir herüber. Ich weiß nicht, war es eine rein mechanische Bewegung oder that ichs doch aus unklarer Neugier: ich gab ihr ein Kupferstück. Da lachte sie listig und schlich hinüber zu dem Platz, wo sonst der kleine Checco saß, und den jetzt mit schlauer Berechnung ein Knabe eingenommen hatte, während die Andern seitwärts gewichen waren. Dem gab sie das Geld, und fröhlich eilte sie dann zu ihrer Schwelle zurück und begann ihr harmlos surrendes Spiel von Neuem.

„Checco“, sprach ich erschüttert, „verstehst Du, was dies bedeutet?“

Ein unsäglich tiefes Grauen in seinem Antlitz verrieth, daß er es verstand.

„Und weißt Du, was ihr die Sinne verwirrt hat? — Die heiße Liebe zu Dir und der ungeheure Schmerz, der sie ergreift, da sie meinte, Du seiest in den Abgrund gestürzt, habest vielleicht Dich selbst in frevelhaftem Aberwitz Deines Unglaubens an ihre Liebe hinabgeworfen. O armer Checco, und nun siehe, wie groß und rein die Liebe Deines unglücklichen Weibes zu Dir gewesen, da sie noch jetzt in ihrem Wahnsinn keinen andern Gedanken hat als den allein, für Dich zu sorgen, um Deinethalb zu betteln und für Dich ihre zierlichen Weisen erklingen zu lassen!“

Checco sprach kein Wort zur Antwort. Aber ganz leise, ganz scheu

näherte er sich der Spielenden, fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihr demüthig und unter bitterlichen Thränen die kleine, liebevolle Hand.

Doch sie erkannte ihn nicht, sondern rief nur immerfort, erst freundlich bittend, dann dringender und zuletzt fast zornig ihr erschütterndes: Signor, bajocc'!

Unterdessen war eines der Kinder wie ich gesehen, spornstreichs die Straße hinaufgelaufen und kehrte nicht gar lange darnach an der Hand des Priesters Don Clemente wieder.

Ein furchtbares Wiedersehen! So war das Schlimmste in Erfüllung gegangen, was er prophezeit, meine glückverheißende That in das schmerzvollste Unheil verwandelt!

Don Clemente kam und begrüßte mich.

„Gott hat's gewollt“, sagte er mild, „er hat seine Macht dargethan, wider die der Menschen Kunst und Kraft ein eitel Spielwerk ist. Gott wollte die Sünde der Mutter heimsuchen an diesem ihrem Sohne und schlug ihn mit gnädiger Strafe, denn dessen Herz war still und zufrieden in seiner Blindheit; und ein Mensch empörte sich wider den allmächtigen Willen und rang mit ihm — und siehe, dreimal schwerer hat Gott nun das Kind der Sünde geschlagen, denn sein Herz ist zerrissen und zerschmettert von Reue und unsäglichem Leid, er ist sehend und wissend und namenlos elend geworden. Sie aber, dies liebliche Kind, hat des Herrn Gnade nun wiederum geborgen und ihrem Gram entrückt: wie nächtlich stille Blumen vor dem Tag hat ihre Seele sich leise zugeschlossen vor blendendem Licht. O Süße, möge Deine Seele den leichten Kinderschlaf so weiter schlummern, der sie jetzt bedeckt! Vergönnt ihr dieser Blindheit leises Glück; sie störet Niemand, und Niemand störe sie: sie macht noch Kinder glücklich mit stiller Hand; und gern mag ihr schlichtes Lied als ein Schlummerlied der irdischen Mühsal müde Herzen erquicken, wenn die Nachbarn Abends vom Feld und schwerer Arbeit heimkehren. Möge sie leben in dem sorglosen Frieden dieser Blindheit, denn auch Ihr, Herr, werdet nicht zum andernmal eingreifen wollen in die unerforschlichen Rathschlüsse des göttlichen Willens!“

Wie im Traum hatte ich den Worten des wundersamen Greises zugehört, mir war, als vernähme ich ein fremdartig schönes, einschläferndes Lied aus seinem feierlichen Munde — aber nun auf einmal wachte ich auf, gewaltsam schüttelte ich den Zauber dieses Mannes und seiner Rede von mir und mit festem Entschlusse rief ich aus:

„Nein, Don Clemente, noch beuge ich mich nicht vor dem trüben Schlage des Schicksals, des blind waltenden; noch will ich zum andernmal und wieder und wieder eingreifen und ringen — nicht gegen den göttlichen Willen, wie Ihr sagt, sondern gegen die dunklen Mächte, die geheimnißvoll in des Menschen Seele verborgen wohnen und wühlen und sie in Wirrniß und Unheil zu leiten vermögen: aber ich will sie bekämpfen, diese dunklen Mächte, so lange es noch einen Schimmer der Hoffnung giebt, und ich will

versuchen, ob nicht dennoch der klare Geist des freien Menschenwillens uns auch hier zum Siege und zum Glücke führen kann.

Checco, Euch frage ich jetzt, denn bei Euch steht die letzte Entscheidung, wollt Ihr mir Euer unglückliches Weib anvertrauen, daß ich sie mit mir nehme nach Neapel und versuche, ob es der ärztlichen Kunst gegeben ist, ihren armen, zerrütteten Geist zu heilen und zur alten Klarheit zurück zu führen?"

Da ergreift der Jüngling freudig meine Hand und sagte: „Herr, in allem, was Ihr thut, will ich zu Euch stehen und Euch vertrauen, so lange Ihr selbst noch Hoffnung habt. Aber Ihr dürft mich nicht von ihr trennen, ich will mit Euch hinübergehen nach Neapel und bei ihr bleiben und bei Euch, bis sie wieder heimkehren und mit mir ein neues Leben hier beginnen kann".

Nach diesen Worten beugte er sich still vor Don Clemente nieder, küßte ihm demüthig die Hand und trat dann ruhig und fest an die Seite seines Weibes.

Don Clemente aber blickte düster und traurig auf ihn herab, schüttelte langsam das schöne Greisenhaupt und wandelte nach ernstem Abschiedsgruß seinen Weg zurück.

* * *

Nach einigen Monaten war mir die hohe Freude beschieden, meine beiden Schützlinge als ein gesundes und beglücktes Paar in ihre schöne Heimath zurückzugeleiten. Ja, ich durfte mit stolzer Freude auf sie blicken, wie ich sie da vor mir Hand in Hand, mit einander flüsternd und meiner fast vergessen, den prächtigen Weg nach Anacapri hinaufwandeln sah. War es doch rasch und glücklich gelungen, Carmelas getrübten Geist zu gesunder Frische zurückzurufen, und war doch das Ziel erreicht, diese beiden guten Herzen der fesselnden und unterdrückenden Macht eines dunkeln Wahnglaubens abzuringen und zu schöner Menschlichkeit zu befreien.

Denn wie anders kehrten sie zurück, als ich sie damals zuerst gefunden! Aus zufriedener Unwissenheit waren sie aufgewacht zu vollem, freudigen Leben, statt der kindlich gemächlichen Zuneigung vereinte sie die feurigste und lieblichste Gattenliebe; Glück sprach aus den reinen Zügen des voller nur und reizender erblühten jungen Weibes und Glück aus den herrlich strahlenden Augen des trefflichen Jünglings. Der Wackere hatte aber in der schweren Prüfungszeit des Harrens und Bangens nicht nur ein treu und tapfer duldendes Herz bewährt, sondern lernte auch Augen, Arme und Kopf redlich gebrauchen, und durfte nun, von Jugend, Gesundheit und Freude verklärt, nicht weiter nach dem eitlen Ruhme verlangen, mit Wahrheit ein schöner Checco zu heißen.

„O mein Checco!" sagte Carmela, indem sie plötzlich mitten auf dem Wege stehen blieb, den Arm um seinen Nacken schlang und bewundernd in

die strahlende Landschaft hinausblickte, „mir ist, als hätte ich mit Dir zugleich neue Augen bekommen, und als wäre Alles in der Welt viel, viel schöner und besser geworden, seit Du es mit mir sehen kannst! Und wie schön wird unser Haus jetzt geworden sein, oder wie schön wollen wir es machen, nun wir beide zusammen dafür arbeiten können! O, Checco, sieh nur, wahrhaftig, meine Augen sind ganz anders geworden, ich sehe hundert Dinge, von denen ich früher nie etwas wußte, ich glaube aber, das kommt nur davon, daß ich nun weiß, ich könnte auch Dir das alles zeigen, wenn ich wollte. Ich will's aber garnicht", setzte sie lachend hinzu, „es würde mir ja doch zu nichts nützen, Du thust doch ewig nichts als nur immer mir selber in's Gesicht sehen; ich werde es mir noch schwarz färben müssen, damit Du endlich auch einmal etwas Vernünftiges anzublicken Zeit findest!"

„Ach, weißt Du, Carmela", erwiderte er treuherzig und ernsthaft, „es ist ja gar nicht, weil ich Dich so schön finde, es ist mir nur so wunderlich und unbegreiflich, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich Dich nicht sehen konnte, denn es scheint mir nun, als wärest Du mir damals ganz fremd gewesen, obgleich Du täglich um mich warst. Und das ist ganz gewiß, ich habe seitdem ein neues Herz bekommen, denn nie habe ich früher gewußt, daß man einen Menschen so lieb haben und davon so unendlich glücklich sein kann". —

Als wir die Höhe von Anacapri erreichten, klang uns Glockengeläute entgegen, und ein ungewöhnliches Leben schien in dem Städtchen zu herrschen, als ob man die heimkehrenden Glücklichen bewillkommnen wollte.

Aber es hatte freilich eine andere Ursache; bald erfuhren wir's: Don Clemente war gestorben. Seine Leiche ward eben zur Kirche übergeführt, und in dem heiligen Raume ausgestellt.

Dort sahen wir ihn. Palmenzweige deckten seine Brust und wölbten sich über seinem Haupte. Die bleichen, edlen Züge waren erfüllt von herrlichem Frieden und wunderbarer Milde, seine Lippen mit ihrem leisen Lächeln schienen zu verrathen, sein letztes Wort sei ein freundlicher Segen gewesen. Mir war, als spräche er auch jetzt noch seinen Segen über das junge gerettete und genesene Paar; und so schloß ich hier im Stillen nach ehrlichem Kampf meinen Frieden.

Aus der Kirche gingen wir mitsammen zu dem kleinen Friedhof am Bergesfuß und traten vor das Grab der armen Teresina, Checcos Mutter. Durch die dunkeln Wipfel der ernsten, dichtschattenden Bäume schimmerte goldig der köstliche Sonnenschein; und während die Beiden knieten und beteten, klang in meinem Herzen freudig das hoffnungshelle Dichterwort:

Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Carl Friedrich Lessing.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —

„Wollen Sie nicht mit heraufkommen und mein Abendbrod theilen? Einfach genug wird es ausfallen, denn das Beste fehlt: meine Frau ist in Gesellschaft und meine Tochter verreist". Mit diesen Worten öffnete Lessing die Hausthür und trat zurück, um mich einzulassen.

Ich war ihm so gut wie fremd. Trotz dringender Einladung, meinem Antrittsbesuch bald einen zweiten, minder förmlichen folgen zu lassen, hatte ich die gastliche Schwelle nicht wieder überschritten und erst heute Abend beim Verlassen des Theaters den Heimkehrenden begrüßend angeredet.

Nicht ohne Beschämung gehorchte ich dem freundlichen Ruf. Wir saßen nur zu Dreien bei Tisch: Lessing, sein zweiter Sohn, ein bildhübscher Junge von dreizehn Jahren, und ich. Die Unterhaltung war belebt, aber drehte sich meist um gleichgiltige Dinge, und ich dachte an baldigen Aufbruch. Da wandte sich die Rede durch einen jener unberechenbaren Uebergänge, welche dem Gespräch erst wahre Farbe und Anmuth verleihen, plötzlich auf die Befreiungskriege — und meines Wirthes Augen blitzten hell auf. Da saß ihm im badischen Lande, wo man von jenem unvergleichlichen Aufschwunge preußischer Größe nur wenig wußte und das Wenige in blinder Voreingenommenheit gegen die aufstrebende Macht des Nordens möglichst zu vergessen suchte, ein sehr junger Mann, obendrein ein Schauspieler gegenüber, dem nicht allein die Hauptmomente des blutigen Dramas geläufig waren, nein, der auch von seinen Lieblingen wußte, von einem Jürgaß, Sohr, Steinmetz, Horn, von dem tollen Platen und dem wackern Below mit den litthauischen Dragonern. Das war ihm neu, das hatte er nicht gesucht bei dem leichtlebigen Geschlecht der Komödianten; die Schleußen der Erinnerung

thaten sich auf, und der sonst so wortkarge Mund erzählte fließend und mit erquickendem Behagen von der glorreichen Zeit, von ihren Eindrücken auf sein junges Gemüth, wie dunkelbärtige Kosaken den flachslockigen Knaben auf den Klepper gezogen und stundenweit mit sich fortgeführt hatten, andächtig dem kindischen Geplauder lauschend, von dem sie keine Silbe verstanden.

Frau Lessing war längst zurückgekehrt und vervollständigte unseren Kreis; zu wiederholten Malen hatte ich Anstalten gemacht, mich zu empfehlen, aber Flasche auf Flasche wurde entkorkt, und die Uhr zeigte bereits auf Zwei, als ich wieder die Straße betrat. Seitdem war ich ein täglicher Gast, bis ich mich als Sohn des Hauses betrachten durfte.

Zwanzig Jahre sind darüber verflossen, und der Meister ist eingegangen zu den ewigen Hütten, dahin ihm seine treue Genossin drei Monde früher den Weg gewiesen. Wenn ich es wage, dieses schöne Menschenbild zu zeichnen, so darf von einer erschöpfenden Darstellung seines Lebens, von dem allmählichen Aufsteigen aus unscheinbaren Anfängen zur Sonnenhöhe des Ruhmes nicht die Rede sein. Lessings Leben gehört längst der Geschichte an, und Berufenere mögen über den Werth seiner Werke, über seine Bedeutung als künstlerische Gesammterscheinung das entscheidende Urtheil sprechen — mir kommt nichts Anderes zu, als von dem zu sagen, was ich selbst erfuhr, was ich in dem beglückenden Verkehr mit dem einzigen Manne in mich aufgenommen und in einem feinen Gedächtniß bewahrt habe.

Lessing stand zur Zeit unserer Bekanntschaft in der Blüthe seiner Kraft. Noch waren es keine zwei Jahre, seitdem er, unmuthig über das Verhalten preußischer Gewalthaber, dem Rufe eines großherzigen Fürsten Folge geleistet, die alte Heimstätte seines Wirkens verlassen und in Karlsruhe sich den neuen Herd gegründet hatte. Das wettergehärtete Antlitz mit der kühngeschwungenen Adlernase und den tiefliegenden stahlgrauen Augen war umrahmt von blondem, nur mit einzelnen Silberfäden durchwobenem Haupt- und Barthaar und saß frei und fest auf einem schlanken, sehnigen Körper, dessen elastische Frische der in strenger Arbeit verbrachten zweiundfünfzig Jahre zu spotten schien. Ein reiches, glanzerfülltes Leben lag hinter ihm, und mancher Andere würde ein berechtigtes Genügen an dem Errungenen gefunden haben, aber zu mächtig rührte sich noch der Genius, zu quellend drangen immer neue Offenbarungen auf seine schöpferische Seele ein, als daß er die Früchte emsigen Fleißes und unbestrittenen Ruhmes in behaglicher Ruhe hätte genießen können.

In nordischer, den Süddeutschen damals noch überraschender Gastlichkeit, standen die Pforten des Lessing'schen Hauses Jedem offen, der ein Gefühl für das Aechte und Gute im Busen hegte, der seine Lust hatte an gedankenvollem Austausch bei herzhaftem Trunk; und es darf nicht Uebertreibung gescholten werden, wenn erkenntliche Freunde versichern, hier sei der verödeten Stadt der erste und hauptsächlichste Sammelplatz geistigen Lebens erstanden. Nach des Tages Last und Drang war es dem Nimmerrastenden

22*

ein holdes Bedürfniß, liebe Menschen um sich zu vereinigen, die ihm neue Anregungen brachten, deren buntwechselnde Gespräche ihn belehrten, förderten oder auch nur anmuthig erheiterten. Wer ihn inmitten eines solchen Kreises erblickte in seiner mannhaften Schöne, voll beredten Schweigens, froh der frohen Gesellen und stolz auf das heitere Walten seiner Frau, der empfand die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!"

Eine anheimelnde Wärme, ein Hauch innigen Vertrautseins umfing den Gast gleich beim Eintreten in die künstlerisch geschmückten Räume, aus denen jeder Zwang, jede conventionelle Lüge unerbittlich verbannt waren, um der Entfaltung geselliger Gaben in Ernst und Scherz den freiesten Spielraum zu gönnen. Neben Männern der Politik, Wissenschaft und Kunst, deren Namen einen vollen Klang in deutschen Landen haben, fand auch die Jugend mit ihrer ausgelassenen Laune, ihrer liebenswürdigen Thorheit einen gern gebotenen Platz an der traulichen Tafelrunde. Denn im regen Umgang mit ihr suchte Lessing der grämlichen Einseitigkeit des Alters zu begegnen und Geist wie Herz zu erquicken an ihrer schäumenden Daseinsfreude.

Hatte er sich so eine beglückte und beglückende Häuslichkeit geschaffen, so sollte ihm Karlsruhe auch in Ausübung seines Berufes noch reine Freude gewähren. Treffliche Meister, wie die alten Freunde Schrödter und Schirmer, waren schon vor ihm hier seßhaft geworden und empfingen das ehemalige Haupt der Mutterschule mit herzlichem Willkommen, während eine stattliche Anzahl frischer Talente, gelockt durch den Zauber seines Namens, sich allmählich um ihn sammelte und im Laufe der Jahre der heranblühenden Residenz eine gewichtige Stimme im Kreise deutscher Kunststädte eroberte.

Eigentliche Schüler freilich hat Lessing nie gehabt, aber willig folgte er jeder Bitte um Rath und Hülfe. Liebevoll eingehend, als ob es sich um eine eigene Arbeit handle, stand er dann vor dem fremden Werke, und rührend war es zu beobachten, wie er sich in die Gedanken- und Gefühlswelt eines Anderen hineinleben konnte, mit milder Ruhe, doch unbestochener Ehrlichkeit, kurz und bestimmt Lehren ausstreuend von überzeugender Unmittelbarkeit, von zwingender Gewalt. So hatte er es schon in Düsseldorf gehalten und reichen Lohn dafür geerntet. Das jüngere Geschlecht vergalt ihm seine Gutthaten mit schönem Vertrauen, und neidlos, als ob es sich von selbst verstünde, erkannte man dem Bescheidenen eine beinahe fürstliche Ausnahmestellung zu. Wenn die nicht selten wiederkehrenden Zwistigkeiten innerhalb der Kunstgenossenschaft schärfere Formen anzunehmen drohten, so brauchte Lessing sich für keinen der streitenden Theile zu entscheiden. Unbehelligt von dem Gezänk des Tages ließ man ihn seines Weges ziehen, wohl wissend, daß diese selbstlose Natur in ihrer stillen Größe zu Parteizwecken sich nicht mißbrauchen ließe. Was Keinem erlaubt war, das gestattete man ihm: freundschaftlich zwischen den beiden Heerlagern zu verkehren und leidenschaftslos den Ausgang der Dinge abzuwarten.

So unverdrossen er Zeit und Können dem Besten Anderer opferte, so wenig durfte die eigene Thätigkeit auch nur für Augenblicke ruhen. Die häusliche Einrichtung der neuen Wohnstätte war noch nicht zur Hälfte gediehen, als er schon wieder sinnend und bildend vor der Staffelei weilte.

Ermüdet von den mehrjährigen Anstrengungen, welche die noch in Düsseldorf vollendete „Gefangennahme des Papstes Paschalis" im Gefolge gehabt hatte, widmete er sich für's Erste ausschließlich der Landschaftsmalerei, dem eigentlichen Schoßkinde seiner stolzen Begabung, und es entstanden Gemälde, deren bestrickender Reiz fast Alles hinter sich läßt, was er vordem in üppigster Jugendkraft geschaffen. Die Waldhorntöne der Romantik waren längst verklungen, die Zeiten schwermüthiger Träumerei lagen hinter ihm, um so ungetrübter entfaltete sich jetzt die eingeborene Poesie in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Alles Tiefe und Sehnsuchtsvolle des deutschen Gemüthes, Alles, was die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen und sie erfüllt mit süßen Schauern vor dem dunklen Weben der Natur, das fand jetzt den beredtesten, in des Meisters schlichter Vortragsweise geradezu überwältigenden Ausdruck. Beim Anblick dieser Bilder legt es sich warm um das Herz: deutscher Erdgeruch dampft uns entgegen, und deutsche Waldeskühle umfächelt unsere Schläfe. Das ist der stille Segen, den sich Lessing durch seine Treue gegen den heimathlichen Boden gewann. Trotz dringender Mahnungen konnte und wollte er sich nicht entschließen, die Eindrücke der Fremde auf sich wirken zu lassen und buntere Motive in außerdeutschen Landen zu sammeln. Italien hat er niemals betreten und auch die Alpen erst dann gesehen, als es galt, einem Befehle seines fürstlichen Gönners zu gehorchen: der Harz und Solling mit ihren Eichen und Buchen, die Eifel mit ihren ausgebrannten Kratern und melancholischen Oeden, endlich die Kalksteinfelsen der fränkischen Schweiz blieben nach wie vor die unerschöpflichen Fundgruben, aus denen die Wünschelruthe seines Genies immer reichere Schätze zu Tage förderte.

Und wenn Einer, so durfte gerade er die kalte Pracht der Gletscherwelt, die sonnige Farbengluth des Südens missen; hatte doch die Herrlichkeit der vaterländischen Natur sich ihm wie Wenigen erschlossen, all' ihre Wunder, ihre innersten Geheimnisse in keuscher Nacktheit seinem geweihten Auge offenbarend. Er brauchte nur aus der Thür zu treten: in unmittelbarster Nähe, im unscheinbaren Hartwalde entdeckte sein feiner Spürsinn Schönheiten, an denen tausend Andere achtlos vorübereilten. Vor der Gefahr, sich zu wiederholen, schützte ihn die Fülle seiner Phantasie, die den gleichen oder einander ähnelnden Stoffen durch wechselnde Beleuchtung und stimmungsvolle Belebung stets neue, nur reizvollere Seiten abzugewinnen wußte. So steht er in diesem Kunstbereiche wohl einzig da, sicher in sich selber ruhend, durchaus eigenartig, immer ein Anderer und immer doch er selbst.

Nach einer Reihe größerer und kleinerer Landschaften, die, kaum getrocknet, in alle Gegenden Deutschlands, theilweise auch über den Ocean wanderten, rührte sich wieder einmal die langverhaltene Lust zur Figuren-

malerei. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete Lessing ein historisches Genrebild „Kreuzfahrer in der Wüste“, um sogleich Hand an eine neue Arbeit, an „die Disputation zwischen Luther und Eck“ zu legen.

Die Wahl gerade dieses Stoffes hing mit dem damaligen süddeutschen Geistesleben auf's innigste zusammen. Wenige Jahre zuvor hatten Württemberg und Hessen-Darmstadt, dem traurigen Beispiele Oesterreichs folgend, nach einigem verschämten Zögern und Zuwarten mit dem päpstlichen Stuhle Concordate abgeschlossen, welche der Kirche eine vom Staat fast unabhängige Stellung einräumten und vor Allem Wissenschaft wie Unterricht, mithin die Zukunft der ganzen modernen Bildung, der Aufsicht und Censur des Clerus unterordneten. Auch für Baden war eine gleiche Gefahr heraufgezogen. Die dortigen Stände hatten zwar nach hartnäckigem Ringen die bereits fertig gestellte Convention in letzter Stunde verworfen, aber noch immer zitterte die Erregung des Kampfes in den Gemüthern nach, und ein verbissener Groll der Unterlegenen suchte sich in maßlosen Angriffen gegen das liberale Ministerium Luft zu machen. Dieses feindselige, lichtscheue Gebahren rief den alten Huß- und Luthermaler wach. Ein fast vergessener Entwurf aus früheren Tagen drang sich plötzlich seinem Gedächtniß auf, Sinn und Gedanken gefangen nehmend, bis die flüchtige Zeichnung auf der Leinewand Gestalt und Farbe gewonnen hatte.

Darnach könnte es scheinen, als ob Diejenigen Recht behielten, welche Lessing einseitigster Tendenzmalerei beschuldigen; und doch ist niemals ein leichtfertigerer Vorwurf erhoben worden. Wäre die Verherrlichung dessen, was ein ehrlicher Mann als groß und gut erkannt, mit einem verächtlichen Schlagwort kurzweg und ein für allemal aus der Welt zu schaffen, dann freilich würde sich Lessing bescheiden und mit dem Schicksal seines Vorfahren trösten müssen, den eine gewisse Coterie für „Nathan den Weisen“ auch heute noch als Tendenzdichter brandmarken möchte. Aber die Hussiten- und Reformationsbilder sind, genau wie jenes unvergängliche Drama, keineswegs der trübe Ausfluß parteiischer Absichtlichkeit und eitler Händelsucht, der ausschließlich am lärmenden Erfolg des Augenblickes liegt; der streitbare Mann fühlte sich nur, wie alle höher gearteten Naturen, von den geistigen und politischen Strömungen des Jahrhunderts in gesteigertem Maße berührt, und es war ihm, gleich dem ächten Dichter, ein unabweisbares Bedürfniß, Alles, was ihn innerlich bewegte, was ihn erfreute oder erzürnte, im Kunstwerk zur verklärten Darstellung zu bringen. Seine Gebilde entquollen einem warmen Freiheitsgefühl, sie waren der mannhafte Protest einer vornehmen Gesinnung gegen jegliche Vergewaltigung in Sachen des Glaubens und der Ueberzeugung. Wie die Kölner Wirren nicht ohne Einfluß auf seinen „Huß vor dem Concil“ geblieben waren, so entstanden zur Zeit, da in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. die katholische Kirche kecker denn je das Haupt erhob, die Meisterwerke: „Huß vor dem Scheiterhaufen“, „die Verbrennung der Bannbulle“ und „die Gefangennahme des Papsts Paschalis“. Fern lag ihm

dabei die Absicht, den Gegner in gehässiger Weise zu schmähen oder herabzusetzen: seine Bewunderung für das großartige Gefüge römischer Macht war aufrichtig und wohlbegründet durch reiche historische Kenntnisse; nicht Aergerniß wollte er säen, nur dem mitlebenden Geschlecht die Erinnerung wecken an die ruhmvollen Schlachten, die zu Ehren der gesunden Vernunft und des fessellosen Gedankens geschlagen worden waren; mahnen wollte er und warnen, als ein Rufer im Streit, daß „der alte, böse Feind" noch immer auf dem Plane sei, daß es sich heute wie ehedem um die Vertheidigung der edelsten Güter handle. Hätte er seine Muse wirklich zur hetzenden Straßendirne erniedrigen wollen, er würde die Vertreter Roms in minder würdiger Weise geschildert, sie vielmehr zur Fratze heruntergezogen haben, wie es später Kaulbach im „Peter Arbues" gethan.

Aber dieses Billigkeitsgefühl, statt des tendenziösen Zerrbildes nur die zutreffende Charakteristik wirken zu lassen, war nicht geeignet, die Widersacher zu versöhnen; es wurde vielmehr die Quelle eines Hasses, der vor schnöder Verdächtigung so wenig zurückschreckte, als er sich scheute, die Kanzel zum Tummelplatze tobender Wuthausbrüche zu entweihen. Je makelloser, je ritterlicher des Meisters Waffen waren, um so gefährlicher, um so verdammenswerther mußten sie denen erscheinen, die von ihren Streichen bis in's Mark getroffen wurden!

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß der Künstler, der so warm für die Kämpfe der evangelischen Kirche eingetreten ist, sich an deren Innenleben so gar nicht betheiligte. Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man das fröstelnde, beinahe unheimliche Gefühl, das ihn bei ihrem freudelosen Wesen von heute überschlich, einem Mangel an wahrhaft religiösem Sinne Schuld geben. Zu leuchtend hatte er Gott in den Wundern seiner Schöpfung geschaut, zu nah seine Stimme im Rauschen des Waldes, im Brausen seiner Wetter vernommen, als daß sein Herz von dem Dasein eines Ewigen nicht erfüllt und durchdrungen gewesen wäre; aber wie tapfer und rückhaltlos er sich auch zum Protestantismus bekannte, er war nicht blind gegen die häßlichen Auswüchse und tiefen Schäden im eigenen Hause. Mit ungetrübter Freude weilte sein Blick nur bei den Jugendjahren der Reformation, die Folgezeit mit ihren Ausschreitungen verknöcherter Orthodoxie und rechthaberischer Unduldsamkeit konnte seinem freien Sinne nicht genügen; ja selbst ihr Haupt, der bewunderte Augustinermönch, war ihm als zänkischer Magister fremd und unverständlich geworden. Den alternden Luther hat er niemals zum Helden eines seiner Werke erkoren.

Ueber Lessings Historienbilder und deren Werth ist viel gestritten worden. Nicht selten ist es vorgekommen, daß die Debatten darüber aus den Schranken ruhig gemessener Verhandlung brachen, und die Parteien hart an einander geriethen. Weil er der erste Maler in Deutschland war, der die großen Thaten unserer Geschichte mit modernem Geiste erfaßte und die Träger erhabener Handlungen und Ideen in den individuellen, scharf umrissenen

Gestalten seiner Zeit und Umgebung lebendig zu machen suchte, weil er Wesen von Fleisch und Blut, nicht kunstvoll drapirte Masken hinzustellen wagte, so schrieen die Nazarener sammt ihrem Anhang Ach und Zeter über den voraussichtlichen Verfall der eben erst wiedererweckten Kunst, und ihre Klagelieder wurden unverdrossen von einem Schwarm verkannter Talente in allen Tonarten auch dann noch nachgesungen, als es längst erwiesen stand, daß keine der gehegten Befürchtungen eingetreten sei, daß die deutsche Malerei trotz oder vielmehr mit Lessing fröhlich weiter gediehe. Man hat ihm vorgeworfen, seinen Compositionen fehle es an leidenschaftlichem, dramatisch bewegtem Leben, sie wären mehr oder minder nur zuständlicher Natur, seine Farbengebung hielte mit den coloristischen Forderungen der voraneilenden Zeit nicht gleichen Schritt, und was der berechtigten oder haltlosen Einwände mehr sein mögen — Lessing hat nicht viel darnach gefragt. Gelassen ist er seine eigene Straße weiter gewandelt, unbeeinflußt von den großen Italienern und Niederländern, unbeirrt durch die modernen Belgier und Franzosen, ein rechter Selbstmann vom Wirbel bis zur Sohle. Und das deutsche Volk in seiner ungeheuern Mehrzahl ist treulich mit ihm gegangen, das Volk, dessen Launen und Leidenschaften er niemals geschmeichelt, dessen Herz er aber in seinem Tiefsten und Heiligsten berührt hatte, wie keiner der gleichzeitigen Rivalen.

Das Bewußtsein, unverrückbar in der Werthschätzung seiner Nation zu wurzeln, hat Lessing hochbeglückt, aber nicht übermüthig gemacht. So früh dem Jüngling die duftigsten Kränze geboten wurden, so erfüllt seine reiferen Jahre von Ruhm und äußerem Glanze waren, er ist immer der Gleiche geblieben, der Einfache, Anspruchslose, der jeder lauten Huldigung selbst im vertrautesten Kreise am liebsten aus dem Wege ging. Als der Düsseldorfer Malkasten bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens nur ihn und den Fürsten Bismarck zu Ehrenmitgliedern ernannte, bedurfte es wiederholten und eindringlichen Zuredens, ihn zu überzeugen, daß es sich um einen durchaus ernst gemeinten, auf reiner Ueberzeugung beruhenden Ausdruck innigster Liebe und Bewunderung handle. Sein schlichtes Gemüth vermochte es nicht zu fassen, daß sein Name ebenbürtig neben dem größten des Jahrhunderts verzeichnet stehen sollte; während doch der Gewaltige von Varzin sich eines solchen Genossen ganz gewiß nicht geschämt haben wird. Eine gleichsam jungfräuliche Scheu ließ Lessing vor jedem Heraustreten auf den Markt, vor jeder allzunahen Berührung mit der Oeffentlichkeit erschrecken; daher auch seine unbesiegbare Abneigung, auf größeren Ausstellungen die Arbeit weihevoller Stunden einer theilnahmlos gaffenden Menge preiszugeben.

Es hieße übrigens die Art seiner Bescheidenheit verkennen, wollte man glauben, er sei sich des eigenen Werthes nicht bewußt gewesen. Es gebrach ihm nicht an Stolz, aber es war ein männlicher Stolz, den er sorgsam im geheimsten Schrein seines Busens barg, und der ihm erst dann auf die Lippen trat, wenn es galt, vorlautem Dilettantismus, dünkelhafter Ueberhebung oder nörgelnder Afterweisheit die Spitze zu bieten. Dann konnte er schneidig scharf, selbst bitter

und wegwerfend werden. Dagegen blieben ihm die garstigen Regungen der Mißgunst und Eifersucht immerdar fremd. Wie er das Falsche und Unwahre ohne Rücksicht der Person schonungslos verdammte, ebenso willig erkannte er das Gesunde und Tüchtige an, wo er es fand, mochte es auch von einer Seite kommen, von der er sich nicht geliebt wußte. Gegner und Neider hat er vollauf besessen, aber wohl niemals einen persönlichen Feind, denn Jeder, der in seine Nähe kam, mußte vor der großartigen Herzenseinfalt dieses wahrhaftigen Menschen beschämt die Waffen senken.

Einem so gefügten Charakter kann nur wohl sein, wenn er eins mit sich selber ist. Jeder heftigere Widerstreit der Gefühle muß sein schönes Gleichgewicht stören und wohlthuende Ruhe in tiefes Mißbehagen wandeln. Auch Lessing hat zur Zeit seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe unter einem innern Zwiespalt gelitten, der ihm lange die heitere Unbefangenheit des Urtheils trübte.

Voll gerechten Unmuths war er aus Preußen geschieden, gekränkt in dem Besten, was er besaß, in seiner Ehre. Eine einflußreiche Partei des Berliner Hofes, an deren Spitze der katholische Herr von Olfers stand, hatte die geistige Umnachtung Friedrich Wilhelms IV. benutzt, das eben vollendete Bild „die Gefangennahme des Papstes Paschalis“ als unbestellt zurückzuweisen. Umsonst war die Versicherung, der Auftrag sei schon vor Jahren, zwar nur mündlich, jedoch vom König selbst gegeben worden — man verlangte schriftliche Beweise. Lessing vermochte sie wider Erwarten zu liefern, und das Gemälde ging wirklich in den Besitz des Königlichen Hauses über; der Stachel aber, daß man an der Lauterkeit seines Wortes gezweifelt, blieb im Herzen des Künstlers haften und erleichterte ihm das Scheiden von dem geliebten Düsseldorf.

Der neue Wohnsitz war für's Erste nicht der Platz, diese herben Empfindungen vergessen zu machen: zu Karlsruhe wie im ganzen Lande wehte damals eine preußenfeindliche Luft. Es kamen die leidigen Tage der Sänger-, Schützen- und Turnerfeste, ein kraft- und saftloser Liberalismus trieb aller Orten sein geschwätziges Wesen und eiferte gegen den verstockten Slavenstaat am baltischen Meere. Die Gemeinde derer, welche unentwegt an Preußens Sendung zum Heile Deutschlands glaubten, war nur klein und ihre tapfere Stimme verhallte in dem Geschrei der wachsenden Erregung, die sich während des augustenburgischen Possenspieles bis zur Siedehitze steigerte.

Lessing wußte sich in dem wüsten Hader nicht zurecht zu finden. Er hatte die Fühlung mit der alten Heimath verloren, und Alles, was er von jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle durch Zeitungen oder Hörensagen vernahm — Willkür von Oben, Herrschaft des Junkerthums, eitle Soldatenspielerei — konnte seinen nagenden Groll nicht besänftigen. Er war irre geworden an seinem Vaterlande, an sich selbst. Da kam das Jahr 1866 und mit ihm die Genesung. Drohender sah er die Wetterwolken sich thürmen,

die finsteren Schrecken des siebenjährigen Krieges schienen ihm auf's Neue heraufzuziehen. Preußen sollte gedemüthigt, zerstückelt, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und die Wiege seiner Jugend, die köstlichste Perle in der Krone des großen Königs, wieder habsburgisch werden. Das war ein unerträglicher Gedanke, und in hellem Zorn entbrannte das schlesische Herz.

Mit athemloser Spannung verfolgte der Erwachte die allmähliche Entwickelung der Dinge. Freudig hörte er die Marken in Waffen klirren, aber die Sorge wollte nicht weichen, es möchte bei der Drohung wieder sein Bewenden haben und ein zweites Olmütz tagen, bis endlich aus den böhmischen Waldthälern der erste, langersehnte Schuß herüberschallte. Seine Seele blühte auf in patriotischer Lust. Das war noch dasselbe Preußen, das die Schlachten von Fehrbellin, Hohenfriedberg und Leuthen geschlagen, das bei Dennewitz, Hagelsberg und Wartenburg gefochten, dasselbe Preußen, nur größer, gesünder und herrlicher; und mit schöner Rührung bat er dem Staatsmann, der das Alles so weise, geduldig und kraftvoll heraufgeführt, das bittere Unrecht ab, das er ihm in Gedanken angethan zu haben meinte. Seitdem stand ihm der Glaube an den eisernen Grafen festgegründet, und in seiner einfachen Weise pflegte er neuauftauchenden Bedenken ängstlicher Freunde mit dem Troste zu begegnen: einem Auserwählten, der selbst die Besten seiner Zeit um Hauptes Länge überrage, müsse man auch dann mit sorglosem Vertrauen folgen, wenn seine Wege nicht gleich zu verstehen wären, wenn sie durch Dunkel und Wirrniß zu führen schienen.

Nun, da das Banner des größten protestantischen Staates vom Fels zum Meere wehte, sollte es um so frischer an die Arbeit gehen, und unter dem Siegesdonner von Königgrätz legte er die vollendende Hand an „die Disputation zwischen Luther und Eck“.

Es war sein letztes Historienbild, denn eine nachmals fertig aufgezeichnete Composition „Kaiser Heinrich IV. von der Harzburg flüchtend“, gelangte nicht zur Ausführung: der plötzlich hereinbrechende Krieg mit Frankreich und seine nachhaltigen Erschütterungen ließen ihn für eine derartige Aufgabe nicht Lust, noch Laune finden.

Voll freudigen Stolzes hatte er diesmal zwei Söhne unter die Fahnen seines Fürsten gestellt, die er beide, mit Orden geschmückt und den Jüngeren von schwerer Verwundung genesen, aus dem blutigen Kriege wiederkehren sah. Ihn selber wollte es nicht lange zu Hause dulden. Als die deutschen Belagerungsgeschütze an die Wälle von Straßburg pochten, eilte er nach dem Elsaß hinüber, um sich wacker in Feldlager und Laufgräben zu tummeln und die Schönheit des wiedergewonnenen Schwesterlandes in sich aufzunehmen. Denn nicht eher hatte sein Fuß den Wasgau betreten sollen, bevor nicht die zweihundertjährige Schmach gesühnt und von Erwins Münsterthurme die verhaßte Tricolore verschwunden wäre. Es war dies dasselbe eifersüchtige Gefühl für vaterländische Ehre, das ihn immer abgehalten hatte, den büßenden Frankenkaiser im Winterschnee von Canossa darzustellen, das ihn dem Andringen

des weiland welfischen Hofes von Hannover, die Demüthigung Friedrich Barbarossas vor Heinrich dem Löwen zum Gegenstande eines Bildes zu erwählen, die trockene Bemerkung entgegensetzen ließ, er sei nicht dazu da, einen Schandfleck deutscher Geschichte zu malen.

In den behaglichen Räumen am Akademieplatz wurde es allmählich stiller. Ein Kind nach dem andern hatte das Vaterhaus verlassen, draußen Glück und Heil zu suchen, des Meisters blonde Locken waren ergraut, aber seine Lebens- und Schaffenslust schienen unverwüstlich. Jahraus, jahrein gingen neue Schöpfungen aus seiner Werkstatt hervor mit dem Stempel frischester Gestaltungskraft an der Stirn, und die Flamme seines Herdes verbreitete noch immer gastliche Helle, alte wie junge Freunde zu traulicher Vereinigung ladend. Besonders willkommen waren die Vertreter des Heeres, mit denen Lessing, der jetzt nur noch selten die Büchse aus dem bergenden Schranke nahm, von seinen Jagden im Solling und Reichswald plaudern, aus deren Munde er anschauliche Belehrung über Veränderungen und Fortschritte des modernen Kriegswesens empfangen konnte. Denn der Soldat steckte ihm tief im Blut: nie hat er sich von dem Säbel trennen mögen, den er als freiwilliger Ulan getragen, und jahrzehntelang lehnte seine Lanze in einer Ecke des Ateliers, bereitgestellt zu fleißig wiederholten Exercitien, bis sie endlich dem Zerstörungstrieb seiner wilden Knaben zum Opfer fiel.

Von jeher hatte es zu seinen liebsten Gewohnheiten gehört, an langen Winterabenden im Kreise der Seinen aus einem guten Geschichtswerk sich vorlesen zu lassen. Die größere Stille, die jetzt im Hause herrschte, mußte diese gute Sitte fördern, und gerade hier zeigte sich die tiefe Wandlung, welche, ihm selber vielleicht unbewußt, in seinem Innern vorgegangen war.

Seltener wurde jetzt nach einem mittelalterlichen Chronisten, nach einer Städte- oder Klosterhistorie gegriffen, und hatte er sich früher aus dem würdelosen Jammer bundestägiger Zeit zu den gewaltigen Sachsen-, Franken- und Schwabenkaisern hinübergeflüchtet, so wollte nun, seit auf den böhmischen Schlachtfeldern und im Versailler Spiegelsaale das preußische Reich deutscher Nation erstanden war, der alte Zauber nicht mehr wirken. Die neuere Geschichte mit ihrer reichen Specialforschung, mit ihrer stetig wachsenden Memoirenliteratur muthete ihn reizvoller an; er verlangte nach lebendig greifbaren Menschen, die, wie uns, die Sonne wärmt und der Regen näßt, nicht nach Giganten, deren riesenhafte Formen im Dämmerlicht der Sage zerfließen.

So nahte sein siebzigstes Wiegenfest, und mit ihm eine Feier, die in herzerhebender Weise verkünden sollte, was Lessing dem Gesammtvaterlande, was er insbesondere der heimathlichen Kunstgemeinde galt. An der Seite seiner geistvollen Frau, umgeben von einer Schaar blühender Kinder, zwischen die sich bereits ein vollwangiger Nachwuchs drängte, empfing er den Kranz aus Albrecht Dürers Händen, den Deutschland in mütterlicher Dankbarkeit dem erlesenen Sohne gewunden. Sicherlich ahnte Keiner von Denen, die ihn damals in seiner straff zusammengefaßten und doch von sanfter Rührung be-

wegten Mannheit sahen, daß es das Aufleuchten eines späten Herbsttages wäre, was ihn golden umstrahle, daß der Winter vor der Thüre stünde und sich bereit halte, die schöne Gestalt mit seinem eisigen Mantel zu bedecken.

Und der Winter kam. Erst klopfte er leise, dann vernehmlicher an: Stift und Palette entsanken der kunstfrohen Hand, und es schien, als sollte sie niemals wieder das theure Werkzeug führen. Aber noch einmal raffte sich die dauerhafte Natur zu einem Bilde empor, das von ungebrochenem Leben zeugte und die erschreckten Freunde mit neuer Hoffnung erfüllte. Da geschah, was Niemand befürchtet. Die Gefährtin seiner langen Wanderung, des Mannes altverbrieftes Vorrecht, früher heimzugehen, nicht achtend, stieg ins Grab und ließ ihn zurück auf einsamer Höhe. Was sie ihm gewesen, das wissen nur Diejenigen, die mit ihm und um ihn gelebt haben. Sie war in ihrer sonnigen Heiterkeit, in der fürstlichen Großmuth ihres Herzens nicht nur die gütige Fee des Hauses, sie war, und das hat Keiner freudiger als er gerade anerkannt, sein künstlerisches Gewissen. Ihrem Urtheil stellte er jedes andere nach, ihr Beifall war sein Glück, ihre Lust an des Gatten Ruhm sein einziger Stolz.

Als er seine Frau begraben hatte, wußte er, daß auch ihm die Stunden gemessen wären. Aus dem alten Stamm war der Lebenskern gebrochen, still und entsagend harrte er des nächsten Sturmes, der ihn fällen sollte. Seine Umgebung zu beruhigen, sorgte er wohl voll zarter Rücksicht für frische Farben und neues Geräthe, als trage er sich noch mit großen Entwürfen, und, immer heiter, dankbar für jedes kleine Liebeszeichen, geduldig wie ein Kind, verbarg er tagsüber sein stummes Leid; aber die niedergebrannte Kerze neben dem Bett verrieth nur zu deutlich, wie er die Nächte hindurch schlaflos gelegen, allein mit seinen Gedanken und ihrem Gram.

Nur wenige Monde hatten gewechselt, da trat der bleiche Gott zum dritten Mal heran, küßte ihm die Wehmuth von der kummervollen Stirn und geleitete ihn hinüber zu den lichten Gefilden, wo er Diejenige wiederfinden sollte, ohne die er nicht leben mochte, nicht leben konnte.

Unter seinem „Luther und Eck“ stand in düsterer Pracht der aufgebahrte Sarg, beladen mit den Kränzen, welche die Liebe aus allen Gauen des Vaterlands gesendet, umgeben von den Söhnen und den klagenden Genossen. Die Spitzen des Heeres und Staats, die Häupter der Stadt, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren vollzählig erschienen, um, geführt von ihrem edlen Fürsten, dem geschiedenen Meister die letzte, tiefbewegte Huldigung zu bringen.

Es war ein stürmischer Tag. Als der feierliche Zug aus dem weiten Galerieportale hinaus auf die Straße trat, ließ der Regen nach, aber schwere Wolken wälzten sich über Giebel und Dächer. Es war, als wolle auch die Natur dem alten Liebling das Geleite geben, angethan mit einem Trauergewande, in dessen grauen Tönen sein gottberührtes Auge so oft und gern geschwelgt.

Ein Dasein liegt abgeschlossen, reich an Arbeit und Schweiß, doch überschwänglich gesegnet an Ehre und Glück. Nicht Vielen ist es vergönnt, sich so ganz, so völlig auszuleben, aber auch nicht Jeder darf sich rühmen, sein Tagewerk vollbracht zu haben gleich Diesem. Er hatte um seine Kunst geworben mit aller Kraft und Innigkeit der Seele und ist dafür von ihr geliebt worden wie wenig Andere. Sie hat ihn sorglich behütet vor der Angst und Noth des Augenblicks und ist ihm treugeblieben bis an's Ende. Es war ein ächtes Menschenleben, harmonisch in Empfinden, Denken und Handeln, und auch von seinem Austönen gilt das Dichterwort:

Sah dies mein Aug', nie konnt' es Thränen thauen!
Nein, stillbefriedigt, ruhig, glanzerhellt
Mußt' es drauf' unabwendbar niederschauen, —
Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt!

Die Krisis des Christenthums.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

1. Die geschichtliche Selbstzersetzung des Christenthums.

Die christliche Religion hat im Unterschied von anderen Religionen mit dem Buddhismus das gemein, daß sie Erlösungsreligion ist; sie unterscheidet sich von Buddhismus durch die Art, wie die Erlösung bewirkt werden soll. Gautama Buddha weist den Weg der Erlösung durch Lehre und Beispiel, aber er ist nicht selbst der Erlöser, sondern jeder Buddhist muß durch eignes Streben und Ringen sein eigner Erlöser werden; Jesus Christus hingegen wird nicht nur als Lehrer und Vorbild, sondern als Erlöser verehrt. Seine Lehre und sein Beispiel zeigen nur, wie der Christ sich fähig und würdig zu machen habe, um an der Erlösung durch Christum theilzunehmen; eine Erlösung auf anderem Wege als durch den alleinigen Mittler und Erlöser Jesus Christus gilt nach christlichem Glauben für unmöglich. Der specifische Unterschied der christlichen Religion von jeder denkbaren anderen Religion besteht also darin, daß sie christliche Erlösungsreligion, d. h. Religion der Erlösung durch Jesum Christum (und allein durch ihn) ist; die Erlösung durch Jesum Christum ist das Centraldogma der christlichen Religion, von dem aus sich zunächst die Christologie und Anthropologie und indirect alle übrigen Dogmen bestimmen.

Die Christologie oder die Lehre von der Person und dem Werke Christi bestimmt sich aus der Erwägung, welcher Art die Person und Wirksamkeit Christi gedacht werden müsse, um ihn als den wahren, alleinigen Erlöser und seine Thätigkeit als die Erlösung der Menschheit betrachten zu können; die dogmatische Anthropologie bestimmt sich aus der Erwägung, wie der Mensch beschaffen sein müsse, um der Erlösung bedürftig, der Selbsterlösung unfähig, aber der Erlösung durch Christum fähig zu sein. Aus der Christologie

ergiebt sich dann indirect die trinitarische Lehre von Gott, aus Christologie und Anthropologie zusammen die Soteriologie, oder die Lehre von der Aneignung der Erlösung oder vom subjectiven Heilsproceß und die Lehre von der Kirche als Vermittelung und Verbürgung dieser Aneignung.

Alles dreht sich somit um das Centraldogma von der Erlösung durch Jesum Christum; in diesem, als dem specifischen Unterscheidungsmerkmal von allen anderen Religionen und dem normgebenden Mittelpunkt für die gesammte christliche Dogmatik, ist der eigentliche Kern des christlichen Glaubens, der eigenthümliche Grundgehalt der christlichen Religion, mit einem Wort das Wesen des Christenthums zu sehen. Dieser Sachverhalt ist auch nirgends bestritten. Von den ersten Tagen der Jüngergemeinde bis zu den letzten Ausläufern des liberalen Protestantismus ist diese centrale Stellung der Christologie im christlichen Glauben anerkannt, welche Wandlungen ihr Inhalt auch dabei durchgemacht hat; wir dürfen deshalb sicher sein, uns mit dem innersten Wesen des Christenthums zu beschäftigen, wenn wir den Wandlungen unsere Aufmerksamkeit schenken, welche der Inhalt dieses Centraldogmas erfahren hat, und der Krisis, zu welcher dieselben es gegenwärtig geführt haben.

Was Jesus selbst über seine Mission gedacht habe, kommt hier weniger in Betracht, als was die erste Jüngergemeinde über dieselbe gedacht hat. Diese aber sah in ihm einen Sproß des Davidischen Königshauses, von Gottes Vaterliebe zum Messias erwählt und dem sündigen Gottesvolk vor Beginn des Gottesreiches gesandt, um seine unmittelbar bevorstehende Nähe zu verkündigen. Messias wird Jesus nach dieser Anschauung erst bei seiner Herabkunft aus den Wolken, woselbst er dann als Weltrichter und König des „Erdreichs“ zu fungiren hat und die Unwürdigen von der Theilnahme am Gottesreich ausschließt; Erretter wird er für die seiner Botschaft Glaubenden durch die Motivationskraft dieser Botschaft zur Buße und Sinnesänderung, zugleich auch durch seinen Tod, der als Sühnopfer für die vorher begangenen Sünden betrachtet wird. An eine Ausdehnung der entsühnenden Wirkung dieses Todes auf die Sünder künftiger Geschlechter konnte schon darum nicht gedacht werden, weil das Weltende während der Dauer des lebenden Geschlechtes den Inhalt des Evangeliums und zugleich seine motivirende Kraft bildete. Jesus gilt hier noch als Mensch, aber als rein in dem Sinne, wie jedes Opfer es sein muß; Gottessohn ist er anfänglich nur im theokratischen Sinne eines von Gottes Liebe erwählten Königs im Gottesreich, und erst später tritt die physische Bedeutung des Wortes als übernatürlich Erzeugter hinzu.

Bei Paulus schwindet die ursprüngliche Bedeutung des Evangeliums als Botschaft von der Nähe des Reichs, obschon dieser Glaube bestehen bleibt; Inhalt des Evangeliums wird nunmehr der Tod und die Auferstehung Jesu Christi als Mittel der Rechtfertigung und Lebenserlangung für die Gläubigen. Sein Kreuzestod ist die Stiftung eines anderen Bundes zwischen Gott und der Menschheit, die Eröffnung eines neuen, für Alle offenstehenden

Heilsweges im Gegensatze zu dem propädeutischen, für sich allein aber unzulänglichen Wege des jüdischen Gesetzes. Christus wird Erlöser dadurch, daß er den Gesetzesfluch (5 Mos. 21, 23) stellvertretend auf sich nimmt und so durch seinen Tod uns von der Gesetzesherrschaft loskauft, so wie dadurch, daß er die Aufhebung der Macht des Todes über die Menschen und die Gewinnung des ewigen Lebens für dieselben durch seine Auferstehung verbürgt. So wird der Judenmessias zu dem Weltheiland, der das Gesetz Gottes abschafft, der Davidsohn zu einem präexistenten pneumatischen Gottessohn, zu einem ewigen Lichtmenschen, der nur für eine kurze Spanne Zeit seine gottebenbildliche Persönlichkeit durch Fleischesannahme verhüllt.

Während der Brief an die Ebräer die Idee des stellvertretenden Opfers und die hohenpriesterliche Function des dieses Opfer darbringenden Christus schärfer durchbildet, gewinnt im Johannesevangelium die metaphysische weltumspannende Bedeutung des Werkes Christi eine Potenzirung durch den Hintergrund einer dualistischen Weltanschauung, welche Gotteskinder und Teufelskinder, ein Gottesreich des Lichts und ein Satansreich der Finsterniß unterscheidet. Die Erlösung besteht nach Johannes darin, daß die Erscheinung Christi in der Welt die große Krisis oder Scheidung zwischen Licht und Finsterniß herbeiführt, daß sein Tod, der als Erhöhung am Kreuz gefaßt wird, seinen Sieg über die Welt der Finsterniß und ihren Fürsten besiegelt, und daß das von ihm erschlossene Leben in der Wahrheit und Liebe die bleibende Gemeinschaft aller Gotteskinder mit Gott vermittelt. Christus selbst wird nun das Licht, die Wahrheit und das Leben, welche Fleisch geworden sind, um in der Welt erscheinen zu können, und durch ihr Erscheinen die Krisis herbeizuführen, welche für die Teufelskinder das Gericht, für die Gotteskinder die Erlösung und den Eingang in's Leben bedeutet. Um diese Rolle zu spielen, dazu muß Christus mehr sein als ein präexistenter pneumatischer Messias, muß er ein mit Gott wesentlich identisches metaphysisches Wesen sein, und um diese Steigerung in Worte zu fassen, bot sich die alexandrinische Logos-Lehre dar, welche vom Johannesevangelium acceptirt und an die Spitze gestellt wird. War im älteren Judenchristenthum Christus noch als ein mit dem göttlichen Geiste vorzugsweise erfüllter Mensch gedacht, so hat er sich nunmehr zu einem mit Gott dem Vater identischen göttlichen Wesen umgewandelt, das zum Zweck der Theophanie zeitweilig die Hülle einer menschlichen Gestalt angenommen hat, doch ohne darum sich seiner Göttlichkeit zu entäußern.

Das juden-christliche oder ebionitische Christusbild mußte später als eine ketzerische Vorstellung verworfen werden, weil es nicht als Subject des Erlösungswerkes im paulinisch-johanneischen Sinne gedacht werden konnte: das johanneische Christusbild hingegen macht, freilich ohne es zu wollen oder zu merken, die menschliche Persönlichkeit Jesu zu einer von dem göttlichen Subject vorgenommenen Maske, zu einem bloßen Schein, und diese Consequenz, welche wiederum das Erlösungswerk im paulinischen Sinne unmöglich gemacht hätte,

mußte deshalb als doketische Ketzerei abgewehrt werden. Alle Bemühungen der Dogmengeschichte zielen darauf ab, zwischen der Scylla des Ebionitismus und der Charybdis des Doketismus hindurchzusteuern. Soll Christus als Stellvertreter der Menschheit gelten und ihre Sünde auf sich nehmen können, so muß er wahrer Mensch sein; soll er, der Einzige, die ganze Menschheit von der Sünde loskaufen und vor Gott rechtfertigen können, so muß er mehr als Mensch, so muß er Gott sein. So wurde dann im chalkedonensischen Bekenntniß das Facit langer Kämpfe dahin gezogen, daß Christus als einheitliche Persönlichkeit wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich sein müsse, daß in ihm, dem gottmenschlichen Subject die menschliche und die göttliche Natur ungetrennt und unvermischt vereinigt seien. Die Hauptschwierigkeit lag darin, wie beide Naturen zu einem Subject vereinigt sein sollten. Ging man mit der antiochenischen Schule von der menschlichen Natur aus, so kam man nicht zur wahren Einheit, nicht über eine bloße Zusammenkoppelung oder Verknüpfung hinaus; ging man hingegen mit der alexandrinischen Schule von der Gottheit aus, so war, wenn der Rückfall in Doketismus vermieden werden sollte, die Annahme seiner Veränderung der Gottheit durch die Incarnation nicht zu umgehen. Ersteres wurde als nestorianische, letzteres als monophysitische oder eutychianische Ketzerei verworfen.

Durch die chalkedonensische Formel war in völlig consequenter Weise die Bedingung hingestellt, unter welcher allein das christliche Centraldogma, die Erlösung durch Christum, möglich ist; die ganze weitere Entwickelung dreht sich nur darum, die Abweichungen nach der einen oder anderen Seite, welche in den verschiedensten Gestalten und Verhüllungen stets von Neuem auftauchen, auszuschließen, und dadurch die Formel immer präciser zu fassen. Da die Abweichungen in der Absicht auftauchen, die in sich widerspruchsvolle Formel denkbar zu machen, so ist die Ausschließung aller denkbaren Abweichungen zugleich die möglichst schroffe und scharfe Herausstellung des der Formel von Anfang an zu Grunde liegenden Widerspruches. Indem so scheinbar das Recht des Verstandes verletzt wird, wird in Wahrheit das Recht des religiösen Bedürfnisses gewahrt; auf christlicher Basis, d. h. auf Grund des christlichen Centraldogmas ist die orthodoxe Fassung die einzig consequente, d. h. die einzige, welche kein wesentliches und unveräußerliches religiöses Interesse preisgiebt. Indem die Dogmengeschichte die Christologie zu immer schärferen und immer mehr zu Tage liegenden Widersprüchen zuspitzt, offenbart sie gerade die immanente Vernunft dieser Entwickelung; der Verstand aber, der durch Abweichungen nach der einen oder anderen Seite den Widerspruch des Centraldogmas zu mildern und minder undenkbar zu machen sucht, handelt damit nicht nur dem religiösen Interesse, sondern auch der objectiven Vernunft zuwider, weil das in sich Widerspruchsvolle nicht vertuscht, sondern möglichst klar ans Licht gestellt werden muß, um dem Verstand die Ueberwindung des Widerspruchs durch Hinübertritt auf eine ganz neue Basis zu ermöglichen.

Bei solcher Auffassung ist es unwesentlich, die nebensächlichen Unterschiede zu verfolgen, welche sich beispielsweise zwischen Lutheranern und Reformirten daraus ergaben, daß erstere die Gottmenschheit Christi als ewige, letztere als zeitliche, auf die Dauer des irdischen Lebens beschränkte betrachteten, daß erstere zu der Annahme einer himmlischen Menschheit gedrängt wurden, welche durch Theilnahme an der göttlichen Natur auch an den göttlichen Eigenschaften (Allgegenwart, Allmacht und Allwissenheit) theilhabe, wogegen letztere zu der Folgerung gelangten, daß während der Incarnation der Logos gleichzeitig als außerfleischlicher Himmel und Erde regiere und als innerfleischliches Subject der endlichen natürlichen Lebensentwickelung sei. Man kann die religiösen Motive dieser Fortbildungen (das Festhalten einerseits an der vollen Gegenwart Gottes im Gottmenschen und andrerseits an der absoluten Erhabenheit des Göttlichen über die Endlichkeit) anerkennen, ohne darum zu verkennen, daß „der den Umbildungen des Dogma zu Grunde liegende tiefere Gehalt, zunächst nur durch eine nochmalige Steigerung der alten christologischen Gegensätze, also erst recht widerspruchsvoll, zum Ausdruck gelangen konnte“ (Lipsius Dogmatik § 563).

Ebenso unwesentlich ist der innerhalb der lutherischen Confession zwischen Tübingen und Gießen geführte Streit, ob Christus seine göttliche Majestät während des Standes seiner irdischen Erniedrigung nur im Verborgenen geübt (Krypsis), oder ob er sich derselben entäußert habe (Kenosis), oder ob er, wie die sächsischen Schiedsrichter erklärten, nur auf den stetigen und beständigen Gebrauch seiner göttlichen Eigenschaften verzichtet habe. Auf alle Fälle hebt die lutherische Fassung die wahre Menschheit, die reformirte aber die wahre Einheit der Naturen auf. Auch die neueren Fortbildungsversuche der kenotischen Theorie, welche auf eine Selbstbeschränkung und Selbstverendlichung der göttlichen Natur zur menschlichen hinauslaufen*), kommen über die alten Widersprüche des kirchlichen Dogmas nicht hinaus, so lange sie an der Erlösung durch Christum festhalten; so lange der verendlichte Gott Gott bleibt im Unterschiede vom Menschen, ist er nicht wahrer Mensch, und sobald er wahrer Mensch ist, kann er, gleichviel ob er durch Verendlichung eines Gottes entstanden ist oder nicht, die Menschheit nicht erlösen. Das Gleiche gilt von der Theorie Dorners, nach welcher der Logos sich Jesu nur successive mittheilte, in dem Maße, als unter seiner Einwirkung das persönliche Leben dieses Menschen heranreifte; sie unterscheidet sich von der altreformirten Lehre nur dadurch, daß sie die vollständige Vereinigung der zwei Personen (Logos und Jesus) zu einer nicht an den Anfang sondern an das Ende der menschlichen Laufbahn Jesu verlegt, also den Gottmenschen zum letzten Resultat eines cooperativen Entwicklungsprocesses macht, der doch

*) Dieselben finden Vertreter in den confessionellen Lutheranern Thomasius Hofmann, Liebner, Luthardt, Kahnis, Delitzsch u. A., außerdem auch in Unionstheologen wie Lange und Geß, ja sogar in confessionellen Reformirten wie Ebrard.

wieder kein rein menschlicher ist, und die Entstehung einer Persönlichkeit aus zweien um nichts widerspruchsloser macht.

„So bleibt als Erträgniß aller dieser kenotischen Theorien zunächst nur die nun von den Confessionellen selbst vollzogene kritische Auflösung der orthodoxen Christologie, da die vermeintliche Festhaltung der drei Grundpfeiler derselben: der wahren Gottheit, der wahren Menschheit und der concreten Einheit der gottmenschlichen Person, sich immer wieder als Täuschung erwiesen hat. Ja dieser Auflösungsproceß zieht auch die orthodoxe Trinitätslehre in Mitleidenschaft" (ebd. § 579). „Wenn irgendwo, so ist beim christologischen Dogma die Geschichte desselben zugleich die Kritik. Man hat nur nöthig, die für und wider geltend gemachten religiösen Interessen und dogmatischen Argumente aufmerksam zu verfolgen, um zu erkennen, daß nach jedem vermeintlichen Abschlusse des Dogma die alten Gegensätze in neuer Form wiedererwachen, um sich also zugleich zu überzeugen, daß auf dem Boden der kirchlichen Vorstellung nur ein Zusammensprechen, nicht eine Ueberwindung der Gegensätze möglich ist. Gegenüber jedem dieser Fortbildungsversuche behauptet das Dogma von Chalcedon sein gutes Recht, ganz ebenso wie die athanasianische Formulirung der Trinitätslehre gegen alle speculativ sein wollenden Umdeutungen derselben" (ebd. § 574).

In dem Werke Christi unterscheidet die Kirchenlehre drei Seiten, welche als „Aemter" Christi dargestellt werden, die prophetische, priesterliche und königliche Wirksamkeit. Die Annahme der prophetischen Thätigkeit hat nur die Bedeutung, den durch das Erlösungswerk erschlossenen Weg der Erlösung als den einzig möglichen hinzustellen, mit anderen Worten: die christliche Glaubenswahrheit als die alleinige unfehlbare Wahrheit zu beglaubigen; die königliche Thätigkeit fällt einestheils in die Zeit nach dem jüngsten Tage, anderntheils fällt sie als allgemein kosmisches Regiment mit der Thätigkeit Gottes des Vaters, als specielles Kirchenregiment mit der Thätigkeit des heiligen Geistes zusammen. Da nur die letztere Seite für das eigentliche Erlösungswerk in Betracht kommt, die Einpflanzung des heiligen Geistes in die Gemeindeglieder zur Bewirkung des neuen Lebens aber auch schon wieder in die priesterliche Thätigkeit Christi hineinbezogen wird, so ist eigentlich diese die allein entscheidende für das Erlösungswerk.

Die Auffassung der priesterlichen Wirksamkeit Christi ist im Mittelalter noch ziemlich schwankend, indem bald die Paulinische Rechtfertigungstheorie, bald die Johanneische Auffassung von der siegreichen Ueberwindung des Reiches der Finsterniß und seines Fürsten betont wird, bald beide in wunderlichen mythologischen Phantasien verknüpft werden. So lehrte z. B. Origenes, daß der Teufel die Seele Christi als Lösegeld für die in seine Gewalt gerathenen Menschenseelen forderte, diese auch durch den Kreuzestod Christi bekam, dann aber wider sein Vermuthen zu schwach war, sie festzuhalten, mithin durch seinen Handel sich selbst geprellt hat. Ebenfalls bei Origenes findet sich der

von Augustinus ausgeführte Gedanke, daß der Teufel sich unrechtmäßiger Weise an Christus vergriffen und durch diese Ueberschreitung seiner Befugnisse die Gewalt auch über die Menschen verloren habe.

Im Gegensatz zu solchen Auswüchsen kommt Anselmus auf den Kern der Paulinischen Erlösungslehre zurück, indem er nach damaliger germanischer Rechtsanschauung den Ungehorsam der Creatur als eine Ehrenbeleidigung Gottes auffaßt, für welche derselbe ohne gehörige Genugthuung nicht Verzeihung gewähren kann, ohne die Würde und Ordnung seines Reiches zu verletzen. Da nun die Ehrenbeleidigung Gottes eine unendliche Schuld begründet, so kann dieselbe auch nur durch ein unendliches Wergeld gebüßt werden, welches zu leisten die gesammte Menschheit unfähig ist. Eine Genugthuung, die mehr werth ist, als die ganze Welt, kann nur ein Gott leisten, eine stellvertretende Genugthuung für den Menschen — eine damals unanstößige Rechtsanschauung — kann nur ein Mensch leisten. Den thätigen Gehorsam war der Gottmensch Gott ohnehin schuldig, aber in der freiwilligen Leistung seines Todes bietet er Gott eine unendliche Genugthuung für die unendliche Schuld der Menschheit, durch welche Gottes Ehre wieder hergestellt wird.

Diese Anselmische Satisfactionstheorie wurde von Thomas von Aquino im Katholicismus zur Geltung gebracht, und von der Reformation zur Grundlage der protestantischen Dogmatik erhoben; in letzterem wird jedoch, entsprechend den inzwischen eingetretenen Umwandlungen des Rechtsbewußtseins, der privatrechtliche Charakter eines die Ehrenbeleidigung annullirenden Wergeldes in die criminalrechtliche Vorstellung einer von der Gerechtigkeit geforderten Strafabbüßung umgewandelt, und diese mit der biblischen Sühnopferidee verschmolzen. Den Reformatoren kam es darauf an, das Verdienst Christi als alleinigen Heilsgrund geltend zu machen, im Gegensatz zu der katholischen Lehre von der unblutigen Wiederholung des Opfers in der Messe und von der Uebertragbarkeit des Verdienstes der Heiligen, deshalb betonten sie die genaue Aequivalenz der unendlichen Genugthuung für die unendliche Schuld. Alles spitzt sich hier auf den Conflict zwischen dem Zorn oder der Strafgerechtigkeit Gottes und seiner Liebe zu, den Gott aus eigener Macht zu lösen unfähig ist, und der dadurch gelöst wird, daß der für seine Person dem Gesetze nicht unterworfene Gottmensch sich freiwillig der Strafe des Gesetzes für fremde Schuld unterwirft und durch seinen thätigen Gehorsam den unvollkommenen Gehorsam der Menschen ersetzt, zugleich dadurch die Macht des Gesetzes überwindend und in den Seinen ein neues Leben im heiligen Geiste bewirkend. Im Gegensatz zur Fürbitte der katholischen Heiligen wird dann von den Protestanten noch die beständige Fürbitte beim Vater mit Mund und Rede zur priesterlichen Thätigkeit Christi gerechnet, um den unvollkommenen, aber gläubigen Menschen das Zugutekommen seines Erlösungswerkes zu sichern.

Diese gesammte äußere Nachhilfe zur Versöhnung der göttlichen Gerechtig-

keit mit der Liebe oder zur Versöhnung Gottes mit sich selbst oder zur Erlösung Gottes von der seine Liebe zwingenden Fessel ist zwar eine im innertrinitarischen ewigen Heilsrathschluß von jeher vorgesehene, aber doch zugleich eine ihre Wirksamkeit erst mit dem geschichtlichen Erlösungswerk wirklich entfaltende, in ihrer Realität an diese geschichtlichen Vorgänge gebundene. Es kann auch gar keine andere Heilsordnung geben, als eine geschichtlich verwirklichte, solange die Erlösung durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt werden soll; denn diese Persönlichkeit muß doch irgendwo und irgendwann gelebt und durch bestimmte Thaten die Erlösung vollbracht haben. Jede Erlösungsreligion, welche die Erlösung als durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt annimmt, muß geschichtliche Religion sein und im Glauben an die geschichtlichen Heilsthatsachen ihr Fundament sehen, mit welchem sie steht und fällt.

Der Schwerpunkt der priesterlichen Thätigkeit Christi fällt in den Begriff der Stellvertretung, gleichviel wie das Opfer, in welchem er die Stelle der Menschheit vertritt, näher gedeutet werde. Nun ist aber die Stellvertretung nur möglich bei dinglichen Leistungen, nicht bei persönlichen; sie ist denkbar, wenn Christus statt unser das Wergeld entrichtet, welches Gott als Aequivalent oder gemeinrechtliche „Buße“ der ihm zugefügten Beleidigung acceptirt, aber nicht mehr denkbar, wenn Gott als persönlicher Träger einer objectiv sittlichen Weltordnung im Namen der criminellen Straf-Gerechtigkeit die Bestrafung der schuldigen Personen fordert und statt dessen die Strafe eines Unschuldigen als eine der sittlichen Weltordnung genugthuende acceptiren soll. Aber auch abgesehen von der rechtlichen und sittlichen Unmöglichkeit der stellvertretenden Strafabbüßung ist die Satisfactionstheorie in keinem Punkte vor der Verstandeskritik haltbar; weder die unendliche Schuld noch die Aequivalenz von Schuld und Sühne halten bei näherer Betrachtung Stich. Weder hat Christus statt unser die ewigen Höllenstrafen getragen, noch war der Tod des Gottmenschen ein wirklicher Tod, wie der Mensch ihn (selbst nach kirchlicher Vorstellung) erleidet; ist die Schuld nicht wahrhaft unendlich, so bedarf es keines Gottes, um sie zu büßen; ist die Buße der Menschheit aber nicht ausreichend, der sittlichen Weltordnung genugzuthun, so kann der sogenannte Kreuzestod eines Gottmenschen, der damit in Wirklichkeit nur den Stand seiner Erniedrigung mit seiner pneumatischen Herrlichkeit vertauscht, ihr erst recht nicht genugthun. Wäre aber wirklich dieser Kreuzestod ein Bußäquivalent der Menschheitsschuld, so wäre doch der Conflict zwischen Gerechtigkeit und Liebe in Gott nicht gelöst, sondern einseitig zu Gunsten der Gerechtigkeit entschieden; denn Gottes Barmherzigkeit hat ja nichts mehr zu vergeben und zu verzeihen, nachdem seine Gerechtigkeit die volle Buße für die Schuld eingezogen und quittirt hat. Ist Christi Kreuzestod wirklich unendlicher, vollgenügender Ersatz für die Sünden der ganzen Welt, für die vergangenen und künftigen, so ist die Consequenz, daß der Gläubige nur mit ruhigem Gewissen darauf los sündigen könne, theoretisch unwiderleglich. Noch widersinniger als die stellvertretende Straf-

abbüßung erscheint im Licht einer objectiven sittlichen Weltordnung die stellvertretende Gesetzeserfüllung Christi für die Menschen durch seinen thätigen Gehorsam, was wohl keiner Ausführung bedarf.*) Neue Widersprüche tauchen auf, wenn man nach der Aneignung und nach der Wirkung des Erlösungswerkes fragt. Ist das Leiden und Thun Christi objectiv stellvertretend für die ganze Menschheit, so bleibt es logisch unnachweislich und unverständlich, wie die Wirkung desselben für ein bestimmtes Individuum noch einmal von dem Glauben des letzteren an diese objectiv-stellvertretende Leistung oder von sonstigen subjectiven Bedingungen abhängig gemacht werden kann, da diese in den Prämissen der Stellvertretungstheorie gar keinen Platz finden; ist aber die von bestimmten subjectiven psychologischen Functionen abhängige Aneignung des Heils erst der Act, welcher in jedem einzelnen Individuum, also auch in der Menschheit die Erlösung bewirkt, so liegt das die Erlösung objectiv Bewirkende eben noch nicht in dem stellvertretenden Leiden und Thun Christi, sondern erst in jenen subjectiven Vorgängen.

War als der Sünde Sold der Tod und in weiterem Sinne das Uebel hingestellt, so mußte die selbstvertretende Wirkung des Leidens Christi vor Allem in der Erlösung vom Tode und Uebel hervortreten; dies ist aber nicht geschehen, denn beide bestehen fort, und selbst die Auferstehung ist den Sündern ebenso gewiß wie den Gerechten, nur daß die Einen in der Hölle, die Andern im Himmel weiter leben.

Diese gesammte Kritik datirt nicht von heute, sondern die Geschichte der Christologie ist selbst schon die Kritik derselben; die meisten Häresien wurzeln in der Verstandeskritik der Christologie, gegen welche von der Orthodoxie im religiösen Interesse die widerspruchsvollen Dogmen aufrecht erhalten werden. Einzelne Bestandtheile der Christologie wurden schon sehr früh einer zersetzenden Kritik unterworfen; aber eine entscheidende Bedeutung konnte diese geschichtliche „Zersetzung des Dogmas“ erst gewinnen, als sie an der ausgebildeten Theorie des priesterlichen Erlösungswerks ihren Hebel ansetzte, und mit dieser die Prämissen der Gottmenschheit Christi untergrub. Dies geschah zunächst von den Socinianern, welche an Stelle des priesterlichen Amts dem königlichen Amt des Auferstandenen eine um so höhere supranaturalistische Bedeutung zuschrieben.

Die Consequenzen im rein menschlichen Sinne wurden aus der socinianischen Kritik erst vom theologischen Rationalismus gezogen. Nach diesem behält das Leiden und Thun Christi, nachdem ihm der stellvertretende Charakter abgestreift ist, lediglich eine **vorbildliche** Bedeutung; da Gott als die unendliche Liebe nicht erst mit dem Menschen versöhnt zu werden braucht, kommt alles darauf an, daß der Mensch sich mit Gott versöhne, und diese Versöhnung kann, auch wenn eine göttliche Gnadenhilfe dabei angenommen wird, doch nur die moralische Folge unsres eignen subjectiv menschlichen Thuns

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 610—612.

sein. So wird die Erlösungsreligion wesentlich auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückgeschraubt und demgemäß wird Christus nur als die personificirte Weisheit und Tugend verehrt, welche durch das in ihm verkörperte moralische Princip uns ein vorbildliches Ideal subjectivmenschlicher Vollkommenheit vorhält und dadurch den Weg zur Gewinnung des göttlichen Wohlgefallens weist.*)

Kants Religionsphilosophie modificirt diesen rationalistischen Standpunkt nur insofern, als sie das abstracte Ideal der praktischen Vernunft von dem Stifter der christlichen Religion, die nothwendige Vernunft-Idee der moralischen Vollkommenheit oder der Gott wohlgefälligen Menschheit von dem historischen Jesus unterscheidet; sie führt noch weiter ab von der historischen Continuität mit dem Christenthum, ohne doch der vom Christenthum angestrebten Ueberwindung der Gesetzesreligion durch die Erlösungsreligion sachlich näher zu kommen. Die von Kant angebahnte Scheidung zwischen dem idealen und dem historischen Christus, oder zwischen dem Princip der Erlösung und dem geschichtlichen Urheber der christlichen Religion wurde von Fichte und Hegel zum klaffenden Riß erweitert, freilich nicht ohne ein wahrhaft neues, die Gesetzesreligion überwindendes Erlösungsprincip zu gewinnen, aber doch ohne dieses Princip in einer religiösverwerthbaren Form hinzustellen. Der abstracte Monismus des Einen und der Panlogismus des Andern machte den Heilsproceß im Subject entweder zu einer bloßen Scheinbewegung, oder doch nur zu einer dialektischen Bewegung des Wissens von dem eignen religiösen Zustand, und diese Unzulänglichkeit ließ das Verständniß für den Unterschied des theoretisch-metaphysischen und des praktisch-religiösen Problems nicht zum klaren Bewußtsein gelangen. Wenn die Zersetzung der Hegelschen Schule zunächst die Unfähigkeit des Panlogismus zur Lösung des religiösen Problems geschichtlich zu erweisen hatte, so blieb doch die Fichte-Hegelsche Hinweisung auf das immanente Erlösungsprincip der Ausgangspunkt für alle lebensfähige religiöse Neubildung und insbesondere für die speculative Reconstruction des religiösen Gehalts der christlichen Dogmen durch Biedermann.

Die kirchliche Christologie hatte zu ihrem Angelpunkt die unmittelbare Identität des die Erlösung in jedem Menschen bewirkenden Princips mit der Person Jesu Christi; die Geschichte der Christologie ist der kritische Auflösungsproceß dieser Identität. Die christliche Theorie der Erlösung durch Jesu Leiden und Thun mußte die Aneignung der Erlösung von dem Glauben an die wunderbaren geschichtlichen Heilsthatsachen abhängig machen; aber seit Lessing sträubte man sich, ewige religiöse Wahrheiten von zufälligen geschichtlichen Wahrheiten abhängig zu machen, welche letzteren obenein eine nach der anderen von der historischen Kritik in Zweifel gezogen, von der rationalistischen Kritik geleugnet werden mußten. Nach den Voraussetzungen der christlichen Religion mußte der Glaube an die Wahrheit der geschichtlichen

*) Dieser Standpunkt findet seinen klarsten Ausdruck in Röhrs „Briefen über den Rationalismus“.

Heilsthatsachen und an die Identität des Erlösungsprincips mit der Person Jesu als unentbehrliche Bedingung der Erlösung gelten; mit der subjectiven Unmöglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen, war die psychologische Möglichkeit des Christenthums aufgehoben. Während der ganzen Geschichte des Christenthums ist zu beobachten, wie sich der Schwerpunkt der Erlösungstheorie von der Seite der objectiven Heilsthatsachen auf die Seite der subjectiven Heilsaneignung verschiebt; dieser Prozeß endet damit, daß die Möglichkeit einer objectiven Heilsthatsache aufhört und damit für die subjective Heilsaneignung das bisherige Object zur Aneignung gebricht. Der subjective Heilsproceß hat nur noch die Wahl, sich auf rein moralische Läuterung zu beschränken und damit, sofern die Moral in religiösem Lichte, d. h. im Lichte göttlicher Gesetzgebung betrachtet werden soll, auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückzusinken oder die Erlösung in der Entfaltung eines Erlösungsprincips zu suchen, welches nicht mehr mit einer dritten Person identisch, nicht mehr von geschichtlichen Thatsachen abhängig ist, also nur dem eignen Geiste immanent sein kann. Im letzteren Falle erhebt sich das religiöse Bewußtsein principiell eben so sehr über die Stufe der christlichen Religion, d. h. der Erlösung durch Jesum Christum, wie es im ersteren Fall unter dieselbe, etwa auf den Standpunkt des Reformjudenthums hinabsinkt. Eine so umwälzende Einsicht bricht sich aber so rasch nicht Bahn, und daher sehen wir die verschiedenartigsten Versuche auftauchen, zwischen der kirchlichen Christologie und dem rein negativen Resultat ihrer geschichtlichen Selbstzersetzung zu vermitteln.

2. Die Rettungsversuche der modernen Theologie.

Die „Vermittelungstheologie“, als deren Vater Schleiermacher zu bezeichnen ist, bricht einerseits ausdrücklich mit der kirchlichen Formel von der Einheit der beiden Naturen in Christo und macht es gewissermaßen zur Anstandssache für jeden „gebildeten“ Theologen, die Unhaltbarkeit dieses orthodoxen Standpunkts einzuräumen, sucht aber andrerseits für ihr idealisirtes menschliches Christusbild oder für die historische Verwirklichung ihres religiösen Menschheitsideals solche Ausdrücke von dem orthodoxen Christusbild zu entlehnen, welche das erstere erst dazu befähigen, die Leistungen zu vollbringen, die sie ihm zuzuschreiben sich genöthigt sieht. Die Vermittelungstheorie acceptirt ferner von Lessing den Unterschied ewiger und geschichtlicher Heilswahrheiten, von Kant den Unterschied des idealen und historischen Christus, von Fichte und Hegel die Lehre von der Immanenz des Absoluten im Menschengeist; aber sie will doch wieder jene Unterschiede verwischen, und will das, was Hegel für den Menschen überhaupt nachgewiesen hat, für Christus allein als einen eigenartigen Vorzug reserviren. So benutzt sie zwar alle Mittel, welche Orthodoxie und Philosophie ihr bieten, um etwas Annehmbares zu Stande zu bringen, aber sie erreicht damit nichts weiter als eine Abschwächung des religiösen Gehalts der kirchlichen Dogmen und

eine Vertauschung der handfesten und offen auftretenden orthodoxen Widersprüche mit einer zahllosen Menge von phrasenhaften Zweideutigkeiten, schillernden Doppelsinnigkeiten und verhüllten und vertuschten Widersprüchen. Das mit unendlichem Fleiß verschlungene Gewebe dieser Widersprüche aufzulösen, ist eine wenig dankbare und doch unumgängliche Aufgabe der liberalen Theologie, deren sich diese denn auch in so ausreichender Weise entledigt hat, daß der philosophischen Kritik nichts mehr zu thun übrig bleibt*).

Schleiermacher geht davon aus, daß Christus wahrer Mensch sein müsse, um als Haupt der neuen Menschheit fungiren zu können; diese Menschheit wird aber sofort zu dem absoluten Ideal des Menschen aufgebauscht, unbekümmert darum, ob ein solches absolutes Ideal überhaupt als reale Einzelpersönlichkeit existiren könne, und unbekümmert darum, ob es gerade in Jesu geschichtlich nachweisbar existirt habe. Diese Absolutheit seiner menschlichen Vollkommenheit, welche nicht nur die absolute Sündenreinheit, sondern auch die absolute Kräftigkeit und Stetigkeit seines Gottesbewußtseins im Sinne realer Gottesimmanenz einschließt, ist nach Lipsius „der letzte Faden, welcher die moderne Auffassung mit der altkirchlichen verbindet, daher der dogmatische Eifer, mit welchem man *sie* wenigstens um jeden Preis festhalten möchte". Dieses Ur- oder Centralindividuum soll nun als Haupt der neuen Menschheit dadurch persönlicher Erlöser sein, daß er die Gläubigen in seine Lebensgemeinschaft, d. h. in die Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins und in die Gemeinschaft seiner ungetrübten Seligkeit aufnimmt. Geschähe dies nur mittelbar durch Stiftung eines Gemeinwesens, so bliebe nur die unzulängliche moralische Wirkung seiner Lehre und seines Vorbilds übrig; deshalb muß ein unmittelbar persönliches Verhältniß Christi zu dem einzelnen Gläubigen hinzukommen, und in diesem mystischen Verhältniß der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegen, durch die er erst persönlicher Erlöser wird. Diese aber wird nur verständlich, wenn der verstorbene Jesus mit Prädikaten beschrieben wird, welche nur auf den erhöhten Christus der Kirchenlehre passen. Wird hingegen die Persönlichkeit Christi als eine menschliche, wenn auch noch so sehr idealisirte, festgehalten, so kann nicht sie selbst als Persönlichkeit die erlösende Kraft für den Gläubigen sein, sondern höchstens das von ihr unterschiedene Princip, welches auch in ihr schon seine erlösende Kraft in vorbildlicher Weise bewährt haben mag.

Ueber den Grundfehler der Kirchenlehre, die Identification von Princip und Person, kommt mithin auch die Vermittelungstheologie nicht hinweg, trotzdem sie die religiös-sittliche Erneuerung an die Stelle der Erlösung und Versöhnung, den Mittler an die Stelle des Erlösers setzt; wie sehr sie auch philosophische Anknüpfungen sucht, vermag sie doch das von der speculativen Philosophie dargebotene unpersönliche immanente Erlösungsprincip nicht als

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 587, 588, 617, 618; Biedermanns Dogmatik § 606—610.

solches zu begreifen und festzuhalten, trotzdem sie den Nerv der christlichen Erlösungstheorie (das priesterliche Erlösungswerk Christi) durchschnitten und das Leiden und Thun Jesu zu bloßen Widerfahrnissen und Erlebnissen seines persönlichen Lebenslaufes herabgesetzt hat. Trotzdem ist ihr Verdienst kein blos negatives, sondern darin zu suchen, daß sie die specifisch religiöse Verwerthung des immanenten Erlösungsprincips vorbereitet hat.

Es lohnt nicht der Mühe, die Umwandlungen und Verzweigungen der Vermittelungstheologie weiter zu verfolgen, welche in der Hauptsache als Vermittelungsversuche zwischen dem Standpunkt Schleiermachers und demjenigen der Orthodoxie irgend welcher Nüance zu bezeichnen sind. In der Regel handelt es sich dabei um den Versuch, den erhöhten Christus dem kirchlichen Gottessohn anzunähern und die ewige Centralpersönlichkeit des verabsolutirten Menschheitsideals zu einem einzigartigen Individuum aufzubauschen, das, wenn auch nicht Gott, so doch ein übernatürliches, gottähnliches Wesen und jedenfalls nicht mehr Mensch im gewöhnlichen Sinne dieses Gattungsbegriffs ist (Schenkel u. A. m.). Einerseits wird hiermit der trinitarische Gottesbegriff zu einem vornicäischen Subordinationsverhältniß herabgesetzt, andererseits ist das dabei gewonnene Mittelwesen ebensowenig wahrer Mensch wie wahrer Gott, und deshalb ebensowenig geeignet, die Menschheit vor Gott, wie die Gottheit vor dem Menschen zu vertreten. Solche Bestrebungen entspringen aus der richtigen Einsicht, daß die Schleiermachersche Urkräftigkeit des Gottesbewußtseins in Christo doch blos etwas subjectiv-Menschliches und deshalb zum Erlösungsprincip für den Gläubigen nicht ausreichend sei, daß man vielmehr etwas wirklich Principielles, ein objectives Sein Gottes in Christo als Erlösungsprincip aufsuchen müsse; aber dieses Bestreben muß nothwendig scheitern, so lange die Identität dieses objectiven Erlösungsprincips mit der Persönlichkeit Jesu festgehalten wird. Die gesammte Vermittelungstheologie in allen ihren Schattirungen gehört deshalb in den Augen der liberalen Theologie selbst noch mit zu jenem kritischen Auflösungsproceß der kirchlichen Dogmatik, der als die geschichtliche Selbstzersetzung der Christologie bezeichnet werden muß; sie dient nur zur Bestätigung und Bewährung des objectiven Ergebnisses aus diesem gesammten Zersetzungsproceß, daß die Identification des Erlösungsprincips mit irgend welcher geschichtlichen Erlöserpersönlichkeit unmöglich, daß ein persönliches Erlösungsprincip undenkbar, d. h. daß die Erlösung durch einen Dritten ein sich selbst aufhebender Widerspruch ist.

Da nun das christliche Centraldogma, der wesentliche Kern der christlichen Religion, in dem Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum besteht, so sollte man meinen, daß dieses Ergebniß gleichbedeutend sei mit der Selbstzersetzung des Christenthums in seinem innersten Wesen, mit dem Verlassen der unhaltbar gewordenen christlichen Erlösungsreligion, daß nunmehr nichts übrig bleibe, als der Versuch einer religiösen Neubildung auf principiell anderer Basis. Diese Consequenz geht aber für das Beharrungsvermögen der Geschichte etwas zu schnell, und scheint unserem so viel Werth auf

historische Continuität legenden Zeitalter zu radical und zu revolutionär, als daß nicht weitere Vermittelungsversuche hervortreten sollten, welche den Namen des Christenthums und mit ihm den Schein einer historischen Continuität festzuhalten suchen, während sie doch diesen Namen mit principiell verändertem und neuem Inhalt erfüllen. Wir lassen hier den vulgären Liberalismus, der auf die Stufe der vor- und unterchristlichen Gesetzesreligion zurücksinkt, außer Acht und betrachten nur jene Vermittelungstheologie höherer Ordnung, welche das immanente Erlösungsprincip der speculativen Religionsphilosophie für die praktische Religiosität (unter Benutzung der Schleiermacherschen Gefühlsvertiefung) verwerthet und durchbildet, und die Continuität mit dem Christenthum nicht mehr durch unmittelbare Identificirung des Erlösungsprincips mit dem Urheber des Christenthums sondern nur durch eine indirecte Verknüpfung beider aufrecht zu erhalten versucht.

Biedermann sieht das Erlösungsprincip in der Gottmenschheit, d. h. in der Selbstbethätigung des absoluten Geistes im menschlichen Ich und in der aus ihr hervorgehenden Einigung wahren göttlichen und wahren menschlichen Lebens zur Einheit persönlichen Geisteslebens; denn nur durch wahrhafte Selbstbethätigung des absoluten Geistes im endlichen kann die Erlösung und Versöhnung bewirkt werden. Die Kirchenlehre hat als Erlösungsprincip ganz richtig das Princip der Gottmenschheit im Auge; aber sie leidet an dem doppelten Widerspruch, erstens, daß sie dieses Princip, welches nur als ein allgemeines allgemeine Erlösung bewirken kann, als ein einzelpersönliches beschreibt, und zweitens, daß sie diese Einigung göttlicher und menschlicher Geistesthätigkeit zur Einheit persönlichen Geisteslebens, welche nur bei einem immanenten, unpersönlichen Gott möglich ist, auf der Basis eines transcendenten Persönlichkeitstheismus, wie die jüdische Religion einer ist, zu gewinnen versucht (Dogmatik § 591). Der zweite, sachliche Irrthum macht die Lösung des Problems der Gottmenschheit unmöglich; der erste formale Irrthum würde, selbst wenn die Lösung auf dieser ersten Basis gelingen könnte, sie unfruchtbar machen. Denn was hülfe es mir, wenn zwar Christus ein Gottmensch sein könnte, aber ich nicht? Ich kann doch nur dadurch erlöst werden, daß ich vermöge des mir immanenten Princips der Gottmenschheit selbst zur Gotteskindschaft gelange, Christo gleich werde, aber gerade diese Möglichkeit wird mir abgeschnitten, wenn nur in einem einzigen und einzigartigen Individuum das Problem der Gottmenschheit gelöst und lösbar gesetzt wird. Soll meine Erlösung widerspruchslos denkbar bleiben, so muß ich selbst alle Bedingungen zur Realisirung der Gottmenschheit in mir tragen; soll diese Realisirung in mir sich thatsächlich vollziehen, so muß Gott mir immanent, und um mit mir zur Einheit persönlichen Geisteslebens zusammenwachsen zu können, nicht selbst schon persönlich sein.

Die Bedeutung Jesu Christi soll nach der Auffassung Biedermanns darin bestehen, daß er als die erste Selbstverwirklichung jenes Princips der Quellpunkt seiner Wirksamkeit in der Geschichte, und zugleich das für alle

Zeit welthistorisch gewährleistende Vorbild für die Wirksamkeit des Erlösungsprincips ist, mit einen Worte, daß er als die historische Offenbarung des Erlösungsprincips der historische Erlöser ist (§ 815, 816).

Wäre Christus wirklich die erste Selbstverwirklichung jenes Princips, so könnte man ihn doch nicht mehr Erlöser nennen; nicht Er erlöst mich, sondern das Princip, das in ihm zuerst wirksam war, und ich könnte durch dieses Princip auch dann erlöst werden, wenn ich nicht an ihn glaubte, d. h. wenn entweder alle Erinnerung an Jesus aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden wäre, oder wenn ich mich weigerte, ihn als Selbstverwirklichung jenes Princips anzuerkennen. Biedermann macht hier einen Sprung über die Kluft, welche ihn vom Christenthum scheidet, indem er die Offenbarung des unpersönlichen Erlösungsprincips willkürlich mit dem Namen eines Erlösers bezeichnet, und muthet dem Leser zu, diesen Sprung mitzumachen, ohne daß er auch nur das Bedürfniß fühlt, dieses Quiproquo zu beschönigen oder zu entschuldigen. Die Unterlassung und die Ahnungslosigkeit von dem in ihr liegenden Mangel ist psychologisch erklärlich dadurch, daß er selbst in seinem Entwickelungsgang von dem christlichen Anschauungskreise seinen Ausgangspunkt genommen, und mit den in diesen herrschenden Gefühlen persönlich verwachsen ist, so wie dadurch, daß er zu angehenden christlichen Theologen spricht, die alle eine, das menschliche Maaß überschreitende, religiöse Ehrfurcht und Liebe zu der Person Christi mitbringen; aber die Aufgabe seiner Dogmatik ist doch die, seinen Vermittelungsversuch zwischen seinem immanenten unpersönlichen Erlösungsprincip und dem transcendenten persönlichen Erlöser des Christenthums auch vor dem Verstande plausibel zu machen und zu rechtfertigen, und da ist es nach dem Scharfsinn, mit welchem er die schillernden Zweideutigkeiten der Vermittelungstheologie aufgelöst hat, in der That zu verwundern, mit welcher naiven Zuversicht er über den springenden Punkt der Aufgabe hinweghuscht.

Diese Zuversicht war um so weniger gerechtfertigt, als er erstens anerkennen muß, daß das religiöse Selbstbewußtsein Jesu, doch bestenfalls ein historisch primitives war (§ 813), welches nur dem religiösen Princip nach, nicht dessen historisch bedingtem Ausdruck nach, die religiöse Wahrheit enthält (§ 592), und als er zweitens nicht im Stande ist, zu behaupten, daß Jesus über das Bewußtsein einer persönlichen Liebegemeinschaft mit Gott und der in dieser gewährleisteten sündevergebenden Gnade hinaus zu dem Bewußtsein seiner Gottmenschheit oder gar des immanenten unpersönlichen Erlösungsprincips gelangt wäre (§ 811).

Also nicht blos darum muß dem historischen Jesus der Name des Erlösers Jesu versagt werden, weil der erste Verwirklicher des Erlösungsprincips niemals zum persönlichen Stellvertreter dieses Princips für Dritte werden kann; auch nicht bloß darum, weil er bestenfalls doch keine vollkommene Verwirklichung dieses Princips darböte, sondern weil er auch überhaupt in keinem Sinne eine Verwirklichung dessen zeigt, was Biedermann

unter dem Princip der Erlösung versteht, vielmehr mit seinem Gotteskindschaftsbewußtsein auf dem völlig entgegengesetzten Boden des jüdischen transcendenten Persönlichkeitstheismus steht und selbst von den späteren Bestrebungen der christlichen Kirchenlehre, das Problem der Erlösung durch den Begriff des Gottmenschen zu lösen, noch keine Ahnung hat. Sonach ist die einzige Bedeutung, welche auf dem Biedermann'schen Standpunkt das Lebenswerk Jesu behält, die vorbildliche, in einem über den vulgären Liberalismus hinausgehenden Sinne selbst wieder nur durch den doppelten Widersinn aufrecht zu erhalten, erstens, daß die primitive, embryonische Gestalt, in der ein Princip zum ersten Mal in die Geschichte tritt, vollkommenes Muster für alle späteren Zeiten sein soll und zweitens, daß Jesus, der von dem späteren kirchlichen Dogma seiner Gottmenschheit eingestandener Maaßen noch keine Ahnung hatte, doch das Biedermann'sche Erlösungsprincip der immanenten concret-monistischen Gottmenschheit als lebendiger Quellpunkt seines religiösen Geisteslebens in seinem Bewußtsein getragen haben soll.

Pfleiderer hält zwar einerseits an der historischen Fiction Biedermanns fest, daß Jesus die erste Verwirklichung des immanenten Erlösungsprincips und als solcher zugleich absichtlicher Stifter der christlichen Erlösungsreligion gewesen sei, aber andererseits ist er sich doch bewußt, daß diese Auffassung nur dazu ausreicht, eine gewisse historische Pietät vor Jesus zu begründen, aber nicht dazu, ihn als persönlichen Erlöser zu verehren. Er empfindet daher bereits das Bedürfniß, das naive Quiproquo Biedermanns näher zu rechtfertigen und versucht dies durch den Begriff der „symbolischen Personification", d. h. „eines zwischen Geschichtlichkeit und Idealität schwebenden Urbilds". Nicht der historische Jesus ist Erlöser, auch nicht der ideale Christus der Kirchenlehre, sondern die symbolische Personification des unpersönlichen, wie geistigen Erlösungsprincips, welche ich mir mit dem geschichtlichen Jesus verknüpfen soll. Dieses fictive Symbol würde etwa mit den Vorstellungen von Engeln und Teufeln oder der Verehrung von Heiligenbildern auf eine Linie zu stellen sein, deren ästhetisch-cultischen Werth Pfleiderer gleichfalls im symbolischen Sinne gewahrt wissen will; aber der diesem fictiven Symbol nachgerühmte pädagogisch-didaktische Werth für die Mittheilung und Belebung des Erlösungsprincipes innerhalb der Gemeinde dürfte ebenso gut an den bloßliegenden inneren Widersprüchen desselben zerschellen wie der nämliche Werth, den Biedermann der begrifflich preisgegebenen Vorstellung eines persönlichen Gottes beimißt.*)

Am meisten Sorgfalt verwendet Lipsius auf die secundäre Verschmelzung der primär aufgelösten Bestandtheile: Princip und Person. Er ist sich einerseits klar darüber, daß die Continuität mit dem Christenthum nur dann festzuhalten ist, wenn der Versuch gelingt, das im Denken unter-

*) Die genaue Kritik der Pfleiderer'schen Ansicht findet man in meinem Aufsatz: „Der speculative Protestantismus der Gegenwart" (Unsere Zeit 1879 Heft 10).

schiedene Ideale und Historische im Glauben wieder „zusammenzuschauen“ (Dogmatik § 552), und kann sich andererseits nicht verhehlen, daß alle bisherigen Versuche dieser Art, nicht nur Diejenigen der Vermittelungstheologie, sondern auch Diejenigen des vulgären Liberalismus und der speculativen Dogmatik, mißlungen sind (§ 621). Er geht also an seine Aufgabe mit dem vollen und klaren Bewußtsein heran, daß in ihr die Krisis des Christenthums steckt, daß ihre Unlösbarkeit das definitive Ende der specifisch christlichen Erlösungsreligion bedeuten würde, und daß ihre Lösung bisher noch nicht gefunden ist, also auch nicht ohne Schwierigkeiten sein kann.

„Die heut zu Tage in liberalen Kreisen durchschnittlich herrschende Auffassung der Person Jesu“ findet er hauptsächlich darum so unzulänglich, weil sie sich der Erwägung völlig entzogen hat, „daß ein in seiner Art Schöpferisches überhaupt nicht nachgeahmt, sondern wieder nur auf schöpferische Weise neu erzeugt werden könne“, d. h. weil sie in Jesus nur die vorbildliche Vollendung seiner individuellen Religiosität, aber nicht die Verkörperung eines ewigen, universellen, immanenten Princips sieht, oder mit anderen Worten: weil sie an ihm nicht mehr den Erlöser, auch nicht mehr der Stifter einer Erlösungsreligion, sondern nur den Propheten einer geläuterten Gesetzesreligion besitzt.*) In der speculativen Dogmatik gewinnt die lehrhafte und vorbildliche Function des prophetischen Amts allerdings eine erhöhte Bedeutung durch die Annahme, daß es das immanente Erlösungsprincip, d. h. die Idee der allgemeinen Gottmenschheit gewesen sei, welche von Jesus als Evangelium zuerst gelehrt und vorbildlich an seiner Person verwirklicht worden sei; aber Lipsius muß eingestehen, daß auch in diesem Falle „die bleibende Bedeutung seiner Person nicht einzusehen wäre“. „Vollends die bloße Symbolisirung der Idee in Jesu Person läßt seine geschichtliche Bedeutung für die concrete christliche Gemeinschaft erst recht unerklärt. Dem persönlichen Haupte der religiösen Gemeinde wird dann ein abstract-unwirkliches Idealbild untergeschoben, das die Gemeinde nur zufällig mit seiner Person in Verbindung setzt. Die vermeintliche, allgemein-menschliche Wirksamkeit dieses Idealbildes ist aber einfach eine Täuschung, möge dasselbe nun wirklich als religiöses Ideal (wie bei Pfleiderer), oder nur als moralisches Vernunftsideal (wie bei Kant), als ästhetisches Ideal sittlicher Schönheit, als philosophisches Ideal des Selbstbewußtseins des Absoluten (wie bei Hegel), oder gar als Menschheitsideal überhaupt vorgestellt sein“ (§ 621)

*) Ich habe die Unzulänglichkeit dieses Standpunktes in meiner Schrift: „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ in den Abschnitten 6 und 7: „Die Unchristlichkeit und die Irreligiosität des liberalen Protestantismus“ erörtert, und kann mich einer Bestätigung meines Urtheils aus dem liberalen theologischen Lager nur freuen, da den zahlreichen Bestätigungen desselben von positiv kirchlicher Seite, als dem Ausdruck bloßer Schadenfreude, liberalerseits jedes Gewicht abgesprochen wurde.

Diese durchaus richtige Kritik der mißlungenen Vermittelungsversuche läßt es angezeigt erscheinen, vor der Betrachtung des eigenthümlichen Lipsius'schen Vermittelungsversuches darauf Acht zu geben, ob Lipsius nicht doch jene kritisch abgewiesenen Lösungen des Problems selbst benutzt, wenn auch erst in zweiter Reihe neben seiner eigenen, um sich über die Unzulänglichkeit der letzteren durch das vereinte Gewicht der übrigen hinweg zu täuschen. Dies ist nun in der That im ausgedehntesten Maße der Fall.

Als Urbild einer geläuterten religiösen Moralität will er Jesum ganz ebenso wie der vulgäre Liberalismus geltend machen, und doch ist dies in jeder Hinsicht unmöglich. Denn er muß selbst zugestehen, daß diese sittliche Urbildlichkeit sich nicht beziehen kann auf die besonderen sittlichen Lebensgebiete des Familienlebens, des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft, der Kunst und Wissenschaft und so weiter, oder auf die besondere, ebenfalls theils geschichtlich, theils durch seinen individuellen Beruf bedingte Weise, in welcher seine sittliche Gesinnung zum äußeren Ausdruck kam" (§ 643); und doch bleibt offenbar nach Abstreifung alles Angegebenen von dem sittlichen Ur-Ideal nichts übrig als ein völlig abstracter, unlebendiger Schatten, der in keinem Sinne mehr den Werth eines persönlichen Vorbildes besitzen kann.

Was dem etwa noch verbleibenden Rest auch jeden abstracten vorbildlichen Werth benimmt, ist der Umstand, daß alles Leiden und Thun in dem historischen Jesus durch das Bewußtsein seiner jüdischen Messianität, durch den Glauben an seinen einzigartigen Beruf als künftiger Messias, central bestimmt und bedingt ist, und daß hierdurch alle seine Tugenden aus einer motivirenden Quelle stammen, die allen auf sein Vorbild Verwiesenen gänzlich fehlt. Der Gedanke, sich der überschwenglichen Herrlichkeit und Ehre der Messiasstellung in seinem präcursorischen Erdenleben nicht unwürdig machen zu dürfen, war für sich allein schon ein Motiv, das seine Geduld und Thatkraft zu den äußersten Opfern spornen und anspannen mußte. „Auch die Bedeutung seines Todes bezieht sich in erster Reihe auf sich selbst; die freiwillige Uebernahme des Leidens bis zum Tode ist ihm ein nothwendiger Bestandtheil in der Ausübung seines Messiasberufes" (§ 648). Sein Berufsgehorsam und seine Berufstreue erscheinen untrennbar verknüpft mit der Aussicht auf die baldige transcendente Erhöhung zum König der Jahvistischen Theokratie, und erhalten dadurch eine unnachahmliche Färbung und Motivationsgrundlage, einen schlechthin einzigartigen Charakter, der ihren Vergleich mit zweifellos uneigennütziger Tugend ausschließt.

Wie an der religiös-sittlichen Vorbildlichkeit Jesu, so hält Lipsius auch an der speculativen Fiction fest, daß in Jesus das zuverlässige Wissen um das vollkommene religiöse Verhältniß und die persönliche Verwirklichung der Gottmenschheit in die Geschichte eingetreten und zwar zum ersten Male eingetreten sei (§ 652—655). Den Widersinn einer solchen Behauptung sucht Lipsius dadurch abzustumpfen, daß er erstens im Gegensatz zu Biedermann und Pfleiderer die Gottmenschheit als reale Einigung des persönlichen

Gottes mit dem Menschengeist zur Einheit persönlichen Geisteslebens hinstellt und zweitens den so mit einem inneren Widerspruch behafteten Begriff der Gottmenschheit in den mehr neutralen Ausdruck „des vollkommenen religiösen Verhältnisses" abschwächt, der in zweideutig schillernder Weise bald das religiöse Immanenzverhältniß, bald das Verhältniß einer bloßen Liebesgemeinschaft mit einem transcendenten Gott bezeichnen kann. Mit solchem Einlenken in die Bahnen der Vermittelungstheologie führt Lipsius auch zu gleichen Zielen wie diese, d. h. er giebt den wesentlichen religiösen Gehalt (die wahrhafte Einheit des gottmenschlichen Geisteslebens) preis, ohne doch die einer Continuität mit dem Christenthum im Wege stehenden Widersprüche zu überwinden. Dasjenige Princip, durch welches die speculative Theologie sich von dem vulgären Liberalismus unterscheidet, ist in das Bewußtsein Jesu schlechterdings nicht hineinzuinterpretiren, ohne aller Geschichtlichkeit auf das Schreiendste Hohn zu sprechen.

In noch weit schlimmerem Sinne beschreitet Lipsius die Bahnen der Vermittelungstheologie, wo er den dritten der kritisirten Vermittelungsversuche, die symbolische Personificirung des abstracten Ideals, sich aneignet. Dies thut er in dreifacher Hinsicht: in intellectueller, moralischer und religiöser. In der ersten Beziehung räumt er ein, daß an dem historisch gegebenen Selbstbewußtsein Jesu gemessen „das echte Christenthum, wenn nicht schon bei seinen Jüngern, so jedenfalls bei Paulus verloren gegangen, um von der späteren Entwickelung des kirchlichen Dogma völlig zu schweigen" (§ 607); und doch personificirt er in symbolischer Weise das Ideal eines vollkommenen Wissens um das religiöse Princip, und verknüpft diese Personification mit dem ihr widersprechenden, primitiv unvollkommenen Selbstbewußtsein Jesu (§ 652). Ebenso räumt er in der zweiten Beziehung ein, daß wir von der Unsündlichkeit Jesu keine geschichtliche Kunde haben und haben können, personificirt aber das abstracte Ideal der Sündenreinheit zu einem jeder möglichen Versuchung obsiegenden Menschen, und identificirt diese symbolische Personification mit dem historischen Jesus, ohne an der geschichtlichen Willkür und dem philosophischen Widersinn eines solchen Verfahrens Anstoß zu nehmen (§ 649—651).

Endlich räumt er in der dritten Beziehung ein, daß die reale Einigung Gottes und des Menschen zur Einheit persönlichen Geisteslebens, oder das vollkommene, religiöse Verhältniß der Immanenz Gottes im menschlichen Geiste ein unpersönliches Princip ist, welches der christliche Glaube als den heiligen Geist, d. h. aber als „den göttlichen Geist in seiner Immanenz", bezeichnet (§ 678—679). Gleichwohl soll auch dieses Ideal des unpersönlichen religiösen Princips der es vernichtenden symbolischen Personification nicht entgehen, und der Glaube genöthigt sein, eben das, was er als Wirkung des heiligen Geistes auffaßt, auch wiederum zugleich als Wirkung des erhöhten Christus anzusehen; ja sogar diese symbolische Personification soll mit dem geschichtlichen Jesus so identificirt werden, daß durch die Beziehung der

Wirkungen des heiligen Geistes auf die symbolische Personification des erhöhten Christus erwiesen werde, daß der vor 1800 Jahren verstorbene Jesus sich als der Lebendige durch seine geistige Gegenwart in der Gemeinde bethätige und darum „kein Raub des Todes geworden sein könne“ (§ 670). Damit noch nicht genug, wird das symbolisch personificirte Ideal des religiösen Verhältnisses, insofern es den immanenten Gottesgeist als seine eine Seite enthält, mit einer eigenen (nämlich immanenten) Subsistenzweise Gottes gleichgesetzt, also, da jenes Ideal mit dem historischen Jesus identificirt ist, die „Gottheit“ Jesu Christi proclamirt, freilich mit dem Vorbehalt, daß dieselbe nur für den religiösen Glauben, nicht für das Denken Geltung haben solle (§ 655). Dergleichen Behauptungen würden uns nach den vorausgeschickten Prämissen und, nach der scharfen Verurtheilung der Vermittelungstheologie ein psychologisches Räthsel aufgeben, wenn wir uns nicht rechtzeitig erinnerten, daß es ein christlicher Theologe ist, von welchem sie aufgestellt werden. Die erhoffte „Wirkung“ solcher überschwänglicher symbolischer Personificationen, solchen Schwebens zwischen symbolischer Idealität und historischer Realität, ist „einfach eine Täuschung“. Lipsius vergißt, daß das heutige fromme Gemeindebewußtsein nur darum den historischen Jesus mit dem idealen Christus „zusammenschaut“ und Jesus den Christ in dieser thatsächlichen Verschmelzung zu seinem Inhalt hat (§ 624), weil es entweder noch auf dem Boden der Kirchenlehre, oder doch noch unter den unwillkürlichen und unverstandenen Gefühlsnachwirkungen der erst vom abstracten Denken überwundenen Kirchenlehre steht, daß aber das Verlassen der ersteren und das Schwinden der letzteren nur noch eine Frage der Zeit ist, und durch nichts wirksamer beschleunigt wird, als durch Theologen von seinem Schlage.

Nachdem wir so gesehen haben, in welchem Maße Lipsius selbst von Vermittelungsversuchen Gebrauch macht, deren Unbrauchbarkeit er bei seinen Vorgängern kritisch nachgewiesen, und in welchem Grade er bei dieser Verwendung die Fehler seiner Vorgänger übertreibt, kommen wir zu dem ihm eigenthümlichen Vermittlungsversuch. Er behauptet, Jesus sei darum als der geschichtliche Erlöser zu betrachten, weil er die wenn auch nur indirecte geschichtliche Bedingung für die Heilserlangung des Einzelnen sei, insofern er diejenige religiöse Gemeinschaft gegründet habe, durch deren geschichtliche Vermittelung allein das Individuum zur persönlichen Verwirklichung der ewigen Heilsordnung gelange.

Selbst wenn man zugeben wollte, daß für den Einzelnen die christliche Religionsgemeinschaft Bedingung der Heilserlangung und Jesus der Gründer dieser Religionsgemeinschaft sei, so würde man ihn darum doch nicht als persönlichen Erlöser im geschichtlichen Sinne des Wortes bezeichnen können. Dies ist schon durch die Mittelbarkeit der Beziehung zwischen ihm und dem heut lebenden Individuum ausgeschlossen; nicht Jesus wäre dann mein Erlöser, sondern der oder die Prediger oder Frommen, welche das religiöse Bewußtsein im Sinne des Erlösungsprincips in mir geweckt und entfaltet

haben. Nur zu meinen religiösen Erziehern und Lehrern kann ich in einem persönlichen Verhältniß stehen; indirect kann ich meine Pietät und Dankbarkeit höchstens noch auf die zweite Generation ausdehnen, und auch das nur in dem Falle, wenn der für meine religiöse Entwickelung maßgebende Fromme mir durch anschauliche Schilderungen seines Erweckers dessen Persönlichkeit menschlich nahe bringt. Aber eine Ausdehnung persönlicher Gefühle auf die dritte Generation ist schon psychologisch unmöglich, geschweige denn eine Ausdehnung auf mehr als fünfzig Generationen persönlich ganz unbekannter Vermittler, an deren Anfang dann endlich eine von der Tradition festgehaltene Persönlichkeit steht.

Auch abgesehen von der weitschweifigen Mittelbarkeit dieser geschichtlichen Vermittelung ist doch die dankbare Pietät, welche ich einem religiösen Erzieher oder Lehrer widme, etwas specifisch anders als das Gefühl, mit dem ich meinen persönlichen Erlöser betrachten muß. Ist das Erlösungsprincip ein immanentes, das nur in mir schlummert und der Erweckung durch äußere, geschichtlich an mich herantretende Einflüsse bedarf, so ist derjenige Mensch, welcher mir diesen unschätzbaren Dienst leistet, doch immer nicht mein Erlöser, sondern nur mein Erwecker zu nennen, und noch weniger verdient der Erwecker meiner Erwecker den Namen meines Erlösers.

Die Erinnerung an den ersten Erwecker dieses in der Menschheit schlummernden Erlösungsprincips könnte völlig im Dunkel der Zeiten erloschen sein, oder sich irrthümlicher Weise auf eine falsche geschichtliche Persönlichkeit gelenkt haben, — wenn nur die geschichtlichen Fortwirkungen der ersten Erweckung nicht wieder erlöschen, so hat das gar nichts zu sagen, ist vielmehr bei Annahme eines immanenten Erlösungsprincips und einer ewigen Heilsordnung für das praktische religiöse Bewußtsein der Menschheit schlechthin gleichgültig, wie wichtig auch die Frage nach dem ersten Anstoß dieser Bewegung für das theoretische geschichtliche Bewußtsein der Menschheit bleiben mag. So gewiß die von Euklid entdeckten geometrischen Wahrheiten der Menschheit dadurch nicht verloren gehen und nicht geschädigt werden würden, wenn der Name Euklids aus dem Gedächtniß der Menschen verschwände und seine Werke jetzt verloren gingen, so gewiß wird das einmal geweckte immanente Erlösungsprincip um nichts stärker oder schwächer fortwirken, mag nun Jesus mit dessen ersten Erwachen in der Menschheit etwas zu schaffen haben oder nicht. Wenn er wirklich der erste Erwecker dieses Princips wäre, so wäre das ein historisch recht interessantes, aber religiös irrelevantes Factum, das auch nicht entfernt dazu berechtigen könnte, ihn als Erlöser zu bezeichnen.

In Wirklichkeit aber hat Jesus ebensowenig wie Moses oder Muhamed das immanente Erlösungsprincip im Menschheitsbewußtsein geweckt, und die ganze von Lipsius construirte mittelbare geschichtliche Beziehung zwischen Jesus und dem immanenten religiösen Bewußtsein eines heut lebenden Lipsiusianers beruht auf einer Reihe von historischen Fictionen.

Eine Fiction ist es zunächst, daß eine der heute bestehenden christlich-

religiösen Gemeinschaften durch Darstellung ihres specifischen Glaubensinhalts das immanente Erlösungsprincip in einem Menschen zu wecken im Stande sei. Im Gegentheil huldigen alle, so weit sie noch christlich sind, dem entgegengesetzten transcendenten Erlösungsprincip und thun, was sie können, um das Auftauchen des immanenten Erlösungprincips im Bewußtsein der Menschen zu verhindern und zu erschweren; so weit aber in ihnen das immanente Erlösungsprincip Eingang gefunden hat, so weit haben sie mit oder ohne Bewußtsein den Standpunkt der specifisch christlichen Erlösungsreligion verlassen und mit dem entgegengesetzten vertauscht, wie dies die vorhergehenden Darstellungen zur Genüge erkennen lassen. Eine zweite Fiction aber ist, daß Jesus als der bewußte und vorsätzliche Stifter der christlichen Religion, wie sie heute besteht, zu bezeichnen sei. Er hat weder die christliche, noch überhaupt eine neue Religion, ja nicht einmal eine jüdische Secte stiften wollen, und die Religion, welche — auf Grund seiner Hinrichtung und auf Grund der aus seiner Jüngerschaar sich bildenden jüdischen Secte — von Paulus gestiftet worden ist, ist so wenig sein Werk, daß er ihre Grundlehren, wenn sie ihm zur Kenntniß gelangt wären, mit Staunen und Unwillen abgelehnt haben würde.

Was die erste der beiden Fictionen betrifft, so fehlt es Lipsius allerdings an einem klaren Bewußtsein über dieselbe, da er sich einbildet, vermöge seines ihm gelungen scheinenden Vermittelungsversuchs principiell noch innerhalb des Christenthums oder wenigstens in geschichtlicher Continuität mit demselben zu stehen: dieser Schein wird aber zerstört durch den Nachweis, daß auch sein Vermittelungsversuch mißlungen ist. Was hingegen die zweite Fiction betrifft, so beweisen die §§ 862—865 seiner Dogmatik, daß Lipsius sich den fictiven Charakter derselben unmöglich verhehlt haben kann, und daß wieder nur die Rücksicht auf den theologischen Beruf die Festhaltung derselben psychologisch erklärlich macht. Es genügt aber schon, den fictiven Charakter einer dieser beiden Voraussetzungen anzuerkennen, um die Continuität zwischen Jesus und dem Standpunkt der immanenten Erlösungsreligion zu durchschneiden, d. h. seinem Vermittelungsversuch den Boden unter den Füßen wegzuziehn.

Die Vermittelung mußte scheitern, weil sie Unmögliches anstrebte; die widerspruchsvollen Bestandtheile des kirchlichen Christusbildes schließen jede nachträgliche künstliche Wiederverschmelzung durch dieselben Widersprüche aus, durch welche sie die allmähliche Zersetzung der unbewußt erwachsenen kirchlichen Identification zur logischen und geschichtlichen Nothwendigkeit machten. Die Vermittelung muß deshalb nothwendig immer wieder scheitern, so oft sie versucht wird, und mit welchen Mitteln sie ferner versucht werden mag; aus wie achtenswerthen Gesinnungen auch alle diese Bemühungen zur Beschwörung der acuten Krisis des Christenthums entspringen mögen, sie sind von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen, weil das mit logischen Widersprüchen Behaftete höchstens erträglich scheint, sofern es ein unbewußt

und organisch erwachsenes, ein mit objectiver geschichtlicher Nothwendigkeit gewordenes ist, aber unerträglich, wenn es als ein mit tendenziösem Bewußtsein erkünsteltes und erquältes, als ein subjectiv gemachtes hervortritt.

Alle Rettungsversuche der modernen Theologie haben den gemeinsamen Fehler, daß sie den neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen; aber der junge gährende Wein muß ganz gewiß die alten Schläuche sprengen, die schon den alten Wein nicht mehr zu halten vermochten. Als der wahrste Freund der Religion muß unter solchen Umständen derjenige sich erweisen, welcher vor dem Fortsetzen der vergeblichen Bemühungen warnt, die nothwendig dazu führen müssen, daß beim Bersten der alten Schläuche viel edler religiöser Gehalt in den Sand verrinnt, — und welcher dazu ermahnt, auf die rechtzeitige Beschaffung neuer Behälter für den wirklich schon vorhandenen und in der Stille reifenden Wein bedacht zu sein. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß sowohl von den Vertretern des Alten, als auch von denen, welche die Form höher schätzen als den Inhalt, ein solcher der Feindschaft gegen die Religion geziehen wird. „Auf jeder höheren religiösen Entwickelungsstufe nämlich wird", sagt Lipsius (§ 85), „im Interesse der Reinheit des religiösen Glaubens, eine Kritik gegen sinnliche Vorstellungsformen geübt, welche den Anhängern des Alten als Leugnung des religiösen Gehaltes selbst erscheint, weil jene Kritik nothwendig scheiden muß, was für die hergebrachte religiöse Vorstellung noch ein untrennbares Ganzes bildet. Während sich nun sonst der reflectirende Verstand mit jener kritischen Arbeit begnügt, ist er hier in den Dienst eines religiösen Interesses genommen. Aber eben dieses religiöse Interesse wollen die Vertreter des Alten, weil sie jenes Bedürfniß der Scheidung nicht spüren, bei den Andern nicht gelten lassen, erklären es also für ein fälschlich vorgegebenes". Wenn es „die Aufgabe einer wirklich wissenschaftlich gehaltenen Dogmatik" ist, „die Unterscheidung des bleibenden religiösen Gehaltes und seiner wechselnden vorstellungsmäßigen Form durch strenges wissenschaftliches Denken zu vollziehen" (§ 92), so haben Lipsius, Biedermann und Pfleiderer diese Aufgabe erst unvollständig gelöst, weil die Scheu vor der überlieferten Form sich noch als zu mächtige Fessel ihres Geistes erwies.

Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Von

Friedrich Oetker.

— Kassel. —

Den Winter von 1861 auf 1862 mußte ich am Genfer See zubringen. Mein Gesundheitszustand hatte sich im Laufe des Frühjahrs 1861 so sehr verschlechtert, daß ernstlich für mein Leben gefürchtet wurde. Daneben war ich auch sonst bedroht. Da man mir mit allen gerichtlichen und polizeilichen Maßnahmen nicht hatte beikommen können, so war der Kurfürst auf den Gedanken gerathen, ob nicht durch einen unmittelbaren Befehl an die Gensdarmerie an's Ziel zu gelangen und ich wieder wie 1850, im Kastell in Sicherheit zu bringen sei.

Es soll darüber zu langen und erregten „Erörterungen“ gekommen sein Noch während der Berathungen erhielt ich aber Kenntniß davon, als ich eben zu Tisch saß. Da ich stets auf dergleichen vorbereitet war, so ließ ich mich in meinem Mahl nicht stören, gab aber doch den Besorgnissen Anderer nach, und saß, vielleicht noch ehe man im kurhessischen Schlosse zu Ende gediehen war, in einem Wagen, der mich nach Münden brachte. Dort empfingen mich bewährte Freunde in einem abgelegenen Gebäude und als sich im Laufe des Nachmittags nichts Verdächtiges bemerkbar machte, fuhr ich Abends mit der Eisenbahn nach Braunschweig weiter.

Wider alles Vermuthen bekam mir der plötzliche unfreiwillige Ausflug eher gut als schlecht. Ich fühlte mich wenigstens kräftig genug, noch einige Vorkehrungen für den Fall meiner längern Abwesenheit von Kassel einzuleiten. Namentlich war es die Wahlgesetzfrage, welche mich in fortwährender Sorge erhielt. Ich wußte nur zu gut, daß gar Mancher sich lediglich hatte mitfortreißen lassen und daß man eben so leicht wieder der gegentheiligen Ansicht sich zuwenden würde, wenn hierfür eine energische Persönlichkeit ohne gehörigen Widerstand sich erhöbe. Und doch war es nach meiner Auffassung von

Digitized by Google

wesentlichster Bedeutung für den ganzen Kampf, der Masse der Bevölkerung nicht mit Halbheiten und Spitzfindigkeiten zu kommen, sondern in aller Einfachheit voll und ganz am Rechte festzuhalten. Das sogenannte Wahlgesetz bildete nach ausdrücklicher Bestimmung einen „Bestand-Theil der Verfassung“; es enthielt nicht blos Wahlbestimmungen, sondern auch die Vorschriften über Zusammensetzung der Landesvertretungen selbst. Wie wäre es nun möglich gewesen, das Eine ganz anders zu behandeln, als das Uebrige? Wenn man die Zusammensetzung der Volks-Vertretung preisgeben konnte und wollte, wie war es denkbar, dem Volke klar zu machen, daß es nothwendig sei, die Verfassung selbst festzuhalten?

Gleichwohl war die Zahl der entschiedenen Anhänger des sogenannten Wahlgesetzes unter den gebildeteren Verfassungskämpfern in Kassel nur sehr gering . . .

Einen besondern Dienst leistete der Oberhofprediger und Consistorialrath Meyer in Koburg, ein geborener Kurhesse, der Sache des Rechts. Auf meinen Wunsch säumte er nicht, herbeizueilen, und wußte dann so kurz und eindringlich zu reden und zu handeln, daß er von Denjenigen, die mir besonders Sorge machten, das Wort erhielt, unter allen Umständen festhalten zu wollen.

Zu den entschiedenen Anhängern des Wahlgesetzes gehörten außerdem zwei Auswärtige von Bedeutung: R. v. Bennigsen und Freih. v. Roggenbach. Beide standen unwandelbar zu mir, als sich's gar bald um einen ernsten Angriff handelte.

Kaum hatte ich nämlich den Rücken gewendet und mich am alten Leman etwas eingerichtet, so begannen schon in Kassel die Versuche von Neuem, die Verfassungsbestrebungen von der Wahlgesetzfrage zu trennen. Ich vermag nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die eigentliche Anregung hierzu mehr von dem preußischen Gesandten v. Sydow oder von einem Kasseler, mit dem derselbe besonders bekannt war, ausgegangen ist. Für zweifellos halte ich's aber, daß nachgehends Herr von Sydow und der Regierungsrath Ed. Wiegand zu Kassel im besten Einverständnisse dieserhalb waren.

Wiegand war mein ältester und vertrautester Freund in Kassel. Von dem erneuten Verfassungskampfe hielt er sich anfangs völlig fern; ja er hegte in dieser Hinsicht so viel Vorsicht und Bedenken, daß er wiederholte Briefe, die ich noch von Belgien aus an ihn richtete, ganz unbeantwortet ließ. Beim Wiedersehen im Herbst 1859 ging er sogar eine Wette mit mir ein, daß die ganze Sache im berliner Sande verlaufen werde.

Anfangs sagte mir seine Zurückhaltung wenig zu. Dann aber bestärkte ich ihn geflissentlich darin. Als ich mir nämlich die Maßnahmen vergegenwärtigte und durchdachte, die im Falle eines günstigen Ausgangs des Streits erforderlich sein würden, erschien mir Wiegand die geeignetste Persönlichkeit, zwischen dem Kurfürsten und dem Lande den alten Zustand der Dinge und damit den Frieden wieder herzustellen.

Wiegand war schon in den Jahren 1848 und 1849 des „März-

ministers" Eberhard rechte Hand gewesen; er war in allen Verwaltungszweigen des Landes bewandert wie Wenige; er war ein tüchtiger Jurist und ein noch besserer Verwaltungsmann; und mit Wem vor Allen konnte ich demnächst eine leichtere und heilsamere Verständigung voraussetzen, als mit dem alten, langjährigen Freunde?

In der That, Wiegand war der rechte Minister der Zukunft, und als später von Frankfurt und Karlsruhe aus Anfragen an mich ergingen, wer wohl der Mann sei, dem die Ausführung der künftigen Maßnahmen übertragen werden könne, zauderte ich nicht einen Augenblick, den Freund in erster Reihe zu nennen und auf's wärmste zu empfehlen.

Wie sehr war ich daher erstaunt, als mir kurz darauf einer der Anfragenden die vertrauliche Mittheilung machte, Wiegand stehe an der Spitze der Gegner des Wahlgesetzes. Auch von Kassel aus hatte ich schon deshalb einige Warnungen erhalten, sie aber bisher nicht sonderlich beachtet, weil ich Wiegands vorsichtiges Wesen kannte und ohnehin es noch deutlich im Gedächtnisse hatte, wie er 1848 und 1849 mit mir der festen und reiflich erwogenen Meinung war, daß in dem damals verhandelten Wahlgesetze die relativ beste Vertretung für Hessen enthalten sei.

Bald indessen wurden die Anzeichen so zahlreich und so dringend, daß ich den Ernst der Lage nicht mehr verkennen konnte, und nun an Wiegand selbst und an seinen thätigsten und tüchtigsten Genossen B. um Aufklärung schrieb. Zugleich setzte ich den Telegraphen und die Post in einer Weise in Bewegung, daß es das Staunen meiner Hausgenossen erregte.

Endlich kamen denn auch Aufschlüsse. B. schrieb offen und voll Zuversicht, W. mehr zurückhaltend und ausweichend. Jener sprach bereits von einer „Partei" im Gegensatze zur m e i n i g e n, schob mir alle „Verantwortlichkeit" zu, wenn schließlich die Sache mißlinge u. s. w. u. s. w.

Das ging mir nun doch über den Spaß. Ich faßte die Angelegenheit jetzt etwas schärfer ins Auge und war zum Aeußersten entschlossen, wenn es nöthig sein sollte.

Doch schien das Beginnen einstweilen in sich selbst zu erlahmen: Oberpostmeister Nebelthau, auf den man ganz sicher gerechnet zu haben schien, erklärte in Folge der Unterredung mit Meyer, von einem Aufgeben des Wahlgesetzes könne gar nicht mehr die Rede sein, und Friedrich Pfeiffer in Bremen, an den man sich gleichfalls wandte, war so klug, erst bei Bennigsen anzufragen, und dieser rieth natürlich auf's entschiedenste ab und gab mir sofort davon Nachricht.

Allein damit war die Gefahr noch nicht vorüber. Man ging vielmehr im Stillen weiter, und zwar so weit, daß von Berlin aus selbst die M ö g l i c h k e i t, nach dem Wahlgesetze von 1849 wählen zu lassen, bestritten wurde: denn zu den Wahlen sei auch die Mitwirkung von Bezirksräthen erforderlich, diese beständen aber nicht mehr und könnten auch nicht wieder ins Leben gerufen werden, weil die betreffende Wahlordnung erloschen sei.

Als mir von Süddeutschland aus hierüber Mittheilung zuging, fiel mir's zwar nicht schwer, diesem neuen Hindernisse sofort zu begegnen: ich brauchte nur auf die absichtliche oder auf die in grenzenlosester Unwissenheit vorgekommene Nichtbeachtung eines ganzen Gesetzes hinzuweisen, denn die vermißte Wahlordnung war am 10. März 1850, sogar von Hassenpflug selbst gegengezeichnet, wirklich erlassen worden; allein ich erkannte immer mehr, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden seien.

Inzwischen hatte sich Oesterreich, das ein alleiniges Vorgehen Preußens besorgte, mit diesem zu einem gemeinsamen Antrage beim Bundestage verständigt. Am 8. März 1862 stellten die beiden Großmächte folgenden Antrag:

„In der Erwägung, daß die hohe Bundesversammlung sich ihre schließliche Erklärung über die Erledigung der Verfassungsangelegenheit des Kurfürstenthums Hessen vorbehalten hat, daß auf der Grundlage der Verfassungsurkunden vom 13. April 1852 und 30. Mai 1860 ein Einverständniß zwischen der kurfürstlichen Regierung und dem Lande nicht hat herbeigeführt werden können; daß der Bundesbeschluß vom 27. März 1852, wenngleich er die bundeswidrigen Bestimmungen der früheren Verfassungsgesetze nicht im Einzelnen bezeichnet hat; grundsätzlich doch nur eine Revision dieser Gesetze nach bundesrechtlichen Gesichtspunkten bezweckte; daß die endliche Herstellung eines gesicherten und allseitig anerkannten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes und des gesammten Deutschlands liegt — tragen Oesterreich und Preußen darauf an, die hohe Bundesversammlung möge die kurfürstliche Regierung auffordern: „unter Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft geeignete Einladung zu treffen, damit die im Jahre 1852 außer Wirksamkeit gesetzte Verfassung vom 5. Januar 1831, vorbehalten der zunächst auf verfassungsmäßigem Wege zu vereinbarenden Abänderungen, welche zur Herstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlich sind, wieder in Wirksamkeit trete".

In diesem Antrage, der natürlich aller Orten und Enden das ungeheuerste Aufsehen erregte, war die Wahlgesetzfrage, wie man sieht, gar nicht ausdrücklich berührt. Mittelbar allerdings konnte auch das Wahlgesetz von 1840 als mitbegriffen angesehen werden, da dies ja einen „Bestandtheil der Verfassung" ausmachte; allein die Gegner desselben legten sich die Sache anders zurecht und gaben ihr Streben noch nicht auf. Sie hielten die Ansicht fest, daß die preußische Regierung dem Wahlgesetze, als einem Erzeugnisse der Jahre 1848 und 1849, obwohl es auf zwei Landtagen, jedes Mal mit einer Mehrheit von drei Vierteln, völlig ordnungsmäßig zu Stande gekommen war, nicht gewogen sei, und daß namentlich der König selbst nicht gern davon höre. Auch schienen ihm Einige wirklich keinen inneren Werth mehr beizumessen, denn sie sprachen sich in der allergeringschätzigsten Weise darüber aus; jedenfalls waren sie in aller Ehrlichkeit der

Meinung, einen Standpunkt besonderer staatsmännischer Klugheit einzunehmen, wenn sie, um die Hauptsache um so sicherer zu retten, ein Nebenstück in die Schanze schlügen.

Die mittelstaatlichen Regierungen, die s. g. Würzburger, einschließlich Kurhessens, schienen zunächst auf eine „Erläuterung" des Antrags vom 8. März 1862 einwirken zu wollen. Selbst die liberalen Kleinstaaten waren dem nicht entgegen. Natürlich wollte jeder eine Erläuterung in seinem Sinne haben.

Roggenbach arbeitete begreiflicher Weise auf eine ausdrückliche Erwähnung des Wahlgesetzes hin und hoffte mit mir auf den besten Erfolg. Ich konnte mir nicht denken, daß der österreichischen Regierung, nachdem sie sich einmal zu dem Hauptschritte verstanden hatte, noch irgend etwas an der Wahlgesetzfrage liege. Und die Mittelstaaten vollends! Welches Interesse konnten sie haben, noch unpopulärer zu werden, als sie ohnehin durch die kurhessische Angelegenheit schon geworden waren? Bayern insbesondere hatte an dem Ruhme, seine Truppen zu „Strafbayern" hergegeben zu haben, noch schwer genug zu tragen. Herr v. d. Pfordten begriff das auch, und als er nachgehends in der Bundesversammlung Bericht zu erstatten hatte, war er am wenigsten ein Gegner des Wahlgesetzes. Ja, man schien sich fast in der Freundschaft für das volle Recht den Rang ablaufen zu wollen.

Um so auffallender war es, daß man in Kassel noch immer die von Sydow, wie R. meinte, „angezettelte Intrigue" nicht aufgeben mochte.

Auch die kurfürstliche Regierung wollte sich noch nicht fügen. Nachdem drei Landtage, welche nach den verfassungswidrigen Bestimmungen gewählt worden waren, sich für unzuständig erklärt hatten, wurde eine vierte Versammlung vorbereitet, und zwar sollte dies Mal mit ganz besonderem Nachdruck verfahren werden.

Unterm 26. April 1862 erschien eine landesherrliche Verordnung, wodurch man sicher an's Ziel zu kommen gedachte. Nach § 1 sollte jeder Wähler und Wahlmann „vor der Wahl" die Erklärung abgeben, „daß er die Wahl ohne irgend einen Vorbehalt vornehmen, bezw. die geschäftsordnungsmäßige Herstellung des durch die Verfassungsurkunde vom 30. Mai 1860 vorgezeichneten landständischen Berufs Seitens der Abgeordneten gewahrt wissen wolle". Diese Erklärung sollte nach § 2 von den wahlleitenden Bürgermeistern protokollirt werden. Im Weigerungsfalle schrieb § 3 Nichtzulassung vor, und beim Zuwiderhandeln für die Wahl eine Strafe von 30 bis 50 Thaler.

Das war allerdings nicht übel ausgesonnen. Die Gefahr lag nicht in der Mehrheit der Wähler, deren wir völlig sicher sein konnten, sondern in der Minderzahl: bei der großen Schwierigkeit, eine vollständige Wahlenthaltung herbeizuführen, waren Minderheitswahlen zu fürchten und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß die Regierung auch mit einer aus solchen Wahlen hervorgegangenen Versammlung verhandeln werde.

Indessen wurde doch noch ein Ausweg gefunden, und die Verfassungsfreunde blieben guten Muths, indem eine ganze Reihe von Wahlen völlig vereitelt wurde. Da schritt der Bundestag selbst ein und beschloß am 13. Mai auf Antrag Preußens und zwar, so viel ich weiß, auf Eingebung Wiegands, die vorläufige Beibehaltung des Standes der Sache.

Der Kurfürst fügte sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, und nicht, ohne seinen Ministern ihre „Dummheit" gehörig vorgehalten zu haben; den Wahlen wurde durch eine Verordnung vom 22. Mai Anstand gegeben.

Um dieselbe Zeit befand sich der General von Willissen in Kassel, um dem Kurfürsten ein Handschreiben des Königs von Preußen zu überreichen. Anfangs soll der Kurfürst die zu dem Ende erbetene Audienz ganz versagt, dann dieselbe zwar in Gegenwart zweier Minister gewährt, das ihm eingehändigte Schreiben aber uneröffnet und mit einer Miene zur Seite gelegt haben, die dem General von Willissen nicht angemessen erschien und ihn zur sofortigen Berichterstattung nach Berlin veranlaßte.

Das Genauere des Vorgangs ist bis jetzt nicht vollständig und nicht in glaubhafter Weise bekannt geworden. Als unrichtig kann jedoch das auch in der Kölnischen Zeitung berichtete Gerücht wohl angesehen werden, daß der Kurfürst das königliche Schreiben auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten habe.

Wie dem auch sei, jedenfalls kann man sich denken, wie außerordentlich willkommen das Vorgefallene in Berlin erschien. Es wurde darin eine so wichtige Begebenheit erkannt, daß eine Genugthuung und eine Entlassung der Minister gefordert ward.

Am 15. Mai kehrte von Willissen nach Berlin zurück.

Am 17. Mai erfolgte dann das Ultimatum: Entlassung der Minister binnen 48 Stunden.

Das Buch über den „Fürsten Bismarck" von Ludwig Hahn, Bd. I. S. 73 flg., giebt den Inhalt einer preußischen Note vom 18. Mai, wie folgt an: „Der General habe Kassel verlassen müssen, ohne daß der Kurfürst sich bewogen gefunden hätte, ihn nochmals zu empfangen . . . Der officiell vorbereitete Empfang des mit einer persönlichen Sendung beauftragten Generals, und die Gegenwart von zwei Ministerialvorständen bei demselben haben diesem Verfahren den Charakter eines Acts aufgeprägt, für welchen das gesammte Ministerium die Verantwortung trage" . . . Der König wollte daher „in der sofortigen Entlassung der verantwortlichen Rathgeber eine entsprechende Genugthuung erblicken".

Am 19. antwortete der Kurfürst, daß er sich „nicht bewogen finden könne, dem Verlangen des Königs von Preußen zu entsprechen".

Am 20. Mai verließ der preußische Gesandte von Sydow Cassel.

Oesterreich und Sachsen machten zwar gegen das einseitige Vorgehen Preußens Vorstellungen; allein Graf Bernstorff, der seit einiger Zeit die auswärtigen Angelegenheiten in Berlin leitete, ließ sich dadurch nicht beirren,

und hörte auf den Rath Wiegands mehr als auf die Mahnungen der Verbündeten in Wien. Es wurden zwei Armeecorps nach den hessischen Grenzen hin in Bewegung gesetzt.

Inzwischen war ich am Genfer-See unter mancherlei Wechselfällen und Krankenlagern soweit wieder gekräftigt worden, daß ich in den schönen Maitagen an die Heimreise denken konnte. Auf Roggenbachs Einladung nahm ich meinen Weg wieder über Carlsruhe, besprach mit den Freunden Alles ausführlich und reiste dann der besten Hoffnungen voll nach Frankfurt weiter.

„Gut, daß Sie kommen", sagte Robert von Mohl, der badische Bundestagsgesandte, als ich bei ihm eintrat; „ich habe da eben so'n Wisch bekommen in Betreff des Wahlgesetzes; wollen Sie sich das Ding mal ansehen?" . . Ich erkannte sofort den Ursprung; doch handelte es sich in diesem Flugblatte nicht um Vorschläge zur Umgehung, sondern um solche zur Abänderung oder vielmehr zur Aufhebung des Wahlgesetzes, und zwar dergestalt, daß selbst die „Ritterschaften" als besondere Wahlkörperschaften wieder hergestellt werden sollten.

Mohl theilte mir dann das Neueste in Betreff der Lage der Dinge mit, und meinte, ob es nicht gerathen sei, mich noch einige Tage von Kassel fern zu halten.

Man hatte mir allerdings eine Menge Warnungen zugespielt; allein was konnte mir eigentlich begegnen? Ein von Montreux aus erlassenes Flugblatt sollte zwar, Gott weiß, welche Verbrechen enthalten; aber bei Licht besehen, blieb doch nur eine unmittelbare Verwendung der Gendarmerie bedenklich, und der getraute ich mir schon zeitig auszuweichen zu können.

Zunächst wandte ich mich an Wiegand und schlug ihm eine Zusammenkunft in Gießen vor. Als er darauf nicht einging, stand mein Entschluß fest; ich mußte den Stand der Dinge und die verfolgten Pläne um so mehr näher kennen lernen, als mir Wiegand trotz wiederholten Verlangens weder ein Programm noch den Entwurf zu einer Verordnung, wie ich solche mehrfach für nothwendig erklärt hatte, mittheilte. Ich ging nämlich von der Ansicht aus, daß Alles, was zu geschehen habe, mit einem Schlage in einem einzigen landesherrlichen Erlasse geschehen müsse, wenn man endlose Weiterungen vermeiden wolle. Ich kannte den Kurfürsten zu gut, um nicht doppelten und dreifachen Widerstand vorauszusehen, wenn er ein Mal zur Nachgiebigkeit genöthigt gewesen; und die preußische Regierung war doch unter allen Umständen nicht in der Lage, jeden Augenblick von Neuem mit Waffengewalt drohen zu können.

Am Abend des 21. Mai traf ich bei meinem Bruder mit Wiegand und B. zu einer Besprechung zusammen. Es kam dabei zu den heftigsten Auftritten, nur mein Bruder bewahrte Ruhe, nachdem ich ihn durch einige vertrauliche Winke in seinen durch Wiegand beeinflußten Anschauungen bedenklich gemacht hatte.

Anfangs suchte Wiegand mit seinen „Beziehungen“ zu wirken. Als ich ruhig bemerkte, daß ich diese recht gut kenne und auch meinerseits „Beziehungen“ habe, stutzte er etwas, und hob dann das Vaterland auf den Schild. „Ich werde Alles verderben; er aber könne nicht ruhig zusehen oder gar mitwirken, daß Hessen „zum Versuchskaninchen des Nationalvereins“ gemacht werde“ u. s. w.

Ich betonte, daß mir die deutsche Frage über Alles gehe, und selbst ein Unterliegen in Hessen für den Augenblick besser sei, als ein halber Sieg mit preisgegebenem Recht.

„Dein formelles Recht wirst Du vielleicht erhalten“, rief er; „aber zwei Kammern nachher! Was dann?“

„Dann werden wir uns wieder für unzuständig erklären, gerade wie bisher!“ erwiderte ich.

„Ja, ja, das Versuchskaninchen!“

W. versuchte meinem Widerstande in anderer Weise beizukommen. „Weil ich's ein Mal gesagt habe“, meinte er, „bleibe ich dabei“. Ich wollte nur vom einmal Erklärten nicht wieder abweichen. Allein auch der Hohn konnte mich nicht irre machen. Meine Ueberzeugung und meine Stellung zur Sache beruhten seit Jahren auf den allerreiflichsten Erwägungen; sie standen schon fest, noch ehe Andere nur an die Sache gedacht hatten, und die Besprechungen mit gewiegten Männern hatten mich nur darin bestärken können, ganz abgesehen von dem Einverständnisse der Streitgenossen im Nationalverein.

Als ich endlich meinerseits fragte, wie man denn die Sache im Uebrigen zu behandeln gedenke, ob W. ein Programm aufgestellt habe, erwiderte er, das Programm stehe erst in seinem Kopfe. „Aber es steht fest“, rief er weiter und zwar so laut, daß fast die Fenster zitterten, „wenn ein Landtag nach dem Gesetze von 1849 berufen werden muß — und ich sehe ein, daß der Unsinn nöthig sein kann — dann kommt nur ein einziges Gesetz zur Vorlage und nur ein einziger Paragraph, paragraphus unicus: „das Wahlgesetz von 1831 wird hergestellt“.

„Paragraphus unica“, corrigirte mein Bruder lächelnd, während ich anheimgab, den Schlaf der Nachbarn nicht zu stören.

„Es macht mir aber Vergnügen so“, rief nun der Zukunftsminister humoristisch, und wir trennten uns um Mitternacht — ohne Ergebniß.

Am nächsten Abend ging der Lärm wieder an.

Wiegand gab nun unumwunden zu, daß der Durchgang durch 1849 unvermeidlich sei, nachdem selbst die Südstaaten, insbesondere Württemberg, sich dafür beim Bundestage ausgesprochen hätten. Dagegen müsse er darauf bestehen, „die Bestimmungen von 1831 einfach herzustellen; daher Gesetzvorlage mit einem einzigen Paragraphen, weil Anderes unmöglich sei“. Ferner erklärte er jetzt auf's Bestimmteste, daß er unter keiner Bedingung die Bildung eines Ministeriums übernehmen werde, wenn ich nicht meine Unterstützung zusage.

Man denke! Diese Unterstützung erkannte er jetzt als eine Nothwendigkeit offen an, und doch war er bisher jeder Berathung aus dem Wege gegangen, hatte alle meine Bitten und Warnungen unbeachtet gelassen, hatte mir weder Programm noch Entwürfe, noch irgend welche, auch die geringsten Vorschläge mitgetheilt u. s. w. Wie war das nur zu fassen? Und auch jetzt noch machte er keine Miene, das Versäumte nachzuholen, sondern verlangte einfach Zusagen.

Es schien mir fast, als verlasse sich W. auf ein Uebergewicht von Außen einerseits und auf meine Vaterlandsliebe andererseits, die schließlich in Gutherzigkeit oder Zagheit nachgeben werde.

Allein dies war denn doch, wenn er die Meinung wirklich gehegt hat, eine sehr irrige Annahme. Auf die einfache Herstellung der 1848 und 1849 nach unendlichen Mühen ordnungsmäßig aufgehobenen Bestimmungen von 1831, also namentlich auf Wiederbelebung der alten ritterschaftlichen Wahlkörper etc. konnte ich mich schlechthin nicht einlassen. Dazu war das Verhalten der Ritter in den ganzen Jahren der Hassenpflug'schen und Scheffer'schen Reaction und namentlich bei dem Verfassungsumsturze nicht angethan gewesen. Die Ritter und ihre „Erste Kammer“ hatten sich so wenig als ein Hort des Rechts und der Landesinteressen gezeigt, daß umgekehrt sogar der Minister Scheffer in seiner empörten Derbheit sie eine „selbstsüchtige Rittercurie“ nannte.

Die einfache Beseitigung des Gesetzes von 1849 war auch im Hinblick auf seinen sonstigen Inhalt durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich hielt vielmehr und halte noch jetzt die darin festgestellte Zusammensetzung der Landesvertretung für die beste, die in Hessen gefunden werden kann.

Begreiflicher Weise wurde daher auch am 22. Mai eine Verständigung nicht erzielt.

Am andern Morgen kam Wiegand allein. Er war inzwischen um vieles ruhiger und mittheilsamer geworden, und dies Mal fand wirklich eine gewisse Einigung statt. Ich sagte nämlich für den Fall der *Nothwendigkeit*, d. h. „der äußern Nöthigung, zu den Bestimmungen von 1831 einfach zurückzukehren“, meine Mitwirkung dahin zu, daß wo möglich Einstimmigkeit oder doch eine Dreiviertelmehrheit der Stände herbeigeführt werde. Ich behielt mir aber die jeweilige Beurtheilung der *Nothwendigkeitsfrage* ausdrücklich selbst vor; denn Wiegand beharrte noch immer bei der Behauptung, daß eine solche Rückkehr durchaus nothwendig sei, wenn er mir auch vor der Hand nichts Näheres dieserhalb sagen *dürfe*.

Am 24. Mai wurde der preußisch-österreichische Antrag von der Bundesversammlung zum Beschluß erhoben. Am selben Tage reiste ich über Frankfurt und Weimar nach Berlin, um mich überall persönlich über den Stand der Dinge zu vergewissern.

Da erkannte ich denn bald, daß die Haupttriebfeder für die einfache

Digitized by Google

Rückkehr zum Wahlgesetze von 1831, wie ich längst im Stillen geahnt hatte, in Wiegand und seinen wenigen Anhängern selbst lag, und nicht in der preußischen Regierung. Am 30. schon mußte ich in dieser Beziehung über Wiegand ein hartes Urtheil fällen. Am 31. mahnte ich meinen Bruder, Wiegand nochmals an Programm und Verordnung zu erinnern; „mag er nur von jetzt an ehrlich Stand halten und nicht mehr opfern als nöthig ist, sonst kommen wir noch schwer an einander".

Allein es kam kein Programm und kein Verordnungsentwurf! Vergebens rief ich den Herren in Cassel und Berlin zu: Sachen! Sachen! nicht bloß Personen!

Und dabei hatte man in leichtfertigster oder kurzsichtigster Weise vom Kurfürsten nicht etwa die Ernennung eines verfassungstreuen Ministeriums, sondern nur die „Entlassung der Minister verlangt". Und das waren die „Staatsmänner"!

Am 7. Juni hatte ich eine einstündige Unterredung mit dem Grafen von Bernstorff. Das Ergebniß habe ich unmittelbar nachher niedergeschrieben und kann es daher fast wörtlich hier mittheilen:

Zunächst entschuldigte sich der Graf, daß er wegen eines andauernden Unwohlseins mich nicht schon früher habe empfangen können. In der That sah der Mann sehr angegriffen aus.

Preußen, versicherte Graf Bernstorff, werde unter allen Umständen — „selbst mit Waffengewalt und bis zur Bundessprengung" — die Ausführung des Bundesbeschlusses, nämlich die „volle Rechtsherstellung" durch ein „verfassungstreues liberales Ministerium" herbeiführen, und sich den etwa abweichenden österreichischen Auffassungen widersetzen; mit einem scheinliberalen würzburger (mittelstaatlichen) Ministerium werde man sich nicht abfinden lassen, sondern auf gründliche Erledigung in preußischem Sinne und Interesse bestehen. Gegen das Wahlgesetz von 1849 habe man Nichts! Er selbst habe diese offene Frage „so geerbt". Die Anwendung oder die Abänderung eines Gesetzes sei innere Sache Kurhessens. Man habe sich nicht dafür erklärt, weil man sonst eine Verständigung mit Oesterreich erschwert haben würde; gehe ein liberales Ministerium im „Einverständnisse" mit dem Lande darauf zurück, so werde man Nichts dagegen einwenden, sondern die Minister dabei möglichst unterstützen. Dasselbe gelte in Betreff des Maßes der Abänderungen.

Ich: Also kann ich mit Zuversicht annehmen, daß die preußische Regierung die demnächstigen Minister hinsichtlich der Anwendung und möglichsten Beibehaltung der Bestimmungen von 1849 moralisch unterstützen wird.

Der Graf: „Darauf können Sie sich fest verlassen" . . .

Ich: Preußen werde demnach keinerlei Nöthigung üben, das Wahlgesetz — mit Ausnahme der bundesrechtlichen Punkte — in einem bestimmten Sinne zu ändern.

Graf Bernstorff: Nein; ich betrachte das als einen innern Gegenstand.

Ich: Warum denn aber noch vor Kurzem verlangt worden sei, jenes Wahlgesetz aufzugeben:

Graf Bernstorff: Das ist ja gar nicht verlangt worden!

Ich: In Cassel sei behauptet, Preußen begehre eine Rückkehr zu den Bestimmungen von 1831 . . .

Graf Bernstorff: Niemals habe er dergleichen verlangt oder zu solchen „Unterstellungen“ irgend Anlaß gegeben. (Mit unwilliger Geberde und Stimme:) „Ich bin ja doch der Minister und müßte es wissen!“ — In Betreff der s. g. Bundeswidrigkeiten würden zunächst die künftigen Minister zu urtheilen und die „wenigen Bestimmungen“ suspendirt zu lassen haben.

Frage: Was Preußen thun würde, wenn bundestägige Feststellung der Punkte verlangt werden sollte und die Würzburger darauf eingingen? wenn ferner die Wahlgesetzfrage etwa von dem Bundestag gezogen würde.

B. schnell und heftig: Das werde Preußen nicht zugeben. Es sei eine verkehrte Auffassung, wenn behauptet werde, Preußen habe jetzt die Bundes-Competenz zu dergleichen Schritten anerkannt, das habe man nicht gethan das werde man nie thun.

Schließlich gab mir Graf B. noch eine besondere Adresse für vertrauliche Mittheilungen, um welche er bat, und ich schied mit dem Eindrucke, von einem Manne ernsten und graden Wesens die aufrichtigsten Eröffnungen erhalten zu haben.

Mit welchen Blicken ich dagegen nach Kassel sah, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Inzwischen hatte ich auch mit den Freunden im preußischen Abgeordnetenhause verkehrt, wo eben über eine Antwort auf die Thronrede verhandelt wurde. Man konnte sich dort lange Zeit nicht einigen, ob dabei der kurhessischen Angelegenheit gedacht werden solle oder nicht. Ich meines Theils vermochte auf die Frage wenig Gewicht zu legen und erklärte einfach, was man auch thue, wir in Hessen würden unter allen Umständen am Rechte festhalten.

Auf der Rückreise nach Kassel traf ich mit Wiegand in Neudiedendorf zusammen. Er hatte in Weimar eine Unterredung mit dem Minister von Wintzingerode, dem ehemaligen kurhessischen Ministerialvorstande gehabt. Dieser war nämlich (nach meiner eigenen, früher erwähnten Ministerliste) zum künftigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Hessen ausersehen, während Wiegand Minister des Innern werden sollte. —

Das Ministerium des Innern galt von jeher in Kurhessen für das wichtigste, weil es den umfassendsten und schwierigsten Geschäftskreis hatte. Das nominelle Haupt des neuen Ministeriums sollte aber doch nicht Wiegand, sondern ein Herr von Loßberg, einer der Adjutanten des Kurfürsten werden, der sich eines besondern Wohlwollens und Vertrauens desselben zu erfreuen schien. Dieser führte deshalb auch die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten und hatte

am 5. Juni den förmlichen Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums erhalten, während Wiegand mit Loßberg und den übrigen Ministerkandidaten verhandelte.

Da ich noch eine Besorgung in N. hatte und einen andern Zug wählen mußte, lud ich Wiegand auf den Abend zu meinem Bruder ein. Er kam aber nicht. Dagegen fand am 10. Juni Morgens eine lange Unterredung zwischen uns statt.

Wiegand gab nun mit der unbefangensten Miene von der Welt zu, daß eine Nöthigung hinsichtlich der preußischen Regierung nicht bestehe, stellte aber jetzt sein „Verlangen als eine Ueberzeugungs- und Gewissenssache, als eine geschichtliche Forderung" dar; endlich versicherte er, daß er als „Staatsmann" so handeln müsse.

Es fehlte wenig, daß ich nicht in lautes Gelächter ausgebrochen wäre; allein ich bezwang meinen Unwillen, ich erkannte, wie sicher sich W. schon dünkte, und ich vergegenwärtigte mir schweigend, wie bedenklich es sein könne, jetzt, noch ehe es sich um bestimmte Vorlagen handelte, störend in den Gang der Dinge einzugreifen.

Auch hinsichtlich der Hassenflug'schen, verfassungswidrig erlassenen „provisorischen Gesetze", ergab sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen W. und mir. Zum Verständniß dieser und ähnlicher Fragen ist ein etwas näheres Eingehen auf das Hassenpflug'sche Regiment in den ersten fünfziger Jahren überhaupt nöthig.

Noch ehe die alte rechtmäßige Verfassung von 1831 vom Bundestage außer Wirksamkeit gesetzt worden und eine neue an die Stelle getreten war, hatte Hassenpflug mit Hilfe der preußischen und österreichischen Bundescommissare eine ganze Reihe von „Provisorischen Gesetzen" erlassen, durch welche das gesammte Gerichts- und Verwaltungswesen des Landes von Grund aus umgestaltet wurde.

Sodann erschienen „Gesetze", zu welchen die neuen, verfassungswidrigen Stände ihre Zustimmung gegeben hatten, um einzelnen Mißständen abzuhelfen oder auch noch ärgere Maßnahmen Hassenpflugs zu verhüten. Endlich wurden, wenn Hassenpflug nicht anders vorwärts oder vielmehr rückwärts konnte, zahlreiche landesherrliche Verordnungen, welche die eingreifendsten Veränderungen herbeiführten, erlassen, darunter sogar solche, welche in das Privatrecht verletzend eingriffen, und die selbst nach der eigenen Verfassung Hassenpflugs unzulässig waren. So ward z. B. 1854 eine Verordnung über die Wiederherstellung abgelöster Jagdgerechtsame verkündigt und ausgeführt u. s. w.

Alle diese rechtswidrigen Vorschriften mußten nun beseitigt, oder, soweit sie an sich zweckmäßig waren, in verfassungsmäßiger Weise bekräftigt werden.

Aber mehr noch: auf Grund der verfassungswidrigen Erlasse waren dauernde Einrichtungen entstanden, z. B. besondere Anstalten, Behörden, Strafgerichte 2c. und diese rechtswidrigen Gerichte hatten Urtheile 2c. erlassen, mit noch fortdauernden Folgen für die Betroffenen, z. B. Ehrlosigkeit, Nichtwählbarkeit u. s. w.

Was hatte nun da zu geschehen? Daß solche rechtswidrige Zustände nach hergestellter Verfassung nicht sämmtlich bestehen bleiben konnten, darüber war eigentlich alle Welt einig; aber wo waren die Grenzen? welches mußten die leitenden Gesichtspunkte sein?

Ich selbst hatte die Sache, meiner Gewohnheit gemäß, schon vor Jahr und Tag durchdacht und konnte jeden Augenblick auf jede einzelne Frage Rede und Antwort geben. Anders stand es mit Wiegand: er hatte früher an den Erfolg unserer Agitation gar nicht geglaubt und war noch weniger geneigt gewesen, der etwaigen Rückkehr zur alten Verfassung weitgehende Folgerungen in Betreff der Zwischenzeit zuzugestehen. So widersprach er denn auch jetzt, als ich ihm meine Anschauungen vorlegte, und redete von chaotischen Zuständen und dergl., obwohl in Wahrheit solche bei nur halbwegs gutem Willen und bei einiger Klarheit gar nicht zu besorgen waren.

Da die unrechtmäßigen Erlasse seit Jahren thatsächlich in Wirksamkeit getreten und von den Gerichten anerkannt und für „vollziehbar erklärt" worden waren, so mußte es dabei, dem Privatleben gegenüber, sein Bewenden haben; alle wohlerworbenen Rechte, alle Verhältnisse des Personenstandes &c., alle Ehen, alle Richtersprüche in Einzelsachen, mußten unantastbar sein. Anders aber verhielt es sich hinsichtlich der Dinge des öffentlichen Rechts: die verfassungswidrigen Staatseinrichtungen und die sich daran knüpfenden dauernden Zustände erschienen der rechtmäßigen Landesvertretung gegenüber null und nichtig; diese konnte und mußte die thatsächliche Beseitigung derselben und aller darauf gestützten Einrichtungen z. B. der verfassungswidrigen Strafgerichte, so weit sie nicht nachträgliche Genehmigung eintreten lassen wollte, verlangen.

Dabei erschien mir's zweifellos, daß die durch verfassungswidrige Anordnung geschaffenen Zustände auch wieder auf gleiche Weise beseitigt werden könnten, während umgekehrt Wiegand dies bei den verfassungswidrigen s. g. Gesetzen und Verordnungen der Zwischenzeit nicht für zulässig hielt, sondern eine Mitwirkung der rechtmäßigen Stände verlangte.

Der Hauptgegenstand des Zwiespalts, bezw. meiner Unzufriedenheit blieb indessen die Art des Vorgehens. Auf meine Frage nach dem Programm &c. erfolgte wieder die alte Antwort. Es schien mir jetzt, als werde absichtlich gezögert, mir Näheres mitzutheilen. Ich gab daher unzweideutig zu verstehen daß ich es als etwas völlig Selbstverständliches betrachte, daß ich Programm und Verordnungsentwurf zeitig mitgetheilt erhalte, wenn von einem Zusammenwirken die Rede sein solle.

Ich rieth dabei nochmals auf's dringendste, alles Wesentliche in eine einzige, sofort zu vollziehende Verordnung zu bringen &c.

Es verlief aber wieder ein Tag nach dem andern, ohne daß ich Etwas erhielt oder auch nur den zukünftigen Minister zu Gesichte bekam, bis ich

endlich mit Erstaunen erfuhr, daß schon am 14. Juni dem Kurfürsten das Programm vorgelegt worden sei, nachdem derselbe die von Herrn v. Loßberg entworfene Ministerliste genehmigt habe.

Der Freund hatte mich also wirklich hinters Licht geführt und wich mir offenbar nun fortwährend aus.

Ich ließ ihn deßhalb durch meinen Bruder wissen, daß ich mich von jetzt an als vollständig frei von jeder Verpflichtung gegen ihn betrachte und nun mehr einfach nach Lage der Umstände und meinem eigenen Ermessen handeln werde . . .

Kurze Zeit bewegte mich ein Gedanke, den ich nicht verschweigen will, obwohl nichts zu dessen Ausführung geschehen ist. Ein paar gescheidte, aber etwas selbstsüchtige Seelen, mit denen ich darüber sprach, waren förmlich entzückt davon und drangen stürmisch auf schleunigste Ausführung, indem sie nicht im Mindesten am vollständigsten Erfolge zweifelten.

Wie, wenn dem Kurfürsten, dachte ich mir, im Augenblicke der höchsten Noth ein Weg gezeigt würde, der gleich sehr geeignet wäre, seinen Aerger und Unwillen, wie dem Wohle des Landes genug zu thun? . . . Der Kurfürst ist wüthend über den Bundestag, wüthend über Preußen, voll Unwillen über die alten Minister und voll Mißtrauen und Abneigung gegen die neuen; am Maße des Einlenkens, an etwas mehr oder weniger Nachgiebigkeit, kann ihm jetzt Nichts liegen, nachdem er gesehen hat, daß er überhaupt nachgeben muß, wohl aber würde ihm daran liegen, seine Selbstherrlichkeit zu zeigen und sich Vortheile zu verschaffen. Wie, wenn ihm nun, wo ihm das Messer an der Kehle sitzt, gesagt würde: Königliche Hoheit! lachen Sie doch Allen zugleich in's Gesicht! erklären Sie den Bundesgenossen in Frankfurt: ihr habt mir Nichts zu befehlen! ich selbst bin Herr in meinem Lande, und werde thun, was mir als das Richtige erscheint; ihr habt mehr gegen das Recht verstoßen als ich, und nur den schlechten Rathschlägen aus Wien und Berlin verdanke ich meine jetzige Lage . . . Den alten Ministern aber, königliche Hoheit, sagen Sie: Ihr habt mich schlecht berathen! und den neuen: Euer Rath ist ungenügend und hinterlistig! ich aber will nicht blos die alte Verfassung, sondern auch die übrigen Gesetze herstellen, will den ganzen Hassenpflug'schen Kram abthun u. s. w. u. s. w.

Ob ein solcher Plan hätte gelingen können? namentlich, wenn materieller leicht einzukleidende Vortheile in Aussicht gestellt worden wären? . . .

Wer weiß es! Und wer weiß, wie sich dann die Zukunft, wie der Vorgang von 1866 gestaltet haben würde . . .

Doch — — wurde der Gedanke nicht weiter verfolgt! Ich wußte Niemanden, der sich zur Ausführung recht geeignet hätte. Und vor allen Dingen hielt mich der Hinblick auf Preußen, auf die deutsche Sache von Weiterem zurück.

Am 16. Juni Abends kam Wiegand zu meinem Bruder; es geschah dies ohne mein Vorwissen, denn ich würde in keine Unterredung mehr ge-

willigt haben. Er sprach, während ich mich schweigend zur Seite setzte, von Kränklichkeit, Ueberbürdetsein, Mißgeschick, von der Unfähigkeit der Einen und von der Lässigkeit der Anderen, kurz, er spielte ein „Jammerbild von Geplagtheit". „Ich wollte", rief er dann fast weinend, „daß die ganze Geschichte tausend Klafter tief unter dem Blocksberge läge! Ja, ich danke Dir recht sehr, daß Du das über mich und meine Familie gebracht hast! Läßt Du mich jetzt im Stich, so sitze ich fest und weiß nicht, was werden soll!"

Ernst oder Komödie? dachte ich anfangs. Dann übermannte mich doch, so ärgerlicher Verstimmung ich auch war, die Laune und ich schlug ein helles Gelächter auf, in welches W. schließlich mit einstimmte.

Wer nun aber glauben sollte, daß jetzt endlich meinem Verlangen genügt worden wäre, ja daß ich nur mündliche Aufschlüsse der allernothdürftigsten Art erhalten hätte, der würde sich sehr irren.

Nur durch B. erfuhr ich Einiges, und das war unerbaulich genug. Ich besorgte in der That das Schlimmste.

Am 18. Juni schrieb ich besorgnißvoll an den Grafen Bernstorff. An demselben Tage, spät Abends, machte ich einen Versuch, W. unversehens in seinem Gartenhause zu treffen, fand aber nur die Gattin. Diese wollte nichts Näheres wissen. Da ich aber annehmen konnte, daß sie ihrem Gatten meine Aeußerungen nicht vorenthalten würde, so sprach ich meinen Unwillen und insbesondere auch die Befürchtungen aus, welche mich schon seit mehreren Tagen erfüllten. Ich hatte auf vertrautem Wege erfahren, daß der Kurfürst geheime Besprechungen gepflogen. Der Kurfürst, erklärte ich der Frau Wiegand, wird Eduards Vorschläge schon annehmen, daran zweifle ich gar nicht; aber er wird Andere berufen, sie auszuführen, und dafür hat sie Wiegand sicher nicht berechnet.

Und nur zu bald zeigte es sich, wie richtig ich den alten Schlaukopf beurtheilt hatte.

Es vergingen noch mehrere Tage in schwüler Besorgniß und Erwartung.

Manche hielten den Kurfürsten in diesen Tagen, während die preußischen Truppen an den Grenzen standen, zu den „tollsten Streichen" für fähig, wenn er gerade ein willfähriges Werkzeug fände. So schlimm sah ich nun zwar die Dinge nicht an; allein zu einiger Vorsicht ließ ich mich doch bereden. Am Sonnabend dem 21. suchte ich wirklich einen der geheimen Schlupfwinkel auf, in denen ich mitunter übernachtete.

Hier erhielt ich am Sonntag Morgen eine flüchtig-verstohlene Abschrift von den wichtigsten Bestimmungen einer kurfürstlichen Verordnung. Ich erkannte sofort den Geist Wiegands, eine Arbeit, wie ich sie längst gefürchtet hatte, ein Werk der abgefeimtesten Berechnung und Schlauheit, dergestalt, daß alles Wesentliche — außer der eigentlichen Verfassungs-Herstellung — zwar zugesichert zu sein schien, in Wahrheit aber Alles dem Gutfinden der Regierung oder vielmehr des Ministers vorbehalten war. Als ich später einmal den alten Freund auf sein Werk hinwies, meinte er lachend: ja

ich hatte das ja nicht für Andere erdacht! womit denn freilich die ärgste Verurtheilung des Erlasses ausgesprochen war.

Der Kurfürst hatte die Absicht Wiegands nur zu gut erkannt und wußte dessen Gedanken vortrefflich auszunutzen.

Die weiteren Vorgänge in Betracht des kurfürstlichen Erlasses entwickelten sich, so viel ich habe feststellen können, wie folgt:

Am 21. Juni, Nachmittags $2\frac{1}{2}$ Uhr, gab die preußische Regierung Befehl zur Truppenconcentrirung an der Grenze; gegen 4 Uhr fand in Kassel die Bildung eines neuen Ministeriums statt. Dies wurde in Berlin gegen 6 Uhr bekannt.

Zur Unterzeichnung der Verordnung konnte sich aber der Kurfürst noch immer nicht entschließen; „die Schweißtropfen standen ihm fortwährend auf der Stirn“. Abends 7 Uhr war die Unterzeichnung noch nicht erfolgt.

Die ersten Abdrücke der Herstellungsverordnung im Gesetzblatte, die von der Polizei in die Wirthshäuser gebracht wurden, sind vom 22. Juni 1862 datirt. Dann aber ward das Datum geändert und der 21. Juni gesetzt. Am 23. brachte der „amtliche Theil“ der Kasseler Zeitung mit der Verordnung zugleich die Kunde von dem neuen Ministerium, nachdem schon Tags zuvor, am Sonntag, ein Extrablatt darüber erschienen war. Der Generalstaatsprocurator von Dehn-Rotfelser, der Schwager Abées, war Ministerialvorstand des Auswärtigen und der Finanzen, Regierungsrath von Stiernberg Vorstand des Innern, der vortragende Rath im Justizministerium, Karl Pfeiffer — zur Unterscheidung von den vielen Uebrigen in Kassel, welche den Namen Pfeiffer führen, gewöhnlich „Dreck-Pfeiffer“ genannt — Vorstand der Justiz 2c.

Volmar, der bisherige Minister des Innern, ließ sich pensioniren; Abée, der letzte Minister des Aeußern, und die Uebrigen warteten die Dinge ab, die da kommen sollten.

Der Eindruck, den diese Vorgänge in Kassel und im Lande machten, ist schwer zu beschreiben. Es war ein wunderliches Gemisch von Enttäuschung und Befriedigung, von Wuth und Freude, was die Leute erfüllte. Anfangs überwog entschieden die Wuth. Der Schwager Abées, der fast eben so politisch verhaßt war, wie dieser selbst, an dessen Stelle gesetzt. Das erschien geradezu wie ein unerträglicher Hohn! Und zu welchen Bemerkungen Monsieur Dreck-Pfeiffère, wie einst ein französischer Vertreter gesagt haben soll, Anlaß gab, braucht nicht erst angedeutet zu werden.

Allmählich indessen drang doch die Ueberzeugung durch, daß mit der Herstellung der Verfassung von 1831 und des Wahlgesetzes von 1849, sammt der sich daran schließenden sichern und unbeeinflußten Rechtspflege, ein ganz außerordentlicher Erfolg errungen sei, gegen den die Personenfrage klein und unbedeutend erschien; wenigstens war dies die vorherrschende Stimmung, als ich Kassel verließ und von Berlin aus eine Ansprache an das Land richtete. Daß in den „Provisorischen Gesetzen“ und verfassungs-

widrigen Verordnungen ein gräulicher Mißstand übrig geblieben war, daran dachten „die Meisten zunächst nicht".

Natürlich hatte Graf Bernstorff durch mich und Andere sofort Nachricht von den Vorgängen in Kassel erhalten. Ich selbst reiste schleunig nach Berlin ab. Sogar Wiegand drängte jetzt dazu, war aber noch immer nicht zu bewegen, mir das Concept seines Programms mitzutheilen, so daß ich über Vieles noch fortwährend im Dunkeln blieb. Als ich ihn durch meinen Bruder wiederholt mahnen ließ, meinte er: ich möge mich „hauptsächlich an die Personenfrage" an „das Formelle" halten; aus seiner Verordnung seien mehrere Aufhebungen von verfassungswidrigen Erlassen weggeblieben, z. B. in Betreff des Staatsdienstgesetzes, hinsichtlich des dreißigjährigen Alters der Zunftmeister, wegen Wiederverkaufs von Grundeigenthum u. s. w.

Ich mußte fast lachen, als ich dies Verzeichniß meist nichtssagender, bedeutungsloser Dinge las.

Dagegen wurde mir klar, daß man alle bedeutsamen Rathschläge Wiegands nur zu treulich befolgt hatte. Dem Kurfürsten waren die begangenen schweren Fehler nicht entgangen und er wußte sie vortrefflich auszubeuten. Er fühlte jetzt wieder festen Boden unter den Füßen und lachte zu allen nachträglichen Ausbrüchen von Aerger und Enttäuschung.

Was konnte man ihm jetzt noch anhaben? Es war die „Entlassung der Minister" verlangt worden; dem hatte er willfahrt. Man hatte die Herstellung der Verfassung begehrt; das war geschehen. Ja mehr noch: er hatte auch das Wahlgesetz wieder in Wirksamkeit gesetzt, was der Bundesbeschluß nicht einmal ausdrücklich erheischte. Und außerdem hatte er eine Reihe von Zusicherungen gegeben, gerade wie das „liberale Programm" sie formulirte, was konnte man mehr verlangen? War es seine Schuld, daß die betreffenden Paragraphen zweideutig und völlig ungenügend waren?

In Berlin wurde auf den 23. große Ministerberathung unter dem Vorsitze des Königs anberaumt. Auch der Bundesgesandte Graf von Usedom ward dazu entboten. Er ließ mich am 22. mit dem Ersuchen davon in Kenntniß setzen, ihm über die obwaltenden Zustände, Ansichten und Absichten nach Berlin zu schreiben. Ich erhielt aber den Brief erst in Berlin, wo ich am Morgen des 23. angekommen war und alsbald den Grafen Bernstorff davon in Kenntniß gesetzt hatte. Dieser schrieb am selben Tage, daß er mich am 24. Juni elf Uhr Morgens „mit Vergnügen empfangen" werde. Hätte er mich Abends oder gar Morgens zuvor empfangen — selbst ohne Vergnügen — so würde mir das ein besseres Zeichen gewesen sein.

Allein, was hätte ich nach den begangenen Fehlern noch rathen können? . . .

Ich sah unser Schicksal voraus: es war ein unabsehbarer Kampf! . . .

Der Beharrlichste und der Entschiedenste bei der Berathung vom 23. Juni soll der König selbst gewesen sein. Sein gerader Sinn ahnte sicherlich, daß noch etwas Faules vorliege; er wollte, daß in Hessen eingerückt werde 2c.

Aber die Minister faßten die Sache anders auf und schienen dabei auch das Abgeordnetenhaus vor Augen gehabt zu haben, dem mit einer Geldbewilligungsanforderung zu kommen man sich vielleicht nicht bequemen mochte.

Graf Bernstorff empfing mich sehr artig. Er sagte mir allerlei Freundliches über Aufmerksamkeit, Voraussicht, ruhig-politische Auffassung ꝛc. Allein, welchen Trost konnte mir das gewähren? Er könne sich meine Auffassung und meine Wünsche denken, sagte er; er selbst sei bei Empfang der ersten Nachrichten, namentlich meines Briefes vom 21. empört gewesen; ich werde aber doch zugeben müssen, daß etwas Tüchtiges erreicht sei. Bei ruhiger Ueberlegung habe er sich sagen müssen, daß man einen Souverän nicht nöthigen könne, ein bestimmtes Ministerium, bestimmte einzelne Personen zu nehmen. Der englische Gesandte z. B. habe schon das bisherige Verlangen ein ganz ungewöhnliches genannt. Alles, was Preußen verlangt habe, sei ja geschehen! Ja, wenn erhebliche Forderungen, bzw. Vorschläge der Herren Loßberg und Wiegand unbeachtet geblieben, da wäre es etwas Anderes gewesen; aber so . . . Den politischen Ruf von Dehns zum Vorwande eines neuen Verlangens zu machen, das sei doch gar zu bedenklich! . . .

Ich bemerkte, daß ich mir das Ergebniß der Berathung vom 23. sehr wohl erklären könne, falls kein weiteres Ziel obgewaltet habe; ich müsse aber doch auf die Natur des neuen Ministeriums aufmerksam machen und dringend wünschen, daß Preußen die Sache dauernd im Auge behalte und der Verfassungspartei auch ferner seine moralische Stütze angedeihen lasse.

„Verlassen Sie sich darauf, das wird geschehen“, erwiderte Graf B. mit Wärme. Ein weiter gehender Plan habe in der That nicht vorgelegen.

Ich entwickelte nun sofort, was noch geschehen müsse, z. B. wegen des Oberappellationsgerichts, der provisorischen Gesetze ꝛc. Fast überall war der Graf völlig einverstanden und nur bei einem Punkte bemerkte er mit einiger Zurückhaltung, daß „es so gehen möge“.

Gleich darauf sprach ich auch den Grafen v. Usedom. Der meinte mit einer gewissen ironischen Heiterkeit: „Ja, wenn die Thür offen ist, kann man sie doch nicht noch einrennen wollen! Man müsse aber die Thür offen halten, über Alles „Buch führen“ u. s. w.“.

Die Stimmen der öffentlichen Blätter über die letzten Vorgänge klangen sehr verschieden. Viele waren ärgerlich genug. Ein Leiter der Kölnischen Zeitung meinte aber doch, obwohl das Blatt eigentlich empfohlen hatte, gegen den Kurfürsten zu verfahren, „wie unter Metternich gegen den Herzog von Braunschweig“. — „Sollten die Preußen wirklich in Kurhessen einrücken, so dürfte selbst der vielgewandte Herr Abeken einigermaßen in Verlegenheit sein, die Note, in welcher Grund und Absicht dieses Schritts entwickelt wird, zu stilisiren“.

In Kassel war man noch lange „wie im Fieber“.

Am 24. besprach die amtliche Kasseler Zeitung die Verfassungsherstellung. Sie rühmte dabei mit Recht, daß „die Vieldeutigkeit des Bundesbeschlusses“ nicht ausgebeutet worden sei, sondern daß man „ein rückhaltsloses Eingehen auf den entgegengesetzten Standpunkt einem Amalgam vorgezogen“ habe. In der That verdiente Herr von Dehn-Rotfelser, der überhaupt weit mehr ein gemüthlicher, einsichtsvoller Lebemann war, als ein Fanatiker gleich Vilmar und zum Theil auch Abée, die vollste Anerkennung, daß er viel klarer und entschiedener auftrat, als Mancher erwartet hatte. Wäre Wiegand rücksichtlich der „Provisorischen Gesetze“ und der sonstigen verfassungswidrigen Erlasse mit offener klarer Entschlossenheit vorgegangen, so würde ihm v. Dehn auch darin gefolgt sein.

Nicht dem Kurfürsten, nicht den neuen Ministern, sondern einfach und allein dem Verhalten Wiegands und seiner Genossen ist es zuzuschreiben, daß das Ziel des langen Kampfes nicht vollständig erreicht wurde. Jetzt hieß es leider nicht einfach: Sieg! sondern meine nächste Ansprache lautete: „Sieg und neuer Kampf!“

Und dieser Kampf dauerte fort bis 1866, bis — zur Einverleibung! Und die Klagen über die „Provisorischen Gesetze“ hörten auch dann noch nicht auf! Eines der verwerflichsten derselben besteht sogar noch bis auf den heutigen Tag; die einmüthigen, wiederholten Anregungen der hessischen Abgeordneten sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, dasselbe aus der Welt zu schaffen.

Am heitersten war der Kurfürst. Er hatte sein wohlverdientes Vergnügen, alle Welt hinter's Licht geführt zu haben, hielt wiederholt große Tafel und befahl Herrn v. Loßberg zum Dienst, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre. Als sich Loßberg einst über die erfahrene hinterhaltige Behandlung beschwerte, soll er mit lächelnder Miene erwidert haben: „Aeh! wenn Coup machen will, nicht vorher Alles sagen können“.

Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht“.

Die beiden Theile des „Faust“ mit den Vorspielen sind in der Einrichtung von Otto Devrient, nachdem sie schon vor längerer Zeit an der berufensten Stätte: auf der Bühne des Großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar, unter der Oberleitung des General-Intendanten Freiherrn von Loën, zur Aufführung gekommen waren, im Juli dieses Jahres nun auch am Victoria-Theater zu Berlin in einer stattlichen Anzahl von Wiederholungen dargestellt worden. Der Erfolg, der sich namentlich während der letzten Aufführungen gesteigert hat, ist auch in Berlin als ein glänzender zu bezeichnen.

Diese Thatsache erscheint mir wichtig genug, um im Anschluß an die Devrient'sche Arbeit*) die für die Bühnenbearbeitung wesentlichen Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, das auf diesem Gebiet schon Geleistete zu prüfen und die von Andern formulirten Vorschläge**) in Erwägung zu ziehen; zu untersuchen, wie der „Faust“ bühnentechnisch für die Bedürfnisse der Scene zu behandeln und in welcher Weise die unerläßlich nothwendige Bearbeitung der Dichtung am zweckmäßigsten vorzunehmen sei. Nachdem, mit einem Worte, nun erwiesen ist, daß das Gesammtwerk „Faust“ auf der Bühne dargestellt werden könne, soll aus der gewonnenen Anschauung weiter untersucht werden:

---

*) Goethes „Faust“ als Mysterium in zwei Tagewerken für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchhandlung. 1877.

**) Eine „Faust“-Trilogie. Dramatische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin. Gebrüder Paetel. 1876.

Karl Frenzel: Berliner Dramaturgie. Hannover. Karl Rümpler. 1877. 2. Band: „Die Faust-Aufführungen in Weimar“.

wie der „Faust“ wohl am besten aufzuführen sei? Führt uns diese Untersuchung durch das Hervorheben der guten Eigenschaften der Devrient'schen Bearbeitung und durch das Aufdecken ihrer Mängel dem ersehnten Ziele: einen seßhaften Gesammt-„Faust“ für unser Theater zu erringen, auch nur um einen Schritt näher, so ist die auf die Erörterung der einschlägigen Fragen verwandte Mühe keine verlorene gewesen.

I. Die Dichtung als „Mysterium“ und die sogenannte „Mysterienbühne“.

„Ein Mysterium in zwei Tagewerken“ nennt Otto Devrient den „Faust“ in seiner Bearbeitung.

Weshalb ein „Mysterium“? Goethe nennt den „Faust“ schlechtweg eine „Tragödie“, und das könnte allenfalls genügen. Er sucht nicht den barocken, zu Mißverständnissen herausfordernden und für die Abendvorstellungen beinahe komisch wirkenden Titel „Tagewerke“ hervor; er spricht einfach von „der Tragödie erstem und zweitem Theil“. Man hätte es wohl ruhig dabei bewenden lassen dürfen.

Aber nicht blos dem Titel, auch dem Wesen nach soll Goethes „Faust“ ein „Mysterium“ sein.

Devrient führt für seine Auffassung die Thatsache an, daß der „Faust“ im Himmel beginnt und abschließt, nachdem die Handlung auf Erden und in den höllischen Regionen des nordischen Mittelalters wie der griechischen Antike sich bewegt hat. Diese Folgerung erscheint denn doch etwas gewagt. Ein decoratives Phantasiegemälde wird dadurch noch nicht zu einem Heiligenbilde, daß es mit diesem den Goldgrund gemein hat; und die „Faust“-Tragödie wird durch den Prolog und Epilog im Himmel, durch die Hexenküche und die Walpurgisnächte noch nicht zu einem geistlichen Schauspiel, zu einem „Mysterium“. Devrient sagt in seiner Einleitung, daß Goethe die Sage „zum wahren Mysterium gestaltet habe, indem er dem Stücke den symbolisch epischen Charakter jener didaktischen Biographien verleihe“. „Daß wir ein solches und kein modernes Theaterstück erwarten sollen, verheißt das Vorspiel auf dem Theater zwischen Dichter, Theaterdirector und lustiger Person“. Aber gerade das Vorspiel, auf das sich der Bearbeiter beruft, scheint mir mit den klarsten Worten das Gegentheil zu beweisen. Die Charakterisirung des aufzuführenden Stückes durch den Director im Vorspiel:

> „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
> Solch ein Ragout, es muß auch glücken;
> Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht,
> Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
> Das Publikum wird es euch doch zerpflücken“;

und die Charakterisirung des Publikums:

> „Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
> Wenn diesen Langeweile treibt,
> Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
> Und, was das allerschlimmste bleibt,

Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit" . . .

— diese Worte scheinen mir doch recht deutlich darauf hinzuweisen, daß wir zu einem recht modernen Theater geladen werden und ein Stück zu erwarten haben, wie es auf der modernen Bühne gegeben wird.

Indessen, weswegen sollte „Faust" nicht ein „Mysterium" sein? So gut wie ein geistvoller Kopf aus dieser Dichtung erweisen könnte, daß sie ein phantastisches Ausstattungsstück, ein bürgerliches Trauerspiel, eine philosophische Dichtung, eine Satire in Dialogform, das Drama κατ' ἐξοχήν, und sogar in seiner gewaltigsten Bedeutung, oder überhaupt gar kein Drama sei, ebenso gut könnte man auch ein Mysterium in die Dichtung hinein- und dann wieder aus ihr herausinterpretiren. Die Dichtung ist eben so umfassend, so großartig ungebunden, daß ein Jeder, den es gelüstet, sie zu zerpflücken und das Stück in Stücken zu betrachten, aus jedem derselben sich heraustüfteln kann, was er gerade mag. Nur scheint mir die Frage klein für jeden,

„der weit entfernt von allem Schein
Nur in der Wesen Tiefe trachtet".

Die Goethesche „Faust"-Dichtung läßt sich in keine geschlossene Rubrik einreihen. Sie ist eben die „Faust"-Dichtung, die einzige, die allumfassende, die alle Gattungen in sich aufgenommen hat. „Ein Geisteswerk von solcher Tiefe der Conception, solcher Breite der Ausführung, solcher Höhe der Tendenz", sagt Dingelstedt, „kann sich in eine der bestimmten bestehenden Kunstformen nicht einzwängen". Goethe hat daher den weitesten Begriff gewählt und sein Werk einfach eine „Tragödie" genannt, ohne von dem philisterhaften Bedenken beschlichen zu werden, daß Mephisto, Marthe, die Studenten, die Spaziergänger &c. der reinen Lustspielsphäre angehören.

Man sollte mit solchen Correcturen der Dichter recht vorsichtig sein. Ein Augenblick ruhiger Ueberlegung müßte dem Einrichter oder Bearbeiter doch sagen, daß Goethe, der ein voll ausgelebtes Menschenleben an diesem gigantischen Werke gedichtet, wohl Alles, was Menschenwitz zu ersinnen und Menschenkraft zu leisten vermögen, erschöpft hat, und daß ihm, wenn er das Werk als ein „Mysterium in zwei Tagewerken" sich vorgestellt hätte, gewiß auch der Einfall gekommen wäre, diese Beziehung anstatt der von ihm gewählten: „Der Tragödie erster und zweiter Theil", anzuwenden.

Indessen acceptiren wir meinethalben einstweilen das Devrient'sche „Mysterium", das sich ja vielleicht vom Standpunkte der Bühnentechnik aus besonders empfehlen wird.

Da ist zunächst mit wärmstem Lobe anzuerkennen, daß Devrient die horizontale Dreitheilung der Bühne für unsere moderne Scene in Anwendung gebracht hat. Das ist ein sehr glücklicher und fruchtbarer Gedanke, der dem Regisseur zu hoher Ehre gereicht. Die Erfindung dieser Bühne

ist nicht von ihm; sie ist aber auch nicht, wie wir gleich sehen werden, eine Erneuerung der alten Mysterienbühne. Sie ist die praktische Durchführung eines von Otto Devrients Vater, von Eduard Devrient, phantasiereich entworfenen Bühnenplanes, der seitdem ziemlich allgemein als der Plan der alten Mysterienbühne gegolten hat.

Otto Devrient, der Sohn, hat sich durch die Worte seines Vaters Eduard anregen lassen, daß die eigenthümlichen, freien Formen des Mysteriums einen Reichthum an Tiefsinn und Humor in sich schließen, welcher hoffentlich für das deutsche Drama nicht für immer verschüttet liegt. Nach Eduard Devrient*) wäre die Construction folgende gewesen: „Im Hintergrunde eines breiten und wenig tiefen Podiums erhob sich eine Emporbühne von drei Stockwerken. Die beträchtliche Breite derselben wurde durch zwei Pfeiler gestützt, wodurch in allen drei Stockwerken drei gleiche Abtheilungen entstanden, jene loges, wie die Franzosen sie nannten. Die mittelste im untersten Stockwerk stellte die Hölle vor. Sie war mit einer Pforte, oft auch durch einen künstlich eingerichteten Höllenrachen geschlossen, der sich von selbst öffnete, um die Teufel aus- und einzulassen. Zu beiden Seiten des Höllenrachens liefen entweder frei hervorspringende Treppen zum mittleren Stockwerk hinauf oder sie lagen innerhalb der beiden Seitenräume des unteren Stockwerks. — Das mittlere Stockwerk stellte die Erde vor. Die Vorgänge auf derselben standen aber über die Treppe hinab mit der Vorderbühne in Verbindung, disponirten also über sehr mannigfache Räume und Stellungen. Diese Vorderbühne war neutrales Terrain; denn auch die Teufel durften sich darauf aus ihrer Hölle hervorwagen. —

Im obersten, dritten, Stockwerk war der Sitz der Seligen; Gott, Vater und Sohn, die Heiligen und Engel erschienen dort. Dieser Raum brauchte nicht so groß als das mittlere Stockwerk zu sein. Ein flacher Bogen schloß ihn wohl oben ab und vollendete so an dem ganzen Gerüst die Aehnlichkeit mit der Form und Eintheilung der Altarbilder. Zu diesem Himmel führte eine Treppe hinauf . . .“

Um das Gesagte kurz zusammenzufassen: zu ebener Erde die Hölle (Otto Devrient nennt diesen Bühnenraum „Erdgeschoß“), von da führen Treppen zum ersten Stock, der Erde (bei Otto Devrient „Brücke“ genannt), und von da wiederum Treppen zum zweiten Stock, Himmel (bei Otto Devrient „Zinne“ genannt).

Gegen diese Bühne als geistvolle Composition läßt sich gar nichts einwenden: ihr alterthümlicher Werth indessen ist von kundiger Seite nicht blos bestritten, sondern es ist sogar nachgewiesen worden, daß dieselbe durchaus

---

*) Geschichte der Schauspielkunst von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber. 1848. I. 58.

nicht echt ist. „Eduard Devrients Ausführungen“, sagt Ludwig Traube*), „sind mit großer Vorsicht zu benutzen. Die Phantasie reißt ihn oft mit sich, und was er für schön und passend hält, das glaubt er zwischen den Zeilen der Ueberlieferung lesen zu dürfen. Und so irrt er denn oft. Aber gerade da ist er anregend zu gleicher Zeit. Wenn wir vom kritisch historischen Standpunkt seine Abhandlung über die Mysterienbühne nur verdammen können, so verdient sie ungetheiltes Lob von Seiten des Dramaturgen . . . Was wir unter einer Mysterienbühne verstehen, ist mehr eine Devrientbühne. Sie hat mit der, auf welcher wirklich die Mysterien gespielt wurden, wenig mehr gemein als die Mannigfaltigkeit der Schauplätze“.

Da nicht einmal die Sache richtig ist, hätte die alterthümelnde Bezeichnung erst recht wegbleiben sollen. Es verschlägt übrigens für die theatralische Wirkung nichts, ob die horizontale Dreitheilung der Bühne die alte Mysterien- oder die neue Devrientbühne ist, ob wir mit Erneuertem oder mit Neuem zu schaffen haben.

II. Wo sich die Devrientbühne bewährt.

Für Einzelheiten werden mit dieser neuen Einrichtung ganz ungeahnte Wirkungen erzielt. Dazu rechne ich — ich spreche einstweilen nur von den theatralischen Intentionen des Regisseurs und nicht von der Verwirklichung, die diese auf der Bühne des Berliner Victoriatheaters gefunden haben; ich spreche auch noch nicht von der literarischen Behandlung des dichterischen Wortes — dazu rechne ich also vor allem den Prolog im Himmel und den Spaziergang im ersten, die Scenen an der Kaiserpfalz im zweiten Theile.

In allen diesen Scenen wird das durch die grandiose Willkür der Dichtung Zerstreute vermöge dieser dreitheiligen Bühne gesammelt und zusammengeschlossen. Aufgaben, die sich die Regie bisher als unlösbar vorstellte, finden hier zwanglos ihre Lösung. In das theatralische Chaos kommt Maß und Ordnung. Die gewaltigen Bühnenschönheiten, von denen einzelne wie erratische Blöcke umherliegen, ohne erkennbaren Zusammenhang, ergeben sich nun als Glieder eines einheitlichen organischen Ganzen von einheitlicher und mächtiger Wirkung.

Bei vielen dieser Scenen wird diese Devrient'sche Einrichtung, die ja auf Unabänderlichkeit im Einzelnen keinen Anspruch macht, die der Vervollkommung und des Ausbaus fähig und bedürftig erscheint, in den großen Zügen maßgebend für die deutsche Bühne werden. Sie erweist sich dem unbefangenen Zuschauer auf den ersten Blick als sinnreich, praktisch und gefällig.

Das gilt vor allem im ersten Theile — ich bleibe consequent bei der alten Bezeichnung, mit den „Tagewerken“ kann ich mich nun einmal nicht

---

*) Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst. Herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. München 1880. Ackermann. 1. Heft. Seite 63 u. f.

befreunden — von dem Spaziergang, den Devrient ganz meisterlich geordnet hat. Im Erdgeschoß ist der Stadtgraben angenommen, über den ein Steg führt; von diesem führen rechts und links Treppen auf zur unbelaubten Landschaft. Im ersten Stock rechts das Stadtthor mit der Fallbrücke über den Graben. In der Mitte dieses ersten Stockes die Linde und links die Schenke mit Tischen und Bänken. Im obersten Stock erblickt man die mittelalterliche Stadt. — Es dürfte sich vielleicht empfehlen, die Stufen der Treppe theilweise zu bekleiden, es wird viel auf- und abgeklettert, aber das ist eine Kleinigkeit.

An der theatralischen Ausführung, wie sie uns das Victoriatheater geboten hat, habe ich Einiges auszusetzen. Wie schon der erste Schauplatz der Mysterienbühne, Prolog im Himmel, so leidet auch dieser Spaziergang vor der Stadt an einem betrübenden Mangel: an der Heiterkeit.

Im **Prolog** wird uns ein gar unerfreulicher Anblick auf die Freuden des Jenseits erschlossen. Von dem matten Graublau des Hintergrundes heben sich die dunkelgekleideten Erzengel zwar feierlich und streng, aber ganz und gar nicht verlockend ab. „Die Racker“ sind, wenn ich es wagen darf, Mephistos frivolen Ausdruck zu gebrauchen, ganz und gar nicht „appetitlich“, weder von vorn noch „von hinten“. Durch die würdige Erhabenheit und die weihevolle Stimmung des Goethe'schen Prologes geht doch ein Zug überlegenen Frohsinns und glückseligen Behagens. Selbst der Herr verschließt sich nicht in den Ernst seiner göttlichen Unnahbarkeit. Er ist, wenn er sich auch das Lachen abgewöhnt, freundlich und von großer Güte und spricht menschlich sogar mit dem Teufel. Diese erhabene Heiterkeit in der Dichtung sollte auch durch das Aeußerliche der Bühne zum Ausdruck kommen. Die Erzengel sollten in lichten, freundlichen Gewändern anmuthig spielend daherschweben, nicht in ihrer starren, dunklen Unbeweglichkeit dastehen. **Sie** haben sich ja das Lachen nicht abgewöhnt! Es ist Devrient, es ist nicht Goethe, der Mephisto vom „Gesinde“ sagen läßt:

„Mein Pathos brächte euch gewiß zum Lachen
Wenn ihr euch nicht das Lachen abgewöhnt“.

Bei Goethe setzt Mephisto, ganz im Gegensatz zu der Devrient'schen Abänderung, bei den Engeln sogar die Neigung zu lustigem Spott und Hohn voraus. Vor allem aber hätte der Maler und Beleuchter lustiger vorgehen sollen. Sinnlich schöne Farben, goldigflimmernder Glanz in hellstem, blendendem Lichte — ich glaube, ein solches Bild wäre dem Himmel, in dem der Prolog spielt, näher gekommen, als der kalte, freudlose, verdrießlich dreinschauende Raum, der uns hier einen Himmel vergegenwärtigt, nicht, wie ihn der heitere Goethe, nein, wie sich ein finstrer Sectirer ihn vorstellen mag. „Wie die italienischen und spanischen Meister die Himmelfahrt Mariä gemalt haben, so denken wir uns die Scene arrangirt. Engelgruppen, die sich auflösen und in einander übergehen, bald einen lustigen Reigen aufführen, bald in

malerischer Stellung auf Wolken sich lagern, einige mit dem Saitenspiel im Arm, andere Palmenzweige schwingend 2c.".

So meint auch Dingelstedt. Ein Bild wie Murillo! Das wäre das Schöne und Richtige.

Dieselben Bemerkungen richten sich auch gegen die übrigens sehr schön gemalten Decorationen des Spaziergangs vor dem Thore. Da fehlt ganz entschieden Licht. Das ist kein sonniger Feiertag im Frühling, kein heitrer Gegensatz zu dem „verfluchten dumpfen Mauerloch!" „Jeder sonnt sich heut so gern", sagt Faust. Nun, die Sonne des Victoriatheaters schien sich griesgrämlich hinter Wolken verkrochen zu haben.

Ebenso vollkommen bewährt sich die Devrient'sche Einrichtung in der kaiserlichen Pfalz, die man sich nicht besser inscenirt denken kann. Es wird hier ein wunderschönes Bild geboten, in dem mit künstlerischer Feinheit die zerstreuten Theile der Dichtung wohlgefällig zu einem Ganzen gefügt sind. Die Gruppirung des kaiserlichen Hofstaates, der Carneval, der hier wortlos als Festzug an uns vorüberschreiten muß, das eingefügte Ballet, das Zauberspiel des Raubes der Helena mit den köstlichen Glossen der Hofschranzen, endlich die Katastrophe, die Explosion, alles das gelangt hier in vollendeter Weise zur Anschauung. Da wird ein jeder spätere Bearbeiter wohl daran thun, Devrients verdienstliche und glückliche Arbeit in allem Wesentlichen zu acceptiren. Ueber Einzelheiten läßt sich ja natürlich streiten; aber ich wiederhole: in den Hauptzügen ist diese Inscenirung des ersten Actes des zweiten Theils meisterlich und die Bühnenwirkung ist erstaunlich. Theatralisch steht dieser Aufzug in dieser Vorführung auf der höchsten Stufe.

Auch für die räumliche Vertheilung der bunten Scenen auf dem Blocksberg erweist sich die von Devrient eingeführte Dreitheilung der Bühne als überaus praktisch. Ich glaube kaum, daß sich für unsere Bühne, so lange man an der jetzt bestehenden Einrichtung der schwerfälligen Decoration festhält, ein besseres Resultat mit diesem vollkommen untheatralischen Theile der Dichtung erreichen läßt, als es hier erzielt ist, wenn auch dieses Resultat in keiner Weise schon als ein befriedigendes bezeichnet werden kann. Meine skeptische Auffassung über die Bühnenmöglichkeit dieses nordischen, wie später des hellenischen Höllenspuks hat sich noch nicht zerstreut.

Der Zuschauer wird in den Erwartungen, die der Leser sich versprochen hatte, grausam enttäuscht. Die Phantasie des Lesers malt sich von diesen Walpurgisnächten ein schauerlich wildes und unheimlich groteskes Bild aus. Man meint, wenn man nun diese tollen Spukgestalten leibhaftig vor sich veranschaulicht sehen, ihr Geheul und Gekreisch vernehmen würde, so müßte einem schier Hören und Sehen vergehen. Der an uns vorübersausende Hexensabbath müßte uns blenden, und der wüste Lärm uns betäuben. Die Wirkung aber, die der Zuschauer empfängt, ist eine ganz andere. Die Verse bleiben wegen der Musik, die hier unerläßlich ist, fast durchgängig unverstanden. Selbst bei dem reichsten Aufgebot an Comparserie bleibt das Leistungsmögliche

hinter der Vorstellung, die man sich vor dem wirren Getümmel und dichten Knäuel von Hexen und Hexengenossen macht, weit zurück. Es ist nicht der Blocksberg mit der unabsehbaren Höllenschaar, die wir vor uns sehen. Es macht eher den Eindruck eines mäßig besuchten Vergnügungslocales mit einem verunglückten und verregneten nordischen Mummenschanz.

Aus dem Umstande, daß für die wichtigeren Zwiegespräche zwischen Mephisto und Faust die Musik schweigen und die Bühne leer bleiben muß, folgt, daß von einer Continuirlichkeit in der Stimmung nicht die Rede sein kann. Wir vergessen oft vollkommen, daß wir die Walpurgisnacht mitmachen; und von der unheimlich fesselnden Gewalt des Grausigen verspüren wir auch nicht das Geringste. So wie wir den Blocksberg auf der Bühne sehen, ist er — ich scheue mich nicht, das richtige Wort anzuwenden — einfach langweilig, und für den geringen Gewinn, der diese Scene der Gesammtheit der Dichtung zuführt, müssen wir mit der Zeit, die wir darauf zu verwenden haben, und mit der Langweile, die uns auferlegt wird, einen viel zu hohen Preis bezahlen.

III. Ueber die Wandeldecoration. Ein Vorschlag zur Güte.

Ob sich durch eine andere scenische Einrichtung ein besseres Resultat, eine stärkere Wirkung erzielen läßt — ich weiß es nicht. Ich bezweifle es sogar, wie ich schon sagte, so lange man an der bisher fast ausnahmelos geltenden Vorkehrung der während des Actes unbeweglichen und unveränderlichen Decoration festhält. Ich habe aber schon wiederholt darauf hingewiesen, und versäume keine Gelegenheit, um immer auf's Neue die Aufmerksamkeit der Bühnentechniker darauf hinzulenken: daß die moderne Bühne hier noch eine Aufgabe zu lösen hat, an die sie, die sonst so gern experimentirt, mit einer mir ganz unbegreiflichen Scheu bisher noch gar nicht sich herangewagt hat.

Seitdem unser Auge durch prachtvolle und künstlerische Inscenirungen verwöhnt worden ist, hat man bei allen jenen Stücken, welche einen häufigen Decorationswechsel erheischen — und das sind zufällig gerade die dramatischen Meisterwerke, die Werke Goethes und Shakespeares in erster Linie — stets denselben Schwierigkeiten fast rathlos gegenübergestanden. Bei unserer complicirten und schwerfälligen Bühne ist, wenn unseren Ansprüchen genügt werden soll, ein jeder Scenenwechsel eine gar mühselige und zeitraubende Arbeit. Man hat einsehen müssen, daß es geradezu unmöglich ist, das Werk des Dichters auch scenisch in seiner Integrität zu erhalten. Dieser wechselt in einem Aufzuge den Schauplatz fünf, sechs, zehn Mal, und diesem Sturmlauf in Siebenmeilenstiefeln vermag die bühnentechnische Schnecke nicht zu folgen. Denn die Bühnentechnik soll ja für eine jede Scene ein möglichst fertiges, möglichst künstlerisches, möglichst wohlgefälliges Bild herstellen, wie es dem raffinirten Geschmacke und den verwöhnten Ansprüchen des heutigen Publikums behagt. Und das erfordert, selbst bei der größten Vollkommenheit der scenischen Maschinerien, zum Mindesten viel Zeit und läßt sich auch aus

räumlichen Gründen bei der Bauart fast aller unserer Bühnen unter den günstigsten Voraussetzungen nur mit Mühe und Noth, bisweilen aber gar nicht herstellen. Wo sollen denn all die Versatzstücke, die Prospecte und Seitendecorationen, die Möbel und Requisiten in der gebotenen Eile untergebracht werden?

Um nun der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten doch ungefähr Herr zu werden, hat man sich also zunächst daran gemacht, sich das Werk des Dichters auf die Möglichkeit der scenischen Vereinfachung anzusehen. Erfahrene Bühnenleiter, die glücklicherweise zum Theil auch feinfühlige Dichter sind, haben also aus der Dichtung Scenen beseitigt, das Unentbehrliche daraus in andere übertragen, Scenen umgestellt, miteinander verknüpft &c. — kurz, sie haben das ungebundene dichterische Werk in die feste Form unsrer Bühne eingezwängt und so darstellungsmöglich gemacht. Für die Bühne „Bearbeiten" oder „Einrichten" nennt man diese undankbare, mühselige, nothwendige, aber immerhin bedauerliche Arbeit, die sich durch die kühnen, theilweise auch gelungenen Wagnisse, namentlich Franz Dingelstedts, in unsern Tagen zu einer selbständigen dichterischen Specialität, zu einer posthumen Mitarbeitung an den Klassikern herausgebildet hat.

Wenn auch noch so scharfsinnig, pietätvoll und geistreich — mißlich bleibt diese Arbeit immerhin. Und Leute wie Laube und Dingelstedt werden selbst die Ersten sein, um anzuerkennen, daß es ein Segen wäre, wenn die Bearbeitungen und Einrichtungen, da sie sich nun doch einmal nicht ganz beseitigen lassen, und da die unversehrte Erhaltung des dichterischen Urzustandes auf der Bühne ein frommer Wunsch bleiben wird, wenigstens erheblich beschränkt werden könnten. Ich glaube nun, daß sich dies durch eine scenische Neuerung allerdings erreichen ließe.

Selbst in den besten Bearbeitungen kann der Scenenwechsel während des Actes natürlich nicht vermieden werden. Es ist nothwendig, daß die Bühne mehrfach innerhalb eines Aufzuges verwandelt wird.

Die Verwandlung kann bekanntlich nur auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: bei offener Scene und bei der durch den sogenannten Zwischenactsvorhang dem Auge des Zuschauers geschlossenen Scene.

Diesen Zwischenactsvorhang halte ich für durchaus verwerflich, für eine der bedauernswerthesten theatralischen Errungenschaften der Neuzeit. Er zerhackt die Acte in Acte, er zerstört die organische Gliederung des Kunstwerks. Wenn der Vorhang fällt, so ist der Act aus; ob die Farbe des Vorhangs nun grün oder roth ist, das thut nichts zur Sache. Wird er wieder aufgezogen, so beginnt eben ein neuer „Aufzug", wie schon das Wort sagt.

Das geringere der Uebel ist also die Verwandlung bei offner Scene. Aber auch diese hat ihr Bedenkliches. Durch den plump und träge arbeitenden Apparat unsrer Bühne hat die gewaltsame Beseitigung des hinteren Prospectes, ob er nun als neuer Prospect vom Schnürboden oder als alter Prospect in die Versenkung herunterrasselt, oder sich theilt, — hat ferner das Abräumen

der Bühne durch das Personal und das Herbeischaffen des neuen Materials immer etwas Zerstreuendes.

Neuerdings ist auch hier, namentlich in den sogenannten „Ausstattungsstücken" eine Vervollkommnung eingetreten. Anstatt den neuen Hintergrund mit Geräusch herabzulassen oder den alten aufzuziehen oder bei Seite zu schieben, läßt man den letzteren langsam aufsteigen und leitet ihn durch eine verbindende Malerei zu der neuen Decoration hinüber, so daß der sich nun entrollende Schauplatz gleichsam aus dem Boden aufzusteigen scheint. Man wird also nicht brutal von dem einen Platze fortgerissen und unvermittelt auf einen anderen hinübergeschleudert; der Zuschauer wird allmählich von dem einen auf den anderen Schauplatz hinübergeführt. Während dieses sanften und sachten Ueberganges, während das Auge dem langsamen Wechsel des Ortes der Handlung folgt, wandelt sich auch die Stimmung gemächlich. Man wird auf das Neue vorbereitet, ohne die Fühlung mit dem Alten zu verlieren.

Ich glaube somit, daß diese scenische Vorrichtung: die sogenannte Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen der Veranschaulichung des dichterischen Werkes am nächsten kommt; und ich habe die Ueberzeugung, daß die allgemeine Einführung dieser Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen für die Darstellung aller Werke mit häufigem Scenenwechsel, für die Shakespeare'schen und Goethe'schen Dramen ganz besonders, noch ganz ungeahnte Wirkungen ergeben wird. Die Zukunft der Inscenesetzung der klassischen Dramen liegt meiner festen Ueberzeugung nach in der Einführung dieser Wandeldecoration, und deswegen wird dieselbe, wie ich glaube, auch nur eine Frage der Zeit sein. In einem Jahrzehnt wird man kaum noch begreifen, wie man sich ohne dieselbe hat behelfen können. Und wenn man lesen wird, daß zwischen den einzelnen Scenen die Wegräumer auf der Bühne erschienen sind, und daß eine Decoration unvermittelt und gewaltsam einer anderen Platz gemacht hat, so wird man lächeln, wie wir jetzt schon lächeln, wenn wir daran denken, daß Molières Werke zuerst bei Talglichtern, die während des Spiels geschnäuzt wurden, aufgeführt worden sind.

Um die technische Ausführbarkeit dieser Reform bekümmere ich mich nicht, weil ich weiß, daß die Technik damit fertig werden wird, sobald einmal die Nothwendigkeit anerkannt worden ist. Unsere theatermaschinistischen Meister, die die alltäglichen Wunder der Natur, sowie die Wunder, welche die Naturgesetze durchbrechen, täuschend nachahmen, die scheinbar die Schwerkraft aufheben, unsere Ballerinen fliegen und unsere Sängerinnen schwimmen, die Sonne scheinen, den Regen herabströmen und die Blumen aufsprießen lassen, werden schon Mittel und Wege finden, um die Wandeldecoration herzustellen. Ob diese vertical aus dem Boden aufsteigend oder horizontal dioramaartig an uns vorüberziehend oder abwechselnd das Eine und das

Andere sein soll, — das alles sind Nebenfragen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen.

Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Verwandlungen der Seitenwände der allmählichen Verwandlung des Hintergrundes anzupassen wären, und ebenso würde es sich empfehlen, daß die Möbel &c. nicht durch sichtbare Hände beseitigt und herbeigeschafft würden; denn diese Zuträger und Wegräumer haben, wenn sie auch noch so sehr in ein geeignetes Kostüm als Knappen oder Bauern gesteckt werden, immer etwas unwillkürlich komisch Störendes. Aber da giebt es ja tausend Mittel und Wege. Wozu sind denn die Versenkungen da, die bei Feerien immer zur Anwendung kommen? Und was man für die Herren d'Ennery und Jules Verne bereits gethan hat, das könnte man in Zukunft doch allenfalls auch Shakespeare, Goethe und Kleist angedeihen lassen.

Abgesehen von dem Vorzug, daß sich bei der Wandeldecoration das neue Bild ohne Störung und ohne Ueberrumpelung stimmungsvoll und stimmungsrichtig aus dem alten herausbildet, gewährt dieselbe den größeren Vortheil, daß der Scenenwechsel beliebig oft vorgenommen werden kann; denn da werden die Verwandlungen schließlich auf eine Frage des Maßes der Leinwand hinauslaufen. Es wird sich nur darum handeln, wie viel Meter mehr oder weniger ab- oder aufzurollen sind. Dadurch aber wäre die Möglichkeit geboten, das Werk des Bearbeiters erheblich zu schmälern und dem dichterischen Werke seine Rechte in weit umfassenderer Weise, als es jetzt möglich ist, zu gönnen. Welchen Gewinn uns das bringen würde, das brauche ich hier nicht zu entwickeln; ich brauche nur darauf hinzuweisen.

Richard Wagner, dem wir so bedeutende Fortschritte in der Nutzbarmachung der modernen Wissenschaft für die Bühne zu danken haben, hat in seiner neuesten Dichtung, „Parsifal", auch die Wandeldecoration schon vorgeschrieben. Und zu meiner Genugthuung begegne ich auf diesem Wege auch Franz Dingelstedt, der gerade für die Walpurgisnacht — das war der Ausgangspunkt dieses abschweifenden Excurses, den ich mit der Wichtigkeit des Gegenstandes zu entschuldigen bitte — die Wandeldecoration vorschreibt. „Die Naturschrecknisse des Hexenberges, die Stimmen der Höhe und der Tiefe, die wüsten Erscheinungen und Spukgestalten, die Geisterreigen, sie müssen in Verbindung mit einer infernalischen Musik und mit der durch Nacht und Nebel *panoramenartig dahinfliegenden* Decoration einen so gewaltigen Eindruck machen, daß allen Zuschauern schwindlig wird", sagt Dingelstedt. Den Versuch verlohnt's doch sicher! Denn mit der dreitheiligen Mysterienbühne hat Devrient für dieses Bild die schwindelnde Wirkung, die geboten ist, nicht erreicht.

IV. Wo sich die Devrientbühne nicht bewährt.

Die dreitheilige Bühne hat also, wie ich hier recapituliren will, im Prolog, im Spaziergang und in der Kaiserpfalz ihre Schuldigkeit, in den Walpurgisnächten ihr Mögliches gethan. Anders aber in dem dritten

Schauplatz (im dritten Acte des ersten Theils): Gretchens Haus, Marthens Gärtchen, Kirche 2c. und im ersten Schauplatz des fünften Actes des zweiten Theils: Fausts Palast, Gärtchen der Alten, Meer 2c.

Dramaturgen, die den guten Einfall einer theatralischen Neuerung haben, sind gewissen Aerzten vergleichbar, welche ein neues Heilverfahren ersonnen oder acceptirt haben. Der Homöopath will alle menschlichen Gebreste mit seinen kleinen Zuckerkügelchen heilen; der Wasser-Doctor wäscht ab, reibt ab und doucht, was ihm gerade in den Weg läuft; wir haben es erlebt, daß andere Heilkünstler trockene Semmeln als Universalmittel gegen jegliche körperliche Beschwerde anwenden; und um noch etwas tiefer zu greifen, wissen wir, daß Hoff den Malzextract, Daubitz den Kräuterliqueur und Jacobi den Königtrank für untrüglichste Panaceen halten; der eine elektrisirt die Höllenpein uns aus dem Gebein, ein andrer magnetisirt sie weg. In neuerer Zeit hat sich unter den Wissenschaften eine Gilde von Bromkali- und Salicyl-Doctoren gebildet. Alles das verhindert jedoch nicht, daß die Menschen erkranken und leider auch sterben. Es verhindert aber auch nicht, daß unter Umständen kaltes Wasser, Elektricität, Salicyl, trockene Semmel und aromatischer Schnaps ganz zweckdienlich und für das körperliche Wohlbefinden förderlich sein können, Aber eben nicht immer! Nur unter Umständen!

Devrient glaubt nun auch, daß er allen Bühnenleiden durch seine Dreitheilung radicale Heilung bringen werde. Und da liegt der Irrthum. So trefflich sich diese Einrichtung für die erwähnten Scenen bewährt, so vollkommen versagt sie an andern Stellen.

Durch seine dreitheilige Bühne hat Devrient die Scenen von der Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Ohnmacht Gretchens in der Kirche in eine einzige allerdings recht complicirte Decoration einzwängen wollen (von Vers 2250—3477)*).

Goethe schreibt für diesen Scenencomplex nicht weniger denn vierzehn verschiedene Verwandlungen vor, nämlich: 1) Straße, 2) Abend, ein kleines reinliches Zimmer, 3) Spaziergang, 4) der Nachbarin Haus, 5) Straße, 6) Garten, 7) Gartenhäuschen, 8) Wald und Höhle, 9) Gretchens Stube, 10) Marthens Garten, 11) am Brunnen, 12) Zwinger, 13) Nacht, Straße vor Gretchens Thür, 14) Dom.

Schon aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, daß hier eine Vereinfachung geboten, und bei näherer Prüfung ist leicht zu erkennen, daß sie auch ohne Schädigung des Dichters möglich ist. Die bisherigen Bühneneinrichtungen haben da schon das Nothwendige gethan, und Devrient hat noch einiges Wünschenswerthe hinzugefügt. Ohne Anstand können die Scenen: Garten und Gartenhäuschen, Gretchens Stube („Meine Ruh ist hin“) und Marthens Garten (Vers 3018—3187), und die vier letzten Scenen: Brunnen, Zwinger, Straße und Dom, zu je einem Bilde zusammengefaßt werden. Alle diese

*) Ich benutze für die Citate die Ausgabe von G. von Loeper, zweite Bearbeitung (Berlin, 1879, Gustav Hempel) mit den ausgezählten Versen.

in der Stimmung und in der Localfärbung zum Theil so grundverschiedenen und so deutlich bezeichneten Scenen aber, wie Devrient es will, zu einem einzigen scenischen Ganzen mit so und so vielen Schubläden zusammenzunehmen, das halte ich für des Guten zuviel. Das ist über das Gute hinausgegangen, und was darüber ist, das ist vom Uebel.

Sehen wir uns die Decoration an, wie sie Devrient aufbaut; wenn man auch nicht damit einverstanden ist, — sinnreich wird man die Construction jedenfalls finden. Die Devrient'sche Mysterienbühne ist hier etwas freier behandelt. Das bewußte „Loch" in der Mitte fehlt. Zum Glück; denn man bekommt dies Loch oft genug zu sehen und in allen möglichen Varianten. Der Höllenrachen wandelt sich in Prunkgemächer, in die Sphinxherberge, in den Kanal, in alles Mögliche. Hier ist in der Mitte der Bühne ein Zaun, der Frau Marthens Garten, links vom Zuschauer, von der Straße trennt. Die Bühne ist wieder horizontal in drei Geschosse getheilt.

Links im Erdgeschoß, an der Coulisse steht Marthens Haus, davor ein Thorweg, der von einer hinter der Coulisse gedachten Straße in den Garten führt. Dieser Garten liegt vor dem Hause. Dann kommt also der Zaun (in der Mitte). An diesen schließt sich nach rechts zu die Straße, von der Stufen hinauf zu den oberen Geschossen führen, rechts Gretchens Haus, dessen Erdgeschoß nicht benutzt wird: da ist ein Heiligenbild angebracht, die mater dolorosa, sowie der Brunnen.

Auf dem ersten Treppenabsatz, der sogenannten „Brücke" ist rechts der Eingang zu Gretchens Hause.

Im zweiten Stock, „Zinne", links oben über Marthens Hause der Dom, von dem ein Seitenportal mit Vordach sichtbar; davor breitet sich dann nach rechts hinüber der Domplatz aus.

Für den, der den Faust nicht gesehen hat, wird diese Schilderung schwerlich die genügende Anschaulichkeit besitzen. Man braucht sich aber nur die Hauptsachen zu merken: links Marthens Haus mit Gärtchen, hoch darüber der Dom, in der Mitte nach rechts die Straße mit Freitreppe, an dieser Gretchens Haus rechts. Für den Brunnen und das Muttergottesbild sind noch zweckmäßige Plätze gefunden.

In dieser sehr complicirten Decoration können nun freilich alle jene Scenen, von der ersten Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Kirchenscene, ungefähr abgespielt werden, — alle mit Ausnahme der Scene „Wald und Höhle" („Erhabener Geist"). Diese ist denn auch, um die zeitraubende Verwandlung zu ersparen und den ohnedies schon ungebührlich langen Theaterabend zu kürzen, einfach gestrichen. Meines Erachtens eine Unmöglichkeit. Doch darüber werde ich erst später, nachdem ich die scenisch äußerlichen Einrichtungen abgethan haben und der geistigen Bearbeitung der Dichtung meine Aufmerksamkeit zuwenden werde, zu sprechen haben.

Für das Uebrige hat Devrient nun folgende Anordnungen getroffen: Die Begegnung und das sich daran anschließende Zwiegespräch auf der

Straße, respective auf der Treppe vor Gretchens Hause; da auch der kurze Monolog: „Ich gäb' was drum“. Durch Beseitigung der Vorderwand von Gretchens Stube, erster Stock, wird dem Zuschauer der Einblick in das kleine Zimmer gewährt. Hier treten nun Mephisto und Faust ein. Im Verhältniß zu dem großen, zu vier Fünfteln nicht benutzten Bühnenraum, ist die Stube Gretchens ein winzig kleines Loch, und von dem reinlichen und anmuthigen Zimmer, das Faust so liebevoll und rührend schildert, bekommen wir so gut wie nichts zu sehen. Da erweist sich zum erstenmale ad oculos die Verwerflichkeit dieser Einrichtung. Wir haben ein volles Anrecht darauf, Gretchens Stube ganz genau zu sehen. Wir müssen mit Faust empfinden: „In dieser Armuth, welche Fülle! in diesem Kerker, welche Seligkeit!“ Wir müssen den ledernen Sessel, den reinlichen Teppich, der über den Tisch gebreitet ist, das Bett sehen; „ein offnes, schmales, keusches, aber veritables Bett“, sagt Dingelstedt. Nur so kommen die unvergleichlichen Schönheiten dieser Dichtung auch bei der Darstellung zu ihrem Rechte.

Wie ist es nun hier? Alle diese Verse werden aus dem Guckloch herausgesprochen. Fausts wonniges Entzücken ist rein unbegreiflich und wirkt komödiantenhaft, lügnerisch. Der wahrhaft Ergriffene erscheint hier wie ein sentimentaler Vielsprecher. Und wenn nun Gretchen auftritt und sagt: „Es ist so schwül und dumpfig hie“, so ist das geradezu komisch, d. h. ganz ungehörig. Denn durch die geöffnete Vorderwand hat die Luft von draußen, die ja ziemlich kühl ist („Es ist doch eben so warm nicht drauß'“) den ungestörtesten Eingang. Und da öffnet sie noch das kleine Fenster, das nach der andern Seite der Straße führt, wodurch ein höchst unangenehmer Zug entstehen müßte. Wir verlangen unbedingt die Wiederherstellung der alten Gretchenkammer.

Marthens Zimmer ist von Devrient cassirt worden. Mephisto überbringt Frau Schwerdtlein die traurige Mär von dem todten Mann, der grüßen läßt, im Garten. Auch das ist nicht richtig. Die ganze Scene hat unzweifelhaft den Duft des spießbürgerlichen Interieurs, nicht Blumenduft unter Gottes freiem Himmel. Wird aber der Garten gelassen, dann muß jedenfalls Marthens Abschiedswort an Mephisto geändert werden. Wenn Marthe zu Mephisto im Garten selbst sagt: „Da hinterm Haus in meinem Garten“, so ist das ein Lapsus, der lächerlich wirkt. Und wir treffen ja in der That gleich darauf die partie carrée auf demselben Fleck wieder. Marthe müßte also nun sagen: „Hier vor dem Haus in diesem Garten“ — eine Aenderung, die ich nur als nothwendig bezeichnen will, ohne die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen.

Und nun erscheint eine Veränderung der Decoration als ein dichterisches Gebot. Der Ortswechsel erleichtert der Phantasie des Zuschauers den Sprung über den zeitlichen Zwischenraum. Wir haben Gretchen in Marthens Zimmer mit Mephisto zum letzten Mal erblickt, wir treffen Faust und Mephisto auf der Straße, wir hören, daß das Stelldichein für den Abend vorbereitet ist:

„Heut Abend sollt Ihr sie bei Nachbars Marthen sehen" — wir vernehmen das erregte Zwiegespräch zwischen den Beiden, und nun, nach abermaliger Verwandlung, finden wir in dem traulichen mit Buschwerk und Bäumen bepflanzten Garten — den wir uns natürlich ganz anders denken, als das nüchterne, stimmungslose Ding mit dem dürftigen Laubengang, wie wir es hier sehen — nun finden wir Gretchen wieder am Arme Fausts, zwar noch mädchenhaft befangen, aber schon bis über die Ohren verliebt in den Reisenden, der aus Gütigkeit fürlieb nimmt. Da brauchen wir uns nicht anzustrengen, um die Lücken, die der künstlerische Geist des Dichters gelassen hat, auszufüllen. Wir ergänzen ohne Mühe das Folgende: Die Vorstellung Fausts durch Mephisto, die scheinbar gleichgültigen Wechselreden bei der ersten Begrüßung, die allmählich trauliche Annäherung, den Vorschlag zum Ergehen in der lauen Luft des Sommerabends. Treten aber, wie bei Devrient, Marthe und Gretchen in das Haus, trifft unmittelbar darauf vor diesem Hause Mephisto mit Faust zusammen und schließt sich an diese Scene nach einer kurzen durch Musik ausgefüllten Pause — in diesem Fall erweist sich die vermittelnde Kraft der Musik als völlig ungenügend — der gemeinsame Spaziergang in demselben Garten, der nicht einen Augenblick unserm Gesichtskreise entrückt gewesen ist, so hat die Verliebtheit Gretchens schon beim Beginn dieser Scene etwas Brüskes, Verletzendes, Unkeusches, das auf den Charakter dieses einzigen Mädchens einen sehr häßlichen Schatten wirft. Hier also muß die Einheitlichkeit der Scene, nach der ja sonst fast immer zu streben ist, unbedingt aufgehoben werden, weil sie hier die Dichtung in ein falsches Licht bringt und die dichterischen Gestalten travestirt.

Aber auch aus andern Gründen scheint mir die Devrient'sche Einrichtung nicht blos anfechtbar, sondern auch verwerflich. Bei dem beschränkten Raum, der dem Garten hat angewiesen werden können, und bei der Nothwendigkeit diesen Garten auf der einen Seite vom Hause, auf der andern Seite vom Zaun nach der Straße zu abzusperren, ist nur ein Auf- und Abgang für die Paare möglich, links hinter dem Hause. Da müssen die auf- und abtretenden Paare immer zusammentreffen. Es entstehen dadurch höchst fatale Pausen, bis die Einen nach hinten und die Andern nach vorn kommen; es wird alles zerhackt, und der ganze Schmelz, der über der Gartenscene liegt, ist wie geborsten. Und es macht sich außerdem schlecht. Es ist ein beständiges chassez, croisez! wie beim Contre. Es sieht aus wie ein Caroussel, bei dem in regelmäßigen Zwischenräumen immer dieselben Gruppen an dem davorstehenden Zuschauer vorüberziehen. Die bisherigen Einrichtungen dieser Scene lassen auch viel zu wünschen übrig, aber sie sind doch tausendmal der Devrient'schen vorzuziehen. Ich denke mir, daß eine Gartendecoration mit verschlungenen Pfaden, mit dichtem Gesträuch, mit Hecken und alten Bäumen, wo die Paare bald vorn, bald mehr nach dem Hintergrunde zu auftauchen, in der mondbeglänzten Zaubernacht miteinander schäkern und kosen, den unvergleichlichen Zauber dieser Scene zu reiner, poetischer Wirkung bringen müßte.

Der Zweikampf zwischen dem von Mephisto secundirten Faust und Valentins Tod auf der Treppe vor Gretchens Hause — um den zu Gott eingehenden, braven Soldaten gruppiren sich amphitheatralisch die neugierigen Nachbaren — geben ein packendes, malerisches Bild. Auch der Uebergang vom Tode Valentins zur Kirchenscene wird stimmungsvoll vermittelt. Die Leiche wird unter tiefem Schweigen bei Seite gebracht. Derweil lassen sich von oben her die gedämpften Töne der Orgel vernehmen, und die von dem tragischen Schauspiel noch erschütterte Menge tritt in das Gotteshaus, aus dessen Seitenportal der Lichtschimmer hervorquillt. Vor dem Portale knieen einige Gläubige, die Bettler und Krüppel, und von diesen abgesondert hat sich Gretchen niedergelassen. Es ist zwar ungewöhnlich, die schaurige Scene da hoch oben sich abspielen zu sehen, aber hier hat das Zusammendrängen auf den kleinen Fleck der sonst leeren großen Bühne etwas unheimlich Ergreifendes. Es ist ein Effect, der sich mit dem in der Composition Gérômes, „Cäsars Tod", vergleichen läßt. Auf dem Gérôme'schen Bilde sehen wir den großen Senatssaal mit seinen leeren Bänken. Alles drängt zur engen Pforte hinaus, bis auf den einen feisten Senator, der alles verschlafen hat. Sonst ist der große Saal wie gesagt schauerlich leer. Und da vorn unter dem umgestürzten Thronsessel, von der blutigen Toga bedeckt, der ermordete Weltherrscher allein, grausig in seiner Hülflosigkeit. Aehnlich auch hier. Die Nacht hat ihren Frieden über alles gebreitet. Die Straße liegt im Dunkel, im Garten der Nachbarin tiefe Stille, kein Blättchen scheint sich zu regen, das Wasser gurgelt eintönig aus dem Rohrbrunnen, die schmälenden Mädchen sind verstummt. Nur da oben vor dem Dome ringt ein armes Menschenkind, dieweil die andächtige Gemeinde bei Orgelklang ihre Gebete gen Himmel sendet, gegen die folternden Gewissensqualen. Es ist ein schaurig packendes Bild. Freilich nicht das Bild, das Goethe sich gedacht hat. Goethe hat Gretchen unzweifelhaft in der Kirche und zwar in einer „finsteren Jammerecken" unter Bettlern und Krüppeln angenommen.

Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Aber so wie Devrient die Scene eingerichtet hat, ist sie immerhin von großer und schöner Wirkung.

Die Erfinder und Erneuerer lassen sich auch mit jenem verschlagenen Franzosen in der Scribe'schen Posse „Bär und Bassa" vergleichen, der dem gelangweilten und dummen Pascha Schahahaham beständig seinen Bären aufbrummen will: „prenez mon ours!" Der Pascha will sich an Fischen ergötzen: „Nehmen Sie meinen Bären", empfiehlt der Geschäftsmann. „Nehmen Sie meine Mysterienbühne", sagt auch Devrient jedesmal, wenn die Bühne ein Begehren hat. Erweist sich diese, wie ich dargethan zu haben glaube, für einige der wichtigsten Scenen als nachtheilig und untüchtig, so wird sie

im Schlußact des zweiten Theils geradezu widersinnig; ich habe vergeblich nach einem milderen Ausdruck gesucht.

Devrient baut die Bühne so: Erdgeschoß: in der Mitte (Loch) der Kanal, links der Faust-Palast mit der Eingangsthür; im ersten Stock rechts das Häuschen und Gärtchen mit der Kapelle von Philemon und Baucis, also der früher exponirte Landstrich, der nun durch Dämme und Dünen gegen das Meer geschützt ist; in gleicher Höhe der Altan von Fausts Palast; im zweiten Stock das Meer!

Das Meer zwei Treppen hoch! der Garten eine Treppe tiefer! Und der Kanal im Erdgeschoß! Der Act spielt also so und so viel Meter unter dem Meeresspiegel, und der Kanal hat trotz des Gefälles die Freundlichkeit, auf der Mitte der Bühne sichtbar auszumünden, und die Wasserwogen des hier zwei Stock höher gelegenen Meeres stürzen nicht nach!

Das sind naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, die sich selbst der duldsamste Zuschauer ohne Noth auf der Bühne nicht gefallen lassen mag!

Und weshalb diese Unmöglichkeit? — Die Bühne muß eben nun einmal bei Devrient ihre drei Stock haben, anders geht's ja nicht.

O doch, es geht anders! Dieses Aufthürmen ist hier nicht blos sinn-, es ist auch zwecklos. Die ganze Sache kann sich zu ebener Erde abspielen, am Meeresstrand. Wir brauchen die alten Leute nicht beständig die steilen Treppen klettern zu lassen und brauchen das Meer nicht zu veranlassen, sich gegen die Gesetze der Natur aufzulehnen und als Meer zwei Treppen hoch über dem Meeresspiegel seine Fluthen zu wälzen. Für Fausts Palast, für die Hütte der Alten, das Gärtchen und die Kapelle und für die Fernsicht auf das Meer ist zu ebener Erde Platz genug.

Wenn ich nun den Schluß aus dem Gesagten ziehe, so komme ich zu folgendem Ergebniß. Die Bühneneinrichtung, welche Otto Devrient für die Darstellung des „Faust“ gewählt hat — die von Eduard Devrient, Vater, construirte dreitheilige Bühne, die man schlechtweg die „Mysterienbühne“ nennt, obwohl dieselbe nachgewiesenermaßen niemals eine solche gewesen ist,— diese Bühne erweist sich im Großen und Ganzen als eine geistvolle und vielleicht nicht unfruchtbare scenische Neuerung. Sie erweist sich als zweckdienlich, glücklich und wirksam für einige wichtige Scenencomplexe, die sie sinnig und gefällig zu einem Ganzen schließt. Für eine zweite Gruppe von Scenen erweist sie sich als überflüssig und entbehrlich und für eine dritte Gruppe als durchaus verwerflich, indem sie das, was keinen Zusammenhang hat und keinen Zusammenhang haben soll, dem Geiste der Dichtung zuwider zusammenschweißt und durch die hier nothwendige Beschränkung in der Benutzbarkeit des Theaterraums und die Zusammendrängung des Spielraums auf einen kleinen Fleck das dichterische Bild erdrückt und erstickt und die Stimmung, die der Dichter über die Scene gebreitet hat, aufhebt.

V. Die literarische Behandlung des ersten Theils.

Ich wende mich nun, nachdem ich die scenische Behandlung der Faustdichtung besprochen habe, zu der literarischen Bearbeitung und deren Beziehung zu dem Original.

Devrient beansprucht für die Aufführung des „Faust" nur zwei Abende. Erster Abend: Vorspiel, Prolog und erster Theil, zweiter Abend: zweiter Theil. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit gewaltsamer Striche, die namentlich für den ersten Theil sehr bedauerlich sind. Außerdem überschreitet die Dauer einer jeder der Aufführungen (vier und eine halbe Stunde) die Grenzen des deutschen Theaterabends sehr erheblich. Gegen den Schluß hin ist die Genußfähigkeit des Publikums fast erschöpft. Und das ist doppelt Schade, da gerade die letzten Acte — Kerkerscene im ersten, Fausts Tod im zweiten Theil — auch als Bühnenwirkungen zu dem Ergreifendsten und Gewaltigsten gehören, was die dramatische Dichtung aller Länder und aller Zeiten aufzuweisen hat.

Dingelstedt und Frenzel, die diese Uebelstände erkannt haben, empfehlen daher die Dreitheilung, und diesem Vorschlage schließe ich mich an. Dingelstedt beginnt, nach Beseitigung des Vorspiels auf dem Theater, mit dem Prolog im Himmel und schließt den ersten Theil mit dem Monodram Faust: „Die Thräne quillt". Der zweite Abend umfaßt bei ihm das Drama vom Osterspaziergang bis zum Schluß des ersten Theils der Dichtung, der dritte Abend den bühnengemäß umgearbeiteten zweiten Theil.

Frenzel hält das Vorspiel auf dem Theater aufrecht, bringt dieses, den Prolog im Himmel und den ersten Theil bis zum Auffliegen Fausts und Mephistos aus dem Studirzimmer: „Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf", am ersten Abend; am zweiten: Auerbachs Keller, die Hexenküche und die Gretchentragödie bis zum Schluß; am dritten den umgearbeiteten zweiten Theil.

Ich meinerseits möchte den ersten Abend noch weiter ausdehnen. Ich würde vorschlagen, an diesem die beiden Vorspiele und das Drama bis zu Fausts vollendeter Vorbereitung zum neuen Leben (Hexenküche) zu geben. Da würde also der erste Abend schließen:

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe".

Der zweite Abend würde die vollkommen einheitlich abgeschlossene Gretchentragödie bringen, mit der Begrüßung: „Mein schönes Fräulein, dürft ich's wagen", beginnen und mit Gretchens Tode schließen, und der dritte Abend, wie auch die Uebrigen empfehlen, den umgearbeiteten zweiten Theil.

In der Dreigliederung, sei sie nun so oder so, wird Goethes „Faust" wie ich glaube, früher oder später auf der deutschen Bühne Sitz und Stand haben. In der Devrient'schen Zweitheilung werden schon im ersten Theile

die schmerzlichsten Striche nothwendig, von denen ich nur den einen, den grausamsten, hier anführen will.

Devrient hat, zwar nicht in dem gedruckten Buch seiner Bearbeitung, wohl aber bei der Aufführung im Berliner Victoriatheater die ganze Scene „Wald und Höhle“ (Vers 2168—3017, „Erhabner Geist, Du gabst mir *c.“) beseitigt.

Ich habe kein Verständniß dafür, wie sich das mit literarischem Gewissen verantworten läßt. Das heißt doch einen der schönsten Steine aus dem Geschmeide ausbrechen. Das ist Zerstörung, Verstümmelung. Die Wiederherstellung dieser Scene, die bisher immer von dem Rothstifte selbst der pietätlosesten handwerksmäßigen Regie verschont worden ist, ist eine Forderung, auf deren Erfüllung das deutsche Publikum sein gutes, der Begründung gar nicht bedürftiges Recht hat.

Devrient ist, glaube ich, der Erste, der das Vorspiel auf dem „Theater“ auf der Bühne aufgeführt hat; und dafür gebührt ihm der vollste Dank. Dingelstedt will es streichen. Er meint, es habe auf der Bühne keinen Platz und eher eine störende als eine fördernde Wirkung. „Der Zuschauer ist nicht der Leser; er soll nicht hinter die Coulissen sehen, auch nicht in die Zelle des Dichters, nicht einmal in die Werkstatt des Theatermeisters“. Dingelstedt hat Unrecht. Die graue Theorie hat ihn zu dem Irrthum veranlaßt; und um auch einen solchen zu vertheidigen, ist ein geistreicher Mann um Gründe nicht in Verlegenheit. Hätte er die drei Theatermenschen leibhaftig auf den Brettern vor sich gesehen, hätte er selbst die tiefsinnigen und launigen Verse vernommen, — diese ars poetica, herrlicher denn irgend eine andre, diesen Katechismus der dramatischen Dichtkunst und des theatralischen Handwerks — er selbst würde der Erste sein, der der Aufführung zustimmte.

Devrient führt uns nun, der Dichtung folgend, in den Himmel. Da stellt sich dem Bearbeiter die erste große Schwierigkeit entgegen: die Frage der Darstellbarkeit des Herrn auf der profanen Bühne. Sie wird von Devrient verneint; und ich glaube mit ihm, daß, abgesehen von allem Andern, kaum die Aussicht vorhanden ist, den Widerstand, den die Staatsbehörde der theatralischen Vorführung des Schöpfers entgegensetzen würde, zu brechen. Es muß also eine Ausflucht gesucht, es muß ein bühnenmöglicher Stellvertreter gefunden werden.

Für dieses Amt erwählt Devrient den Erzengel Michael. Daraus folgen aber des Weiteren die leidigen Nothwendigkeiten, daß zur Einführung des göttlichen Procuristen einige Verse eingeschoben und, da die Ich-Form der Rede zu beseitigen ist, die Verse fast durchgängig verändert werden müssen. Das Eine wie das Andere ist gleichermaßen heikel und betrübend. Devrient drängt seinen Michael mit den folgenden Versen in die Goethe'sche Dichtung hinein:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder,
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nahst Du, Geist des Widerspruchs, Dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Bund?“

Das sind doch, wenn ich von der Sache etwas verstehe, recht herzlich schlechte Verse! Das „Niederschweben vom Strahl des Gottesauges“, das „Mengen von Mißlauten in den reinen Bund“, das „Wiedernahen des Widerspruchsgeistes“ — es hat, wie Devrient wohl selbst zugeben wird, mit der Goethe'schen Gedankentiefe und Formenschönheit recht wenig gemein. Es mischt sich, um mit Devrient zu reden, „mißlautend in den reinen Bund“, der zwischen dem Dichter und seinem Volke geschlossen ist.

Und da nun einmal nicht der Herr selbst, sondern Michael für den Herrn spricht, hat Alles, was der Herr spricht, umredigirt werden müssen:

— Kennst Du den Faust?
— Den Doctor?
— Gottes Knecht,

sagt Michael bei Devrient. Und: „Der Herr hat Deinesgleichen nie gehaßt ꝛc.“. Das wirkt doch nichts weniger als feierlich.

Es wirkt sogar komisch und erinnert an alle möglichen Theatergeschichten, besonders an die, welche zu erzählen weiß, wie in einer kleinen reisenden Gesellschaft für den fehlenden Darsteller des Attinghausen im „Tell“ Walter Fürst einspringen mußte, der den Uebergang mit den folgenden Worten fand:

Der alte Attinghausen ist nun todt!
Wie gern gedenk ich seiner letzten Worte:
„Hat sich der Landmann solcher That erworben,
Aus eig'nen Mitteln, ohne Hilf der Edlen ꝛc.“

bis:

Seid einig, einig, einig!“
So sprach der alte, brave Attinghausen
Dann fiel er in das Kissen jach zurück,
Und dann — o Schmerz, o Schmerz! — dann war er todt!
(Zu Rudenz).
Ihr seid jetzt unser Lehensherr und Schirmer …

und so weiter im Text!

Viel besser ist die Devrientsche Bearbeitung dieses Prologs wirklich nicht! Einmal läßt er übrigens doch den Herrn direct interveniren. Die berühmte Wette wird nun natürlich zwischen Michael und Mephisto contrahirt. Aber Mephisto traut dem Frieden nicht recht. Er fragt zur Wolkenhöhe hinan: „Es sei?“ — „Es sei!“ antwortet der Herr in dreistimmigem Gesang. Das Terzett soll auf die Dreieinigkeit symbolisch hinweisen. Nun kann also auch Mephisto den Prolog mit den von Devrient in folgender Weise abgeänderten Versen beschließen:

Von Zeit zu Zeit nah' ich dem Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So gnädig mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Da nun aber der Herr bei Devrient nur die Worte: „Es sei!" gesprochen hat, so ist die Aeußerung Mephistos über die Herablassung des höchsten Wesens kaum noch berechtigt; und da es nun Devrient doch einmal über's Herz hat bringen können, den genialen dichterischen Humor „So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen", durch seine prosaische Verphilisterung aufzuheben, so schlage ich ihm vor, den den veränderten Verhältnissen viel angemesseneren Vers an die Stelle des von ihm corrumpirten zu setzen — er lasse Mephisto sagen:

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
Durch Michel mit dem Teufel selbst zu sprechen —

dann ist alles in schönster Ordnung!

Ließe es sich — die Unmöglichkeit der Gott-Darstellbarkeit auf der Bühne zugegeben — nicht besser machen, als es Devrient gemacht hat? Ich glaube: ja. Dingelstedt hat ein Auskunftsmittel ersonnen, das unter den Uebeln sicherlich das geringere ist. Er substituirt dem Herrn den Erdgeist; da dieser „sich selbst definirt als die schaffende Potenz der Natur, den Repräsentanten unsres Planeten im Weltall, so kann ihm sowohl eine Stellung über oder unter den Erzengeln, wie der wirksame Einfluß auf menschliche Existenzen, „Geburt und Grab", übertragen werden".

Es ist sehr findig, was Dingelstedt hier vorschlägt, und meines Bedünkens so lange nichts Besseres gefunden ist, unbedenklich zu acceptiren. Ich gebe zu, daß dabei ein bischen Sophismus und ein bischen Heuchelei mit unterläuft, aber durch die von Dingelstedt vorgeschlagene Umgehung wird wenigstens die Möglichkeit gewährt, den Goetheschen Text nahezu unversehrt zu erhalten; und das dünkt mich doch das Wesentliche. Weshalb übrigens Dingelstedt dem Mephisto einen „Abgang" machen will, ist mir vollkommen unklar.

In dem nun folgenden ersten Theil hat Devrient Striche vorgenommen, die einem recht wehe thun: aber eine Auseinandersetzung über die Frage, ob nicht besser manche der von ihm ausgemerzten Stellen zu bewahren gewesen wären und andre, die er erhalten hat, ohne tiefere Schädigung hätten fortfallen können, würde endlos in die Breite gehen. Nach meinen Auffassungen hätte er die ganze Walpurgisnacht, die uns auf der Bühne Alles schuldig bleibt, beseitigen und den dadurch gewonnenen Raum mit Schönerem und Edlerem, das er ausgeschieden, füllen sollen.

Im Uebrigen beschränkt sich die Arbeit Devrients auf einige textliche Veränderungen, die durchweg arge Verschlimmerungen und unbedingt verwerflich sind. Ich stelle ohne irgend eine Bemerkung die folgenden Verse einander gegenüber:

Goethe, Vers 2278 ff.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut:
Wenn nicht das süße, junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Devrient, Seite 73:

„Mein Herr Magister Lobesan,
Das sag' ich kurz und gut Ihm an:
Wenn nicht das süße, junge Blut
Noch heut in meinen Armen ruht,
So sind wir geschieden um Mitternacht“.

Aus diesem Citat ersieht auch der Leser eine besondere Art der Devrient'schen Bearbeitung: Das, was man ironisch als eine „Reinigung“ des Goethe'schen Textes, als eine „Veranständigung“ bezeichnen könnte. Bei Goethe verlangt Faust, daß Gretchen „heute Nacht“ in seinen Armen ruht, bei Devrient kann's auch am Tage sein! „Noch heut“, sagt er discret.

„Ah, la nuit, la nuit, la nuit!“

heißt es in einem französischen Liedchen. Ich wundre mich nur, daß der Bearbeiter in seiner ängstlichen Fürsorge für die Schonung basenhafter und altjungferlicher Zimperlichkeit dem derben Olympier die Freiheit gegönnt hat, Faust das Verlangen aussprechen zu lassen, daß Gretchen „in“ seinen Armen ruhe — „an“ seinem Arme wäre noch unverfänglicher. Ein andermal thut er es wirklich! Ich habe hier unter seiner Regie am Victoriatheater zwei Mal deutlich und von zwei verschiedenen Darstellern, von ihm selbst gehört, es ist also kein Versprechen:

„'s ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding am Arm zu haben“.

Am Arm? Mephisto ist bescheiden, wenn er blos das Vergnügen ein schönes Mädchen spazieren zu führen, für eine der „größten Himmelsgaben“ hält!

Bisweilen sind diese Veranständigungen blos burlesk, z. B. wenn Devrient die Goetheschen Verse:

„Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H—, die sind Dein“.

in

„Und Kopf und Sinne, die sind Dein“.

umdichtet; das von Goethe mit dem Anfangsbuchstaben H bezeichnete Wort hat mit den Sinnen doch nicht die entfernteste Synonymität; — bisweilen sind sie unbegreifliche Entstellungen und Verballhornungen. Dafür nur ein Beispiel.

Die Verfluchung Gretchens durch Valentin ist wohl unbestritten eine der ergreifendsten und erschütterndsten Scenen aller dramatischen Dichtungen. Wer da an starken Worten Anstoß nimmt, wer da nicht empfindet, daß jene starken Worte auf den Lippen des sterbenden Bruders der edelste dichterische Ausdruck der Empfindung sind, der lasse sich begraben. Auf die Laffen haben wir keine Rücksicht zu nehmen, und denen brauchen wir den „Faust“ wahrhaftig nicht ohrgerecht zu machen. Die tiefe Verzweiflung des Sterbenden über die Schande seiner Schwester darf keine andere Worte wählen, als die von Goethe gedichteten, die in ihrer Einfachheit Einem durch Mark und Bein gehen:

„Ich sag' Dir's im Vertrauen nur
Du bist nun einmal eine Hur';
So sei's auch eben recht!"

Daß darin eine Unanständigkeit verborgen ist, das habe ich erst aus dem Veranständigungsversuche gemerkt. Devrient läßt — ihn trifft übrigens der Vorwurf nicht allein, auch andere Bühnen lassen sich diese verwerfliche Zimperlichkeit zu Schulden kommen — er läßt seinen Valentin sagen:

„Ich sag' dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist Du nun einmal doch;
So sei's auch eben recht!"

Damit haben wir in der That viel gewonnen! Daß Gretchen eine „Dirne" ist, wissen wir ja längst! Fausts erste Worte an Mephisto sind:

„Hör', Du mußt mir die Dirne schaffen!"

Mit demselben Rechte wie „Dirne" könnte Valentin von Gretchen sagen:

„Ich sage Dir — es thut mir leid:
Du bist nun einmal eine Maid;
So sei's auch eben recht!"

Scheut man davor zurück, das von Goethe gebrauchte Wort auf der Bühne auszusprechen, — mir ist's freilich unerfindlich, was diese Scheu veranlassen kann — nun, dann streiche man auch lieber diese drei Verse zu dem Uebrigen! Besser die Beseitigung als diese verstümmelnde Verunsinnigung.

Herumreisenden Virtuosen hat Devrient das Kunststückchen abgelernt und sich angeeignet, die Stimme des bösen Geistes von Gretchen selbst sprechen zu lassen, den Dialog zu monologisiren, Beschuldiger und Beschuldigte, Anklage und Partei in eine und dieselbe Person zu vereinigen. Ich habe schon früher an einer andern Stelle ausgeführt, wie diese unnatürliche Verbindung in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Sie travestirt die Dichtung und hebt nebenbei auch, indem sie das stumme Spiel Gretchens während der Anklage des bösen Geistes wider sie unmöglich macht, die gewaltige Bühnenwirkung auf. Wie sich ein Dichter-Regisseur diese Scene denkt, mag hier wiedergegeben werden: „Aus der Säule tritt der böse Geist langsam, leise hervor, gehüllt in einen Schleier von derselben Farbe, wie sie die Säule hat: grau. Aber er — (oder richtiger: sie, denn eine weibliche, wenn auch tiefe, metallene Stimme muß sprechen) — sie also steht nicht Gretchen gegenüber, nach der herkömmlichen Anordnung, sondern nach Goethes Vorschrift hinter Gretchen, sich immer tiefer auf sie herabbeugend. So raunt sie ihr halblaut, aber scharf, die von dem lateinischen Texte des Requiems unterbrochenen Donnerworte in's Ohr".

So sollte es sein, so wie Dingelstedt es vorschlägt! Die Benutzung Gretchens als Sprech-Medium für den bösen Geist gehört in das Gebiet des Spiritismus, nicht in das der dramatischen Kunst.

VI. Der zweite Theil. Vorbemerkungen.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Theil des „Faust“. Es kann mir hier nicht in den Sinn kommen, der Zahl scharfsinniger Commentare und Erläuterungen, welche diese merkwürdigste Dichtung von Seiten der Aesthetiker Düntzer, Kuno Fischer, von Loeper, Schnetger, Vischer &c. erfahren hat, noch einen neuen Deutungsversuch hinzuzufügen. Ich habe mir ja nur vorgesetzt, diesen zweiten Theil als Bühnenwerk und auf seine mögliche Aufführbarkeit hin in's Auge zu fassen. Ich will also berichten, wie Devrient diese Aufgabe zu lösen versucht hat, und welche Vorschläge bezüglich der Aufführung von Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht worden sind.

Zunächst muß constatirt werden, daß bei der Behandlung dieses zweiten Theils ein ganz anderer Standpunkt eingenommen und ein anderes Verfahren eingeschlagen werden darf, als bei der des ersten Theils.

Der erste Theil ist die volksthümlichste Dichtung der deutschen Nation, der zweite die wenigst volksthümliche. Jeder gebildete Deutsche kennt den ersten Theil ungefähr auswendig; eine genaue Kenntniß des zweiten Theils besitzen aber nur die literarisch Eingeweihten der höheren Grade. Der erste Theil ist nationales Gemeingut, der zweite fast nur ein Monopol der Goethe-Specialisten. Der erste Theil gleicht dem Garten vor dem elterlichen Hause, in dem wir als Kinder gespielt haben; wir kennen jeden Weg und Steg, jeden Baum und Strauch, jede Blume und Blüthe, und einer jeden, auch der geringfügigsten Veränderung werden wir gewahr; wir vermissen die einzelne Rose, die vom Stocke gebrochen ist. Der zweite Theil starrt wie „Wald und Höhle“: in „dumpfem Moos und triefendem Gestein“, — ein unheimliches Dickicht mit bedrohlich aufragenden Baumriesen, die unwirthsam den Eingang zu wehren scheinen. Da muß die Axt heran, um Lichtung zu schaffen. Gewaltige Stämme müssen schonungslos niedergehauen werden; und es läßt uns mehr oder minder ungerührt, denn in den gefällten Stämmen haben wir keine vertrauten Freunde zu beklagen.

Daß der zweite Theil einer radicalen Umarbeitung bedarf, um für die Bühne geschickt zu werden, ist eine dira necessitas, die von Niemandem bestritten wird. Hier handelt es sich nicht mehr, wie im ersten Theile, um die Frage, ob diese oder jene schöne Stelle zu streichen oder zu erhalten sei, hier werden ganze Scenencomplexe ohne Gnade und Erbarmen ausgestoßen werden müssen; und die Opfer an dichterischen Geschöpfen, die dem Richtbeil des theatralischen Bearbeiters unrettbar verfallen, sind nach Dutzenden zu zählen. Hier wird gegen den Bearbeiter sich zwar kritischer Widerspruch erheben dürfen; der Pietätlosigkeit aber wird man ihn schwerlich zeihen. Ungleich freier darf er hier mit der Dichtung schalten und walten. Ja, es drängt sich ihm sogar die Nothwendigkeit auf, um die gerissenen Lücken zu füllen, mit einigen Versen ein künstliches Verbindungsglied zu schaffen. Allerdings wird er dafür zu sorgen haben, daß die Zahl dieser eingeschobenen

Flickverse eine möglichst geringe sei und deren Beschaffenheit nicht allzu grell gegen das Goethe'sche Muster absteche.

So haben es die bisherigen Bearbeiter des ersten Theils gehalten und so wollen es auch die thun, welche die Bearbeitung des zweiten Theils beabsichtigen. Beseitigungen, Verschiebungen, Stellvertretungen, Ausfüllungen sind hier die unerläßlichen Mittel zu dem Zwecke: den zweiten Theil bühnenfähig und bühnenmöglich zu machen.

Derjenige, der es unternimmt, dieses Neuland für das Theater urbar zu machen, hat ein hartes Stück Arbeit vor sich, und wenn das Werk den Meister loben soll, muß von der heißen Stirn viel Schweiß rinnen. Aber es steht ihm das tröstliche Bewußtsein zur Seite, daß er nicht auf das Ungewisse hin arbeitet, daß er ganz genau weiß, was er zu thun hat.

Was hat er zunächst zu thun?

Er hat aus dem Dickicht die anschauliche Bühnenhandlung herauszuhauen: er hat zu beseitigen, was diese verdunkelt und was den freien Blick darauf erschwert. Er hat mit einem Worte: zu sichten und zu lichten.

Diese Handlung ist da. Und der Zuschauer, dem bisher als Leser des zweiten Theils bei dem Gedanken an die Aufführung ein leichtes Gruseln über den Rücken gelaufen ist, als muthe man ihm zu, eine ganz geheimnißvolle, unverständliche Gespenstergeschichte zu vernehmen, wird ganz erstaunt sein, wenn er sieht, wie sich eine lichtvolle und klare dramatische Handlung auf den Brettern vor ihm abspielt, die in allem Wesentlichen ein reizvolles Widerspiel und eine Parallele zum ersten Theil der Handlung bietet.

Erzählen wir so, dem Goetheschen Originale treu folgend, die theatralisch anschauliche Handlung des zweiten Theils in möglicher Kürze und unter gebotener Beseitigung des Entbehrlichen, Ueberflüssigen, Schwer- oder Unverständlichen.

VII. Die Bühnenhandlung des zweiten Theils.

Erster Act. Faust schlummert von Ariel und den Elfen gewiegt auf blumigem Rasen. Bei seinem Erwachen „schlagen des Lebens Pulse" wieder „frisch und lebendig". Der erste Theil seiner Lebenstragödie, Gretchen, liegt abgeschlossen hinter ihm; er rüstet sich zum zweiten. Wir sehen die kleine, dann die große Welt, wie es ihm Mephisto nach Abschluß des Pactes zugesagt hatte; und so werden wir denn gleich in der ersten Scene des zweiten Theils — Faust und die Geister als Vorspiel betrachtet — aus der kleinbürgerlichen Welt, in der wir uns bisher mit Gretchen und Frau Marthe Schwerdtlein bewegt hatten, in die große Welt, in den Thronsaal der kaiserlichen Pfalz, zu dem Kaiser selbst geführt.

Die Zustände des Kaiserreichs sind desolat. Es fehlt an der Hauptsache: am Gelde. Von allen Seiten Klagen und Beschwerden. Mephisto, der als Stellvertreter des unpäßlichen Narren und als Staatsmann, als lustiger wie auch als ernster Rath der Krone, als maître de plaisir und als genialer Reform-Minister

dem Kaiser zur Seite getreten ist, hilft aus aller Bedrängniß. Auf seinen Vorschlag erhält das an sich werthlose Papier durch den Kaiser einen imaginairen Werth, und mit dieser neuen Erfindung des Papiergeldes wird das Deficit gedeckt, der rückständige Sold gezahlt. „Im Himmel kann's nicht heitrer sein“, jubelt nun alle Welt.

Und nun, da für das Brot gesorgt ist, soll es auch an heitern Volksspielen nicht fehlen. Die Zeit wird in Fröhlichkeit verthan, und nun feiert man:

„auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval“.

In diesem tollen Faschingsjubel erscheint auch Plutus (Faust), der Gott des Reichthums, des Wohllebens und der Verschwendung, und streut die Papierfetzen, die nun Geldeswerth haben, unter die Menge, während der Herold (Mephisto), den Festzug ordnend und erläuternd, vollkommen in seiner Rolle als geistiger Urheber des schalkhaften Mummenschanzes bleibt. Wie die Kneipscene in Auerbachs Keller, so schließt auch die Carnevalsscene mit „einem Tropfen Fegefeuer“ — mit einem etwas übermüthigen Feuerwerk. Der Kaiser verzeiht das „Flammengaukelspiel“ den neuen Genossen, Faust und Mephisto, die ihn aus den Finanznöthen befreit und dem Hof noch ein höchst belustigendes Schauspiel: die „Geisterscene“ versprochen haben.

Der Kaiser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer so der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen.

Allein die Competenzen Mephistos sind beschränkte; über die schönen und schaurigen Gebilde der hellenischen Mythologie hat der nordische Hexenmeister keine Gewalt.

„Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eig'nen Hölle“,

sagt Mephisto. Mephisto kann aber dem Faust wenigstens den Weg weisen, der ihn zum Ziele führt. Vermöge des Geisterschlüssels, den Mephisto ihm einhändigt, erschließt Faust das Tiefste der Erde. Er dringt vor bis zu dem Mittelpunkte: „in der Gebilde losgebundne Räume;“ und da, im Widerschein des glühenden Dreifußes, „im tiefsten, allertiefsten Grund“ steht er vor den „Müttern“, den Inhaberinnen der Urkraft. Mit dem Schlüssel berührt er nun den Dreifuß, der sich ihm anschließt, und mit ihm steigt er wieder aus den unbetretenen Fernen zur Erdoberfläche auf — nun als Gebieter des Heidenvolkes, das dem Ruf des mit dem magischen Dreifuß Gerüsteten zu folgen hat.

So taucht er auf inmitten der Hofgesellschaft, die in eifrigem Geschwätz auf das verheißene Schauspiel, „Paris und Helena“, wartet; und so beschwört er nun das schönste Weib und den schönsten Jüngling. Und Paris —

„Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar? —“

Da wird Faust von eifersüchtiger Leidenschaft überwältigt. Kein Mensch soll ihm das herrliche Weib rauben. Sich selbst und seine Umgebung ganz vergessend, dringt er mit dem Schlüssel bewaffnet auf die Beiden ein, berührt den Jüngling und will Helena mit Gewalt an sich reißen. Da bricht die Explosion aus. Faust wird bewußtlos zu Boden geschleudert, die Geister gehen in Dunst auf und in „Finsterniß und Tumult“ schließt der erste Act.

* * *

Zweiter Act. Fausts Studirzimmer aus dem ersten Theil. Faust, von Helena paralysirt liegt — noch immer bewußtlos — auf einem altväterlichen Bett. Mephisto erfährt durch Nikodemus, den Famulus Wagners, der nun „Magister und Doctor“ gar heißt, wie dieser letztere die Zeit in dumpfem Brüten verbracht hat. Im allerstillsten Stillen experimentirt der in seinen wissenschaftlichen Grübeleien ganz verstarrte Wagner im Laboratorium:

„Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen“.

Er arbeitet an der Fabrikation eines Menschen; er will künstlich die belebte Zelle herstellen; er will den Uebergang vom Anorganischen zum Organischen schaffen.

Bevor sich Mephisto von dem Resultat dieser Experimente überzeugen kann, erhält er den Besuch eines von früher her bekannten Gastes, des „Baccalaureus“, den wir als schüchternen, unerfahrenen und wißbegierigen „Schüler“ im ersten Theile kennen gelernt haben. Der hat sich nun gar herrlich entwickelt! Ein frecher Bursche ist er geworden, der in des bräuchlichen, aber eben darum nicht minder thörichten Wortes wahrster Bedeutung „ausstudirt“ zu haben vermeint. Von den Alten kann er nichts mehr lernen, und „place aux jeunes!“ sagt er mit den französischen Romantikern. Der Baccalaureus meint:

„Hat Einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am Besten wär's, euch zeitig todt zu schlagen“.

Der unerhörten Arroganz gegenüber wird selbst Mephisto ein Weilchen kleinlaut, und im stolzen Selbstbewußtsein zieht der Baccalaureus von dannen, dieweil Mephisto nun an Wagner herantritt, der sein Menschenartefact in der Phiole ausglühen läßt.

Homunculus ersteht. Das kleine Geschöpf wendet sich undankbar von seinem gerührten Schöpfer, Wagner, ab, schwebt zu dem bewußtlosen Faust hinüber und verkündet Mephisto, daß Faust, wenn dieser hier erwache, auf der Stelle des Todes sein werde, daß ihm aber die Umgebung von Waldquellen, Schwänen und nackten Schönen neues Leben bringen könne. Dazu sei die Gelegenheit günstig! Denn just in dieser Nacht feiern auf den pharsalischen Feldern die klassischen Hexen ihre Walpurgisnacht.

Dahin ziehen denn also auf dem Zaubermantel Mephisto mit dem Ritter Faust, beleuchtet und geführt von dem schimmernden Homunculus. Wagner bleibt bei seinem gelehrten Krimskrams daheim zurück.

Die Scene verwandelt sich. Auf den pharsalischen Feldern begegnen wir den Dreien wieder. Der nun erwachte Faust, der von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach Helena getrieben wird, trennt sich von den Genossen und forscht nach dem herrlichen Weibe, dem er in dem ungeheuren Gewühl von mythologischen Gespenstern zu begegnen hofft.

Mephisto findet natürlich wegen seiner bekannten Vorliebe für das Gemeine sofort wieder die allerschlechteste Gesellschaft: die Schreckensgespenster der Lamien und Empusen und endlich die entsetzlichste Scheusalbildung der Phorkyaden, die

„Schwanfarbnen Drilling: Eines Augs Theilnehmende,
Einzahnig". —

Durch Schmeicheleien gelingt es ihm, die Maske dieser ungeheuerlichen Dreieinheit zu gewinnen. Und so erwirbt nun Mephisto, der als nordischer Hexenmeister in dem klassischen Spuk nur hospitiren durfte, und als frecher Eindringling sich alle möglichen unangenehmen Behandlungen hatte gefallen lassen müssen, nunmehr als klassisch immatriculirter Teufel auch unter den hellenischen Dämonen zeitweiliges Asylrecht.

Faust auf der Suche nach Helena und Mephisto als Phorkyas, befähigt, an dem klassischen Hexenspuk theilzunehmen, somit Helenas Spuren aufzufinden und Faust zu ihr zu geleiten — das ist das Einzige, was die Bühne von dieser ganzen klassischen Walpurgisnacht gebrauchen kann, die in der Dichtung nahezu 1500 Verse zählt und von denen für die Bühnenhandlung kaum 150 erforderlich sein werden — vielleicht weniger, jedenfalls nicht mehr.

* * *

Der dritte Act umfaßt das edle und wunderschöne Helena-Drama Die Verse von zauberhaftem Wohllaut, deren kunstvollendete Nachbildung der antiken Tragödiensprache den nachdenklichen und andächtigen Leser zum Entzücken hinreißt, sind leider für den schnell eilenden Vortrag auf der Bühne nicht geeignet. Sie verlangen ein langsameres, beschaulicheres Genießen. Und wieviel Tragödinnen giebt es denn überhaupt, die diese Verse auch nur sprechen können — des verständnißvollen Eingehens auf den Inhalt und der Befähigung des klaren und logisch veranschaulichenden Vortrags ganz zu geschweigen? Von der Bühne herab werden die Strophen der Helena und ihrer Frauen für uns immer schwer verständlich bleiben; und wollte man dieses Helena-Drama, wie es Dingelstedt verlangt, nahezu ungekürzt aufführen, ich fürchte, auch den besten Zuhörer würde eine tödtliche Abspannung ergreifen. Es ist aber allerdings zu verstehen, daß ein Mann wie Dingelstedt, verlockt durch seinen literarischen Feingeschmack an der Schönheit der Sprache und an dem wunderlichen Geschöpfe, „das zwischen Himmel und Erde schwebt, zwischen Tod und Leben, zwischen Alt-Griechenland und Neu-Deutschland, zwischen Klassik und Romantik", ein solches Verlangen auf eine möglichst vollständige Erhaltung dieser Goethe'schen Dichtung hat aussprechen können.

Die bühnenmäßige Handlung dieses Aufzuges, um die ich mich ja hier allein zu kümmern habe, ist die: Phorkyas-Mephisto naht der schönsten Griechin, die von ihren Gespielinnen und Dienerinnen umgeben ist. Durch Phorkyas-Mephisto erfährt Helena, daß ihr Gemahl Menelaos,

„der das nie vergißt,
Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt",

aus Rache nach ihrem Leben trachtet. Ihr erbietet sich in dieser Gefahr ein Retter und Ritter — ein „munterer, kecker, wohlgebildeter Mann", der der Bedrohten in seiner Burg „so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl", sicheres Obdach gewähren will. Dem Schutze des Ritters Faust möge sie sich vertrauen. Und als nun wirklich Trompeten in der Ferne das Herannahen der Rächerschaar des Menelaos verkünden, folgt Helena durch Wolken und Nebel dem Führer Phorkyas in eine ihr fremde Zeit und Welt. Der Burghof, umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters, auf die die erstaunten Blicke der antiken Frauen fallen, nimmt Helena und ihr Gefolge auf. Der mittelalterlich romantische Ritter Faust tritt mit ehrerbietigen Worten der holden Königin aus dem klassischen Alterthume entgegen, sich galant entschuldigend, daß ihr kein würdigerer Empfang bereitet worden sei und von der Gebieterin die Bestrafung des säumigen Thurmwächters, der die Meldung unterlassen, erbittend.

Die sich an diese Begrüßung anschließende wundervolle Minnescene zwischen Faust und Helena (III, Vers 868 — 931), von der ein großer Theil erhalten bleiben kann, wird durch den Unheilsboten Phorkyas-Mephisto unterbrochen. Menelaos, so berichtet er, ist den Flüchtigen nachgesetzt:

„Das Verderben ist nicht weit.
Menelas mit Volkeswogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüstet euch zu herbem Streit!"

Der Aufbruch zum Kampfe Fausts mit seinen Rittern gegen Menelaos mit seinen Griechen beschließt diesen ersten Theil des Helena-Dramas.

Die unmittelbare Wiederanknüpfung des abgerissenen Liebesfadens, die Wiederaufnahme des verliebten Gekoses, die Vermählung Fausts mit Helena — die Verbindung des mittelalterlich germanischen und des antik hellenischen Geistes — und die eigenthümlich nervöse, reizvolle und geniale, aber innerlich krankhafte Frucht dieser Verbindung: die Geburt Euphorions, wird sich auf der Bühne nicht wie in der Dichtung ohne einen tieferen Einschnitt an den Aufbruch zum Kampf gegen Menelaos anreihen lassen dürfen. Da ist, wie Frenzel ganz richtig bemerkt hat, eine Pause nothwendig; sonst kommt in diesen schönen Theil des Helena-Dramas auf der Scene eine unerwünschte Komik.

Geht es auch in dieser herrlichen Phantasmagorie, die sich an Ort und Zeit nicht binden will, bunt genug zu, — der herabfallende Vorhang muß der Phantasie des Zuschauers zu Hülfe kommen, um ihm das Entstehen und Aufwachsen des lieblichen Euphorion klar zu machen.

Durch Phorkyas und den Chor vorbereitet, sehen wir dann, wie das glückliche Elternpaar, Helena und Faust, mit Euphorion — aus dem „edeln Zwei“ ist ein „köstlich Drei“ geworden — aus der Abgeschiedenheit hervortreten.

In unbezähmlichem Drange will sich das Kind Euphorion, ohne der Warnung der Eltern zu achten, in die Lüfte schwingen. Der unselige Flug bringt ihm den Tod, und Helena folgt dem geliebten Kinde in die Unterwelt. Nur das Gewand, das das schönste Weib umhüllt hat, bleibt in den Händen des verzweifelten Gatten und Vaters zurück. Die Gebilde des klassischen Alterthums gehen unter, und nun richtet sich auch aus der nutzlos gewordenen Vermummung des Phorkyas Mephisto in seiner wahren Gestalt riesenhaft auf.

* * *

Vierter Act. Ein wehmüthiger Nachklang an Fausts Liebe zu Helena, dem „göttergleichen Fraungebild“,

„Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt“,

erzittert in dem Monolog auf dem Kamme des Hochgebirges. Und kaum ist dieser verhallt, so taucht wie ein Märchen aus alten Zeiten ein selig schwermüthiges Erinnern an das „jugenderste höchste Glück“, an „des tiefsten Herzens frühste Schätze“, an seine Liebe zu Gretchen wieder auf.

Aus diesen süßen und schmerzlichen Träumereien rafft sich Faust, als der Genosse Mephisto an ihn herantritt, wieder zur That auf. Mephisto ist noch immer weit entfernt, seine Wette zu gewinnen. Noch legt sich Faust nicht beruhigt auf's Faulbett. Sein Streben, seine Thatkraft sind noch ungebrochen.

Welche gewaltige ethische Bedeutung und alles sühnende Kraft Goethe in seinem „Faust“ dem Schaffen, der Arbeit, der That beimißt, werden wir am Abschluß der Fausttragödie am deutlichsten erkennen. So lange Faust wirkt und schafft, ist er nicht verloren, und noch ist das „heiße Bemühen“, von dem Faust schon im ersten Satze des ersten Monologes spricht, nicht erlahmt. Noch will er kämpfen, ja, gegen das Gewaltigste den Kampf aufnehmen. Er, der Mensch, will mit Menschenwerk die zwecklose Kraft unbändiger Elemente besiegen:

„Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinein sie in sich selbst zu drängen“.

Ehe er diesen grandiosen Plan auszuführen vermag, bietet sich seiner Thatenlust und Thatkraft eine andere Befriedigung. Mittlerweile ist es mit der kaiserlichen Herrlichkeit, wie Faust und Mephisto zu Beginn des zweiten Theils sie begründet hatten, in die Brüche gegangen. Zeitweilig hatten sie der reellen Geldnoth durch den „Schein“, wie unsere Sprache mit geistvoller Zweideutigkeit und Doppelsinnigkeit sagt, also durch Schwindelpapiere, durch

die künstliche Anspannung des Credits wehren und das genußsüchtige Volk durch wilde Belustigungen zerstreuen und zur Ruhe bringen können; aber die unerbittliche Wahrheit ist mit der Zeit durchgedrungen. Man hat aus dem „Faust" nachweisen können, daß Goethe als echter vates, als Dichter und Prophet, die wichtigsten zukünftigen Ereignisse vorhergeahnt und vorhergesagt habe. Der Militärschriftsteller hat nachgewiesen, daß die Geisterschlacht in allen Hauptzügen mit einer Entscheidungsschlacht unserer neuesten Zeit vollkommen identisch sei; der Culturkampf ist im zweiten Theil (Scene zwischen Bischof und Kaiser) ganz getreu geschildert, und hier haben wir ein überraschend wahrhaftiges und ähnliches Bild der Napoleonischen Wirthschaft und der Haltung des französischen Volkes unter dem letzten Imperator. Von nun an hört die Uebereinstimmung allerdings auf.

Das Reich des Kaisers kracht in allen Fugen. Es ist zu schwach, um dem Ausbruch der Anarchie zu wehren und dem Umsichgreifen derselben einen Damm entgegenzusetzen. Das brutale Faustrecht herrscht. Die Empörung gegen das Oberhaupt ist riesig angewachsen, und es steht nun die Entscheidungsschlacht bevor zwischen der Rebellion, die einen Gegenkaiser an ihre Spitze gestellt hat, und dem alten angestammten Kaiser, dem Freunde Fausts.

Für diesen letzteren will nun auch Faust wieder eintreten — wohl weniger aus monarchisch legitimistischer Gesinnung, als aus der menschlichen Regung, daß es ihm leid thun würde, wenn sein alter Bekannter Kopf, Kragen und Krone verlieren sollte.

„Er jammert mich, er war so gut und offen".

Und so zieht denn Faust mit Mephisto und der wunderbaren Heeresmacht, die dieser aufgeboten, mit den „drei Gewaltigen" und dem kaiserlichen Heere als erwünschter Bundesgenosse dem Kaiser zu Hilfe. Die Schlacht bringt diesem den Sieg und dem Aufstande den Untergang. Die in der Dichtung sehr ausführlich geschilderte und von Strategen als ein wahres Kunstwerk gerühmte Schlacht muß auf der Bühne natürlich auf das Unerläßliche grausam zusammengestrichen werden.

Zum Dank für seine waffenbrüderlichen Dienste wird Faust vom Kaiser mit der Seeküste belehnt; und es versteht sich, daß nun auch der Diener der Kirche dem Throne naht, um für die Dienste, die ein Anderer geleistet, den wohlverdienten Lohn einzuheimsen. Das Zwiegespräch zwischen Erzbischof und Kaiser ist die genialste und verwegenste Satire, die über die weltlichen Ansprüche der Kirche geschrieben worden ist. Jeder Satz ist ein bitteres Epigramm, und jede Sentenz hätte während der Zeit des Culturkampfes als wirksames Citat verwerthet werden können.

* *
*

Fünfter Act. Nun also hat sich Faust seinem großen Werke hingegeben. Er hat des Meeres Rechte geschmälert und da, wo früher die „zwecklose Kraft unbändiger Elemente" geboten, „dicht gedrängt bewohnten Raum", „Anger, Garten, Dorf und Wald" geschaffen.

Faust, als Herrscher, hat sich da einen stattlichen Palast errichtet, von dessen weitschauendem Altan aus er mit Stolz das Werk seines Geistes und seiner Hände: das dem Meere abgerungene Land, überblicken kann. In der Nähe des Palastes wohnt ein altes Paar, Philemon und Baucis von Goethe genannt, das schon früher an jener von den Wogen bedrohten Stätte sein Hüttchen gebaut, den kleinen Garten gepflegt und die Kapelle errichtet hatte, in der es „läutet, kniet und betet und dem alten Gott vertraut“. Das „verdammte Läuten“ gemahnt Faust beständig daran, daß er auch hier nicht als unumschränkter Herrscher gebieten darf, daß jene Scholle Erde, auf der Hütte und Kapelle stehen, und die er nun durch Damm und Dünen erst gesichert hat, Anderen gehört. Das verdrießt ihn, und er befiehlt Mephisto, der mit den „Gewaltigen“ von fremden Meeren reiche Schätze heimbringt, dem „widrigen Geklingel“ ein Ende zu machen. Die Alten sollen expropriirt und auf ein schönes Gütchen mehr in's Land hineingebracht werden. Mephisto und die drei gewaltigen Gesellen machen aber nicht viel Federlesens mit den Alten. Sie stecken ihnen einfach das Haus über dem Kopf an, und da die unglücklichen greisen Leute nicht rechtzeitig auf Rettung bedacht sind, so finden sie mit dem Wanderer, den sie bewirthet hatten, in den Flammen ihren Tod.

Zwar flucht Faust dem „unbesonnenen, wilden Streich“; die Verantwortung dafür vermag er jedoch nicht von sich abzuschütteln.

In trüber und schwerer Stimmung verbrütet er schlaflos die Nacht. Da umschleichen ihn die vier grauen Weiber: Mangel, Schuld, Sorge und Noth.

Mangel, Schuld und Noth können dem Reichen nichts anhaben, und huschen wieder hinweg. Die Sorge aber spricht:

„Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein“.

In dem schauerlichen und erhabenen Zwiegespräch zwischen Faust und der Sorge entrollt er noch einmal seines ganzen Lebens wunderliches Bild und zieht die Schlüsse daraus. Von der bequemen Vertröstung auf ein Jenseits mag er nichts wissen:

„Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“.

Mit Feiern und Beten ist's nicht gethan, nicht das orare, das laborare ist ihm das Wesentliche, das unbefriedigte, nimmer rastende *Schaffen in dieser Welt*: die That und Thätigkeit — er kommt immer wieder darauf zurück:

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, *unbefriedigt* jeden Augenblick“.

Gegen die unheimliche Gewalt, die ihn nun bedroht, gegen die Sorge, ringt er rüstig. Er will deren Macht nicht anerkennen; da haucht sie ihn an, und Faust erblindet. Und doch bleibt der Thatkräftige der Sieger in dem Kampfe gegen die stärkere Gewalt des Schicksals:

„Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht.
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen!"

Und so ruft der Rastlose seine Leute aus dem Schlafe und feuert sie zur Arbeit an. Und als er nun die knirschenden Spatenstiche und das kollernde Aufwerfen der Erdschollen vernimmt, meint er, der nicht mehr sehen kann, daß die segensreiche Arbeit in vollem Gange sei. Aber die Lemuren sind's, welche von Mephisto geleitet, Fausts Grab schaufeln. Der erblindete Faust ordnet noch weise die Arbeit, er schwelgt in dem Gedanken, wie er durch sein Werk den Tausenden Wohnsitze schafft, die nun ihrerseits durch rastlose Thätigkeit sich das einzig menschenwürdige Dasein: in Arbeit und Freiheit schaffen sollen — das Recht:

„Thätig-frei zu wohnen";

denn nur die unausgesetzte Arbeit, die Thätigkeit — Faust hält daran fest bis zu seinem letzten Athemzuge und fühlt sich am Abschlusse seines Lebens gedrungen, dies immer wieder und wieder auszusprechen, — nur die That soll der Inhalt des Menschenlebens sein, und

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß", —

Bei dem Gedanken, wie er für diese thätige Menschheit segensreich schaffen und wie er durch sein Beispiel eine „kühn-emsige Völkerschaft" zu rastlosem Wirken aneifern werde, empfindet er das höchste Glück. Und da spricht er das verhängnißvolle Wort, das ihn nach seinem Pacte mit Mephisto der Hölle überliefern soll! Da spricht er zum Augenblicke das Wort:

„Verweile doch! Du bist so schön!"

Dem Tode verfällt er dadurch; aber was vermag der Tod dem Manne der That anzuhaben?

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!" —

Im Vorgefühle dieses hohen Glücks, im edelsten Genusse sinkt Faust entseelt zurück.

Die Lemuren bestatten den Körper, den Mephisto ängstlich bewacht, um die austretende Seele zu erwischen. Er hat doch einige starke Bedenken, ob ihm nun der Gewinn der Wette auch wirklich zugesprochen und der Preis dafür, Faustens Seele, verfallen werde. Aus dem Höllenpfuhle beschwört er alle Teufel herauf, um sich die Beute zu sichern; aber das ganze widerwärtige Aufgebot der Höllenfratzen erweist sich ohnmächtig. Milde, versöhnliche Weisen ertönen von oben. Von unsichtbaren Händen gestreut fallen Rosen auf den Leichnam, und trotz alles wüsten Schmälens und Wetterns Mephistos, dessen niedrige Lüsternheit selbst in diesem Augenblick seiner Bedrängniß durch das erhabene Schauspiel der heranschwebenden Engel entfacht wird, wird Faustens Unsterbliches emporgehoben.

Wir sind an dem herrlichen Finale — der Apotheose, wie man es hat nennen dürfen — angelangt.

Die einfache Beseitigung desselben und die Ersetzung durch ein lebendes Bild halte ich nicht für möglich. Dogmatische Bedenken beschleichen mich nicht. Ob man sich nun das Ende des Faust orthodox-katholisch oder anders denkt — ich habe kein Interesse zur Sache. Die Erlösung, — gleichviel ob eine confessionelle oder confessionslose Erlösung — die den Abschluß bringt und den Ring der Tragödie schließt, will ich nicht blos sehen, ich will auch die Motivirung, die nach meiner Auffassung ein erhebliches Glied der Bühnenhandlung ausmacht, vernehmen.

Die Engel, Faustens Unsterbliches tragend, schweben heran:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen“.

Durch das ungebrochene Streben, durch das unausgesetzte heiße Bemühn hat sich Faust den wohlverdienten Anspruch auf Erlösung errungen. Dem, der gestrebt, wird das Irren verziehen; und dem, der viel geliebt, wird viel vergeben. Die göttliche Macht ist eben barmherzig und von großer Güte. Und die heilige Jungfrau, die ein Menschenleben gelebt, menschlich empfunden und menschlich geliebt hat, ist milde. Vertrauensvoll und getrost darf Faust zu ihr sich aufrichten:

„Dir der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen“.

Und als eine der Büßerinnen, sonst Gretchen genannt, ihre inbrünstige Fürbitte an die Jungfrau richtet:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück . . .
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag“ —

wird die rührende Fürbitte erhört, und die Jungfrau versetzt gnadenvoll:

„Komm, hebe Dich zu höhern Sphären!
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach“.

In himmlischem Entzücken birgt Faust sein Angesicht und betet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!“

Gesühnt und gereinigt zieht Faust unter der feierlichen Verkündigung des mystischen Chores in die Seligkeit ein.

Dieses Finale veranschaulicht in großartigster Weise den Grundgedanken der Gesammtdichtung: die heiligende That.

In diesem Brennpunkte sammeln sich alle zerstreuten Strahlen der Dichtung. Das Rasten, Verweilen, die Befriedigung, das Faulbett — das ist Tod, das ist Hölle und Verdammniß. Das Streben, Mühen, Schaffen, das Weiterschreiten, die Unbefriedigung, die That — das ist ewiges Leben und Seligkeit.

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan",

hatte Faust in dem entscheidenden Augenblick der Wette mit dem Teufel gesagt.

Goethe steht also mit seiner Dichtung ganz auf dem Boden des Christenthums: „Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird dem Menschen nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt". (Matth. 12, 31 und 32). Der heilige Geist, dessen Schändung zu ewiger Verdammniß führt, ist eben das Schaffen selbst. „Der Geist ist es, der da lebendig macht", sagt Johannes (6, 63).

Wer diese Schaffenskraft nicht nützt, sie in Trägheit verkümmern läßt, wer ohne Streben, sich nicht bemüht, der ist dem Bösen verfallen.

So lange aber der Mensch strebt, ist sein Irren nach der milden Auffassung des Herrn selbst verzeihlich. Und durch das Streben und Wirken und heiße Bemühn, das den Inhalt von Faustens gesammtem Dasein ausmacht, von dem ersten Augenblicke, da wir ihm gegenübertreten, bis zu seinem letzten Athemzuge — durch die That erwirbt er sich die Erlösung, und seine Fehltritte werden gesühnt.

„Am Anfang war die That",

übersetzt Faust das geheimnißvolle λογος.

„Die That ist Alles, nichts der Ruhm!"

erwidert er Mephisto, der ihn zu schlaffem Wohlleben verleiten will. „Thätig frei zu wohnen", „kühn-emsig" gegen die umringende Gefahr anzukämpfen —

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein" —

das ist für ihn der Menschheit vornehmliche Aufgabe, und in der Lösung dieser Aufgabe hat sich das menschliche Leben zu erschöpfen.

„Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß".

Ein solches, von unermüdlicher Thätigkeit ganz erfülltes Dasein ist niemals ein verlorenes. Und mag auch gefehlt, gefrevelt und gesündigt sein, es wirkt segensreich nach auf die Jahrtausende, und seine Spuren werden nicht verweht. Das menschliche Fehlen wird durch die Kraft der Arbeit gesittlicht und erlöst, und selbst die Engel im Himmel verkünden dies trostreiche Evangelium der Arbeit:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen".

VIII. Die Bühnenbearbeitung des zweiten Theils.

Durch diese eingehende Wiedergabe der Handlung des zweiten Theils des „Faust“, wie sie auf der Bühne zu anschaulicher Darstellung gelangen würde, bin ich schon an die Frage: in welcher Weise sich nun der Bearbeiter zu dieser Dichtung zu stellen hat, herangetreten. Ich glaube, er kann dem Dichter Schritt für Schritt folgen. Er muß zwar oft, fast immer, als Knecht des Theaterpublicums kürzere Wege suchen, als der Dichter in seiner göttlichen Freiheit und Ungebundenheit einschlägt, er braucht aber keine wesentlichen Strecken zu überschlagen.

Diesem Princip ist auch Devrient im Ganzen gefolgt. Ich befinde mich daher mit seiner Art der Bearbeitung in der Hauptsache in besserem Einverständniß, als mit den Vorschlägen von Dingelstedt und Frenzel, die aus dem zweiten Theil den zweiten Act, — der erstere nahezu ganz, der andere ganz — beseitigen wollen.

Die erste Verwandlung des zweiten Aufzugs, die Rückkehr in das Studirzimmer des Faust, wollen Beide streichen. Dingelstedt macht dazu allerdings bedauernde Bemerkungen über den dadurch nothwendig werdenden Wegfall der Baccalaureusscene. Nicht nur um dieses Juwels willen bestehen wir auf Aufrechthaltung des Scenencomplexes im Studirzimmer. Die Fäden, welche den zweiten Theil mit dem ersten verbinden, sind ohnehin spärlich und dünn genug! Und da sollten wir gerade auf die einzig sichtbare Verknüpfung Verzicht leisten? Sollten gerade diese Scene, die einzige, die in einem auch äußerlich wahrnehmbaren Zusammenhange mit dem ersten Theil steht, streichen? Hier allein wird uns ad oculos demonstrirt, daß wir denselben Faust, den wir im ersten Theil gesehen haben, auch im zweiten Theil wieder erblicken. Hier sehen wir das alte Studirzimmer unverändert, wie es unser Auge zu Beginn der Tragödie geschaut hat. Wir sehen dieselben Leute, die es früher betreten haben, diese freilich sehr verändert: den einstens bescheidenen Schüler als arroganten, aberwitzigen Baccalaureus, den quondam grübelnden Famulus als nunmehr überstudirten Dr. Wagner.

Dingelstedt nimmt Anstoß an dem allerdings etwas problematischen Homunculus, der in den Retorten Wagners auf wissenschaftlichem Wege gebildet wird. Man weiß, welche tiefsinnigen Deutungen dieses Menschenartefact schon gefunden hat. Bei Wollheim wandelt sich dieser Homunculus zum jugendlichen Vertreter der Poesie und scheint in Euphorion aufzugehen. Das ist so superklug, daß ich mich damit nicht befassen mag. Vischer hat in seinem köstlichen „Faust, der Tragödie dritter Theil“, diese Homunculusdeutereien in witzigster Weise abgethan. Er läßt Faust bevor er zur Seligkeit aufsteigt, noch einige Prüfungen bestehen, und eine der grausamsten ist, daß er den seligen Knaben beibringen soll, was der zweite Theil des „Faust“, speciell der Homunculus zu bedeuten hat. Faust leistet in ebenso kühnen wie unklaren Unterlegungen das Denkbare und sagt schließlich stockend:

„Es ist, wenn man's besieht bei Licht . . .“

Einer der seligen Knaben wirft dazwischen:

„Erlaubt, mir scheint, ihr wißt es selber nicht.
Drum lasset mich damit in Ruh!"

Faust (für sich):

„Du ahnungsvoller Schlingel, Du!"

Den Homunculus auf der Bühne lasse ich ohne alle Commentare und Symbole gelten als ein auf chemisch-physikalischem Wege hergestelltes Menschlein; und so hat sich auch seine Darstellbarkeit hier erwiesen. Das leuchtende Männlein in der Flasche, das Faust und Mephisto den Weg zu den pharsalischen Feldern weist, ist nicht bühnenschwieriger als die Phorkyas und die Lemuren, die wir doch schlechterdings nicht entbehren können. Und sollten wir ohne Noth die geheimnißvoll schöne Wagnerscene („die Glocke tönt, die fürchterliche") über Bord werfen? Ich stimme mit Devrient entschieden für Beibehaltung des Studirzimmers aus dem ersten Theil, des Dr. Wagner, des Baccalaureus und des Homunculus und finde es logisch und gut, daß diese Scenen auf der Bühne, wie Devrient es eingerichtet hat, den abgeschlossenen, zweiten Act bilden, der nun als adäquates Glied der Parallelhandlung der beiden Theile, gerade wie der zweite Act im ersten Theile, mit dem Aufflug Fausts und Mephistos auf dem Zaubermantel abschließt.

Im Gegensatze zu Frenzel und Devrient will Dingelstedt auch noch dem Euphorion den Garaus machen. Er hält ihn für nicht lebensfähig auf der Bühne. In diesem Punkte täuscht sich Dingelstedt. Die Aufführung auf dem Victoriatheater hat nicht nur die Lebensfähigkeit bis zur Evidenz erwiesen; sie hat auch dargethan, daß diese Episode eine der rührendsten, ergreifendsten und — um ein Theaterwort zu gebrauchen — der effectvollsten des zweiten Theils ist. Ich bin nicht nur nicht für Streichung der Euphorionscene; ich plaidire sogar dafür, daß die von Devrient sehr gekürzte Scene nahezu vollständig nach der Dichtung wieder hergestellt werde. Scenisch läßt sich diese Episode, wie ich glaube, allerdings noch viel schöner und poetischer darstellen, als wir sie gesehen haben. Frenzel giebt dafür sehr zu beherzigende Winke.

Ueber die kindliche Afterweisheit des ersten Bearbeiters des zweiten Theils, Dr. Wollheim da Fonseca, der Helena mit Gretchen identificirt und demgemäß auch Euphorion für Gretchens ertränktes Kind erklärt, und dies später noch als einen der seligen Knaben im Finale aufmarschiren läßt — wodurch auch noch die heidnische Unterwelt mit dem katholischen Himmel vermengt wird — darüber kein Wort! Dieser Entstellung wäre allerdings noch die von Dingelstedt befürwortete Tödtung bei Weitem vorzuziehen.

Mein principielles Einvernehmen mit dem Charakter der Devrient'schen Bearbeitung, die dem Dichter folgt, schließt meine Bedenken über einige Einzelheiten, meinen entschiedensten Widerspruch gegen andre nicht aus. Wenn der erste und zweite Act, Kaiserpfalz und Studirzimmer, ohne erhebliche Veränderungen, so wie Devrient sie bearbeitet hat, acceptirt werden können, so scheint mir der dritte Act, in dem Devrient sehr richtig die klassische

Walpurgisnacht und das Helena-Drama zusammenfaßt, berechtigten Wünschen Raum zu geben und verbesserungsbedürftig zu sein.

Nach meiner Auffassung nimmt bei ihm die klassische Walpurgisnacht, obwohl sie schon sehr erheblich zusammengestrichen ist, immer noch einen viel zu breiten Raum ein. Die Darstellung hat mir die Undarstellbarkeit in dieser Gestalt bewiesen. Ebenso wenig wie der nordische Blocksberg den Eindruck des Spukhaften und Grausigen, macht diese klassische Walpurgisnacht den Eindruck des Heiteren, sinnlich Schönen und auch im Häßlichen Großartigen. Es ist auf der Bühne ein langweiliges Ballet mit eingestreuten Gesängen, die nichts zu bedeuten scheinen, und einem verbindenden Text, der unverstanden bleibt. Selbst bei den gedankenreichsten Versen ist man, wenn man sie von der Bühne herab hört, versucht, mit Mephisto auszurufen:

„Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht“.

Von dieser ganzen klassischen Walpurgisnacht wollen wir weiter nichts sehen als Faust, der nach Helena sucht, und Mephisto, der sich von den Phorkyaden die Maske holt, die ihm das Domicil im spukhaften Hellas ermöglicht und ihm verstattet, der Helena zu nahen; — durch alles Andere ein kühner Strich!

Dagegen würde meines Erachtens eine Erweiterung des von Devrient bis zur Unkenntlichkeit zusammengestrichenen Helena-Dramas geboten sein, wenn auch nicht in dem Umfange, wie Dingelstedt es wünscht. Es würde ferner nach Frenzels Vorschlage zwischen dem Aufbruch zum Kampf gegen Menelaos und der Euphorionscene eine Trennung zu schaffen sein; die Euphorionscene würde ich, wie ich schon sagte, fast unversehrt aufführen.

Die Geisterschlacht im vierten Act und die Blendung Fausts durch die Sorge können nach meinem Erachten zu einer weit gewaltigeren Wirkung gebracht werden, als dies unter der Devrient'schen Regie geschieht. Wie ich mir das Finale denke, habe ich in dem Berichte über die Handlung schon ausgeführt. Es ist wesentlich kürzer als die Devrient'sche Bearbeitung und enthält die wichtigen Verse, die Devrient dem Doctor Marianus abgenommen hat: Fausts Vertrauen zur Gnade und sein andächtiges Gebet, das ihn zur Seligkeit hinüberführt.

Die Veränderungen, die Devrient im Einzelnen vorgenommen hat sind mannigfacher Art. Von den Strichen, die eine absolute Nothwendigkeit sind, und deren Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit hier unmöglich erörtert werden kann, abstrahire ich. Ich habe hier nur zu untersuchen: a) die Verschiebung der Verse, b) die Vertauschung der Personen, die diese Verse sprechen, c) die Veränderungen des Textes, die auf zum großen Theil zimperliche Bedenken zurückzuführen sind, und d) die eigenen Zuthaten, die ich Zudichtungen nicht nennen mag.

Devrient hat sich mit den Verschiebungen keinen Zwang auferlegt. Er hat in den Goethe'schen Versen, die doch recht wohlgeordnet zu sein pflegen, mit einer Keckheit herumgewirthschaftet, die in ihrer Weise genial genannt werden kann. Ich will nur eine einzige Stelle anführen und nach der Loeperschen Versauszählung die betreffenden Zahlen der Verse hinzufügen. Man wird daraus ersehen, wie Devrient springt: vierhundert Verse vor, wieder zweihundert zurück, wieder zweihundert vor, wieder zweihundert zurück, wie er mit einem Worte: mit Goethe umspringt:

305. Laß du den grauen Kerl nur walten,
306. Und Niemand nimmt dir etwas ab.

Faust.

725. Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften
726. Empfinden sich erstarkt in freien Lüften,
727. Da droben rasselt's, klappert's lange schon,
728. Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.

729. Ganz recht! sie sind nicht mehr zu zügeln,
730. Schon schallt's von ritterlichen Prügeln
731. Wie in der holden alten Zeit!
526. Hört, wie sie sich voraus erboßen,
527. Blechklappernd aneinander stoßen!
737. Schon klingt das Tosen weit und breit.

Faust.

532. Der Horizont hat sich verdunkelt ꝛc.

Aehnliche Beispiele ließen sich verdutzendfachen.

Von den Vertauschungen der Personen, welche die Verse sprechen — Mephisto spricht z. B. zu Wagner die Abschiedsworte des Homunculus und im Helena-Drama einzelne Verse des Chors, die sich in seinem Munde seltsam genug ausnehmen — will ich ebenfalls nur ein frappantes Beispiel anführen.

Das Gebet des Dr. Marianus, welches diesem die Seligkeit erschließt — und das ist doch immerhin wichtig genug — dieses Gebet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!"

sprechen oder singen vielmehr bei Devrient die drei Erzengel: Raphael, Gabriel und Uriel. Das ist geradezu sinnwidrig. Denn so wird aus dem erlösenden, inbrünstigen Dankgebet des zur Gnade eingehenden Sünders einer der üblichen Lobgesänge, wie deren die seligen Engel wohl zu jeder Stunde mehrere anstimmen. Dies Gebet des Dr. Marianus Faust giebt uns die Gewähr, daß Gretchens Fürbitte erhört worden ist; es ist der Dank für die schon erwiesene Gnade. „Bleibe gnädig!" betet Faust. Es ist also von entscheidender Wichtigkeit, daß Faust diese Worte spricht, und es ist unerfindlich, weshalb Devrient diese den Erzengeln gegeben hat.

Die Veränderungen im Texte sind gerade wie im ersten Theil so auch im zweiten zumeist den Wünschen des Bearbeiters entsprungen, den Goethe'schen Derbheiten und Nacktheiten ein sittsam bühnenfähiges Mäntelchen

Digitized by Google

zur Veranständigung umzuhängen. Auch da sind wie im ersten Theil gar curiose Dinge zu verzeichnen. Auf's Gerathewohl hier einige Beispiele.

Bei Goethe heißt es in der Wagnerscene, Herstellung des Homunculus:

— Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht
— Was giebt es denn?
— Es wird ein Mensch gemacht.

Bei Devrient heißt es:

— Ein herrlich Werk ist hier sogleich gemacht.
— Was giebt's?
— Es wird ein Mensch zu Stand gebracht.

Ich bitte um Verzeihung — er wird nicht „zu Stand gebracht"; er wird in des Wortes reinster Bedeutung „gemacht" und zwar auf dem allertrockensten, nüchternsten wissenschaftlichen Wege.

„. . . Wie sonst das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel Possen . . .
Wenn sich das Thier noch weiter dran ergötzt,
So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben".

Dieses Menschlein wird also gerade so gemacht wie irgend eine andere chemische Mischung, und daß Devrient da eine Milderung für nothwendig erachtet hat, beweist bei dem doch sonst so scharfsinnigen Kopfe, daß er das dichterische Wort nicht verstanden hat. Wagner, der eben dem Schöpfer in's Handwerk pfuschen will, sagt auch mit dem göttlichen Urheber aller Wesen und Dinge: „Lasset uns Menschen machen!" — nicht „zu Stande bringen". Und somit wird es auch wohl später sein Bewenden dabei haben müssen, daß Wagner sagt: „Es wird ein Mensch gemacht".

Von den thessalischen Hexen sagt Mephisto „lüstern", wie es Goethe schreibt, und wie es Devrient ihm auch durchgehen läßt:

„Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,
Ich glaube nicht, daß es behagt . . ."

„Mit ihnen allezeit zu wohnen",

verfeinert Devrient. Ob's dadurch unverfänglicher wird, — ich weiß es nicht! Aber die Basen, für die Devrient diese Arbeit „zu Stande bringt" oder, um mit Wippchen zu reden: „verzeihen Sie das harte Wort" — macht, — die Basen denken sich vielleicht dabei, daß Mephisto bei den thessalischen Hexen eine züchtige Junggesellenwohnung beziehen will, und werden dann beruhigt sein.

Weitaus bedenklicher sind die Zusätze, die — ich bedauere, es sagen zu müssen, durchweg gänzlich mißrathen sind. Um nach dem Abgange des Baccalaureus einen Uebergang zu Wagner zu finden, läßt Devrient seinen Mephisto sagen:

„Allein wo hat der Mann sich hingethan,
Der Fausten zur Genesung helfen kann?"

Ich gestehe, daß ich an dieser Charakterisirung Wagner nie und nimmer erkannt haben würde. Daß dieser, fast bis zum Stumpfsinn überstudirte

Gelehrte Fausten Genesung bringen könne, ist mir etwas Ueberraschendes, und ich finde für diese Auffassung in der Dichtung keinen genügenden Anhalt.

Bald darauf macht Devrient einen andern Zusatz. Es ist ihm augenscheinlich darum zu thun, daß Faust gesundet. Nun hat Mephisto seine Ansicht geändert. Er erwartet nicht mehr von Wagner, daß dieser Fausten zur Genesung helfe —

„Nur bei Helenen kann er uns gesunden",

sagt er jetzt.

Zwischen dem zweiten und dritten Acte des Originals muß ein Uebergang hergestellt werden. Devrient hat diese Nothwendigkeit erkannt. Mephisto hat die Gestalt der Phorkyas angenommen. Er erlangt in dieser Vermummung den Zutritt zu Helena. Mit dem Homunculus, der da herumirrlichterirt, muß doch auch wieder einmal gesprochen werden. So möge dieser denn später Helena aus der klassischen Walpurgisnacht zur gothischen Burg hinüberführen! So hat sich's Devrient zurechtgelegt und aus diesem Raisonnement sind folgende Programmverse entsprungen, die Mephisto vorträgt:

„Kaum als Phorkyade steh' ich da,
So naht schon Muhme Helena.
In den antiken Hüllen
Zwing' ich sie meinem Willen.
(Zu Homunculus.) Nun leuchte zu,
Du Ausgeburt des Wissens, Du!
Bei Deinem Schein entführ' ich schnelle
Aus Hellas Helena zur nord'schen Helle".

Ja, wenn das gute, wenn's auch nur leidliche Verse sind, dann muß ich mich eines jeden Urtheils begeben. Denn mir kommen sie entsetzlich mißlungen und gar betrübsam in widersinniger Komik vor:

„Kaum als Phorkyade steh' ich da,
So naht schon Muhme Helena",

paßt doch eigentlich besser in eine Offenbachsche Parodie als in Goethes „Faust". Diese Verse könnten gleich an den Auftritt der Könige in der „Schönen Helena" sich anschließen:

„Ich bin Menelaus, der gute, 'laus der gute, 'laus der gute,
Der Mann der Helena".

„Muhme Helena", sagt Devrient schalkhaft. Das soll an Goethe anklingen. Ach, es klingt nicht an! Und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mephisto und dem göttergleichen antiken Weibe sind doch nicht dieselben, wie die, die ihn mit „seiner Muhme, der berühmten Schlange" verbinden. Und „zuleuchten" soll Homunculus! „Du Ausgeburt des Wissens, Du", wie Devrients Mephisto liebkosend sagt. Auch da sollen wohl Goethes Klänge nachzittern: „Du ahnungsvoller Engel, Du!" — Nein, Devrient sollte keine Verse machen. Er kann's wirklich nicht!

Ebenso unerfreulich sind die Worte, die Devrient als letzte Ansprache Mephistos an den Homunculus richten läßt:

„Nun lass' zum letzten Dienste Dich entzünden,
Homunculus! Und hilf mir Fausten finden.
Dann lös' ich Dich, dann magst Du Dich ergießen,
Um Dein gekünstelt Dasein zu beschließen“.

Von anderen Zusätzen, die auf derselben dichterischen Höhe stehen, brauche ich nicht zu reden. Dem Einsichtigen genügen wohl diese Citate.

Ziehen wir nun das Facit aus dieser Auseinandersetzung, die bei dem Wunsche, der mich erfüllt hat: nichts zu verschweigen, was die Sache, die Bühnenaufführung des Gesammt-„Faust“, schädigen, und alles zu sagen, was sie fördern könnte, einen Umfang angenommen hat, den ich aus praktischen Gründen bedauern mag, so ist es das:

Die Aufführung des Gesammt-„Faust“ ist eine Möglichkeit. Als solche wird sie eine nationale Pflicht, der sich die Berufensten zu unterziehen haben.

Zum Theil vortreffliche und zu beherzigende, jedenfalls sorgsam zu prüfende Vorschläge dafür haben Franz Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht.

Devrient hat eine nützliche, praktische Vorarbeit geliefert, die vieles Gute gefördert, und in dem Mißlungenen den Späteren gezeigt hat, welche Fehler zu vermeiden sein werden, an welchen Stellen ihr Talent vor allem einzutreten haben wird.

Der spätere berufene „Faust“-Bearbeiter muß den Bühnenpraktiker und den Dichter in sich vereinigen.

Devrient ist ein tüchtiger, aber einseitiger Bühnentechniker ohne poetische Ader. Da, wo es sich um scenische Einrichtungen handelt, um Leistungen des theatralischen Handwerks, wird man seine verdienstliche Arbeit sehr oft mit Gewinn verwerthen können. Seine sinnreiche Dreitheilung der Bühne bewährt sich — wenn auch nicht im Ganzen und überall — so doch in Einzelheiten in überraschender Weise. Wo aber die Bearbeitung die feine poetische Empfindung erfordert, wo sie gar die eigene poetische Nachhülfe, die Hinzudichtung als unentbehrlich für die Bühne heischt, da versagt ihm die Kraft, da ist nahezu alles, was er geschaffen, wieder abzuschaffen.

Sein hohes Verdienst, nach seinen besten Kräften mit redlichem Streben und heißem Bemühn einen bühnenmöglichen Gesammt-„Faust“ haben herstellen zu wollen, wird dadurch in keiner Weise geschmälert.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen“,

wird auch die gerechte Kritik, die bei dem zu Rügenden nicht länger verweilt, als gerade nothwendig ist, ihr Urtheil abschließen.

Auf den ersten schwachen, aber wegen seiner Kühnheit beachtenswerthen Versuch des Dr. Wollheim ist nun ein zweiter, viel gelungenerer gefolgt. Vivat sequens! Es wird mit der Zeit schon ein wahrhaft bühnenschöner Gesammt-„Faust“ herausgearbeitet werden. Und wenn irgend eine, so ist diese Arbeit, um mit Klopstocks vielcitirtem Worte zu schließen, „des Schweißes der Edlen werth“.

Bibliographie.

Johannes Blochwitz. Farbenspiele. Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen. 8. VIII u. 122 S. Leipzig, 1880, Bernhard Schlicke.

Die Absicht des Verfassers ging dahin, Zertrenntes in leicht übersichtlichen Zusammenhang, Unbekanntes zur Kenntniß, Halbbewußtes zu vollem Bewußtsein zu bringen; den guten Geschmack zu fördern und mancherlei Anregung zu weiteren „eigenen“ Beobachtungen zu geben. Das Bändchen enthält die folgenden Capitel: „Farbenspiele in der Natur“, „Farbenspiele in der menschlichen Gesellschaft“, „Weiß und Schwarz“, „Blau“, „Roth“, „Farbenverbindungen“. Die geistreichen Studien verdienen gelesen zu werden, sie werden vielfach anregend wirken; die Form derselben ist sehr gelungen.

Adalbert Cybulski, Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 1. Bd. 8. XVI und 332 S. Posen, 1880, Zupanski.

Das Werk setzt sich aus den Vorlesungen zusammen, welche Adalbert Cybulski, ein Pole und ausgezeichneter Kenner der Literatur seines Volkes, in den Jahren von 1842—45 an der Berliner Universität in polnischer Sprache gehalten hat. Unsere Literatur besitzt bis zur Stunde kein Buch, das sich über die hier behandelte glänzende Periode der Literaturgeschichte Polens mit derselben Autorität und ähnlichen Gründlichkeit verbreitet, wie die vorliegende Arbeit. Gewissermaßen in ihrem Mittelpunkte steht die glänzende Dichtererscheinung von Adam Mickiewicz; um sie herum gruppirt sich eine überraschend große Zahl von Poeten (darunter Slowacki, Krasinski und Zeleski), die bei uns kaum dem Namen nach bekannt sind, so sehr sie auch verdienten, auch bei uns gewürdigt zu werden. Cybulskis Vorlesungen haben daher den doppelten Werth, daß sie uns neben einer ausgezeichneten Charakteristik des hervorragenden polnischen Dichters, wie sie in gleicher Ausdehnung und Gründlichkeit noch nicht existirte, eine Fülle ganz neuer Erscheinungen erschließen und uns damit die geschilderte Periode in ihrer wirklichen Bedeutung zeigen. Die von Herrn Louis Kurtzmann vorgenommene deutsche Bearbeitung des Textes ist sicher und stilistisch anerkennenswerth; die Uebersetzung der polnischen Poesien ist gleichfalls gelungen zu nennen. Man darf der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegensehen.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 4. Band. 8. 414. S. Berlin, 1880; Alexander Duncker.

Dies großartige Unternehmen von nationaler Bedeutung ist in erfreulichstem Fortschreiten begriffen: programmgemäß ist in fünfmonatlichen Zwischenräumen je ein Band erschienen. Die Energie der Herausgeber — Droysen, Max Duncker und Sybel — sowie des Verlegers, der dem vaterländischen Werke eine wahrhaft glänzende Ausstattung zu theil werden läßt, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die folgenden Bände uns nicht länger als nothwendig werden vorenthalten werden. Wir werden der bedeutungsvollen Sammlung, deren vorliegender Band die Correspondenz des Jahres 1745 umfaßt, demnächst in einem eingehenden Essay aus der Feder eines unserer berufensten Historiker gerecht werden.

Decamerone vom Burgtheater. 3 Auflage. Mit 25 Portraits. VIII und 312 S. Wien, 1880, Hartleben. ℳ 4.50.

Die große Mehrzahl der Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters hatten sich

zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes vereinigt und Episoden aus ihrem Leben und künstlerischem Entwicklungsgange in dem Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblattes“ erzählt. Der vorliegende Band bietet die Sammlung dieser Erzählungen und damit einen ebenso originellen wie fesselnden Beitrag zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, dem Künstler, der vielleicht noch vor Kurzem von der Bühne herab uns ergriffen oder erheitert hat, in der anderen Eigenschaft als Schriftsteller zu begegnen und überdies in der eines guten. Die meisten der Wiener Künstler verstehen lebendig und mit Humor zu erzählen; man glaubt in den Skizzen die Individualität des Verfassers wiederzufinden, wie wir sie von der Bühne herab kennen gelernt haben und dies ist ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Gebotenen, das schon mit Hinblick auf den guten Zweck die wärmste Empfehlung verdient.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörfer, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, E. Schrader u. A. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 18. Abtheilung. Lexicon-Format. (Geschichte von Hellas und Rom von G. F. Hertzberg. 2. Bd. Bog. 32—41) à Abtheilung ℳ 3.—

Diese 18. Abtheilung enthält die vierte Fortsetzung der „Geschichte des alten Roms“ von Professor Dr. G. F. Hertzberg in Halle. Die Grundsätze, nach welchen diese römische Geschichte bearbeitet ist, sind die nämlichen wie bei der griechischen desselben Autors: lebendige und geschmackvolle Darstellung auf Grund der anerkannten Resultate der neueren Forschung. Die Culturgeschichte, von guten Illustrationen wirksam unterstützt, ist überall herangezogen und werden die Grenzen zwischen gesicherter und kritisch anfechtbarer Ueberlieferung gekennzeichnet, die handelnden Personen nach dem Maße der geprüften Quellen charakterisirt. Daß dem Verfasser vortreffliche Mittel der Darstellung zu Gebote stehen, daß er zu fesseln und zu veranschaulichen, auch die handelnden Hauptpersonen sein und lebendig zu schildern versteht, davon wird sich der Leser bald überzeugen, wenn er Abschnitte wie die Punischen Kriege oder die Griechische Revolution durchliest. Karthagos Untergang wird er kaum anderswo mit gleich dramatischer Lebendigkeit dargestellt finden. Das Werk ist jetzt herabgeführt bis zur Schlacht bei Philippi, den Schluß wird die nächste Abtheilung bringen.

Meyers Reisebücher. Oesterreich-Ungarn nebst angrenzenden Theilen der unteren Donauländer, von Bayern und Ober-Italien. Zweite umgearbeitete Auflage. kl. 8. XXII u. 536 S. mit 18 Plänen, 18 Karten und Grundrissen, zwei Panoramen. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Gebunden.

Die erste Auflage dieses Buches, welche bei Gelegenheit der Weltausstellung 1873 erschien, umfaßte in der Hauptsache nur die Beschreibung der Kaiserstadt und außerdem nur die nöthigen zuführenden Routen und Ausflüge von Wien aus. Bei der Bearbeitung der vorliegenden zweiten Auflage, welche die Hauptrouten durch die ganze Oesterreichisch-Ungarische Monarchie behandelt, ist von dem Text der ersten Auflage ganz abgesehen worden, so daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt eine durchaus neue Arbeit ist. Es bewähren sich auch an ihm alle Vorzüge der Meyer'schen Reisehandbücher: Uebersichtlichkeit der Anordnung, Genauigkeit und Präcision der Angaben, unparteiische Empfehlung, größte Reichhaltigkeit und elegante, solide Ausstattung. Man wird sich durch die behandelten Länder keines zuverlässigeren Führers bedienen können.

Johann Georg Rists Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 2 Bde. 8. LII und 963 S. Gotha, 1880, F. A. Perthes. ℳ 16 —

Eine Selbstbiographie wird hier geboten, herrührend von einem Manne, dessen Name nicht nur in seiner eigenen Heimath (den Elbherzogthümern) wohlbekannt ist, sondern welchem durch die eigenthümliche Gestaltung seiner Schicksale Gelegenheit gegeben worden, mit ausgezeichneten Männern jedes Standes, im In- und Auslande, in genaue Beziehung zu treten. Obgleich durch seine Gabe leichter Mittheilung und die reichen Schätze seines Innern mit allen Eigenschaften eines hervorragenden Schriftstellers versehen, ist er dem größeren Publikum doch wohl nur bekannt geworden durch das geistreiche Schriftchen: „Schönborn und seine Zeitgenossen“; aber mit vollem Recht durfte Professor Wurm in Hamburg bei Herausgabe einer von unserem Verfasser

herrührenden politischen Denkschrift sagen: daß er zu den Wenigen gehöre, die zu wenig geschrieben haben. Ueber die Gründe seiner schriftstellerischen Zurückhaltung hat sich der Herausgeber in der Einleitung des Näheren ausgesprochen, die im Uebrigen durch reiche Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern des Verfassers dessen Selbstschilderung in dankenswerthester Weise vervollständigt und uns zugleich über seine späteren Lebensschicksale nicht ohne Auskunft läßt. Denn was in dem Werke mitgetheilt wird, enthält nur dasjenige, was der Verfasser selbst als abgeschlossenes Ganzes betrachtet hat: die Zeit von seiner Geburt i. J. 1775 bis zum Ende seiner diplomatischen Laufbahn im J. 1815. Er hatte diese Denkwürdigkeiten nur für die Seinigen bestimmt; aber gewiß darf man sich Glück wünschen, daß, nachdem seit 1815 über 60, und seit dem Tode des Verfassers über 30 Jahre dahingegangen, bei den Nachlebenden der Wunsch einer Mittheilung dieser edeln Gabe die Bedenken überwunden hat, welche sich an jene Weisung des Verfassers knüpften.

Der hohe Genuß, welcher hier durch den Reichthum der Schilderungen von Begebenheiten, Naturscenen und Persönlichkeiten aller Art dargeboten ist, wird erhöht durch die anmuthige Form der Einkleidung; ein eigenthümlicher Reiz aber möchte der Darstellung eben des Umstandes wegen inne wohnen, weil sie, von Haus aus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jenen Charakter der Unbefangenheit und Hingebung in sich trägt, welcher dem Briefwechsel vertrauter Freunde eigen zu sein pflegt.

Emil Pirazzi. Bilder und Geschichte aus Offenbachs Vergangenheit. Eine Festgabe zur hessischen Landesgewerbeausstellung in Offenbach am Main. gr. 8. IV u. 278 S. Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwei Handschriften Goethes an Rahel d'Orville, geb. Bernard. Offenbach, 1880, Selbstverlag. (S t e i n m e t z in Commission).

Das Buch bietet manches Wissenswürdige besonders zur Charakteristik der Beziehungen G o e t h e s zu Offenbach und der im Zusammenhange damit stehenden Familien André und d'Orville, von Sophie Laroche, Lili und Bettina. Die culturgeschichtlichen Schilderungen und die Darstellung des Entstehens und Wachsens der Offenbacher Industrie sind sehr beachtenswerth.

Ludwig Steub, Aus Tirol. 8. IV und 308 S. Stuttgart, 1880, A d o l f B o n z & Co.

Auch in diesem neuen Bande gesammelter Aufsätze bethätigt sich Ludwig Steub von Neuem als einer der feinsten Kenner der deutschen Alpen und als einer ihrer berufensten Schilderer. Die liebenswürdige Erzählergabe Steubs, der starke Humor, der sie durchdringt, seine Kunst der Darstellung machen ihn gleichzeitig zu einem unserer besten Schriftsteller, dessen Würdigung auch in Norddeutschland jetzt erfreulicher Weise immer mehr und mehr Platz greift. Der vorliegende Band enthält u. A. in elf Abschnitten: „Aus dem Bisthum Brixen", „Das Land Tirol und die Fremden", „Aus der Valsugana", „Aus dem Etschland", „Kleine Geschichten aus Bergen", „Adolf Pichler", „Im Lesezimmer zu Kufstein", „Meran".

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Schutz-Marke

CARLSBADER STADT-WAPPEN

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader
Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. **Dr. von Nussbaum**, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. **Dr. Virchow**, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath **Dr. G. Varrentrapp**, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. **Dr. M. J. Oertel**, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. **Dr. F. W. Beneke**, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Fünfzehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfzehnter Band.

(Mit den Porträts von Friedrich Spielhagen, Bret Harte und Andreas Achenbach.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 15. Bandes.

October — November — December.

1880.

Seite

S. von Basch in Wien.
Das Wesen des Kreislaufs 309

Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte 235
Mit dem Porträt Bret Harte's. Radirung von J. L. Meyer in Düsseldorf.

Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten 254

M. Carriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst 73

F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien 293

Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte 349

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri 102

Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung 279

Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie 34

Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo 218

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasial-Oberlehrers 319

Ludwig Pietsch in Berlin. Seite
Andreas Achenbach 381
Mit dem Porträt A. Achenbach's. Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Ueber Blindsein 393

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß.) 357

O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie 335

Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV 87 191

Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz 175

Friedrich Spielhagen.
Vorbemerkung der Redaction 136
Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“ 137

Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle 1. 143

Ludwig Ziemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen 121
Mit dem Porträt Friedrich Spielhagen's. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

Bibliographie 139. 274. 425

Band 15. — Heft 43.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1880.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

October 1880.

Inhalt.

	Seite.
Adolf Wilbrandt.	
Der Verwalter. Novelle	1
Jürgen Bona Meyer in Bonn.	
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie	34
M. Carriere in München.	
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst	73
Lorenz von Stein in Wien.	
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I. II.	87
Paul Lindau in Berlin.	
Persönliche Begegnungen. Henri.	102
Ludwig Ziemssen in Neustettin.	
Friedrich Spielhagen	121
Friedrich Spielhagen.	
Vorbemerkung der Redaction	136
Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd"	137
Bibliographie	139

Hierzu ein Porträt Friedrich Spielhagen's, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte

von

S. Schottlaender in Breslau (Ariost's rasender Roland, illustr. von Gustav Doré, herausgegeben von Paul Heyse).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — October 1880. — 43. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Spielhagen.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Der Verwalter.

Novelle
von
Adolf Wilbrandt.

I.

Frauen-Emancipation . . . Wenn ich dieses Wort lese oder höre, sehe ich gewöhnlich den Doctor Raimund Weber vor mir; meinen guten Bekannten Doctor Raimund Weber, der die Frage der Frauenemancipation auf seine Art ansah und auf seine Art zu lösen suchte. Er ist auch „damit fertig geworden“; er hat sich als Löser dieser Frage zur Ruhe gesetzt. Nur noch dadurch wirkt er an dieser „Aufgabe des Jahrhunderts“ mit, daß er zuweilen seine Geschichte erzählt. Dann muß er aber gemüthlich am Kamin und beim Wein sitzen, dann muß er gute Freunde vor sich sehen, die ihm auch nicht am Schluß mit Theorien kommen und seinen Fall in ein großes systematisches Gebäude einschachteln wollen; denn „so muß es gemacht werden“, sagt er, „und ich hab's gelöst“. Er sagt das mit seinem herzlichen, klugen, humoristischen Lächeln; es ist aber eine durchaus ernsthafte Geschichte, und ich finde sie merkwürdig, lehrreich. Ich hab' ihm deshalb gesagt, daß ich sie öffentlich erzählen möchte, und unter der Bedingung, daß ich ihn alsdann „Raimund Weber“ nenne (er heißt ganz anders), hat er eingewilligt. Ich nenne ihn also Raimund Weber (warum nicht), und die anderen Namen der Geschichte verändere ich nach eigenem Ermessen; — eh' ich aber anfange, muß ich doch noch sagen, wer er ist, und wie ich ihn kennen lernte.

Ich war noch Student in W., als ich ihn zum ersten Mal sah; er studirte gleichfalls, sein Feld war die Medicin. Zu jener Zeit war er freilich mehr „im Wald und auf der Wiese“, als auf seinem Feld; er bestellte es mangelhaft. Er hatte zu viel Gesundheit, zu viel Durst und zu viel Humor, um „an dieser trockenen Scholle zu kleben“, wie er sagte. Seine

Digitized by Google

Nervenkräfte waren unerschöpflich, sein Kopf unternehmend, voll schnurriger Einfälle und verwegener Tollheiten; dabei hatte er übrigens in ernsten Stunden ein so gemüthvolles Herz und so viel Zartgefühl, daß wir alle ihn lieb hatten. Eine seiner Tücken war auch das Versemachen, wenn Humor oder Satire dabei im Spiel war. Einmal, erinnere ich mich, verspottete er in einem witzigen Gedicht meine „Dreifelderwirthschaft", da ich Geschichte, Philosophie und Kunstwissenschaft zugleich betrieb. Er schloß dann freilich mit einem fürchterlichen Wortspiel, indem er in einem unmöglichen Pentameter zugab:

„Aber ein Einfeldiger scheint mir noch einfältiger".

Man muß bedenken, daß er damals jung war . . . Nachdem er einen Sommer hindurch ganz dem Zweck gelebt hatte, mit seinem Ueberschuß von Gesundheit etwas aufzuräumen, faßte er plötzlich den Entschluß, ein ernsthafter Mensch zu werden, und warf sich mit eiserner Energie (Alles an ihm war Energie) auf die Wissenschaft. In diesem Zustand verblieb er das ganze zweite Semester; dann verließ er M., und viele Jahre hab' ich ihn nicht gesehn. Er ging als junger Doctor der Medicin nach Amerika, war Militär-Arzt während des Bürgerkriegs, bei den Bundestruppen, wurde in der Siebentageschlacht am Chickahominy gefangen, kam nach einer verwegenen Flucht zu den Unionisten zurück, und blieb bis zum Ende. Als er dann die Heimat wieder aufsuchte, kam ihm Alles so „g'spaßig" vor; das heißt, es gefiel ihm nicht, und er ging bald wieder ins Weite. Er versuchte Manches, und hielt an Jedem so lange unermüdlich fest, bis er sich sagte: „ich kann es". Mehrere Jahre hindurch führte er als Schiffsarzt und Commandeur Auswanderer aus Deutschland und den nordischen Ländern nach Australien, ergab sich dann in Queensland der Landwirthschaft und wurde Verwalter eines reichen Grundbesitzers; gab das wieder auf und kehrte zu seinen Auswanderern zurück, nachdem er den Weg um die Erde gemacht und „sich die kleine Kugel einmal angesehen" hatte. Als er das nächste Mal nach Queensland kam, begegnete ihm etwas, das ihn nachdenklich machte. Er hatte seine Auswanderer in Brisbane ausgeschifft und sah eben dem sonderbaren Schauspiel zu, wie die jungen Männer aus der Colonie auf die „Freite" gingen: sie kamen auf den Platz, wo die gelandeten ledigen Frauenzimmer aus der „alten Welt" sich aufgestellt hatten, und betrachteten sie prüfend, in tiefem, allgemeinem Schweigen. Von Zeit zu Zeit ging dann einer von den Junggesellen bedächtig auf die Jungfrauen zu, stellte sich vor Diejenige hin, die ihm „einleuchtete", und fragte sie, ob sie mit ihm gehen und seine Frau werden wolle. Er sei Der und Der, und habe eine Farm da und da. Dann betrachtete sie ihn; und wenn er ihr einleuchtete, sagte sie nach einer Weile: Ja. Sie gaben sich die Hand, und der Handel war abgemacht.

Während diese Verständigung zwischen der alten und neuen Welt zum Besten der Zukunft des Landes vor sich ging, sah Doctor Raimund Weber eine auffallend schöne Dame vom Pferde steigen, das sie einem alten Diener

übergab, um den Heiraths-Markt auch aus der Nähe zu betrachten. Sie hatte schon eine Weile schweigend zugesehn (und sie gefiel Raimund sehr), als ein junger Bursche vorbeizog, der einen Gaul an der Leine führte. Der Gaul, ein Bild des Jammers, war lahm, müde, schien alt und erschöpft zu sein; der Bursche aber schlug mit einer gemeinen Fühllosigkeit auf ihn los, wie wenn er einen ausgestopften oder nachgemachten Gaul vor sich hätte. Die schöne junge Dame ward roth und ging auf den Menschen zu. Sie fragte ihn erregt, wie er so grausam sein könne; ob er denn kein Gefühl habe. Der Bursche, ein roher, untersetzter Kerl, antwortete mit einem gemeinen Schimpfwort, das sich hier nicht wiederholen ließe. Als die Dame das hörte, ward sie leichenblaß und fing an zu zittern; hob dann ihre Reitpeitsche und schlug ihm damit ins Gesicht.

Der Mensch schrie auf wie eine Bestie und stürzte auf sie zu. Ehe er aber das schöne Wesen noch ergreifen konnte — und ehe Raimund Weber im Stande war, ihr zu Hilfe zu eilen — hatten einige von den Zuschauern sich auf ihn geworfen, rissen ihn zurück, und bedrohten ihn auf das unzweideutigste, wenn er nicht sofort seiner Wege ginge. „Dir ist recht geschehen!" riefen sie ihm zu. „Du Hund wolltest Dich an der Miß vergreifen? an dieser guten, wohlthätigen, edlen Miß da, die so ein Herz für die Menschen hat, und für die Thiere dazu? Das wolltest Du gottverdammter Hund Du?" — — Der Bursche blickte um sich und sah, daß sich sämmtliche Gesichter des „Publikums" gegen ihn erklärten. Er wollte schon mit einem resignirten Murmeln abziehn, als Jemand ausrief: Die Miß lasse ihn fragen, was er für den armen Gaul da haben wolle; denn in seinen Händen möchte sie ihn nicht lassen. Der Kerl lächelte höhnisch, und forderte eine unverschämte Summe. Die junge Dame, die in einiger Entfernung ruhig dastand, nickte, ohne ein Wort zu sagen. Darauf winkte sie ihrem alten Diener, der seinen Geldbeutel zog und die Summe zahlte. Sie bestieg wieder ihr Pferd, dankte den Leuten herzlich, die ihrerseits die Hüte heruntemahmen, und ritt langsam davon; der Diener folgte zu Fuß mit dem Gaul, den sie erhandelt hatte. In einer Straße der Stadt war sie bald verschwunden.

Das wär' eine Frau für mich! dachte Raimund Weber. Er blieb aber bei dieser theoretischen Vermuthung: denn vergebens durchwanderte er an diesem und den folgenden Tagen die ganze Stadt Brisbane und die nächste Umgegend! er sah die Dame nicht wieder. Nach seinem alten Grundsatz; sich mit allem Menschenmöglichen, aber nicht mit Unmöglichkeiten zu befassen, gewöhnte er sich ab, an sie zu denken (bis auf gelegentliche kleine Rückfälle, die nichts zu bedeuten hatten), und fuhr durch die Torres-Straße und den Suez-Kanal nach Europa zurück. Hier kam er nach einiger Zeit wieder in die Heimath, etwas „auszuruhen"; fand ein feines junges Mädchen, das er als Kind gekannt und das den Ruf einer spröden, stolzen Männerfeindin hatte; schmuggelte sich als Arzt ins Haus, machte ihren Vater gesund und die Tochter herzkrank, heirathete sie, und nahm sie mit auf die „Hochzeits-

Digitized by Google

reise" nach Australien: er wieder als Führer eines Auswandererschiffs, sie als seine Frau. Dann ging die Hochzeitsreise weiter durch das feste Land: von Brisbane aus zogen sie landeinwärts, die Beiden allein, ohne Dienerschaft, nur ein Pferd als „Hausfreund", dem er die Frau übergab, wenn sie müde wurde. Sie jagten auf allerlei Gethier, das in Queensland heimisch, in Europa fremd ist, und stopften es aus (was sie von ihm gelernt hatte), um es nach Europa an ein Welthandelshaus zu schicken, das für diese museumsfähigen Thiere hohe Preise zahlt. Die Reise machte ihn glücklicher als alle, die er bisher unternommen hatte; — aber sie endete schlecht. Im Winter kam er ohne seine Frau nach Brisbane zurück: sie war nach einem Sturz mit dem Pferde heillos erkrankt, blieb liegen und starb. Dies erschütterte ihn tief. Er ward gleichgültig, muthlos, elend! die Lust am Leben hatte er verloren. Erst nach langer Zeit, durch neue Reisen und Unternehmungen zerstreut, kam er wieder zu sich. Australien aber wollte er nun nicht mehr sehen. Er ging auf Umwege nach Deutschland; auch den Boden der Heimath, wo er diese Frau gefunden, mochte er nicht betreten. Hier und da suchte er alte Freunde auf (auch wir sahen uns wieder); endlich kam er in Mitteldeutschland in den Wald- und Berg-Winkel, wo ihm eine neue Aufgabe begegnen, wo er jene „Frage" „lösen" sollte.

II.

Raimund war auf der Universität — ich glaube in Bonn — mit einem jungen deutschen Prinzen bekannt geworden, der damals gleichfalls studirte; einem jüngeren Prinzen eines noch souverainen Hauses, der aber nicht unmittelbar zur regierenden Linie gehörte. Prinz Karl (wie ich ihn nennen werde) hatte an Raimund Weber solchen Gefallen gefunden, daß er sich wochenlang fast nicht von ihm trennte; alle thörichten Streiche — in denen der Prinz groß war — machten sie miteinander; sie disputirten aber auch, trieben Studien, gaben poetische Feste, zu denen Raimund humoristische Texte schrieb, die der Prinz in Musik setzte: denn dieser etwas leichtfertige, aber ästhetisch angehauchte Prinz machte auch Musik. Als Raimund jetzt, nach so vielen Irrfahrten, wieder in Deutschland lebte, lud Prinz Karl ihn ein, auch ihn, seinen „tollen Prinzen", zu besuchen, und die alte Freundschaft zu erneuern, die ihm nie erloschen sei, nie erlöschen werde. Die Aufforderung war so herzlich, daß Raimund sich nicht entschließen konnte, sie abzulehnen; obgleich er eigentlich, von Amerika und den Kolonien her, stark republikanisch fühlte, und obgleich Prinz Karl sich mittlerweile durch seine leichten Sitten einen üblen Namen gemacht, ja sich mit seinem eigenen Hause fast überworfen hatte. Nur eine alte Tante hielt noch fest zu ihm, deren Liebling er von Jugend auf gewesen war, die zu seinen „Thorheiten" beide Augen zudrückte, und gleichsam als Ehrendame bei ihm wohnte (er war unverheirathet), so oft er sie einlud, zu kommen. Sie war dann die „Schloßherrin" seines Sommersitzes, eines alten, künstlerisch

von ihm ausgeschmückten Schlosses, das in einem der mitteldeutschen Gebirge auf einer Höhe lag. Sie repräsentirte die Tugend, die er ritterlich verehrte, während er so nebenher seinen Abenteuern nachging, die ihn zu einem der bekanntesten und gefürchtetsten Anbeter weiblicher Schönheit gemacht hatten.

So stand es auch jetzt, als Raimund Weber kam, es war Sommerzeit, die „Schloßherrin“ regierte, der Prinz schien nur der Tugend zu huldigen. Er befand sich übrigens in der That in einer Uebergangsstimmung: sein Genußsinn war etwas ermüdet, blasirt, sein lebhafter Geist wollte Nahrung haben, er sehnte sich nach „Gemüth“ und „Gemüthlichkeit“, wie es ihm immer erging, wenn er „Herzferien“ hatte. Mit der liebenswürdigsten Wärme begrüßte er den alten Commilitonen, dessen Humor ihn verjüngte. Doctor Raimund Weber wurde wie ein Prinz gepflegt und gefeiert; er durfte Launen haben, man erfüllte sie; Alle mußten sich bemühen, ihm zu gefallen. Es sollte nur „behaglich“, „natürlich“, „echt menschlich“ gelebt werden: lange Plauderstunden, mäßiges Trinken, große Wanderungen bergauf und thalab, Schachspiel, ein gutes Buch für die Regenstunden, und sehr viel Musik. Daß es — außer der Tante — auch noch Frauen gab, schien der Prinz völlig zu vergessen. Halbe Tage blieb er mit Raimund allein; gewöhnlich kam freilich noch ein Dritter dazu, wie des Prinzen Schatten: sein Vertrauter in allen kleinen und großen Geheimnissen, der Kammerherr von Düren, ein alternder, echter Höfling mit unechtem Haar, den Raimund nicht leiden konnte und an dem er wenigstens seinen Witz übte, wo es irgend anging.

Eines Morgens hatten sich die Drei auf einer weiten Wanderung durch einen Bergwald ermüdet: es war fast Mittag geworden. Nach einer Regennacht lag der Sonnendunst schwül auf der feuchten Erde. Herr von Düren vermochte kaum mehr zu verbergen, daß seine Kräfte erschöpft waren; auch der Prinz sehnte sich nach Ruhe. Sie erreichten eine Lichtung im Wald, die ihm sehr gefiel: unter einer alleinstehenden, schönen Eiche, neben der ein mächtiger, bewachsener Felsblock lag, standen Tisch und Bänke, aus Naturholz gezimmert. Eine Bretterhütte befand sich in der Nähe; Menschen sah man nicht. „Hier rasten wir“, sagte der Prinz, „wenn es dem Doctor recht ist! Düren möchte ein wenig schlafen, ich seh's ihm an, er hat nur das falsche Ehrgefühl, es nicht zu sagen; und für den Augenblick hab' ich auch genug. Ich finde, man schmeichelt den Wäldern: der, aus dem wir kommen, mit all seiner gepriesenen poetischen Schattenkühle ist er heute nichtswürdig heiß! Setzen wir uns nieder: Düren schläft, Doctor Raimund raucht, und ich — — ich habe leider meine Geige nicht hier: sonst könnten wir Lenaus drei Zigeuner vorstellen“.

Sie saßen unter der Eiche, die einen angenehmen, luftigen Schatten gab; Düren, nachdem er sich eine Weile gesträubt hatte, seine Schwäche zu bekennen, schlief endlich wirklich ein, und der Prinz lehnte sich gegen die Bank zurück. „Verzeihen Sie, Raimund“, sagte er dann in seiner herzlichen Art, „wenn ich Ihnen einen kleinen Vorwurf mache. Sie sind unbarmherzig

gegen meinen armen Düren; vorhin verwickelten Sie ihn wieder in so ein Wortgefecht, bei dem die Herren sehr in's Persönliche geriethen, und Ihre Neckereien wurden wirklich etwas zu ernst. Ich finde, selbst im Scherz fechten Sie gegen ihn mit scharfen Waffen; Sie mißbrauchen Ihre Ueberlegenheit; — habe ich nicht Recht?“

„Ich bitte um Vergebung“, antwortete Raimund, auch nach seiner Weise. „Ich hatte mir auf den Freundschaftsinseln das Ideal eines Greises ausgedacht, dem die Wirklichkeit nun nicht entspricht (er warf einen Blick auf Düren); das macht mich schwermüthig, Hoheit“.

„Sie sind unverbesserlich! — Reden wir also lieber von Ihrer Zukunft ein vernünftiges Wort. Daß ich Sie wirklich lieb habe, ist Ihnen nun wohl bekannt. Ich liebe in Ihnen meine Jugend, meine Studien, meine Ideale. Ihr frischer Humor ist mir eine große Wohlthat ... Bleiben Sie ganz bei mir! Von der Welt, denk' ich, haben Sie nun wohl genug gesehen; oder wenn Sie doch wieder reisen wollen, reisen Sie mit mir. Sie sind Arzt. Wenn Sie den Titel meines Leibarztes annehmen, würden Sie zugleich mein Freund, mein Seelenarzt, mein Pylades sein; — und ich versichere Sie, mit mir läßt sich leben!“

„Daran zweifle ich nicht“, erwiderte Raimund. „Aber verzeihen Sie, ich wünsche kein Arzt mehr zu sein. Irgendwas, nur das nicht!“

„Und der Grund?“

„Viele für einen. Daß, je mehr der Arzt weiß, er desto inniger fühlt, daß er wenig kann. Und daß es fast unmöglich ist, unter dieser einfältigen Menschheit nicht ein wenig Charlatan zu sein. Und daß der Arzt der Sclave aller Menschen ist; und ich habe das glühende Verlangen, des Herrn Doctor Raimund Weber einziger Herr zu sein“.

„Löblich, sehr löblich!“ gab der Prinz zur Antwort. „Aber einem Freund zu dienen, der zufällig ein Prinz ist —“

„Sie sind gewiß der beste aller Prinzen, Hoheit; aber — — eben darum kann man Ihnen auch die Wahrheit sagen, und das werd' ich thun. Sehen Sie — ein Prinz bleibt ein Prinz; er hat im besten Fall einen Freund, aber viele — „Trabanten“. Diese Trabanten — verzeihen Sie — verbreiten auch um den besten Prinzen eine Atmosphäre, in der ich nicht so gut athmen kann, wie ich's nöthig habe. Wenn ich zum Beispiel nur diesen alten jungen Menschen da betrachte, der leider auch Ihr Trabant ist“ —

„Sie haben einen Groll auf meinen armen Düren“, fiel ihm Prinz Karl in's Wort.

„Ich kann ihn nur nicht leiden, Hoheit; wie ich auch diese kleinen Gewürme nicht leiden kann, die unter der Haut, oder im Blut, oder in den Augen anderer Geschöpfe leben. Verzeihen Sie — ich rede schon wieder Injurien. Sehen Sie wohl: ich tauge nicht „an den Hof“. Nein! Mein bester, allerbester Prinz! Weder an den Hof, noch zur Doctorei! Arbeiten, wirken, schaffen, irgendwas, irgendwo, zu Wasser, zu Lande, in der Luft, —

mir alles Eins; aber frei und nach meinem Herzen; — und dann soll der große Unbekannte meine Rechnung abschließen, wann und wie er will!"

„Sie sind ein Starrkopf", sagte der Prinz.

„Ich fürchte".

„Gut, genießen Sie Ihre Freiheit, Ihre Selbstherrlichkeit — bis Sie sich daran satt gegessen haben! — — Aber einen Gefallen, Raimund, müssen Sie mir thun. Ich hab' ein paar kleine Compositionen zu Papier gebracht, die Sie noch nicht kennen; die aber der Verfasser und noch einige gute Leute nicht übel finden. Ich habe sie mir als Musik zu einem Festspiel gedacht, das auf eine scherzhafte, geistreiche Weise — — Nun ja: da ist der Graben, über den ich mit Ihnen hinüberzuspringen wünschte —"

„Ein Text?" fragte Raimund.

„Ja, ein Text: wieder einmal ein Text! Lassen Sie uns noch einmal zusammen arbeiten, wie in alten Zeiten! Sie schreiben den Text ganz nach Ihrer Idee und nach Ihrem Plan; nur daß er zu meiner Musik in ein sinniges Verhältniß treten müßte . . . Ich geb' Ihnen meine Musik; die Ideen kommen! Großes Sommerfest oben im Schloß; im Pavillon wird gespielt; sie und ich spielen mit. Abgemacht; geben Sie mir die Hand!"

Raimund schlug lächelnd ein. „Gut, sagte er; abgemacht! — Herr von Düren erwachte und sah mit den schwimmenden grauen Augen etwas schlaftrunken um sich. Er schien sich entschuldigen zu wollen, daß er geschlafen hatte; doch der Prinz, dessen Ideengang eben einen großen Sprung machte, fuhr fort: „Ich sage Ihnen, Raimund, ich sehne mich nach so etwas Besonderem, das uns wieder jung macht; nach Kunst und nach Heiterkeit; nach Zerstreuung — Aufregung. Mein Leben ist öde, Raimund. Sie hatten als Student ein Lieblingswort: „menschenwürdig". Ich lebe nicht menschenwürdig".

Herr von Düren horchte auf, in seiner höfischen Art, wie wenn er jedes Wort des Prinzen auswendig lernen wollte.

„Ich lebe nicht menschenwürdig", wiederholte der Prinz, da Raimund ihn fragend ansah. „Meine Kunst, die Musik, liebe ich ja sehr; aber doch unerwidert, wie ich fürchte . . . Außerdem — — Es ist merkwürdig, wie wenig wir in diesen Tagen von den Frauen gesprochen haben . . . Die Frauen! — — Alle Arten von Frauen hab' ich — kennen gelernt; man bekommt sie satt; — denn mein Ideal hab' ich nie gefunden. Alle Frauen, die ich kennen lernte, waren dazu geboren, entweder ihren Männern oder ihren Launen unterthan zu sein . . ."

Herr von Düren murmelte, mit bewunderndem Kopfnicken, leise vor sich hin.

„Dagegen eine Frau, die die geistige Kraft hätte, wirklich frei zu sein; die sich nicht blos von der Unterwürfigkeit ihres Geschlechts, auch von der angeborenen Unvernunft zu emancipiren vermöchte; die ein wirklich souveränes Wesen wäre und neben dem Mann ganz wie Seinesgleichen dastünde, nur

schöner, anmuthiger, reizender, göttlicher: so eine Frau wäre mein Ideal; — aber es scheint, bei der Weltschöpfung hat man sie vergessen!"

„Vielleicht weil sie eine logische Unmöglichkeit ist", sagte Raimund lächelnd.

Herr von Düren richtete sich etwas höher auf. „Und doch kann ich versichern, Hoheit", entgegnete er langsam, „daß so eine logische Unmöglichkeit existirt".

„Das können Sie versichern?"

„Ganz gewiß. Eine Frau" — Herr von Düren strich mit der Hand über sein falsches braunes Haar — „eine Frau, um die ich auf Tod und Leben werben müßte, — wenn sie für mich nicht zu gut wäre".

Ei du Kupplerseele! dachte Raimund.

„Eine etwas bizarre, aber veritable Amazone", fuhr Düren fort; „eine Emancipirte ganz nach Eurer Hoheit Ideal: denn sie hat sich auch von den Schwächen ihres Geschlechts emancipirt. Und dabei zum Rasendwerden schön, interessant —"

Der Prinz sah ihn groß an. „Und wo haben Sie dieses Phänomen entdeckt?"

Düren lächelte. „Sie befinden sich auf Ihrem Grund und Boden. Sie sitzen auf ihrer Bank".

„Wie? Dieser Wald —?"

„Gehört ihr. Seit drei Tagen. Es ist eine Deutsche von Geburt; aus Neuholland, glaub' ich — oder irgendwo da draußen — in ihre erste Heimath zurückgekommen, hat sie diese große Besitzung, Schwarzau und Friedau, mit ihren Goldklumpen gekauft. Das sogenannte „graue Schloß", Ihnen gegenüber, wo Euer Hoheit vor Jahren den alten Grafen besuchten, gehört jetzt ihr —"

„Meine Nachbarin also!"

„Ja. Ein alleinstehendes, verwaistes, Fräulein; sie kam allein, nur mit einem Bedienten. Sie machte diesen Handel allein; sie residirt allein in ihrem Schloß; sie reitet vorläufig — zu Pferde und in hohen Stiefeln — Alles allein. Großes Kopfschütteln und großes Aergerniß darob in der Gegend; unsre „guten Landleute" starren sie an wie ein unbekanntes, ausländisches Thier; sie lächelt dazu und thut was sie will".

„Hm!" murmelte der Prinz, dessen müde und vorhin elegische Augen wieder lebendig wurden. „Das ist wohl alles recht merkwürdig . . . Aber der Grund, sie für das ideale Weib zu halten, für das Sie sie ausgeben?"

„Sie werden mir nicht nachsagen, Hoheit", erwiderte Düren, „daß ich zu gut von den Frauen denke".

„O nein".

„Aber wenn Sie diesen Brief lesen wollten, worin ein gewiß vortrefflicher Menschenkenner, unser alter Präsident, diese Dame mir, und indirekt auch Eurer Hoheit, empfiehlt — —"

Der Prinz nahm den Brief, den Herr von Düren hervorgezogen hatte, und blickte hinein. „Der Bruder des Präsidenten“, fuhr Düren fort, „ist Generalconsul irgendwo in den australischen Colonien; durch ihn war die junge Dame an den Präsidenten und hierher gekommen. Wie sehr sie dem alten Herrn imponirt hat, zeigt sein Brief —“

„Ein Unicum“ nennt er sie“, sagte der Prinz; „aber etwas toll“.

„Aber ein Unicum! — Ich habe sie gestern gesehn; sie sieht ganz so aus, wie der Präsident sie beschreibt: nur aus Ueberzeugung emancipirt, aber einstweilen zum Verzweifeln solid“.

„Einstweilen“! Wie schön empfunden Herr von Düren das sagt“, warf Raimund ein.

Der Prinz gab den Brief zurück, stand dann auf und fing an, umherzugehn. „Sie haben sie gesehn“, sagte er plötzlich, „und erzählen mir das erst jetzt?“

„Um Vergebung, Hoheit! Sie lebten so ganz in ihren Unterhaltungen mit Herrn Doctor Weber, und in der Musik — —“

„Ja, ja, ja!“ murmelte der Prinz, der ihm nicht mehr zuhörte. „Dem alten Präsidenten hat sie, wie es scheint, nur zu gut gefallen . . . Jedenfalls sollte man diese „Amazone“ kennen lernen. Schon der Zerstreuung wegen; denn wirklich, meine Herren, wir fingen schon an, wie Klosterbrüder zu leben. Was sagen Sie dazu, Doctor: wenn wir dieses „Unicum“ nicht auf die gewöhnliche Art, sondern, wenn's möglich wäre, etwas absonderlich, etwas abenteuerlich kennen lernten . . . Ein bischen Romantik, meine Herren; man kriecht sonst gar zu unartig auf der Erde herum! — Das „graue Schloß“, sagen Sie ——“

Der Prinz unterbrach sich selbst, weil er vom Walde her, in der Richtung der Bretterhütte, eine Stimme hörte. Es war offenbar eine etwas tief klingende Frauenstimme. Raimund Weber trat etwas mehr nach links und sah in einiger Entfernung zwei Damen zwischen den Bäumen; die Eine in einem aufgeschürzten Reitkleid, wie es schien, und in hohen Stiefeln. Der Prinz und Düren gingen Raimund nach. „Das ist meine Dame!“ rief Düren. „Das ist meine Dame!“

„Still, nicht so laut!“ flüsterte der Prinz, „kann sie uns sehen?“

„Ich glaube nicht“, sagte Raimund leise.

Man hörte wieder die eine Dame zu der andern sprechen. „Sie kommen offenbar hierher“, flüsterte der Prinz, der in eine jugendliche Aufregung gerieth. Wenn man diese Amazone ein wenig belauschen, beobachten könnte, ehe sie uns sieht . . .“

„Steigen wir hier in den Baum?“ sagte Raimund.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht! Von dem Felsblock da kann man bequem bis in die Aeste steigen; und auf den Fels kommt man wohl hinauf! — Wir studiren dieses Ideal aus der Vogelperspective . . .“

Der Prinz ging voran: er war vor Vergnügen über dieses Abenteuer beinahe roth geworden. Für Raimund verstand sich jede Abweichung von der Alltäglichkeit von selbst. Sie stiegen auf den Felsblock, was nicht beschwerlich war, und von da in die starken, breiten Aeste der Eiche hinein; Herr von Düren kletterte ihnen nach, so gut es ging, und blieb auf dem Felsen stehn. Als er oben war, traten die Damen bereits aus dem Wald hervor; man konnte nun deutlich die hohe, schlanke Gestalt der „Amazone" sehn, die, nach ihrem Reitkleid und ihrer Reitpeitsche zu schließen, irgendwo in der Nähe vom Pferde gestiegen war. Die andre Dame war kleiner, überhaupt eine unbedeutende Gestalt. Sie gingen auf die Hütte zu, und dann gegen die Ruheplätze unter dem Baume. Die Amazone schien etwas erregt, sie bewegte den Kopf und warf ihn zurück; aber sie lächelte.

„Sie erstaunen über Vieles, meine Beste!" sagte sie mit ihrer lauten, tönenden, etwas tiefen Stimme. „Beinahe über Alles!"

Die Andre zuckte ein wenig mit den Achseln. „Gnädiges Fräulein —"

„Ich bin keine „Gnädige", fiel die Amazone ein; „bitte, lassen Sie dieses unterthänige Beiwort weg, ich mag es nicht. Sprechen Sie wie Mensch zu Mensch. Sie wollten etwas sagen".

„Ich wollte mir erlauben, zu sagen, daß ich seit gestern lebe wie — —"

Sie stockte.

„Nun? Wie?" — fragte die Amazone etwas ungeduldig.

„Wie in einem Traum! Daß Ihre — Ihre —"

„Was?"

„Daß Ihre ganze Art und Weise —"

„Ihnen nicht gefällt! — Ich will Ihnen auch etwas sagen, liebes Fräulein Rosa; damit wir uns gleich verstehen, ein für allemal. Ich habe Sie gestern zur Gesellschaft in mein Haus genommen, aber bitte, geben Sie schon heute und für immer auf, mir über meine „Art und Weise" Ihre Bemerkungen zu machen. Ich bin, wie ich bin. Und ich bin es schon lange, denn ich bin kein Kind mehr. Sehen Sie mich je ein wirkliches Unrecht gegen die Sitte begehen, so steht Ihnen frei, mich noch in derselben Minute zu verlassen. Sind wir nun einig? Sind Sie nun zufrieden?"

Die kleinere Dame lächelte nur, machte eine leichte, gleichsam resignirte Verbeugung, und erwiderte nichts.

„Jedenfalls ist sie schön!" flüsterte der Prinz.

Raimund nickte, ohne etwas zu sagen. Er war sehr verwundert; diese Stimme, mit dem etwas englischen Accent, die Gestalt, endlich die blauen Augen, die er nun in der Nähe sah, als sie einmal aufblickten, weckten eine unklare Erinnerung in ihm. Plötzlich tauchte jene Dame auf, die damals in Brisbane den Burschen mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen und das Pferd gekauft hatte. Könnte sie das wirklich? — dachte er. Die Dame da unten setzte sich jetzt auf eine Bank; er konnte unter dem Reithut mit dem blauen Schleier ihr Gesicht nicht sehen, und auch die Umrisse der Ge-

stalt wurden undeutlich, halb durch das Laub verdeckt. Er hielt sich ruhig und horchte.

„Nun? Wo bleibt der Verwalter?“ fing sie wieder an. „Sagten Sie nicht, er wünschte mich zu sprechen?“

„Ja, mein Fräulein“, erwiderte die Kleine. Sie deutete nach rückwärts, wo jetzt noch eine Gestalt, eine männliche, erschienen war und am Rand des Waldes zwischen den Bäumen stand. „Er ist da. Er wartet“.

„Nun, so soll er kommen. Warum steht er dort wie ein Baum. Ich bin ja nicht — —“

Sie winkte und rief: „Herr Waldmann!“

Der Mann trat hervor; eine etwas derbe, breitschultrige Gestalt. Er kam mit großen Schritten heran, und blieb in einer sonderbaren Haltung, nachdrücklich, bestimmt und doch fast verlegen, vor der Dame stehen. Indem er den Hut herunterzog, sagte er: „Sie haben befohlen, Fräulein —“

„Nicht doch, Sie haben gewünscht“, fiel sie ihm ins Wort. „Also bitte, Herr Waldmann, sagen Sie, was Sie wünschen“.

„Wenn Sie also erlauben“ — — fing er an. Er ward flüchtig roth; dann setzte er aber bedächtig und ruhig hinzu: „So geht es nicht, Fräulein“.

„Was geht nicht?“ fragte sie.

„Bitte um Vergebung: so gehts nicht. Sie haben mich gestern als Verwalter Ihres Gutes — oder Ihrer Herrschaft — angenommen; heute Morgen reiten Sie aufs Feld hinaus, sagen mir vor allen Leuten, daß meine Anordnungen nicht Ihren Beifall haben, — befehlen, es anders zu machen. Sehen Sie, mein Fräulein, das geht nicht. Entweder soll ich Autorität haben, oder nicht. Die Leute lachen ja schon über mich, hinter meinem Rücken: daß mir eine junge Dame“ —

„Eine junge Dame!“ unterbrach sie ihn. „Also dürfen nur Männer befehlen?“

„Das wohl nicht, mein Fräulein“, sagte der Verwalter, der seine äußere Ruhe nicht verlor. „Aber hierzulande denkt man nun einmal —“

„Was, was denkt man in diesem denkenden Land?“

„Hier achtet man keinen Mann, der sich von einer jungen Dame läßt herunterputzen . . . Und — und überhaupt — Ihre australischen Moden, mein Fräulein, passen nicht hierher —“

Er brach plötzlich ab, denn die junge Dame war aufgesprungen und die Reitpeitsche zuckte in ihrer Hand. Sie ließ sie dann freilich niederfallen und sagte nach einem tiefen, schweren Athemzug mit leidlicher Fassung: „Sie scheinen nicht zu wissen, daß Sie unverschämt sind. Wir haben zum letzten Mal mit einander gesprochen; — morgen können Sie gehen!“

„Wie Sie wünschen, mein Fräulein“, erwiderte er mit erbitternder, herausfordernder Gelassenheit. „Ich hatte Ihnen ja selber schon gesagt, daß es so nicht geht —“

„Schweigen Sie!“ fuhr sie auf.

„Wollen Sie wohl schweigen!“ rief es auf einmal über ihr aus dem Baum herunter.

Sie sah überrascht hinauf. Die kleine Dame stieß einen leichten Schrei aus. Die Gestalt des Prinzen, der sich nicht länger still verhalten konnte, ward zwischen den Zweigen sichtbar. Mit der Hand drohte er dem Verwalter, der ihn sogleich erkannte und bestürzt zurücktrat. „Bleiben Sie stehn!“ rief der Prinz ihm zu.

Bald darauf erschien der Horcher unten auf der Erde; voran Herr von Düren, der nur auf dem Fels gestanden hatte. Die Amazone erkannte ihn. „Sie, mein Herr!“ sagte sie ganz betroffen.

„Ja“, sagte er, mit einer tiefen, entschuldigenden Verbeugung; „und Seine Hoheit —“

„Prinz Karl!“ setzte der Prinz hinzu, der nun vor ihr stand.

„Und Doctor Weber“, sagte hinter dem Prinzen eine dritte Stimme.

„Zunächst muß ich Ihnen bemerken, Waldmann“, fuhr der Prinz zum Verwalter gewendet fort, „daß ich Ihr Benehmen unbegreiflich finde. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann wie Sie, den ich so lange kenne — — Sie haben sich unverzeihlich, unschicklich benommen . . . Bitte, sagen Sie Nichts mehr! Gehen Sie! Adieu!“

Der Mann verbeugte sich unterwürfig und ging schweigend fort.

Der Prinz sah ihm nach. Mit einer galanten Bewegung wandte er sich dann zu der Amazone: „Verzeihen Sie, vergeben Sie uns, mein verehrtes Fräulein! Wir sind sehr beschämt. Durch diesen — bedauernswerthen Vorfall haben Sie entdeckt, daß wir uns die unerlaubte Freiheit nahmen, aus diesem Versteck — Ich weiß nicht, wie ich uns entschuldigen soll. Man hatte mir (er fing an zu lächeln) — ja, man hatte mir so Ungewöhnliches von Ihnen erzählt, daß ich auf ein ungewöhnliches Mittel verfiel, Ihre Bekanntschaft zu machen . . .“

Die Dame lächelte bitter, aufgeregt. „Ungewöhnliches!“ wiederholte sie, dem Verwalter nachblickend. „Nun, Sie haben ja gleich so Etwas erlebt!“

„Ich bitte, denken Sie nicht mehr an den Menschen da! — Oder, wenn Sie für sein Benehmen noch eine Genugthuung begehren — ich bin Ihr Nachbar, Prinz Karl —“

„Ich danke Ihnen, Hoheit“, sagte sie sich verneigend. „Ich hab' ihn entlassen; weiter will ich Nichts“.

„Oder wenn ich Ihnen sonst mit Etwas dienen kann, verfügen Sie über mich! Vorausgesetzt, daß Sie uns diesen Uebermuth verzeihen . . . . Sie sind mir nicht fremd, mein Fräulein; durch Herrn von Düren weiß ich, daß der alte Präsident Sie uns an's Herz gelegt hat; so zu sagen, auch mir. Also ich bitte, verfügen Sie über mich! Sie sollen wenigstens nicht sagen

können, daß Sie bei der Rückkehr in die alte Heimath nur kleine, unverständige, boshafte Menschen gefunden haben, die Sie nicht verstehen. Ganz so schlimm sind wir nicht! — Nein, Sie sollen sagen: Einen fand ich doch — wenn auch nur einen Prinzen (er lächelte) — der mir gleich bei der ersten Begegnung, auf den ersten Blick sagte: Verachten Sie nicht uns alle; ich verstehe Sie; ich verehre Sie!"

Die schöne junge Dame sah ihn verwundert an. Der Prinz sprach in seiner leichten, fließenden Beredsamkeit; er hatte aber ein ritterliches Feuer in den Augen, er war sichtlich erregt. Sie erwiderte etwas verwirrt einige dankende Worte. Unterdessen war auch Raimund näher gekommen und betrachtete sie ziemlich fassungslos. Er erkannte jetzt die Dame von Brisbane; er konnte gar nicht mehr zweifeln. Sie war seitdem um einige Jahre älter, reifer geworden; ein gewisser stolzer Ausdruck im Gesicht, in der Haltung hatte sich entwickelt. Daß dieser Ausdruck ihm gefiel, konnte er nicht sagen; aber die ganze Erscheinung war so ungewöhnlich, daß er sie mit fast unschicklicher Aufmerksamkeit studirte.

Ein Knabe kam aus dem Wald, in dem der Verwalter jetzt verschwunden war; er trug eine Kanne mit Milch und zwei Gläser, und stellte sie auf einen Wink der Dame auf den Tisch. Dann schickte sie ihn wieder fort. Eine leichte Röthe, die auf ihren Wangen gestanden hatte, verlor sich; sie ward unbefangener und heiterer. Mit etwas eckiger, aber eigenthümlicher Anmuth fragte sie, ob die Herren etwa auch durstig wären und zu trinken wünschten. Sie könne ihnen zwar nur etwas Milch anbieten; aber jedenfalls wolle sie doch die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen. Prinz Karl dankte lebhaft, und bat um einige Tropfen von diesem „Urgetränk", denn allerdings habe er Durst. Fräulein Rosa, die Begleiterin, wollte einschenken; die Andre nahm ihr die Kanne aus der Hand und that es selbst. „Auf gute Nachbarschaft!" sagte der Prinz und trank. Herr von Düren folgte ihm; Raimund lehnte ab. Es dauerte nicht lange, so saß man um den Tisch herum; denn die neue „Herrin von Schwarzau" bat mit so einfacher, natürlicher Herzlichkeit, auch unter ihrem Baum einmal Platz zu nehmen, daß es sich von selbst verstand, ihr zu gehorchen. Sie schien auf jede Weise zeigen zu wollen, daß sie sich durch jenen „Uebermuth" nicht beleidigt fühle. Ein leichtes Gespräch entstand; der Prinz führte es, er sprach viel und gut, mit seiner angenehmen Tenorstimme. Zuweilen heftete er die glänzenden Augen auf das Fräulein, und schien sehr zu staunen. Es war eine stumme Huldigung, der dann eine harmlose Wendung des Gesprächs folgte. Zuweilen lächelte er auch, wie aus einem Traum. Raimund war still.

„Also durch den Präsidenten wissen Sie von mir, sagte die Dame plötzlich. Da möchte ich wohl wissen" — —

Sie erröthete, und lächelte.

„Bitte: was, mein Fräulein?" fragte der Prinz.

„Wie dieser feine alte Herr mit dem weltklugen Gesicht mich geschildert hat; ich meine, das — „Ungewöhnliche“ an mir, wie Sie vorhin sagten. Meine Ansichten, meine Lebensweise. O, er war sehr freundlich, gewiß; er war liebenswürdiger, als ich es verdiene; aber ich glaube, auch er hält mich für etwas toll!“

Raimund mußte lächeln; denn eben dasselbe Wort hatte er vorhin aus dem Brief des Präsidenten gehört. Sie bemerkte sein Lächeln; es schien ihr nicht zu gefallen. Der Prinz blieb ernst und schüttelte den Kopf. „Da kennen Sie doch diesen alten Philosophen nicht“, sagte er mit Würde. „Mit solchen Augen, wie seine, sieht man auf den Kern! Er verehrt Ihre Ueberzeugungen, Ihre freie, stolze, unabhängige Gesinnung, mein Fräulein; und er hat gleich das Wort über Sie gesagt, das ich unterschreiben möchte, wenn Sie mir's gestatten: er nennt Sie ein Unicum“.

„Warum denn ein „Unicum“? erwiderte sie, während eine flüchtige Freude über ihr Gesicht ging. „Ist es denn hier in Deutschland gar so unerhört, so zu denken wie ich? So zu sein wie ich? — Mir ist wirklich sonderbar zu Muth, seit ich wieder hier bin. Alle Köpfe schütteln sich über mich; alle Köpfe wackeln . . . Sie zog mit einer Art von Lächeln die Brauen hinauf, stieß aber einen kurzen Laut der Verwunderung aus, in dem ihre innere Empörung durchklang. „Emancipirt!“ Sie haben hier nur das Eine Wort „emancipirt“, und dann sind sie fertig! — Was heißt das: „emancipirt?“ — Ich bin da drüben in Freiheit aufgewachsen und für die Freiheit erzogen; mein edler, einsamer Vater — den ich nun leider nicht mehr habe — der es wohl besser verstand, als die Väter hier — der hat mich gewöhnt, nicht wie die fügsamen, unterwürfigen Frauen hier in Deutschland, sondern ein unabhängiger, freier Mensch mit eigenem Willen zu sein. Ist das hier unerlaubt? Wenn ich mich den Männern nicht unterordnen will, weil ich — mit Ihrer gütigen Erlaubniß! — mich diesem „bevorzugten“, „stärkeren“ Geschlecht ebenbürtig fühle; weil ich einen Haß habe auf den Hochmuth dieses Geschlechtes — — “

Sie erregte sich bei den letzten Worten. Ihre vollen Lippen rötheten sich lebhaft, und ihre Zähne blitzten. Da sie aber den Prinzen lächeln sah, lächelte sie nun auch; auf eine reizende, mädchenhafte Weise. „Ich bitte sehr um Entschuldigung“, sagte sie. „Wie komme ich überhaupt auf dieses unglückselige Thema . . . Es ist meine Schuld; seit ich wieder hier bin, befinde ich mich in einem so gereizten Zustand — im ewigen Zustand der Rebellion —“.

„Hassen Sie uns ohne alle Scheu?“ fiel ihr der Prinz ins Wort. „Ich stehe zu Ihnen. Sie sagen das rechte Wort: Der Hochmuth unseres Geschlechts“.

„Hochmuth gegen Hochmuth!“ fuhr sie ermuthigt fort. „Man hat mich ungefähr dasselbe lernen lassen, wie die Männer mit den angeblich „größeren Gehirnen“. Ich habe eben soviel Lust, Muth und Willen wie sie, mein Leben selber zu führen und mir selber zu schaffen. Warum soll ich denn heucheln, daß ich mich gängeln lassen will? Gleiches Recht, ihr Herren der

Schöpfung, für mich wie für euch! Ich sehne mich gar nicht, über euch zu herrschen; aber für Euresgleichen will ich gelten!"

Die Erregung verschönte sie; der Prinz vergaß über ihrem Anblick, etwas zu erwidern. Er konnte sich nicht enthalten, halblaut zu Raimund zu sagen: „Bei Gott, mein Ideal!" — Raimund sagte nichts. Das Fräulein sah den Prinzen etwas unruhig an, als wünschte sie zu fragen, was er da eben gesprochen habe. „Ich bewundere Sie, mein Fräulein", sagte er; „und ich bitte, fahren Sie fort!"

„Um Gotteswillen, nein!" sagte sie; „ich rede schon viel zu viel! Auch Sie werden nun im Stillen denken: das ist die richtige, unweibliche, geschwätzige Emancipation —"

„Ich schwöre Ihnen, mein Fräulein, daß ich nichts, gar nichts denke, als: Sie haben Recht! Wenn Sie wüßten, welches Gespräch ich vorhin mit diesen Herren hatte; welches Ideal von einer wahren, ganzen, vollkommenen Frau ich da aufstellte — — Aber wenn ich das wiederholte, würden Sie wahrscheinlich denken, ich wolle Ihnen schmeicheln. Und das will ich nicht. Wir wollen hier gar nicht von Personen reden, sondern von der Sache. Sie sagten das treffende Wort: Gleiches Recht für Alle! Und wenn man nun sieht, was bei der gewöhnlichen, landläufigen Ansicht herauskommt: wenn man die Früchte der deutschen Erziehung sieht, unsere Mädchen und Frauen —"

„Ja!" fiel sie ein, mit einem bitteren Auflachen, das aber nicht unschön, eher vornehm klang. „O ja! Ich bin noch nicht lange in Deutschland, aber ich muß sagen . . . Wenn ich diese Mädchen, diese Frauen sehe, die man nach einem klugen, wohlberechneten System dazu erzieht, zuerst ihren Vätern, dann ihren Männern unterthan zu sein; die man unter dem Titel „schöner Weiblichkeit" fort und fort gewöhnt, sich hülflos zu fühlen, kindlich demüthig sich anzulehnen — bis diese feige Sehnsucht nach dem Stärkeren sich endlich in blinde, gehorsame Unterwerfung verwandelt! Und wenn ich höre, wie diese deutschen Frauen sich ihrer Unterwerfung noch rühmen und den Stolz einer freien Seele als unweiblich, unschicklich, unsittlich verlästern und verdammen — ich sage Ihnen, so wird mir übel zu Muth! So empört sich Alles in mir; so fühl ich denselben Haß auf diese intolerante Demuth meines Geschlechts, wie auf den Hochmuth des anderen! — Ich, ich — wenn ich je — —"

Sie biß sich auf die Lippe und brach ab. Sie machte eine eigenthümliche, wiederholte Bewegung mit der rechten Hand, wie um Gedanken, die ihr zu nahe kämen, fortzujagen. „Bitte, sprechen Sie aus!" sagte der Prinz.

„O nein, nein!" rief sie mit ihrem englischen Accent,

„Jedes Ihrer Worte entzückt mich; bitte, sprechen Sie aus! Sie sind hier unter denkenden, gebildeten Männern, die Sie nicht mißverstehen; die daran gewöhnt sind, mit wissenschaftlicher Offenheit Alles zu Ende zu denken und zu sprechen. Sie sagten: „wenn ich je" — —"

„Nun ja!" fing sie wieder an. „Wenn ich je erlebte, wollt' ich sagen, daß ich — — daß ich mein Leben mit einem Mann zu theilen — —"

Sie verstummte wieder. Mit einem reizenden Lächeln sagte sie dann: „Es geht doch nicht, Hoheit! Es ist ein zu intimes Thema für so kurze Bekanntschaft!"

„Das beklag' ich sehr!" sagte der Prinz, liebenswürdig seufzend. „Wir kamen nun offenbar zur Conclusion; Ihre Weltanschauung — die, wie ich sehe, auch die meine ist — wollte sich eben exemplificiren und erst dadurch ganz überzeugend verständlich machen. Aber — — ich sehe, so ganz frei sind Sie doch auch noch nicht. Das „deutsche Mädchen" in Ihnen bringt Sie doch zum Schweigen. „Verzeihen Sie, mein Fräulein", setzte er lächelnd hinzu: „Das ist ein böses Argument gegen Ihre Sache: Wir Männer würden unsere Ueberzeugung allemal bis zu Ende aussprechen . . ."

Der Prinz brauchte nicht mehr zu reden; er hatte seinen Zweck erreicht. Die Dame ward wieder roth, und die Augen halb zusammendrückend — was sie öfter that — sagte sie: „Also Sie zwingen mich, Hoheit . . . Gut: ich werde das auch thun, was die Männer thun, und zu Ende reden! — Wenn ich also je erlebte, daß ich mich entschließen könnte, in die Ehe zu treten, — so würd' ich ihm vorher sagen: Gleichheit, oder nichts! Du bist Du, ich bin ich! Ich verlange von Dir keine Schonung, keine Galanterie, keine „Ritterschaft"; ebenso verlange Du von mir keine Unterordnung. Du sollst mit mir leben wie — — nun, wie ein Zwillingsbruder mit dem anderen — —

„Sie lächeln, mein Herr", sagte sie auf einmal zu Raimund, dessen stummes, großäugiges, widersprechendes Gesicht sie schon seit einiger Zeit etwas gestört und gereizt hatte.

„Ich lächelte?" fragte er.

„Ja".

„Verzeihen Sie, mein Fräulein. Ich bin Arzt, Naturforscher. Ich dachte nur eben an die gute alte Mutter Natur, die Ihnen eines Tages, wie ich fürchte, nicht ganz Recht geben wird".

„Woraus schließen Sie das?" fragte sie, den Kopf etwas zurückwerfend.

„Aus der uralten Gewohnheit dieser Mutter Natur, sich um unsere Theorien gar nicht zu bekümmern! Sie kennt überhaupt keine Theorie; sie kennt nur lebendige Wesen, und in jedem einzelnen lebendigen Wesen vollbringt sie das, was diesem Wesen gemäß ist. Und so wird sie es wohl eines Tages auch mit Ihnen machen".

„Mit mir?"

„Ja. Wenn Sie erlauben, mich darüber auszusprechen —"

„Ich bitte sehr!"

„Wenn ich Ihnen also vorwitzig prophezeien dürfte, was Ihnen mit Ihrer Gleichheits-Theorie widerfahren wird —"

„Prophezeien Sie!" sagte sie.

„Ja, er soll prophezeien!“ rief der Prinz dazwischen.

„So wie Sie da in all Ihrer Lebendigkeit vor mir sitzen, mein Fräulein“, fuhr Raimund mit seinem herzlichen Lächeln fort, „einen von zwei Fällen werden Sie erleben! Wenn Sie vor allem Andern zum Herrschen geschaffen sind, so werden Sie eines Tages einen sogenannten Mann nehmen, der dazu geschaffen ist, Ihnen zu gehorchen. Wenn Sie vor Allem — liebefähig sind, so werden Sie sich, früher oder später, einem wirklichen Manne geben, der Ihrer würdig ist; und diesem Mann werden Sie aus Liebe ein klein wenig gehorchen“.

„Hm!“ sagte sie, mit einer kurzen, trotzigen Bewegung. „Und das ist Alles, was Sie mir prophezeien?“

Raimund nickte stumm.

„Und wenn man von einer edlen, gerechten, menschenwürdigen Gleichheit zwischen Mann und Frau spricht — dann lächeln Sie nur?“

„Ah, mein Fräulein!“ sagte Raimund, lebhaft protestirend. „Wenn Sie die Gleichheit meinen, die jede Unterdrückung und Entwürdigung ausschließt, glauben Sie mir, daß ich dann nicht lächle: Das nehm' ich gewaltig ernst; wohl so ernst wie Sie! Wenn Sie die Befreiung von den Fesseln meinen, die die Frau noch immer auf der ganzen Erde zum Schaden der Menschenwürde trägt, ich werde immer dabei sein, wenn ich irgendwie helfen kann, um sie zu brechen. Aber verlangen Sie mehr, dann — — dann geh' ich bei Seite. Dann begeb' ich mich hinter den breiten Rücken der alten Mutter Natur, die Ihnen in den Weg treten und Ihnen sagen wird: Mein Kind, schwärme nicht; füge Dich in Dein Loos. Nicht aus Unverstand, sondern aus tiefer Weisheit hab' ich Euch verschieden gemacht; wollt Ihr Verschiedenen Euch gleich machen? Da steht ein Mann, nimm ihn: er ist ein wenig unter Deinem Werth, nun, dafür wirst Du ihn leiten und beherrschen. Willst Du ihn nicht? So steht hier ein Anderer, laß Dich von ihm nehmen: er ist Dir der rechte Mann; darum wird er nun aber auch ein wenig Dein Herr sein!“

Das Fräulein schwieg eine Weile. Sie betrachtete Raimund sehr aufmerksam; nagte dann aber, vor sich niederblickend, an der Lippe. „Wie stolz mein Herr!“ sagte sie. „So spricht nicht die „Mutter Natur“, sondern ein Mann“.

Raimund erwiderte nichts. „Lassen Sie ihn gehen!“ rief der Prinz. „Er widerspricht Ihnen nur, weil er sich gegen Sie wehrt; weil Sie ihm mehr imponiren, als seine männliche Eitelkeit verträgt!“ — Er wendete sich lachend zu Raimund: „Hab' ich Recht, oder nicht?“

„Prinzen haben immer Recht“, entgegnete Raimund.

„Lassen wir den Spötter, mein Fräulein!“ sagte der Prinz und stand auf. „Ich bewundere, ich unterschreibe jedes Ihrer Worte. Guter Gott! was für ein Mann müßte das sein, der so einer Frau auch nur gleich zu stehen verdiente!“

Sie machte eine lebhaft widersprechende Bewegung; aber er ließ sie nicht zu Worte kommen: „Nein, sagen Sie nichts! — Dies ist der schönste Morgen meines Lebens! Ich habe etwas erlebt, was ich noch nie erlebt habe . . . Denn Schönheit und Jugend findet man oft genug beisammen; Schönheit und Weisheit — schon selten; aber Schönheit, Jugend und Weisheit — heute zum ersten Mal!"

„Sie wollen um jeden Preis erfahren, Hoheit", sagte sie in der liebenswürdigsten Verlegenheit, „ob ich erröthen kann" . . . Sie legte eine Hand an die Wange: „O ja! ich erröthe!" — — Auf einmal wendete sie ihr Gesicht wieder gegen Raimund. Langsam, etwas zögernd sagte sie: „Und Ihnen bin ich also nichts als ein unnatürliches Product der „Theorie", das sich eines Tages in Dunst auflösen wird? Wie eine von diesen künstlichen Edeldamen in Rübezahls Schloß: als der Zauber aufhörte, waren sie wieder nichts als gemeine Rüben?"

Raimund wollte entgegnen; Prinz Karl aber rief aus: „Gönnen Sie doch diesem Lästerer nicht das letzte Wort! Gönnen Sie es mir! Es wird leider Zeit, daß wir dieser schönsten Stunde ein Ende machen, wir mißbrauchen schon Ihre Gastfreundschaft, unter diesem denkwürdigen Baum. Eh' wir aber gehen, muß ich als Nachbar Ihnen noch einmal sagen, daß ich mich Ihnen ganz zur Verfügung stelle. Sie haben von morgen an keinen Verwalter mehr. Sie werden schwerlich einen Ersatz zur Hand haben —".

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Sie sind hier noch fremd! — Ich dagegen kenne hier Jedermann. Für mich hätte es gewiß keine Schwierigkeit, Ihnen einen zuverlässigen Mann von Bildung, Erfahrung und Intelligenz zu verschaffen, so wie Sie ihn brauchen. Wenn Sie mich also mit dieser Aufgabe betrauen wollten".

„Zu viel Güte, Hoheit!"

„Schenken Sie mir Vertrauen?"

Sie lächelte und verneigte sich.

„Ich schaffe Ihnen also den Mann; und sobald als möglich! — Im Uebrigen hoffe ich, daß die neue Herrin von Schwarzau mir gestatten wird, ihr als Nachbar meine Aufwartung zu machen".

Sie verneigte sich von neuem, mit einigen verbindlichen Worten. Dann gab sie, da die Herren sich verabschiedeten, nach englischer Art Jedem von ihnen die Hand. Als Raimund vor ihr stand, schien sie zu erwarten, daß er ihr noch irgend etwas sagen werde. Sie sah ihn wieder mit einem halb verschleierten Blick sehr aufmerksam an. Er that aber nur einen tiefen Athemzug und sagte nichts. Der Prinz lüftete noch einmal seinen Hut und neigte ihn und sich tief vor der schlanken Dame. Dann verließen sie die Lichtung und kehrten wieder in den Wald zurück.

III.

„Hab' ich zu viel gesagt, Hoheit?" fragte Herr von Düren, als sie, auf dem Heimweg, schon eine Weile ausgeschritten waren, ohne zu sprechen.

Der Prinz sah ihn an, lächelte, sah in die Bäume hinein, und fing an, eine Melodie aus einer neuen Oper vor sich hin zu pfeifen.

Dann schien er in eine eigene Composition hineinzugerathen, und sich mehr und mehr in sie zu vertiefen. Düren sagte nichts mehr. Erst nach längerer Zeit warf ihm Prinz Karl wieder einen Blick zu, drückte seinen Arm, und stieß einen kurzen schwer zu beschreibenden Laut aus; wie ein junger Mensch, dem etwas Unerwartetes begegnet ist, das ihn in eine lyrische Unruhe versetzt. „Ich verstehe aber den Präsidenten nicht", sagte er nach einem neuen Schweigen. „Etwas toll", schreibt er. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die so viel Verstand hatte . . . Vielleicht nur zu viel Verstand; vielleicht so viel, daß da Alles umsonst ist . . ."

Er blickte dann aber mit einem verhaltenen Lächeln in die Luft, das zu sagen schien: man muß nicht verzweifeln!

Raimund bemerkte dies alles, und sonderbarer Weise gab es ihm einen Stich in die Brust. Er blieb aber still, wie es seine Art war, und vertiefte sich in seine eigenen Gedanken.

Der Prinz sah ihn zuweilen, wie forschend, von der Seite an. Endlich unterbrach er die Stille, die ihm selber auffiel, und kam wieder auf das Fest zurück, das er geben wolle. In vierzehn Tagen sei der Geburtstag seiner ehrwürdigen Tante; den gedenke er durch dieses Fest zu feiern, und die ganze Nachbarschaft solle geladen werden. Auch die neue Nachbarin, die Amazone . . . Er begann dann mit Begeisterung von diesem „Phänomen", von dieser „unendlich anziehenden Erscheinung" zu sprechen. Es war aber auch in dieser Begeisterung ein Beiklang, der Raimund mißfiel. Ihm war, als sei etwas zwischen ihn und den Prinzen getreten; als gingen sie nur zum Schein so nahe bei einander, wie sie wirklich thaten. Mit Mühe überwand er sich, auch von dem „Phänomen" zu reden; mit einigen kritischen Einschränkungen, denen eine plötzliche Wärme in seinem Innern widersprach. Dann tauchte auf einmal eine Idee in ihm auf, die ihn stutzig machte; die vor seinem staunenden Erschrecken gleichsam wieder zurückwich, dann von neuem kam, dann von ihm belächelt wurde, dennoch wiederkehrte — zäh und ausdauernd wie alle seine Ideen — und wie eine Goldamsel sein Gehirn umkreiste, bis sie den Ast gefunden hatte, wo sie nisten konnte. Sie ging nicht mehr fort. Sie ging mit ihm in das Schloß, saß mit ihm bei Tische; während er von hundert andern Dingen sprach, fuhr sie fort, ihn durch ihre leise Stimme an sich zu erinnern . . . Endlich hatte man abgespeist und stand auf. Als die kleine Gesellschaft zum Kaffee in den Gartensaal ging, war Raimund's Entschluß gefaßt. Er folgte dem Prinzen, der durch die offene Thür auf die Terrasse trat, und blieb neben ihm stehen.

„Ich bitte jetzt um die Musikstücke", sagte er, „die Sie componirt

haben; die für das Festspiel bestimmt sind. Ich möchte mich mit ihnen vertraut machen, um meinen Plan danach einzurichten; — denn den Stoff hab' ich jetzt gefunden".

„Sie haben einen Stoff?"

„Ja. — Morgen, spätestens übermorgen haben Sie den Text; heute Abend und heute Nacht werde ich ihn schreiben".

„Bravo! — Halten Sie Wort!"

„Ich halte immer Wort, wie Sie wissen", sagte Raimund lächelnd. „Dann noch eine Frage, Hoheit! Sie fragten vor Tische Ihren Intendanten nach einem Verwalter für die ‚Amazone'. Er wußte Ihnen Niemand zu empfehlen. Kann ich Ihnen helfen?"

„Das müssen Sie besser wissen als ich!" sagte der Prinz und lachte.

„Ja, Sie haben Recht! — Ich weiß es also. Ich könnte Ihnen helfen. Mir fiel es nur vor Tische noch nicht ein ... Ich wüßte Jemand, der für diesen Posten ganz geeignet wäre. Der ihn auch sogleich antreten könnte".

„Und der meiner Empfehlung Ehre machen wird?"

„Ich verbürge mich".

„Bravo! Nochmals Bravo! — Schaffen Sie ihn her!"

„Das Beste wird sein — falls Sie mir das nöthige Vertrauen schenken —"

„Was für eine Frage, Raimund!" fiel ihm der Prinz in's Wort.

„Das Beste wird also sein, Sie geben mir eine Karte, Hoheit, die meinen Vertrauensmann dem Fräulein empfiehlt; ich schicke ihm die Karte, er fährt sogleich damit her, stellt sich dem Fräulein vor. Denn daß sie ihn sieht, ist ja doch die Hauptsache —"

„Ja wohl, ja wohl", sagte Prinz Karl zerstreut. Er schien an etwas Anderes zu denken; vermuthlich, daß die Hauptsache sei, daß er sie wieder sehe. „Also eine Empfehlungskarte?" fragte er dann, wieder zu sich kommend.

„Ja, ich bitte darum".

Der Prinz nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und schrieb einige Worte. „Also auch das wäre abgemacht!" sagte er erleichtert. „Nun aber geb' ich Ihnen meine Musik; und Sie schreiben den Text!"

„Heute Nacht!"

„Und Sie sagen mir nicht, was Sie schreiben wollen?"

Raimund lächelte. „Man sagt zwar den Prinzen gewöhnlich nach, daß sie keine Geduld haben; aber wenn man Prinz Karl ist —"

„Sie haben es heute auf mich abgesehen", erwiderte der Prinz. — „Gut", setzte er hinzu mit einem leisen Seufzer (offenbar wieder an etwas Anderes denkend); „gut, ich habe Geduld!"

IV.

Am Morgen des nächsten Tages stand die „Herrin von Schwarzau" — oder Cäcilie, wie ich sie lieber von nun an nenne — in ihrem grauen Schloß auf dem Balkon des großen Saals, und sah über den Thalgrund

hin, in den ihre Besitzung tief hinunterstieg. Jenseits, über einem waldbedeckten Hügel, erhob sich das burgähnliche Schloß des Prinzen Karl; mit einem Fernglas konnte man sich von hüben und drüben in die Fenster blicken. Auf der Terrasse drüben stand eine große, männliche Gestalt. Cäcilie glaubte ihren prinzlichen Bewunderer zu erkennen, der ihren Gesinnungen gestern so warm — fast zu warm, dachte sie im Stillen — zugestimmt hatte. Er schien herüberzuspähn . . . Dennoch beschäftigte sie sich eigentlich nicht mit ihm. Die Reden des Andern fielen ihr wieder ein, die ihr widersprochen hatten; an denen sie in der Nacht, ehe sie einschlief, viel herumgedacht hatte, weil ein empfindlicher Stachel darin lag, gegen den sie kämpfte. Es verdroß sie, und doch mußte sie fast lächeln, wenn sie sich die hohe Gestalt dieses „Doctor Weber" hinter dem „breiten Rücken der alten Mutter Natur" vorstellte, von deren Meinung er so zuversichtlich sprach, wie wenn sie ihn zu ihrem Priester gemacht hätte. Sie wiederholte sich die angeblichen Worte dieser Mutter Natur: „Mein Kind, schwärme nicht; füge Dich in Dein Loos! Ich hab' euch verschieden gemacht" . . . Mit welcher weisen, bürgerlichen Miene — dachte sie gereizt — dieser Doctor mir sagte: „füge Dich in Dein Loos!" — Was heißt das: „füge Dich in Dein Loos?" — — Sie hatte eine Rose in der Hand, die sie aus Mißvergnügen langsam, Blatt für Blatt, zerpflückte. Die Blätter fielen zu Boden; einige trug der Wind hinweg und in den Garten hinab.

Ein Diener trat in den Saal und meldete, „der neue Director" oder Verwalter wünsche sie zu sprechen. Sie sagte verwundert: „Lassen Sie ihn ein!" — Von diesem neuen Verwalter hatte sie noch kein Wort gehört. Der Prinz wird ihn schicken, dachte sie . . . Eine hohe, breite Gestalt, sehr wohlgekleidet, trat ein, und trat langsam näher. Sie sah jetzt das gebräunte Gesicht mit dem blonden Bart und erkannte den „Doctor" von gestern, der sie über die Meinung der Mutter Natur belehrt hatte. Ihre Ueberraschung war groß. Sie bemühte sich auch nicht, sie zu verbergen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich stören sollte", sagte Raimund Weber ehrerbietig. „Erlauben Sie, daß ich zu meiner Legitimation Ihnen diese Karte überreiche; von Seiner Hoheit dem Prinzen Karl".

Cäcilie nahm die Karte und las sie. „Ja, ja", sagte sie verwirrt. „Ich danke . . . Seine Hoheit empfiehlt mir hier den „gewünschten Ersatz für meinen abgehenden Verwalter" — „den Ueberbringer dieser Karte" . . . Ich verstehe noch nicht".

„Wie Sie sehen, mein Fräulein, habe ich die Ehre —"

„Sie?" fragte sie.

Mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt und mit großer Ruhe antwortete Raimund: „Wenn Sie erlauben, mein Fräulein, — ja, ich bin der Mann!"

„Den der Prinz empfiehlt?"

„Zu dienen".

„Als Verwalter meiner Besitzung?“

„Ja“.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ sagte Cäcilie, deren Gesicht in Unruhe gerieth und sich zu verfinstern anfing. „Da es doch wohl unmöglich ist, daß Sie so mit mir scherzen“ —

„Mein Fräulein!“ —

„Also ein Mißverständniß! — Sie sind Arzt, wie sie gestern sagten. Sie sind ein Freund des Prinzen . . .“ Mit einer Art von Lächeln setzte sie hinzu: „Ich brauche weder einen Freund des Prinzen, noch einen Arzt. Ich brauche einen — Untergebenen — kurz, einen Verwalter, mein Herr“.

„Und warum könnte ich der nicht sein?“ fragte er. „Sie kommen aus den Colonien, aus der neuen Welt. Es kann doch Ihnen nicht neu sein, daß ein Mann — dem etwa das Schicksal einen Stoß gegeben hat — seinen Beruf vertauscht und sagt: jede Arbeit ist gut, ich nehme sie, wo ich sie finde? — Als ich vor einigen Jahren mit einem Auswandererschiff — als Arzt und als Führer — nach Australien kam und unterwegs die Hälfte meiner Auswanderer an einer ansteckenden Krankheit, unter unsäglichem Elend, hülflos und rettungslos verloren hatte, — damals hatte ich einen Haß auf meine Wissenschaft. Ich wollte nicht mehr: mir ekelte vor unserer Ohnmacht, — beinah vor mir selbst. Da ging ich zu einem guten Bekannten, den ich dort an der Küste hatte, und der Vertrauen zu mir hatte. Ihm fehlte gerade zu seinen Besitzungen, die für ihn schon zu groß waren, eine tüchtige „rechte Hand“, so wie jetzt Ihnen hier. Er trug mir die Stellung an. Nun — ich habs gewagt. Ich sprang hinein — (er lächelte) wie ich als kleiner Junge, um Schwimmen zu lernen, ins tiefe Wasser hineinging: das tiefe Wasser war mein Schwimm-Meister, ich schwamm, weil ich unter den Füßen keinen Grund mehr hatte. Auch in Queensland damals, in dem neuen Beruf, war „das Wasser tief“; ich habe aber mit Armen und Beinen gerudert und bin oben geblieben“.

„Queensland!“ sagte sie. Mit etwas weniger Mißtrauen und wachsendem Interesse studirte sie sein Gesicht. Es war darin so viel von dem, was ihr an den Menschen gefiel: Treuherzigkeit, Offenheit, Kraft und Einfachheit. Die feurigen blauen Augen hatten einen kühnen und scharfen Blick, aber sie schienen ehrlich und aufrichtig . . . Dennoch hatte sie ein sonderbares Gefühl: „in diesen Augen schläft etwas . . . Was will er hier?“ dachte sie.

„Das war also damals in Queensland“, sagte sie. „Aber jetzt — —“

„Was ich dort gelernt habe“, erwiderte er ruhig, „glaube ich hier zu können“.

„Aber ich verstehe noch immer nicht . . . Sie waren seitdem wieder Arzt, wie ich gestern hörte, — oder verstand ich falsch“ —

„Nein, mein Fräulein; ich war dann auch wieder Arzt. So ein Haß auf die Wissenschaft hält nicht lange Stand —“

„Nun, und jetzt?“ unterbrach sie ihn. „Jetzt auf einmal haben Sie ihn wieder?“

„Das könnte ich nicht sagen“, antwortete er mit dem gleichen, unerschütterlichen Ernst. „Aber ich mag nicht mehr. Der Diener aller Menschen mag ich nicht mehr sein; — jedoch meine Kräfte einem Menschen zu widmen, für den ich das nöthige Interesse habe, davor scheu' ich mich nicht. Sondern im Gegentheil: das ist's, was ich wünsche“.

Das Fräulein erröthete. „Sie müssen schon verzeihen“, sagte sie etwas unsicher, „wenn Sie mir immer räthselhafter werden . . . Gestern haben Sie mich zum ersten Mal gesehen. Wie kommen Sie dazu, gerade für mich“ — sie stockte — „das nöthige Interesse zu haben“, wie Sie sich eben ausdrückten?“

„Zunächst sind Sie in einem Irrthum“, antwortete er. „Ich habe Sie schon vor Jahren einmal in Brisbane gesehen; als sie zuschauten, wie die jungen Colonisten sich unter den eingewanderten Mädchen ihre Frauen suchten, — und als Sie einen Burschen, der ein krankes Pferd mißhandelte, mit Ihrer Reitpeitsche schlugen. Dann kauften Sie dieses Pferd; — nach dem alten Satz, daß der Tapfere immer mitleidig ist. Sie sehen also, mein Fräulein“, fuhr er mit einem ganz eignen Lächeln fort, „ich kenne Sie nun schon lange. Damals dachte ich schon — —“

Er brach ab.

„Was dachten Sie damals schon?“

„Ich glaube, es kommt mir nicht zu“, entgegnete er wieder mit seinem ernsten Gesicht, „Ihnen Alles zu sagen, was ich damals dachte; denn ich stehe hier als Bewerber um eine Stellung, die mich, wie Sie selber vorhin bemerkten, zu Ihrem Untergebenen macht; und in dieser Stellung habe ich zu schweigen“.

Cäcilie sah ihn an, dann von ihm hinweg. Sie verzog die Lippen, ohne etwas zu sagen. Sie verlor diesem Menschen gegenüber mehr und mehr die Fassung. Was hatte er damals gedacht? Und was dachte er jetzt? Und was wollte er jetzt? — — Sie ertappte plötzlich auf seinem Gesicht einen lauernden Zug; einen forschenden, listigen, verwegenen Blick. Er war sogleich wieder verschwunden; aber es blitzte in ihr ein Gedanke auf. Sie erinnerte sich seiner Reden von gestern . . . „Ah!“ sagte sie.

„Mein Fräulein?“

Sie war blaß geworden. „Ich will Ihnen etwas sagen, mein Herr“, fing sie langsam an. „Ich bin keine große Menschenkennerin; aber ich bilde mir doch ein, zu errathen, warum es Sie — einen Menschen wie Sie — auf einmal so sonderbar reizt, mein „Untergebener“ zu sein. Sie wünschen mir etwas zu beweisen . . . Sie wollen mir beweisen, daß ein wahrer Mann — wie sagten Sie: ein „wirklicher Mann“ — eine Frau auch als ihr Untergebener beherrscht. Antworten Sie mir! — Antworten Sie Ja oder Nein!“

Raimund suchte zu lächeln, betroffen wie er war. Unter dem festen Blick ihrer klugen Augen sich allmählich fassend, sagte er mit einiger Anstrengung: „Diese Frage, mein Fräulein — —“

„Warum besinnen Sie sich?“ fragte sie mehr und mehr erregt. „Haben Sie nicht so viel „wirklichen“ Mannesstolz, einer Frau die Wahrheit zu sagen?“

„Bitte; verzeihen Sie! Wenn ich die abenteuerliche Kühnheit hätte, Ihnen das beweisen zu wollen, so müßt' ich doch wohl auch die Klugheit haben, darüber zu schweigen. Denn so einen Plan bekennen, hieße ja ihn todt machen. Wenn ich Ihnen aber sage“ —

„Schon genug! genug!“ unterbrach sie ihn. „Es ist ganz genug! Ich brauche nichts mehr zu hören, weder Wahrheit noch Unwahrheit; ich habe Sie verstanden!“ — — Ihr ganzes Antlitz röthete sich langsam; das Blut stieg ihr offenbar zu Kopf, es kam ein fieberhafter Glanz in ihre Augen, der sie erstaunlich verschönte. Sie ging einige Schritte durch das Zimmer hinweg, dann lehnte sie sich, die Hände hinter sich, gegen einen Tisch. „Es ist gut“, sagte sie, ihm mit einer gewissen feindlichen, trotzigen Bewunderung in's Gesicht starrend. „Ein wunderbarer Gedanke! — Weil Ihnen meine „Theorie“ lächerlich erscheint, so reizt es Ihren „praktischen“ Verstand, mir in meinem eigenen Hause zu beweisen, daß ich mit all meiner Freiheit und Unabhängigkeit doch nur ein schwaches Frauenzimmer bin, und weiter nichts. Das seh' ich auf Ihrem Gesicht, wenn es sich auch nicht rührt . . . Was werden Sie nun thun, wenn ich Ihnen sage: ich nehme Ihre Herausforderung an? Wenn ich Ihnen sage: gut, Sie sind mein Verwalter — Sie, des Prinzen Freund, Sie sind mein Verwalter — geben Sie sich dann all den Demüthigungen Preis, die diese Stellung Ihrem Stolz auferlegen wird? und mich dem Gerede der Menschen, daß so ein Verwalter unter meinem Dach mit mir wohnt?“

„Ich glaube“, erwiderte Raimund unerschrocken, „Sie haben die nöthige Unabhängigkeit, es zu tragen, mein Fräulein; und ich — er verneigte sich mit vieler Würde — die nöthige Subalternität“.

Seine Ruhe verwirrte sie; sie verlor den Kopf. Plötzlich ergriff sie einen Glockenzug und klingelte.

Statt eines Dieners erschien Fräulein Rosa und fragte, was das Fräulein zu befehlen habe. „Sie sind es!“ sagte Cäcilie, deren Stimme fast ihren Klang verloren hatte. „Ich will Ihnen also nur sagen, Fräulein Rosa, daß ein neuer Verwalter da ist; daß dieser Herr — Doctor Weber, nicht wahr — (Raimund verneigte sich leicht), daß Herr Doctor Weber — hier bei uns — —“

Sie suchte die Worte. Raimund ergänzte ruhig: ... „als Verwalter eintritt“.

Cäcilie biß sich auf die Lippe. „Haben Sie also die Güte, Fräulein Rosa“, sagte sie dann, sich fassend, „dafür Sorge zu tragen, daß in den Zimmern des Herrn Verwalters — oder Directors — Alles in Ordnung ist“.

Fräulein Rosa schien nicht ganz zu begreifen, was sie hörte; sie murmelte etwas, machte eine steife Verbeugung und ging.

Cäcilie fuhr sich mit einer Hand über die Stirn. Raimund sah, daß eine blaue Ader auf dieser schönen, ausgebildeten Stirn geschwollen war. Ihm schlug das Herz, und ihm war doch sehr absonderlich zu Muth. Er behielt aber seine Ruhe und sein ernsthaftes, ehrerbietiges Schweigen.

„It is done!“ sagte sie nach einer Weile, mit einer seltsamen Betonung, halb vor sich hin. Dann zu ihm gewendet: „Sie haben da, wie es scheint, schon einen ersten „Sieg“ über mich gewonnen: denn Sie haben mich wirklich dahin gebracht, diese große Thorheit zu begehn. Aber — es scheint nur so. Eh' Sie auf immer für mich aufhören, etwas Anderes als der Verwalter meines Guts zu sein (sie sprach dieses „auf immer“ mit Nachdruck, aber mit bebender Stimme aus), sag' ich Ihnen noch ein letztes Wort gleichsam von Ich zu Ich“.

Raimund, durch die Vornehmheit ihres Tons und ihrer Haltung betroffen und bewegt, erwartete stumm dieses „letzte Wort“.

„Es hat mich geschmerzt“, fuhr sie fort — „sehen Sie, wie offen ich bin — daß der erste Mann in der Heimath, der mir — — wirkliche Achtung einflößte, daß der auf den Gedanken verfiel, mich wie eine Abenteurerin durch ein Abenteuer zu bekämpfen. Bitte, widersprechen Sie nicht! — Um mir dafür Genugthuung zu verschaffen, nehm' ich dieses Abenteuer ernst, mein Herr. Mögen die kleinen, hämischen, versauerten Menschen von mir denken, was ihnen beliebt! Eine Waffe hab' ich gegen sie: herzliche, innige Verachtung . . . Sie aber — Sie — wenn Sie dann eines Tages Ihre Entlassung nehmen, weil dieses ganz erfolglose Abenteuer Sie langweilt — und wenn ich dann meinen Verwalter, Herrn Doctor Weber, mit aller Höflichkeit und mit der gebührenden Gratifikation entlasse — Sie sollen beschämt erkennen, daß es Frauen giebt, die Sie nicht widerlegen können — weil Sie sie nicht begreifen“.

Raimund erwiderte Nichts. Heimlich dachte er — und es wurde ihm kalt um's Herz: „Wenn ich auch über dieses tiefe Wasser komme!“ —

„So, mein letztes Wort ist zu Ende“, sagte sie dann mit einer etwas ungelenken Handbewegung. „Und jetzt — wir sprachen ja noch nicht einmal von Ihrem Gehalt“.

„Was das betrifft —“

„Bitte sehr: eine Hauptsache! Sind Sie mit dem Gehalt zufrieden, der mit dem abgehenden Verwalter abgemacht war?“

Er antwortete durch eine zustimmende Bewegung; obwohl er von der Höhe dieses Gehalts keine Ahnung hatte.

„Also wir sind einig. Guten Morgen!“ sagte sie mit einer so eisig kalten Ruhe, wie wenn sie zu dem fremdesten und gleichgültigsten aller Menschen spräche.

Dann neigte sie den Kopf und ging hinaus.

V.

Nach diesem sonderbaren Gespräch kehrte Raimund langsam, gedankenvoll, bewegt, etwas angegriffen — aber nicht entmuthigt — in das Schloß des Prinzen zurück. Er packte geräuschlos seine Koffer, dann theilte er dem höchst überraschten Prinzen mit, daß er sich entschlossen habe, die Verwalterstelle drüben in Schwarzau selber anzunehmen, da er die Unthätigkeit dieser letzten Monate nicht länger ertragen könne, und überließ Seiner Hoheit, von diesem plötzlichen Entschluß zu denken, was ihr beliebte. Noch denselben Abend verabschiedete er sich von dem ganzen Schloß; und nachdem er das über Nacht hingeworfene „Festspiel“ in die Hände des prinzlichen Componisten niedergelegt hatte, zog er nach Schwarzau hinüber, um seinen neuen Posten anzutreten.

Ich weiß nicht, wie Viele außer Raimund Weber dieses „Abenteuer“ unternommen hätten; jedenfalls begann für ihn eine merkwürdige, wundersame Zeit . . . Das kleine Haus, das früher der jeweilige Verwalter bewohnt hatte, war in einem so baufälligen Zustand, daß es abgebrochen und neu aufgebaut werden sollte; Raimund mußte also auch im Schlosse wohnen, in einem Theil, der von den herrschaftlichen Räumen möglichst weit entfernt war. Als Cäcilie einzog, hatte sie sogleich die Einrichtung getroffen, daß der Verwalter jeden Morgen bei ihr zu erscheinen habe, um sie über alles Laufende zu unterrichten und alles zu Unternehmende mit ihr zu besprechen; denn ohne ihre Zustimmung sollte nichts geschehen. Konnte sie jetzt, als Raimund kam, diese Anordnung wieder umstoßen? Schon ihr Stolz hätte es nicht gelitten . . . Es ward also auch Raimunds Amt, ihr jeden Morgen seine Aufwartung zu machen und ihr „Vortrag zu halten“, wie er es bei sich nannte. Er fand sie dann in der Haltung einer Königin, die mit einem sogenannten Menschen spricht, der ihr eigentlich Luft ist. Zuweilen erröthete sie flüchtig, wenn er kam; danach ward sie aber desto eisiger, sachlicher, unpersönlicher, hörte ihn geschäftsmäßig an, sprach mit aller Ruhe, und entließ ihn mit ebenso kühler, untadelhafter Höflichkeit, wie sie ihn empfing. Zuweilen, während er ihr „seinen Vortrag hielt“, dachte er im Stillen: das ist unbegreiflich; woher kommt diese Seelenstärke, diese Selbstbeherrschung bei so einer jungen Frau? — Er ward dann womöglich noch „sachlicher“ als sie, denn so ein Kampf stärkte seinen Willen. Er entwickelte ihr seine wirthschaftlichen Gedanken und Vorschläge mit so gleichmüthiger Ehrerbietung, wie wenn er im Bureau eines Ministers zu einer alten, grauen Excellenz spräche; sah dabei die jugendliche Gestalt dieses schönen Wesens, vertiefte sich in den „verrückten Humor der Situation“ — seine beste Waffe gegen alle Anfechtungen — und freute sich, wenn er seine Stimme ruhig weitersprechen hörte. Zuweilen bemerkte er auch, daß sie dann ihre Fassung zu verlieren anfing; daß sich ihre Lippen hin- und herschoben, und der Fuß unter ihrem Kleid in Unruhe gerieth. Sie bemerkte aber sogleich, daß er es bemerkte. Schnell hatte sie ihr Gleichgewicht wieder hergestellt. Es traf ihn nur etwa

noch ein rascher, feindlicher Blick aus den hellen Augen; ein Blick, der ihn fast so sonderbar bewegte, als hätte sie ihn warm und liebevoll angesehen. Trat er dann, kühl entlassen, wieder auf den Corridor oder in die Luft hinaus, so ward ihm freilich manchesmal ganz unsinnig zu Muth. Er sah die Diener, die ihn von weitem neugierig, und verstohlen forschend, betrachteten; oder das zarte, bleichsüchtige Fräulein Rosa, dessen Blick ihn zu fragen schien: was thun Sie hier? Was für schlechte Absichten haben Sie hergeführt? — Er hielt sich dann auf Augenblicke selber für schlecht oder für toll. Doch seinen alten Wahlspruch leise vor sich hin murmelnd: „nimm Dich zusammen, Kerl; nimm Dich zusammen“, ging er mit großen Schritten in seine Wohnung zurück, setzte sich fest und hart vor den Arbeitstisch, und versenkte sich in seine Pläne und Berechnungen, die Herrschaft Schwarzau und Friedau wieder „emporzubringen“ und dem Verfall zu entreißen.

Diese ganze Besitzung, die fast zu gleichen Theilen aus Wald, Weide und Ackerfeld bestand, war zwar von Cäcilie billig erworben worden; der alte Graf aber, der sie zuletzt besaß, hatte sich seit Jahren nicht mehr um die Verwaltung bekümmert, und der „Director“, der mit einem „hübschen Taschengeld“ abzog, hatte die Herrschaft theils verwahrlost, theils rücksichtslos ausgebeutet. Raimund fand das Ganze in einem kläglichen Zustand vor; ein geordneter, rationeller Betrieb mußte erst wieder geschaffen werden. Mit seiner ganzen wilden Energie warf er sich hinein. Alles im großen Stil zu thun, war ihm angeboren; seine überseeischen Erfahrungen den Verhältnissen hierzulande anzupassen, machte seinem elastischen Verstande keine große Mühe. Die „Herrin von Schwarzau“ erstaunte mehr und mehr über seinen Eifer. Er war überall; wohin sie kam, fand sie auch ihn, oder seine Spuren. Nur während der Mahlzeiten sah sie ihn nicht, denn er speiste allein; wenn sie aber ausritt, oder wanderte, oder ans Fenster trat, mußte sie diesen Menschen, den sie bewunderte und haßte, irgendwo entdecken: zu Pferd oder zu Fuß, im Wald oder im Feld, in Scheuern und Ställen oder an seinem Schreibtisch, der am Fenster stand und von dem er einen großen Theil seines „Gebiets“ überblickte. Es war ihr eine Pein, diese große, herrische Gestalt überall zu sehen . . . Noch mehr peinigte sie, daß alle die Ideen, die er ihr Morgens vortrug, ihren Beifall hatten; daß sie nie den Muth fand, ihm zu sagen (und wenn sie allein war, nahm sie sich so oft vor, es zu thun): „Das da geben Sie nur auf; dazu sag' ich Nein!“ — Nur einmal, am dritten oder vierten Tag, sagte sie ihm in ihrer fürstlichen Gelassenheit: „Ueber die neue Anordnung in Betreff der Lohnzahlung, die Sie gestern trafen, haben sich die Leute beschwert, sie fühlen sich benachtheiligt. Ich habe Fräulein Rosa beauftragt, den Leuten zu sagen, wenn sie wiederkommen, daß die Anordnung zurückgenommen wird. Da die ganze Sache unbedeutend ist — —“

„Verzeihen Sie“, unterbrach Raimund sie mit Ruhe: „Ich muß Sie bitten, das zu widerrufen; es wäre nicht richtig, mein Fräulein“.

Cäcilie fuhr auf. Sie verfinsterte sich. „Nicht richtig", wiederholte sie. „Wie kommt Ihnen dieses Wort? Sie vergreifen sich".

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Sie hatten die neue Anordnung ausdrücklich genehmigt; denn ich thue nichts ohne Ihre Zustimmung. Sie hatten sie genehmigt, weil Sie auf meinen Vortrag eingesehen hatten, daß das bisherige Verfahren eine Art Unfug war, der gar keinen Grund hatte, zu bestehn. Wenn Sie nun dennoch die Anordnung zurücknehmen, so reißt bei den Leuten sogleich wieder die Meinung ein, die eben zerstört werden soll, daß es mit dem alten Unfugs-Regiment so weiter gehe; oder sie denken gar, sie hätten es jetzt mit einem launenhaften Frauenregiment zu thun — was Sie, bei Ihren Anschauungen, am allerwenigsten wünschen".

„Wie logisch Sie sind!" antwortete sie, wieder auf die Lippe beißend. „Gut. So war es nicht richtig. Sie sollen nicht sagen, daß ich zu sehr Frauenzimmer bin, um mich belehren zu lassen. Ich werde es widerrufen. Ist Ihre Manneswürde nun beruhigt?"

„Ich danke Ihnen", sagte er, durch ihre vornehme Haltung und zugleich durch ihre Schönheit hingerissen. „Ich wußte, daß Sie wie immer edel und vornehm handeln würden". —

„Nach Ihrem Urtheil hatte ich nicht gefragt", fiel sie ihm ins Wort. „Bleiben wir bei den Geschäften!"

Sie hörte dann mit eisiger Ruhe an, was er — dem die Zunge stockte — noch zu sagen hatte, und entließ ihn. In den Gang der Verwaltung aber griff sie nie mehr ein, und seinen reformirenden, energischen, treffenden Ideen fand sie nicht den Muth zu widersprechen.

Etwa zehn Tage waren so vergangen; so viel sie konnte, vermied sie ihn zu sehen; dennoch begann jetzt eine andere stille Marter für sie und für ihn: das Gerede der Gegend über „diesen Verwalter", boshafte Klatschereien, anonyme Briefe. Durch geschäftige Zungen war verbreitet worden, die „australische Abenteurerin" habe den abenteuernden Freund des „tollen Prinzen" unter dem Titel eines Verwalters bei sich aufgenommen, weil er ein stattlicher, sogar schöner Mann sei. Dieser sei der Erste; der Zweite werde der Prinz sein, der es als Nachbar auch nicht allzu weit habe, und der auch schon anfange, dem schönen „Verwalter" Concurrenz zu machen. Der Prinz kam in der That fast täglich einmal geritten oder gegangen, nachdem sein erster Besuch den freundlichsten Empfang gefunden hatte. Er hielt sich zwar in den Schranken harmloser Galanterie kleiner nachbarlicher Aufmerksamkeiten, und blieb nie zu lange; man sah ihn aber doch oft, und die Augen der Sittenrichter sehen immer doppelt. Zu diesen gehörte nun freilich Raimund Weber nicht; er aber fühlte jedesmal eine Beklemmung, wenn der Prinz erschien ... Er vermied dann, ihm zu begegnen; ebenso wie er dem Herrn von Düren auswich, den er im stillen Verdacht hatte, daß er an jenen Ausstreuungen seinen redlichen Antheil habe. Ja es schien ihm sogar, als möchte er auch einigen der anonymen Briefe nicht fremd sein, die um diese

Zeit anfingen, Cäciliens stolze Ruhe anzugreifen. Man wünschte ihr darin Glück zu dem „neuen Verwalter“, der so vielseitig begabt sei, den sie auch als Arzt und Freund um sich haben könne; oder man ersuchte sie, in der Wahl ihrer Verwalter vorsichtiger zu sein, da Jugend und Schönheit doch nicht eigentlich die Eigenschaften seien, die man für die Bewirthschaftung einer Herrschaft brauche. Sobald Cäcilie einen solchen Brief gelesen hatte, schickte sie ihn an Raimund, wie um ihm zu zeigen, was für Opfer sie diesem „Abenteuer“ bringe, daß sie aber zu stolz sei, sich darum zu kümmern. Ihn marterte diese ihre Vornehmheit, die ihm so sehr gefiel. Er saß zuweilen, über so einen Brief gebeugt, zerknirscht und entmuthigt da. Er fing an, zu bereuen, was er so dreist und auf sich vertrauend unternommen hatte. Sitzt hier denn wirklich nur ein Abenteurer? dachte er. Hatte ich ein Recht, mich in das Leben eines so edlen, unschuldigen Mädchens so hineinzudrängen? Sie konnte zwar Nein sagen; sie hat's nicht gesagt. Aber wenn ihr stolzes Herz auf diese Thorheit einging, mußte ich das mißbrauchen? — Wohin wird es denn führen? Und wie kann es enden?

Endlich eines Morgens — es war schon der vierzehnte oder fünfzehnte Tag — als er wie gewöhnlich vor Cäcilien erschienen war, sagte er sogleich nach der Begrüßung: Hier sind alle die liebenswürdigen Briefe, mein Fräulein, die Sie die Güte hatten mich lesen zu lassen. Es ist mir äußerst peinlich, daraus zu ersehen, welch ein Aergerniß es den guten Leuten ist, daß ich Ihr Verwalter bin, ohne graue Haare zu haben. Ich könnte sie mir allerdings allmählich wachsen lassen; diese Briefe würden dann aufhören. Aber bis dahin können Sie nicht warten. . . Kurz gesagt, mein Fräulein: es ist mir unerträglich, zu denken, daß Ihr guter Ruf durch meine Schuld — — — Wenn Ihr Gefühl irgendwie ernstlich darunter leidet, so bitte ich um meine Entlassung; und Sie mögen dann meinetwegen denken, ich hätte mich „besiegt zurückgezogen“, weil — wie sagten Sie damals — weil „dieses erfolglose Abenteuer mich langweilte“.

Das Fräulein sah ihn sichtbar betroffen an. „Wenn dies ein Rückzug in guter Form sein soll“, sagte sie mit einiger Anstrengung, „so verzichte ich natürlich darauf, Ihnen zu widersprechen. Wenn Sie aber aus — aus einem wirklichen Anfall von Zartgefühl so reden, dann erkläre ich Ihnen, daß ich das nicht annehme. Was ich über diese Briefe denke — oder fühle — das ist meine Sache. Sie sind ja, als angestellter Verwalter, außer aller Verantwortung!“

Raimund fühlte die Schärfe in diesen Worten; er hörte aber in ihrer Stimme einen weicheren Klang, der sie weniger bitter machte. „Sie verweisen mich in meine Grenzen“, sagte er, „und Sie haben natürlich Recht. Da Sie mich für einen „Abenteurer“ halten, kommt es Ihnen auch offenbar unwahrscheinlich vor, daß ich „Zartgefühl“ haben könnte. Wenn Sie aber bedenken wollten, daß ich nicht nur mit „Abenteurern“ gelebt habe; daß ich unter Anderem eine edle und zartfühlende Frau hatte —“

„Wie?“ fragte sie überrascht. „Sie hatten eine Frau?“

„Warum sollte ich keine gehabt haben, mein Fräulein?“ — — Es ist aber lange aus. Sie liegt in Queensland begraben — —“

„In Queensland?“ fragte sie, und sah ihn zum ersten Mal mit Antheil wie einen Menschen an.

„Ja, mein Fräulein; in Ihrer zweiten Heimath. Aber weit von Brisbane; tief ins Land hinein. An einer Stelle, die kein Mensch betritt . . .“

Er verwunderte sich, als er in diesem Zimmer, in dem er seit vierzehn Tagen nur von Geschäften und nur im trockensten Ton gesprochen hatte, das leise Vibriren seiner Stimme hörte, die von etwas Menschlichem sprach. Sofort ward er still. Cäciliens Gesicht aber sah ihn erwartend an. Weibliches Mitgefühl sprach aus ihren Augen. Sie beugte sich etwas vor, offenbar unbewußt, wie um mehr zu hören. Nach einer Weile, da er stumm blieb, wiederholte sie: „An einer Stelle, die kein Mensch betritt“.

„Ja“, sagte er leise. Seine Vergangenheit stand ihm auf einmal in vielen Bildern vor der Seele. Er fing an zu sprechen. Die Worte kamen ihm, ohne daß er es wußte oder wollte . . . Er erzählte ihr, wie jene wundersame „Hochzeitsreise“ begann; wie er mit seiner jungen, tapferen, heldenmüthigen Frau dann von Brisbane landeinwärts zog, wie sie, mit sich allein, in der Wildniß jagten, arbeiteten, träumten, und einander genug waren. Wie sie dann mit dem Pferd in eine Erdspalte stürzte, hinsiechte und starb. Wie standhaft, zartfühlend, liebevoll sie war bis zur letzten Stunde; und wie er sie dann in der Menschenöde, in einem felsigen Thal, unter einem wilden Feigenbaum begrub. — Cäcilie hörte ihm zu, ohne sich zu regen. Ein ihm fremder, traurig herzlicher, fast mütterlicher Ausdruck lag auf ihrem Antlitz. Zuweilen seufzte sie leise; doch offenbar wußte sie es nicht.

„Wie wunderbar ist das Leben“, sagte sie dann nach einer tiefen Stille. „Nun dort so einsam zu liegen; so fern von der Heimat . . . Aber diese Frau war doch glücklich, denk' ich . . .“

Sie wurde roth, etwas verwirrt, und brach ab.

Raimund erstaunte wieder, wie er und die Dame da sich auf einmal so menschlich gegenüberstanden. Aus einer starken Bewegung, die ihn übermannte, raffte er sich auf und sagte: „Ich wollte also nur darauf hindeuten, mein Fräulein, daß man mit einer so guten, edlen Frau nicht so glücklich lebt, ohne doch auch etwas „Zartgefühl“ zu haben . . . Wenn ich nun also mein Anerbieten von vorhin wiederholen dürfte — —“

Sie schüttelte den Kopf, aber wie zerstreut. Sie betrachtete ihn aufmerksam; seine hohe und breite Stirn mit den dichten, fast übermäßigen Brauen, sein vordringendes starkes Kinn, das ganze kühne Gesicht, das nun so weich aufgelöst und gut war. Es schien ihr darin etwas Unbegreifliches zu sein . . . Auf einmal ward sie unruhig, sah an sich selber hinunter, sah umher, und ging durch das Zimmer hin.

Erst vom Fenster aus blickte sie zurück; sie hatte die Brauen, wie im Groll über etwas, tief hinabgezogen. „Ich danke Ihnen", sagte sie, und drückte dann die Zähne auseinander. „Lassen wir das. Es ist gut ... Zu den Geschäften also, wenn's gefällig ist. — Daß ich aber nicht vergesse, was ich Ihnen sagen wollte. Ich höre, Sie arbeiten zu viel".

„Ich? — Ich wüßte nicht!"

„Bei Tag und bei Nacht!"

„Jetzt verstehe ich", sagte Raimund. „Wenn Sie mir aber auf mein Ersuchen gestatteten, zu den Festspiel-Proben bei Sr. Hoheit hinüberzureiten, so war es selbstverständlich meine Pflicht, Ihren Geschäften dafür ein paar Nachtstunden zu opfern".

Seit drei Tagen nämlich bereitete man drüben das „Fest" vor, und der Verwalter von Friedau hatte das peinliche Vergnügen, nach jener früheren Verabredung dabei mitzuwirken. Fremd genug war ihm zu Muthe, wenn er jetzt in's Schloß kam und dem Prinzen Karl gegenüber stand, der äußerlich unbefangen, unverändert schien, aber im Stillen den „Verwalter" mißtrauisch beobachtete, so wie dieser ihn.

„Ich habe das nicht verlangt", gab Cäcilie mit einer eigenthümlich feindseligen Trockenheit zur Antwort. Wie übrigens der Prinz mir erzählt hat, ist jenes „Festspiel" von Ihnen. Sie schriftstellern also auch —"

„O nein, das doch nicht".

„Eine Art von satirischer Komödie —"

„Ein flüchtiger Dilettanten-Scherz; fast improvisirt!"

„Eine Satire auf die Emancipation der Frauen —"

Es war ein gereizter, fast erbitterter Ton, in dem sie das sagte. Raimund that, als bemerke er es nicht, und entgegnete harmlos:

„Satire? So hoch versteige ich mich nicht. Nur eine possenhafte Phantasie über ein ewiges Thema ..."

Cäcilie murmelte: „Man sagt die Dichter schildern oft, was sie nicht ver —"

Sie sprach aber nicht aus. „Nun gut", fuhr sie lauter fort: „ich werde also heut Abend, auf dem Fest da drüben, Ihre possenhafte Satire oder Phantasie bewundern; Ihre Satire und dann Seiner Hoheit Epilog, der, wie er mir im Voraus verrathen hat, Ihre Satire aufhebt und die wahre Emancipation zu Ehren bringt — wie es einem Prinzen gebührt!"

Raimund pochte das Herz. Mit etwas unsicherer Fassung fragte er: „Sie werden das heute Abend mit anhören?"

Sie sah ihn groß an. „Ich verstehe die Frage nicht", antwortete sie.

„Sie werden zum Prinzen gehen?"

„Wenn diese Frage mit Ihren Geschäften zusammenhängt —"

„Mit meiner Pflicht, o ja!" erwiderte er so ruhig und ehrerbietig, wie nur irgend möglich. „Ich halte es für meine Pflicht, meine Mannespflicht, Sie zu warnen, mein Fräulein. Denn Ihre arglose Seele —"

„Ach!" sagte sie auffahrend, indem sie den Kopf auf die Seite warf. „Also da sind Sie wieder ... „Mannespflicht!" Dieser ewige Vorwand, über die Frauen zu herrschen —"

Sie erschrak über ihre Worte und brach ab. Mit einer auffallenden Blässe im Gesicht ging sie zu der Thür, die zu ihrem Boudoir führte. „Ich danke Ihnen für Ihre Warnung", sagte sie und blieb noch ein Mal stehen. „Es ist gut. Es ist abgemacht. Von den Geschäften — morgen; ich habe heute keine Stimmung dafür . . . Adieu!"

„Verzeihen Sie", entgegnete er etwas näher tretend. „Sie haben so — freundlich, mit so menschlicher Theilnahme die Geschichte meiner Frau vorhin angehört . . . Wollen Sie mich nicht noch einmal gütig und freundlich anhören, in einer Sache, die Sie selbst betrifft?"

Sie stand unschlüssig still. In ihrem lebhaft wogenden Busen schien es stark zu kämpfen. „Was wollen Sie?" fragte sie.

„Ihnen mißfiel das Wort Mannespflicht" . . . Doch Sie sind jedenfalls zu frei von der Schwäche der Frauen, um sich vor der Einwirkung gesprochener Vernunft auf Ihre weibliche Willensfreiheit zu fürchten —"

„Ein schwieriger Satz!" erwiderte sie mit einem kurzen Lächeln. Sie sah ihm dann stolz ins Gesicht. „Was wollen Sie also sagen? Sprechen Sie ‚Vernunft!'"

„Sie sind hier fremd, mein Fräulein; und es scheint, Sie wissen noch nicht, was Sie da thun wollen. Sie kennen den Prinzen nicht . . . Dieser sogenannte „tolle" Prinz — — er nennt mich seinen Freund; aber dennoch muß und darf ich Ihnen sagen, daß Ihrer Ehre nicht damit gedient ist, wenn Sie sein Fest besuchen — Sie, gerade Sie. Bitte, noch ein Wort! — Dieser Prinz ist ein recht guter Freund für Männer, aber ein schlechter für Frauen. Und leider, so oft er — schlechte Gedanken hat, hat er noch schlechtere Werkzeuge und Helfershelfer. Der alte Herr, der sich jährlich in einem neuen Kuppelpelz wärmt, dieser Herr von Düren, den Sie kennen, er verbreitet schon in der Gegend, auf seine beiläufige, scherzhafte, ohrwürmische Art, wie gut Sie bereits mit S. Hoheit stehen. Er wirft Andeutungen hin, die wie junger Same weiterfliegen; — und in diesem Augenblick reibt er sich wahrscheinlich seine kalten Hände bei dem erwärmenden Gedanken: Heute kommt sie zu uns! Denn bei solchen — Verehrern wie der Prinz, und bei solchen — Zwischenhändlern wie Herr von Düren gilt der Grundsatz: Ganz compromittirt ist halb gewonnen".

Cäcilie schwieg eine kleine Weile; sie schien nachzudenken. „Wunderbar!" sagte sie dann, wie sich wieder auflehnend: „das alles sagen Sie mir erst jetzt. Und doch hat mich der Prinz schon vor vierzehn Tagen eingeladen —"

„Um Vergebung: damals kannte ich Sie noch nicht".

„Und Sie kennen mich jetzt? — Sie, der Sie so weise von ‚Compromittiren' reden — und wer hat mich am rücksichtslosesten compromittirt?"

„Ich fühle meine Schuld", sagte Raimund in unverhohlener Bewegung. „Darum hab' ich Ihnen angeboten, meine Entlassung zu nehmen, mich für „besiegt" zu erklären . . . Sie meinen, ich kenne Sie nicht. Aber so viel kann ich doch wohl sagen, daß ich mehr und Besseres von Ihnen weiß, als der Prinz. Dem Prinzen — verzeihen Sie — dem sind Sie ein neues Phänomen, eine Rarität; eine Anregung, die er noch nicht kannte. Er freut sich Ihrer ‚Emancipation', hofft sie zu vollenden" . . .

Sie zuckte zusammen.

„Dagegen, was mich betrifft — o, ich bin beschämt — mir haben Sie, ohne es zu wollen, gegen Ihren Willen, gezeigt, wie groß, wie edel, wie liebenswürdig die Natur in Ihnen — —“

Ueber das ganze Gesicht erröthend unterbrach sie ihn. „Ich habe Sie nicht gefragt“, erwiderte sie hastig, mit erzwungener Härte, „wie und was ich bin“.

„Sie haben Recht“, sagte er sich schnell wieder fassend. „Es war unpassend; ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich habe meine Stellung verkannt“.

Wie dieser Mensch mich martert! dachte Cäcilie. Sie wollte etwas erwidern, fand aber die Worte nicht. Mit einer ungeschickten Bewegung wandte sie sich ab und stieß nur hervor: „Leben Sie wohl!“

Er verneigte sich.

Sie öffnete die Thür. Eine unsichtbare Hand, ein Strick um die Brust schien sie zurückzuziehen. Es war ihr auf einmal, als sähe sie den Prinzen, der auf eine häßliche, begehrliche Weise lächelte (ein einziges Mal hatte sie ihn schon so lächeln sehen); und als riefe hinter ihr eine leise Stimme. Langsam drehte sie den Kopf zurück: „Sagten Sie noch etwas?“

Er verneinte stumm. „Ich habe nichts mehr zu sagen“, setzte er hinzu. „Ich sagte ja schon zu viel“.

Sie lehnte ihre Schulter leise gegen den Thürpfosten, und auch den Kopf zurücklegend, aber ohne Raimund anzusehen, murmelte sie etwas, das er nicht verstand. Dann überwand sie sich, deutlich und hörbar zu sagen: „Und Sie meinen also, ich sollte heute Kopfweh haben und das Fest versäumen?“

„Wie?“ fragte er überrascht.

„Sie rathen mir als mein rathgebender Verwalter“ — sie lächelte ein wenig — „nicht hinzugehen?“

„Ja, mein Fräulein“, erwiderte er ruhig, mit einer leichten Verneigung.

„Sollte ich einen guten Rath verwerfen, weil er — von Ihnen kommt? Nein. Sie haben Recht. Prinz Carl ist nicht mehr ganz so, wie er sollte; zu vertraulich, zu — prinzlich. Es wurmte mich schon; gestern, vorgestern“. — Sie kam zurück, trat an ihren Schreibtisch und ergriff einen Bogen Papier.

„Sie wollen schreiben, mein Fräulein?“

„Ja“, sagte sie. „Ich will Seiner Hoheit schreiben, daß mein schlechter Kopf — — „O diese Welt der Lüge! — Aber ich werde so schreiben, daß er errathen kann“ . . .

Sie saß schon und schrieb. Plötzlich blickte sie auf: „Sie lächeln wohl gar triumphirend! — Nein, Sie lächeln nicht“.

„Befehlen Sie“, entgegnete er, ohne eine Miene zu verziehen, „daß ich einen reitenden Boten mit Ihrem Billet hinüberschicke?“

„Ja, ich bitte“, sagte sie und schrieb weiter.

Es ging ihm ein warmes Gefühl durch die Brust, und zum Hals hinauf. Er bewahrte aber seine Ruhe, seine Haltung, und ging still aus der Thür.

(Schluß folgt.)

Zur Philosophie der Gegenwart.

Betrachtungen

von

Jürgen Bona Meyer.

— Bonn. —

II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie.

Es sind über zwei Jahre vergangen, seit im Märzheft 1878 die erste, dem zeitgenössischen Materialismus gewidmete Betrachtung veröffentlicht ist, die zweite sich mit der Wirklichkeits-Philosophie Dührings beschäftigende Betrachtung sollte rascher folgen. Der Grund der Verzögerung liegt zum Theil darin, daß Dühring ein so rastloser Schriftsteller ist. Kaum glaubt man Alles gelesen zu haben, was er geschrieben hat, so ist schon wieder ein Buch oder auch nur die neue Auflage eines alten Buches da. Als gewissenhafter Arbeiter will man dann doch erst zusehen, ob und wie diese neuen Leistungen Gutes oder Schlechtes bringen, das Beachtung verdienen möchte. Freilich, die Ausbeute ist nicht immer groß. Man findet meist die schon bekannten alten Gedanken ein wenig erweitert oder verändert wieder vor. Bisweilen überschlich mich bei dieser fortgesetzten Lectüre der peinigende Zweifel, ob dieser modernste Bosheitsphilosoph so viel Aufmerksamkeit und Arbeit verdiene; allein die unzweifelhafte Theilnahme, die ihm doch ein großer Theil des Publikums, das seine vielen Bücher kauft, schenken muß, haben diesen Zweifel immer wieder zurückgedrängt.

Dühring findet thatsächlich in weiten Kreisen Beachtung und Anhang. So erschien im Jahre 1878 ein Buch in sauberster Ausstattung, betitelt „Die Ideale des Materialismus, lyrische Philosophie" von Armand Pensier. Der Verfasser dieses Buches sagt selbst, er glaube so wenig etwas außerhalb des Gedankenkreises dieses Heros vorzubringen, daß er es vielmehr nicht wünsche. Wüßte er, daß dessen Gedankenkreis an Inhalt und Umfang bekannt wäre, so würde er es nicht für nothwendig finden, daß die Zeilen seines Buches gedruckt, zum Theil nicht einmal, daß sie geschrieben würden,

Digitized by Google

denn er halte sie für Dühringsche Philosophie". — Und im vorigen Jahre hat im selben Verlag (bei Meißner und Ganz in Köln) die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau, erscheinen lassen, in welchen dieselbe auch mit einer gewissen Begeisterung von der sogenannten Wirklichkeitsphilosophie Dührings redet, diesem veredelten Materialismus, der vermittelnd tritt zwischen die Bettelherrschaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphysischen Hintergrund offen lassende Philosophie: „Dieser strenge Denker — schreibt die veredelte Materialistin — fest auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, selbstschöpferisch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphysik absolut und weist sie mit Verstandesgründen aus seinem System aus. Aber er erhebt auf der Basis einer alles Sein umfassenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeistigenden Idealismus. Innerhalb seines Systems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphysische zweite Welt mehr versteckt liegt, entwickelt sich durch das dem Sein innewohnende Princip des Werdens die Wahrheit der Welt. Die persönliche Existenz erhebt sich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitsoceans, steigt bis zu ihrem Höhepunkt und fließt dann wieder abwärts, bis sie sich im großen Niveau verliert". — Und als Dühring im Februar des Jahres 1879 in der Reichshauptstadt vor einem gewählten Auditorium von Herren und Damen drei Vorlesungen über die Zulänglichkeit der Wissenschaft und die Vertreter ihrer Popularisirung, über Größenwahn unter Gelehrten, über Gesinnungsbildung und Religionsmoral hielt, da berichtete neben vielen anderen Blättern auch sogar eine pädagogische Zeitschrift, „die Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands", eingehend über „diese in hohem Grade belehrenden und anregenden Vorträge, bei denen sich auch diesmal wie ebenso bei den Novembervorträgen des vorigen Jahres die Studirenden der Berliner Universität zahlreich eingefunden hätten". Es beweise diese Thatsache auf's Neue — meinte die Zeitung — daß der Einfluß des vielseitigen und durch seine charakterfeste Haltung ausgezeichneten Gelehrten auf die studirende Jugend seit dem Ereigniß vom Sommer 1877 (seiner Ausstoßung aus der Berliner Universitätsgemeinschaft) keineswegs geschwächt worden sei. Diese Ausstoßung selbst rief allerdings auch damals innerhalb und außerhalb Deutschlands eine Zeitlang einiges lärmende Geschrei über Unterdrückung der Freiheit der Wissenschaft hervor, und trug das Märtyrerthum wie gewöhnlich so auch diesmal zur Ausbreitung des Ruhmes wesentlich bei. Unlängst beschäftigten sich viele Zeitungen sogar schon mit Dührings auf der Reise nach Köln erfolgtem Tode und schrieben Nekrologe, bis Dührings scharfes Eintreten für seinen verstorbenen Freund, den Wärmeforscher Robert Mayer, als den Galilei des 19. Jahrhunderts, aller Welt deutlich bewies, mit wie ungeschwächter Kraft der todt Gesagte noch lebendig sei. — Einen gedrängten Bericht über Dührings Philosophie hat schon Erdmann in seinem Grundriß der Philosophie gegeben, eine kritische Besprechung lieferte

Vaihinger in seinem 1876 erschienen Buche über „Hartmann, Dühring und Lange zur Geschichte der deutschen Philosophie im neunzehnten Jahrhundert".

Somit darf ich ja wohl mit Recht annehmen, daß es kein ganz unzeitgemäßes, auch sonst kein ganz überflüssiges Unternehmen ist, wenn ich mich hier mit diesem immerhin doch nicht einflußlosen Zeitphilosophen etwas näher beschäftige. Wir waren mehrere Jahre hindurch gleichzeitig Privatdocenten der Berliner Universität und haben damals in friedlichem geistigem Verkehr neben einander gewirkt. Gewiß haben nur Wenige das schwere Geschick der allmählich zunehmenden Erblindung des auf den Ertrag seiner Geistesarbeit angewiesenen Mannes mit so viel theilnehmendem Mitleid verfolgt, wie seine damaligen Mitstreiter W. Dilthey und ich. Auch haben wir uns damals redlich bemüht, einflußreiche Männer der Fakultät dafür zu gewinnen, unserem Collegen eine Unterstützung seitens derselben zu erwirken, weil wir ohne solche Erleichterung eine traurige Wendung seiner geistigen Entwickelung kommen sahen. Es wird mir in Erinnerung dessen nun doppelt schwer, bei voller Anerkennung der geistigen Begabung doch mitleidslos scharf gegen die Ausnutzung derselben und deren verderbliche Wirkung aufzutreten, aber „werth sei mir der Freund, doch werther noch sei mir die Wahrheit". Jedenfalls darauf bin ich gefaßt, wird mir Dühring mein Auftreten gegen sich reichlich heimzahlen, sei es auch nur dadurch, daß er erklärt, von dem Geschreibsel solchen Nichtslers oder staatsbesoldeten Philosophasters gar keine Notiz nehmen zu wollen. Gleichviel ich werde suchen gerecht zu bleiben und zunächst streben, von dem, was Dühring erlebt hat, was er denkt und will, dem Leser dieser Zeitschrift ein unbefangenes Bild zu geben.

Von Dührings äußerem Leben zunächst ist wenig zu sagen; die Erwähnung der zur Charakteristik des Mannes Nöthigen wird daher am besten mit der Schilderung der Entwickelung seines geistigen Wollens und Wirkens verbunden. Ein kurz zusammenfassender Blick auf die von ihm als angeblich neues System dargebotene Weltansicht mag dann unsere Betrachtung schließen.

Eugen Dühring ist ein Berliner Kind, im Jahre 1833 geboren. Sein Vater war Geheimsecretär; derselbe starb, als der Sohn zwölfjährig war. Das vaterlose Kind ward nun als Alumnus im Joachimsthalschen Gymnasium erzogen und hörte dann zu Berlin von 1853 bis 1856 besonders die juristischen Vorlesungen Kellers, die philosophischen Vorlesungen Trendelenburgs, die mathematischen Vorlesungen Kummers und die physikalischen Vorlesungen Doves. Sein eigentliches Studium sollte die Jurisprudenz sein, auch ward nach vollendetem Triennium ein mehrjähriger Versuch in der juristischen Praxis gemacht. Das anhebende Augenübel und die wachsende innere Neigung zu den abstracten und exacten Wissenschaften entfremdeten ihn aber mehr und mehr diesem praktischen Beruf. Im Jahre 1861 ward Dühring auf Grund einer Dissertation über Zeit, Raum, Ursächlichkeit

und die Logik der Infinitesimal=Analyse in Berlin zum Doctor der Philosophie promovirt und dann im Jahre 1863 als Privatdocent der Philosophie und Nationalökonomie habilitirt. In dieser Stellung hat er bis zu seinem 1877 erfolgten Ausschluß gewirkt.

Seine philosophische Richtung bekundete er gleich im Habilitationsjahre durch ein Buch, betitelt: „Natürliche Dialektik, neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie“. Dühring geht in demselben von der Ansicht aus, daß Kants System das letzte sei, das einer ernsten Berücksichtigung werth sei, er übergeht daher seine Nachfolger; aber auch bei Kant vermag er nicht anzuknüpfen, da es bei demselben an der Nachweisung der erkenntniß=theoretischen Grundlage der formalen Logik gänzlich fehle. Er will sich daher genöthigt sehen, für seine logische Grundlegung den besten Theil seiner Einsicht nicht aus der Geschichte der Philosophie zu entnehmen, sondern aus sich selbst. Seine Dialektik soll eine höhere Logik sein und als solche ähnlich der höheren Mathematik hauptsächlich mit den Begriffen des Unendlichen zu thun haben. Ihr Hauptverdienst soll gesucht werden in der Kritik des Unendlichkeitsbegriffes und des Satzes vom zureichenden Grunde, indem sie im ersten Fall das Problem des Unendlichen da aufnimmt, wo es vor einem halben Jahrhundert der in Deutschland in dieser Beziehung niemals berücksichtigte Franzose Carnot gelassen hatte, und indem sie im zweiten Fall den Satz vom zureichenden Grunde in einen rein logischen und in einen ungehörig metaphysischen Bestandtheil zerlegt, wie dies schon die Dissertation versucht hatte. Der Verfasser bekannte, den logischen und speculativen Geist mehr in den Leistungen der genialen Positivisten als bei den specifischen, aber untergeordneten Denkern gesucht und gefunden zu haben, rechnete daher auch besonders auf die Anerkennung der Positivisten der exacten Wissenschaft und war darauf gefaßt, daß der innere Gehalt seines Buches weniger nach dem Geschmack der Schulen sein werde, die nach seiner Ansicht in Ermangelung eines herrschenden Systems an der Oberfläche schwimmen und eine Art mehrköpfigen Principates mit Noth und Mühe aufrecht erhalten.

Mit diesem der Metaphysik abgeneigten, dem Empirismus oder Positivismus zugeneigten Erstlingswerk führte sich Dühring in die philosophische Welt ein. In dieser Welt ist man bekanntlich bei systematischen Erstlingswerken an große Versprechungen, die sich mit etwas harten Worten über andere Denker der Vor= und Mitwelt glauben den Weg bahnen zu müssen, von früher her und besonders in der Neuzeit, seitdem es naturgemäß immer schwerer wird, als Systematiker etwas Grundneues und doch Gescheidtes zu sagen, schon einigermaßen gewöhnt. Ungeachtet der ihnen zu Theil gewordenen Zurücksetzung haben die Herren von der alten Schule dem immerhin beachtenswerthen Buche, das eine Theorie der logischen Functionen vorbereiten sollte, ihre bedingte Anerkennung nicht versagt, das ihrer Meinung nach Mißliche und Unzulängliche gerügt, das Treffende, Scharfsinnige und zum Nachdenken

Anregende gebührend hervorgehoben. Aber dem modernen Selbstdenker pflegt solche bedingte Anerkennung durchaus nicht zu genügen.

Freilich Dühring konnte und durfte von den Schulphilosophen Besseres nicht erwarten; über sie und ihre Anstalten hatte er in der Erstlingsschrift selbst schon den Stab gebrochen und sich eigentlich, kaum eingetreten, schon von Anbeginn an gleich selbst außerhalb des Bannkreises der Schule aufgestellt: „Die Zukunft der Philosophie beruht also darauf — schrieb er daselbst — daß sie eine breitere Basis und einen festeren Rückhalt gewinnt, als ihr die Macht bloßer Staatsanstalten zu gewähren vermag. Wie viele Hoffnungen man auch auf die Umgestaltungen des staatlichen Geistes und der öffentlichen Anstalten setzen möge, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine freiere und von dem Absolutismus der Systeme unabhängige Philosophie nur bestehen kann, wenn sie zugleich einen Boden in der Gesellschaft hat und auch allenfalls ohne Staatshülfe, ja sogar, wenn nöthig, im Kampfe mit der sie treffenden Ungunst einer gerade am Ruder befindlichen Partei für ihre Fortpflanzung zu sorgen vermag. Ueberdies erlaubt die freiere Richtung unserer Tage keine Beschränkung der Wissenschaft auf gelehrte Körperschaften. Sie fordert im Gegentheil den möglichst directen Verkehr zwischen der Gesellschaft und ihrem Denken und strebt offenbar dahin, eine gewisse vormundschaftliche Belehrungsart d. h. blos schulmäßige Mittheilung der Philosophie in die zweite Linie zu setzen“.

Spinoza glaubte bei einer ähnlichen, damals aus den Zeitverhältnissen erklärlichen Besorgniß vor Beschränkung seiner Denkfreiheit durch Staat und Kirche am besten zu thun, wenn er dem Lockruf zum Eintritt in eine solche gelehrte Körperschaft nicht folgte, lehnte deshalb den Ruf der Heidelberger Universität ab, blieb ein freier Mann und suchte sein Auskommen durch Schleifen optischer Gläser zu erleichtern. Unsere modernen Freidenker ziehen es vor, zunächst einmal zu versuchen, wie weit es ihnen gelingen möge, trotz alledem Raum zu gewinnen innerhalb der servilen Gelehrten-Körperschaft einer Staatsanstalt. Auch Dühring gefiel es, diesen Versuch zu machen gleich Schopenhauer, seinem Vorbild im Schimpfen auf die vom Staat bezahlten Philosophieprofessoren. Einen genügenden Grund für dieses innerlich widerspruchsvolle Verfahren wird man in dem Augenübel Dührings gewiß nicht finden können, da sich bei demselben mit Leichtigkeit auch ein anderer Beruf als der des Privatdocenten hätte finden lassen, der für den Beruf des Lebens mehr abgeworfen hätte als dieser; schon die blos literarische Thätigkeit hätte dies gethan. Doch es fällt mir nicht ein zu meinen, Dühring hätte seinem Wissen und seiner Begabung nach für die Lehrkanzel einer Universität nicht getaugt, ich meine nur, für einen Philosophen, der vor Allem Wahrheit sucht, war es ein Widersinn, aus freien Stücken sich zum Mitglied einer Körperschaft zu machen, von welcher er annahm, daß sie aus Rücksicht auf Staat und Kirche behindert sei, der Wahrheit in's Angesicht zu schauen. Und andererseits verstehe ich recht gut, daß gerade ein Mann

wie Trendelenburg, der ein solches Bewußtsein reinster Wahrheitsforschung und der Zugehörigkeit zu einer ihr gewidmeten Körperschaft besaß, dem überdies jedes in's Maßlose überschweifende agitatorische Wesen im Grunde der Seele zuwider war, nach solchen Auslassungen bedenklich werden konnte, dahin zu wirken, einem so gearteten Geiste mehr als die Vorhallen der von ihm geachteten, von dem jungen Manne aber in ihrem Werthe angezweifelten Körperschaft zu öffnen, ich begreife vollständig die von ihm befolgte spätere Taktik des Zuwartens, ob der Most jungen Weines nicht abgähren möchte.

Einstweilen setzte nun Dühring unangefochten seine akademische Lehrwirksamkeit und seine literarische Thätigkeit eifrig fort. Schon in der natürlichen Dialektik hatte er beiläufig eine neue Rechtstheorie entwickelt, welche das Recht auf die Rache zurückführte, und in Aussicht gestellt, diese Ansicht demnächst in einer Schrift vom „Werthe des Lebens“ näher zu begründen. Dieses Werk erschien noch im selben Jahre 1864 (eine zweite bedeutend vermehrte Auflage erschien 1877).

Die Frage nach der Werthschätzung des Lebens, bemerkt Dühring, sei jüngst wieder in den Vordergrund getreten auf Anlaß der lange unterdrückt gewesenen Philosophie Schopenhauers. Jetzt sei man genöthigt, die unbequeme Frage wieder zu berühren. Eine Lösung aber des verbreiteten philosophischen Pessimismus sei nur möglich, wenn man den Verlust des Glaubens an den Werth des Daseins aus der zeitweilig und örtlich traurigen Gestaltung der Thatsachen des Lebens erkläre und zeige, wie diese Zustände zu bessern seien. Dühring ruft die Volkswirthschaft selbst zur Hülfe, um den Knoten zu entwirren. Dies Verfahren, meint er selbst, streite allerdings gegen alle hergebrachten Gewohnheiten unserer aus den Kreisen gewesener Theologen rekrutirten Philosophen, von dieser Seite würde man gewiß in dem Herüberziehen der Volkswirthschaftslehre schon Materialismus wittern. Er sei darauf gefaßt, daß man diesen neuen Ton als der Würde der Philosophie unangemessen ansehen werde, aber die zweite Hälfte des Jahrhunderts werde ihm Recht bringen.

„In dem Maße — schreibt er — als sich unsere Nation von der Traumwelt entfernt, in welche eine lange Zeit hindurch der Schwerpunkt ihres Daseins fiel, in demselben Maße werden auch die philosophischen Lehren eine andere Richtung nehmen und man wird nicht mehr zu besorgen haben, auch nur bei den Schulphilosophen Anstoß zu erregen, wenn man behauptet, daß ein Volkswirthschaftslehrer und ein Socialwissenschafter durch seine Entdeckungen zur Lösung der Frage des philosophischen Pessimismus ungleich mehr beigetragen haben können als eine ganze Aera der engeren Philosophie“. Uebrigens verwahrt sich Dühring bei aller Anerkennung von Schopenhauers einziger Bedeutung unter den Philosophen nach Kant doch mit Nachdruck dagegen, als sein Anhänger im Punkte des Pessimismus zu gelten. Auch er findet zwar die Zustände der Welt, wie sie jetzt sind, schlecht, aber er hält dieses Elend nicht für ein nothwendig mit dem Dasein verbundenes,

zeigt vielmehr in eingehender Betrachtung über Werth und Unwerth des Daseins, wie die meisten Uebel auf socialen Mißständen beruhen, denen abgeholfen werden kann und abgeholfen werden muß. Somit will Dühring eine dem Pessimismus Schopenhauers diametral entgegen stehende Ansicht vertheidigen, nur nicht den alten abgethanen Optimismus von Leibniz, der Alles so gut wie möglich fand, sondern einen social-realen Optimismus, der glaubt, Alles besser machen zu können und der auch Hand anlegen will, dies zu thun. So mündet denn seine philosophische Weltansicht, für deren Anregung auch er mit besonderem Danke auf Feuerbach hinweist, unmittelbar in die Socialwissenschaft.

Daher verweist er auch in der genannten Schrift in Betreff der volkswirthschaftlichen Werthschätzung der Chancen des Daseins auf seine kurz zuvor erschienenen Briefe über Careys Umwälzung der Volkswirthschaft und Socialwissenschaft. Diesem Amerikaner Carey, welchen Dühring für den ersten der lebenden Volkswirthschaftslehrer erklärt, schließt er sich wesentlich an und vertheidigt denselben auch noch zwei Jahre später in einer besonderen Schrift gegen seine Verkleinerer. Zum Dank dafür soll ihm Carey neuerdings ein Vermächtniß zugewiesen haben. Was ihn zu den Ansichten Careys hinzog, mögen wohl in der Hauptsache der ihm sympathische Glaube des Mannes an die schrankenlose Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit und der ihm ebenso sympathische Eifer desselben gegen jede Centralisation des Erwerbs gewesen sei.

Auch mußte ihm die ganze Art gefallen, wie Carey alle Malthus Ricardoschen Sätze, die an die natürlichen Schranken der Wirthschaft erinnern, für Irrthum erklärte, wenn nicht gar für bösliche Erfindung, um die höheren Classen von der Schuld am socialen Uebel frei zu sprechen. Ebenso mußte ihn das Fundamentalprincip Careys befriedigen, daß nur der Staat und die öffentlichen Organe im Stande seien, eine befriedigende Ordnung der Volkswirthschaft herzustellen. Auch konnte er im Einzelnen eine bedingte Anerkennung dem Carey'schen System des Zollschutzes nicht versagen. Meister und Schüler zeigen sich übereinstimmend als Gegner der britischen Freihandelspolitik, weil sie centralistisch wirke, kleine locale Centren beseitige, Producenten und Cosumenten trenne, nur dem Händler Gewinn bringe, hindere, daß Bodenbauer und Industrieller dicht neben einander wohnen und dadurch der Bodenerschöpfung in die Hände arbeite.

Eine weitere Entwickelung seiner volkswirthschaftlichen Ansichten hat Dühring in den folgenden Decennien in mehreren kleinen und größeren Werken dargelegt. Die Grundbegriffe Capital und Arbeit untersuchte eine Schrift vom Jahre 1865, eine kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre bot das folgende Jahr, eine kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus das Jahr 1870 (eine 2. Auflage 1875), im Jahre 1873 erschien ein Cursus der Nationalökonomie und Socialökonomie, einschließlich der Hauptzwecke der Finanzpolitik (in 3. Auflage 1876). Als

allgemeine Richtung bestimmende Grundgedanken dieser Schriften treten in steter Wiederholung hervor die Betonung der vollständigen Einheit von Nationalökonomie und Socialismus, und der Nothwendigkeit bei der Behandlung nationalökonomischer Probleme auf die Socialpolitik zurückzugreifen. Gerade das tadelt Dühring als Ideologie an Marx, dem Führer des modernen Socialismus, daß ihm die Betonung der specifisch politischen Seite des Socialismus abgehe. Es fehle ihm das Fundamentalaxiom, ohne welches aller fernere Socialismus haltungslos werden müsse. Es fehle die leitende Idee, daß die politischen Formationen auch ihrerseits die wirthschaftlichen Gestaltungen bestimmen, und daß daher diese Art von Zusammenhang mindestens ebenso sehr berücksichtigt werden müsse, als die entgegengesetzte Richtung der Abhängigkeit. Der Grundfehler aber der bisherigen Volkswirthschaftslehre soll gesucht werden in der Nichtanwendung eines tieferen, allgemein wissenschaftlichen Principes, welches sowohl für die Fernhaltung voreiliger Schlüsse, als für die Hervorbringung neuer Einsichten zuletzt unumgänglich werden müsse. Es bestehe dies in der grundsätzlichen Berücksichtigung der Größenbestimmungen für die Formulirungen der Gesetze wirthschaftlicher Erscheinungen. Dühring anerkennt in der Volkswirthschaftslehre eigentlich nur drei beachtenswerthe Theoretiker als Vorgänger, nämlich: Smith, List und Carey; für die meisten anderen Nationalökonomen, besonders der Deutschen, wenn er sie überhaupt nennt, hat Dühring nur Worte des Tadels und der Geringschätzung.

Es ist nicht meine Sache, den Werth dieser Leistungen Dührings hier zu beurtheilen. Ein so maßvoll urtheilender Gelehrter wie Roscher nennt in seiner Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, Dühring den bedeutendsten Anhänger Careys in Deutschland, er nennt ihn zugleich einen Mann von beträchtlicher, obschon sehr einseitig verstandesmäßiger Kraft, der wenn er gründlichere Studien gemacht und die Klippen großer Selbstüberschätzung und hernach Verbitterung gemieden hätte, die Nationalökonomie durch Verbindung mit den exacten Naturwissenschaften sehr hätte fördern können, während er bisher, im leidenschaftlichen Anschluß an Carey die von ihm bekämpften Schriftsteller, z. B. Ricardo und Malthus, großentheils mißverstanden habe. Der wissenschaftlichen Richtung Lists, Careys und Dührings hat sich mit ausdrücklicher Anerkennung der Verdienste des letzteren ganz neuerdings im Großen und Ganzen angeschlossen Dr. Witold von Skarzyski in seinem 1878 erschienenen Werk über Adam Smith als Moralphilosoph und Schöpfer der Nationalökonomie. Derselbe hebt hervor, daß seiner Meinung nach Dührings kritische Geschichte der Nationalökonomie in der modernen Literatur die bei weitem richtigste Beurtheilung von Smith, den Physiokraten und Hume enthalte. — Eine heftige und scharfsinnige Gegnerschaft auch nach dieser Richtung hat Dühring an dem bekannten Führer der Socialdemokratie Friedrich Engels in England erhalten, der seine Ansichten zuerst im Volksstaat aus-

führlich bekämpfte, und diese Artikel vereinigt dann 1878 als Buch unter dem Titel „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ herausgegeben hat, eine Schrift, deren Verbreitung in Ausführung des Socialistengesetzes leider verboten ist.

Gerade diese nationalökonomischen Arbeiten Dührings boten den Anlaß zu einer ersten öffentlich bekannt gewordenen Skandalgeschichte. Gewisse Ansichten Dührings mochten wohl in Regierungskreisen verwendbar scheinen und Dühring wurde demgemäß von dem Geheimrath Wagener — ob auf Veranlassung Bismarcks oder nicht bleibt dahingestellt — zur Abfassung einer volkswirthschaftlichen Denkschrift aufgefordert. Die in Folge dieser Aufforderung von Dühring dargebotene Schrift behandelte dann der Geheimrath Wagener als bestellte Arbeit, an die der Autor kein weiteres Recht habe. Dagegen lehnte sich Dühring gewiß mit Recht auf in einer 1868 herausgegebenen Schrift betitelt: Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preußische Staatsministerium, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechtes und der Gesetzesanwendung. Maßvoll freilich war diese Abwehr nicht.

Die Verbitterung Dührings war inzwischen gesteigert durch seine Erfahrungen an der Berliner Universität. Er glaubte im Jahre 1866 nach dreijähriger Privatdocentschaft ein Anrecht zu haben, sich um die durch den Tod des Hegelianers von Henning vacant gewordene ordentliche Professur der Philosophie zu bewerben. Ein so weit gehendes Recht hat thatsächlich ein Privatdocent nicht, ihm steht nach den von ihm selbst unterschriebenen Statuten nur das Recht zu, nach jener Zeit um eine Beförderung nachzusuchen, doch ist ausdrücklich hervorgehoben, daß ihm ein Anrecht auf Anstellung aus seiner Wirksamkeit nicht erwachse. Die Clausel hat den guten Sinn, jede Rechtsforderung auf Ersitzung einer Stellung durch Zeit abzuwehren. Gewöhnlich ist die Beförderung von Privatdocenten zum Ordinarius nicht üblich und überdies die Bewerbung um ein Ordinariat gar nicht. Sitte ist zu warten, bis man gerufen wird. Und jedenfalls war Dühring, ganz abgesehen von seinen wissenschaftlichen Verdiensten, für die Stelle eines Ordinarius der Facultät wenig geeignet. Mit solcher Stellung sind doch namentlich an einer großen Universität viel mehr Amtsgeschäfte verbunden, als der außen Stehende gewöhnlich denkt, eine Sinecure ist die deutsche Professur auch in dieser Richtung durchaus nicht, blos Rechte ohne Pflichten giebt sie nicht und es will nicht recht passen, wenn Jemand alle Rechte einer Stellung beansprucht, aber doch nicht im Stande ist, alle Pflichten gleich den Collegen zu übernehmen. Das Letztere kann aber der Natur der Sache nach ein Blinder nicht und Dühring hätte daher leider Grund gehabt, seine Wünsche auf die Erlangung eines Extraordinariates ohne Amtsgeschäfte zu beschränken. Jedenfalls war die Facultät vollauf berechtigt und verpflichtet so zu denken. Dem somit Abgewiesenen soll nun, wie er behauptet, von einem wirklichen Geheimrath des Ministeriums mitgetheilt sein, die Facultät habe ihn, den hervorragenden

Dialektiker abgewiesen, weil die Professur nicht mit einem Cameralisten, sondern mit einem wirklichen Philosophen zu besetzen sei und umgekehrt habe dann dieselbe Facultät bei einer späteren Bewerbung um eine nationalökonomische Professur geltend gemacht, er sei nicht Nationalökonom, sondern Philosoph. Diese Interna der Berliner philosophischen Facultät sind mir natürlich unbekannt, doch vermag ich nach meiner Kenntniß der betheiligten Menschen an solches etwas zweideutige Wechselspiel nicht zu glauben. Vielmehr möchte ich annehmen, daß Dühring nur mit Anderen unter der allgemeineren Berliner Facultätsmaxime, jüngere Kräfte nicht am Orte selbst vorwärts zu schieben, sondern lieber erst eine wegrufende Anerkennung von außen abzuwarten, hat mitleiden müssen. Man kann über die Richtigkeit dieser Maxime verschieden denken, aber man muß jedenfalls zugeben, daß sie das Gute hat, Professoren-Klüngelei aus persönlicher Rücksichtnahme und Docentenschleicherei zu erschweren. Und im Uebrigen wird gewiß das Bedenken gegen seine ganze agitatorische Art des Auftretens sich in verstärktem Maße geltend gemacht haben.

Aus besonderem Wohlwollen aber beantragte die Facultät beim Ministerium ohne Wissen Dührings für ihn ein Jahrgehalt aus königlichem Dispositionsfonds, hob dabei auch hervor, daß er für eine außerordentliche Professur sich allenfalls wohl eigne, daß es aber immerhin gut sei, die weitere Ausreifung seiner Ansichten noch abzuwarten. Genug, eine Mittheilung über diesen Facultätsantrag will Dühring durch den Minister selbst erlangt haben, als derselbe ihm die zugedachte Gabe anbot. Eine solche genaue Mittheilung wäre gewiß besser unterblieben und es war unter diesen Umständen begreiflich, daß Dühring ein solches nur aus Mitleid gewährtes Almosen mit dem Stolz eines wirklichen Philosophen abwies. Nur stimmt dazu wieder nicht recht, daß er dennoch später eine allerdings ohne sein Zuthun ihm angebotene Remuneration von hundert Thalern viermal annahm. Und noch weniger paßt zu dieser Annahme die Art, wie er die Unterstützung hinterher in einer Schrift bemängelt. Das mache — meint er — für seine zwölfjährige Docentenschaft noch nicht drei Thaler monatlich aus, bleibe also bei einer Thätigkeit, die in der Stundenzahl der Vorlesungen über die durchschnittliche Leistung der hochbesoldetsten Professoren hinausgegangen, noch hinter dem niedrigsten Satz zurück, mit dem die Stadt Berlin ihre Armen unterstütze. Dühring vergißt dabei, daß diese seine Thätigkeit ja, wie er selbst angiebt, für ihn eine reiche Quelle eigenen Erwerbes war und daß zur Ausübung desselben ihm die Staatsanstalt den freien Raum, Luft und Licht und die Stütze ihres Ansehens gewährte. Aber davon abgesehen — die ihm dargebotene Summe war allerdings gering, unangemessen gering, jedoch sobald er sie als Unterstützung annahm, gebot es wiederum der Anstand, sie nicht weiter zu bemängeln.

Nach diesen Erfahrungen wurde Dührings Leidenschaft gegen die Universität immer blinder. Es empörte ihn, daß die Facultät, als er sich

zuletzt noch einmal um eine philosophische Professur bewarb, von ihm, dem nunmehr neunjährigen Docenten, der in seinem vierzigsten Lebensjahre stehe, noch immer zu meinen wagte, seine Ansichten müßten erst ausreifen. Der Reifezeitpunkt für Universitäts-Professuren — schrieb er — werde offenbar sehr verschieden bemessen. Bei Professorssöhnen trete die Reife schon sehr früh ein, oft bereits Anfangs der zwanziger Jahre, auch bei Docenten ohne Zuhörerschaft, bei Professors-Schwiegersöhnen träte die Reife ebenfalls unabhängig von Zuhörern je nach den Verhältnissen bald in besonderer Avance und gleichsam vorschußweise schon vor der Heirath, oder aber, ohne Dazwischenkunft von Credit, mit der Heirath als vollendeter Thatsache oder in gelegentlicher Entwickelung auch nach derselben ein. „Der wirkliche Philosoph — fährt er fort — reift aber nie, sondern bleibt, wie die Geschichte der neueren Jahrhunderte und speciell auch meine Geschichte lehrt, eine der Regel nach für die Universität ungenießbare Frucht. Je mehr er seinem Ideal entspricht und die Philosophie als Angelegenheit des allgemeinen Lebens erfaßt, um so größer wird die Kluft sein, die ihn von dem niedrigen Gebahren der Zünftler trennt". Trotz dieser Einsicht zog es Dühring auch jetzt noch nicht vor, sich selbst von diesem niedrigen Zunftkreise zu trennen.

Innerhalb desselben fortwirkend nahm die Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit seiner Aeußerungen über frühere und gegenwärtige Vertreter desselben in Wort und Schrift von Jahr zu Jahr zu. Schon seine im Jahre 1869 zuerst erschienene „Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart" giebt davon Zeugniß. Dührings Sympathien und Antipathien beherrschen in einer ganz ungerechtfertigten Weise die objective Darstellung des Entwickelungsganges der Philosophie und vor Allem die deutschen Universitätsprofessoren der Neuzeit kommen schlecht davon. Kaum daß der alte Kant als erster namhafter Philosophieprofessor noch einigermaßen glimpflich behandelt wird, weil er doch wenigstens das Verdienst hat, die Frage nach den Schwierigkeiten, die sich im Begriff von dem räumlichen und zeitlichen Dasein der Welt vermöge der beigesellten Unendlichkeitsvorstellungen einfinden, ernstlich gestellt zu haben. Im Uebrigen soll auch er nur ein Rubrikenwerk von hier und da brauchbaren Gedanken und einen Ideenkreis aufzuweisen gehabt haben, dessen Physiognomie und Haltung zwar nicht nach derjenigen der größten Denkernaturen aussieht, aber doch nach Beseitigung des darin angehäuften Schulstaubes immerhin als Zeugniß für eine mit seltener Schärfe verbundene, wenn auch noch viel Dunkel und Durcheinander bergende Tiefe gelten mag. Und Dühring macht hier doch noch wenigstens den Versuch, dieses sein Urtheil über Kant zu begründen, um der Ueberschätzung Kants entgegen zu treten. Kürzeren Proceß macht Dühring mit den Philosophieprofessoren Fichte, Schelling, Hegel und Herbart, die Kants Nachfolger waren. Die ersteren Drei gelten ihm schon als anrüchig, weil sie von der Theologie herkamen, sie sollen sich demgemäß des Ver-

brechens schuldig gemacht haben, aus der Philosophie eine Art Priesterthum zu machen, den priesterlichen Cultus des Unbedingten einzuführen. Sie müssen sich von Dühring das Zeugniß ausstellen lassen, daß sie zwar glaubensvoll, aber arm an Wissen gewesen sind. Daß Fichtes vermeintliche „Wissenschaftslehre" ein Erzeugniß völlig unkritischer Art ist, und daß die Haltungslosigkeit der theoretischen Offenbarungen ihres Verfassers in dem träumerischen Ideologismus wurzelt, muß der Leser dem Kritikus fast auf's Wort glauben. Fichtes Geschichtshallucinationen berührt er kaum. Ueber die Bedeutung von Fichtes Reden an die deutsche Nation zu reden überläßt der kritische Geschichtsschreiber der Philosophie dem Culturhistoriker. Im Uebrigen begnügt er sich, ihn mit Schopenhauer einen rhetorischen Windbeutel zu schimpfen und sich auf eine abfällige Charakteristik des Mannes durch den großen Strafrechtslehrer Anselm von Feuerbach zu berufen. Schellings Schriften aufzuführen, gilt demselben für ganz unnöthig, nur der Curiosität halber will er die Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums und die 1841 gehaltenen Vorlesungen über positive Offenbarungsphilosophie erwähnen. Aus der zuerst genannten Arbeit, die schon den Mystiker und den Widersacher solider Wissenschaft deutlich genug verrathe, sollen Diejenigen, denen die wüsteren Phantasien völlig ungenießbar seien, sich über die vermeintlich gelungene Phase des Schellingschen Philosophirens genügend orientiren können. Die kritische Geschichte liefert zu dieser Orientirung keinerlei Beitrag. Im Uebrigen erfährt der Leser nur, daß er, Dühring, in dem sogenannten Identitätssystem Schellings nur die Vermischung der verhältnißmäßig klaren Vorstellungsart Spinozas mit den Consequenzen des träumerischen Idealismus und den phantastischen Ausgeburten der Theosophie erblicken könne. Eine Art Autotheismus (Selbstgottsein), offenbar die widerwärtigste aller mit dem Verstande in Conflict befindlichen Einbildungen, habe sichtbar genug in den Schelling-Hegel'schen Entwickelungen eine Rolle gespielt. Doch er besorgt, wenn er Derartiges noch weiter auseinandersetze, von Seiten kritischer Leser gerechten Tadel und — so unterläßt er stillschweigend die Begründung. Ganz schlimm ergeht es dann beiläufig dem modernsten Schellingschen Adepten, dem Herrn von Hartmann, mit seinem halb mystischen, halb in der Mystification Anderer schwelgenden hellseherischen Quasimuckerthum, der es nur geschickt verstanden habe, einige fachmäßige oder wissenschaftliche Zugkräfte vor das Reclamenfuhrwerk zu spannen.

Doch um Dührings historische Darstellungsart vollständig zu illustriren, mag hier der ganze kurze Passus Platz finden, mit welchem derselbe Schleiermacher abthut. „Schließlich", so lautet derselbe, „mag noch als Frucht der fraglichen Episode die Thatsache Platz finden, daß der völlige Verlust eines Begriffs von wissenschaftlicher Philosophie neuerdings dahin geführt hat, bisweilen auch den renommirten Berliner Kanzelredner, den Professor der Theologie, Schleiermacher, einen Zeitgenossen Hegels

jenen Philosophirern an die Seite zu stellen. Dieser Mann, dessen Respectabilität in der ihm eigenthümlichen Sphäre uns hier gar nichts angeht, (die 3. Auflage sagt statt dessen schlimmer: „Dieser Herr, dessen Ehrwürdenheit in der ihm eigenthümlichen Sphäre, etwa auf Grund seiner liebreichen, anonymen Briefe über die Schlegel'sche Lucinde uns hier nichts angeht, dieser, trotz seiner ästhetisch sein sollenden Manierchen im Grunde ordinäre, frivollüsterne Priester) hat nun in seinen philosophischen Versuchen nicht einmal diejenigen Anlagen bekundet, die erforderlich sind, auch nur in der Richtung auf das Verkehrte etwas der Notiznahme Anheimfallendes hervorzubringen. Ihm ging in der eigentlichen Philosophie sogar jene Kraft zum Verfehlen ab, ohne welche selbst die vier Persönlichkeiten (außer den drei genannten noch der ebenfalls kurz abgefertigte Herbart), mit denen wir uns in diesem Capitel beschäftigt haben, keinen Anspruch auf geschichtliche Berücksichtigung gehabt haben würden". —

Das ist Alles, was der kritische Geschichtschreiber über einen Mann wie Schleiermacher seinen Lesern zu sagen hat! — Er mochte den Mann widerlegen, er mochte ihn tadeln, aber es ist doch wahrlich nicht mehr Geschichtschreibung, wenn es gegenüber einem Manne, der auf seine Zeit und die Folgezeit einen so hervorragenden Einfluß gehabt hat und noch hat, bei bloßem Schimpfen bleibt. Man glaube übrigens nicht, daß in dieser Hinsicht nur die jüngst dagewesenen Philosophieprofessoren so schlecht bei Dühring fahren, auch unter den früheren Philosophen ward eine scharfe Gesinnungsmusterung vorgenommen, und nur sehr wenige Philosophen wie G. Bruno, Hume und einige Andere finden einige Gnade vor Dührings Augen. Auch an einem Manne wie Leibniz, läßt Dühring kaum ein gutes Haar; der Mann war in seinen Augen nichts als ein vorwiegend publicistisch juristischer Geschäftstreibender, ausgezeichnet durch den Mangel jeden Grades der vorauszusetzenden philosophischen Gesinnung, Geiz und Eitelkeit waren die Seele der Instincte, die ihn leiteten, auch die Gründung der Berliner Akademie hat er nur betrieben um für das jährliche Ausposaunen seines Ruhmes am Jahrestage der Gründung auch noch nach seinem Tode zu sorgen. Es gehört wahrlich eine große Unverfrorenheit dazu, nach den vortrefflichen Arbeiten von Guhrauer, Pfleiderer, K. Fischer und Anderen noch derart über einen Mann wie Leibniz räsonniren zu mögen, — zumal ohne jeglichen Versuch einer Begründung solcher Urtheile.

Doch genug — schriebe ich hier für ein philosophisches Fachpublikum, so wäre es schon zu viel. Eine etwas weitere Ausführung schien mir an diesem Punkte zur Charakterisirung der Art Dührings gerade deshalb angemessen, weil seine leicht geschriebene Geschichte der Philosophie einen größeren Leserkreis gesucht und — wie die im Jahre 1878 erschienene dritte Auflage beweist — leider auch gefunden hat. Sie ist nach meiner Ueberzeugung ein Gift in den Händen der studirenden Jugend und der Laien, die ihre ganze Kunde von dem Entwickelungsgange der Philosophie aus diesem Buche schöpfen

wollen. Nur ein schon Kundiger, der Wahres und Falsches nach eigener Kenntniß zu scheiden im Stande ist, kann aus manchen Betrachtungen des Buches Anregung zum Nachdenken und selbst Belehrung schöpfen. Mit Recht konnte Dühring bemerken, diejenigen, die daran gearbeitet hätten, die Philosophie selbst speculativ zu fördern, seien gewöhnlich nicht zugleich diejenigen gewesen, welche sich um die Geschichtschreibung der Philosophie bemühten. Das sei ein Nachtheil, der es verschuldet habe, daß tiefer eindringende Philosophiegeschichten nicht geliefert seien. Die Geschichtsdarstellung sei als Geschäft den passiven, blos aufnehmenden und nichts weniger als schöpferischen Gelehrtennaturen scholastischer Art anheimgefallen. Das sei unzulänglich, denn in Wahrheit könnten nur Diejenigen, die selbst schaffend arbeiten, das volle und eindringende Verständniß für die vorangegangenen Regungen der schöpferischen Kräfte haben. Sein Buch sollte nun eine solche zugleich speculative Geschichtsdarstellung sein. In irrthümlicher Selbstüberschätzung sagt Dühring, eine solche Darstellung sei noch nie dagewesen, Hegels und Fries Geschichtsdarstellungen sind derart, aber im Allgemeinen ist Dührings Bemerkung richtig und eine in speculativem Geiste geschriebene Geschichte der Philosophie hat gewiß ihren ganz besonderen Werth, aber sie läuft leicht Gefahr, statt einer zuverlässigen Darstellung der Ansichten Anderer ein unzuverlässiges, einseitiges Räsonnement über dieselben zu bringen. Dührings Buch ist dieser Gefahr in hohem Grade erlegen. Nirgends lernt man durch sie rein die Philosophen, sondern überall nur Dührings meist schiefe Meinung über sie kennen. Und fast überall saugt man den bis dahin anerkannten Größen des Geistes gegenüber Haß und Verachtung ein. Im Uebermaß durchzieht das ganze Buch derselbe Ton groben Schimpfens, den nach vereinzelten Beispielen Schellings neuerdings zuerst Schopenhauer in die philosophische Wissenschaft der Deutschen eingeführt hat. Leider hat dieser grobe Ton bei der strebenden philosophischen Jugend Deutschlands überhaupt vielen Anklang gefunden; seit Schopenhauer als genialer Grobian sich aufgespielt hat, glauben nun Viele, wie es scheint, es genüge schon grob zu sein, um für genial zu gelten, und man könne schon durch grundloses Schimpfen über Andere zum Ansehen eines großen Geistes sich emporschwindeln. Das ist eine bedauerliche Entartung der Wissenschaft, die nur die Wahrheit sucht, und Dühring hat zu dieser Entartung leider sehr wesentliche Beiträge geliefert.

Eine erfreuliche Ausnahme in dieser Beziehung macht unter Dührings literarischen Leistungen nur noch seine 1873 erschienene „kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik“, in dieser ihrer ersten Auflage. Es ist dies eine von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. „Die ursprünglichen Aufgaben, — so lautet das Urtheil der Facultät — an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmähliche Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die

Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgend vermieden, sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer großen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart, die warme Anerkennung jedes Verdienstes, die erklärende Entschuldigung des Mißlungenen und die vornehme Schonung mit der über das Verkehrte hinweggangen wird". Diese rückhaltlose Anerkennung der Göttinger Facultät verfehlte nicht, auch in weiteren Kreisen ein gewisses Aufsehen zu machen und auch an weiterer Anerkennung hat es dieser Leistung Dührings nicht gefehlt. Und wenn auch vielleicht im Einzelnen irrthümliche Urtheile dem Buche nicht fehlen mögen, so wird doch gewiß nicht zu bestreiten sein, daß dies Buch Dührings ein Buch von Bedeutung ist, das Beachtung verdient und das als eine in gewisser Hinsicht staunenswerthe Leistung angesehen werden kann, wenn man bedenkt, daß es das Werk eines schon fast Erblindeten war.

Um so mehr aber ist zu bedauern, daß Dühring nicht in seinem Lehren und Schreiben fortfuhr, diesen Ton wahrer Wissenschaft zu beobachten, sondern vielmehr immer gröber und gehässiger in seinen Ausfällen auf andere Gelehrte werden mochte. Zunächst gerieth er darüber in Zwist mit seinem Specialcollegen, dem Nationalökonomen Adolf Wagner in Berlin. Ueber denselben hatte Dühring sich erlaubt in der zweiten Auflage seiner kritischen Geschichte der Nationalökonomie allerlei ehrenkränkende Bemerkungen zu machen. Wagner hatte mit harten Worten über Dühring in seinen Vorlesungen geantwortet, Dühring desgleichen, und schließlich war das schimpfende Gezanke beider Collegen in der Berliner Börsenzeitung fortgesetzt worden. Facultät und Ministerium schritten ein. Wagner erhielt vom Minister nach Anhörung seiner Rechtfertigung einen Verweis wegen nicht correcten Handelns und in Betreff Dührings gab der Minister der Facultät anheim, ob sie auf Grund eines Statutparagraphen, der die Facultät befugt, einem Privatdocenten bei leichteren Anstößigkeiten durch den Dekan Verwarnung oder Verweis zu ertheilen, und bei wiederholten oder gröberen Verstößen eines Privatdocenten auf seine gänzliche Remotion bei dem Ministerium anzutragen, das Eine oder das Andere thun wolle. Die Facultät beschloß es einstweilen bei Verweis und Verwarnung bewenden zu lassen. Der Dekan rügte im Auftrage der Facultät Dührings grobe Unanständigkeit, die von gänzlichem Vergessen dessen zeuge, was jeder Gebildete, besonders aber ein Lehrer der Jugend, sich selbst und seiner Stellung schulde und sprach die Erwartung aus, er werde fortan sein Talent ungetheilt dem Dienste der Wissenschaft widmen, statt es zur Verunglimpfung der Collegen und der Anstalt, an der er wirkte, zu verwenden.

Eine lange Nachwirkung hatte diese Ermahnung bei Dühring nicht. Denn in der zwei Jahre darauf erschienenen zweiten Auflage seiner kritischen Geschichte der Principien der Mechanik verunzierte er nun auch dieses bis dahin schimpffreie Buch mit den derbsten Ausfällen auf Universitäten, Professoren und seine Berliner Collegen insbesondere. Er sprach allgemein von der geistigen Corruption der Universitäten im Dünkel ihrer unfreien Autoritätenwirthschaft, von ihrer Herabziehung der Wissenschaft zu einem bloßen Werkzeug zünftlerischer Nahrungs- und Versorgungsinteressen, von dem immer mehr wachsenden Verfall der Universitäten nach kurzer Blüthe. Mit Bezug auf Helmholtz 1847 erschienene Abhandlung über die Erhaltung der Kraft sprach er von vager Discussion und machte ihm den, wie Helmholtz dargethan hat, thatsächlich ungerechten Vorwurf, den Entdecker dieses Gedankens, den Heilbronner Arzt Mayer geflissentlich verschwiegen zu haben; spöttisch nannte er Helmholtz einen unklar, ein wenig philosophelnden, physiologischen Physikprofessor, der in seinem Aufsatz über die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen, pikanten Widersinn beifällig commentirt habe. Er verurtheilte ferner die Behandlung, welche der durch seine projectivistische Geometrie bedeutende Mathematiker Steiner seiner Zeit in Berlin gefunden habe, das doch mit Ausnahme von Dirichlet keinen Mathematiker besessen habe und besitze, der mit Steiner zu vergleichen sei, keine Mathematiker von Namen, deren Klang jemals mehr als ein bloßes Echo der Professur und des Einflusses derselben auf die Stellenbesetzung und sonstige Patronage gewesen wären.

Und noch derber ausfallend wurde Dühring in einer anderen Schrift desselben Jahres betitelt „der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten". — Sich mit der Aufgabe der Frauenbildung zu beschäftigen, hatte Dühring einen besonderen Anlaß gehabt. Schon im Jahre 1872 hatte Dühring zufolge einer Aufforderung der Frau Hedwig Dohm in einem Privatzirkel ihres Hauses vor jungen Damen wissenschaftliche Vorträge gehalten. Die Kunde von dem günstigen Erfolge dieser Vorträge gab Anlaß zu einer ähnlichen Aufforderung an ihn von Seiten des unter dem Protectorate der Kronprinzessin stehenden Victoria-Lyceum's. Bedenken, welche Dühring wegen des seiner Meinung nach ihm feindlichen Curatoriums hatte, wußte die Vorsteherin Miß Archer zu beseitigen, indem sie ihm volle Freiheit der Lehre zusicherte. Vox populi vox Dei sei das Motto der Anstalt und die Göttinnen des Lyceums, die Schülerinnen, die von ihm gehört, hätten ihn gewählt. So wirkte nun Dühring vier Jahre lang an dem Lyceum durch philosophische Curse und durch Vorträge über moderne Literatur, wie es scheint mit entschiedenem Erfolg. Ueber die Paßlichkeit seiner Vorträge scheinen aber schon im zweiten Jahre sich gewichtige Bedenken geregt zu haben; es wurde über seine Autoritätslosigkeit gegenüber großen Denkern und Dichtern unseres Volkes geklagt, man glaubte, daß solche Geringschätzung für junge, heranreifende

Mädchen nicht die beste Nahrung sei. Ich muß gestehen, wenn ich mir verschiedene in Dührings Schriften zerstreute Urtheile über deutsche Dichtergrößen vergegenwärtige und annehme, daß er in ähnlicher Weise vor den jungen Damen von unserer Literatur geredet haben wird, dann begreife ich die Berechtigung dieser Bedenken vollständig. So meint er einmal, nicht blos die gemeine Superstition in mehr oder minder schöner Einkleidung, sondern auch der poetische Mysticismus, wie ihn z. B. Goethe stark gepflegt habe, sei als ein Gebäude, in welchem die bereits untergehende Welt von Lebensanschauungen noch einen letzten Halt suche, im Bereich des neuen Bewußtseins eine Unmöglichkeit; — und ein ander Mal spricht er kurz ab über den ganz wüsten zweiten Theil des Faust des Herrn von Goethe. Ebenso verurtheilte er den dürftigen Ausgang des Schillerschen Gedichtes „die Ideale", die so „zeronnen" erscheinen müßten, weil sie in einer Weise concipirt wären, die sich mit ihrer Ueberschwenglichkeit über den natürlich möglichen Gehalt und das Ebenmaß der Dinge hinwegsetzten. Zu einem großen Theile sei für den ganzen Lebenslauf Schillers die Zwitterphilosophie Kants die Ursache jener unhaltbaren Gestaltung des dichterischen Vorstellens gewesen. Und ein ander Mal illustrirt er gewissermaßen dieses Urtheil an Schillers Behandlung der Liebe in seiner Idealschilderung des bürgerlichen Lebens in der Glocke. Schiller zeige sich so sehr in dem Glauben an die Ordnungsmäßigkeit der überlieferten Einrichtungen befangen, daß er nicht nur die Hochzeit die schönste Feier des Lebens nennen, sondern auch unbedenklich von ihr sagen könne, daß sie auch den Mai des Lebens endige. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei" — das sei das dichterische Eingeständniß, welches, wenn es auch nur halbgiltig sein sollte, ein vernichtendes Urtheil über das herkömmliche Verhältniß von Liebe und Ehe in sich schlösse. Hiernach wäre nämlich der Mai des Lebens jene unnatürliche Vorgestaltung, in welcher sich die Liebe in stetem Hinblick auf die durch das Gesetz verbotene Frucht in reiner Uebergeistigkeit nach Herzenslust ergehen könne, um dann sofort mit der Ehe durch eben jenes Gesetz feierlich bestattet zu werden. Erst die künstliche Trennung und Spannung, das fast komisch zu nennende bürgerlich ehrsame Brautstandsspiel und alsdann zur Ergänzung des ersten Stücks Unnatur noch ein zweites in der Gestalt ehelicher Zwangspflicht. Auf das Verbot folge sofort die Forcirung und diese herrliche Sittenblüthe solle die Grundlage für ein gesundes Urtheil über die Natur der Liebe und des dauernden Geschlechtslebens sein! — So die an Schillers Glocke geübte Socialkritik Dührings! — Von dem deutsch-jüdischen Dichter Heine — urtheilt er an einer andern Stelle — derselbe möge seines ungezwungenen Stiles willen und einiger gelungenen Einzelheiten wegen in der deutschen Dichter- und Prosaistenwüste des neunzehnten Jahrhunderts noch immerhin als die verhältnißmäßig erfrischendste Oase gelten. Und ganz allgemein spricht auch Dühring einmal die Ueberzeugung aus, die Ideale in Fleisch und Blut hinein zu bilden und dafür zu sorgen, daß der Mensch aus

seiner puppenspielerischen Kindheit vollständig heraustrete, um eine wirklich ideale Arbeit unmittelbar am Naturstoff des Lebens selbst zu vollbringen — das sei ein gewaltig höheres und beglückenderes Ziel als das unaufhörliche Verharren in der Kunst. Die abgeleitete Idealisirung des Todes im Tragischen der Kunst ist ihm verdächtig. Gilt es ihm schon als bedenklich, dem wirklichen Leben gegenüber zu viel den bloßen Zuschauer zu machen, so tadelt er noch weit mehr die Entfernung von dem Wirklichkeitsgehalt der Dinge, wenn man sich einseitig auf die bloße Beschäftigung spielerischer, wenn auch genial spielerischer Halbbilder des Daseins verlegt. Ueberhaupt bricht nicht selten bei ihm eine bilderstürmende socialistische Geringschätzung des in Kunst und Dichtung dargestellten Idealismus durch. Dem Dichter und Künstler dürfte im Dühring'schen Zukunftsstaate eine platonische Einschränkung unter die Postulate socialistischen Nutzens bevorstehen.

Als gesinnungstüchtiger Philosoph wird nun Dühring in seinen Damenvorträgen über deutsche Dichter schwerlich anders geurtheilt haben als in seinen Schriften. Daß ein Mann von solcher Denkungsart nicht gerade besonders geeignet ist, bei jungen Damen den rechten Sinn für die Schönheiten deutscher Dichtung zu wecken und zu pflegen, scheint mir unzweifelhaft. Ich wundere mich daher über die darauf gerichteten Bedenken des Curatoriums der Anstalt gar nicht, sondern nur über die Länge der Duldung solcher pädagogischen Unzuträglichkeit.

Ein äußerer Anstoß mußte erst dazu kommen, dem Mißstande ein Ende zu machen. Dühring war im März 1876 von dem Berliner Schulreformverein zu einem Vortrag über Universitäten aufgefordert. Darüber zu reden, schien ihm unter den obwaltenden Umständen bedenklich, er hielt es für ungefährlicher, über die höhere Berufsbildung der Frauen zu sprechen. Mag man über dieselbe im Einzelnen auch anders denken, als Dühring, so wird man ihm doch in der Forderung einer zusammenhängenden Vorbildung zustimmen und demgemäß das übliche zerstreute, planlose, berufslose Bildungsnaschen der Frauen, die mehr als bloße Hausfrauen sein wollen, mit ihm tadelnswerth finden können. Es hätte auch gewiß Niemand ihm verübeln können, wenn er maßvoll hervorgehoben hätte, daß auch die dem Besseren zustrebenden Bemühungen des Victoria-Lyceums dem vollen Bedürfniß einer planvollen Vorbereitung noch nicht genügen könnten. Statt dessen aber muß Dühring, wie dies auch hernach in seiner Schrift geschieht, höchst geringschätzig von dieser Anstalt, an der er selbst wirkte, auch schon gesprochen haben. In der Schrift spottet er schon über den Namen, und meint, dies Lyceum sei im Grunde nichts Anderes, als eine Vorlesungsanstalt zunächst für das Bedürfniß einer Art Bildungszerstreuung. Irgend ein leitendes Prinzip sei niemals vorhanden gewesen, nichts sei dargeboten, als eine zerfahrene Mengselei von allerlei in unverbundener Planlosigkeit zusammen gewürfelter Bildungsvorlesungen, bald der niedrigsten Art, bald solcher mit höheren Ansprüchen. Der universitätsverzopfte Lehrstil mit der

einseitigen Vorleserei sei an sich schon ein Uebel, werde aber vollends zur Carricatur, wenn er in einem zwerghaften Rahmen gefaßt, auf ganz elementare Gegenstände übertragen und überdies einem mit modernen Ansprüchen auftretenden, nach frischen Anregungen und gesunder Geistesnahrung ausschauenden Publikum aufgetischt werde. Zu verwundern sei übrigens diese Halbheit nicht, da die für die Einrichtung maßgebenden gelehrten Elemente des Curatoriums selbst Gegner aller ernsten Frauenbildung seien. Dem Curatorium gehörten nämlich auch Gelehrte und noch dazu Professoren, wie Bonitz, Gneist, Virchow, Dubois und Lazarus und obendrein Professorenfrauen wie Frau Helmholtz an.

War es denn nun zu verwundern, wenn das Curatorium der Meinung war, ein Mann, der so wegwerfend über die Anstalt urtheile, tauge nicht ferner dazu, ihr Lehrer zu sein? — Muß man es nicht vielmehr ganz widersinnig finden, daß ein Mann von solcher Denkart Jahre lang zu diesem von ihm verurtheilten Gemengsel beitragen mochte? — Nach meinem Gefühl hätte der Anstand Dühring geboten, über die Anstalt in anderen Worten zu reden oder zuvor seinen Abschied zu nehmen; da Dühring diesen Anstand nicht besaß, war es geboten, daß Dühring bei Bestimmung der neuen Jahrescurse einfach nicht wieder zu Vorträgen aufgefordert wurde. Es geschah dies in höflichster Form mit bestem Dank für seine bisherige Wirksamkeit. Dagegen zu demonstriren, über das unerhörte Verfahren, einen Mann von so weltberühmtem Namen derart zu entlassen, und auch darin nur die ihm feindliche Intrigue der Universitätsclique zu wittern, war seitens Dührings geradezu absurd.

Der durch dieses Erlebniß neu angefachte universitätsfeindliche Furor sollte aber nun auch weitere schlimme Folgen für ihn haben. In der letztgenannten Schrift waren in verstärktem Grade die früheren Ausfälle auf die Universität und ihre Professoren wiedergekehrt. Die Professoren der deutschen Universitäten waren als eine Art Zunftkaste dargestellt, die sich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn säßen innerhalb derselben Facultät und fungirten innerhalb derselben Commission als Examinatoren. In die Professuren heirathe man sich ein, wie früher in die Handwerksgilden. Ein von ihm angelegter Personenkatalog, mit dessen späterer Veröffentlichung er drohte, könne das beweisen. Wissenschaftliche Verdienste, wo sie nicht mit dem Interesse der Patronage zusammenträfen, seien geradezu ein Hinderniß des Fortkommens. Natürlich müsse dieses System des Nepotismus mehr und mehr corrumpirend auf den Nachwuchs einwirken. Ein Candidat des Docententhums sehe sich zunächst darnach um, wo er durch unterthänige Dienstleistung die Patronage eines Fachprofessors erwerben und sich so dessen Stimme für die zukünftige Beförderung gewinnen möge. Die Gewitztesten fingen diese persönlichen Manipulationen schon während der Studienjahre an, zumal, wenn sie unmittelbar aus der Kaste selbst stammten oder wenigstens ihren Künsten nähergetreten und von erfahrenen Routiniers schon einigermaßen

eingeweiht seien. Die elendeste Schmeichelei sei das Pflaster, mit dem der Weg festgemacht werde. Kurz er bezeichnete die akademischen Docenten im Allgemeinen als universitäre Reptilien, welche durch das servilste Stellenschleicherthum sich mit einer mönchischen Verschlagenheit die Protection der jedesmaligen Professörchen zu verschaffen suchten. Auch glaubte er das Ausland noch besonders daran erinnern zu müssen, daß die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine ansehnliche Privateinnahme der einzelnen Professoren bilden und daß somit diese eine starke ökonomische Ursache hätten, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studenten nie einer mißliebigen Concurrenz anheimfallen zu lassen, so daß ein nach stillschweigendem Einverständniß und collegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bilde. — Ueber die Ausübung dieses Handwerks in Betreff der Gelehrsamkeit und Wissenschaft sprach Dühring ebenso mit äußerster Geringschätzung. Die Weisheit der Kathederpfründner — meinte er — benehme sich auch heute noch so, als ob es keinen Buchdruck gäbe, als gelte es ein Geheimniß in vertraulich engerem Kreise mitzutheilen. In Wahrheit blieben aber die Vorlesungs-Hefte gewaltig hinter den Grundwerken der Wissenschaft zurück. Der gemeine Professor halte sich stets unterhalb des Niveau's seiner Wissenschaft; denn er kaue nur wieder, was ihm schon mannichfaltig vorgekaut und von seinem einstigen Hauptprofessor übergeben worden sei. Dieser aber selbst habe seine Wissenschaft alten Musterbüchern entnommen. Das Kramen in Citaten antiker Schriftsteller sei das Merkmal der falschen Autoritätsmanier und habe dies auf den Universitäten die Lehre der meisten Wissenschaften nicht nur mit Geschmacklosigkeiten durchwebt, sondern auch in der ganzen Haltung und Methode verdorben. Der stupide Personencultus spiele daher eine Hauptrolle und die Wortgelehrten hätten nicht einmal in ihrem eigenen Gebiete eine Ahnung von freier und unmittelbarer Sachwissenschaft.

Solche Verunglimpfung des Standes und der Anstalt, welcher Dühring zur Zeit noch selbst angehörte, erschöpfte endlich die Geduld der Facultät und dieselbe beantragte seinen Ausschluß beim Minister, nachdem die zuvor von Dühring eingesendete Rechtfertigungsschrift wie vorauszusehen, durchaus ungenügend befunden worden war.

Dieser Einzelfall selbst hat an und für sich so große Bedeutung nicht, daß es sich darum verlohnte, vor einem größeren Publikum davon so ausführlich zu handeln, wie hier geschieht; aber er hat einen allgemeineren Hintergrund, ist Symptom gewisser Zeitstimmungen und hat wohl auch nur deshalb die allgemeinere Aufmerksamkeit lebhaft erregt. Das Interesse der Freiheit der Wissenschaft schien in's Spiel zu kommen. Eben deshalb scheint mir eine allgemeinere Betrachtung dieser Zeitfrage wohl am Platze zu sein.

Die deutschen Universitäten und ihre Lehrer haben sich eine lange Zeit der besonderen Gunst des ganzen Volkes zu erfreuen gehabt, sie waren der Stolz unseres Volkes. In der Neuzeit ist darin ein bemerkbarer Umschwung

eingetreten. Die Wissenschaft der Universitäten wird vielfach verkleinert, von großen und kleinen Staatsleuten und anderen Praktikern gelegentlich zurückgesetzt oder gar verhöhnt. Die Lehrer werden zwar überall, wo ihre Einsicht nützen kann, noch gesucht und benutzt, aber sie werden vielfach öffentlich nicht mehr mit der alten Achtung behandelt und noch häufiger wegen der Freiheit, die doch für ihren idealen Beruf Lebensbedürfniß ist, beneidet. Der Grund hierfür mag wohl zum Theil in einem natürlichen Rückschlag gegen das zeitweise zu starke Ueberwiegen des Universitätseinflusses auf unser ganzes öffentliches Leben gesucht werden dürfen, ein solcher Rückschlag mußte mit der zunehmenden Bedeutung der übrigen Lebenskreise unseres Volkes, mit der Ausbreitung wahrer Bildung über die Gelehrtenkreise hinaus ganz naturgemäß eintreten. Wie wenig Grund aber deshalb vorhanden ist anzunehmen, die Universitäten kämen nunmehr ihrer hohen Aufgabe im Allgemeinen weniger gut nach als ehedem, seien an geistiger Bedeutung für das Culturleben unseres Volkes gesunken, habe ich ausführlich schon früher einmal in einer kleinen Schrift über deutsche Universitätsentwickelung darzuthun gesucht und wiederhole auf Grund dieses Nachweises auch hier meine Ansicht, daß zum Glück für unser Volk auch heut zu Tage noch, ja sogar heute mehr als sonst die Universitäten Deutschlands gerade im Unterschiede von den Zuständen anderer Länder die eigentliche Führerschaft auf den meisten Gebieten des Wissens und selbst der Technik inne haben und dieses ihr hohes Amt trotz aller Verkennung und gelegentlichen Verunglimpfung nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten suchen.

Allein die immer häufiger öffentlich hervortretende Verkennung schwächt und beeinträchtigt allerdings die Lust dieser Arbeit. Wohin es nun führt, wenn große und hochgestellte Männer in dieser Hinsicht ein schlechtes Beispiel geben, das zeigt uns Dührings kleinliches Geschimpfe. Es ist dies Symptom eines leider verbreiteten Zeitübels, das unserem Volke nicht zur Ehre gereicht.

Was aber weiter die Anklage der Corruption unserer Hochschulen durch Patronage und Vetterschaft betrifft, so ist selbstverständlich eine so allgemeine Anklage schwer zu widerlegen; hätte Dühring schon sein in Aussicht gestelltes Personenprotokoll veröffentlicht, so hätte man für die Kritik seiner Behauptungen doch vielleicht einige Anknüpfung. So muß es einstweilen genügen, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Dühring den Beweis für seine Behauptung schwerlich wird beibringen können. Er verallgemeinert irrthümlich obendrein schief aufgefaßte individuelle Erlebnisse. Niemand wird bestreiten, daß auch bei der Stellenbesetzung an Universitäten Menschlichkeiten vorkommen, aber nach meiner Erfahrung möchte ich doch glauben, daß die von Dühring gerügten Fehler bei den gelehrten Körperschaften im Ganzen eine viel geringere Rolle spielen als z. B. in Offiziers- und Beamtenkreisen. Es sollte Dühring äußerst schwer werden, an unserer Bonner Universität auch nur ein Beispiel von Berufung und Beförderung zu finden, das auch nur entfernt eine Erklärung

aus Vetterschaft oder Patronage zuließe. Und an manchen Universitäten wird es ähnlich sein. Auch wird es nirgend an Beispielen fehlen, daß die Lehrer derselben in idealstem Interesse für die Sache sich ihre Concurrenten geradezu groß ziehen und ihnen dann einen Theil ihres eigenen Feldes freiwillig räumen. Dührings allgemeine Anklage ist nach meiner Ueberzeugung ein schreiendes Unrecht.

Um so schwerer wiegt sie als Beschimpfung des ganzen Standes von einem Manne gesprochen, der doch noch selbst zu der Gemeinschaft gehörte. Eine maßvolle Kritik ihrer Lehrzustände haben die Universitäten nie gescheut, haben vielmehr ihre Mitglieder oft selbst mit voller Schärfe geübt; aber allerdings gebot ein Gefühl des Anstandes die Kritik nicht zu einer Beschimpfung des ganzen Standes und zu einem wechselseitigen Gezänke der Personen ausarten zu lassen. Den Collegen derselben Anstalt verbieten solches, unschickliche Verfahren überdies ausdrücklich die Statuten. Es ist gar keine Frage, daß Dühring diesem Gebot zuwider handelte. Es ist aber leider auch wahr, daß ihm manche ältere Professoren verschiedener Universitäten in dieser Hinsicht mit schlechtem Beispiel vorangegangen sind. Wir deutsche Gelehrten stehen noch immer in der Polemik hinter den Engländern und Franzosen zurück. Wir begnügen uns vielfach nicht, die Ansichten zu bekämpfen, wir greifen zugleich in bissiger und gehässiger Weise die Personen an. Und gerade in letzter Zeit hat diese Unsitte groben Gelehrtenzwistes gewaltig um sich gegriffen, ich erinnere nur an die widerwärtige Art, wie Zöllner gegen Hofmann, Dubois=Reymond, Wundt und Andere aufgetreten ist, wie gelegentlich Haeckel seine Gegner abfertigt. Die Gegner werden vielfach nicht in wissenschaftlicher Ruhe widerlegt, sondern mit groben Worten abgetrumpft. Dühring wird auch vielleicht in Vorlesungen einiger Collegen in Berlin Beispiele dieser schlechten Kampfart haben kennen lernen können und schlechte Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten.

Natürlich bin ich weit entfernt nicht gewillt, Dührings Grobheit und gehässige Verkleinerungssucht damit irgendwie zu entschuldigen. Wie ungerecht und unwahr diese Ausfälle Dührings sein können, hat noch unlängst wieder recht deutlich sein Verfahren gegen unseren Physiker Clausius bewiesen. In seinem jüngst erschienenen Buch über Rob. Mayer, den Galilei des neunzehnten Jahrhunderts, zählt Dühring auch Clausius zu denen, welche Mayers Verdienste um die neue Wärmelehre zu verkleinern oder zu verschwärzen gesucht haben. Clausius hat auf diese gehässigen Auslassungen, da dieselben nicht nur seine eigenen wissenschaftlichen Verdienste herabsetzten, sondern auch seinen Charakter angriffen, im Decemberheft von Wiedemanns Annalen mit ruhiger Sachlichkeit geantwortet. Man erfährt daraus nun, daß Dühring briefliche Aeußerungen von Clausius an Tyndall geradezu gefälscht hat, daß Clausius gerade die Bedeutung Mayers schon früh erkannt und rühmend hervorgehoben hat. Man erfährt aus einem Briefe Mayers an Clausius, wie dankbar Mayer selbst dies

anerkannt hat. — Aehnliche Berichtigungen dürften Dührings Invectiven gegenüber gewiß oft am Platze sein. Doch mir gilt diese seine giftige Verkleinerungssucht und gehässige Bosheit hier jetzt nur als Sympton eines allgemeineren namentlich deutschen Gelehrtenübels. Als solches angesehen gewinnt der an sich werthlosere Einzelfall eine allgemeinere Bedeutung, insofern er für Viele eine Mahnung zur Besserung enthält. Daß schließlich Facultät und Ministerium diese Unanständigkeit in Mitte einer Körperschaft nicht länger duldeten, war gewiß vollständig gerechtfertigt. Von einer Unterdrückung des Privatdocenten war dabei gar nicht zu reden, jeder Professor wäre in gleichem Falle ebenso der Rüge und Bestrafung unterlegen. Noch weniger hatte der Fall mit Freiheit der Wissenschaft zu thun, wie das thörichte Geschrei einiger Studentenkreise und einiger Zeitungen zuerst glauben machen wollten; Freiheit der Wissenschaft ist nicht Frechheit des Schimpfens, es handelte sich nur um eine Maßregel des Anstandes.

Es war daher vollständig geboten, daß der Minister den von der Fakultät beantragten Ausschluß Dührings von der Universität genehmigte. Ein größeres Hauptgewicht hätte dabei vielleicht noch darauf gelegt werden können, daß ein Mann von so gehässiger Denkart, von so geflissentlicher Verkleinerungssucht überall kein tauglicher Lehrer für die Jugend sein kann, die zunächst das Große schätzen lernen soll.

Vor Allem aber dürfte nun schließlich wohl die Frage am Platze sein, an welcher Gedankenleistung denn Dühring auch nur mit einigem Schein von Recht einen Rückhalt finden könnte für seine Herabsetzung so vieler anderer Denker und Forscher, in welchen großen Gedanken denn schließlich seine großen Verdienste so unzweifelhaft sich bekundet haben, daß die Verdienste so vieler anderer bisher anerkannter Denker und Forscher dagegen erblassen müssen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir den nicht leichten Versuch machen, uns in Kürze zu vergegenwärtigen, was Dühring mit seinem System der Philosophie uns Neues darbieten will. Wir müssen uns für diese Betrachtung besonders halten an seinen 1875 erschienenen „Cursus der Philosophie der streng wissenschaftlichen Welterscheinung und Lebensgestaltung“, an seine 1878 erschienene „Logik und Wissenschaftstheorie“, an seine im selben Jahre erschienene Schrift „Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie in erster Folge“, und an sein 1877 in zweiter Auflage erschienenes Buch über „den Werth des Lebens“.

Dühring verwahrt sich dagegen, von den amtirenden Philosophieprofessoren einfach zum Materialisten gestempelt zu werden. Der theoretische Materialismus — meint er — habe sich zunächst wesentlich auf die Vertheidigung dreier Verneinungen beschränkt, die sich gegen allen spiritualistischen Aberglauben richten, verneint habe derselbe das Seelengespenst, die Seelenunsterblichkeit und jeglichen Gottesglauben, auch den des Pantheismus, der nur die letzte Station im allgemeinen Verfall des Götter- und Gottesglaubens bezeichne. Die Positivität des Materialismus sodann habe sich

bisher auf den Satz beschränkt, daß die Materie, der Körper, der Inbegriff alles Wirklichen sei und sei namentlich nicht dazu gelangt, den reicheren Gehalt der inneren Naturbeziehungen im Sinne eines lebendigen Verständnisses der Natursystematik darzulegen. Auch habe der Materialismus sich nur wenig auf die moralischen Gesetze der Menschennatur eingelassen und sogar bei seinem zweiten einseitig naturwissenschaftlich gerathenen Auftreten in den fünfziger Jahren eine gewisse Kahlheit bekundet, die denen besonders unbefriedigend erscheinen mußte, die mit den falschen Elementen der Erdichtung nicht auch die menschliche Anlage zu einer wahren dichterischen Auffassung von Welt und Leben aufgeben wollten. Es habe jenen neuesten Vertretern des Materialismus an dem universalen Sinn für die verschiedenen Richtungen des menschlichen Wesens gefehlt. In sofern sei dieser Materialismus unzulänglich geblieben, wenn auch nicht grundsätzlich unwahr. Dühring will diesen Materialismus nun ergänzen, zur Vollendung führen. Der bisherige Materialismus soll das Piedestal sein, auf welchem die höhere Welt- und Lebenslehre seiner Philosophie noch erst aufgestellt werden müßte, die materialistische Unterlage aber dürfe nicht mit dem darauf errichteten Bau selbst verwechselt werden. Zwei Dinge sollen sich in seiner Philosophie vereinigt finden. Erstens enthält sie die gesichtete Wahrheit, die in verneinender oder positiver Weise der bisherige Materialismus klar gestellt hat, und dieser Bestandtheil mag etwa $^1/_{20}$ ihres Inhaltes vorstellen. Zweitens ist sie mit ihren übrigen $^{19}/_{20}$ eine positive und selbständige Welt- und Lebens-, sowie Wissenschaftstheorie, deren hoch ideale Haltung durch ihren materialistischen Fußpunkt nicht beeinträchtigt ist, sondern im Gegentheil hierdurch erst recht sicher gemacht wird. Gerade durch letzteren Umstand soll sie sich von der luftigen Ideologie unterscheiden, deren Ausgangspunkt und Norm nicht die materielle Wirklichkeit, sondern irgend ein Stück transcendenter Phantastik sei.

Dührings Philosophie theilt also zunächst mit dem Materialismus die Verneinung, auch sein System hat die Ausmerzung der überlieferten Völkerphantasien von der Seele, ihrer Unsterblichkeit und von Gott zur Voraussetzung. Sie theilt auch unbedingt mit dem Materialismus die positive Ueberzeugung, daß alles Sein mit dem materiellen mechanischen Sein zusammenfällt, daß die Materie der Träger alles Wirklichen ist, daß die mechanischen Operationen der Natur nur in räumlichen Trennungen und Verbindungen materieller Theile und in verschiedenen Anordnungen der Kraftelemente bestehen, daß somit auch die Bewußtseinsphaenomene ihr Dasein nur durch Vermittelung materieller und mechanischer Vorgänge haben, daß dieselben, abgesehen von dem unmittelbaren Begriffe des subjectiven Vorstellens und Empfindens in nichts weiter als in einer bestimmten Form mechanischer Stoffbewegung bestehen. Das Alles nimmt Dühring als Piedestal seiner Philosophie von dem Materialismus an und nimmt insofern die Bezeichnung eines Materialisten, die im Sinne der amtirenden Philosophirer ein Scheltwort sein soll, als eine Ehre hin, um dem Publikum nun das wahre Wesen

von Dem zu zeigen, was unter dieser Benennung verrufen werden soll. Darin will Dühring die beste Abrechnung mit der philosophischen Fäulniß suchen. Bei einer entsprechenden Ziehung der Grenzlinie soll es alsdann nur noch Materialisten auf der einen und philosophastrische Delirirer von metaphysisch verwässerten und staatsmäßig zugerichteten Religionsdogmen auf der andern Seite, kurz Staatsphilosophen als Priester zweiter Klasse geben.

Nach alle Dem hat also Dühring gar keinen Grnnd, sich darüber zu beschweren, wenn ihn die amtirenden Philisophaster rundweg zu den Materialisten zählen, denn in der Philosophie dient allerdings mit Recht das Princip als Grundlage zur Bezeichnung des Systems, denn das Princip ist nicht nur Grundlage, sondern auch Grundriß zum System, das aufgeführte Gebäude ist nur Ausführung des Grundrisses und auf die schnörkelhaften Unterschiede dieser Ausführung kommt es weniger an als auf den Grundriß selbst.

Indessen Name sei Rauch und Schall, wir wollen Dührings Philosophie nach dem Namen betrachten, den er ihr selber giebt, und demgemäß forschen, was denn diese seine sogenannte Wirklichkeitsphilosophie Eigenthümliches hat, das sie unter den Systemsdarstellungen des Materialismus auszeichnet. Seine Philosophie als natürliches System soll Wirklichkeitsphilosophie sein im Unterschiede von der Unphilosophie der transscendenten oder auch immanenten Götter-, Seelen- und Willkür-Phanstatik; als solche soll sie alle künstlichen und culturwidrigen Erdichtungen beseitigen und zum ersten Male den Begriff der Wirklichkeit zum Maß aller ideellen Combinationen machen. Zugleich aber soll diese Philosophie der bevorstehenden Epoche nicht mehr vorwiegend eine ruhige Wissenschaft, sondern wesentlich zugleich ein rastlos thätiges Princip allseitiger Gestaltung des Lebens sein. Philosophie soll Entwicklung der höchsten Form des Bewußtseins von Welt und Leben sein. Philosophie als Gesinnung soll sein eine Fortpflanzung der Motive edler Menschlichkeit, sie soll an den Idealen der Humanität schaffen und die großen Conceptionen hegen, in denen das höchste Wollen der Menschheit gipfelt. — Die wahren Philosophen haben, so viel ich weiß, in letzter Hinsicht mit ihrem Denken nie anderen Zielen nachgerungen, es kann daher nur die Frage darauf gerichtet sein, was Dührings Philosophie im Verfolg dieser Ziele Besseres geleistet hat als seine Vorgänger oder Mitstreiter im Kampfe um die Wahrheit. Wir müssen darnach weiter forschen.

Für die Wirklichkeitsphilosophie muß doch vor Allem wichtig sein der Grundbegriff des Wirklichen selbst. Wir fragen also, wie faßt Dühring diesen Begriff? Für den gewöhnlichen Materialisten ist das sinnlich Wahrnehmbare das Wirkliche. Diese Annahme ist aber offenbar für Dühring zu gemein; er borgt daher seinen Grundbegriff des Wirklichen lieber bei dem ausgesprochensten Idealisten und nimmt mit demselben an, das widerspruchslos Gedachte sei das Wirkliche. „Das für unser Denken Unmögliche — lesen wir — ist auch für die Natur unmöglich, das Widersprechende kann

nicht verwirklicht werden". Die Abfolge der Auffassungsarten von den logischen durch die mathematischen zu den materiellen soll zugleich ein Abbild der Ueber- und Unterordnung der Seinsverhältnisse selbst sein. „Die Grundbegriffe — heißt es — in denen die Welt aufgefaßt wird, sind Schemata, oder deutsch ausgedrückt, Gestalten, deren gegenständlich und an sich selbst vorhandene Seite das Grundgerüst des Seins und der Seinsverhältnisse, also die Grundgesetze der Seinsverfassung selbst vorstellt". Gesucht wird also die widerspruchslos zu denkende und darum zugleich seiende Naturschematik, der Begriffspunkt des Wirklichen.

Ist es nicht, als hörten wir den Idealisten Hegel reden? — In der That, Dühring tadelt an Kant und seinen Nachfolgern das Einspinnen unseres Denkens in die Subjectivität; was der Mensch nothwendig und widerspruchslos denken muß, das soll auch wirklich sein. Die ganze nachkantische Philosophie strebte darnach, mit solchen Gedanken über die Subjectivität unseres Erkennens wieder hinaus zu kommen und Hegel vor Allen wollte in der logischen Abfolge der Gedanken das Entwicklungsgesetz des Seienden, der Wirklichkeit entdeckt haben. Dühring steht grundsätzlich auf keinem anderen Standpunkt und hat nur auf diesem Hegelschen Boden die Schwenkung Feuerbachs mitgemacht, das Seiende sofort als Materie aufzufassen, weil ein anderes Sein widerspruchslos nicht soll gedacht werden können. Eine klare und eingehende Untersuchung aber über die Berechtigung oder Nothwendigkeit dieser Grundvoraussetzung fehlt vollständig. Das ist der Grund und Boden, auf dem das neue Gebäude steht.

Doch gleich viel, forschen wir weiter, was nach der Wirklichkeitsphilosophie in der Weltschematik sonst noch widerspruchslos gedacht werden soll.

Zunächst muß gedacht werden, daß das allumfassende Sein einzig ist. Begründet wird diese Behauptung nur mit der weiteren Behauptung, daß ihm ein zweites Sein zugesellen, hieße, es zu dem machen, was es nicht ist, nämlich zu dem Bestandtheil eines umfangreicheren Ganzen. Das ist offenbar kein Beweis, sondern nur eine Wiederholung derselben Behauptung in anderer Form. Jedoch wir wollen auch darüber nicht mit Dühring streiten. Es ist mir jederzeit ziemlich gleichgiltig erschienen, ob man annehmen will, es bestünden mehrere Welten des Seins zusammenhanglos neben einander oder ob man alle seienden Welten unter dem Gedanken eines zusammenhangbegrenzten Ganzen fassen will. Das Vorstellen beider Gedanken scheitert für einen Denker an dem Gedanken der Unendlichkeit. Das aber ist nun gerade ein Begriff, auf dessen Kritik sich Dühring unendlich viel zu Gute thut.

Das einzige Sein vermag er so zu sagen nur räumlich begrenzt und seine Entwicklung dem Anfang nach zeitlich begrenzt, unendlich aber vielleicht nur dem endlosen Verlaufe nach zu denken. Das einzige Sein ist ein Ganzes und als solches muß es so zu sagen voll sein von Sein, kann also in jedem gegebenen Moment nicht als ein unbegrenzt Unendliches gedacht werden. Letzteres anzunehmen soll den Widersinn der abzuzählenden Unzahl ergeben.

Die Unendlichkeit soll nur nach Art der Zahlenreihe gedacht werden können, die mit einer Einheit beginnt, zu der eine weitere Einheit hinzugefügt werden kann und so weiter, ohne jemals die Möglichkeit des Weiterzählens zu erschöpfen. So soll denn also die Welt des ursprünglich einzigen Seins als ein räumlich begrenztes Etwas gedacht werden müssen, nicht als ein unendlich Ausgedehntes oder als ein unendlich Theilbares im Raume. Es muß angenommen werden, daß das einzige Sein, sofern es in sich unterschiedenes Sein hatte, aus einer bestimmten Anzahl von Weltkörpern bestand. Unendlich kann nur die Veränderung im Geschiebe dieser Weltkörper sein, nachdem ihre Bewegung einmal begonnen hat; aber einen zeitlichen Anfang muß nach Dühring diese Veränderung genommen haben, denn eine anfangslose Zeit gilt ihm für gerade so widersinnig wie eine grenzenlose Ausdehnung. Die Annahme einer bis jetzt abgelaufenen unendlichen Zeit schließt für sein Denken widerum den Unsinn einer abgezählten Unzahl in sich. Der zeitliche Weltlauf hat also einmal seinen Anfang genommen, und kann nur noch in der einen Richtung der Zukunft als endlos gedacht werden.

Bei dieser Kritik des Unendlichkeitsbegriffs ist mir jederzeit zu Muthe gewesen, als hörte ich die meisten Speculationen der ältesten griechischen Philosophen vor meinem Ohre summen. Alle die naiven Fragen, ob der geschlossene Kosmos, außer dem nichts sei, sich hier im Raume oder dort im Raume aufhalte oder vielleicht gar im leeren Nichts der also doch unendlich gedachten Ausdehnung spazieren gehe, ob die Zeit mit dem Himmelsumschwung begonnen habe und ob denn die Welt nicht vordem auch schon in der Zeit war und wie lange — kamen mir in Erinnerung, aber leider damit zugleich auch die Erinnerung, daß ähnliche Antworten, wie sie Dühring giebt, noch nie der Unendlichkeits-Phantastik menschlicher Vernunft haben ein befriedigendes Ende bringen können. Ich war der Meinung, die menschliche Vernunft könne einmal nicht anders als den Weltraum ohne Grenzen und die Zeit so zu sagen hinten und vorn unendlich zu denken und wenn sie bei Anwendung dieser ihrer Denknothwendigkeiten auf das wirkliche Sein in Schwierigkeiten gerathe, so diene dies dazu daran zu erinnern, daß es eben für die menschliche Vernunft gewisse Grenzen des Erkennens giebt, die mit fester Wissenschaft zu überschreiten unmöglich ist. Aber das ist in Dührings Augen natürlich abgestandener, überwundener Kantianismus. Mag sein, den Kantianismus kann man sich gefallen lassen, überwunden ist er nicht, vielmehr scheinen diese Gedanken noch immer klarer, als Dührings Begriff vom Weltraum, der vielleicht wie sich's Aristoteles dachte, kugelförmig oder auch vielleicht höckerig, wie Andere annahmen, gegen das Nichts abgegrenzt ist, und als der Begriff von der Zeit, die vorn anfängt und hinten vielleicht nicht aufhört.

Doch sei's drum, hören wir weiter, wie es nach der Wirklichkeitsphilosophie denn nun im ursprünglich zeitlos begrenzten Nebeneinander des einzigen Seins aussah und wie das Ding anders wurde.

Den nothwendigen Ausgang bildet nach der Wirklichkeitsphilosophie die völlige Sichselbstgleichheit des ursprünglichen Seins, nur diese kann ohne Widerspruch gegen das Gesetz der bestimmten Anzahl als von Ewigkeit her bestehend gedacht werden. Diesen Ursprungszustand des Urwesens oder, deutlicher bezeichnet, eines veränderungslosen, keine zeitliche Häufung von Verschiedenheiten einschließenden Seins der Materie soll nur derjenige Verstand abweisen können, der in der Selbstverstümmlung den Gipfel der Weisheit sieht. Nun aber soll andererseits ein in jedem Augenblick sich selbst gleiches Gesammtwesen nur die Existenz und das Nichts des Lebens bedeuten und ein solches dem Nichts gleiches Etwas interessirt uns nicht. „Was uns an der Welt kümmert — sagt Dühring — ist nicht die unterschiedslose, unwandelbar sich selbst gleiche Beharrlichkeit eines ewig regungslosen Etwas, sondern die mannigfaltige, immer neue, von sich selbst abweichende Veränderlichkeit spielender Gestalten, die sich hinzeichnen und wieder auslöschen, ohne sich jemals in den unablässigen Producten zu erschöpfen. Der Rhythmus von Gestaltung und Vernichtung, die Perioden und Phasen der sich ablösenden Erscheinungen, die Differenzen innerhalb der wiederkehrenden Kreislaufsgebilde und noch mehr die Variationen der letzteren selbst machen die Bühne des Daseins interessant“.

Gewiß, aber bevor wir mit philosophischem Behagen diesem Genuß uns hingeben können, muß uns die Weltschematik noch aus dem Banne des sich selbst gleichen und ursprünglichen Seins befreien. Für die Wirklichkeitsphilosophie ist auch Das keine Hexerei. Das universale Sein muß unendlich sein, da aber nicht Alles auf einmal sein kann, muß es in unendlicher Zeitfolge nach einander werden. Da auch das sich selbst gleiche Sein gerade so langweilig wäre, wie das Nichts, zieht es vor, in immer neuer Gestalt ein Anderes zu werden. — So ungefähr dachten Leibniz und Hegel auch, nur ließ der erstere die unendlichen Seinsmöglichkeiten doch noch von dem göttlichen Wesen denken und verwirklichen und begnügte letzterer sich ohne Zumischung von Gesinnungsphilosophie rein logisch aus Sein und Nichts die Geburt des Werdens zu erklären.

Auf dem Boden der Wirklichkeitsphilosophie werden wir nun demgemäß genöthigt uns das einzige Sein so zu denken, daß das manichfaltig Werdende aus ihm entspringen kann. Auch dazu braucht diese Philosophie keine Hexerei, sie denkt das Mannichfaltige kurzweg in das sich selbst gleiche Sein hinein. Das ursprüngliche Sein — erfahren wir — ist nicht blos einzig, es hat auch eine innere Einheit. Denn — so lautet die Begründung — fehle es der Welt innerhalb ihres Bereiches an Grundgestalten, in denen ihre Mannichfaltigkeiten umspannbar werden, so würde die durchgehende und abschließende Einheitsform und gleichsam die Durchsichtigkeit ihres Charakters mangeln. Wir sollen uns daher auch den ursprünglichen Zerstreuungszustand der Materie nicht als ein eigentliches und regelloses Chaos denken, sondern annehmen, daß irgend eine gesetzmäßige Anordnung und Beziehung der Theilchen schon

dagewesen ist, in welcher der Typus der ferneren Entwickelungen bereits angelegt war. „Als strenger Gleichgewichtszustand — hören wir nun — im Sinne der völligen Ruhe und mithin der gegenseitigen Aufhebung aller Bewegungskräfte läßt sich jene universale Diffusion der Materie und der mechanischen Kraft nicht denken, denn ein rein statisches System kann aus sich selbst keinen Antrieb zur Bewegung haben und müßte daher in alle Ewigkeit in dem normal gegebenen Zustande verharren". — In der Anordnung des mechanischen Weltsystems müssen alle Veränderungen angelegt sein. — Kurz — wir hören also nun — das sich selbst gleiche ursprüngliche Sein ist doch schon ursprünglich verschieden in sich gestaltet, die Materie ist im Weltraum verschieden zerstreut, daraus ergiebt sich, daß schon ursprünglich das universale Sein sich nicht im Gleichgewichtszustande der Ruhe befand, sondern im Zustande des Antagonismus verschiedener Kraftwirkungen, die sich als Verschiebung der Stofftheilchen, also als Bewegung offenbaren, und diese Bewegungen, die zur Entwickelung der Weltgebilde führen, sind somit in dem ursprünglich vorhandenen Antagonismus der Kräfte schon angelegt. Es giebt somit in dem universalen Sein außer dem sich selbst gleichen unveränderlichen Stoff selbst ebenso sich selbst gleich bleibende Beharrungselemente in den Kraftwirkungen und Beziehungsgesetzen der Stoffverhältnisse, aber in demselben zugleich die Entwickelungsgesetze der Veränderung als der Verwirklichung der allein möglichen Unendlichkeit des Seins, des Werdens, dessen Fortschritt in der Ausbildung einer immer reicheren Manichfaltigkeit, mithin in der Erhebung des Weltseins zu einer immer größeren Vollkommenheit besteht. Trotzdem könnte wohl ein sich selbst gleicher Zustand der Materie ebenso wohl am Horizonte der Zukunft den Untergang, wie am Horizonte der Vergangenheit den Aufgang des dazwischen liegenden Wechselspiels von Entstehung und Vernichtung verbrämen. So sagt die Weltschematik der Wirklichkeitsphilosophie.

Abgesehen davon, daß wir auch hier nur alten bekannten Gedanken begegnen, welche den Schein der Neuheit von dem Mantel neuer Ausdrücke erborgen, bringen dieselben Widersprechendes zusammen, das sich nicht einigen läßt, versuchen vergebens aus Begriffen zu lehren, wie die Welt gemacht ist. Am Ausgang steht das in sich selbst gleiche Sein, das doch schon in sich verschieden von Haus aus ist. Es soll dies ursprüngliche Sein in einem Ruhezustand gewesen sein, denn die Bewegung der Weltentwickelung soll begonnen haben und dermaleinst vielleicht wieder zu dem Ruhezustand der Materie zurückkehren, aber doch soll ursprünglich schon in der sich selbst gleichen Materie kein unbedingter Gleichgewichtszustand des Antagonismus der Kräfte bestanden haben und daraus unmittelbar Bewegung gefolgt sein. So stehen wir mit unserm Denken vor dem Dilemma, entweder gab es ursprünglich ruhendes Sein, dann verstehen wir nicht, wie in dasselbe Bewegung kam, oder die Bewegung war in dem Antagonismus des Weltseins ursprünglich angelegt, dann war sie ebenso ewig da, wie das Sein selbst und hat niemals angefangen. Dühring denkt widersinnig beides vereinigen zu können. Denkt

er das Erste, so bekennt er, daß bis jetzt in der rationellen Mechanik noch keine Brücke zwischen dem Statischen und dem Dynamischen geschlagen ist und verweist uns darauf, daß die ursprüngliche Vertheilung der Materie und ihrer Kraftzustände das große, bis jetzt wenig erforschte Mittel sei, um in Rücksicht auf Bewegung und Ruhe die bedeutendsten Formverschiedenheiten hervorzubringen. Er bedenkt aber nicht, daß auf diesem Wege doch jedenfalls nie etwas Anderes zu erspeculiren wäre, als wie aus der vorausgesetzten ursprünglichen Stoffvertheilung gerade diese oder jene Bewegung entstanden sein möchte, nie aber erklärt werden könnte, wie aus dem Antagonismus eines ruhenden Seins überhaupt Bewegung entsteht, daß dieselbe vielmehr als ebenso ewig gedacht werden muß, wie der Antagonismus eines in sich unterschiedenen Seins selbst. — Und fragen wir nun weiter nach den Gesetzen der Bewegung und Entwickelung selbst, so erhalten wir abermals zur Antwort, daß man bis jetzt nur die Unzerstörlichkeit der Materie und der mechanischen Kraft als Gesammtgröße, aber so gut wie noch nichts über die Gruppirungsprincipien ihrer Elemente festgestellt habe. Er bedenkt wiederum nicht, daß es hier philosophisch auf dies Ungenügende der bisherigen Forschung garnicht ankommt, sondern darauf, woher der ruhenden Materie, die doch Träger der Beharrungs- wie der Entwickelungsgesetze sein soll, der Beginn des Werdens kommen soll oder wie sich auch nur in der ruhenden Materie Beharrungs- und Entwickelungsgesetze als Eigenschaften unterscheiden und einigen können oder wo zu der veränderungslosen Materie das Andere herkommen soll, das durch seinen Hinzutritt zum Beharrenden das Anderswerden erklären mag. — Und hören wir dann schließlich noch, daß in allem Weltwerden die Idee der Welt immer dieselbe und sich gleiche bleibe, wie viele Veränderungen in ihrem Rahmen auch gedacht werden mögen, so wissen wir mit dieser Weltidee nun vollends nirgend hin, wir müßten sie denn wieder zerschlagen in die tausend und aber tausend Antagonismen der ursprünglichen Stoffverhältnisse, welche die Anlage zur ganzen Weltentwickelung in sich trugen. Eine einheitliche Weltidee, die immer da ist, zieht die Annahme eines zusammenfassenden Geistes nach sich, der sie hat, dem dann auch der Wille zugeschrieben werden kann, die Weltentwickelung zu beginnen und das Andere in's Sein zu rufen, das die Bewegung ermöglicht; aber so klare alte Gedanken sind nicht nach Dührings Geschmack, das ist Religion, die er den amtirenden Philosophen als Priestern zweiter Klasse überläßt. Zwar giebt Dühring zu, auf den ersten Blick sei das Merkwürdigste der Umstand, daß der Einheit des objectiven Seins wohl die Einheit eines jeden einzelnen Bewußtseins, aber nicht die Vereinigung alles Bewußtseins in einem einzigen Subject gegenüber stehe und die Imagination habe es daher an der Erdichtung eines solchen universellen Bewußtseins nicht fehlen lassen; aber der tiefer Blickende erkenne, daß die Imagination mit eben dieser Ungeheuerlichkeit auch nichts als ein Etwas producirt, welches allen Gesetzen der Wirklichkeit widerspreche. Denn die relative Vereinzelung

gehöre zum Wesen des Bewußtseins. Der falsche Begriff eines Universalbewußtseins wäre die Confusion einer Unzahl unverträglicher subjectiver Elemente zu der Nacht des unterscheidungslosen Nichts, führte mithin zu der verworrenen Vermischung alles Bewußtseins in den Nebeln des Unbewußtseins, also zum universellen Erlöschen des Bewußtseins selbst. — Hartmanns Philosophie des Unbewußten muß unserm Denker daher gewissermaßen als die letze Form des Pantheismus und dieser selbst als die letzte Station im allgemeinen Verfall des Götter- und Gottesglaubens erscheinen. Die wahre Ruhe soll nur da zu finden sein, wo sich ohne jede vorgefaßte Gottesvorstellung unmittelbar ergeben hat, daß der Gehalt und die Gesetze der Natur den unverkünstelten Gemüthsansprüchen genug thun. Die Darlegung eines solchen freien Ergebnisses einer rein atheistischen Weltansicht erachtet Dühring als die besondere Aufgabe der Wirklichkeitsphilosophie.

Mir klingt auch aus alle diesem Gerede Behauptung ohne Begründung entgegen. Es wird etwas gedacht, aber nichts wird folgerecht zu Ende gedacht und gegen die Gedanken Anderer scharf abgegrenzt und begründet. Es mag uns Menschen schwer werden ein göttliches Bewußtsein zu denken ohne relative Abgrenzung des eigenen Selbst gegen ein Anderes, aber der Pantheist hat diese Abgrenzung immer in dem Gegensatz des ewigen Seins zum Denken dessen, was nicht ist, sondern wird, gesucht, und der Theist findet die Abgrenzung klarer in dem Gegensatz von Gott und Welt, von Wesen und Wirken Gottes. Dühring findet sich mit diesen alten Gedanken nur durch Schimpfen auf sie als abgestandene Religionsansichten ab; er mag sich daher nicht darüber wundern, wenn seine Gegner in diesem Schimpfen mehr Gesinnung als Philosophie finden und fortfahren, ihre Gedanken für klarer zu halten als seine einzige und ewig vorhandene einheitliche Weltidee, die doch nur zersplittert in dem Tausenderlei antagonistischer Kräfte sein kann.

Was ist nun schließlich das Facit dieser Wirklichkeitsphilosophie? — — nichts als der alt bekannte atheistische Materialismus, vorgeführt und aufgeputzt in allerdings ungewöhnlicher Weise mit idealistischen Begriffsmitteln einer höchst geschickten sophistischen Speculation, die durch eigenthümliche Mischung von Vertiefung und Oberflächlichkeit, von Wissen und Unwissenheit, von Wahrheitslust und Bosheitsstimmung den Unkundigen verdutzt und blendet, den Kundigen aber anwidert und zugleich mit tiefem Bedauern erfüllt darüber, daß so viel offenbar vorhandene speculative Kraft in der einseitigen Weise auf unlösliche Probleme vergeudet ist. Unstreitig finden sich manche durchaus zutreffende Gedanken in den philosophischen Betrachtungen Dührings, wie denn z. B. die Unbefangenheit rühmlichst hervorzuheben ist, mit welcher Dühring frei von der Tradition des materialistischen Zeitstroms die Anwendung des Zweckbegriffs vertheidigt und an dem Darwinismus eine scharfe Kritik übt, aber es sind das Oasen in dem Staubwirbel halbwahrer Ideen, die obendrein nie lange frei bleiben von dem Sandwust gehäuften Schimpfens auf die unwiderlegten Gedanken Anderer. Groß ist

die einzige Weltidee und Dühring ist ihr einziger Prophet — das ist das einzig passende Motto dieser Wirklichkeitsphilosophie.

Daß nun auf diesem schwanken Grunde solcher philosophischen Weltschematik nicht viel Sicheres aufgebaut ist, kann nicht Wunder nehmen. Philosophen, die sich mit solcher Einseitigkeit kopfüber in den Schlund der unlöslichen Grundprobleme gestürzt haben, sind selten fähig gewesen auf den Gebieten der Philosophie, auf denen ein Forschen möglich ist, auf den Gebieten der Psychologie, der Logik, der Ethik und der Aesthetik, viel zu leisten; ihre Kraft war eben verausgabt. Dühring hatte ursprünglich eine Förderung der Erkenntnißtheorie und Wissenschaftslehre in Aussicht genommen; was schließlich seine „Logik und Wissenschaftstheorie" darbot, ist weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Ganz kümmerlich sind in allen seinen Schriften seine gelegentlichen Auslassungen über Psychologie, wir erfahren nicht viel mehr, als daß auch die Seele zum Naturmechanismus gehört, daß aber die Antriebe selbst, „vermöge deren das Licht des Bewußtseins aufblitzt, völlig dunkel sind"; zu rühmen wüßten wir nur, daß Dühring sich hütet, in unklarem Naturalismus die Grenzlinie zwischen Empfinden und Nichtempfinden zu verwischen und nach Art unserer modernsten Naturpantheisten die Beseelung über alle Materie auszugießen. Von Dührings Behandlung aesthetischer Fragen ist, wie wir schon vorhin gesehen haben, noch weniger Gutes zu sagen, für die Kunst ist offenbar der Boden der Wirklichkeitsphilosophie durchaus unfruchtbar. — Im Zukunftsreich hört die falsche Flucht in das Reich der blos ästhetischen Kunst auf und die eine weit höhere Wirklichkeit in sich hegende Kunst der Lebensgestaltung tritt in ihre Rechte. — Eigenthümlicheres kommt nur auf dem Gebiete seiner ethischen Betrachtungen noch zum Vorschein.

Unter den Materialisten der Neuzeit nimmt Dührings Ethik jedenfalls eine ganz besondere Stellung ein, es geht durch sie offenbar ein Zug höheren idealistischen Strebens. Freilich soll seinem System auch der praktische Materialismus unserer Zeit als Piedestal der sittlichen Lebensansicht dienen, aber dasselbe soll sich über ihn erheben. Die neueste Zeit soll vollkommen Recht haben, wenn sie mit deutlichem Bewußtsein die materiellen Angelegenheiten zur Grundlage allen Strebens macht; aber sie soll Unrecht haben, wenn sie es bei dieser Grundlage bewenden lassen will. Es sei roh und verkehrt, die materiellen Interessen für mehr als eine bloße Grundlage der menschlichen Existenz anzusehen und sie demgemäß, wie das vorherrschende Regime thue, zum einzigen Gegenstande zu machen, dessen Cultus alle zu entwickelnden höheren Lebensregungen verschlinge. Es sei aber nicht weniger roh, wenn auch eher entschuldbar, in den gesellschaftlichen Fortschrittsbestrebungen auf die reine Ernährungsfrage bornirt zu bleiben und die Entwickelung der menschlichen Ziele zu einer politischen Kunst bloßer Magenfüllung zu degradiren. Läge die Futterfrage für die heutige Gesellschaft nicht so im Argen, so würde es nach Dührings Meinung, den größten

Theil der thatsächlich vorhandenen moralischen Corruption gar nicht geben. Die Futterknechtschaft sei die Ursache, daß so Viele bezüglich aller anderen Rücksichten zu Bestien würden, indem sie genöthigt oder freiwillig den übrigen Gehalt der Menschheit für eine materielle Ausstattung preisgeben. Derartige Jammerverhältnisse würden nicht möglich sein, wenn die natürliche Ordnung der Interessen auf die gehörige Weise zu ihrem Rechte käme. Wenn man bei solcher Ordnung den reinen Kern des praktischen Materialismus gelten lasse, so werde die wahre Schätzung des Lebens dadurch in keiner Weise erniedrigt. Dieser Kern sei in Wahrheit nur ein berechtigter Protest gegen das außerweltliche verhimmelnde Scheinstreben. Die materialistische Grundlegung des Wissens und Wollens hege in sich selbst auch nicht die geringsten Anknüpfungspunkte, welche zu Lastern oder Verbrechen führen könnten.

Mit dieser Annahme der materialistischen Grundlage des Wollens will aber Dühring durchaus nicht das Lob des Gebäudes von Ethik verbinden, welches die Materialisten der Neuzeit gewöhnlich auf dieser Grundlage aufführen. Der modernen materialistischen Ethik tritt Dühring sofort in zwei wesentlichen Punkten bestimmt entgegen, er verwirft die Behauptung einer wechselnden Relativität der Sittengesetze und verwirft ebenso die Mora der Selbstsucht und des wohl verstandenen Interesses.

„In den sittlichen Angelegenheiten — sagt Dühring in erster Richtung treffend — klammert sich die Leugnung allgemeiner Principien an die geographischen und geschichtlichen Mannigfaltigkeiten der Sitten und Grundsätze und giebt man ihr die unausweichliche Nothwendigkeit des sittlich Schlimmen und Bösen zu, so glaubt sie erst recht über die Anerkennung der ernsthaften Geltung und thatsächlichen Wirksamkeit übereinstimmender moralischer Antriebe hinaus zu sein. Diese aushöhlende Skepsis, die sich nicht etwa gegen einzelne falsche Lehren, sondern gegen die menschliche Fähigkeit zur bewußten Moralität selbst kehrt, mündet schließlich in ein wirkliches Nichts ja eigentlich in Etwas, was schlimmer ist, als der bloße Nihilismus. Sie untergräbt das Vertrauen auf die Geltung und Wirksamkeit moralischer Verbindlichkeiten; ja sie entwurzelt den Glauben an die bloße Möglichkeit eigentlicher Zumuthungen von wahrhaften Pflichten". Diesem aus Lockes Bekämpfung angeborner Grundsätze der Moral entsprungenen Relativismus der materialistischen Sittenlehre tritt Dühring mit der Behauptung entgegen, daß die Moral ihre feste Grundlage in der menschlichen Natur habe, daß es Sittengesetze giebt, nicht minder fest als die übrigen Naturgesetze auch.

Ebenso rühmenswerth ist es, daß Dühring scharf unterscheiden will zwischen denjenigen Trieben der Sittlichkeit, die mehr auf Förderung des eigenen Ich bedacht sind, und denen, die mehr in der Förderung Anderer ihren Schwerpunkt suchen und daß seine Moral mehr Gewicht legen will auf die Pflege der letzten sympathischen Triebe als dies in der herrschenden Moral des Materialismus üblich ist, daß er darin sogar den größten Vorzug

des Menschen erkennt, an der culturgeschichtlichen Entwicklung der sympathischen Affectionen das wesentliche Element seines Lebens zu haben.

Aber diese guten Züge in der Moral zeichnen ihn nur aus als unbefangenen Denker, man könnte sagen, als Idealisten unter den modernen Materialisten, der alte griechische Materialist Demokrit steht in Rücksicht solchen sittlichen Idealismus wahrlich nicht hinter ihm zurück. Und jedenfalls hat diese Moral durchaus nichts Außergewöhnliches, so wie man davon absieht, daß sie auf dem Boden des modernen Materialismus gewachsen ist. Einen besonderen Werth könnte sie erst durch besondere wissenschaftliche Ausführung gewinnen.

Was aber Dühring uns in dieser Richtung darbietet, ist principiell wieder ungemein dürftig und schief, auch in der Anwendung voller Willkür und utopistischer Zukunftsphantastik.

Wir hören zunächst, daß aus dem bloßen Sein nie ein Sollen sich herausklauben läßt; die reine Erkenntniß dessen, was ist, soll niemals zu einer praktischen Bestimmung führen. Letztere müsse in ihrer rohen Grundlage in der Form des Triebes vorhanden sein, sonst sei sie überhaupt ein bloßer Schein. Erst aus den Trieben und Affecten sollen der Begriff der Pflicht wie der des Sollens ihre nähere Bestimmung erhalten. Nicht daß wir sollen, sondern was wir sollen sei der erhebliche Punkt, auf den Gegenstand der Pflicht komme es an. Die herrschende Moral aber sei ein Götzendienst, welcher die eigentlichen Motive des Handelns einem unlebendigen Formalismus opfere. Da würden das Bewußtsein der Pflichterfüllung oder der Genugthuung, welche ein gereifteres Verhalten mit sich bringe, als maßgebende Zustände eines befriedigten Gemüthes angepriesen. Diese Empfehlungen sollen in der That vortrefflich sein, wenn sie nur mehr als äußerliche und oberflächliche Gesichtspunkte enthielten. Nicht das abstracte Bewußtsein, sondern ein Trieb habe den Begriff des Unrechts geschaffen. Die allgemeine Vorstellung, mit der wir die Verletzung als nicht sein sollend betrachten, sei nur der matte Nachhall der energischen Gefühle, welche die einzelnen Verletzungen begleiten. Wäre der Vergeltungstrieb, wäre die Rache nicht, so würden wir uns vergebens nach einer Begründung unserer Rechtsbegriffe umsehen. Es sei also der reactive Affect der Rache, auf den die abgezogenen in vager Allgemeinheit verbleichenden Begriffe der Gerechtigkeit und Pflicht zurückwiesen. Man könne wohl die Moral aus dem Willen ableiten, wenn dieser nur als ein Wollen verstanden werde, welches sich aus der Verbindung von Trieben, Leidenschaften und Verstandeseinsichten mit Nothwendigkeit erzeuge. Die Principien der Moral seien lauter natürliche Triebkräfte, die von vornherein wirken, und die besonderen Wahrheiten, aus denen sich im Laufe der Entwickelung das vollere moralische Bewußtsein, so zu sagen, das Gewissen zusammensetze, könnten dann, soweit sie bis in diesen ihren letzten Triebgründen menschlicher Natur erkannt seien, eine ähnliche Geltung und Tragweite beanspruchen, wie die Einsichten und Anwendungen der Mathematik.

Zu einem Sollen, zu Pflichten aber würden diese Triebkräfte erst in dem Verhältniß von Wille zu Wille. Die Natur könne uns mit ihren Kräften mannigfaltig erregen und bestimmen, aber nicht verbindlich machen. Echte Pflichten seien ohne die Möglichkeit ernsthafter Zumuthungen und daher ohne ein eigentliches Sollen nicht denkbar. Das eben setze ein Verhältniß von Wille zu Wille voraus. Nehme man nun das einfachste derartige Verhältniß, das zweier Willen zu einander, so ergäbe sich bei der natürlichen ursprünglichen Gleichheit dieser menschlichen Willen als nothwendige Folge, daß der eine Wille dem anderen zunächst positiv garnichts zumuthen könne. Damit sei die erste negative Pflicht angedeutet — Enthaltung von jedem Zwange gegen den anderen Willen. Sich gegenseitig der Verletzungen zu enthalten, d. h. das Wollen des Anderen dem seinigen als an sich gleichwerthig achten, sei hier das erste Grundgesetz der intersubjectiven Moral. Hiermit sei zugleich der Ausgangspunkt aller verstandesmäßigen Gerechtigkeit bezeichnet. An sich sei der Wille des Einzelmenschen nicht verbunden, sich einem anderen Willen zu unterwerfen. Hieraus aber folge sofort, daß er auch selbst kein Recht haben könne, einen anderen Willen unterwerfen zu wollen. Diese gegenseitige Enthaltung besäße Alles, was sich, abgesehen von der Einführung der nicht im bloßen Willen liegenden Rücksichten über das moralische Sollen ausmachen lasse. „Indem wir — so wird diese scheinbar gewichtige Betrachtung geschlossen — unsern Ausgangspunkt von zwei gleichwerthigen Willen nahmen, sind wir zu der wichtigen Einsicht gelangt, daß positiv für den Menschen nur ein Wollen und erst negativ im Hinblick auf wirkliche und mögliche Verletzungen des fremden Willens ein Sollen existiren kann". — Ergänzt werden soll dann diese Moraltheorie des Rechts und der zum Recht verhelfenden Rache, des Ressentiments, wie Dühring zu sagen liebt, durch die Pflege der sympathischen Triebe der Mitempfindung, des Mitleids und der fördernden Liebe, aber über diese für seinen ethischen Idealismus füglich wichtigsten Triebe erfahren wir philosophisch wenig und müssen uns mit der Versicherung begnügen, das Gebot, daß der Mensch den Menschen nicht verletzen, also vor allen Dingen gerecht verfahren, dann aber auch die natürlichen Beziehungen der Mitempfindung und des wohlwollenden Verkehres in der Entwickelung des gemeinschaftlichen Lebens pflegen solle, diese einfachen Grundsätze der Moral würden erst da, wo der Materialismus als Fußpunkt anerkannt sei, zu reinen, phantastisch ungemischten Gebilden guter Sitte führen.

Es ist mir schwer geworden aus dem Wirrwarr der Betrachtungen Dührings auf diesem Gebiete der Moral dies Gesammtbild der Grundzüge seiner sittlichen Weltansicht zu gewinnen. Das Halbe und Haltlose derselben erkennt sich leicht auf Schritt und Tritt. — Gegen den abstracten Formalismus des Pflichtbewußtseins, auf dem Kant seine Moral gegründet haben sollte, sind schon manche Philosophen vor Dühring mit tieferer Begründung und geringerer Einseitigkeit zu Felde gezogen. Von Hegel, Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer kann man in dieser Beziehung

mehr lernen, als von Dühring. Aber ein Verdienst hat die Lehre Dührings unbedingt, das Verdienst nämlich, das Unzulängliche des Versuchs, die Moral ausschließlich aus einer natürlichen Trieblehre abzuleiten, recht deutlich hervortreten zu lassen.

Der natürliche Trieb des Menschen soll ein Recht haben auf Alles, auf die ganze Natur, aber jeder Trieb des Einzelnen findet eine Begrenzung an dem gleichen Trieb des Anderen. Erst aus diesem Verhältniß zweier Willen sollen sich Rechtspflichten der wechselseitigen Willensachtung und erst damit ein Sollen ergeben. Wäre demnach ein Mensch allein auf der Welt, so hätte er gar keine Pflichten nach Dührings Ansicht, er möge als Vieh leben oder nicht, gleichviel, für ihn gäbe es kein Sollen, das er als Mensch zu erfüllen hätte. Mir scheint vielmehr, auch in der Vereinzelung behielte der Mensch die Pflichten der Selbsterhaltung und der Selbstvervollkommnung. In den natürlichen Trieben der Menschennatur selbst liegt die Bestimmung des Menschen ausgedrückt und diese Bestimmung ist das Sollen, dem zu folgen er als Pflicht erkennen muß; gleichviel ob er dieses Sollen nur als das Gebot seiner Natur auffaßt oder noch auf einen höheren göttlichen Willen zurückführt. Die Pflicht wird nicht aus dem Trieb geboren, sondern sie muß zum Trieb hinzutreten, um das Gute zu schaffen, sowohl zu dem einzelnen Triebe, wie zu der harmonischen Ausgleichung der Triebe, in denen das menschlich Gute gesucht werden kann. Das zu verfolgen, erfordert eine geregelte Untersuchung, wie sie die genannten Philosophen angestellt haben; eine solche desultorische Betrachtung aber, wie sie Dühring anstellt, kann bei so schweren Problemen kaum flüchtige Einzelwahrheiten erhaschen, sondern läuft Gefahr, sich auf Schritt und Tritt in Halbwahrheiten zu tummeln und in schiefe Einseitigkeiten zu verrennen. So mag es wohl richtig sein anzunehmen, daß bei der Ausbildung des Rechtsbewußtseins das Gefühl der vergeltenden Rache eine gewisse Rolle mitgespielt hat, aber das klare Rechtsbewußtsein ist doch erst da vorhanden, wo das Rachegefühl aufhört. Das Rechtsbewußtsein fordert Vergeltung und Ausgleichung des Unrechts, zum Wesen des Rachegefühls gehört es, darüber hinaus Freude an dem Wehe dessen zu haben, den zu hassen man Ursache zu haben glaubt. Der Vergeltungstrieb, der auch die Rache beseelt, kann historisch zur Weckung der schlummernden Keime des Rechtsbewußtseins beigetragen haben, aber schaffen konnte das Rachegefühl diese Keime des Rechtes nicht. Dührings Ableitung des Rechtes aus der Rache, auf die er sich so viel zu gute thut, ist somit hinfällig. — Ebenso mißlich ist die Annahme der zwei gleichen Willen am Ausgang der menschlichen Sittenverhältnisse. Auch wenn diese zwei Willen nur in der Idee gedacht sein sollen, so kann dies Verhältniß doch selbst in der Idee nicht einmal der Wirklichkeit entsprechen. Es müssen doch von Anbeginn an mindestens ein Mann und ein Weib mit ungleichem Willen zur Bevölkerung der Erde angenommen werden und für den Willen der Kinder giebt Dühring selbst sofort die Unterordnung

zu, weil bei dem Kinde noch die Zulänglichkeit der Selbstbestimmung nicht vorhanden sei. Auf der Verschiedenheit der Grade solcher Unzulänglichkeit beruht aber von Anbeginn menschlicher Cultur an die Ungleichheit der Willensverhältnisse und die Verschiedenheit der Pflichten. Mit der abstracten Idee zweier Urmänner à la Fichte lassen sich die ethischen Grundgesetze der Menschennatur und des Menschenverkehres nicht füglich darlegen.

Es kann nicht befremden, wenn auf dem Grunde einer solchen Individual-Ethik eine ebenso wenig haltbare Social-Ethik aufgebaut erscheint. Es ist natürlich, daß Dühring dem Principe seines ethischen Freiheitsindividualismus gemäß dem Socialismus huldigt und zum Verkünder eines zukünftigen communitären Socialismus wird, der sich auf der Grundlage freierer und edlerer Menschlichkeit nach Zertrümmerung oder Selbstvernichtung der großen Zwangsfallen in vollster Freiheit der Einzelwillen und trotzdem unter Leitung eines communitären Gesammtwillens bilden wird. Wir wollen Dühring keinen Vorwurf daraus machen, daß er Gesinnungsphilosoph genug ist, über die Gegenwart nicht blos pessimistisch zu klagen, sondern daß er zugleich auf reformatorische Besserung sinnt. Aber das haben vor ihm die Philosophen Platon, Fichte und Andere auch schon gethan und es kommt für unsere realistische Zeit vor Allem darauf an, dies ohne maßlose Verkleinerung des Bestehenden und auf Grundlage festen Wissens und voller Kenntnisse der betreffenden Verhältnisse zu thun. Es steht nun uns garnicht an, mit Dühring über seine Verurtheilung alles Bestehenden in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche zu rechten: — mit ihm darüber zu streiten, ob sich die Dichtung bis jetzt nur wenig über das Kindheitsstadium der Menschheit und Menschlichkeit erhoben hat, — ob die Literatur als Halbwissenschaft in der Breite ihres Daseins fast regelmäßig nur der Sclave der politisch herrschenden Elemente gewesen mit höchstens ein paar Ausnahmen in jedem Jahrhundert, wie im achtzehnten Jahrhundert mit Rousseau und im neunzehnten mit Byron, ob man die humanistische Bildungsart getrost als eine der Unmenschlichkeiten bezeichnen kann, mit der die Jugend heimgesucht und um das frische Fühlen und Wissen betrogen wird — ob die höhere Mathematik nichts ist, als ein unnatürlich verirrtes Geistesspiel, werthlos wie die Züge im Schachspiel — ob sich die Geschichtswissenschaft nur breit macht als die Erzählung gemeiner Thaten für die Eitelkeit der Menschen — ob die Rechtsgelehrtheit nichts ist, als die Kunde von der Art auf ein verletzendes Verhalten mit einer Rückwirkung zu antworten — ob sich der unbescheidene Ausdruck Staatswissenschaften wirklich lächerlich ausnimmt, wenn man die thatsächliche Ausfüllung dieses Rahmens auf den Universitäten mit irgend einer Art von wirklichem Wissen vergleicht, — ob die Medicin, die sich in Verzweiflung auf die Gesundheitspflege geworfen hat, übrigens nichts ist als eine einerseits zuschauende und gleichgültige Naturwissenschaft, andererseits aber als eine Anweisung zur Geschäftigkeit und vielfach auch als ein Wissen zur Erregung des hohlsten Scheins in der Befassung mit Krank-

heiten — ob Religion und nunmehr auch alle Philosophie außer der Wirklichkeitsphilosophie gar nicht mehr das Zeug haben Wissenschaft zu sein — ob die von Religion freie Betrachtung der menschlichen Gesellschaft die einzige ist, in welcher eine reine Wissenschaft der socialen Vorgänge möglich wird, — ob auch der Aberglaube an den Gewaltstaat oder auch nur an den Bevormundungszweck des Staates eine vorurtheilsfreie Betrachtung der menschlichen Verhältnisse nicht aufkommen läßt, ob überhaupt der antike Staatsmoloch heute der ärgste theoretische Feind jedes gesunden wissenschaftlichen Gedankens ist — ob der jetzige Staat mit seinem Schulmonopol, seinem Polizeimechanismus, seiner Zwangsehe und seinem Militärzwang nichts ist, als ein verderblicher Zwangsstaat, der zerstört werden muß: — an alle diese Klagen Dührings über das Bestehende sei nur erinnert, nicht um über das Recht derselben mit ihm zu streiten, sondern nur um einen Rückhalt für die Behauptung zu gewinnen, daß es geradezu titanenhaft widersinnig ist zu glauben, eine so schlechte Welt lasse sich je in den Himmel eines communitären Socialismus verwandeln, in eine Welt kleiner Communen, in welchen jedes Individuum zum vollen Rechte seines Daseins gelangen wird, weil alle Individuen sich in voller Befriedigung ihres ökonomischen und geistigen Wohlseins jeder Rechtsverletzung enthalten werden, so daß dermaleinst vielleicht ein Rechtsschutz kaum noch nöthig sein wird. Der Unsinn des Glaubens, daß sich das menschliche Verlangen nach Sondereigenthum je befriedigen lassen wird durch ein Recht zur ungestörten Arbeitsbethätigung an der Natur und zum unbeeinträchtigten Genuß der Arbeitsfrüchte, daß dem Bedürfniß freier Selbstbestimmung der Einzelnen je eine Auswahl oder Auslosung derjenigen Schüler der allgemeinen Volksschule genügen könnte, welche zu dem besonderen Fachunterricht höherer Art in der einen oder anderen Art übergehen sollen und daß ebenso, wo die Ueberfülle eines Standes die Auslosung für denselben nothwendig machen sollte, die nicht Erlosten lernen werden sich zu bescheiden, weil die Gesetze der Sache und hiermit des allseitigen Wohles gesprochen haben, — daß überhaupt je eine Socialisirung der gesammten Productions- und Consumtionsverhältnisse möglich sein könnte, und wenn dies doch, dem Freiheitsbedürfniß der Einzelnen nicht als der unerträglichste Zwang erscheinen müßte — der Unsinn solchen Glaubens ist an der Kritik des platonischen Idealstaates und der modernen socialistischen Zukunftstaaten schon so oft nachgewiesen, daß es nicht der Mühe lohnt, an der Kritik der Dühring'schen Zukunftsträume dies noch einmal zu thun.

Doch auf die merkwürdige Thatsache sei noch aufmerksam gemacht, daß Dühring ähnlich wie Fichte unbeanstandet in der Hauptstadt des Reiches solchen haltlosen und unweisen Socialismus Jahre lang unter der akademischen Jugend hat ausstreuen dürfen und daß die Socialdemokraten ihn trotz vieler Berührungspunkte nicht zu ihrer Partei zählen, sondern aus ihrer Mitte ihm gerade den schärfsten Kritiker seiner Ansichten in der Person des schon genannten Fr. Engels stellten. Eine Erklärung kann das Letztere schwerlich

allein in den allerdings vorhandenen kleineren und größeren Abweichungen der Ansichten finden. In der Hauptsache ist Dühring ein noch größerer Individualist, als die Führer der Socialdemokratie sind; auch die Socialisten haben seiner Meinung nach zum Theil noch zu lernen, daß die Menschenrechte nicht von der Gnade irgend eines Staates existiren und auch künftig nicht auf irgend einer Gesellschaftsform, sondern umgekehrt solche Formen auf den Menschenrechten beruhen werden, daß das Individuum der einzige Ausgangs- und Zielpunkt alles Rechts ist und daß alle Gemeinschaftsgestaltungen nur Vermittelungen sind, die von ihm ausgehen und zu ihm hinführen. Selbst diese immerhin größere Selbstabscheidung Dührings von den Socialdemokraten erklärt schwerlich hinreichend ihre Feindschaft. Hier glaube ich, wäre vielmehr zur Erklärung Dührings Ressentiment am Platze, es ist die Rache eiteler Geister dafür, daß auch ein Anderer gern groß sein möchte neben ihnen, was die Gegnerschaft erklärt. Auch die Führer der Socialdemokratie fordern von ihren jeweiligen Anhängern, daß sie keine anderen Götter haben neben ihnen.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Dühring wurde vorigen Herbst mit Unrecht todt gesagt, er sollte auf der Reise nach Köln gestorben sein. Die Zeitungen brachten schon die üblichen Nekrologe. Dühring bewies bald, daß er noch am Leben sei durch die Herausgabe und Vertheidigung seiner Schrift über den Wärmeforscher Robert Mayer. In wie weit eine scharfe Verurtheilung der Einsperrung und Behandlung Mayers in der Irrenanstalt Winnenthal berechtigt ist, können nur Diejenigen vollständig beurtheilen, die über den ganzen Verlauf nicht blos aus Dührings Buch orientirt sind. Nach seinem ganzen maßlosen Auftreten kann Dühring überhaupt nicht mehr ohne weitere Prüfung als zuverlässiger Zeuge gelten. Klagen von zeitweise Geisteskranken über gewaltsame Einsperrung und Mißhandlung sind bekanntlich nicht selten. Nach meiner persönlichen Kenntniß des dortigen Irrenarztes und seiner Anstalt würde ich viel eher glauben, es könne einmal zu wenig, als zu viel Gewalt angewandt sein. Mag übrigens Dühring Recht haben, darauf hinzuweisen, daß unsere Gesetzgebung gegen Irrungen in dieser Hinsicht noch nicht den genügenden Schutz bietet, so hat er doch sicher auch nicht den Schatten eines Beweises beigebracht, daß die Einsperrung Mayers irgend Etwas mit Gelehrtenneid und dem Wunsche, seine großen Gedanken zu tödten, zu thun gehabt hat.

Wir schließen unsere Betrachtung mit dem aufrichtigen Bedauern darüber, daß ein so begabter und kenntnißreicher Geist wie Dühring durch den Größenwahn, den er Anderen andichtet, aber selber in so hohem Grade besitzt, auf solche Abwege des Denkens gerathen ist, wie wir sie leider den Lesern dieser Blätter haben vorführen müssen. Ihm selber wird darüber keine Klarheit mehr zu bringen sein, aber vielleicht doch Denen, welche die Geschicklichkeit seiner Sophistik und der scheinbar heilige Eifer seiner erbosten Stimmung blendet und berückt.

Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.

Von

M. Carriere.

— München. —

Als die Germanen zum erstenmal den italienischen Boden betraten, da ahnten die Römer nach dem Zeugnisse ihres größten Geschichtsschreibers, daß sie mit diesem Volk nicht um Machterweiterung und Ruhm, sondern um Bestand und Heil ihres Staatswesens zu kämpfen hätten. Ein halbes Jahrtausend später ward die weit herrschende Stadt eingenommen, und anderes, frisches Lebensblut strömte in den Adern der alten Welt. Die Gothen- und Frankenkönige Theoderich und Karl heißen mit Recht die Großen: sie wollten nicht zerstören, sondern bauen, sie ließen die Germanen die Erbschaft der antiken Cultur antreten und zugleich die Träger des Christenthums sein; auch äußerlich sollte das deutsche Kaiserthum als die Fortsetzung des römischen erscheinen und in der ewigen Stadt seine Weihe empfangen. Diese Krönungszüge über die Alpen, diese Kämpfe mit dem selbstständig sich gestaltenden Italien, mit dem Papste, der gleichfalls der oberste Richter und Gebieter der Christenheit sein und sein geistliches Schwert über das weltliche stellen wollte, sie haben es allerdings verschuldet, daß Deutschland wie Italien bis vor Kurzem verabsäumten, sich zu nationalen Staaten zu einigen; aber was sie an äußerer Macht verloren, das kam in dieser beständigen Wechselwirkung der Cultur vornehmlich der Kunst zu gute. Dante gemahnt nicht blos durch seinen Familiennamen Alighieri an das deutsche Aldeger, wie in Garibaldi der deutsche Garibald zu Tage tritt auch ein Michel Angelo in seiner tiefsinnigen Kraft, ein Rafael in der Innigkeit seines Gefühls zeigen das germanische Element des Romanenthums, während der deutsche Sinn für sich allein ins Formlose oder Harte sich so leicht verirrt, und noch in der Neuzeit ein Goethe und Cornelius über die

Alpen wanderten, um in Italien die formale Schönheit und Harmonie für ihr künstlerisches Gestalten zu suchen und zu finden.

Als nach den Stürmen der Völkerwanderung der Kunstsinn sich wieder zu regen begann, da sprach das frische Lebensgefühl sich in derben Zügen, in heftigen Bewegungen aus, fand aber ein mäßigendes Gegengewicht in der antiken Ueberlieferung, die freilich in Byzanz immer starrer und mumienhafter geworden, indeß doch die ursprünglichen Typen und Compositionsgesetze bewahrte. So stand einst den naturfreudigen Griechen die Strenge des ägyptischen Stils zur Seite und schirmte vor Verwilderung. Die Kreuzzüge unter der Führung der Kirche begonnen, brachten das Ritterthum zur Blüthe, kamen aber am Ende dem Bürgerthum zu gut. In einer mehrhundertjährigen Arbeit gelang dem Volksgeist der Franken der erste und herrliche Ausdruck des mittelalterlichen Empfindens und Denkens in der Baukunst. Das Ideal war die Ausprägung des christlichen Gemüthes mit seiner Sehnsucht nach dem Unendlichen, mit seiner reichen Durchbildung des Inneren in der Gliederung eines Innenraums, in dem gegenseitigen Sichhalten und Tragen der selbstständigen Werkstücke, in der himmelanstrebenden Höhenrichtung und Wölbung, und das Ideal ward erreicht durch die Verschmelzung der italienischen Basilika und ihrer Längenrichtung, ihrer Erhebung des Mittelschiffs, mit dem byzantinisch-centralen Kuppelbau und dem gleichschenkligen Kreuz; durch den romanischen Rundbogen zum gothischen Spitzbogen bewegte sich der fränkische Stil in Frankreich rastlos voran, bis er in den Wunderwerken der Dome sich vollendete und für Europa den Ton angab. Deutschland folgte freudig nach, während in Italien die antiken Anschauungen weder die Höhenrichtung, noch die Auflösung der Mauer in Pfeiler, Bogen und Fenster zum vollen Siege gelangen ließen, und wo dieser doch angestrebt wurde, wie im Dom zu Mailand, da stand ein deutscher Meister dem Werke vor.

Auch in der bildenden Kunst ging Deutschland Italien voran. Durch den Minnedienst und Minnegesang war der Sinn für das Anmuthige in Bewegung und Tracht wie im seelenvollen Ausdruck des Antlitzes erweckt und in der Kunst waren nur zwei Wege gewiesen, entweder das eigene Lebensgefühl zu sittiger geschmeidiger Haltung aus seinen seitherigen rohen und gewaltsamen Formen umzubilden, oder die ruhigen steifen Gestalten der byzantinischen Ueberlieferung mit der Innigkeit eigener Empfindung zu durchdringen und zu beseelen. Beide Wege wurden nun in den Anfängen deutscher und italienischer Kunst eingeschlagen. Doch kennen wir in Italien kein Werk aus dem 11. Jahrhundert, das die architektonische Gliederung einer Composition und die conventionelle Ueberlieferung so mit Empfindung sättigte, wie unsere westfälischen Externsteine mit der Kreuzabnahme. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden dann in der Kirche zu Wechselburg und an der goldenen Pforte von Freiberg Werke geschaffen, welche Gemüthsausdruck und Naturstudium voranstellen, aber durch den Hinblick auf die

antike Ueberlieferung Maß und Klarheit gewonnen haben. Die Kreuzigung Christi dort, die ehrwürdig ernsten, die jugendlich holden Gestalten hier zeigen, wie die deutsche Seele, das deutsche Volksgesicht der Ausgangspunkt sind und eine plastische Darstellung erlangen, die an der Schwelle der Vollendung zu stehen scheint. Wenn der italienische Künstlerbiograph Vasari von deutschen Bildhauern redet, welche nach Italien nicht um Geldes, sondern um der Kunst willen kamen, so hat er Recht, nur kamen sie nicht, das bezeugen die Werke, um zu lernen, sondern um zu schaffen und zu lehren. Sie helfen das Wunder erklären, daß in Italien aus Verwirrung und Verwilderung plötzlich die Marmorwerke von Nicola Pisano wie eine verfrühte Renaissance hervorragen. Denn er griff mit Entschiedenheit nach den Formen, die das Vorbild der Antike bot, und nicht wie die demüthige Magd des Herrn, sondern in der Selbstherrlichkeit einer Juno lagert sich Maria auf der Darstellung von Jesu Geburt, und wie römische Imperatoren huldigen ihr die Weisen aus Morgenland. Ein Bruch zwischen Form und Inhalt ist hier unleugbar; die Gemüthsinnerlichkeit christlicher Stoffe läßt sich nicht in Zügen ausprägen, welche die Naturkraft ausgedrückt und solche geadelt hatten; aber für alle Folgezeit war die Hoheit, der Schwung, das Ebenmaß dieser Züge in Italien ein Damm gegen schwächliche Sentimentalität, Phantastik und einseitige Naturnachahmung; die Bahn der formalen Schönheit war eingeschlagen und schon der Maler Duccio di Buoninsegna, sowie der Plastiker Giovanni von Pisa wissen Erfindungskraft der Phantasie und religiöses Gefühl in so angemessener Weise auszusprechen, daß sie an den Zeitgenossen Dante erinnern, der mit dem Tiefblick des Gedankens sich auf's Innere und Ewige richtet und mit dem Scharfblick des Auges die Erscheinungswelt so klar anschaut, daß er das Vorbild der großen Maler wird, die wie Giotto für den lebenswahren Ausdruck der Gemüthsbewegungen nur die volksthümliche Formensprache finden, oder wie der Meister vom Triumph des Todes in umfassenden Farbengedichten das Treiben der Welt und die Ruhe und Wonne der Seligen schildern.

Wir haben solchen italienischen Werken im 14. Jahrhundert nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Dort entwickelte sich an den Wänden von Kirchen, Hallen, Sälen in der Malerei der Sinn für das Große in der Auffassung, das Großräumige in der Ausführung mit der Technik des Frescostils, der auf den Ausdruck des Gedankens durch Composition und Zeichnung, auf den Aufbau des Ganzen in frei symmetrischen Gruppen, auf den Rhythmus schwungvoller Linien das Hauptgewicht legt, und es geschah in Hinblick auf die Antike, welche diesseits der Alpen fehlte, wo die völlig entwickelte Gothik der Malerei die Wandflächen entzog, und sie auf die Fenster und damit auf das Colorit, auf die Leuchtkraft und die zusammenklingende Stimmung der Farben, und dann auf das Altarbild verwies, das im kleinen Maßstabe für die Betrachtung in der Nähe eine feine Durchbildung und Ausführung im Einzelnen forderte und dies führte zur Erfindung der Oel-

malerei. Wie in vorbestimmter Harmonie kam die Begabung, die Anlage beider Nationen diesen äußeren Verhältnissen entgegen. In Deutschland herrscht der Wahrheitssinn, die Energie und Schärfe der Charakteristik; das Wohlgefällige wird zunächst nicht um seiner selbst willen gesucht, es stellt sich ein oder versagt sich der knorrigen Kraft, dem realistischen Eifer für die Wirklichkeit; dafür entschädigt und erquickt uns der Reichthum frischer Erfindung und individuellen Lebens, in schlichter Naturtreue. Der Schönheitssinn, das Gefühl für ein wohlabgewogenes Ganze, dem alles Besondere und Eigenartige sich unterordnet, waltet in Italien; Ebenmaß, Anmuth der Bewegung, edle Form, Wohllaut der Farben wird oft auf Kosten des individuell Charakteristischen angestrebt, das plastische Element wirkt in der Malerei fort, weit mehr als in Deutschland, die italienische Weise ist idealistischer, die deutsche realistischer.

Gerade dieser Realismus, die lebendige Auffassung der Wirklichkeit, die naturwahre Darstellung des persönlich Charakteristischen, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen wie die landschaftliche Umgebung, in Feinheit und Schärfe der Zeichnung wie in der Farbe bewundernswerth, kommt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei den Niederländern zum Durchbruch, Hubert van Eyck und seine Schule, Rogier van Weyden und Memling wirkten nun auch auf Italien hinüber, wo ein verwandter Geist in Masaccio erwacht war. So finden wir Rogier von Weyden 1449 in Italien nicht sowohl um dort zu lernen, sondern um dort mit seinen Arbeiten zu glänzen und Einfluß zu üben. Hugo van der Goes malt der Familie Portinari einen Altar für die Santa Marianuova in Florenz, Justus von Gent schmückt den Altar von St. Agatha zu Urbino mit einem Abendmahl und die Bibliothek des herzoglichen Palastes mit Porträtbildern von Denkern und Dichtern, nach denen der junge Rafael zeichnete. Ein Deutscher, Giovanni d'Allemagna hatte auf die Schule von Murano Einfluß gewonnen, welche die Zartheit der Empfindung und Farbe mit Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung verband; auf mehreren Bildern, wie namentlich einer Madonna mit vier Kirchenvätern in der akademischen Galerie zu Venedig wird der Name Giovanni d'Allemagna mit und vor Antonio da Murano genannt. Antonello von Messina aber reist nach Flandern, lernt dort die Oelmalerei und verpflanzt sie nach Venedig, wo nun der Malerei das Auge aufgeht für den klaren Halbschatten und die sonnigen Reflexe, die dort im Wettkampf des blauen Himmels und den lichtbeglänzten Wellen das Entzücken der Künstler sind, — und dieser Farbenzauber wird durch die neue Malweise erreichbar.

Der klare gesunde Lebensblick, vereint mit dem Studium des wiedererweckten Alterthums, führt nun in Italien zur Kunst der Renaissance; Italien wird hier tonangebend zunächst in der Architektur durch die Verwerthung der antiken Formen des Säulen- und Architravbaues wie der Ornamentik für die Zwecke des eigenen Daseins zunächst im weltlichen Bau, dann auch im kirchlichen. Die Ruinen der Vorzeit hatte man vor Augen,

mit den Büchern erstanden die Statuen, die Reliefs aus der Verborgenheit im Schoos der Erde. Am Anfang des 16. Jahrhunderts hat Italien seine Blüthe der Malerei durch Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, dann durch Tizian und Correggio in jener weltgiltigen Herrlichkeit, die sie der griechischen Plastik in den Tagen von Perikles und Alexander, von Phidias, Praxiteles, Lysippos ebenbürtig erscheinen läßt. Jene Meister ziehen zunächst die Niederländer in ihren Kreis, also daß viele derselben die heimische Art aufgeben und die italienische Weise nachahmen, ohne sie entfernt zu erreichen. Oberdeutsche Künstler bleiben dem eigenen Wesen treu, bilden es aber im Wetteifer mit den Italienern aus, und dürften darum ihnen an die Seite treten, wie Holbein, Vater und Sohn, wie Albrecht Dürer; vornehmlich durch Mantegna lernen sie die Antike kennen, und durch Verwendung der Renaissanceformen auf ihren Gemälden, in ihren Ornamentzeichnungen regen sie auch die Baukunst an, auf gleicher Bahn zu gehen. Die Composition ihrer Meisterwerke — wie der Sebastianaltar, des älteren, der Triumph der Armuth und des Reichthums vom jüngeren Holbein, Dürers Rosenkranzfest, Himmelfahrt Marias und Dreifaltigkeit — zeigt nun ein so entwickeltes Raumgefühl, eine so treffliche Verschmelzung von architektonischer Symmetrie und freier Entfaltung der Persönlichkeiten, daß wir die Schule Italiens wahrnehmen, aber die Eigenart der Deutschen wird nicht geopfert, es bleibt der Wahrheitssinn, der sittliche Ernst, die individuelle Charakteristik statt der idealen Typen, statt der humanistischen Sinnenfreudigkeit. Vom Banne der Scholastik sind die Geister frei geworden, aber in Italien durch die neuplatonische Philosophie, in Deutschland durch die kirchliche Reformation, dort mehr durch Geistesbildung, hier mehr durch die Empörung des Gewissens gegen die Veräußerlichung der Religion in Ceremonien und Ablaßkram. Im Anschluß an Platon war ein ethischer Theismus das Glaubensbekenntniß der italienischen Meister geworden, im Anschluß an Luther hielten sich die Deutschen an die sittlichen Wahrheiten des reinen Bibelworts. Rafael malt im Gemach des Papstes die Weisen Griechenlands gegenüber den Kirchenvätern, den Parnaß, Apoll mit den Musen, zur Seite des christlichen Himmels mit Jesus und Heiligen des alten und neuen Bundes. Holbein eifert mit seinen Holzschnitten gegen Tetzel, Dürer stellt seine gewaltigen Apostel zu Wächtern der einfachen Heilwahrheit, wie das Evangelium sie verkündet hat.

Der große Papst Julius II. zog Michel Angelo und Rafael in seine Nähe, um die Sixtinische Capelle und die Gemächer des Vaticans durch sie aufs Herrlichste schmücken zu lassen. In umfassenden cyklischen Werken konnten sie ihren Geist offenbaren, in erhabenen und anmuthigen Gestalten ihren Schönheitssinn. Da stand eine ganze Wand für Rafael offen, um das religiöse Leben darzustellen, wo über den Anbetenden, Forschenden, Streitenden auf Erden der Himmel sich aufthut und Christus in der Glorie inmitten der Seinen erscheint. Einen ähnlichen reichen Inhalt führte Dürer für einen ehrsamen Rothgießer seiner Vaterstadt auf einer Holztafel aus: Umgeben von

Engeln und Heiligen hält Gottvater Christus den Gekreuzigten vor sich; dessen Tod hat das Feuer der Liebe entzündet; und die versöhnte Menschheit schwebt als das Reich des heiligen Geistes zu ihm empor, in ihren Lebensaltern, Geschlechtern, Berufskreisen durch kräftige und liebliche Persönlichkeiten veranschaulicht, Dürer selbst mit seinem Freund Pirkheimer unter ihnen. Der Kaiser Max ließ sich von Dürer ein Wappen stechen, ein Gebetbuch mit Randzeichnungen verzieren, einen Triumphwagen und eine Siegespforte entwerfen, aber nicht um im Großen ausgeführt und mit Plastik und Malerei geschmückt, sondern um durch den Holzschnitt vervielfältigt zu werden.

Und hier begegnet uns der Ersatz, den unsere Meister sich für das ihnen Versagte schufen, so glücklich und so im Einklang mit ihrem innersten Wesen, daß wir nicht länger darüber klagen wollen, wenn ihnen die großen Räume für einige monumentale Werke nicht gewährt wurden. Sie wußten dennoch die Kunst zu einem Gemeingute zu machen, indem sie dieselbe in das deutsche Haus einführten durch ihre Kupferstiche und Holzschnitte. Sie componirten für solche Vervielfältigung, und wie sie an Erfindungskraft der Phantasie und an Energie der Charakteristik keinem Italiener nachstehen, so brauchen sie nun nicht in der malerischen Vollendung zur Harmonie der Schönheit mit ihnen als den Schwächeren zu wetteifern, so können sie ihre eigenthümliche Stärke in der Zeichnung walten lassen und durch die Deutlichkeit der Motive wie durch die Innigkeit der Empfindung verständlich zu ihrem Volke sprechen. Das Phantastische in Dürers Geist kann sich in den Bildern zur Offenbarung Johannis durch diese saftig derben Striche des Holzschnittes wie im Gebetbuch des Kaisers durch diese fein gezogenen Linien frei entfalten; es kann der tiefsinnige Humor und die schneidige Ironie in Holbeins Todtentänzen, das dämonische Gerippe des Sensenmanns in die mannigfaltigen Lebenserscheinungen hineinstellen, ohne daß durch realistisch farbige Ausführung solche Gebilde der Einbildungskraft in Widerspruch mit ihrer eigenen Natur gesetzt würden. Wir vermissen die Farbe nicht, wenn Dürer mittels der feingeschwungenen Linien des Kupferstiches uns den Einblick in sein Künstlergemüth erschließt, in seiner Melancholie uns den unbefriedigten faustischen Drang nach dem Unendlichen und das Ungenügende der irdischen Dinge, in seinem Hieronymus die reingestimmte Innerlichkeit der in sich befriedigten, gotterfüllten Seele, in seinem Reformationsritter zwischen Tod und Teufel den festen Muth des sittlichen Willens, das Ritterthum des Geistes zeigt.

Holbein hat vornehmlich das alte, Dürer das neue Testament sich erkoren. Im Leben der Maria, in der Kindheit Jesu schildert dieser das Glück und den Segen des Familienlebens, ganz im Anschluß an das deutsche Haus, mit idyllischer Anmuth; in den Passionsbildern tritt bald die epische Veranschaulichung aller Momente derselben, bald die lyrische Empfindung einzelner Scenen, bald der gewaltige Conflict des Guten und Bösen in drama=

tischen Compositionen uns entgegen. Und hiermit hat er selbst auf die italienische Kunst maßgebend eingewirkt. Dürer war 1505—1507 zum zweitenmal in Venedig, bereits ein fertiger Meister, während er früher als wandernder Gesell dort gelernt hatte. Ich meinerseits spüre im Rosenkranzfest einen Hauch der dortigen künstlerischen Luft, und nicht blos das warme harmonische Colorit, auch die musicirenden Engel im Vordergrund erinnern an Giovanni Bellini; und andererseits gemahnt die dramatische Spannung, wie der bis in die Hände sich erstreckende Contrast zwischen Christus und dem Pharisäer, auf Tizians wunderbarem Jugendwerke, dem Zinsgroschen, an Dürers Nähe. Das stand mir fest, noch ehe ich die Anekdote kannte, die den Italiener sagen läßt: er wolle den Deutschen selbst im Umkreis seiner Stärke schlagen. Vasari aber berichtet, daß Dürer in Venedig Klage erhoben gegen Marc Anton Raimondi, den berühmtesten Kupferstecher Italiens, daß derselbe ihm seine Blätter nachsteche und dabei sogar das Dürer'sche Monogramm beisetze; der Rath Venedigs habe zwar die Nachbildung nicht verwehrt, aber die Beibehaltung des Monogramms untersagt. In der That zeigt die Wiederholung Dürer'scher Holzschnitte aus dem Leben Marias im italienischen Kupferstich sein Namenszeichen, das dann aber auf den Nachstichen der Passion fehlt. Als Erfinder, wie als ausführender Stecher war also der deutsche Meister tonangebend.

Von Michel Angelo wissen wir, daß er in jungen Jahren nach Kupferstichen Schongauers gezeichnet; von Dürer wissen wir, daß er mit Rafael künstlerische Geschenke beiderseitiger Arbeiten tauschte. Nun besitzen wir in Dürers großer Passion einen Holzschnitt des kreuztragenden Christus, von welchem es mir nicht zweifelhaft ist, daß er die Grundlage für eines der herrlichsten Oelgemälde Rafaels bildet, das unter dem Namen Spasimo di Sicilia (Todesangst, Todesgang in Sicilien) berühmt ist; für Sicilien war es nämlich bestimmt, kam aber nach Madrid. Der glückliche Gedanke der Composition, daß der Zug aus der Stadt kommt und eben eine Wendung nach Golgatha macht, so daß wir auf diese Weise einen Blick auf seine Ausdehnung auch im überhöhten Bilde gewinnen, und der unter dem Kreuz niedergesunkene Heiland, dem Beschauer zugekehrt, ungesucht als der Mittelpunkt des Ganzen erscheint — das ist Dürers Eigenthum. Deutlich tritt in Haltung und Geberde jedes Einzelne hervor, was der Meister sagen will; Rafael hat auch das nicht übertroffen, sondern vielfach beibehalten. Aber er hat das Ganze rhythmischer entfaltet, klarer geordnet. Bei Dürer kniet Veronika mit dem Schweißtuch neben Christus. Dies Legendarische hat Rafael zur Seite und zurückgeschoben und der Mutter ihre Stelle neben dem Sohn gegeben. Gleich ihm in die Kniee gesunken breitet Maria die Arme nach ihm aus, und die Frauen sammt Johannes sind in einer ebenmäßigen Gruppe mit ihr beschäftigt und zugleich auf den Heiland bezogen. Bei Dürer sind Johannes und Maria durch Simon von Kyrene, der Jesu das Kreuz abnehmen will, von ihm getrennt, jedoch höchst ausdrucksvoll

gezeichnet; mit über der Brust gefalteten Händen folgt sie dem Schmerzensgange des Sohnes. Bei Dürer steht der Veronika der eine Kriegsknecht gegenüber, der Jesum am Stricke emporreißen will; auch Rafael läßt uns seinen Rücken sehen, giebt ihm aber eine heftigere Bewegung des muskelstarken Körpers, durch die er das Auge befriedigt, während das rohe Gesicht noch weniger als bei Dürer zum Vorschein kommt. Und wie Rafael auf der einen Seite die Gruppe der Theilnehmenden zusammenfügte, so gesellt er nun auf der anderen dem Kriegsknecht mit dem Strick den mit der Lanze und den Simon von Kyrene. So gewinnen wir in klarer Ordnung ein Gleichgewicht der Contraste. Auch tritt die Wendung des Zugs durch den Reiter mit der Fahne noch deutlicher hervor, und ihm gegenüber sind Römer und Juden bestimmter unterschieden. Bei Dürer mehr malerisches Gedränge, bei Rafael ein Nachklang der Ordnung und Entfaltung der Gestalten auf antike Reliefs. Der Gedanke der Composition und die ausdrucksvolle Charakteristik war das Werk des Deutschen: seine Erfindung hat der Italiener zu ebenmäßiger Vollendung durchgebildet, die Kraft zur Schönheit rein aufblühen lassen*).

Für die deutschen Meister wie für das deutsche Volk ist in der Reformationszeit die Passion der Mittelpunkt des religiösen Lebens wie der religiösen Kunst. Die Italiener feiern dafür die Himmelfahrt Marias und lassen sie selbst im Himmel das Kind auf dem Arme haben, wie Dürer dort den Gekreuzigten einführt. Ihnen ist das Göttliche selig heiter. So ist das Christusideal selbst für Michel Angelo nicht der am Kreuz Leidende, sondern der Lebensfürst, der Sieger über den Tod, dessen nackte plastische Gestalt voll apollinischer Jugendschönheit das Kreuz zur Rechten hat; so ist Cima's da Conegliano, Bellinis und Tizians Christus der Lehrende, Geistesklare; ja Paolo Veronese setzt ihn am liebsten zu Tisch als Genossen venetianischer Festfreude, so malt Leonardo da Vinci oder Luini den Heiland fast jungfräulich zart unter den Schriftgelehrten, und selbst beim Abendmahle spielt um den Ausdruck des Seelenadels und der hingebenden Liebe nur ein leiser Zug von Wehmuth. So ist Rafaels Streben auf den Verklärten gerichtet, mag er uns auf dem ersten Meisterwerke der vatikanischen Wandgemälde voll milder Hoheit in der himmlischen Glorie erscheinen, oder als der Auferstandene, der das bittere Leid vergessen und die ursprüngliche Natur voll Milde und ruhiger Hoheit wiedergewonnen hat, auf dem Teppichbilde der Sixtina dem Petrus die Schlüssel überreichend, oder endlich vor dem entzückten Auge der Jünger und über die Noth und Hilfsbedürftigkeit der Erde zwischen Moses und Elias emporschwebend, majestätisch, in eigener Begeisterung die Seligkeit der liebevollen Einigung mit Gott ausstrahlend, — das letzte Meisterwerk, das am Todtenbette Rafaels stand.

*) In dem Bilderatlas zum Conversationslexikon von Brockhaus habe ich (Plastik und Malerei Blatt 21) die hier besprochenen Compositionen in einem Stiche von Merz nebeneinander stellen lassen und erläutert.

Dürer zeichnete seinen leidenden Christus nicht blos auf den vielen Scenen der Passion, er setzte ihn auch als Titelbild dornengekrönt auf einen Stein, schmerzdurchdrungen, fortleidend in einer Welt, die ihn verleugnet, sich nicht erlösen läßt, seinem Vorgange nicht nachfolgt, das göttliche Ebenbild durch die Ueberwindung der Selbstsucht in thätiger Liebe immer nicht herstellt. Er bildete in Federzeichnung, Kupferstich und Holzschnitt das Haupt voll Blut und Wunden, das dornengekrönte, und zwar zuletzt von solcher Mächtigkeit, daß ich ihm nur die Zeusbüste von Otricoli an die Seite setzen kann, in welcher auf der Grundlage des von Phidias geschaffenen Idealtypus ein späterer Plastiker die Anlage des Schreckengewaltigen noch stärker betont, aber durch den Ausdruck des gnädigen Lächelns gemildert, und durch die Lösung dieser Gegensätze wie in einem Accord sichtbar gemacht, daß die höchste Macht zugleich die höchste Güte ist. Wir glauben bei dem Blick auf die Büste und auf den Holzschnitt zu erkennen, daß das Christusideal aus antiken Götterbildern sich entwickelt hat; aber statt der sinnlichen Schönheit waltet bei Dürern die geistige vor. Die Stirn ist schmerzlich durchfurcht, die Haut unter den Brauen abwärts tief gesenkt, der Mund wie zur Wehklage geöffnet, aber in all diesem Ausdruck des Leides steht der Held vor uns, der es überwindet, stark genug, um Schmerz und Tod zu tragen und sich und uns über sie zu erheben; solche Ruhe, solche Unerschütterlichkeit des innern Wesens liegt der Gemüthsbewegung zu Grunde. Etwas Aehnliches hat Bach in der Passionsmusik durch die Kunst der Töne dargestellt.

Dürer bekennt sich selbst zur Wahrheit der Natur, zu einer Kunstansicht realistischer Art. „Gehe nicht von der Natur in Deinem Bedünken, daß Du wollest meinen, das Bessere Dir selbst zu finden; denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Kein Mensch kann aus eignem Sinn ein besseres Bild machen, als es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat, es sei denn daß er durch viel Nachbilden sein Gemüth erst vollgefaßt habe; das ist dann nicht mehr Eignes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Creatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges". Dagegen bekennen sich die Italiener zum formschöpferischen Idealismus. Michel Angelo nennt in seinen Sonetten die Schönheit den Stern, der ihm zu seinem Beruf ins Leben geleuchtet, und erklärt es für thöricht, sie in das Sinnliche zu setzen, da sie dem Geist die Schwinge zum Göttlichen verleihe, so schaue er das Ewige im Irdischen und erhebe sich zur Urgestalt der Dinge; die gilt es nachzubilden. Innerhalb desselben Platonismus schreibt Rafael in seiner naiven Weise an den Grafen Castiglio: „Da schöne Weiber und gute Beurtheiler selten sind, bediene ich mich einer gewissen Idee, die mir vorschwebt; ob diese einigen Kunstwerth in sich hat, weiß ich

nicht, aber ich bemühe mich darum". Wie indeß die Italiener durch fortwährendes Naturstudium ihre innern Anschauungen lebensfähig und lebenswirklich machten, das Ideal individualisirten, so erhöhten Dürer und Holbein das Individuelle in sein Ideal; indem die Fülle der äußeren Anschauungen in ihrem Gemüth versammelt, geeinigt und vom sittlichen Geiste beseelt ward.

Als eine unmittelbare göttliche Eingebung steht Rafaels sixtinische Madonna vor uns; der Vorhang des Allerheiligsten ist aufgethan und wir sehen ein ganz ideales Gemälde, erfreuend und erhebend zugleich:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick!

Das Verhältniß der Menschheit zu Gott, dieser allgemeine Gedanke, hat sinnliche Gegenwart gewonnen. Wie Dantes Beatrice als die in Gott eingegangene Seele dessen Gnade und Wahrheit dem Dichter offenbart, so ist Maria das Ideal der Seele selber, verklärt durch das Göttliche, das sie rein in sich aufgenommen, das sie hier in Gestalt des Christusknaben auf dem Arme trägt. Und dieser ist nicht das spielend heitre Kind, sondern voll gedankentiefen Ernstes und mit einer Machtvollkommenheit ausgestattet, die in ihm den Weltrichter und Weltüberwinder ahnen läßt. Das ist die Kindlichkeit des gereiften Geistes, zu welcher wir durch die Wiedergeburt gelangen sollen, um in das Gottesreich einzugehen; dem Ideal des verklärten Christus hat hier Rafael das des kindlichen an die Seite gestellt, unnachahmlich, wunderbar. In Sixtus sehen wir den Mann, der nach allem Denken und Ringen das letzte Wort des Welträthsels doch nur in Gott finden und in vertrauensvoller Hingabe des Herzens es sich erringen kann, während Barbara das jungfräuliche Gemüth darstellt, welches die Wahrheit gläubig hinnimmt und dadurch sich beglückt fühlt, die Engelknaben aber die Kindesunschuld veranschaulichen, die noch ungetrübte Natur im Einklang mit dem Guten. So ist das Ganze ein Bild von der Weihe des Lebens durch die Religion, durch Christus, in welchem sie persönlich geworden und wir die Kindschaft gewonnen haben. Jede Gestalt ist in ihrer Individualität für sich schön, und doch sind alle dem Rhythmus der Linien eingegliedert, welcher eine höhere Ordnung der Dinge bezeichnet, alle Einzelnen als ein untrennbares Ganzes erscheinen läßt, in welchem ein Ton den andern fordert, steigert, zur Harmonie mit allen verschmilzt. Ganz organisch erwächst das Bild, wie über Knospen zwei Blätter emporsprießen und zwischen ihnen die Blüthe aufstrahlt.

Gemahnt uns Rafaels Werk wie eine freie Dichtung, die künstlerische Versinnlichung einer Idee, und bewundern wir die schwungvoll leichten Züge in der Pinselführung seiner Meisterhand, so bestaunen wir nicht minder auf dem bekannten Gemälde von Holbein die Treue, mit welcher dieser sich an die Wirklichkeit anschließt und zunächst das Aeußere der Erscheinung mit dem eingehendsten Naturstudium und dem emsigsten Fleiß nachbildet; von

der Krone Marias bis zum Teppich zu ihren Füßen sind Gold, Edelsteine, Perlen, die Zeichnung der Leinwandstickerei und das wollene Gewebe mit größter Bestimmtheit und doch so behandelt, daß dieses Beiwerk sich nicht selbstgefällig vordrängt; es ist da wie in der Natur, wo wir es finden, wenn wir die Aufmerksamkeit darauf richten, vom Menschen auf das Kleid, vom Ganzen auf das Besondere hinblicken, dem es sich bescheiden unterordnet. Für Holbein war ferner das Porträt, war die Familie des Baseler Bürgermeisters Mayer zum Hasen der Ausgangspunkt, statt der Engel waren dessen Kinder, statt der Barbara seine beiden Frauen, die verstorbene und die lebende, sammt der Tochter in der schwerfälligen Kirchgangstracht ihres Ortes und ihrer Zeit, statt Sixtus der Gatte und Vater selbst gegeben; ihre Züge mußte er treu festhalten; was er als Künstler thun konnte, bestand darin, daß er die Familie zu zwei contrastirend einander entsprechenden Gruppen der männlichen und weiblichen Gestalten ordnete und in ihrer Mitte die Maria mit dem Kinde erscheinen ließ. Ein edles deutsches Frauenbild wird er wohl hier „aus dem heimlich gesammelten Schatze seines Herzens hervorgeholt“, dessen Züge beibehalten, die Individualität zu einem Ideal blonder germanischer Weiblichkeit erhöht haben. So erscheint sie auf dem Dresdener Exemplar, auf dem Darmstädter sind die Züge strenger, die Augenbrauen dunkler, die Nase größer, aber ihr Gesicht wie das des Kindes und des Bürgermeisters ist übermalt, und so wissen wir nicht, ob der frischere, lächelnde Ausdruck des Knäbleins auf ihrem Arm nicht einzig auf Rechnung der Restauration kommt, und es bleibt mit den schmächtigen Formen und der leidenden Miene desselben auf dem Dresdener Bilde immer noch das Problem bestehen, ob Holbein wirklich ein unpassendes Kindermodell zu dem Jesusknaben genommen und knechtisch treu copirt, oder ob er mit berechtigtem Realismus das kranke Kind des Bürgermeisters der Maria in den Arm und ans Herz gelegt, sei es, daß sie das sterbende zu sich genommen, sei es, daß sie ihm Genesung verliehen und wir dann vielleicht dasselbe Kind in gesunder Fülle heranwachsend zu ihren Füßen erblicken. Auf dem Darmstädter Gemälde sind zweifellos die Familienbildnisse sammt dem Beiwerk vorzüglicher, und die Originalität ist auch dadurch bezeugt, daß man noch gewahrt, wie anfänglich das Haar des knieenden Mädchens so niederhing, wie eine erhaltene Zeichnung Holbeins es zeigt, dann aber aufgebunden und mit einer Krone geschmückt ward; die Züge sind auf dem Dresdener Bild derselben Zeichnung viel ähnlicher, indeß die genaue Besichtigung des Darmstädter Exemplars läßt auch hier eine das Profil verschönernde Uebermalung erkennen. Bekanntlich ist die Architektur auf dem Dresdener Bilde geschmackvoll erhöht und das Ganze schlanker gehalten, so daß das ursprüngliche neben ihm etwas gedrückt erscheint, dafür aber das Haupt Marias besser in der es umgebenden Muschelnische die Mitte füllt. Fest steht die Originalität des Darmstädter Bildes, aber auch seine theilweise Uebermalung, welcher gegenüber die Dresdener Wiederholung das Ursprüngliche erkennen läßt; fest steht die vorzüglichere

Durchführung der unteren Partien auf dem ersten, die holdere Anmuth Marias auf dem zweiten Werke. Hat Holbein selber beim späteren Aufenthalt in Basel das Ganze neu aufgezeichnet, die Madonna ausgeführt, die Bildnisse des Beiwerks tüchtigen Schülern überlassen? Sollte vielleicht das inzwischen verheirathete Mädchen eine Copie des herrlichen Familienbildes als beste Ausstattung mit in's eigene Haus nehmen? Denn ein Familienbild edelster Art haben wir im Meisterwerke Holbeins. Er führt uns nicht wie Rafaels Schöpfung in den Himmel der Idee, er bleibt mit uns auf der Erde, aber er knüpft das Zeitliche an das Ewige, er bringt uns das Göttliche menschlich nah, er läßt es in das deutsche Haus eintreten und die Familie sich zum Heiligthume weihen. Was ihm an idealer Schönheit abgeht, das ersetzt er durch Naturtreue und durch die Innigkeit der Empfindung, die uns namentlich auch dadurch so anheimelnd anspricht, daß das Kind sein Köpfchen auf die Brust der Mutter legt, während sie ihre Wange zu ihm niederneigt. Wir haben keinen Anhaltspunkt, daß Rafael und Holbein so oder so aufeinander eingewirkt, aber die freie Symmetrie im pyramidalen Aufbau des deutschen Werkes und die Zeichnung der Architektur zeigt uns den Einfluß italienischer Renaissance. Solcher brachten die deutschen Meister der Reformationszeit ihre Eigenart nicht zum Opfer, allein das Studium derselben führte sie zu jener einfachen Größe, zu jenem schwungvollen Wurf statt der älteren knittrigen Falten, wie wir Beides an Dürers Aposteln bewundern, die sich Michel Angelos Propheten zur Seite stellen. Holbeins Entwürfe für's Kunsthandwerk, die Ornamentzeichnungen von Dürers Schülern, namentlich von Aldegrever verwerthen die italienischen Renaissanceformen mit dem deutschen Sinn für das ausdrucksvoll Charakteristische phantasievoll und mit naturalistischer Frische, so daß sie auch hier eigenthümlich Erfreuliches schaffen.

Dagegen wanderten nun im 16. Jahrhundert die Niederländer nach Italien, um zu lernen, und legten die allerdings überlebte Darstellungsweise der älteren Schule ab, ohne indeß an Geist und Schönheit mit den Vorbildern wetteifern zu können. Bei den Mabuse, Schoreel, Franz Floris, Otto van Veen gewahrt man nur zu sehr, wie ihre Formen nicht aus der Natur des Stoffes und der eigenen Empfindung erwachsen, nicht das selbstgesetzte Maß eigner innerer Bildungskraft sind, sondern als eine wohlgefällige Schablone gehandhabt und äußerlich übertragen werden. Dann aber kam der Genius von Rubens, hielt sich wieder an die Natur und gab mit feuriger Seele der Fülle des drangvoll, dramatisch bewegten Lebens einen echt malerischen Ausdruck. Aber wenn die Anschauung der Wirklichkeit in den Niederlanden ihn zum Derben und üppig Ueberschwellenden führt, so ist auf seinen herrlichsten Schöpfungeu unter dem Nachklang Italiens die nordische Kraft zu harmonischer Schönheit in Form und Farbe gemäßigt, wie bei der Kreuzabnahme und dem Ildefonso-Altar. Während in Italien die Eklektiker und die Naturalisten einander befehdeten, weil den Einen der frische Blick in die Wirklichkeit, den

Andern die künstlerische Auffassung und der Adel der Schönheit fehlte, erhob sich Rubens über Beide, weil er das Gute und Rechte vereinte, was sie getrennt besaßen. Seiner Spur folgte van Dyck. Beide waren realistischer, weltlicher als die großen Maler der italienischen Renaissance, sie erweiterten das Stoffgebiet der Geschichte, des Genres, der Thier- und Landschaftsmalerei.

Als unsere deutsche Kunst nach zweihundertjährigem Verfall sich wieder aufrichten wollte, da waren es neben den antiken Marmorwerken die italienischen Gemälde in der Dresdener Gallerie, die den armen Schustersohn der nordischen Stadt Stendal zum Priester der Schönheit weihten; Winckelmann ward in Rom der Führer Europas zum Griechenthum und zu seiner Plastik. Carstens erwuchs durch sie wie durch Michel Angelo und Rafael in Rom zum Reformator deutscher Kunst. Goethe ging über die Alpen, um für seine Iphigenia, seinen Tasso die classische vollendete Form zu finden, die dann auch die deutschen Stoffe in Faust, in Hermann und Dorothea sich anbildeten. Als Cornelius selber wie ein junger germanischer Recke in seinen ersten Zeichnungen zum Faust, zu den Nibelungen mit Dürer'scher Kraft wetteiferte, aber auch Schroffheiten und Uebertreibungen nicht vermied, da schrieb ihm Goethe: „Indem Sie Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen, so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welche die trefflichsten Anlagen sich in ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen". Und Cornelius folgte dem Rath; seine Darstellung der griechischen Götter- und Heldensagen in der Glyptothek beweist, wie er Rafaels vaticanische Wandgemälde in sein deutsches Herz aufgenommen, seine apokalyptischen Reiter bekunden, wie ihn die Anschauung Michel Angelos über den Entwurf des jugendlichen Dürer hinaus zur überwältigenden Erhabenheit geführt; mit deutschem Wahrheitssinn hat er nach der Großheit und formalen Schönheit der Antike und Italiens getrachtet. Gedenken wir des ästhetischen Sinnes der vornehmlich auf Anschauung gestellten Griechen, wie sie den Menschen nicht gleich uns und den Indiern (manushar von: man denke) als den Denker, sondern als den Aufgerichteten, das Antlitz nach oben Wendenden (ἄνθρωπος) bezeichneten und in den Eleusinischen Mysterien sich durch den Anblick von Natursymbolen und den Eindruck eines wohlgeordneten Kunstganzen die beseligende Gewißheit des ewigen seligen Lebens gewannen; — gedenken wir, wie die Römer durch die klare scharfe Bestimmtheit der Rechtsnormen sowohl im Verkehr wie in der richtigen Schätzung der Dinge classisch geworden sind, und sehen wir in den Italienern die Nachkommen und Erben der antiken Cultur, während die Germanen das Weltalter des Gemüths in der Menschheit zur Geltung brachten und durch Tiefe des Empfindens und Denkens zunächst in der eigenen Innerlichkeit leben: so wird uns offenbar, wie von dem Unvergänglichen, das uns nach Goethe's Ausspruch die Gunst der Muse gewährt, der Gehalt im Busen mehr deutsch, die Form im Geiste mehr italienisch ist, daß

aber durch ein Zusammenwirken beider Elemente das Schöne verwirklicht wird.

Freuen wir uns, daß Italien und Deutschland aufgehört haben, geographische Begriffe zu sein, daß wir uns bundesstaatlich geeinigt, daß unsere Siege den Weg zur Vollendung des Nationalstaats in Italien gebahnt haben! Uns bleibt die gemeinsame Arbeit der geistigen Befreiung, der sittlich humanen Bildung, wie die Behauptung und fortschreitende Ausgestaltung der politischen Organisation. Möge sich diese Arbeit in gegenseitiger freundschaftlicher Handreichung vollziehen, und wir dürfen auf dem so gewonnenen Boden in freudig wetteifernder Wechselwirkung auch auf neue Blüthen der Schönheit hoffen.

Der amerikanische Socialismus und Communismus.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

Während Europa seit fast hundert Jahren bald mit ernsten Forschungen, bald mit Sorgen oder Klage über das, was wir die sociale Frage nennen, die Geister erfüllt, hat seit der Hälfte dieser Zeit, fast genau seit fünfzig Jahren, Amerika diese Frage in sein Leben wirthschaftlich wie rechtlich aufgenommen. Während in Europa jeder Schritt derselben mit Streit und Zank, ja mit Blut gesättigt ist, hat Amerika in voller Unbefangenheit den Communismus und Socialismus fünf Jahrzehnte hindurch gewähren lassen. Während Europa vergeblich versucht hat, die Gefahr, welche es in jenen Theorien ahnt, zu bekämpfen, hat Amerika der praktischen Verwirklichung desselben, kühl bis ans Herz hinan, zugeschaut, ihr Entstehen sogar zum Theil gefördert, und von ihrem successiven Untergang keine Notiz genommen. So wenig Notiz genommen, daß die gesammte socialistische Literatur und selbst die ehrlichen Socialisten seit jener ganzen Zeit, dieser ihnen doch so nahe stehenden Erscheinung nicht mit einem einzigen Worte erwähnt haben. Auch wir würden die letzteren kaum hier unseren Lesern vorführen, wenn die wachsende äußere und innere Verbindung Amerikas mit seiner alten Heimath, der geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung Europas es nicht werthvoll erscheinen ließe, in den Kreis der socialen Lehren und Redensarten einmal eine Reihe ganz eminenter socialer Versuche und Thatsachen hinein zu führen. Es lohnt sich in unserer Zeit schon der Mühe, der socialen Bewegung Europas der endlosen Frage nach Wesen und Werth des Socialismus die Antwort entgegenzuhalten, welche das freie und reiche Amerika auf dieselbe gegeben hat. Sie lautet mit mehr als hundert, durch keine Gesetzgebung oder Polizei beirrten Versuchen dahin, daß jede auf communistischen und socialistischen Principien errichtete Gemeinschaft geradezu *lebensunfähig* ist.

Das ist das Resultat der kurzen Geschichte, welche wir nach den besten Quellen unseren Lesern in den folgenden Blättern vorlegen. Und das ist auch der Grund, weshalb die gesammte europäisch sociale und socialdemokratische Literatur grundsätzlich niemals auch nur mit einem Worte des vollkommen freien, fünfzig Jahre hindurch immer auf's Neue versuchten, jetzt so gut als gänzlich verschwundenen amerikanischen Socialismus zu erwähnen den Muth oder die Wahrhaftigkeit hatte.

Wenn aber unsere Darstellung die Vertreter jener Theorien dazu bringen sollte, nunmehr sich über jene doch so maßgebenden Erscheinungen zu äußern, so dürfen wir schon hier die Antwort bezeichnen, die sie nach menschlicher Berechnung zunächst geben werden.

Sie werden sagen, dieser amerikanische Communismus und Socialismus sei kein wahrer Socialismus und Communismus.

Sie werden indessen das nicht dadurch behaupten können, daß sie sagen, man habe es dort nicht richtig angefangen. Denn sie werden umsonst den Thatsachen gegenüber leugnen wollen, daß alle nur denkbaren Formen communistischer und socialistischer Gesellschaften dort unter dem Schutze absoluter Freiheit und des allgemeinsten Stimmrechts, das die Welt kennt, versucht und dennoch untergegangen sind.

Sie werden ferner dies auch dadurch nicht behaupten können, daß sie sagen, der amerikanische Communismus und Socialismus habe nicht alle Principien des europäischen vertreten. Denn alle diese Principien, die Lehre von der Aufhebung des Eigenthums, die Lehre von der vollen Erwerbsgemeinschaft, die Lehre von der Ehelosigkeit, die Lehre von der Kindergemeinschaft, die Lehre von der Güterlosigkeit nach den Glaubensartikeln der Bibel, ja die Lehre von der absoluten Glaubenslosigkeit — sie sind alle dagewesen, sie sind noch alle da, und kein Mensch hindert den Communisten daran, wieder sie zu predigen wo und wie er will, noch auch sie praktisch in's Werk zu setzen.

Nur Eines ist allerdings nicht da — das ist das Princip der Aufhetzung der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden, und der rohe Gedanke, mit den Waffen in der Hand die Principien der Eigenthumslosigkeit und den Besitz des Eigenthums einfach zu negiren.

Wird aber ein europäischer ehrlicher Communist wagen, den socialen Krieg als solchen zum Lebensprincip des europäischen Communismus zu erklären und zu behaupten, daß alles das kein wahrer Socialismus sei, was nicht zur Flinte oder zum Petroleum greift?

Ich glaube, unsere Socialdemokraten würden eine solche Zumuthung zum hundertsten Male mit Entrüstung abweisen.

Aber gesetzt, sie nehmen es dennoch — in extremis — an, und gesetzt sie siegten, was dann? Dann müßten sie ja eben nach einem solchen Siege genau dasselbe thun, was der amerikanische Socialismus und Communismus ohne allen Krieg und Sieg wirklich fünfzig Jahre hindurch gethan

hat. Sie müßten eben eigenthums- und ehelose Gemeinschaften errichten, seien es freie Klöster, seien es Phalanstere, seien es communistische Familienhäuser, seien es socialistische Pensionate. Und als dann müßten sie eingestehen, daß sie etwas wollen, was sich bei einem absolut freien Volke als absolut nicht lebensfähig erwiesen hat.

Wir glauben, daß der amerikanische Socialismus der ganzen socialen Bewegung gerade dadurch, daß er keinen einzigen eigenen Gedanken gehabt, aber auch keine einzige Beschränkung erfahren hat, einen unschätzbaren Dienst erweist. Er wird den europäischen Socialdemokraten mit unerbittlicher Gewalt zwingen, endlich einmal, statt nur immer zu reden von dem was er nicht will, klar und wahr zu sagen, was er eigentlich wirklich will. Und wenn derselbe den Muth und den Verstand hat, das zu sagen — Aufhebung des Eigenthums, der Ehe, der Einzelarbeit, anderes, so wird Amerika darauf antworten, daß das alles unpraktische Illusionen sind.

Wir haben in diesem Sinne Amerika für seine socialistische Arbeit offenen Dank zu sagen.

Aber trotz alledem werden wir nicht bei dem stehen bleiben, was wir dort gelernt haben.

Denn trotz alledem giebt es eine sociale Frage, und wird sie ewig geben. Sie wird erst dann, wenn alle jene Gespenster von Gütergemeinschaft und Ehelosigkeit verschwunden sind, in dem lichten Lenze des freien wirklichen Lebens ihre wahre, tiefe Gestalt zeigen.

Erst wenn die sociale Frage sich selbst thörichter Weise nicht mehr zum Gegenstand der Polizei gemacht, wird sie auf ihrem wahren Gebiete anlangen. Sie wird die Verschiedenheit der Menschen als ein organisches Princip, das Eigenthum als die Grundlage der Individualität, die Ehe als eine Nothwendigkeit der sittlichen, die Arbeit als eine Nothwendigkeit der wirthschaftlichen, und das Kapital als eine unabweisbare Consequenz der individuellen Freiheit und ihrer Bethätigung anerkennen. Und dann erst wird sie ihr Gebiet eröffnen, und wird das hohe sociale Princip in den sittlichen und selbst wirthschaftlichen Pflichten des Kapitals gegen den Nichtbesitz, und der höheren Klasse gegen die niedere zu suchen verstehen, und die wahre Geschichte der Gesittung nicht in der Gleichheit und damit in der Aufhebung der Klassen, sondern in der freien, durch die Kraft des Individuums und die Hülfe der Besitzenden gegebenen Klassenbewegung erkennen.

Ich glaube, wir stehen vor dieser Epoche. Der alte Communismus und Socialismus hat seine große negative Function in der Geschichte Europa's vollbracht. Die wahre Idee der Gesellschaft — nein, sagen wir die wahre Aufgabe und Arbeit der Gesellschaft, von Klugheit und Liebe zugleich getragen, wird als Inhalt des zwanzigsten dem Inhalte des neunzehnten Jahrhunderts folgen.

Einen, und nicht unwesentlichen Schritt dafür haben wir Amerika zu danken.

I. Amerika und Europa in den Grundlagen der socialen Frage.

Wenn die Segel schwellen und das Schiff die Güter und die Menschen über das weite Meer trägt, ist es wahr, daß der Kiel bloß Menschen und Gut hinüberbringt in die Fremde? Wenn der Auswanderer das Ufer des fernen Welttheiles betritt, welche von seinen tausend Hoffnungen, welche von den tausend Gedanken der Heimath steigen mit ihm an den fremden Strand, als die nie ermüdeten Begleiter seines ganzen mühevollen Lebens, ob diesseits oder jenseits des Oceans?

Wir denken, es sind die Gedanken, welche sich mit seinen Hoffnungen beschäftigten; hier und dort. Denn das, was ihn fortgetrieben, wird ihn da nicht verlassen, wohin es ihn getrieben hat. Die Ursache wird auch in seinem Geiste ihre Wirkung so gewiß zu erzeugen verstehen, wie in den natürlichen Dingen.

Und was waren die Hoffnungen um derentwillen er ging, und die Gedanken, mit denen er ging? Wir denken es war die Hoffnung auf den Erwerb eines Besitzes durch freie Arbeit; und neben ihr das Sinnen darüber, weshalb denn in der alten Heimath aus der Arbeit dieser Besitz, dies ewig erstrebte, zum selbständigen Object, ja zur selbständigen Gewalt werdende Ergebniß seines irdischen Lebens, nicht hat entstehen wollen.

So wandert mit den Gütern und mit den Menschen die gewaltige Frage nach Besitz und Erwerb über die Oceane. Dort beginnt sie allerdings ein neues Leben; aber sie geht in demselben nicht unter. Sie erhält sich in ihrer Keimkraft; wenn die Factoren, die sie einst erzeugt haben, aufs Neue an sie herantreten, wird sie wieder erwachen. Aber wird sie, die alte unter den neuen Dingen, dort dieselbe sein?

Amerika hat noch keine Zeit gehabt, ein Ursprüngliches, Originelles zu erzeugen. Denn das Ursprüngliche entsteht erst da, wo das Gewöhnliche mit seinen Lebensgesetzen den Raum des Daseins vollständig ausfüllt. Der Amerikaner ist viel älter als er glaubt; denn nicht er, sondern Amerika mit seinen fast ungemessenen Kräften modificirt, was Europa von seinem Ueberfluß hergiebt. Nicht der Geist des Menschen, sondern zunächst das Land, in das er hineintritt, wirkt hier in seiner Weise gestaltend und belebend. Dieses Land aber ist dort noch unbegränzt. Die Unbegränztheit des Raumes aber wird in der Hand des arbeitenden Menschen zu seiner Freiheit. Frei ist Amerika, und diese Freiheit eigentlich war es, die der Auswanderer suchte; ihre Fülle ward zur Erfüllung seiner Hoffnungen, ihre Verwerthung zum Inhalt seiner Gedanken; jene Unbegränztheit in Grund und Boden, in individueller Arbeit, in gesellschaftlicher Ordnung, in Wollen und Thun war es, die ihm die Lösung der Frage bringen sollte um derentwillen er seine Heimath verlassen, die Frage nach dem Erwerbe und dem Besitze, die Frage, die wir in ihrem weitesten Sinne die sociale Frage nennen.

Man braucht nicht die Grundlagen der Lehre Darwins anzunehmen,

um den hohen Werth der einzelnen Sätze, mit denen er dieselben zu beweisen strebt, anzuerkennen und zu benutzen. Er sagt, und mit ihm seine nach einem System drängenden Anhänger, daß die Arten des nämlichen Wesens sich aus einer gleichen Einheit durch das, was sie umgiebt und womit sie kämpfen müssen, in der Weise entwickele, daß jede Besonderheit des letzteren eine Besonderheit des ersteren als Art oder Gattung erzeugt. Wenn für ihn Gott die Welt erschaffen haben mag, so hat diese Welt sich durch sich selber mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit erfüllt. Wir sagen, daß das möglich sein mag; aber daneben ist es auch gewiß, daß nicht blos die physischen Organismen, sondern daß auch die großen geistigen Thatsachen unseres Gesammtlebens, in ihrem Keime immer und ewig gleich, sich durch die äußeren Factoren zu ewig neuen Gestaltungen entwickeln; und wie jene physischen Organismen die Welt mit dem Reichthum ihres Lebens erfüllen, so entfalten die großen, absoluten geistigen Thatsachen — nennen wir sie mit üblichem Namen die Begriffe — durch die Verschiedenheit der menschlichen Lebensverhältnisse ihre eigenen Besonderheiten, die dasselbe in anderer Form sind, dasselbe unter anderem Namen enthalten, dasselbe in anderen Gestaltungen leisten, dasselbe in anderen Verhältnissen anders erscheinen lassen. Nur daß jene bedingenden Elemente für geistige Thatsachen wesentlich andere sind, als für die organischen. Denn die geistigen Thatsachen werden nicht anders durch Erde und Meer, durch Luft und Nahrung, wie Sporen, Bakterien, Krebse oder was immer für Protoplasmen, sondern jenes, die Arten und Gattungen der geistigen Thatsachen und ihrer Organismen zur unendlichen Verschiedenheit und zum unendlichen Wechsel gestaltende Element ist das, was wir im weitesten Sinne die gesellschaftlichen Ordnungen nennen. Denn in diesem leben sie und kämpfen ihren Kampf ums Dasein mit Descendenz und Anpassung, nicht weniger hartnäckig, nicht weniger klug, nicht weniger beständig vergehend und neugebildet wie die Urzelle oder wie sonst noch nicht Entdecktes, dessen Erscheinung das Naturleben erfüllt. In der That, läßt sich auch nur eine Zeit denken, in der es nicht in irgend einer Form Haß, Liebe, Furcht, Ehre, Schmach, tausend andere solcher Kategorien gegeben hätte? Und doch, wann und wo waren sie je dieselben? Oder gab es nicht ewig eine Gemeinschaft, eine Verfassung, ein Eigenthum, ein Recht — und waren jemals diese Dinge in der Welt die gleichen? Werden sie je dasselbe bleiben können was sie einmal waren? Und wenn nicht — wodurch ist dies an sich Gleiche zum wirklich Verschiedenen geworden?

Es ist keineswegs unser Beruf, an dieser Stelle diese Frage genauer zu untersuchen. Aber das, glauben wir, wird man uns leicht zugeben, daß die große geistige Thatsache, vermöge deren jede Persönlichkeit nach Erwerb, und durch denselben nach dem Besitz und seiner Macht strebt, an sich ewig ist wie diese Persönlichkeit selber, und daß die an sich einfache Frage, was denn diesen Proceß stört und was ihn fördert, der letzte positiv faßbare Kern dessen ist, was wir die „sociale Frage“ nennen. Und ist dem so, so

sind, wie uns scheint, zwei Dinge klar. Erstlich, daß die sociale Frage niemals in der Wirklichkeit dieselbe gewesen ist und niemals dieselbe sein kann; zweitens aber, daß wir die Aufgabe haben, die Ursachen zu erkennen, durch welche sie ihre „Arten" vermöge ihrer Abstammung und Anpassung zu verschiedenen Formen entwickelt. Und wenn die erste Frage eine philosophische sein mag, so wird die zweite, wie wir denken, wohl eine wissenschaftliche heißen dürfen.

Wenn wir nun auf dieser Grundlage — daß sie nicht die einzige ist, wissen wir wohl, aber die nächstliegende und verständlichste dürfte sie sein — von der amerikanischen Gestaltung des Socialismus sprechen, so wird es sich dabei nicht um etwas für uns eigentlich neues handeln. Es darf aber auch nicht genügen, zu sagen, daß die Sache bloß wissenschaftlich oder theoretisch interessant ist. Vielmehr wird der socialen Frage kein anderes Schicksal bereitet sein als jeder anderen. Sie ist an sich theoretisch da, und zugleich eine thatsächliche; Europa hat ihr ihre Gestalt gegeben, Amerika hat sie von Europa empfangen; sie ist mit Mensch und Gut über den Ocean gegangen; sie hat in das amerikanische Leben tief eingegriffen und ist dort so wenig als hier abgeschlossen; aber Amerika ist in allen seinen Lebensverhältnissen doch nur eine Gestalt des europäischen Lebens; die sociale Frage, die wir Alle kennen, ihrem letzten Kerne nach immer dieselbe, erscheint in Amerika als eine andere; daß sie als eine andere dort erscheint, steht statistisch fest; das, was also für uns von wesentlicher Bedeutung ist, ist demnach die Frage, wodurch sie gegenüber der europäischen Gestalt ihre amerikanische empfangen hat. Und diese Frage ist keinesweges für sie gleichgültig.

Denn die Grundlage aller Verschiedenheit zwischen Europa und Amerika ist zuletzt doch eben nur das, was wir die aus der örtlichen, räumlichen Unbegränztheit hervorgehende Freiheit aller Individualität genannt haben. Und wenn es daher feststeht, daß der ganze amerikanische Socialismus keinen Gedanken enthält, den nicht schon Europa gehabt und ihm überliefert hätte, so erscheint das Wesen des amerikanischen Socialismus in der Beantwortung der Frage gegeben, welche Gestalt und Bewegung die sociale Frage auf dem Gebiete der höchsten individuellen Freiheit sowohl gegenüber dem Staate als der Gesellschaft, ja fast auch gegenüber dem Grundbesitz, der Arbeit und dem Kapital entwickelt.

Diese Frage aber ist, wenn man die Entwicklung der socialen Bewegung in Europa betrachtet, keineswegs von bloß theoretischem Werth. Denn — und das ist die wahre Bedeutung der Untersuchungen über den amerikanischen Socialismus — ein wahrlich nicht geringer Theil aller Behauptungen der europäischen Socialisten und Communisten beruht darauf, daß sie nicht müde werden zu wiederholen, ihre Prinzipien würden sofort zur vollen Herrschaft gelangen, wenn man ihnen die volle Freiheit der Lehre und die volle Freiheit des Versuches geben würde. Und allerdings, müßten sie daran

zweifeln, so würden sie selbst zugeben müssen, daß sie entweder Wunder oder Unmögliches behaupten.

Nun hat Europa ihnen diese Freiheit nicht gegeben und kann sie ihnen nicht geben. Es ist hier nicht der Ort das letzere zu untersuchen. So lange es daher nur in Europa Socialismus und Communismus gibt, so lange wird die einschneidendste Kritik jener socialistischen Erscheinungen, die ihre Abstractionen als das allein Berechtigte gelten lassen möchten, bei Allen, die sich mit diesem Gebiete, sei es als Partei, sei es als Wissenschaft, sei es endlich vom Standpunkt des praktischen Gesammtlebens beschäftigen, stets dem Satze gegenüber stehen, daß es leicht sei dasjenige zu verurtheilen, dem man das Recht versagt sich praktisch zu bewähren und auszuleben. Und es ist ein psychologisch bekanntes Gesetz, daß die Seele des Menschen den Glauben an Wahrheit und Erfolg um so fester hält, je bestimmter die Vertretung der erstern und der Versuch des letztern ihm durch äußerliche Gewalt, sei es die politische, sei es die gesellschaftliche oder wirthschaftliche, verweigert wird. Europa muß beide verweigern, und in Europa sucht man daher ziemlich umsonst nach rein theoretischer Bewältigung socialistischer oder communistischer Bekenntnisse. Das ist mehr als ein Uebelstand, das ist eine Gefahr, und Europa versucht vergebens, dieser Gefahr zu begegnen. Aber die Welt ist reich genug, um nicht auf Europa angewiesen zu sein. Was in Europa unthunlich ist, ist in Amerika leicht. Amerika ist frei und fühlt sich frei. Seine Freiheit hat die socialistischen und communistischen Gedanken ohne alles Widerstreben in sich aufgenommen, und ihnen von seinen ungemessenen Gebieten so viel zu Gebote gestellt, als sie fordern mochten. Mit dem Erscheinen des Socialismus in Amerika tritt daher die ganze sociale Frage, insofern sie die Umgestaltung der Menschheits-Ordnungen fordert, in eine neue Epoche hinein. Während Europa sich frägt, ob jener umwälzende Socialismus wahr und berechtigt sei, frägt Amerika nicht darnach, sondern es frägt, ob sie durch den freien Menschen selbst möglich werde. Und es ist selbst in unserer mit tausend Fragen beladenen Zeit wohl der Mühe werth, die Antwort genauer zu betrachten, welche das Leben Amerikas seit nunmehr fünfzig Jahren auf diese Frage gegeben hat.

Die Aufgabe der folgenden Zeilen ist es zunächst, die Thatsachen kurz darzulegen, welche diese Antwort enthält. Vielleicht gestatten aber unsere Leser zunächst den tieferen Grund zu berühren, weshalb die Idee der Freiheit der Idee des Socialismus keine andere Antwort geben konnte.

II. Sinn und Macht der socialen Frage.

Wenn man objectiv genug ist, so wird man, indem man die Stellung der socialistischen Lehren in Leben und Literatur seit den letzten vierzig Jahren betrachtet, eines anerkennen.

Mögen dieselben was immer für Theorien und Consequenzen haben und

gehabt haben, immer bleiben sie dasjenige Medium, vermöge dessen unsere Gesellschaft zu einer Frage gelangte, an welche vor zwei Menschenaltern noch Niemand gedacht hatte. In dieser Frage und ihrem Inhalt hat sich der arbeitende Geist unserer Zeit so weit Raum geschaffen, daß wir sie auf das Bestimmteste formuliren können. Sie lautet: was ist der Besitz, und für was bietet er in Wesen und Umfang die entscheidende Grundlage?

Wir sagen nun, der gesellschaftliche Besitz beginne da, wo das rechtliche Eigenthum anfängt seinen Einfluß auf die Ordnung und Vertheilung der beiden gesellschaftlichen Güter, der Ehre und der Macht auszuüben.

Um das zu können, muß der Besitz Eigenthum sein. Eigenthum sein heißt, der vollen und freien Entwicklung der Individualität die feste, von außen her unantastbare Grundlage bieten. Was mir das unmittelbare Gefühl sagt, das beweist mir der Gedanke. Die Selbständigkeit des Einzelnen, diese ewige Quelle der Verjüngung der kommenden und der Erhaltung der vorhandenen Weltordnung, ist unmöglich ohne Eigenthum. Grade darum weil, wenn ich rechtlich aus meinem Eigenthum mache was ich will, mein Eigenthum mit seiner individuellen Besonderheit wirthschaftlich und gesellschaftlich aus mir macht, was es selbst will. So wie ich das empfinde, beginne ich mit dieser Gewalt des Eigenthums über mich selbst zu kämpfen; ich will auch seiner Kraft gegenüber meine freie Selbsteigenheit erhalten und zur Geltung bringen, ich will mich selbst meinem eignen Eigenthum als Stempel aufdrücken; ich will sein was ich habe. Darum nimmt man mir einen Theil meiner selbst, wenn man mir einen Theil meines Eigenthums nimmt; darum gelte ich für Andere etwas, indem ich Eigenthum erwerbe. Es ist kein Zweifel, die große Function des Eigenthums besteht darin, daß es den wirthschaftlichen Körper meiner Selbständigkeit gegen Dritte und die Freiheit meiner eignen Entwicklung bildet.

Wenn ich dieser organischen Thatsache gegenüber einen Zustand denke, in welchem das Einzeleigenthum aufgehoben ist, so entfaltet sich ein wesentlich verschiedenes Bild. Die Natur ist unerbittlich; das Bedürfniß, das sie mir mitgiebt, erfordert Arbeit; sie hat dafür gesorgt, daß Eigenthumslosigkeit nicht Arbeitslosigkeit werde. Aber die Arbeit des Eigenthumslosen geschieht nicht für ihn, sondern für die Gemeinschaft. Die gemeinschaftliche Arbeit aber muß eine Einheit sein für alle Arbeitenden. In dieser Einheit kehrt die individuelle Kraft des Einzelnen aber nicht mehr als sein Erwerb zu ihm zurück und geht auch nicht als Verwerthung seines Eigenthums von ihm aus. Er wird mit dieser seiner Arbeit unabweisbar ein Diener des Gesammtbedürfnisses; er wird eingereiht in die Arbeit durch den Willen, der diese Arbeit lenkt; er wird am Morgen jedes Tages mit dem, was er will und thut ein „verschwindendes Moment" an der arbeitenden Gemeinschaft, ohne am Abend des Tages in dem, was er mit seiner vollen selbsteignen Kraft geleistet, in dem eignen Erwerbe die Sphäre seiner Selbständigleit wieder zu finden. Aus einer eignen Persönlichkeit mit eignen

Lebenszweck ist er ein Mittel für den Gesammtzweck geworden; Wille und That gehören ihm nicht mehr, er muß der objectiven Ordnung gehorchen, wie ein Theil einer Maschine, die keine andere Verantwortlichkeit hat, als die, sich selbst zu ernähren. Die Eigenthumslosigkeit hat aus einem freien Mann einen unfreien gemacht.

Dagegen sagen wir, daß die große Arbeit aller Geschichte dahin gehe, eine freie Menschheit zu schaffen.

Ist dem so, wie ward es dann möglich, daß mitten in dieser Entwicklung zur Freiheit eine Auffassung entstehen konnte, welche das Eigenthum und sein Recht grundsätzlich negirte? Wie ward es bei freigeborenen Völkern möglich, daß Hunderte und Tausende den Gedanken fassen konnten, mit dem Princip der Erwerbslosigkeit der eignen Arbeit die Idee der selbständigen Persönlichkeit zu Grabe zu tragen?

Wir glauben, daß man dieser Frage ins Gesicht sehen muß, um das tiefere Wesen Desjenigen zu verstehen, was wir die sociale Frage zu nennen pflegen.

Die Antwort liegt auf den ersten Blick nahe.

Mein Eigenthum hat nicht blos Gewalt über mich, sondern auch über Andere. Mit ihm bin ich der Herr dessen, was diese von meinem Eigenthum bedürfen. Das Eigenthum, das mich frei macht, hat die Fähigkeit, Andere mir gegenüber unfrei zu machen.

Von jeher hat die organische Gewalt des Gesammtlebens den reflectirenden Gedanken ersetzt, und immer ist die Thatsache dem Verständniß ihrer Ursachen vorausgegangen. Auch das, was in jenem letzten Moment des Wesens des Eigenthums liegt, hat nicht darauf gewartet, bis man es philosophisch untersuchte. Es hat durch das eigne Gewicht seiner Schwere unter den Menschen gewirkt. Es i st durch seine Vertheilung zur Vertheilung der Gewalt und Macht unter den Menschen und damit zur Grundlage der Unfreiheit geworden. Wir kennen jetzt Alle das oberste Grundgesetz der Rechtsbildung; aus der reinen Idee des Rechts wird das positive Recht erzeugt durch die Vertheilung des Besitzes in Art und Maß. Der gesellschaftliche Besitz aber ist rechtlich das Eigenthum.

Dasselbe Eigenthum daher, das die Grundlage aller Freiheit und Selbständigkeit des Einen ist, kann somit zur Grundlage der Unfreiheit und Unselbständigkeit des Andern werden. Und die Geschichte lehrt uns, daß es das geworden.

Wenn nun neben jenem Gesetze der Rechtsbildung und der Herrschaft des Besitzes der Gedanke der Freiheit auftritt, was wird die Folge sein?

Er wird, wie es in seiner Natur, wie in der eines jeden Gedankens liegt, zuerst mit der Negation dessen beginnen, was ihm entgegensteht. Hat er diese Negation vollzogen, so wird er dann zur Anschauung desjenigen Zustandes übergehen, der sich ihm ergeben muß wenn jener negirte Factor seinerseits aufgehoben wird. Und es ist endlich natürlich, daß alsdann eine solche Anschauung, anfangs als individuelle entstanden, sich zu einem

systematischen Ganzen entwickelt, indem sie aus ihrem obersten Princip die einzelnen Consequenzen ableitet und dieselben über das ganze Leben ausbreitet. Das, was daraus entsteht, nennen wir dann wohl eine Theorie, die Darstellung derselben die Lehre, und die Gesammtheit Derer, welche dieser Theorie anhängen, die Schule. Das sind die Grundlagen für den Proceß, in dem jedesmal solche Erscheinungen sich entwickeln. Es ist gleichsam die Methode der Geschichte aller principiellen Auffassungen.

Denkt man sich nun diesen Proceß für einen Gedanken über Wesen und Wirkung des Einzeleigenthums, so pflegen wir innerhalb desselben und mit gutem Recht, den ersten von dem zweiten Theil zu scheiden. Den ersten Theil, denjenigen, dessen Inhalt nur noch die Negation des persönlichen Eigenthums ist, nennen wir dann den Communismus; den zweiten Theil, der den Zustand entwickelt, welcher sich nach der Aufhebung des persönlichen Eigenthums ergeben soll, nennen wir den Socialismus.

Es ergiebt sich daraus, daß es keinen Communismus ohne Socialismus, und keinen Socialismus ohne Communismus giebt. Nur kann es natürlich viele Menschen geben, deren Gedanke nicht über den einfachen Communismus hinaus geht, wie es Andere geben kann, welche es nicht wagen, den Communismus als die nothwendige Voraussetzung oder Folge des Socialismus zu erkennen. An der Sache ändert das nichts; aber es ist von Werth, dies zu wissen, da das Manches aufklärt und manche Redensarten überflüssig machen würde, wenn Jedermann jene organische und unauflösliche Verbindung von Communismus und Socialismus beständig klar vor Augen hätte.

Immer aber bleibt Eines gewiß. Wer immer mit Communismus oder Socialismus sich beschäftigt, muß wenigstens irgend etwas denken lernen. Lernt er denken, so ist es unvermeidlich, daß er mehr oder weniger klar sich zum Bewußtsein bringe, daß Beide mit der Aufhebung des Eigenthums und der individuellen Capitalsbildung dann doch zuletzt die ewige Grundlage der individuellen Freiheit zerstören. Das tiefe, unabweisbare Bedürfniß der letzteren lebt in ihm fort; es wird zum Gewissen seiner Principien wie seiner Lehren, der Widerspruch mit ihr wird zum Zweifel, und dieser Zweifel ist um so stärker, je mehr der Zweifelnde in der Lage ist, sein eigenes wirkliches Eigenthum jener Idee der Eigenthumslosigkeit zum Opfer zu bringen. Da nun aber fast Alle irgend etwas haben oder irgend etwas erwerben wollen, so wird aus der Thatsache des ewig sich erneuernden Eigenthums wieder die Negation jener Lehren und Principien, und es entstehen zwei neue Erscheinungen, die wir kennen. Der Communismus erscheint dem Besitzenden als eine Gefahr, der Socialismus als das, was wir eine Utopie nennen. Beide aber werden, da die gesellschaftliche Ordnung eben stets und allenthalben auf der Vertheilung des Eigenthums beruht, zu Gegnern der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, und von derselben naturgemäß mit allen Mitteln bekämpft, welche die zum persönlichen Staate gewordene Gesellschaft in Händen hat. Dieser Kampf ist anfänglich ein friedlicher und bildet dann

die sociale Bewegung, deren Ziel stets die Erreichung der Staatsgewalt durch die Eigenthumslosen ist; wo er ein gewaltsamer wird, entsteht der sociale Krieg, der Bürgerkrieg. Die Weltgeschichte ist voll von Bürgerkriegen. Das Ende jedes Bürgerkrieges ist ewig der Sieg der Besitzenden über die Nichtbesitzenden. Auf diesem Gebiete giebt es im Wesen der Dinge kaum etwas Neues zu lernen.

Das Alles nun ist ein Widerspruch mit der höheren Natur der Persönlichkeit. Und dennoch war er da. Er war aber nicht bloß da wie ein Verbrechen da ist. Er war da als Theil des innersten Lebens der Völker. Er hat nicht blos seine Schulen, sondern auch seine innigsten Ueberzeugungen, nicht blos seine Principien, sondern auch seine Begeisterung, nicht blos seine Anhänger, sondern auch seine Märtyrer gehabt. Wie ward das möglich?

Die Geschichte enthält ein Wunder, das man nur zum Theil erklären kann. Wenn sie etwas vollbringen will, was einer That zu bedürfen scheint, so versteht sie, Theorien, Begeisterung und Menschen für ihre Zwecke zu gebrauchen. Sie ist fast immer hart gegen die, deren sie sich bedient; wen sie gebraucht hat, den wirft sie kalt bei Seite. Dennoch findet sie stets Menschen, die ihr mit ihrem ganzen Leben dienen und für sie sterben, wenn es sein muß. Die allgewaltige Macht aber, mit der sie ihre Diener aufruft und ihnen Waffen in ihre Hände giebt, geistige und weltliche, ist das Ideal. Die Geschichte erzeugt sich beständig Idealisten, weil sie zu allen Zeiten der Ideale bedarf; aber ihre nicht thätigen Ideale sind ihr öffentliches Geheimniß, ihre Waffenkammer für ihre großen Kämpfe, still wirkend im Frieden der Rechtsbildung, furchtbar, wenn dieser Friede gebrochen wird. Nie hat sie sich dabei um ihren Sklaven, den Idealisten, gekümmert. Ist der Augenblick seiner That noch nicht gekommen, so läßt sie ihn verspotten, kommt er, so vollzieht er seine Aufgabe und geht unter. Aber nie hat es ihr an solchen Werkzeugen ihrer größten Entwicklung gemangelt. Denn sie weiß jene große Empfindung hervorzubringen im Herzen des Menschen, die alle andern unwiderstehlich überwältigt; das ist das Gefühl, gelebt zu haben wenn man für ein Ideal lebte.

Nun haben wir gesagt, daß das Eigenthum die Macht habe unfrei zu machen, wie es die hat, frei zu machen. Das Eigenthum aber ist unverletzlich; es schafft aus seiner innersten Heiligkeit sein äußerliches Recht, mit seinem Recht die Heiligkeit seiner Consequenzen; diese aber können zur Unfreiheit führen; und so wird die Unfreiheit zum Recht. Aber der Freiheit bedürfen wir Alle. Auch sie fordert ihr Recht. Ihr erstes Recht aber ist das Recht auf die erste Grundlage der Freiheit, das Recht des Eigenthums. Jetzt ist die Freiheit mit der Freiheit, das Recht mit dem Recht, das Eigenthum mit dem Eigenthum in Widerspruch. Wo ist die Lösung?

Es ist das Wesen und die Wirkung des Idealen, das sie bringt. Wo das Denken vor seinen Consequenzen still steht, muß ein anderes den

Menschen ergreifen, damit er sich genüge. Dann wirft er den Gedanken mit seiner Mühe bei Seite, und das Ideale, das Ursprüngliche tritt an seine Stelle. Ueberzeugungen können aufrecht halten, nur die Ideale können hinreißen. Und wo das Recht des an sich freien Eigenthums zum positiven Recht der Unfreiheit geworden ist, da bricht die Idee der Freiheit hervor und wirft sich im Namen des Ideals desselben mit unbewußter Logik zuerst der Negation des Eigenthums in die Arme.

Darum war es von jeher so, daß da, wo der Besitz durch sein Recht die Freiheit gefährdete, Utopien und Communisten entstanden sind. Nicht blos zu unserer Zeit; so war es in allen Epochen der Geschichte. Sie wissen es nicht, diese Communisten, daß die Geschichte sie gebraucht und verbraucht; sie entstehen und vergehen, aber sie dienen dem höchsten Gesetz der Geschichte, daß das Eigenthum neben seinem Recht gesellschaftliche Pflichten hat, welche es nicht verletzen darf ohne sein Rechtsprincip zu erschüttern. Sobald das Eigenthum sich seiner socialen Pflicht nicht mehr erinnert, entsteht die sociale Bewegung; so wie es zu der Ersteren zurückkehrt, verschwindet die Letztere. Das ist die große Function aller gesellschaftlichen Kämpfe, und das ist das Princip der Geschichte alles Kampfes gegen das Eigenthum, so lange es eine Geschichte giebt.

Und jetzt, denken wir, wird es verständlich, woher das entstammt, was wir den Communismus und Socialismus unseres Jahrhunderts nennen. Ein Aufgeben des Eigenthums hat es in allen Jahrhunderten gegeben, und keine Tradition und keine Literatur hat jemals utopistischer Anschauungen entbehrt. Aber mit den Zuständen des vorigen Jahrhunderts hatte der Besitz über seinen herrschenden Rechten seine höheren Pflichten vergessen. Es war nichts als Herrschaft. Wessen? Desjenigen, der ursprünglich dem Andern gleich gewesen und jetzt durch das Recht zum gesetzlich Ungleichen gemacht war. Wo war denn da die „Freiheit"? Sie lebte nur noch in dem Rechte, das die Natur dem Menschen auf die Gleichheit gegeben. So entstanden die „unveräußerlichen Menschenrechte", deren erstes und letztes zuletzt immer die Gleichheit war. Aber diese Gleichheit war nicht da. Der Gedanke und die Empfindung der Gleichheit als eines unveräußerlichen Rechtes der ganzen Menschheit fand ein Jahrhundert vor sich, in welchem die Gesellschaft auf allen Punkten der freien Bewegung die unüberwindliche Schranke des geltenden Rechts entgegenstellte, und jedes Recht, zuletzt auch das Recht nicht blos auf das vorhandene, sondern auch auf das entstehende Eigenthum zu einem Vorrecht verunstaltet hatte. Im Vorrecht war das Recht untergegangen. War es ein Wunder, daß die Idee der Gleichheit jetzt der großen Grundlage aller Ungleichheit, dem Eigenthum, mit aller Kraft entgegentrat, und schon den Begriff des Rechts selber angriff? War es ein Wunder, daß sich der Gedanke keine Rechenschaft mehr über die Berechtigung jener Negation ablegte, wo die Frage nach dieser Berechtigung ein Verbrechen ward? So ward das Bestehende im Herzen der Menschen unmöglich, bevor es durch ihre That vernichtet ward. Und nicht blos bei den

Vertretern des Communismus. Das Gefühl, daß die neue Zeit komme, in der dieses System der gesellschaftlichen Rechtsordnung sich auflösen und einer freien Gestaltung Platz machen müsse und werde, nahm hundert Gestalten an, aber in jeder edleren Brust ward das, was die Ueberzeugung als an sich wahr lehrte, zum thätigen Ideal, zum Inhalt, zur Hoffnung des Lebens jedes Einzelnen. Während die Philosophen auf ihrem Gebiete, das Rechtsleben auf dem seinigen, die Staatswissenschaft auf dem dritten Felde dafür arbeitete, wendete die große sociale Bewegung sich der Aufgabe zu, nach Inhalt, Prinzip und Zukunft der Freiheit und Gleichheit auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens und derjenigen Gewalten zu suchen, welche in Erwerb der Güter und der Vertheilung des Vermögens jenen Ideen entgegenstanden. So erzeugte der Drang jener Idee der Gleichheit in der Welt des Besitzes und Erwerbes ihre Stellung wiederzugeben, mit dem vorigen Jahrhundert den Communismus, nach ihm den Socialismus; der Gedanke der Gemeinschaft erhob Beide über die Kategorie individueller Theorien und ließ die Illusionen wie die Irrthümer neben der Bedeutung verschwinden, die ihm die Schwere der Frage gab, welche sie vertraten; und so empfing er das Wesen des Idealen, die Empfindung der Verwandtschaft mit dem Höchsten, das Gefühl seiner socialen Berechtigung, und dieses hat er nicht verloren. Und das darf man nicht vergessen, will man den europäischen Socialismus überhaupt verstehen. Denn das Aufgeben des Eigenthums, die Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Gemeinschaft, das täglich wiederholte Opfer aller Selbstständigkeit in Wollen und Thun, das der Socialismus von seinen Anhängern unbedingt fordert, die gänzliche Unterordnung aller Arbeit und alles Erwerbes unter den Willen des Hauptes oder der Gemeinschaft, ja die Ehe- und Kinderlosigkeit, die mit allem Obigen denn doch zuletzt die unaustilgbare Consequenz aller wahren socialistischen und communistischen Doctrinen sind, die kann man, mag man nun was immer für eine Auffassung von Eigenthum und Recht haben, niemals von der bloßen Ueberzeugung verlangen, und wird sie nie von einer bloßen Theorie erreichen. Dazu gehört ein Anderes; dafür, für alles das Edelste und Beste des wirklichen Lebens, das der Mensch hingiebt, muß der Socialist wenigstens das Bewußtsein haben, für irgend ein Ideal zu leiden und irgend einer großen Idee zu dienen. Und dies Ideale trug wirklich die sociale Bewegung in ihrem Anfange in sich: „Erinnere Dich“, rief schon St. Simon dem Pierre Leroux zu, „daß Du, wenn Du Großes vollbringen willst, vor Allem begeistert sein mußt!“ — und als Baboeuf und Barthé sich vor dem Gerichtshof gegenseitig erdolchten, von dem sie ihre Lehre verurtheilt sahen, da durchglühte sie wahrlich etwas Besseres als der einfache gemeine Haß gegen die besitzende Klasse, mit dem fünfzig Jahre später Blanqui auf der gewaltsam bestiegenen Tribüne der Abgeordnetenkammer nicht mehr die Hingebung an ein großes Ideal, sondern — „eine Milliarde Steuer auf die Reichen“ forderte!

Dem mag nun so sein; und gewiß hat es einen Werth dem Gemüthe

zu erklären, was der Verstand einfach zu begreifen sich weigert. Das Alles mag uns lehren die sociale Bewegung in ihrer großen Bedeutung zu verstehen, mögen wir sonst über sie urtheilen wie wir wollen. Aber jetzt kehren wir zu unserem bestimmten Gegenstand zurück. Wenn dem so ist, wie wir gesagt, wie waren und wie sind Communismus und Socialismus in Amerika möglich geworden, wo es weder einen Adel noch eine Grundherrlichkeit, weder Vorrechte noch Gewerbsbeschränkungen, weder gesellschaftliche Vorurtheile noch Privilegien für Aemter und Stellung, ja wo es nicht einmal öffentlich anerkannte, mit Rechten ausgestattete Lebensberufe gibt, wo also Jeder alles sein und versuchen konnte was er mochte, in dem Lande der absoluten Freiheit des Individuums? In einem Lande, wo diese Freiheit sogar ein fast unbegränztes Feld in Grund und Boden vor sich fand, in welchem Jeder nur zuzugreifen brauchte, um zum ersehnten Besitz zu gelangen?

Wollen unsere Leser uns gestatten, auf diesem Punkte einen wesentlichen Schritt weiter zu thun? Sie werden mit uns sehen, daß wenn an dem amerikanischen Socialismus nicht viel zu lernen ist im Vergleich zum europäischen, wir durch ihn sehr viel verstehen werden.

Denn trotz alledem war der amerikanische Socialismus da und ist noch da; mitten in der absoluten Freiheit und mitten in dem unbegränzten Stoffe, den das Leben bietet.

Ist er aber dennoch auch trotz dieser Thatsachen da, so muß es neben jenem tiefen historischen Inhalt noch einen zweiten geben, der ihn und mit ihm die Gütergemeinschaft und die Arbeitsgemeinschaft möglich macht.

Und giebt es einen zweiten der ihn möglich macht, so ist es zuletzt Amerika, dem wir es verdanken, daß auch dieser zweite Inhalt uns klar wurde. Denn der amerikanische Socialismus kann nach dem obigen eben nur dadurch möglich werden, daß er diesen seinen zweiten Inhalt dort unter dem Paniere der absoluten Freiheit vollständig ausleben durfte.

Dieser Inhalt kann daher nur darin bestehen, daß der Socialismus statt aus historischen Gründen zu entstehen, jetzt in die Epoche hineintritt, in welcher er sich an das, was wir die organischen Lebensprincipien des Menschen nennen, an die elementaren Grundlagen des Lebens aller Persönlichkeit an sich anzuschließen versucht. Hat der europäische Socialismus den Gedanken der Negation des Eigenthums und der Gesammtproduction ohne Einzelerwerb historisch gegenüber den gegebenen Zuständen einer unfrei gewordenen Gesellschaft hingestellt, so stellt ihn der amerikanische dem abstracten Wesen der Persönlichkeit selbst gegenüber. Zeigt uns der europäische Socialismus, was der socialistische Gedanke innerhalb der positiven socialen Bewegung vermag, so zeigt uns der amerikanische, wie weit er da reicht, wo es sich um die ewigen, mit der Natur des Menschen selbst gegebenen Kräfte und Forderungen und ihre Verwirklichung durch Hingabe des Eigenthums und der Arbeit an eine selbstgeschaffene und dadurch nur noch freiere Gemeinschaft handelt. Und wäre es nicht das, was wir auf dem Boden jener rasch vorübergehenden Erscheinungen, die wir den amerikanischen Socialismus

nennen, erkennen müssen, so hätten wir kaum die Feder über ihn ergriffen. Denn die Thatsachen, denen wir dort begegnen, sind so trivialer Natur, und der praktische Verlauf der großen und kleinen socialistischen Sache ist ein, wir sagen geradezu so kläglicher, der Inhalt desselben so ganz ohne allen ursprünglichen Gehalt und so jeder eigengearteten Conception baar, daß es eigentlich unmöglich ist, an diesen Thatsachen irgend ein ernstes Interesse zu gewinnen. Allein gerade das, worüber er uns nachdenken lehrt, greift auf das Tiefste auch in unsere europäischen Auffassungen hinein. Die Frage, welche Amerika sich selbst und damit der ganzen Welt gestellt hat, ist die, welche Faktoren außer der Idee der Freiheit eine Gemeinschaft eigenthumsloser Arbeit überhaupt erzeugen können — und die zweite, ob eine solche eigenthumslose Gemeinschaft, auf jene Faktoren begründet, lebensfähig ist?

Denn ist sie es, so sind jene Faktoren berechtigt, und keine Macht der Welt, auch das Eigenthum nicht, noch sein Recht, wird ihre Herrschaft im Laufe der Jahrhunderte aufhalten. Ist sie es aber nicht, so sind jene Faktoren selbst unfähig, das Wesen der Persönlichkeit bis zur Aufgebung aller Selbständigkeit zu erfüllen, und die Kraft und den Adel der Individualität sich bedingungslos zu unterwerfen. Die Geschichte Amerikas hat nun jene Frage beantwortet; der Gedanke Europas hat die schwere Aufgabe, sie zu Ende zu denken.

Wenn unsere Leser uns darin folgen mögen, so wollen wir versuchen sie zu lösen.

Um aber den Ueberblick über das ganze Gebiet möglich zu machen, dürfen wir jene Factoren schon hier bezeichnen. Sie sind zugleich die Grundlage der ganzen folgenden Darstellung, vielleicht auch naturgemäß jeder künftigen Behandlung.

Der erste Faktor, der die Güter in Erwerbsgemeinschaft außer der Idee des Interessen-Kampfes für Freiheit und Gleichheit organisch möglich macht, ist der Glaube an eine Offenbarung. Aus der Besonderheit dieses Glaubens entsteht die Sekte. Offenbarung an sich und Sektenglauben insbesondere sind fähig, die Gemeinschaft der Güter zu erzeugen; und was hundertmal in der Weltgeschichte geschehen ist, hat sich in Amerika wieder einmal vollzogen. Die erste Form des amerikanischen Socialismus ist daher die socialistische Sekte, die wir gleich hier das freie Kloster nennen wollen.

Der zweite Faktor liegt viel näher. Er ist rein wirthschaftlicher Natur. Er besteht in der Auffassung, daß die Gütergemeinschaft die beste Form für das wirthschaftliche Wohlsein, und die Erwerbsgemeinschaft die beste Ordnung für den Erwerb, für den rein wirthschaftlichen Proceß der Kapitalbildung sei. Der Versuch einer solchen Arbeits- und Kapitalsgemeinschaft in vollster und freiester Entwickelung ist eigentlich das, was wir im Unterschiede vom freien Kloster als den amerikanischen Socialismus zu bezeichnen haben.

Wir wollen versuchen, beide socialistischen Gestaltungen in Princip und Verlauf je für sich zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Persönliche Begegnungen.

Henri.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Das war eine lustige Colonie, die sich zu Anfang der sechsziger Jahre in der Nähe des Gymnase-Theaters und des Conservatoriums zu Paris, in den Straßen des Faubourg Montmartre: Provence, Petites Ecuries, Enghien, Hauteville u. s. w. angesiedelt hatte. Von den Lustigen war wohl die lustigste die im besten Sinne gemischte Gesellschaft, welche den fünften Stock zweier kolossaler Miethskasernen in der rue d'Hauteville inne hatte. Die beiden mächtigen Häuser, die demselben Wirthe gehörten, zeigten diese Zusammengehörigkeit schon durch ihre Bauart. Sie hatten dieselbe Façade, dieselbe Einrichtung und einen gemeinsamen Hof, der nur durch eine niedrige Mauer in die zu einem jeden der Häuser gehörigen beiden Separat-Theile geschieden war. Der Wirth hatte in weiser Berechnung das oberste Stockwerk der beiden Häuser zu einer großen Anzahl ganz kleiner Wohnungen herrichten lassen. Die meisten dieser Wohnungen bestanden nur aus einem zweifenstrigen kleinen Stübchen und einem winzigen Schlafcabinet, in dem gerade ein Bett, die Waschtoilette und zwei Stühle stehen konnten; nur sehr wenige hatten noch eine Küche dazu.

Diese Beschaffenheit der Wohnungen gestattete schon einen Schluß auf die Eigenthümlichkeit der Bewohner. Es waren fast durchweg Garçons — männlichen und weiblichen Geschlechts; Schüler und Schülerinnen des benachbarten Conservatoriums, junge Maler und Bildhauer, die in den Ateliers der Meister arbeiteten, Journalisten, die auf eine feste Anstellung in irgend einer Redaction warteten, Dichter, die ihre Tragödien beim Odéon eingereicht hatten, Näherinnen und Putzmacherinnen, die bessere Tage erträumten — eine harmonische Vereinigung zwar verschiedener Elemente, die aber

das Wesentliche: die Jugend, die Anspruchslosigkeit, die ausschweifendsten Illusionen und die bescheidensten Vermögensverhältnisse mit einander gemein hatten, und die Alle außer dem Hause speisten.

Das fünfte Stockwerk, das nach dem Hofe hinausging, war um einen guten Meter zurückgebaut. Der dadurch gewonnene Raum bildete einen durch ein Gitter geschützten Verbindungsgang vor dem Hauptgebäude und den beiden Seitenflügeln, der den ganzen Hofraum einschloß und vor einer jeden der kleinen Wohnungen als bescheidener Balcon diente. Ursprünglich war dieser Gang auch in so und so viele Theile geschieden gewesen, und jeder Miether hatte seinen besonderen Balcon vor seinen zwei Fenstern gehabt, der allerdings nur durch einen an das Fenster gerückten Stuhl zu erreichen war. Allmählich aber hatten das Communicationsbedürfniß und der Gesellschaftstrieb der verschiedenen Parteien die Scheidewände des Particularismus beseitigt. Jetzt bildete der Raum eine Verkehrsstraße, auf der man ungehindert von der Eckwohnung des linken Seitenflügels an dem Hauptgebäude vorbei zur gegenüberliegenden Eckwohnung des rechten Flügels gelangen konnte. Es war neutrales Gebiet, das von allen Miethern je nach Laune und Bedürfniß benutzt werden durfte. Man gab dort im Frühling und Sommer sogar Frühstücksgesellschaften.

Alle Miether des fünften Stockwerks kannten sich natürlich. Viele waren miteinander befreundet. Abziehenden wurde ein Abschiedsfest gegeben, das einem jeden der Festtheilnehmer ein Opfer von zwei bis drei Francs auferlegte. Neu Hinzukommende fühlten bald das Bedürfniß, sich vorzustellen und vorstellen zu lassen und wurden ohne Schwierigkeiten in wenigen Tagen assimilirt. So war die Colonie im fünften Stock der Zwillingshäuser in der rue d'Hauteville schon seit langen Jahren eine geschlossene Gesellschaft; als solche traf ich sie, als ich zu Anfang der sechsziger Jahre dort einzog, und als solche habe ich sie auch vier Jahre später verlassen.

Man kannte zwar kaum die Namen, alle waren eben voisins und voisines, aber man leistete sich gegenseitig allerlei Gefälligkeiten. Man lieh sich — immer auf dem Wege durch's Fenster — für unerwartete Gäste Stühle, Stiefelknechte, Tabak, Cigarettenpapier, Streichhölzer u. s. w. und man nahm, so weit es möglich war, Rücksichten auf einander. Es wurde natürlich von den musikalischen Eleven fürchterlich viel auf den Clavieren gepaukt und auf den Geigen gekratzt, es wurden Tonleitern, Coloraturen, Solfeggien und jene entsetzlichen notes filées, die langanhaltenden Töne gesungen, die Menschen rasend machen können; aber es war stillschweigende Uebereinkunft, daß dieser musikalische Hexensabbath nicht vor elf Uhr Vormittags beginnen und nicht nach sechs Uhr Abends aufhören dürfe. Während dieser Stunden waren die Maler in ihren Ateliers, die Schriftsteller auf der Straße, in den Cafés oder Bibliotheken, die Putzmacherinnen in ihrem Geschäfte und die Musiker störten sich gegenseitig nicht, da ein Jeder für sich Skandal genug machte, um den des Andern nicht zu hören. Und so begriffen wir gar nicht, daß

die übrigen Miether beständig bei dem Wirthe über den unerträglichen Lärm im fünften Stock Beschwerde erhoben. In den Morgen-, Abend- und Nachtstunden, in denen wir in unsern Gemächern hausten, war es da oben ganz friedlich und behaglich.

Zu jener Zeit hatte ich, vielleicht in Folge der eigenartigen Bedingungen meiner Wohnung, die Gewohnheit des Nachtarbeitens angenommen. Meine kleine Lampe brannte gewöhnlich noch, wenn alle Lichter der voisins und voisines längst gelöscht waren. Das war in der Nachbarschaft allgemein bekannt. Man hatte sich daran gewöhnt, mich als Lieferanten von Streichhölzern zu betrachten, und mir, weil ich eben mit Licht und Feuer aushelfen mußte, den Spitznamen Prometheus gegeben. Es verging kaum eine Nacht, in der nicht der Eine oder der Andere an meine Scheiben geklopft und sich von mir ein paar Streichhölzer geholt hätte. Das war so bräuchlich geworden, daß ich mich gar nicht mehr nach dem Begehr der nächtlichen Ruhestörer erkundigte, sondern, sobald geklopft wurde, gleich nach den Zündhölzern griff, dann erst das Fenster öffnete und das Verlangte in das Dunkel hineinreichte, wo es von großer oder kleiner Hand dankbar in Empfang genommen wurde. War die Hand klein, so versuchte ich auch zu sehen, und erspähte dann mitunter ein langes flatterndes Gewand, das über den Gang schnell davonhuschte und durch ein offenes Fenster verschwand.

Gerade so hielt ich's, als in der dritten Morgenstunde einer wunderschönen kühlen Herbstnacht bei mir geklopft wurde. Anstatt des lakonischen merci, mit dem die Verabfolgung der Streichhölzer regelmäßig erwidert wurde, leitete der Nachbar eine Unterhaltung mit dem freilich nicht sehr originellen Satze ein: „Noch so fleißig?“

„Ich bin schlecht bei Stimmung!“ versetzte ich; die Störung kam mir just gelegen, und es war mir ganz recht, das Gespräch fortzusetzen. „Ich bin zu zerstreut, um etwas Vernünftiges zu lesen, und zu denkfaul, um etwas Eigenes zu schreiben. Ich will mir noch eine Cigarette anstecken, die Scheu vor dem Bett zu überwinden suchen und mich dann schlafen legen“.

„Darf ich Ihnen bis dahin Gesellschaft leisten?“ fragte der Nachbar.

„Gern!“ erwiderte ich und rückte einen Stuhl unter das Fenster.

„Mir ergeht es ähnlich wie Ihnen“, fuhr der Nachbar fort, während er in mein Zimmer einstieg. „Ich bin schon wie ein Verrückter zwei Stunden durch die Straßen und Gassen von Paris gelaufen. Ich kann auch keine Ruhe finden“.

Während er das sagte, setzte er sich, lächelte seelenvergnügt und sah mich mit so glückstrahlenden Augen an, daß ich mitlächeln mußte.

Der Nachbar, der seit noch nicht langer Zeit im Nebenhause seine Wohnung inne hatte, war mir nur seinem Vornamen nach als Monsieur Henri bekannt. Wir hatten uns öfter gesprochen, aber wußten eigentlich bisher wenig von einander. Er war mir wegen seiner äußern Erscheinung gleich bei der ersten Begegnung aufgefallen. Denn er war ein ungewöhnlich

schöner Mensch, hoch und schlank gewachsen, mit vornehm kleinen und wohlgepflegten Händen, einem feingeschnittenen Gesichte, dessen sehr dunkle Farbe wie das tiefbraune Auge und blauschwarze, volle, stark gekräuselte Haupthaar den Meridionalen verriethen; der üppige Schnurrbart erregte meinen, des Gleichalterigen Neid. Die Zähne waren prachtvoll, und er zeigte sie beim Sprechen.

Wir schwatzten wohl eine Stunde lang. Wovon schwatzt man, wenn man die Mitte der Zwanzig noch nicht überschritten hat? Von großartigen Plänen, die man nächstens ausführen wird, von hübschen Mädchen, denen man begegnet und deren Spuren man — bisweilen erröthend, bisweilen auch nicht erröthend — gefolgt ist, von dem neuesten Stücke an einem großen Theater, von Künstlern und Künstlerinnen, von Lieblingsdichtern, von allem Möglichen, von mancherlei ganz Gescheidtem und von vielem recht Unvernünftigen.

Ich erfuhr im Laufe des Gesprächs, daß Monsieur Henri im Atelier des Bildhauers Duret arbeitete und zur Concurrenz um den großen prix de Rome zugelassen war. Meine Glückwünsche wies er indessen zurück.

„Ich habe nur ein dilettantenhaftes Talent, das gerade ausreicht, um mir Spaß zu machen. Ich bin kein Künstler und werde es auch mein Lebtag nicht werden. Das ist mir klar geworden, seitdem ich im Atelier gesehen habe, wie wirkliche Talente die Sache anpacken. Ich werde von der Concurrenz zurücktreten“.

So wenig heiter der Inhalt dieser Worte der Selbsterkenntniß war, so vergnügt war sein Gesicht, während er sie sprach. Das glücklichste Lächeln wich nicht von den halbgeöffneten Lippen, hinter denen die schönen und gesunden Zähne glänzten.

„Es scheint Ihnen nicht sehr nahe zu gehen“, sagte ich.

„Ganz und gar nicht. Ich werde meine kleinen Puppen weiter modelliren — die Auswahl ist ja nicht groß; aus den mythologischen Göttinnen und antiken Weibern kommen wir nicht heraus; ich werde mich weiter an den Venus, Dianen, Phrynen und Arrien erfreuen, wenn sie mir ungefähr gelingen, sie abgießen lassen, wenn nicht, zu Klumpen ballen, und so wird es gehen, so lange es gehen mag. Mir macht es Freude und es fügt keinem Menschen ein Leid zu. Als Broderwerb brauche ich's nicht, denn so viel, wie ich zu meinem Leben haben muß, habe ich gerade. Und wenn ich's mit der Thonerde und den Modellirhölzern auch nicht zu Ehren bringen werde, so laß ich mir darum die Laune doch nicht verderben“.

Henri sagte mir das mit vollkommener Aufrichtigkeit und ohne alle jugendliche Pose des Blasirten. Diese Resignation, im Bunde mit der ungetrübtesten Heiterkeit, die aus den dunkeln Augen hervorleuchtete, erregte mein Erstaunen. Ich fragte ihn über dies und das, und er gab mir willig Bescheid; denn in unseren Jahren war Neugier auf der einen und Mittheilsamkeit auf der anderen Seite noch statthaft. Und so erzählte er mir denn,

während wir eine Cigarette nach der andern ansteckten, daß er von Kindheit an die größte Leidenschaft für den Soldatenstand gehegt habe, daß ihm aber seine politischen und religiösen Ueberzeugungen es untersagten, unter einem Napoleon zu dienen. Durch eine Verknüpfung von tragischen Verhältnissen stehe er seit fünf Jahren allein auf der Welt. Er habe zwar im Faubourg Saint-Germain eine erkleckliche Anzahl von mehr oder minder nahen Anverwandten; mit diesen habe er indessen die Fühlung gänzlich verloren, sein verstorbener Vater habe sich diesen schon entfremdet, und er habe keine Neigung gehabt, sich denselben wieder zu nähern. Nach dem Tode seines Vaters sei er in Besitz eines kleinen Capitals gelangt, von dessen Erträgnissen er seine höchst bescheidenen Ansprüche befriedigen könne. Er sei damals in der gewöhnlichen Lage der jungen Franzosen aus guter Familie gewesen: er habe nach sehr ungenügenden juristischen Studien nicht gewußt, was er mit sich und seiner Zeit anfangen solle. So habe er denn aus Langweile in allen möglichen Künsten herumgepfuscht und in derjenigen Kunst, in der er am wenigsten Stümperhaftes leistete, sich zu vervollkommnen gesucht. Vor etwa einem Jahr habe er in österreichische Dienste treten wollen, aber es werde ihm jetzt sehr schwer, sich von Paris zu trennen. Dabei lächelte er wieder ganz glückselig.

„Sie sind verliebt!“ sagte ich ihm auf den Kopf zu.

„Vielleicht auch das!“ antwortete mir Henri freundlich, indem er sich erhob. „Aber einstweilen wollen wir schlafen gehen. Es hat schon vier geschlagen“.

Er reichte mir die Hand. Ich drückte sie.

„Wie heißen Sie denn eigentlich?“ fragte ich.

„Henri de Féligaix“.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Henri kletterte aus dem Fenster auf den Verbindungsgang. Ich sah ihm nach. Als er in sein Fenster einstieg, grüßte er noch einmal mit der Hand.

*

Von nun an wurden die nächtlichen Besuche Henris regelmäßige. Wir fanden Gefallen an einander und schlossen uns eng an einander an. Nach wenigen Wochen war zwischen uns kein Geheimniß mehr. Oder wenigstens fast kein Geheimniß mehr. Nur über den Grund seiner köstlichen Laune, seines beständigen Frohsinns bewahrte er tiefes Schweigen. Daß ein Weib dahinter stecken mußte, war mir klar. Ich kam mir außerordentlich wohlerzogen vor, daß ich nie wieder davon sprach. Sonst wußte ich so ziemlich Alles, was meinen neuesten Freund anging.

Er war der letzte Sproß einer der stolzesten und edelsten Familien Frankreichs, der Träger eines großen historischen Namens, der mit den Boufflers, Rohan, Montmorency, Lévis, Lauzun, Guiche u. s. w. zusammen genannt wird.

Seine Familie war durch die Revolution von 93 ruinirt worden. Sein Großvater hatte nach der Rückkehr aus Coblenz an der Wiederherstellung des Vermögens gearbeitet, sich an einem industriellen Unternehmen betheiligt und bei diesem Anlaß seinen großen Namen abgelegt und den Familiennamen seiner verstorbenen Mutter, einer geborenen Gräfin de Féligaix angenommen. An der Stelle des väterlichen Wappens, das der seltene Schmuck zweier Lilien zierte, hatte er das Wappen der mütterlichen Familie zu dem seinigen gemacht: das auf ruhigem Wasser dahingleitende Schiff mit der Devise: „Felix aqua“, von der der Familienname Féligaix abstammt.

Der Großvater hatte eines der von der Revolution confiscirten und zerstörten Güter mit dem alten Schloß in Trümmer wieder an sich bringen und seinem Sohne, dem Vater meines Freundes, hinterlassen können. Dieser, der den Titel Vicomte Constantin de Feligaix führte, hatte ziemlich unglücklich gewirthschaftet, so daß in den fünfziger Jahren der Grundbesitz mit Schulden überlastet war. Seine beiden Kinder Hortense und mein Freund Henri waren damals in dem Alter, in dem die Vervollkommnung ihrer Erziehung in der Großstadt wünschenswerth war. Constantin traute sich zu, was der Vater gethan, auch vollbringen zu können. Und so entschloß er sich denn im Jahre 1855 mit der achtzehnjährigen Hortense und dem sechzehnjährigen Henri nach Paris überzusiedeln, und dort zu arbeiten, um Ordnung in die zerrütteten Vermögensverhältnisse zu bringen. Das Glück begünstigte sein Vorhaben zunächst in ganz überraschender Weise. Bei Ausbruch des italienischen Krieges war Constantin, der ein wenig bekanntes und vernachlässigtes Mineralbad seiner Heimat mit geliehenen Capitalien an sich gebracht und demselben durch geschickte Verwaltung und wirksame Benutzung der Publicität in zwei Jahren zu einer unerwarteten Prosperität verholfen hatte, ein vermögender Mann zu nennen. Er hatte seine Schulden bezahlt, ein ziemlich stattliches Capital angesammelt und großen Credit.

Unter den Anhängern der gestürzten neapolitanischen Dynastie, die sich nach der Niederlage der Bourbonen bei Gaëta in Paris festsetzten, befand sich auch ein gewisser Pompilio, der den Titel eines Marchese führte. Pompilio war an Constantin empfohlen worden und wurde von dem streng legitimistischen Franzosen auf das Herzlichste aufgenommen. In sehr kurzer Zeit hatte Pompilio über den gutmüthigen, wahrhaften und deswegen auch leichtgläubigen Constantin eine unheimliche Gewalt gewonnen. Pompilio war ein geheimnißvoller Mann. Er war Spiritist, Geisterseher. Constantin vertraute ihm blindlings. Auf Pompilios Anrathen zog sich Constantin von dem blühenden Geschäfte, das ihm ein Vermögen eingebracht hatte, zurück, um seine Capitalien für — ich weiß nicht welche legitimistische Utopien flüssig zu machen. Das Ende vom Liede war, daß Constantin im Jahre 1860 vollkommen ruinirt war. Pompilio war flüchtig geworden. Die Verlobung von Constantins Tochter Hortense mit einem Anverwandten, einem wegen seiner Schönheit berühmten Grafen, ging zurück. Das arme Mädchen nahm sich das sehr zu Herzen, erkrankte am

Typhus und starb. Constantin, der seine Tochter gepflegt hatte, wurde von derselben Krankheit ergriffen und folgte zehn Tage später seinem geliebten Kinde in den Tod. Henri, der gerade seine Mündigkeit erreicht hatte, blieb allein. Nach Regulirung der väterlichen Hinterlassenschaft verblieb ihm Alles in Allem ein Capital von etwa 50,000 Francs, die er in sichern Papieren anlegte, und von deren Rente er mit der dem französischen Nationalcharakter eigenthümlichen Genügsamkeit und haushälterischen Ordnung sich einzurichten wußte.

Das war es, was ich allmählich über Henri und dessen Geschicke von ihm selbst erfahren hatte. Von den grausamen Schicksalsschlägen hatte sich seine elastische Natur mit der Zeit wieder erhoben, und er sagte mir einmal, daß er sich nie glücklicher gefühlt habe, als in diesem Sommer und Herbst. Und das durfte man ihm auf sein Wort und Gesicht glauben.

Als der Winter herankam, waren wir die besten Freunde. Wir hatten natürlich längst Brüderschaft getrunken, wir dinirten fast jeden Tag zusammen und besuchten häufig gemeinsam das Theater. Es hatte mir auffallen müssen, daß Henri von Zeit zu Zeit unmotivirt verschwand; und da ich ihn dann jedesmal nach diesen unaufgeklärten Abstechern in um so rosigerer Laune wiedertraf, so war ich scharfsinnig genug, anzunehmen, daß er die Stunden, die er der Freundschaft entzogen, der Liebe geschenkt hatte. Da er es vermied, von seiner Herzensangelegenheit auch nur andeutungsweise zu sprechen, so unterließ auch ich eine jede Anspielung darauf, und er schien mir Dank dafür zu wissen. Daß zarte Hände auf seinen Lebensweg Rosen streuten, war mir noch klarer geworden, als ich ihm meinen ersten Gegenbesuch durch's Fenster gemacht hatte. In grellem Widerspruch zu der äußerst einfachen, beinahe dürftigen Einrichtung seines Zimmers waren allerhand liebenswürdige, geschmackvolle Geringfügigkeiten, die auf seinem Tische herumlagen und standen, Dinge, die man sich nie kauft, und wie man sie eben immer nur von geliebten Wesen zum Geschenk erhält: eine Cigarettentasche mit gestickten Initialen und Wappen, eine reich gestickte lederne Schreibmappe — kostbar, aber absolut nicht zu gebrauchen, in zartestem Perlblau, und Aehnliches. Auf dem Nachttischchen stand eine sehr kleine, aber ganz wundervolle Vase aus Alt-Sèvres mit einer eben abgeblühten gelben Rose. Jedesmal, wenn ich Henri besuchte, bemerkte ich in der kleinen Vase so eine gelbe Rose. Sie wurde offenbar oft erneuert.

*

Die Pariser Gesellschaft war im November in einer gewissen Erregung. Es war ein neues Stück eines der berühmtesten Dichter im Théâtre français angekündigt, und man erzählte sich in den Salons Wunderdinge von den unerhörten Kühnheiten, die da den aristokratischen Gründern und Genossen gesagt werden sollten. Es war ein fabelhafter Zudrang zu den Pränumerationen, und obwohl ich den größten Wunsch hegte, der interessanten Première beizuwohnen, hatte ich die Meldung um eine Einlaßkarte als hoffnungslos doch unterlassen. Im letzten Momente wurde nun gar noch bekannt, daß der

Kaiser, die Kaiserin und die höchsten Hofchargen zur ersten Vorstellung angesagt waren. Die Preise der Billets erreichten in Folge dessen an diesem Tage eine schwindelhafte Höhe.

Um halb sechs trat Henri in mein Zimmer.

„Macht es Dir Spaß, Dir die heutige Vorstellung im Théâtre Français anzusehen?“

„Das fragst Du noch?“

„Dann mach' Dich schön, nimm helle Handschuhe! Mir sind eben zwei Parketplätze zugeschickt worden“.

„Von wem?“ fragte ich erstaunt.

„Von einem Bekannten“, erwiderte Henri, den die ganz arglos gemeinte Frage offenbar unangenehm berührte. Aber die unwillige Regung währte nur einen Moment. Die frische Lustigkeit, die den Grundzug seines Temperaments bildete, stellte sich sofort wieder ein.

Die unerwartete Freude, der ersten Vorstellung beiwohnen zu können, hatte mir den Appetit nicht verdorben. Unser kleines Diner verlief sehr heiter.

Die Erwartungen, die man von dem Entscheidungsabend gehegt hatte, wurden reichlich erfüllt. Der Saal war wie mit Elektricität geladen. Das sehr interessante und vortreffliche Stück wurde von den ausgezeichnetsten Künstlern, von Samson, Provost, Bressant, Delaunay, von Frau Plessy, Madeleine Brohan meisterhaft gespielt. Jede Andeutung wurde erfaßt und verstanden, jede verborgene Pointe entdeckt. Es wogte und rauschte im Publikum. Die voreingenommene Opposition, die zunächst ziemlich geräuschvoll und unverschämt auftrat, wurde durch das unbefangene Publikum, das sich königlich amüsirte, zunächst bekämpft, dann eingeschüchtert und schließlich ganz mundtodt gemacht. Der Erfolg war schließlich durchschlagend, echt und lärmend.

Das Haus war von der interessantesten Gesellschaft, von dem wahren tout Paris besetzt. Wohin sich der Blick richtete, traf er auf bekannte Persönlichkeiten und Berühmtheiten aus allen Gebieten. Die Schauspielerloge war gedrückt voll. In der ersten Reihe saß die hübsche Marie Royer. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders durch die Hofloge im Proscenium links gefesselt, die wir von unseren guten Plätzen in der Mitte einer der Vorderreihen des Parkets sehr bequem überblicken konnten. Ich hatte die Personen des kaiserlichen Hofes bisher immer nur flüchtig gesehen. Hier nun bot sich mir die Gelegenheit, die einzelnen Persönlichkeiten ganz genau und mit aller Muße mustern zu können.

In der ersten Reihe saß die Kaiserin in der prangenden Schönheit des schönsten Weibesalters, mit einem prachtvollen Brillanten- und Perlendiadem auf den goldigen Haaren, mit einem dazu passenden Collier, in weißer, mit Spitzen garnirter Atlasrobe mit frischen weißen Rosen. Neben dieser blendenden und imposanten Erscheinung sah die Prinzessin Clotilde, die neben ihr saß,

recht traurig und aschenbrödelhaft aus. Das unbedeutende kleine Gesicht mit dem Stumpfnäschen, von fataler Familienähnlichkeit mit dem königlichen Vater Victor Emanuel, hatte etwas rührend Schwermüthiges. Sie sah so aus, als gehöre sie von rechtswegen gar nicht dahin, als sei sie aus Gnade und Erbarmen mitgenommen und geduldet.

Hinter den Damen des kaiserlichen Hauses saßen zwei Damen, die am Tuilerienhofe in höchstem Ansehen standen und von denen eine jede Nummer des „Figaro“ irgend etwas „Sensationelles“ zu berichten wußte: die eine, die Frau eines Botschafters, berühmt wegen ihres Witzes, ihrer pikanten Einfälle, ihrer Vorliebe für die Künste, in scharlachrothem Kleide mit tiefrothen, blühenden Rosen geschmückt; die andere, wohl die gefeiertste Schönheit des Kaiserreichs, — wegen ihrer zarten Gestalt zunächst von den Vertrauten der Tuilerien und dann allgemein „die kleine Herzogin“ genannt — in mattgelbem Kleide, mit einem Kranze gleichfarbiger Rosen in den kastanienbraunen, glänzenden, gelockten Haaren. Von der Anmuth dieser Erscheinung wurde mein Blick ganz besonders angezogen. Die kleine Herzogin, die nur wenige Jahre jünger war als die Kaiserin — sie war eine Jugendgespielin der Eugenie de Montijo gewesen und hatte ihre andalusische Heimat, auf Zureden ihrer zur höchsten Stufe aufgestiegenen Freundin, mit Paris vertauscht — sah von weitem aus wie ein kleines Mädchen aus der Pension. Ihre geschwungenen starken Brauen zog sie gewöhnlich bis über die Mitte der Stirn hinauf und blickte mit erstaunten Kinderaugen fröhlich in die Welt hinein. Sie lächelte oder lachte sehr viel und zeigte dabei den rosigsten Mund und die köstlichsten Zähne. Kleine Grübchen in den Wangen gaben diesem jugendfrischen, fröhlichen und schönen Gesichtchen noch einen besonderen neckischen Reiz. Die kleine Herzogin war verheirathet. Den Herzog aber kannte in Paris kein Mensch. Man erzählte, er sei vierzig Jahre älter als sie, gebrechlich und unangenehm; wenn er überhaupt noch lebte, so hatte sie ihn jedenfalls in Spanien gelassen. Die moralischen Qualitäten der schönen kleinen Frau wurden von Skeptikern etwas angezweifelt. Man flüsterte sich in's Ohr, daß sie mit einem der Großwürdenträger des Kaiserreichs, der als der „schöne Graf“ allgemein bekannt war, auf dem allerbesten Fuße lebte. Das Gerücht war vielleicht dadurch entstanden, wurde jedenfalls dadurch genährt, daß die Palais der kleinen Herzogin und des schönen Grafen auf den champs Elysées in unmittelbarer Nachbarschaft nebeneinander gebaut waren; man sprach sogar von einem unterirdischen Verbindungsgange zwischen den beiden Hôtels.

Der Kaiser hielt sich im Hintergrunde der Loge unbeweglich; er erhob sich nicht ein einziges Mal von seinem Sessel. Nur wenn sich die Botschafterin nach vorn zur Kaiserin beugte, konnte ich das marmorkalte, ausdruckslose Gesicht mit den erloschenen Augen in der hellbeleuchteten Loge erblicken. Neben ihm, hinter der kleinen Herzogin, stand der schöne Graf, den ich übrigens ganz und gar nicht schön fand. Der Typus dessen, was man in

Frankreich einen bel homme zu nennen pflegt: sehr groß, breitschulterig, mit ziemlich niedriger Stirn, ziemlich starker, aber gutgeschnittener Nase, einem mächtigen gewellten Schnurrbart von viel hellerer Farbe als das dunkelblonde Haupthaar, mit aufgeworfenen sinnlichen Lippen und einem breiten energischen Kinn. Das Gesicht hatte nichts Sympathisches. Es sah zwar nicht unbedeutend, aber beinahe brutal aus. Ich hätte ihn, wenn ich ihm auf der Straße begegnet wäre, für einen der Cent-Gardes in Civil gehalten. Mit der kleinen Herzogin, die beständig hin- und herquirlte, bald mit der Botschafterin, bald mit der Prinzessin, bald mit der Kaiserin schwatzte und die Damen vortrefflich zu unterhalten schien, sprach er nur sehr wenig. Und diese reizende, unbefangene kleine Frau und dieser lange Mensch mit dem Aussehen eines gelangweilten Raufbolds sollten ein Liebespaar sein? Ich hätte Stein und Bein geschworen, daß da wieder einmal die Verleumdung das Ihrige gethan hat.

Ich musterte die kleine Herzogin mit der vollen Indiscretion eines Parketinsassen durch mein Glas. Ich bemerkte, wie sie während einer Scene, die das Publikum fesselte, mit ihrem Opernglase langsam die Parketreihen Revüe passiren ließ, als suche sie nach einem Bekannten. Plötzlich — sah ich recht? — grade als ihr Glas auf die Mitte des Parkets, wo wir saßen, gerichtet war, hielt sie an und blickte eine lange, lange Zeit — wohl eine Minute — beständig auf uns herab. Kein Zweifel, der Gegenstand ihrer unausgesetzten Aufmerksamkeit war entweder ich selbst oder einer meiner nächsten Nachbarn. Vielleicht intriguirte sie der Mensch, der da beständig zu ihr hinaufstarrte; oder sollte Henri? . . . Galt es mir oder galt es Dir? Ich blickte mich unwillkürlich nach Henri um, der, wie alle Welt, auf die Bühne sah, und sich um das Schauspiel im Hause offenbar nicht im Geringsten kümmerte. Mein anderer Nachbar war ein würdiger Herr, Offizier der Ehrenlegion; und vor und hinter mir saßen, wie ich mich überzeugte, ebenfalls lauter mir unverdächtig erscheinende Persönlichkeiten. Ich gestehe, daß ich eine Weile eine angenehme Regung von befriedigter Eitelkeit verspürte und mir einbildete, daß die kleine Herzogin an mir ein besonderes Interesse nähme. Ich nahm das Glas wieder vor die Augen und reagirte auf das Lorgniren der schönen Aristokratin ganz energisch. Da bemerkte ich, wie die Herzogin, die mit der Rechten das Glas beständig vor den Augen hielt, mit der Linken aus dem Vorsteckstrauß eine gelbe Rose brach und dieselbe — scheinbar unabsichtlich, und wohl von keinem außer von mir bemerkt, aber entschieden beziehungsvoll — langsam an ihre zu holdem Lächeln halbgeöffneten Lippen führte. Mir schlug das Herz stärker. Ich wollte irgendwie markiren, daß das zärtliche Zeichen von mir recht verstanden war, warf aber doch, um sicher zu sein, hinter meinem Glase einen prüfenden Seitenblick auf Henri und sah nun, wie dieser gleichfalls in die Hofloge lorgnirte. Ich senkte das Opernglas, machte ein etwas erstauntes Gesicht und sah Henri fragend an, der

nun sofort nach der anderen Seite des Hauses in den zweiten Rang hinaufblickte und mir ganz unmotivirt sagte:

„Da sitzt Marie Royer!“

„Jawohl, da sitzt Marie Royer!“ wiederholte ich etwas betroffen. Ich hatte die liebenswürdige Künstlerin längst in der Schauspielerloge gefunden und im letzten Zwischenakte Henri darauf aufmerksam gemacht. Wir hatten einige Worte über die Dame gesprochen und uns dann andern beachtenswerthen Objecten zugewandt. Und nun verkündete er mir, mitten im Akte, nachdem wir so und so lange keine Silbe mit einander gewechselt hatten, als ob er mir etwas ganz Neues zu sagen hätte: „Da sitzt Marie Royer!“ — Merkwürdig!

Ich hatte indessen keine Zeit, mich um die Zerstreutheit meines Freundes zu kümmern. Ich hatte Besseres zu thun. Die kleine Herzogin blickte noch immer unverwandt zu mir herunter, noch immer ruhte die Rose an den lächelnden Lippen. Da beobachtete ich, wie auf einmal noch ein anderes Glas auf das Ziel der Herzogin anlegte: das des schönen Grafen. Dieser blickte nur einen Augenblick auf uns nieder. Er legte die Stirn in unwillige Falten, beugte sich zur Herzogin vor und sagte ihr zwei Worte, die einen tiefen Eindruck machen mußten: die Herzogin fuhr wie erschrocken zusammen und senkte schnell die beiden Hände. Das Lächeln war von ihren Lippen wie verweht. Nach einer kurzen Frist, die ihr wohl genügt hatte, um sich zu sammeln, zuckte sie die Achseln und machte, indem sie sich nach hinten lehnte und sich langsam fächelte, eine Bemerkung, die den schönen Grafen zu einer, wie es schien, noch ausdrucksvolleren Replik veranlaßte. Die kleine Frau antwortete mit abermaligem Achselzucken und wandte sich dann sofort an die Botschafterin, mit der sie sich in ein längeres und jedenfalls auch lustigeres Gespräch einließ. Sie würdigte mich — oder den Unbekannten, dem, wenn nicht mir, ihre Aufmerksamkeit gegolten hatte, im Laufe des Abends keines Blickes mehr.

Im Zwischenakte brachte ich das Gespräch natürlich auf die beiden Persönlichkeiten, die mich während des Aktes beschäftigt hatten. Von der kleinen Herzogin wußte mir Henri nichts Neues zu erzählen, als ich aber den Namen des schönen Grafen nannte, wurde mein Freund, der sonst die Duldsamkeit selber war, von einer so leidenschaftlichen Erregung erfaßt, und aus seinen Worten sprach eine solche Erbitterung, daß ich ihn bitten mußte, sich aus Klugheitsgründen zu mäßigen.

„Den Herrn kenne ich leider genau. Er ist ein Stück Vetter von mir. Sein Vater war Ritter des Saint-Esprit und Pair von Frankreich, und er läßt sich an der napoleonischen Krippe füttern. Ein abtrünniger Schuft ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, ohne Pietät. Dabei flach und gewöhnlich. Uebrigens eine gute Klinge, eine sichere Hand und ein sicheres Auge! Das sind seine einzigen Qualitäten. Wir gehen uns schon längst aus dem Wege. Zwischen uns weht eine schwüle Luft. Mein Vater hat ihm, als er in den

Hofstaat des Kaisers trat, die Thür gewiesen. Er weiß, daß ich das Erbe meines Vaters angetreten habe und ihn aus tiefster Seele verachte. Ich brauche Dir nun nicht mehr zu sagen, was er von mir hält".

„Und ist es denn wahr, was die Leute sagen?"

„Was denn?"

„Nun . . . daß er sich der besonderen Gunst der kleinen Herzogin zu erfreuen hat".

Henri machte, bevor er mir antwortete, eine kleine Pause.

„Er soll Glück bei Frauen haben; aber die Frau, die sich in diesen Menschen verliebt, würde mir Leid thun. . . Wie gesagt, ich kenne ihn", setzte er mit veränderter Stimme hinzu. „Er war ja der Bräutigam meiner Schwester".

Das Zeichen zum Beginn des dritten Actes war gegeben, und der Aufzug des Vorhanges machte diesem Gespräche ein Ende.

Der dritte Act brachte die Entscheidung des Abends, den vollen Erfolg. Am Schlusse durchbrauste ein wahrer Beifallssturm das Haus; Alles drängte durch die engen Thüren in die Couloirs. Im Foyer bildeten sich überall lebhaft gesticulirende Gruppen. Ich wurde von Diesem und Jenem angesprochen, sprach selbst Diesen und Den an und bemerkte erst, als das Signal zum Beginn des vierten und letzten Actes gegeben wurde, daß ich Henri im Gewühl verloren hatte.

Während des letzten Actes blieb der Platz neben mir leer. Es fiel mir nicht besonders auf, denn ich war an das abschiedslose und plötzliche Verschwinden meines Freundes gewöhnt. Die Hofloge blieb bis zum Schlusse der Vorstellung besetzt.

*

In sehr animirter Stimmung trat ich den Heimweg an. Das Stück hatte mir ganz ungewöhnlich gefallen, und ich wollte in der frischen Erinnerung an das eben Gesehene und Gehörte noch heute Nacht darüber nach Deutschland berichten. Ich ging schneller als gewöhnlich, trank in aller Eile auf dem Boulevard ein Glas Straßburger Bier, und es war Mitternacht kaum vorüber, als ich an meinem Schreibtische in dem kleinen Stübchen der rue d'Hauteville mit der Aufzeichnung der empfangenen Eindrücke begann. Es ging mir leicht von der Hand. Von Zeit zu Zeit stand ich meiner Gewohnheit gemäß vom Pulte auf, durchschritt die Stube einigemale, um das richtige Wort oder einen Uebergang zu finden, oder um mir eine Cigarrette zu rollen, und trat dann jedesmal an mein Fenster, schob den Vorhang etwas zurück und blickte nach Henris Fenstern hinüber. Sie waren und blieben dunkel.

Um drei Uhr Morgens war mein Aufsatz fertig, ich durchlas und feilte ihn, steckte ihn in ein Couvert und schrieb die Adresse. Jetzt erst bemerkte ich, daß mein kleines Zimmer von Tabaksqualm ganz angefüllt war. Ich öffnete, um den penetranten Geruch des Caporal zu vertreiben, das Fenster und ließ die ziemlich kalte aber schöne Luft der Novembernacht einströmen. Während ich mich am offenen Fenster erfrischte, erhellten sich die Scheiben

in Henris Wohnung. Ich durfte voraussetzen, daß er mir bald seinen Besuch abstatten würde, denn er stieg gewöhnlich, wie er von der Straße kam, mit Hut und Ueberrock bei mir ein; aber ich wartete einige Minuten vergeblich. Ich bemerkte indessen deutlich, wie man sich im Zimmer hin- und herbewegte, und als ich genau hinsah, erkannte ich, daß mehrere Schatten männlicher Gestalten sich geschäftig im Zimmer zu thun machten.

Das ungewöhnliche Schauspiel erregte meine Neugier. Ich stieg auf den Verbindungsgang, und einige Augenblicke später klopfte ich an die Scheibe. Man hörte mich nicht. Ich vernahm tiefe Stimmen und hörte schwere Tritte. Ich klopfte stärker. Wiederum vergeblich. Die Männer da drinnen beachteten mich nicht. Mir wurde auf einmal etwas unheimlich zu Muth. Ich schlug so stark mit der geballten Faust an das Fensterkreuz, daß die Scheiben klirrten.

„Gleich!" antwortete Jemand mit erhobener Stimme aus der Stube. Nach wenigen Augenblicken wurde mir geöffnet.

Der Anblick, der sich mir darbot, machte mir das Blut erstarren.

Henri lag halb entkleidet auf seinem Bett, bleich, entstellt, mit geschlossenen Lidern, mit gelben Lippen, die weit offen standen. Er schnappte langsam und beschwerlich nach Luft. Die linke Hand mit ausgespreizten Fingern ruhte auf seinem Herzen. Da war auch das Hemd mit einer bräunlich rothen Masse befleckt.

Am Kopfende stand ein Droschkenkutscher, neben ihn trat der Concierge des Hauses, der mir das Fenster geöffnet hatte. Das Zimmer war von dem einen Lichte schwach beleuchtet.

„Um Gottes Willen, was ist denn geschehen?" fragte ich entsetzt. Aus den Berichten des Concierge und Kutscher erfuhr ich, daß der Letztere vor etwa einer halben Stunde in den Champs Elysées von einem Diener angehalten und nach einer auf eine Nebenstraße mündenden Gartenthür bestellt war. Dort sei der Herr, von zwei Leuten geführt, eingestiegen und habe selbst die Adresse der rue d'Hauteville mit zwar schwacher, aber sehr vernehmlicher Stimme gegeben. Ein Diener habe ihn begleiten wollen. Er habe es ihm verboten. Der Kutscher sei — nach der Weisung des Dieners, der ihm ein Zehnfrankstück in die Hand gedrückt habe, — so behutsam wie möglich und auf dem besten Wege bis hieher gefahren. Als er den Schlag geöffnet, habe er den Herrn bewußtlos gefunden. Er habe den Concierge geweckt, die beiden hätten den schweren Körper die fünf Treppen hinaufgeschleppt, ihm Ueberrock, Rock und Weste ausgezogen und ihn gebettet.

„Fahren Sie sofort zu einem Arzte, zum ersten besten!" befahl ich. „Ich werde hier wachen".

*

Als ich mit dem Freunde allein war, traten mir die Thränen in die Augen. Ich wußte nichts Bestimmtes, aber ich hatte das untrügliche Gefühl, daß hier ein frisches, blühendes Leben gebrochen war. Ich nahm seine kalte

rechte Hand zwischen die meinen und drückte sie herzlich. Ich ließ keinen Blick von dem schönen, vom Schmerz durchwühlten Antlitz. Auf einmal athmete Henri sehr tief auf, öffnete langsam die Lider und blickte sich mit verglasten Augen ganz verwundert um. Er sah mich, er erkannte mich und lächelte dankbar. Er erwiderte leise den Druck meiner Hand. Ich wagte kein Wort hervorzubringen. Henri setzte verschiedene Mal an; nach einiger Anstrengung sagte er kaum hörbar, aber mit scharfer Articulation:

„Es ist Alles in Ordnung! . . Ich habe Händel gehabt . . .“

Er schwieg und schloß das Auge wieder. Er athmete hastiger. Dann sagte er wieder:

„Meinen Rock!“

Ich reichte ihm denselben. Er schien den Versuch machen zu wollen, in die Taschen zu greifen, aber die Kräfte versagten ihm, und er schüttelte langsam, mit einem bedauernden Lächeln über seine Schwäche, den Kopf. Ich durchsuchte die Taschen. Ich fand nichts darin als ein Taschentuch, eine Cigarrentasche und ein kleines Portefeuille mit Visitenkarten. Ich legte ihm diese Gegenstände bequem zur Hand. Er dankte mit einer Bewegung der Augenlieder, nahm das Portefeuille und reichte es mir mit den Worten:

„Für Dich“.

Als ich ihm dankte, lächelte er so zufrieden, wie er sonst gelächelt hatte. Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen genommen, als ob er jetzt vollkommen beruhigt wäre. Ich breitete den Rock über den Stuhl, da fiel eine gelbe Rose aus dem Knopfloch. Henri hatte — das wußte ich bestimmt, am Abend keine Blume getragen. Ich hob die Rose auf. Henri bemerkte es und machte mir durch eine Handbewegung klar, daß er die Blume wünsche. Ich gab sie ihm. Er führte sie langsam an die Lippen, unter den geschlossenen Lidern rollten zwei Thränen herab. Es hatte etwas unsagbar Ergreifendes. Er streckte den Arm wieder und hielt die Rose fest in den Fingern. Er versank wieder in tiefen Schlaf, keuchte und schien an Athmungsbeschwerden zu leiden.

Dieser bewußtlose Zustand währte nicht lange. Nach einer Weile wurde er sehr unruhig. Seine Gesichtsmuskeln begannen zu zucken. Die Finger der linken Hand, die noch immer auf dem Herzen ruhte, spreizten und krallten sich zusammen, die Rechte ließ die Rose mehrfach los und packte sie wieder. Er zog die Beine an. Dann öffnete er die Augen unheimlich groß und starrte mit einem fieberhaft heißen Verlangen in eine Ecke des Zimmers. Ich folgte seinem Blicke.

„Hol das!“ sagte er ziemlich kräftig.

Ich trat an die bezeichnete Stelle.

Da lag auf einem kleinen Gestell ein Brett von mäßiger Größe, in dessen Mitte eine Erhöhung, die mit feuchten Lappen bedeckt war — offenbar eine angefangene Bildhauerarbeit; daneben allerhand Modellirhölzer und sonstige künstlerische Utensilien.

Ich trug das Brett an Henris Lager.

„Meinst Du das?“ fragte ich.

Henri nickte drei oder viermal sehr energisch und lächelte. Er richtete sich mit der größten Anstrengung auf; ich wollte ihm dabei behülflich sein, er wies dies aber zurück; er bedeutete mir nur, ihm das Brett näher zu rücken. Als ich das gethan, stemmte er die rechte geballte Faust, in der er die Rose noch immer krampfhaft festhielt, auf die angefeuchteten Tücher und hob sich gewaltsam, sich auf die Faust stützend, auf. Die weiche Thonerde unter den Tüchern gab unter dem gewaltsamen Drucke nach; ich sah, wie am Rande eines Tuches die gequetschte graue Masse hervorquoll. Henri sah dies auch. Er wußte, daß er etwas vernichtet hatte, was er hatte vernichten wollen, und bei diesem Anblick leuchtete sein fast schon erloschenes Auge noch einmal in seligster Befriedigung auf. Noch einmal drückte die Faust mit aller Kraft auf die weiche feuchte, von den Tüchern verhüllte Masse. Noch ein drittes Mal versuchte sie ihr zerstörendes Werk zu erneuern. Es war zu spät. Henri fiel auf das Kissen zurück. Er öffnete das Auge nicht wieder. Er sprach kein Wort mehr. Er athmete noch einigemale tief auf. Dann war und blieb Alles still.

Bei der grausigen Ruhe des Todes stockte auch mir der Athem. Ich wagte mich nicht zu rühren. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn.

Wie erlöst fühlte ich mich, als ich Schritte auf dem Gange hörte. Man klopfte. Ich rief herein.

„Dr. Lemonnier“, sagte der ältliche Herr.

Der Arzt trat geschäftlich an das Lager. Er bat mich, ihm bei der Aufrichtung meines armen Freundes behülflich zu sein. Als ich den Körper aufhob, fiel der schöne Kopf unbeholfen, leblos, schwer nach vorn. Ich schauderte. Der Arzt schnitt das Hemd entzwei und streckte den Arm, dessen Hand auf dem Herzen lag. Ebenso gab er dem rechten Arm die gerade Richtung. Die gelbe Rose nahm er gleichgültig, als überflüssig oder störend, aus den widerstandslosen Fingern und warf sie bei Seite.

„Ich habe hier nur noch den Tod zu constatiren. Der Stich ist tief eingedrungen und hat die edlen Organe verletzt. Hat der Verstorbene hier noch gesprochen?“

„Nur wenige Worte, und mühsam!“

„Ist ein Selbstmord anzunehmen?“ fragte er mich weiter.

„Nein“.

„Dann also ein Zweikampf?“

„Das wäre möglich. Jedenfalls hat der Verstorbene den Wunsch nach einer solchen Annahme geäußert. Er hat mir gesagt: es ist Alles in Ordnung, ich habe Händel gehabt“.

„So? . . . Ich habe hier leider nichts mehr zu thun. Ich will nur noch das Formelle erledigen“.

Er setzte sich an den Tisch.

„Der Name?“

„Henri Vicomte de Feligaix“.

Der Arzt schrieb. Die Fragen wegen des Geburtsortes etc. konnte ich nicht genau beantworten. Der Arzt meinte, das habe nicht viel auf sich, das könne später vom Concierge oder sonstwie nachgetragen werden. Er schrieb weiter:

„Todesursache: Herzlähmung in Folge einer Stichwunde. Selbstmord scheint nicht vorzuliegen. Wahrscheinlich Zweikampf. Gegner unbekannt. Dr. Lemonnier.“

Er stand auf, grüßte höflich: „Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen, mein Herr!“ und ging. Ich leuchtete ihm vom obersten Stockwerk aus und blieb auf dem Corridor stehen, bis ich seine Schritte auf dem Hausflur und seinen Zuruf an den Concierge: die Thür zu öffnen, vernahm. Als die Hausthür zugeschlagen wurde, trat ich in Henris Zimmer zurück. Ich bin nicht sentimental, aber die arme Rose hob ich doch auf und legte sie auf seine Brust. Lange, lange Zeit blieb ich regungslos vor dem Lager meines armen Freundes stehen. Ich konnte keinen Blick von ihm lassen. Ich vermochte das Geschehene noch immer nicht zu fassen. Ich überraschte mich, daß ich mehrmals mit halblauter Stimme fragte: ist es möglich? ist es möglich? — Henri blieb stumm. Mich überlief einmal um das andere ein Schauder. Vor wenigen Stunden noch so frisch, so lebensfroh, — und nun!

Ich ging langsam durch das Zimmer, unschlüssig, was ich beginnen solle. Ich kann ihn doch nicht allein lassen . . . aber freilich, was kann ihm noch zustoßen? Meine Lampe brannte noch immer ganz friedlich weiter, gerade wie eben. Und was hatte ich inzwischen erleben müssen!

Da sah ich an das Bett gelehnt, auf dem der arme Henry lag, jenes Brett, das den Unglücklichen in seinen letzten Augenblicken beschäftigt hatte. Ich hob es auf, entfernte die feuchten Lappen und sah nun das verstümmelte Medaillonbild, bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht; ein Frauenporträt; das gelockte Haupthaar, in das eine Rose gesteckt war, war der Vernichtung zufällig entgangen. Ich blickte lange auf die Verunstaltung und machte unwillkürlich hoffnungslose Versuche, aus der Thonmasse, die die tiefen Eindrücke der Faust zeigte, die Züge, die sie früher dargestellt hatte, zu erkennen. Ich stellte das Brett bei Seite und nahm es noch einigemal zur Hand. Dann zog ich das Portefeuille aus der Tasche und betrachtete es genau. Es war ein einfaches Täschchen aus gelbbraunem Leder mit einem gestickten H in gleichfarbiger Seide. Es enthielt nur Visitenkarten und eine quittirte Rechnung vom Blumenhändler, die Henri im Laufe des Tages geregelt haben mußte, denn sie trug das Datum des verhängnißvollen Tages — sonst nichts, nichts! Ich steckte die Tasche wieder ein. Es war das einzige Andenken, das ich von dem mir so lieb gewonnenen Freunde mein nennen durfte.

So war, nach dem Abschiede des Dr. Lemonnier etwa eine Viertelstunde

verflossen — sie erschien mir unendlich lang diese Viertelstunde! — als wieder Geräusch auf der Treppe und auf dem Corridor sich vernehmen ließ. Die Schritte hielten vor Henris Thür. Die Klinke wurde behutsam herabgedrückt, und herein trat ein fremder Herr, vom Concierge, der sich mit einem Handleuchter versehen hatte, gefolgt.

„Der Herr Doctor!“ sagte der Concierge.

Ich sah den Herrn erstaunt an.

„Der Arzt ist ja schon hier gewesen“, bemerkte ich.

„Welcher Arzt?“ fragte mich der Concierge. „Ich bin ja direct zu dem Herrn Doctor gefahren, habe die Droschke warten lassen und bin mit ihm zusammen hier angekommen“.

„Merkwürdig!“

Der nun angekommene Arzt bekümmerte sich um dieses mit leiser Stimme geführte Gespräch augenscheinlich gar nicht. Er betrachtete und befühlte Henri, legte das Ohr auf die Brust, und versetzte dann: „Er ist todt“.

Ich erzählte dem Arzte, daß der Tod von einem seiner Collegen, von dem ich vorausgesetzt hatte, daß er auf meine Bitte gekommen, bereits constatirt sei und reichte ihm das Papier.

„Ah! von Dr. Lemonnier!“ sagte der Arzt. Er las das Attest und fügte hinzu: „Nun, dann ist ja Alles in Ordnung“.

„Kennen Sie den Dr. Lemonnier?“

„Wer sollte den nicht kennen! den Günstling des Tuilerienhofes“.

„Auf wessen Veranlassung mag er hierher gekommen sein?“

„Wer kann's wissen?! Vermuthlich hat der freundliche Herr, der dem armen Burschen da den Stich in die Brust gegeben hat, eine menschliche Regung verspürt und seinen Arzt hierher beordert. Das ist eine Vermuthung, indessen . . . wer kann's wissen?! Und wüßte man's? Es hätte keinen Zweck mehr. Hier ist nichts mehr zu machen. Legen Sie sich zur Ruhe. Sie scheinen mir derselben sehr zu bedürfen. Gute Nacht, mein Herr!“

Der Arzt ging. Der Concierge begleitete ihn. Der Arzt hatte Recht: ich war hier nutzlos und war ruhebedürftig. Ich kletterte aus dem Fenster, dessen Flügel ich leise, als fürchtete ich den nicht mehr zu Erweckenden in seinem tiefen Schlummer zu stören, andrückte, kletterte in meine Stube, wo die Lampe noch immer gemüthlich weiterbrannte, und wo der Brief, den ich, während mein Freund getödtet worden war, arglos und möglichst unterhaltend abgefaßt hatte, auf dem alten Flecke lag. Es war natürlich, aber es erschien mir nun von einer rohen Theilnahmlosigkeit. Ich entkleidete mich und verfiel sehr bald in einen bleischweren Schlaf.

Es war ziemlich spät, als ich am anderen Morgen erwachte.

*

Unsere kleine Colonie war in größter Aufregung. Die Nachricht von Henris Tode war durch den Concierge bekannt geworden und hatte sich blitzschnell verbreitet.

In der Mittagsstunde erhielt ich eine Zustellung vom Polizeicommissar, der von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war und die Wegschaffung der Leiche sowie die Versiegelung von Henris Zimmer bereits angeordnet hatte. Meine sehr vollständige Aussage wurde zu Protokoll genommen.

Im Laufe des Nachmittags wurde ich zum Untersuchungsrichter beschieden, dem ich meine Aussagen zu wiederholen hatte.

„Haben Sie sich die Nummer des Kutschers gemerkt?“ fragte er mich.

„Daran habe ich in der Aufregung leider nicht gedacht“.

„Würden Sie denselben bei einer Confrontation wiedererkennen?“

„Schwerlich! Ich habe ihn nicht genau angesehen“.

„Nun, die Justiz wird die geheimnißvolle dunkle Sache aufhellen!“

Ich wurde nach einem Verhör, das nahezu eine Stunde gewährt hatte, entlassen.

Im Vorzimmer traf ich den Concierge und den Dr. Lemonnier.

Der Concierge wurde in das Untersuchungsamt beschieden. Ich begrüßte Dr. Lemonnier und brachte das Gespräch sofort auf das räthselhafte Ende meines Freundes.

„Ich werde leider gar keine Auskunft geben können“, sagte er mir. „Ich bin von meinem Diener etwa um drei Uhr geweckt worden mit der Meldung, daß ein anderer Diener athemlos nach mir verlangt und mich ersucht habe, mich sofort nach der rue d'Hauteville zu begeben, wo ein Mensch im Sterben liege und der ärztlichen Hilfe dringlichst bedürfe. Ich habe mich sofort bereit gemacht, habe anspannen lassen — und das Uebrige wissen Sie ja. Mein Diener hat den fremden Diener nicht gekannt und ihn auch nicht genauer angesehen, da dessen Bericht einen durchaus glaubhaften Eindruck gemacht hat. Ich werde also nur zu constatiren haben, daß ich Nichts weiß“.

Zwei Tage später begruben wir Henri. Unsere Colonie war vollständig vertreten. Es fehlte nicht Einer. Die Feierlichkeit war rührend in ihrer schmucklosen Einfachheit.

Am andern Morgen standen unter den Pariser Lokalnachrichten des „Figaro“ die folgenden Notizen:

„Graf X X — der Name des „schönen Grafen“ war genannt — ist von einem höchst bedenklichen Unfall betroffen worden. Er hat sich mit einem Stilet, mit dem er spielte, an der Maus der rechten Hand so schwer verletzt, daß er das Bett hüten muß und daß zu befürchten steht, er werde den Gebrauch der rechten Hand kaum wieder gewinnen. Ein Mann, der die Klinge so meisterlich zu handhaben wußte wie er, hat unter diesem Unfall doppelt zu leiden. Es ist eine traurige Ironie des Schicksals, daß der Graf die von seinen Gegnern geschaffene Legende von seiner Unverwundbarkeit selbst hat zerstören müssen, und das mit einer Spielerei“.

Einige Zeilen tiefer:

„Die graziöseste Erscheinung unsres Hofes, die kleine Herzogin, wird

uns verlassen. Der Herzog hat, wie es scheint, seine Rechte als Gatte in sehr deutlicher Weise betont. Und wahrhaftig, wenn wir die reizende Frau auch mit tiefer Trauer aus der Pariser Gesellschaft, deren lieblichster Schmuck sie war, scheiden sehen, — dem Herzog können wir nicht Unrecht geben."

Die Justiz wird die geheimnißvolle dunkle Sache aufhellen, hatte der Untersuchungsrichter verheißen. Die napoleonische Justiz hat nie etwas aufgehellt. Eine unbequeme Zeitungsnotiz über den unaufgeklärten Tod eines jungen Mannes aus einer der ersten Familien Frankreichs bereitete dem betreffenden Blatte die ernsthaftesten Unannehmlichkeiten. Am andern Tage beschäftigte Paris sich mit etwas Anderem. An Henri hat man nicht wieder gedacht.

*

Ich verließ Paris wenige Monate später. Henris Portefeuille hatte ich in täglichen Gebrauch genommen. Es war dadurch mit der Zeit schadhaft geworden, aber ich mochte mich nicht davon trennen. Ich brachte es zu einem Leder-Arbeiter und ersuchte ihn, es zu repariren. Als ich es nach einigen Tagen abholte, sagte er mir: er habe auch das Bild neu eingefaßt.

„Welches Bild?"

„Nun das Bild im Portefeuille!"

„Ich verstehe nicht".

Der Arbeiter öffnete das Täschchen, schob mit zwei Fingern das Leder, das in den Bügel eingeklemmt war, zurück, und zu meinem Erstaunen wurde da ein reizendes Miniaturbild sichtbar: ein lieblicher Frauenkopf, mit anmuthigstem Lächeln, mit himmlischen Grübchen, in den gelockten braunen Haaren eine gelbe Rose: die kleine Herzogin.

Ich deckte das Gesicht mit der Hand zu und betrachtete nur den Haaransatz. Und da erkannte ich auch die Aehnlichkeit mit dem zerstörten Medaillonbilde. Und nun wußte ich auch, weshalb Henri das Portefeuille nicht in fremde Hände hatte gerathen lassen wollen.

Friedrich Spielhagen.

Von

Ludwig Ziemssen.

— Neustettin. —

In der Novelle Quisisana, der neuesten, welche uns Friedrich Spielhagen geschenkt hat, äußert gelegentlich einer bedeutsamen Unterredung zwischen dem Helden des Buches und seinem Arzte, ersterer, ein hochsinniger Dichter und Politiker, im Rückblick auf die von ihm durchlebten und durchlittenen fünf Decennien: „Sind Sie nicht überzeugt, wenn Sie die Herzen von Werther oder Eduard (a. d. Wahlverwandtschaften) zu untersuchen gehabt hätten, Sie würden da Dinge gefunden haben, von denen sich die Herren Aesthetiker nichts träumen lassen? — Ich nun, ich bin aus ihrem Geschlecht! Ich rühme mich dieser Abstammung so wenig, als ich mich ihrer schäme; ich constatire eben ein Factum, das zugleich mein Fatum ist, unter dessen Gewalt ich mich beuge, vielmehr: dessen Gewalt mich beugt, trotz meines Widerstrebens. Denn wie sehr ich vielleicht, meiner Naturanlage nach, in das vorige Jahrhundert gehöre, ich bin doch auch ein Bürger meiner Zeit und nicht taub gegen ihre Gebote. Ich weiß sehr wohl, daß der moderne Mensch nicht mehr seinen privaten Freuden und Leiden ausschließlich leben und sterben darf; ich weiß sehr wohl, daß ich ein Vaterland habe, dessen Ruhm und Ehre und Größe ich heilig halten muß und dem ich verpflichtet bin, solange noch ein Athemzug meine Brust hebt. Ich weiß es und glaube es bethätigt zu haben, nach meinen Kräften, früher wie jetzt“.

Ein eigenartig inhaltreiches Selbstbekenntniß. So knapp es ist, so vollständig zieht es doch die Summe eines langen Lebens, einer ganzen Existenz, und gibt an jener Stelle den Schlüssel zu Allem, was im Denken und Handeln des Helden dunkel, dem vollen Verständniß entzogen geblieben war! — Und nicht bloß des Helden jener Novelle! — Hätte ich die Auf=

Digitized by Google

gabe, unter das Bild des Dichters, welches den künstlerischen Schmuck dieses Heftes bildet, nach Weise früherer Zeit eine charakterisirende Unterschrift zu setzen, ich würde nicht zögern, jenes Selbstbekenntniß Bertrams dazu zu wählen, überzeugt, die geistige Signatur des Originals nicht ganz verfehlt zu haben.

Nicht als ob ich meinte, der Verfasser der „Problematischen Naturen“ habe sich in dem Helden von Quisisana selbst schildern wollen; durchaus nicht! Von Anderem abzusehen, ist sein Herz, wenn gleich erreglich genug, um sich „Alles anders zu Gemüthe zu nehmen, als es andere Herzen thun, deren Reifen nicht springen, es geschehe, was auch geschehe“, doch aber, Gott sei Dank, so gesund und stark, wie nur zu wünschen. Gleichwohl hat der Dichter, dessen Worte alle — unsichtbar, doch unverkennbar — das Wort Sir Philippe Sidneys „Blicke in Dein Herz und dann schreibe!“ als Motto an der Stirn tragen, unzweifelhaft auch hier dem Drange des echten Poeten gehorcht, seine Personen, wie vielfältig sie erscheinen mögen, aus der Fülle der eigenen geistigen Natur auszustatten, und so überkam vor Allem der Vertreter des Idealismus in jener Erzählung naturnothwendig etwas von der Seele des Dichters, und sein Leben baute sich, fast unabhängig von der bildenden Hand, nach denselben Grundbedingungen aus denselben Elementen auf.

Der Naturanlage nach dem vorigen Jahrhundert angehörend, aus Werthers und Eduards Geschlecht stammend und dieses Factum als ein übermächtig Fatum empfindend, doch aber der Pflichten des modernen Menschen eingedenk und mit Hintansetzung der privaten Freuden und Leiden dem Ruhm, der Ehre und der Größe des Vaterlandes hingegeben und für dasselbe wirkend, sonst wie jetzt — das ist mir stets als der Grundaccord, auf den Friedrich Spielhagens Leben und Schaffen gestimmt war, erschienen, und aus jeder, auch der kleinsten seiner dichterischen Productionen klang er mir harmonisch zu Ohr und Herzen.

Und nicht nur aus diesen! — Seit mehr denn drei Decennien dem Dichter geistig verbunden und mit dem Auge des Freundes dem Gange seines Lebens folgend, hatte ich, lange bevor er selbst seinem Geschöpf jenes Wort in den Mund legte, aus tausend und aber tausend Lebens-Regungen und Aeußerungen mir ein gleiches Urtheil über ihn gebildet, hatte auf diese Erkenntniß seines Wesens die Hoffnungen für sein Leben gegründet. Gern gedenke ich weit entlegener Zeit, in die unsere erste Bekanntschaft fiel, in der sich mir ein so anziehendes Beobachtungs-Object darbot, wie kaum je wieder. Es war das schwüle Erwartungsjahr 1847, als Friedrich Spielhagen, der eben die Gelehrtenschule verlassen hatte, um die Universität zu beziehen, in Berlin erschien und in dem Kreise, der sich zumeist aus Landsleuten von ihm zusammensetzte, auftrat: eine eigenartig anziehende Erscheinung, der Niemand Freundlichkeit oder Herzensinteresse versagen konnte.

Er war noch sehr jung, kaum achtzehnjährig, und unverwischter Jugend-

reiz sprach aus der lebensvollen Beweglichkeit seines zierlich gebauten Körpers, lag auf seinen feinen Gesichtszügen, spielte in seinem dunklen Auge, das bald strahlend heiter wie das eines Kindes, bald träumerisch verschleiert in's Leben hinausblickte. Aber mit dieser Jugendlichkeit hatte es doch noch seine besondere Bewandtniß. Zeitweise war er fröhlich mit den Fröhlichen, ausgelassen mit den Schwärmenden, und nicht verschmähte er dann die Pfade zu gehn, die sorglose Jugend in jenen Jahren dahin zu schlendern liebt; aber dann plötzlich im Kreise der Lacher verstummte er wohl,

— die Stirn ward trüb' und es quoll in's dunkele Aug' ihm
Flimmernd wie webender Schmerz und wie still aufwallende Sehnsucht.

Ein feuchter Strahl unbefriedigten Wollens und Verlangens, der den Seelenkenner durch seine schmerzlich mächtige Gewalt rühren, aber auch mit Sorge erfüllen konnte um den, dessen Kraft noch nicht versucht und erprobt war!

Oder war sie es schon? Hatte er schon tiefere Züge aus dem Becher des Lebens gethan und auf dem Boden seiner Freuden jenen „entsetzlichen Nachgeschmack von Trauer und Schrecken" vorgefunden, aus dessen Vorhandensein Pascal die Armuth des menschlichen Geistes deducirt? Hatte er schon erfahren, wie, nach dem herzbeklemmenden Worte des Dichters

„medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat?"

Wir wußten es nicht, wußten von seinem Vorleben überhaupt so gut wie nichts; es durfte angenommen werden, daß seine Lebenswellen im Ganzen linde dahingeflossen seien und keine schwerere Lasten mit sich geführt haben, als das Leben eines Schulknaben und reifenden Jünglings im Elternhause in sich zu begreifen pflegt. Er selbst war schweigsam über seine Vergangenheit, ist es lange geblieben, ja erst seine autobiographischen Aufzeichnungen von 1869 und 1879 haben mir den volleren Einblick in die Entwickelung der jungen Künstlerseele bis zum Hinaustritt in's Leben ermöglicht. Da ist mir nachträglich manches Dunkle klar, manches Verborgene offenbar geworden. Ein äußerlich stilles und einförmiges Leben in einer alten, wenig regsamen, ja gegen Stürmer und Dränger jeder Art spröde reagirenden Seestadt, die er nicht einmal seine Geburtsstadt nennen durfte; im Kreise einer größeren Familie, die, wie trefflich immer ihre Mitglieder beanlagt waren, auf das Seelenleben des eigengearteten Knaben im Ganzen nur geringen Einfluß auszuüben vermochte; in dem öden Einerlei der Schule, deren Leiter und Lehrer sich an der wissenschaftlichen Förderung der Zöglinge nur allzusehr genügen ließen — eine so stille, anscheinend arme Existenz hatte doch einen köstlichen Kern in sich beschlossen, die träg stagnirenden Gewässer des Alltagslebens eine blühende Insel umgeben, auf die der Darbende sich retten konnte, wenn das ewige Einerlei ihn übermannen wollte; und hier stand ein stiller kleiner Tempel, in welchem der seltsame Knabe tiefaufgewühlten Herzens der Freundschaft und der Kunst opferte.

Der Freundschaft — gewiß! wer hätte seiner liebenswürdigen, enthusiastischen Natur nicht herzliche Freundschaft entgegenbringen, wie hätte er dieselbe nicht mit leidenschaftlicher Hingebung erwidern sollen! Aber auch der Kunst schon? Ja — trotz seines jugendlichen Alters — und mit heiliger Inbrunst, und hatte sogar schon jene bittere Erfahrung kosten müssen, die einem viel späteren Lebensalter vorbehalten zu sein pflegt: nach kurzer, seliger Freude an dem in Jugendfeuer Geschaffenen allmählich aufdämmernde und immer unabweislichere Ueberzeugung von der Nichtigkeit des bisher Geleisteten; peinvolle Unsicherheit in Betreff der Mittel, Besseres zu schaffen; bitterer Zweifel dann an der Begabung selbst; endlich Verzicht auf jenes schmerzlich süße Glück, das die Muse ihm nur um deswillen lockend gezeigt zu haben schien, um es ihm zu lebenslanger Sehnsucht wieder zu entziehen.

Das war der Untergrund seiner derzeitigen Existenz, und so lebte er unter uns dahin, unfroh im Ganzen und des Augenblickes wenig genießend. Verhüllten Schrittes wandelte er mehr und mehr abseits des Weges, auf dem die Menge sich tummelte, Tröstung für sein verschwiegenes Leid fast nur der Natur, der ewig getreuen, entnehmend, deren sinnende Betrachtung Cicero — zum ersten Male mit diesem Wort des Jünglings Innerstes rührend — „eine Nahrung der Seele“ genannt hatte.

Dem flüchtigen Blick des Beschauers erschien sein Treiben seltsam unersprießlich, oft unerklärlich. Unstät trieb sein Lebensschiff auf den Wellen des Tages dahin, und seine Empfindung schaukelte in grellen Contrasten herüber und hinüber. Herzliches Erschließen wechselte mit schüchterner Zurückhaltung; unbekümmertes Dahinleben mit peinlicher Selbstquälerei; hohes Fordern an sich selbst mit nicht minder großer Fahrlässigkeit im Thun und Handeln; leidenschaftliches Versinken in Arbeit und Studium mit völliger Abwendung von den Büchern; zartes bewegliches Empfinden mit abstoßender Gleichgiltigkeit; selbstgewisse Ausschau ins Leben mit verzagender Planlosigkeit, mit halber Verzweiflung.

Voll warmer Theilnahme folgte das Auge der Freunde seinen ungewissen Schritten; aber nur der Tieferblickende, mit der Geschichte der Menschenseele Vertrautere erkannte auch in diesem wogenden Durcheinander widerstreitender Elemente etwas Gesetzmäßiges, ahnte in der trüben Gährung schon den goldenen Wein, der einst mit seinem Duft und seinem Feuer, seiner Kraft und seiner Milde viele tausend Herzen erquicken sollte.

Was ihm das Gleichmaß der Seele am häufigsten störte, war zur Zeit wohl die Unmöglichkeit, sich für einen Lebensberuf zu entscheiden, war die Pein, ein Studium wählen zu sollen, während von allen, die sich zur Wahl darboten, keines sein Herz anmuthete, keines Befriedigung auch nur für die nächste Zeit, geschweige denn für das Leben versprach. Mit leidenschaftlichem Entschluß ergab er sich zeitweise der Jurisprudenz und harrte unverzagt in dem dichten Staube aus, der aus ihren trockenen Lehren aufwirbelte; versuchte wohl gar mit jener dialektischen Kunst, in der er Meister war, sich

und seinen Freunden zu beweisen, es heiße „pulverem Olympicum collegisse" in der Verfolgung eines Zieles, wie es ihm vorschwebe, Mühsale zu erleiden; dann aber verschwand er wieder einmal aus ihren Reihen auf lange Tage oder Wochen — „tauchte unter", wie sie es nannten — und überraschte wiederkehrend die Getreuen mit einer begeisterten Lobrede auf die alten Classiker und deren Studium; erachtete, weisen Aussehens, kritische Sichtung unsicherer Texte für eine Aufgabe „des Schweißes der Edlen werth" und beleuchtete mit warmem Licht den Beruf eines Lehrers, sah im Geist seinen Namen mit vorahnender Befriedigung auf dem Titelblatte der editio princeps einer von ihm aus dem Schutt vergessener Büchereien ausgegrabenen Handschrift! — So seltsam widersprach sich hier in unklarem Lebensdrange der Geist des wunderlichen Jünglings, der seine Altersgenossen — und nicht blos diese — in durchdringender Klarheit sonst so vielfach überragte! Er, der im Grunde seiner Seele dem Wissen nur einen relativen Werth in Beziehung auf das Denken zugestand, verfocht in solchen Momenten den absoluten Werth einer Berufswissenschaft; die freiheitsdurstigste, gegen die Bande der Convenienz fast mit Ingrimm ringende Persönlichkeit begeisterte sich für eine Existenz im engsten Lebensrahmen und antic ipirte selbstbewußt den Spruch Schopenhauers, daß alle Beschränkung, selbst die geistige, den Menschen befriedige, beglücke!

Aber während so sein Geist in drückenden Banden rang, auf ungewissen Pfaden dahin tastete, schaute aus lichter Wolke die Muse sinnenden Auges auf ihren Liebling, und dieser Blick — er verhieß dem Ringenden und Leidenden wohl noch manche ermattende Wanderung über steile Höhen, in dunklen Thälern, „durch die Wüste ohne Wasser, da sein Haar sein Schatten und sein Blut sein Brunnen", aber auch ein endlich Landen am Ziele der Sehnsucht, im Lande der Verheißung:

„longa tibi exsilia et vastum maris aequor arandum,
tum terram Hesperiam venies!"

So ging das Jahr 1847 zu Ende; das neue sprengte den Freundeskreis auseinander; der verhängnißvolle Märzmonat fand nur wenige von ihnen noch in der Hauptstadt; Friedrich Spielhagen erlebte jene aufregenden Tage fern von da in der Heimath. Auch uns hatte die Zeit geschieden; aber unsere Trennung war nur eine räumliche, „obwohl getrennt, schienen wir doch vereint, wie über einen Abgrund hin einander die Hände reichend". Der Verfolg seiner Studien hatte ihn nach Bonn geführt. So lange schon stand seine Sehnsucht nach den sonnigen Gestaden des Rhein; zu allem Schönen, das ihn dort unzweifelhaft erwarten würde, einer lieblicheren Natur vor Allem, hoffte er vielleicht dort auch die Wissenschaften in reizenderem Gewande zu erschauen, als bisher, und durch sie versöhnt zu werden mit der harten Aufgabe, eine von ihnen zur Lebensgefährtin zu erwählen. Auf die Kunst, die einst heißumworbene Geliebte, schien er, da er schied, völlig verzichtet zu haben.

Die Zeit verrann. Wir schrieben 1851, und die ersten schönen

Frühlingstage wehten über die Heimaths-Fluren und Wogen, da trat eines Morgens ungeahnt Friedrich Spielhagen in mein stilles Greifswalder Arbeitszimmer. Er sah blaß und abgearbeitet aus, seine Gesichtszüge erschienen schärfer, seine Augen tiefer als vor Jahren. Doch war ihm wohl, wieder in der Heimath zu sein; die Nähe der See, die er so liebte, entzückte ihn; er hoffte auf schöne Tage voll nachwirkender Frucht und war voll Pläne und Entwürfe. Sein ganzes Wesen erschien ungemein gereift; seine körperliche Erscheinung über seine Jahre männlich; sein Wissen, soviel davon im Gespräch hervortrat, wesentlich bereichert und vertieft; sein Urtheil über Welt und Menschen frappirend klar und besonnen. Wir verlebten köstliche Frühlings- und Sommertage miteinander; bald schloß sich auch, nach Berliner Art, wieder ein Kreis von Freunden an, in dem ihm oft recht wohl wurde. Ueber die praktischen Ziele seiner Studien sprach er ungern; er schien nach manchem peinvollem Schwanken endlich doch dem Lehrfach treu geblieben zu sein, — freilich in s e i n e r Weise, die nicht ebenso die Weise der Unterrichts-Behörden zu sein pflegt — und gedachte zunächst eine wissenschaftliche Arbeit zu Prüfungszwecken abzufassen. Aber hier kehrte das alte Zaudern und Schwanken wieder: so sehr er durch reiches Wissen und Schärfe des Urtheils unzweifelhaft dazu befähigt war, konnte er doch sich für kein Thema entscheiden, noch weniger Hand anlegen. Es war, als graute ihm vor diesem ersten Schritte in die Gebundenheit des Berufslebens, und so sehr ich zum Entschluß drängte

„fungens vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet —“

verschob er das lästige Unternehmen von einem Monat in den andern.

So ging der Sommer hin, schön und inhaltsreich für seine Freunde, die seiner Gesellschaft nicht müde werden konnten. Auch gewährte sein Umgang seltenen Reiz; ein Gespräch mit ihm war ein Genuß und zog aus seinem Innern Schätze von Gedanken und Einfällen hervor; ging es auch vom Allernächsten und Alltäglichsten aus, so zog es doch schon nach wenigen Minuten größere und immer größere Kreise, erhob sich, getragen vom Schwunge seiner energisch aufstrebenden Natur, ehe man sich dessen versah, in die Sphäre der Ideenwelt.

Als neues Entwicklungsmoment beobachteten die Freunde einen ihm früher fremden leidenschaftlichen Zug zum Humor. Mit Vorliebe las und studirte er die englischen Humoristen und zeichnete fleißig seine Wahrnehmungen über Lebensanschauung und Darstellungsweise derselben auf; mit Interesse auch die älteren deutschen Humoristen, die er gerne mit jenen verglich. Lichtenbergs Werke kamen lange Zeit nicht von seinem Tische. In dieser Zeit, die überhaupt reich war an Keimen zu späterer Blüthe und Frucht, wurzeln auch, wie ich meine, die später ausgeführten trefflichen Arbeiten „Ueber den Humor als Uebergangsstufe“, über W. M. Thackeray ꝛc.

Die ganze Richtung, welche sein Seelenleben genommen, deutete auf

schwere innere Kämpfe, die die Jahre unserer Trennung ausgefüllt und ihn vornehmlich zum Manne gereift haben mochten; deutete darauf hin, daß er auf der Uebergangsstufe zweier geistiger Sphären angelangt sei. Es ist wohl mehr als eine allgemeine Bemerkung, richtiger ein aus der eigenen Seelengeschichte geschöpftes Bekenntniß, wenn er in der oben erwähnten Abhandlung über den Humor später schrieb: Der Jüngling kennt den Humor nicht, so lange er noch an die Verwirklichung seiner Ideale glaubt und in diesem Glauben kühn hinaussteuert auf das hohe Meer des Wollens und Wagens. Aber auf der Stufe, wo sich in dem unausbleiblichen Kampfe mit den Stürmen, die nun hereinbrechen, aus dem Jüngling der Mann entwickelt; in der Zeit, wo die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ihm eine schöne Hoffnung nach der andern zertrümmern und er noch nicht zur vollen Erkenntniß gekommen ist, daß diese schöne phantastische Spiegelung, die ihm die reale Welt verdeckte, versinken mußte, wollte er überhaupt jemals ein Mann werden — auf dieser Stufe, in dieser Zeit treibt der Humor die üppigsten Blüthen, lächelt der Jüngling-Mann in seinen Schmerz hinein, witzelt er über seine Verzweiflung so lange, bis er mit sich und der Welt ins Reine gekommen ist.

Daß dieser Humor an der Sentimentalität sein nothwendiges Complement hatte, begreift sich leicht. Oft genug vertrug sein Schmerz den lächelnden Witz nur schwer, und die „Lyrik des Herzens" machte sich in ergreifender Weise Luft. Kleine Lieder aus jener Zeit sind wie getaucht in tiefstes leidvolles Empfinden, „beredte Pulsschläge; Thränen, die da sprechen, indem sie fallen, Seufzer, die zu gehauchten Worten werden und irrend durch die Luft ziehn". Goethes Werther war ihm noch immer ein heiliges Buch, aus dem er ohne heftige Erschütterung nicht einmal vorzulesen vermochte. Der schöne Brief vom 3. November: „Weiß Gott, ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsch, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen", rührte ihm immer die Seele bis zur Fassungslosigkeit, und bei den Schmerzensworten: „O! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackirtes Bild, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Mensch vor Gottes Angesicht steht, wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer" mußte er sich abwenden; denn Thränen verdunkelten sein Auge, erstickten seine Stimme.

Nach solchen Erlebnissen, die ihn gewöhnlich für längere Zeit in sich selbst zurückdrängten, war es dann wieder interessant, den seltsamen Jüngling aus der Stille seiner Eremitenklause, deren Fenster auf den einsamen Marienkirchhof hinausgingen (es ist dasselbe Zimmer, in welchem Paul den Besuch seines Freundes, des „Bagger-Inspectors" empfing und von wo aus er „auf die Düne" des Nebur übersiedelte), ich sage, war es interessant, ihn aus seiner Klause hervor sich in die lärmenden Kreise ländlicher Gastlichkeit stürzen zu sehen und ihn inmitten eines Gesellschafts-Cirkels zu beobachten,

unter dessen Theilnehmern Schopenhauer viel „Fabrikwaare der Natur“ gefunden haben würde. Auch in solcher Umgebung konnte er sich dann außerordentlich wohl fühlen, und virtuos war die Art und Weise, mit der er sich zu jenen wackeren Leuten in ein Verhältniß zu setzen wußte. Mit reichen Gutsbesitzern und armen Tagelöhnern, mit gebietenden Oberförstern und frohnenden Haideläufern, mit Schiffscapitänen und Matrosen, mit der Baronesse auf dem Schlosse wie mit der ortsarmen Wittwe im Hirtenhause — mit Allen verkehrte er gleich sicher und freundlich, Allen gegenüber fand er den rechten Ton, und die Leute hingen an seinem Munde, so lange er sprach, folgten ihm mit den Augen, wenn er schied. Shakespeare's Wort: „Er ist von sanftem Gemüth, voll edlen Trachtens, — von Jedermann bis zur Verblendung geliebt“, war wie für ihn geschrieben.

Geliebt — ja, und nicht bloß von jenen ärmeren Mitgliedern der misera contribuens plebs. Auch schöne, vornehme Augen folgten tieferen Interesses seinen Schritten; edler Frauen Huld wuchs reich und blühend an seinem Wege, Herz und Sinne ihm hold umduftend — doch still davon! — Wir stehen hier auf dem Boden seiner „Problematischen Naturen“, wo Alles erlebt, Alles Wirklichkeit ist — überzogen freilich mit jenem köstlichen Metall, von dem ein wenig schon, kunstvoll gedehnt, hinreicht, um Welten zu vergolden, mit dem Golde der Poesie! — —

So war der Sommer endlich abgeblüht, und wie die Kraniche hoch oben in sonniger Herbstluft ihren Zug begannen, brach auch er auf und zog davon. Zunächst in seine nahe Vaterstadt, um dort weitere Lebenspläne mit den Angehörigen zu vereinbaren; dann nach einem mehr als vierjährigen Studium drängte die Zeit allerdings zu einem äußeren Abschluß. Seine Freunde durften hoffen, daß er unter Einwirkung der Eltern, denen er mit tiefer Liebe und Zärtlichkeit zugethan war, sich nun unverzüglich zur Ablegung der vom Staat erforderten Prüfungen entscheiden werde, und sahen ihn um deswillen leichteren Herzens ziehn. Habilitation an einer Universität schien dann die nächste Consequenz, die Gelehrten-Republik einer Hochschule der geeignete Schauplatz für eine Lehrkraft von dem Feuer und der Vielseitigkeit, wie sie ihm eignen. Seine glänzende Redegabe schien noch ein besonders schwerwiegendes Pfand für Erfüllung unserer Hoffnungen zu bieten. — So zog er davon.

Monate vergingen, ohne daß ein Laut von ihm herüberdrang, und schon argwöhnten die Freunde, er sei ohne Abschied und ohne Mittheilung über die nächsten Lebenspläne wieder in die Ferne gezogen, als plötzlich eines Tages ein Brief voll überraschendsten Inhaltes anlangte. In bitter-humoristischer Weise theilte er den Getreuen mit, daß sein Plan, sich den „Erziehern des Menschengeschlechtes“ beizugesellen, auf dem Punkt stehe, sich zu realisiren. Nur werde er zunächst mit einem Menschen, und zwar einem noch recht jugendlichen beginnen. Er gehe damit um, die Leitung und Erziehung eines Knaben zu übernehmen, dessen Unterricht fern von der

Stadt und den öffentlichen Schulen die Umstände geböten. Er glaube im Stande zu sein, die etwa aus dem Verhältniß erwachsenden Unliebsamkeiten zu beherrschen und zu beseitigen, und gewänne für sich Zeit zu Studien, die ihm neuerdings interessant geworden seien. Wir sollten nicht irre an ihm werden.

Das wurden wir nun freilich nicht; aber wir sahen ihn mit Bekümmerniß in ein Verhältniß eintreten, für das ihn seine ganze Natur wenig eignete, für welches er, so zu sagen, zu gut erschien. „Pegasus im Joche!“ das war so etwa der Grundton, auf den die Unterhaltungen der Freunde, wenn sie seiner gedachten, gestimmt waren, und herzliche Besorgniß machte sich in Warnungen, Mahnungen und Vorschlägen, die in dicken Briefen nach der alten Hansestadt hinüber flogen, unverzüglich Luft. Aber sie blieben ohne Erfolg. Das Gefürchtete war schon geschehen und — „non haec sine numine divom“.

Von der geistigen, speciell poetischen Frucht jener Lebensperiode wird später zu sprechen sein; für jetzt nur soviel, daß das Leben und Treiben seiner neuen Umgebung ihm Veranlassung wurde, das Verhältniß der einzelnen Stände zum Staat, speciell zum preußischen Staat, genauer in's Auge zu fassen und ihre Rechte und Pflichten abzuwägen; Beobachtungen, die alsbald weitere Kreise um sich zogen und den grübelnden Geist des jungen Denkers allmählig zu erneuertem, nun vertieften Studium von Staatsrecht und Rechtsphilosophie lockten. — So füllte sich in diesem Zeitraum der „Dienstbarkeit“ manche Lücke in seinem Wissen, manche auch in seiner Welt- und Lebenserfahrung, und mit gesammelterer Kraft schritt er wieder in's Leben hinaus, da jene Periode sich schloß. Ach! er sollte jene vollere Kraft nur allzubald gebrauchen. Leid und Tod ersahen sich sein Vaterhaus, Schmerzen und Sorgen sein Herz zum Ziel. Als er abermals sein Antlitz der Ferne zuwandte und den Staub der Heimat von seinen Sohlen schüttelte, da zog er wohl frei wie der Vogel davon, aber wie einer, dem der Sturm das Nest zerstört hat, und der nun klagend von Baum zu Baum, von Wald zu Feld zieht, die neue Heimath, die erst zu bauen war, zu suchen.

Der harte Kampf mit dem Leben, der nun anhob, entzog Friedrich Spielhagen auf Jahre hinaus meinen Augen. Der briefliche Verkehr war abgerissen; meinem Verlangen, von seinem Leben und Schaffen, von seinen Leiden und Freuden Kunde zu erhalten, genügten nur sparsam jeweilig, meist in großen Zwischenräumen, durch dritte Hand mir zukommende Nachrichten, die bei aller Dürftigkeit aber wenigstens hinreichten, seinen Freunden die tröstliche Gewißheit zu geben, daß er stark und aufrecht bleibe im Sturm und „den Wolf von seiner Thür treibe wie ein Held“. — Wieder nach langer Pause kam dann die Mittheilung, daß er literarisch thätig sei, daß er sich in englisch-amerikanische Literaturstudien vertieft habe und, mit außerordentlicher Beherrschung der Sprache, musterhafte Uebersetzungen liefere, endlich — ersehnte, lang erwartete Nachricht — daß er selbst producire,

dichterisch schaffe! Fortan war ich ruhiger über sein Schicksal. Ich fühlte, daß er das eigentliche, ihm bestimmte Feld der Thätigkeit gefunden; ich kannte die ungemeinen Kräfte, die er hier zur Verwerthung bringen konnte; wußte, welche hohen Ziele er der Kunst steckte, welche Anforderungen er an den Dichter erhob, und durfte mich der schönsten Hoffnungen getrösten.

Mit prüfender Kraft stieg er von Geringerem zum Höheren und Höchsten auf. Die ersten Veröffentlichungen, 1857 und im nächstfolgenden Jahre an's Licht tretend, waren die Novellen Clara Vere und Auf der Düne, Studienblätter, wenn man so will, für die Ausführung großer figurenreicher Vorwürfe, die der junge Künstler in gestaltender Seele trug, und die, hinausflatternd in die Oeffentlichkeit, ihm das belehrende und fördernde Urtheil der Wissenden einbringen sollten. Aber was er an Kritik über die genannten Dichtungen vernahm, konnte ihn wenig fördern; Kunstrichter von jener traurigen Gattung, die als Zweck des Beurtheilens einzig das Verurtheilen erachtet, übten ihr Handwerk mit gewohnter Frische auch an den beiden Erzählungen, und ohne Empfindung für die reizvollen Schönheiten, namentlich der zweitgenannten (eigentlich eine Episode aus den „Problematischen Naturen"), verwarfen sie dieselbe um einiger Anfänger-Mängel willen völlig und stellten dem jungen Dichter für fernere künstlerische Thätigkeit das übelste Prognostikon.

Das lesende Publikum bestätigte dieses abwehrende Urtheil der literarischen Zionswächter nicht, vielmehr fanden diese Erstlingsgaben überall die freundlichste Aufnahme, erweckten für den Dichter die größten Hoffnungen und verbreiteten sich nach und nach in sechs starken Auflagen überall hin, wo deutsche Dichtung geschätzt wird. Der Verfasser aber, belehrt nun über den großen Unterschied, der zwischen dem Urtheil der Fachkritik und demjenigen des Publikums nur allzuoft zu Tage tritt, sammelte jetzt seine ganze Kraft in einem Punkt und trat, als seine Kritiker eben zu der wohlthuenden Ueberzeugung gelangt waren, daß er vor der Schneidigkeit ihres Urtheils „die Flinte ins Korn geworfen habe", mit dem Roman „Problematische Naturen" vor das deutsche Volk.

Wer, der jene Zeit geistigen Druckes, politischen Unvermögens, wüstester Reaction in Staat und Kirche mit erlebt hat, entsänne sich nicht des außerordentlichen Eindrucks, den das wunderbare Buch damals in allen Kreisen der deutschen Leserwelt hervorrief? Er grenzte nahe genug an die Wirkung jenes Büchleins, in welchem, vor 85 Jahren, Werthers „vielbeweinter Schatten"

Hervor sich wagte an des Tages Licht.

Und nicht mit Unrecht! Dort wie hier verhalf der Dichter einer im Leid verstummten Generation zum Ausdruck: hier wie dort brach, was Aller Herzen erfüllte, in erschütterndem Seelenlaut hervor; hier wie dort löste sich der Dichter selbst vom lähmenden Druck übermächtiger Leidensempfindung, um fortan klar und fest, bewußten Zieles seine Kraft geltend zu machen, wo immer sie erfordert wurde zum Wohle, zur Ehre des Vaterlandes.

Daß die Wirkung der „Problematischen Naturen" vor Allem in der heimischen Provinz eine beispiellose war, begreift sich leicht, und für den,

der noch einer besonderen Begründung bedarf, hat sie Friedrich Spielhagen selbst — freilich ohne an sich dabei zu denken — in seiner trefflichen Würdigung Fr. Reuters überzeugend gegeben. Ja — ein Dichter, der seine Seele so zu einem hellen Glase schleift, daß sich Himmel, Erde und Luft und die Menschen seiner Heimath wiederspiegeln, kann seines Erfolges gewiß sein. Es ist aber die Eigenschaft jedes Spiegels, daß er aufnimmt, was nur immer unter einem bestimmten Winkel in ihn fällt, und genau so ist es mit eines Dichters Seele. Du bist mein, sagt er zu Allem, was er sieht, was er hört, was er selbst erlebt, was Andere erleben. Du bist mein, denn ich will nichts von dir, als dich dir selbst zurückgeben, dir deinen Platz anweisen in der Reihe der Lebendigen, die ich an dir vorüberführe. Der Lebendigen und — der Todten; denn auch sie sind mein. Mein ist die ganze Seele meines Volkes, wie sie, sich immer wieder neu erzeugend, in geheimnißvoller Folge von einer Generation auf die andere vererbt, stets die alte, und doch ewig jung, stets dieselbe und doch immer wieder eine andere! —

Daß sich trotz so hoher Auffassung seines Dichterberufes in die Zurufe der Bewunderung auch mancher verdrießliche Laut, mancher Tadel, manche Klage wegen persönlicher Kränkung durch die Dichtung mischte, brauchte eigentlich kaum erwähnt zu werden. Ein unbestechlich klarer Spiegel hat etwas Unbehagliches für den, der plötzlich unvermuthet sein Bild in demselben gewahr wird — oder wenigstens eins, das dem seinen verzweifelt ähnlich sieht, — und der Dichter, der es doch nur mit der Gattung zu thun hatte, ladet sogar leicht den Zorn des Individuums auf sich. Spielhagen theilte — und theilt bis auf den heutigen Tag — dieses Loos mit den größten Romanschriftstellern, Dickens voran; Beide haben auf Grund ihrer Dichtung selbst von Nächststehenden kurzsichtigen Groll zu bestehen gehabt; Beiden gegenüber ist — und wenn recht verstanden, nicht mit Unrecht — jenes an Keßner gerichtete Wort: „Sauf le respect pour votre ami, mais il est dangereux d'avoir un auteur pour ami“ wiederholt geltend gemacht: Beide haben es, um ihrer großen Zwecke willen, leicht getragen.

Um ihrer großen Zwecke! Spielhagens Roman ragt wie ein Grenzzeichen auf, gesetzt, um dem Wanderer kund zu thun, wo ein todtes, Tod aushauchendes Moor endet, wo fester lebendiger Ackerboden beginnt; liegt wie eine Abrechnung da mit einer Zeit, die an corrumpirender Wirkung ihres Gleichen sucht in der preußischen Geschichte; warnt ahnungsvoll trotz aufdämmernder günstigerer Aspekten und lichteren Horizontes vor einem Zurücksinken in das alte, kaum überwundene Elend. — Nicht ohne hohen Schwung, nicht ohne große Schärfe, nicht ohne jeweilige Ungerechtigkeit wider den Gegner. Aber „die Liebe zur Freiheit“, sagt mit Recht Gutzkow, „ist wie jede edle Leidenschaft oft ungerecht“, ja sie kann kaum anders, sofern ihr Pathos der tiefinnersten Ueberzeugung entströmt, daß nur Eines noth ist, dieses aber ganz und voll und unverkümmert! Auch der größte Patriot vermag sich von

jeweiliger Ungerechtigkeit nicht frei zu halten, und dieser oft am wenigsten. Daß Friedrich Spielhagens Romane aber — vom ersten bis zum letzten — nach Gesinnung und Ueberzeugung, nach Schaffensdrang und Ausführung patriotische Thaten sind, so gut wie die bewunderten Leistungen großer Staatsmänner und Feldherren, gerichtet, mit Hintansetzung privater Freuden und Leiden, einzig und allein auf die Förderung der wahren Größe, des Ruhmes und der Ehre des Vaterlandes, das wird jetzt wohl nur der noch leugnen können, der überhaupt unfähig ist, in die Idee eines großen Kunstwerkes einzudringen, oder — der Patriot der Gegenpartei, dessen edle Leidenschaft, wie wir sahen, fast das Privilegium der Ungerechtigkeit für sich in Anspruch nehmen darf! — Freilich sind es patriotische Thaten, die — bei uns wenigstens — keine äußere Anerkennung, kein Ehrenzeichen, wie sie der Staat verleiht, keine Würde, die etwa eine höhere Rangklasse erschlösse, erwecken; sie tragen ihren Lohn, ihre Ehre, ihre Würde in sich selbst. Dem Dichter genügt es, daß

„Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Capitel an die Brust ihm hängt!"

Und will er durchaus einmal an einen Hof gehen, in einen Thronsaal treten, sich im Glanze der Krone sonnen, nun — so ist da der Palast des Wolkensammlers Kronion sammt der geräumigen Halle,

„der glänzenden, welche Hephästos
Zeus, dem Vater, gebaut mit klugem Geist der Erfindung"

und hier hat er freien Eintritt, fast Heimathsrecht. War es doch Zeus selbst, der für die Poeten von jeher eine Schwäche hatte, welcher ihm die Einladung ein für alle Male ausgestellt:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Er mag sie oft genug benutzen, wenn es ihm danach um's Herz ist!

Aber in so vornehmer Umgebung war es nicht, wo ich Friedrich Spielhagen nach langer Trennung wiedersah; unsereins hat da oben keinen Zutritt. Es war ein einfaches Zimmerchen in der Schöneberger-Straße in Berlin, wohin er seit dem beispiellosen Erfolge seiner Romane „Problematische Naturen" und „Durch Nacht zum Licht" von Hannover aus übergesiedelt war, und ebenso einfach und schlicht war der Bewohner desselben. Ich sollte sagen, die Bewohner; denn ich fand den glücklichen Poeten verheirathet und zufrieden ruhend in dem Genuß seines doppelten Glückes. Ruhend, doch nicht unthätig! Difficilis in otio quies! Das Wort wäre ihm wie aus der Seele geschrieben gewesen. Inmitten äußerer Muse wogte und arbeitete es in seinem Innern um so reger, trug er sich mit großen, weitgehenden Plänen, wallte sein Herz gleicherweise von Liebe und von Haß. Die Zeit war darnach angethan, beide in Bewegung zu setzen. Die schönen jungen Blüthen, welche der erste Sonnenblick der „neuen Aera" hervorgelockt, waren schnell dahingewelkt; jetzt fuhr der eisige Wind der Conflicts-Zeit über die

öde Flur, und männiglich rüstete sich, demselben Stand zu halten, womöglich ihn zu bekämpfen. Auch der Poet klirrte in Wehr und Waffen. Der alte böse Feind, den er schon in jenen Tagen, wo er seinen Beruf „als Erzieher der Menschheit“ vorläufig an einem und noch dazu sehr schwachen Individuum erprobte, durchschaut zu haben glaubte und in den beiden ersten großen Romanen so leidenschaftlich bekämpft hatte, war wieder auf dem Plan, und statt des einen abgehauenen Hauptes waren ihm zahllose neue gewachsen: da galt es, wacker sein und sein Schwert locker in der Scheide halten. Der Adel, das Junkerthum sammt Allem, was an brutalem Egoismus sich ihm anschloß. — Hier lag für ihn der böse Wurm, ein starker, gefährlicher Hüter des Unheilquells, der zu verstopfen war; denn

„Hac fonte derivata clades,
In patriam populumque fluxit“;

gegen ihn mußten Speer und Schwert von Neuem erhoben werden, und seine Hände feierten nicht. Ein neuer großer Roman war in der Anlage, zum Theil schon in der Ausführung fertig, und er trug als Kriegserklärung:

> „Wehe dem Volk, das tief genug gesunken ist, um im entscheidenden Augenblicke über seine Aufgabe ungewiß zu sein! Ihm ist dauerndes Elend, gänzliches Verderben gewisses Loos. Das Schicksal Polens, das seinen Staat seiner Aristokratie zum Opfer brachte, steht ernst warnend an der Schwelle des Entschlusses, der den Staat dem Stande unterordnet“.

Aber sein Köcher rasselte von mehr als einem Pfeil. Gleichzeitig trat ein langgehegter, von glühendem Patriotismus eingegebener Plan ins Leben; es erschien, mit Spielhagens Namen an der Spitze, ein Journal freisinnigster Richtung, idealsten Strebens: die „Deutsche Wochenschrift“.

Nicht ohne Bewegung nehme ich den schwachen Halbband, der die ganze Lebensdauer des trefflich projectirten und von tüchtigsten Mitarbeitern geförderten Journals umfaßt und in sich begreift, nach langen Jahren wieder einmal zur Hand. Wie viel Hoffnungen und wie viel Täuschungen, wie viel freudige Arbeit und wie viel freudloses Ermatten schlummert zwischen diesen Blättern, die der Verfasser vertrauend widmete „den Männern, die sich in ihrer rastlosen Arbeit um des Vaterlandes Wohlfahrt unterstützt sehen möchten; den Frauen, die da begriffen, daß ihr Blick in unserer Zeit noch etwas über Kammer und Küche hinausreichen müsse; den Jünglingen, die frisch von den Urquellen der Schönheit in den Dichtwerken der Alten in die staubige Arena des öffentlichen modernen Lebens treten; und allen den Mühseligen und Beladenen, die des Tages Last und Hitze allzusehr ermattet, um sich noch mit den „Tagesfragen“ eingehend zu befassen, und die doch nicht achtlos daran vorübergehen möchten noch könnten!“ Allen wollte die Wochenschrift in ihrem Streben rathend, helfend, erheiternd, auch wohl tröstend zur Seite stehn — und nun? Nach sechs Monaten spritzte der Herausgeber müde die Feder aus und warf sie auf das letzte Blatt: Den Abschied vom Leser. Nach sechs Monaten verkündete der Verleger, daß „um vielen ausgesprochenen Wünschen entgegen zu kommen die deutsche Wochenschrift von jetzt an eine

Monatsschrift werden, und daß der Schwerpunkt des Unternehmens fortan im Roman liegen würde". — Die „Deutsche Wochenschrift" war todt; aus ihrer Asche stieg lächend die „Deutsche Romanzeitung".

Der Poet schüttelte den Kopf. Die Zeit war seinem Ideal nicht reif. Die ungeheure Mehrzahl der Nation vegetirte politisch noch immer in einer grauen Dämmerung, krankte noch immer an dem alten Indifferentismus, der wesentlich eine Folge mangelnder Einsicht war, ja erschrak fast vor der Charakteristik der Wochenschrift als eines „belletristischen Organs der deutschen Fortschrittspartei". War denn der „Fortschritt" nicht Allen so nothwendig zum Leben und Gedeihen, wie das Licht der Sonne am Himmel! Und hatte er nicht zur Genüge ausgesprochen, welchen Fortschritt seine Publicistik wie seine Dichtung im Auge habe! Diente er mit Beiden nicht einem Publicum, das kaum kleiner sein durfte, als das ganze Volk; strebte nicht jedes Wort, jede Zeile, die er schrieb, dem einen gemeinsamen Ziele zu: der Ehre und Größe, dem Ruhm und der Macht des Vaterlandes! — „Es würde dem Herausgeber", so hatte er gesprochen und empfunden, „der, als Romanschriftsteller (ganz abgesehen von dem Werth oder Unwerth seiner Leistungen) doch immerhin „ein Halbbruder des Dichters" ist, schlecht anstehen, wenn er von der souveränen Hoheit der Poesie einen so gar geringen Begriff hätte, daß er sie ohne Weiteres einer politischen Partei als gehorsame Sclavin ausliefern könnte. Er weiß sehr wohl, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichniß", und daß es des Dichters höchste, ja streng genommen, einzige Aufgabe ist, dieses Gleichniß zu deuten, den unvergänglichen ewigen Sinn desselben zu enthüllen. Er weiß sehr wohl, daß der Dichter ein Priester des Schönen, daß der Dichter ein Zeuge ist, der, wenn einer, in dem großen Proceß der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu reden hat; er weiß sehr wohl, daß, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, und nicht, worauf der Peter oder der Paul so hitzig versessen sind, das große unantastbare, unveräußerliche Reich des Dichters ist; schließlich hat er das Wort des Sängers wohl gelesen und wohl begriffen, das Wort: der Dichter steht auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei".

Wir wollen der hohen Würde der Dichtkunst also nicht vergessen. Wir wollen aus dem reinen Golde der Poesie kein politisches Capital schlagen, wenn wir es nicht können, ohne darüber zum Falschmünzer zu werden; wir wollen nicht vergessen, daß wir jeder Partei, die es ehrlich meint, und vor allem der Partei, zu der wir uns bekennen, am besten dienen, wenn wir die ewigen Wahrheiten, die des Menschenlebens eigentlicher Inhalt und Gehalt sind, zum möglichst vollendeten Ausdruck bringen; und wenn ja einmal unsere Hand vor leidenschaftlicher politischer Erregung zittern sollte, so wollen wir wieder und wieder auf die Heroen unserer Dichtkunst weisen, immer wieder daran erinnern, daß nur, wenn wir die leuchtenden Spuren derer verfolgen, die für alle Zeit gelebt haben, der wahre und rechte Fortschritt möglich ist.

Aber freilich: wir wollen auch nicht vergessen, daß es, mit den Worten des größten Dichters zu sprechen, wie des Schauspiels, so aller Kunst „Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“; wollen nicht vergessen, daß nur der Dichter für alle Zeit gelebt hat, der den Besten seiner Zeit genug that; daß der Dichter den Besten seiner Zeit aber nicht genügt, wenn er sich kalt und gleichgiltig von dem abwendet, was die Geister und die Herzen seiner Zeitgenossen bewegt, sondern wenn er mit dem vollen Verständniß der Strebungen der Gegenwart die wärmste Sympathie für Alles verbindet, was sie erfüllt. Wir wollen dem Leser keine Menschen vorführen, die eben so gut im Monde als auf Erden leben könnten, nein: „ein Geschlecht, das ihm gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich“. Wir wollen, soweit es unsere schwachen Hände vermögen, hineingreifen ins volle Menschenleben und die Menschen menschlich nehmen, wie sie nun einmal sind. Wenn dabei Manches zur Sprache kommt, was dem beschränkten Unterthanenverstande ewig verborgen bleiben sollte, wenn dabei schlechte Menschen und schlechte Musikanten den Lohn empfangen, der ihnen gebührt; wenn wir die Heuchelei brandmarken, wie sie's verdient, und den brutalen Egoismus — diese Pest der Menschheit — an den Pranger stellen, an den er gehört, — wenn dies und anderes der Art geschieht, so trete Keiner auf und sage: wir dienten geflissentlich einer Partei; der Pfeil würde auf den Schützen zurückspringen. Schlimm genug für die Partei, der wir in unserm Kampf für die dreimal herrliche Majestät des Guten, Wahren und Schönen nicht dienen, und Heil, dreimal Heil der Partei, welche die erhabene Kritik der Dichtkunst, vor der Könige zittern, nicht zu scheuen braucht, weil sie sich bewußt ist, das Rechte zu wollen“.

Ich habe den Dichter sprechen lassen, weil Niemand, wie er selbst, uns sein innerstes Leben, Sinnen und Trachten voll enthüllen; weil Niemand, wie er selbst, uns die ganze Tiefe und Fülle seines Herzens erschließen kann. Und jenes innerste Leben, Sinnen und Trachten, wie es sich hier in wenigen schwerwiegenden Worten ausspricht, finden wir es nicht wieder in allen Werken und Dichtungen Friedrich Spielhagens! Und jenes hier sich erschließende tiefe und starke Herz des Dichters, ist es nicht das Herz Bertrams, das über die Werther-Empfindung privater Freuden und Leiden hinaus dem Ruhm und der Ehre und der Größe des Vaterlandes hingegeben, für dasselbe gewirkt hat unentwegt und unbeirrt bis auf den heutigen Tag! Und sind nicht seine Dichtungen patriotische Thaten wie irgend welche! Er selbst nicht ein Dichter der Nation? — — aber ich vergesse, daß er ein deutscher Dichter ist, und daß von diesem noch heute das bittere Wort gilt:

„Mag man zum Dichter geboren sein,
Zur Anerkennung muß man gestorben sein!“

Ein Brief an den Herausgeber

— zur Zeit in Wiesbaden. —

Von

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung.

Von den Geheimnissen des Handwerks soll bekanntlich ebenso wenig etwas verrathen werden, wie von andern Geheimnissen. Diesmal wird es uns aber zur Pflicht gemacht, aus der Schule zu plaudern, und wir bitten unsere Gönner und Freunde schon im Voraus um Absolution.

Daß die Schriften oft ganz wunderbare Geschicke haben — habent sua fata — ist sprüchwörtlich. Aber nicht nur das Lebensschicksal der fertigen Bücher, auch die Vorgeschichte der entstehenden ist oft ganz eigenthümlich: und fast ein jedes Zeitungsblatt, ein jedes Monatsheft wie dieses könnte einen kleinen Roman von sich erzählen.

Also: das Material, welches das vorliegende Heft von „Nord und Süd" bildet, war geordnet, gesichtet, — war vollständig, bis auf den Aufsatz unseres Mitarbeiters Ziemssen, den einzigen, der wegen des Bildes unentbehrlich und unersetzlich war. Wir hatten uns mit unbedingter Sicherheit darauf verlassen, daß Dr. Ziemssen den vereinbarten Termin innehalten würde, und hatten uns bei seiner uns bekannten Zuverlässigkeit darauf verlassen dürfen. Der zur Ablieferung des Manuscriptes festgesetzte Tag war aber längst vorüber, und der Tag, an welchem die redactionellen Arbeiten abschließen müssen, rückte bedrohlich nahe. Erstaunte Anfrage von Seiten der Redaction, wo denn das Manuscript bleibt? Noch erstauntere Antwort unseres Mitarbeiters: es sei längst abgegangen. Nutzlose Hin- und Herschreiberei. Durch einen tückischen Zufall ist der Aufsatz abhanden gekommen und nicht wieder aufzutreiben. Ziemssen erbietet sich zwar, in freundschaftlichster Weise, den Aufsatz noch einmal zu schreiben, aber für das October-Heft wird es nun zu spät. Die Herstellung eines andern Porträts ist in der Kürze der Zeit aus technischen Gründen nicht zu ermöglichen. Und das Porträt Spielhagens ohne eine Würdigung des Dichters und ohne einen Beitrag von ihm selbst zu bringen, ist ebenso unthunlich. Wo ist der Retter aus der redactionellen Bedrängniß? In unserer Noth schreiben wir an Spielhagen, ob er nicht selbst mit zwei Worten den Unfall, der uns betroffen, erklären wolle? Wenn der Name Spielhagen in dem Hefte genannt sei, so habe das Porträt doch ungefähr und wenigstens eine formelle Berechtigung, und unsere Leser würden bis

Digitized by Google

zum nächsten Hefte sich freundlich gedulden. Auf den Brief erfolgt die erbetene umgehende Antwort nicht. Erklärung: Fr. Spielhagen stärkt seine Nerven am Strande der Nordsee.

Da auf einmal wendet sich das Blatt. Ziemssen hat uns zu Liebe das unmöglich Erscheinende doch noch zu ermöglichen gewußt und in unglaublich kurzer Frist für die verloren gegangene Arbeit Ersatz geschafft. Und nicht blos das: inzwischen hat auch Spielhagen unsern Brief erhalten und in freundschaftlich collegialischer Weise unserm Wunsche entsprochen. Aus einer Verlegenheit in die andere, aber diesmal die angenehmere, l'embarras de richesse.

Nun, wir gestehen es ohne Scheu, daß wir es nicht über's Herz gebracht haben die aus freundlicher und liebenswürdiger Gesinnung hervorgegangene Improvisation eines unserer namhaftesten und bedeutendsten Schriftsteller bei Seite zu werfen. Und wir hoffen uns im vollen Einverständnisse mit unsern Lesern zu wissen, wenn wir uns die Freude, Friedrich Spielhagen, der als Herausgeber einer andern Monatsschrift für „Nord und Süd" leider nicht thätig sein kann, ausnahmsweise als gelegentlichen Gast unter unsern Mitarbeitern begrüßen zu dürfen, durch nichts verkümmern lassen.

Die Redaction.

Norderney, den 13. September 1880.

Verehrter Freund!

Das kommt davon, daß die deutschen Zeitungen die Thathandlungen der Schriftsteller während der Ferien nicht ebenso sorgsam registriren, wie die der Sänger und Schauspieler! Während mich Ihr Brief aus Wiesbaden vom 10. vorgestern in Berlin suchte, findet er mich endlich heute, am 13., in Norderney! Und doch lag Ihnen so viel daran, daß die Hiobspost rechtzeitig in meine Hände kam! Die den „Eilboten" beflügelnde Fünfundzwanzig-Pfennig-Marke neben der obligaten bezeugte es. Armer Freund! Heimgesuchter Redacteur! Es ist auch wirklich zu arg! In der langen stattlichen Reihe der Porträts mehr oder weniger bekannter literarisch oder sonst wie notorischer Persönlichkeiten, welche der glänzende künstlerische Schmuck von „Nord und Süd" seit Anbeginn gewesen, sollte in der Jahre Umrollung auch ich meinen Platz finden, und einen ausgezeichneten dazu, nämlich im Quartalheft. Nun ist freilich das Porträt sorgsam vorbereitet und fix und fertig; aber — furchtbares „Aber", dem Thackeray gelegentlich einen seiner geistreichen, melancholischen Excurse widmet, die ich als grämlicher Kritiker so unnachsichtlich verdamme und als harmloser Leser so unendlich goutire, aber es fehlen die Zuthaten, wie der Schneider sagt. Jene Zuthaten, durch welche Sie Ihre Leser so schrecklich verwöhnt haben: Erstens, aus der Feder eines kundigen Mannes das literarische Bild des Porträtirten, Zweitens, aus der Feder des Porträtirten selbst ein Beitrag; ein Gedicht, ein Aufsatz, irgend was, womit der Ausgezeichnete vor dem geehrten Publikum gewissermaßen seine hochachtungsvolle Verbeugung macht. Sie, werther Freund, hatten dem nach seiner Karlsbader Cur Erholungsbedürftigsten sogar diese

keine Mühe ersparen wollen, ihm großmüthig den geringen Tribut erlassen, und zum Dank dafür muß es der exactesten aller Posten der Welt passiren, auf dem kurzen Wege von Neustettin nach Berlin das Packet zu verlieren, welches mein literarisches Conterfei enthielt, entworfen und ausgeführt von meinem lieben Freunde Ludwig Ziemssen. Und keine Möglichkeit, in der kurzen Frist den Verlust zu ersetzen! Armer Freund! Sie müßten diverse Erzschichten mehr als der horazische Schiffer um Ihre Herausgeberbrust haben, wenn Ihnen in so verzweifelter Lage das muthige Herz in der Brust nicht hätte erzittern sollen, und ich wäre vom Fels oder Baum geboren, riefen Ihre Klagen kein collegialisch-sympathetisches Echo in meinem Busen wach und mein leises Ohr bliebe taub gegen Ihre Bitte! Ihre Bitte: in sothanen discriminibus rerum, anstatt Ihrer, vor der Gardine zu erscheinen und den Damen und Herren im Parquet zu erklären, welch' Schreckliches sich hinter den Coulissen ereignet hat und weßhalb es also heute geneigtest billige Nachsicht üben möge.

Und seien Sie versichert, lieber Freund, das Publicum wird meiner in Ihrem Namen ausgesprochenen Bitte willfahren. Es weiß aus alter Erfahrung, daß der Herr Director sonst ein ordentlicher Mann ist, der, wenn es menschenmöglich ist, seinen Verpflichtungen nachkommt, und, wenn es menschenunmöglich ist, Himmel und Erde und Nord und Süd aufbietet, das nothgedrungen Versäumte nachzuholen. Und Freund Ziemssen — ich kenne ihn ja von so lange her, daß ich gar nicht sagen mag, wie lange — wird Sie nicht im Stich lassen; er wird noch einmal an die Arbeit gehen mit demselben Fleiß, mit derselben Treue und — ich weiß es — mit derselben Liebe. Und Ihre Leser werden im November- oder Decemberheft zu ihrer innigsten Freude und Genugthuung ersehen, daß die Literärgeschichte bereits jetzt mehr biographisches Material über den Verfasser der „Problematischen Naturen" beisammen hat, als es über den Dichter des „Hamlet" jemals haben wird.

Ich schließe, verehrter Freund, aus drei guten Gründen. Erstens habe ich Ihren Wunsch erfüllt, zweitens kommt die Fluth und es ist die beste Zeit zum Baden, drittens und letztens geht der „Roland" in einer Stunde nach Bremerhaven und wenn er diese Zeilen nicht mitnimmt, kommt selbst der „eiligste Bote" des Breslauer Oberpostamts zu spät in die Druckerei von „Nord und Süd".

So sende ich Ihnen denn vom Strande der Nordsee herzlichen Gruß zu des Rheines Gestaden. Auf frohes Wiedersehen an den Borden des Schifffahrtskanals!

Ihr

aufrichtig ergebener

Friedrich Spielhagen.

Bibliographie.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustrirt von Professor Alexander Wagner in München. Quart-Format. Erscheint in circa 30 Lieferungen mit ungefähr 350 Illustrationen in Holzschnitt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.
à Lieferung ℳ 2. —

„Zwei gleich begabte, für Poesie und Kunst hoch empfindliche Freunde haben es mit Glück verstanden, in einem mit Wort und Bild reich geschmückten Werke dem Leser einen weitausgedehnten Blick in dieses Land jenseits der Pyrenäen thun zu lassen. Es hat sich der Erzähler mit dem Künstler auf eine glückliche Art im heutigen Spanien zusammengefunden. Mit lebensvoller Frische und Auffassungsgabe, mit feinem Gefühl für Kunst, Kultur, Menschheit und Sitte haben es der Verfasser und Erzähler und sein treuer Begleiter, der ausgezeichnete Maler, verstanden, den Zauber Spaniens und seine alten, wie modernen Schönheiten aufzudecken und dem Leser in Bildern voll Leben und Wahrheit, aus denen eigenes Entzücken und ein erwärmender poetischer Hauch uns entgegenweht, vorzuführen. Mögen wir den beiden Freunden nun durch Catalonien's Fruchtgefilde, durch Aragon's Steppen, durch die hochpulsirenden Straßen und Plätze Madrid's, der großen Hauptstadt mit ihren Festen, Mondnächten, Kunsttempeln und Stierkämpfen, folgen, oder unter ihrer Führung den Wonnehain von Aranjuez, das Felsennest von Toledo mit seinen arabischen Plätzen, die Moscheen und Heiligthümer Cordobas, die Dome, Alcazars und Tanzsäle Sevilla's, die Rosengärten und Klostermauern Granada's, die Alhambra und des Generalife's spitzengewebte Mauern, Elche's stille Palmenwälder durchschweifen, — überall tritt uns in Wort und Bild der Geist und Charakter des Landes entgegen. Wir theilen das Entzücken der beiden Wanderer, indem wir mit genießen. Geist und Gemüth heben sich unter ihrer künstlerischen Führung. Von dem mit allen Vorzügen neuerer Buchdruckerkunst ausgestatteten Prachtwerk liegen gegenwärtig zwölf Lieferungen vor. Die Zeichnungen sind sämmtlich von Professor Wagner an Ort und Stelle aufgenommen und von Theodor Knesing in München in Holz geschnitten, ganz hervorragende Arbeiten der Holzschneidekunst. Dadurch, daß sämmtliche Illustrationen von ein und demselben Künstler herrühren, welcher mit dem ihm befreundeten Verfasser gemeinsam Spanien wiederholt bereiste, ist dem Werke von vornherein ein einheitlicher Charakter gesichert".

Eduard Devrient. Das Oberammergauer Passionsschauspiel. Lexikon-Format. 64 S. mit in den Text gedruckten Illustrationen und einem Titelbilde von Pecht. Leipzig, 1880, J. J. Weber. ℳ 1.—

Jahrelang ist Eduard Devrient's lebensvolle Schilderung des Oberammergauer Passionsschauspiels vergriffen gewesen, ohne daß die Nachfrage nach derselben einen Augenblick aufgehört hätte; die Verlagshandlung glaubte deshalb, und zwar besonders angesichts der diesjährigen Wiederholungen der Passionsspiele, einen Neudruck jener Schrift dem Publikum gewissermaßen schuldig zu sein. Um diese Wiedergabe aber in ihrer ursprünglichen, aus dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen entspringenden Originalität und Frische nicht zu beeinträchtigen, hat die Verlagshandlung — der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden — einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage vorgezogen, umsomehr, als es sich bei der traditionell stereotypen Weise der Aufführungen doch nur um höchst unwesentliche

etwa nöthige Neuerungen oder Zusätze hätte handeln können.

Friedr. Kirchner, Katechismus der Kirchengeschichte. Kl. 8. 320 S. Leipzig, 1880, J. J. Weber. Geb. M. 2.50.

Ein Abriß der Kirchengeschichte für Gebildete ist entschieden ein Bedürfniß. Denn da die religiösen und kirchlichen Fragen heute vielleicht mehr als in irgend einer Zeit zuvor jeden Denkenden beschäftigen, möchte sich die Laienwelt schnell und sicher über ihren historischen Entwicklungsgang orientiren. Die vorhandenen Kirchengeschichten aber — Bauer, Hase und Hagenbach ausgenommen — schrecken durch Tendenz oder Geschmacklosigkeit von ihrem Studium ab; und auch die genannten ausgezeichneten Werke wenden sich weniger an den allgemein Gebildeten als an den Theologen. Der Verfasser hat daher sicher keine unnütze Arbeit unternommen, wenn er die Kirchengeschichte in lesbarer Form darzustellen versuchte, ohne doch bei der Knappheit des Raumes wichtige Thatsachen, Erscheinungen oder Ideen zu übergehen.

Heinrich Kiepert, politische Uebersichtskarte von Afrika. Nach den neuesten Forschungen und Reise-Ergebnissen berichtigt und ergänzt. Maßstab 1:20,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. M. 1.20

Karte der neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin vom 13. Juli 1878 und der Conferenz von Berlin vom 24. Juni 1880, nach amtlichen Quellen zusammengestellt. Maßstab 1:3,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. M. 1.20

Politische Uebersichts-Karte vom Königreich Hellas oder Griechenland, mit Angabe der von der berliner Conferenz am 24. Juni 1880 angenommenen neuen Nord-Grenze, nach amtlichen Quellen. Maßstab 1:1,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. M. 1.20

Sämmtliche drei Karten weisen die oft bewährten Vorzüge ihres Verfassers auf: umfassendste Beherrschung des Materials, sorgfältigste Zeichnung und leichte Uebersichtlichkeit. Kiepert's Specialkarten gehören zu den dem Zeitungsleser schwer entbehrlichen Dingen.

K. Duden, vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. 8. XX und 187 S. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Cartonnirt M. 1. —

Durch die Einführung des im Auftrage des preußischen Cultusministeriums herausgegebenen Büchleins: „Regeln und Wörterverzeichniß für die deutsche Rechtschreibung“ in allen preußischen Schulen ist ohne Zweifel die „orthographische Frage“ nicht nur in ein neues Stadium getreten, sondern, für's erste wenigstens, entschieden. Das vorliegende Hilfsbuch wird jedem willkommen sein und gute Dienste leisten, der sich mit der neuen Orthographie zu befassen hat, denn es bringt ihm Befreiung von allen Qualen, welche die Unselbstständigkeit und Unfertigkeit der leidigen Regeln über ihn verhängt hat.

Paul Heyse arbeitet schon seit geraumer Zeit an einer neuen Ausgabe von Ariost's berühmten Meisterwerk, dem Rasenden Roland, welche er — die als vorzüglich anerkannte Hermann Kurz'sche Uebersetzung zur Grundlage nehmend — in neues zeitgemäßes Gewand kleiden und mit den nöthigen Anmerkungen versehen wird. Diese Ausgabe, welche die Literatur der Prachtwerke um eine sehr hervorragende Erscheinung bereichert, ist von Gustav Doré reich illustrirt (nach dem Prospect 81 große Vollbilder und 525 Textillustrationen) und wird die erste Lieferung davon in den nächsten Tagen in dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau erscheinen.

Otto Spamers illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart. In zwei Bänden von je 30—36 Heften à drei Bogen. Quart-Format. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, statistischen Uebersichten und Tabellen, Karten, Plänen ꝛc. 5. Lieferung oder Seite 1153—1440 des ersten Bandes. Leipzig, Otto Spamer.

Otto Spamers Conversations-Lexikon der Gegenwart ist bis zum Artikel Cialdini gediehen, mit welchem die fünfte Dreimarklieferung abschließt. Die Artikel, deren diese Lieferung wieder über 500 aufweist, enthalten eine Fülle des Wissenswerthen und sind klar und faßlich geschrieben, zahlreiche, trefflich ausgeführte Illustrationen führen uns hervorragende Männer, namhafte neue Bauwerke, wichtige neue Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik vor und dienen wesentlich zur Belebung des Textes. Die Wissenschaften sind vertreten durch die Artikel Botanik,

Chemie und Chirurgie, auf technischem Gebiete dürften Böttcherei, Brücken, Buchdruck, auf geographischem Brasilien, Braunschweig, Britisch Birma und Britisch Columbien, Bulgarien, Canada, Chile, China &c. und eine Anzahl von Städtebildern, wie Bremen, Breslau, Brüssel, Budapest, Chemnitz, Chicago u. A. besonders interessiren. Von den die biographischen Artikel begleitenden Porträts seien nur Brehm, Bruch, Brückner, Brugsch, Bruhns, Büchner, Büchsel, H. v. Bülow, Camphausen, Carducci, Carriere, Castelar, Christlieb erwähnt. Das sorglich ausgestattete Werk verdient als Nachschlagebuch warm empfohlen zu werden.

Karl Gottfr. Nadler, „Fröhlich Palz, Gott erhalts!" Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Mit 21 Illustrationen in Holzschnitt von A. Oberländer. Kl. 8. X u. 275 S. Lahr, 1880, Schauenburg. Gebunden ℳ 3.—

Aus dem Erkennen der Thatsache, daß die Freude an den Erzeugnissen Nadlers, dieses ächten Volksdichters, stets rege geblieben, ist diese neue illustrirte Ausgabe der pfälzischen Gedichte hervorgegangen. Als vorzüglichsten Vertreter des lustigen pfälzischen Volksgeistes in Wort und Bild ist Nadler berühmt geworden. Seinen Mitbürgern blieb er stets eine beliebte Persönlichkeit, in allen Kreisen der Gesellschaft willkommen, weil er mit Ernst und Heiterkeit am rechten Platze zur Hand war, ebenso mit seinen Versen immer nur an der rechten Stelle hervortrat. Er selbst sammelte die Spenden seiner heiteren Muse mit dem Titel „Fröhlich Palz, Gott erhalt's" in einem Bande, welcher, wie seine einzelnen Gedichte zur Zeit der Entstehung einen der Lebhaftigkeit des Völkleins, unter welchem er saß, entsprechenden Enthusiasmus erregte, und es drang sein Ruf, ähnlich dem des alemanischen Dichters Hebel, auch über die Grenzen der badischen Heimat, wenn auch nicht gleichweit, alsbald hinaus. Nadler hat vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die Städter zum Gegenstande seiner Darstellungen gewählt, die er mit eben so viel Wahrheit hinstellt — so vergleicht Heinrich Kurz — als der Nürnberger Grübel, von dem er einige Gedichte in seine Mundart überträgt. Viele seiner Gedichte rühren, viele regen ächte Heiterkeit an; ächtes Volksleben pulsirt in diesen Liedern, an denen auch der Nichtpfälzer seine Freude haben kann, umsomehr als eine kurze Grammatik, ein Wörterbuch und Anmerkungen das bessere Verständniß vermitteln. Die Ausstattung ist gut.

Eugen Sierke, kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater. 8. XXXIV und 535 S. Braunschweig, 1881, Wreden. ℳ 9.—

Die in der Sammlung enthaltenen Aufsätze sind im Laufe einer zwölfjährigen Beschäftigung mit dem Theater entstanden, zu der Neigung und Berufspflicht den Verfasser (— er übt in einem angesehenen Blatte die Kritik des Theaters —) führte. Der Verfasser bezweckt mit der Herausgabe den Versuch, das dem Theater oder wenigstens der dramatischen Production noch nicht völlig entfremdete Publikum der gebildeten Stände durch eine auf den Grundsätzen der kunstphilophischen Beurtheilung beruhende Orientirung über den Werth und die ästhetischen Eigenthümlichkeiten einer gewissen Anzahl hervorragender dramatischer Schöpfungen zur selbständigen Kritik anzuleiten und dadurch das Interesse für das Drama und dessen Darstellung auf der Bühne wieder beleben zu helfen. Indem der Verfasser bemüht war, an concreten Beispielen die Grundlehren der Poetik und der kunstphilosophischen Theorie der dramatischen Darstellung zur Anwendung zu bringen, hoffte er, neben einer vorbereitenden Orientirung über eine Reihe von Stücken mit speciellem Hinblick auf den etwa beabsichtigten Versuch ihrer Darstellung zur eingehenderen, selbständigen Besichtigung mit der Dramaturgie anzuregen. In der Einleitung wurde unter den Ueberschriften „Das Publikum und das Theater — Mangelhaftigkeit des Kunstverständnisses — die Reform des Bühnenwesens — Uebung des Kunstgeschmackes" manche treffende Bemerkung und manch praktischer Vorschlag gemacht. Das ganze einleitende Capitel ist anregend und fesselnd. Nicht minder werthvoll ist der Abschnitt, welcher sich mit Goethes Theaterpraxis beschäftigt. In den folgenden vierundvierzig dramaturgischen Studien, welche sich mit Grillparzer, Brachvogel, Sardou, Scribe, Dumas, Feuillet, Augier, Coppée, Ferrari, Lindau, Bürger, Björnson, Ibsen, Putlitz, Wilbrandt, Julius Wolff, Dóczy, Spielhagen, Henle, Klapp und Fitger beschäftigen, begegnen wir überall dem kunstphilosophisch geschulten Kopf, der „mit der Kenntniß der Grundbedingungen des Kunstschaffens in den Mechanismus

und Geist des Kunstwerks eingedrungen ist". Sind auch diese vierundvierzig Studien nicht alle gleichwerthig, und ließe sich auch über so manche von dem Kritiker mit einer gewissen dogmatischen Schärfe vorgetragene Ansicht streiten, so kann man doch gern zugestehen, daß sich seine Kritiken weit über das Niveau der alltäglichen erheben und geeignet sind, die Zwecke zu fördern, welche der Verfasser mit ihrer Veröffentlichung anstrebte.

L. Hoffmann, Thier-Psychologie. 8. VIII und 130 S. Stuttgart, 1881, Schickhardt und Ebner.

Der Verfasser — seinem Berufe nach „Oberroßarzt" — steht auf dem Boden der Descendenzlehre. „Die seelischen Vorgänge, die beim Menschen zu beobachten sind", sagt er, „finden sich in derselben Weise beim Thiere; ja, einzelne, direkt durch die Sinne angelegte Seelenthätigkeiten sind weit schärfer in der Thierwelt vorhanden, als beim Menschen, und gerade dieses Beobachten einzelner, besonders hervortretender Eigenschaften der Thierseele hat einige Naturforscher veranlaßt, die thierische Intelligenz in einer Weise zu verherrlichen, die ebenso ungerechtfertigt erscheint, wie das frühere Negiren derselben". Die unparteiische Weise, das Seelenleben der Thiere mit dem der Menschen zu vergleichen, bis in die Wurzeln der Entstehung der einzelnen Thätigkeiten vorzudringen, ist Aufgabe des flüssig geschriebenen Buches, in welchem sowohl der Fachmann, wie der gebildete Laie manches Neue und Lesenswerthe finden wird.

Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. 8. VIII u. 269 S. Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel.

Die beiden zunächst folgenden Spiele — das Augsburger aus St. Ulrich und Afra und Sebastian Wild's Passionsspiel — hätten als werthvolle Denkmäler altdeutscher Dramatik längst die Herausgabe verdient. Ein gesteigertes Interesse verleiht ihnen der bisher unbekannte Umstand, daß diese Spiele, zu einem Ganzen vereinigt, sonst aber nur unbedeutend abgeändert, den ältesten uns erhaltenen Oberammergauer Passionstext bilden. Der älteste vorhandene Text trägt das Datum 1662. Sein Wortlaut wird hier mitgetheilt. Der vierte Abschnitt handelt über das Passionsspiel von Johann Aelbl. Dieses Spiel ward früher mit Unrecht für den ältesten Oberammergauer Text gehalten. Doch hat er zu diesem auch außerdem Bezüge, in Folge derer seine nähere Untersuchung hier am Platze ist. — Die kritische Arbeit des Herausgebers ist mit der an ihm gewohnten Sorgfalt gethan. Die Ausstattung ist, dem Rufe der Verlagsfirma entsprechend, musterhaft.

Johannes Scherr, Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens culturgeschichtlich geschildert. Dritte wohlfeile Ausgabe. Quart-Format. 9. und 10. Lieferung. S. 134—176. Erscheint in 40 wöchentlichen Lieferungen. Stuttgart, W. Spemann. à Lfg. — 40.

Konrad Brandenburg. Der Krieg gegen Frankreich, zur Erinnerung an 1870 und 1871 in Versen erzählt. 8. IV u. 294 S. Erlangen, 1880, Deichert. ℳ 2. —

Die goldene Hochzeit unseres Kaisers bot dem Dichter die nähere Veranlassung zur Veröffentlichung seiner warmen und lebensvollen Verse. Der Verfasser kündet sich an vielen Stellen der Dichtung als ein berufener Poet an, der für die Einfachheit der Situation, für das Gewaltige und Tragische den ehrlichen, schlichten oder pathetischen Ausdruck zu finden weiß.

Schalk-Kalender für 1881. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Ernst Eckstein. XVIII und 94 S., mit vielen Illustrationen in Holzschnitt. 8. Leipzig, Fr. Thiel. ℳ 1—

Dieser neue Kalender hat alle guten Eigenschaften, die man von einem humoristischen Kalender verlangt: sein Inhalt ist humoristisch, die Holzschnitte sind komisch und vortrefflich geschnitten, die Ausstattung in jeder Beziehung elegant, der Preis niedrig. Dem Buche, welches an die besten französischen „Almanachs" erinnert, darf eine gute Zukunft vorausgesagt werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Schutz-Marke

CARLSBADER STADT-WAPPEN

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.
Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.
Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Band 15. — Heft 44.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

November 1880.

Inhalt.

Adolf Wilbrandt. Seite
Der Verwalter. Novelle (Schluß) 143
Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz 175
Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. III. IV 191
Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo 218
Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte 235
Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten 254
Bibliographie 274

Hierzu ein Porträt Bret Hartes, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte
von W. Spemann, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart (Fr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen),
von der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Empfehlenswerthe Bücher).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — November 1880. — 44. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Bret Harte).

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Verwalter.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

VI.

Was ist das für ein Mensch, dachte Cäcilie, wieder innehaltend, daß immer geschieht, was er will? — Ich möchte dieses Billet zerreißen, nur damit er — — Warum verschwand ich nicht einfach, als ich verschwinden wollte, und schrieb dann *heimlich* den Brief? — Heimlich! Pfui, was für ein Backfisch-Gedanke . . . Sie legte eine Hand an die Stirn: Was sich hier alles regt!

Ein Diener kam und meldete Herrn von Düren; sie stand hastig auf und verließ den Schreibtisch. Es war ihr unangenehm, ja widerwärtig, in diesem Augenblick die feine, geräuschlose Gestalt dieses „Helfershelfers" eintreten zu sehen. Die Meldung hatte sie überrumpelt, es war ihr nichts eingefallen, um ihn abzulehnen. Sie vermochte kaum ihren Verdruß zu verbergen, als das verbindlich lächelnde, röthliche Gesicht Dürens vor ihr erschien.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich stören sollte", sagte er. „Ich komme aber im Auftrag Seiner Hoheit, und in diesem Namen hoffe ich auf gütigen Empfang. Der Prinz versprach Ihnen gestern seine Photographie; und Sie wissen, Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Prinzen!" — Er zog eine Photographie in einer Enveloppe hervor und trat etwas näher, sie zu überreichen.

„Es eilte ja nicht!" gab sie sehr obenhin zur Antwort. „Bitte, wollen Sie sie auf den Tisch legen . . . Ich danke sehr!" — — Sie fühlte, daß sie sich besser fassen mußte, und ging, wie in der Zerstreuung, auf das Fenster zu. Was sag' ich ihm? dachte sie.

Düren trat an den Tisch, und indem er die Photographie niederlegen wollte, warf er nach seiner Gewohnheit, durch sein Monocle, einen flüchtigen

Blick auf die Papiere. Er sah das noch unvollendete Billet, in Cäciliens großer, kühner Schrift geschrieben; die Aufschrift an Seine Hoheit und einige Worte des Billets fielen ihm in die Augen. „Leider heute Abend nicht kommen" las er. Er war sehr betroffen, trat aber rasch zurück.

Cäcilie wendete sich ihm wieder zu. „Ich werde Seiner Hoheit gelegentlich Revanche geben", fing sie an.

Das ist eine Intrigue! dachte er. Das ist Doctor Weber! — Während er geschwind seinen Kopf in Bewegung setzte, was dagegen zu thun sei, erwiderte er mit großer Freudigkeit: „Sie werden ihn sehr beglücken, — meinen armen Prinzen. Sehr, sehr beglücken" . . . Er nahm unterdessen die Photographie aus der Enveloppe, schien sie hinlegen zu wollen, betrachtete sie wie zufällig, und nickte ihr zu. Mit einem leichten, bedauernden „Hm!" murmelte er dann, wie nach der Art älterer Leute: „Ja, mein armer Prinz! — Ja, mein armer Prinz!"

„Warum ‚armer Prinz?'" fragte sie verwundert.

Er lächelte und seufzte. „Verzeihen Sie mir diesen Seufzer", sagte er, wieder lächelnd. „Es entfuhr mir so. — Wir, die wir den Prinzen lieben, haben leider zuweilen Grund, über ihn zu seufzen . . ." Er blickte wieder auf die Photographie, und klopfte sie mit den Fingern der abgewendeten Hand. „Man sollte nicht mehr so jung sein, wie mein armer Prinz, wenn man unglücklich ist!"

„Unglücklich? Warum?"

„Sehen Sie, ich, ein älterer Mann, sage mir das oft! Die Jugend, meine Gnädige — wie der Prinz und Sie — (sie sah ihn unruhig an) die versteht es nicht, sich mit dem Unglück abzufinden; sich darauf einzurichten. Sie bricht entweder mit dem Kopf durch die Mauer durch — oder sie stirbt daran".

Cäcilie betrachtete ihn mit einem Erstaunen, das sie offen zeigte. Es war ihr sehr unerwartet, diesen Herrn von Düren etwas so Ernstes, Tiefes sagen zu hören; und sie fühlte sich selber sonderbar getroffen.

„Wozu vor Ihnen daraus ein Hehl machen?" fuhr er zutraulich fort. „Ihre klaren Augen haben es ja längst gesehn (er war wieder bei der Photographie), daß dieser gute, feurige, liebenswürdige Prinz — ich darf wohl sagen, der liebenswürdigste aller Prinzen, die ich kenne — daß er nicht glücklich ist. Sie wissen, er ist kein gewöhnlicher Prinz; er ist eine Künstlernatur. Er muß — wie sag' ich das — er muß fliegen können. Er muß hinaufstreben; er muß etwas über sich haben. Kurz, er braucht einen Gegenstand idealer Verehrung, eine Göttin, mein Fräulein".

„Also seine Muse: die Musik".

„Armer Prinz! Die Muse: eine Göttin ohne Augen, ohne Stimme, ohne Herz; eine Allegorie. Kann eine Allegorie ihn durch ihre lebendige Gegenwart, durch ihren Zuspruch begeistern? ihm die Poesie der Wirklichkeit geben, ohne die sein weiches, vielleicht etwas zu weiches Herz verschmachtet

und sich verzehrt? — Verzeihen Sie, mein Fräulein; das geschwätzige Alter: der Gegenstand reißt mich fort. Ich liebe den Prinzen. Ich sehe ihn sich verzehren — und aus Melancholie in gelegentliche Thorheiten und Verirrungen versinken, die ich sehr beklage — weil er eben kein gewöhnlicher Prinz, weil er für seine Umgebung zu groß ist. Er lebt — wie sag' ich das — —"

Herrn von Düren fiel das Gespräch an jenem Morgen unter der Eiche ein, wo Prinz Karl gegen Raimund über die „Oede seines Daseins" klagte und sein Frauen-Ideal entwickelte. Düren suchte in seinem Gedächtniß, was er darin nach seiner Art angesammelt hatte. „Kurz", fuhr er mit einem neuen, glücklichen Anlauf fort: „Prinz Karl lebt nicht menschenwürdig, mein Fräulein. Ohne seine Göttin ist er nur ein halber Mensch; mit ihr wäre er Alles; vielleicht ein Genie! — Warum sucht er sie nicht? — O, er hat sie gesucht!" (In Dürens Gedächtniß wachte wieder etwas auf:) „Alle Arten von Frauen hat er kennen gelernt: sein Ideal hat er nicht gefunden".

Cäcilie suchte zu lächeln. „Bedauern wir ihn" —

„Alle Frauen, die er kennen lernte, waren dazu geboren, entweder ihren Männern oder ihren Launen unterthan zu sein!" — — Cäcilie hörte immer verwunderter, aufmerksamer zu. — — „Das Ideal meines armen Prinzen war eine andere Frau! Eine Frau, die die geistige Kraft hätte, wirklich frei zu sein; die nichts von uns bedürfte, weil sie ein wirklich souveränes Wesen wäre; die einen hochstehenden, hochbegabten Mann noch zu leiten, zu führen, zu entwickeln im Stande wäre; die seine rechte Hand wäre, seine — — kurz, seine Göttin. So eine Frau war sein Ideal; — und er würde sie adoriren wie eine Heilige".

„Und wozu sagen Sie mir das alles?" fragte Cäcilie etwas befangen, nicht ohne Bewegung.

„Vergeben Sie einem älteren Mann seine Ehrlichkeit! — Wozu ich Ihnen das sage? Weil sich unterdessen ein Wunder begeben hat. Weil dieses Ideal lebt. Weil es vor mir steht".

„Mein Herr" —

„Ja, es steht vor mir; und ich, der ich diesen Prinzen liebe und bewundere — wär' ich sonst bei ihm? — ich habe den Muth der Pflicht, wie ein ehrlicher Mann zu diesem lebendig gewordenen Ideal zu sprechen. Wenn ich die unverdiente Ehre hätte, mein Fräulein, Ihr Vater zu sein, so würde ich Ihnen sagen: Hier wird einer Frau eine der schönsten Aufgaben gestellt, die ihrem Geschlecht je gestellt worden ist. Ein Prinz von den schönsten Gaben — gegen die er leider bis jetzt oft gesündigt hat — ein noch junger, entwickelungsfähiger, liebenswürdiger, hochstrebender Prinz verehrt diese Frau; — liebt diese Frau" —

Auf eine Bewegung Cäciliens setzte er rasch hinzu:

„Wie eine Heilige! Wie eine unantastbare Heilige . . . Seine früheren

Verirrungen — die einen so trüben Schatten auf sein Leben werfen — sind ihm unmöglich, unbegreiflich geworden. Die edelsten, reinsten Gefühle ziehn ihn zu ihr hinauf. Wenn sie ihn leitet, beräth, beherrscht — wozu der Schöpfer diese merkwürdige Frau geschaffen hat — so wird er in ihren Händen ohne alle Frage die Freude und das Wunder der Welt. Wenn sie ihn fallen läßt — so wird er in hoffnungslose, verzweifelte, unaufhaltsame Verirrungen gerathen, sich und Andere zu Grunde richten (Herr von Düren unterdrückte eine aufsteigende Rührung), und seine Freunde werden um ihn weinen".

„Hm!" murmelte Cäcilie, die ihre Erregung kaum mehr verbarg. Ihre Wangen hatten sich gefärbt; sie fühlte es, und es verwirrte sie. „So that ich diesem Prinzen doch wohl Unrecht!" dachte sie, während auf einmal seltsame Bilder und Träume vor ihr aufstiegen. „Und so hätte mich dieser Herr Weber nur aus Eifersucht gewarnt . . ."

Sie dachte es, und sah diesen Herrn Weber in der offenen Thür. Nach einem Klopfen, das sie überhörte, war er eingetreten, und warf etwas befremdete Blicke auf Düren und sie.

„Der Bote sitzt zu Pferde und wartet", sagte er, da sie ihn aufgeregt und verlegen anstarrte. „Indessen ist er jetzt wohl überflüssig: Sie werden Herrn von Düren selber gesagt haben —"

„Ich ihm gesagt?" unterbrach sie ihn. „Nichts hab' ich ihm gesagt . . ." Sie drückte die Zähne und die Lippen heftig aufeinander. „Mein Kopf war nicht ganz frei", setzte sie halb zu Düren gewendet hinzu. „Ich dachte, ich könnte nicht kommen . . . Aber ich werde kommen. Der Kopf ist wieder frei; — ganz frei. Also auf Wiedersehn heute Abend, da drüben!"

„Wir sind also doppelt beglückt", erwiderte Düren mit der unbefangensten Freude: „daß Sie wiederhergestellt sind, und daß Sie kommen. Seine Hoheit wird Ihnen selber dafür danken! — Wir dürfen Sie gewiß erwarten" —

„Gewiß; ganz gewiß!"

Düren empfahl sich und ging. Raimund blieb stehn. Cäcilie schien zu vergessen, daß er da war, und trat an den Tisch.

„Sie werden also hingehn", sagte er nach einem längeren Schweigen.

„Ja, ich werde hingehn", antwortete sie. Das Billet zerknitternd dachte sie: „Was er von uns denken mag, dieser Herr von Düren; von der Macht dieses Menschen, dieses „Verwalters", über mich!" — — „Der reitende Bote kann also wieder absteigen", sagte sie dann laut. „Es ist gut".

Raimund trat vor sie hin. „Mein Fräulein!" sagte er, „ich beschwöre Sie, hören Sie mich an. Wenn es den bewährten Künsten dieses alten — Vermittlers also gelungen ist, Ihrer arglosen Seele" —

Sie fiel ihm in's Wort: „Von dieser arglosen Seele sprachen Sie schon einmal. Wie nennen Sie das Recht, das Sie sich nehmen, in meine persönlichsten Angelegenheiten einzugreifen? Was giebt Ihnen schon wieder

den Muth, Ihre Befugnisse zu überschreiten? — Ich habe meinen Willen geändert, und ich werde gehn!“

„Und warum wollen Sie gehn?“ sagte Raimund, der noch vor ihr stehen blieb, ohne sich zu rühren. „Verzeihen Sie, wenn ich den Muth habe, es Ihnen offen zu sagen: weil Sie gegen diesen gefährlichen alten Mann doch nur eine unerfahrene Frau sind. Weil dieser abgefeimte Frauenkenner Ihre weibliche Güte, Ihre weibliche — Schwäche —“

„Sie irren“, unterbrach sie ihn. „Weil ich Sie hasse“.

Sie erschrak über sich selbst. „Weil ich Sie hasse“, wiederholte sie in anderm Ton, mit einem künstlichen, irren Lächeln, „wenn Sie noch länger „Vernunft reden“; — und weil ich will, was ich will. Das ist ja wohl auch ein Grund! — Sie drängen sich in mein Leben ein. Sie verdächtigen mir Jeden, der sich mir nähert. Sie wollen mich fügsam machen; über mich triumphiren. Nie werden Sie das; nie! — Haben Sie nun gehört?“

„Ich habe Alles gehört“, sagte Raimund und verneigte sich.

„Also Sie können gehn! — Spielen Sie dann heute Abend Ihre Satire auf die Frauen — auf mich. Ich werde dabei sein — und ich werde lachen. Morgen reden wir dann von den Geschäften, die wir heut versäumt haben — nur von den Geschäften — — morgen, und so weiter. Adieu!“

Sie ging hinaus; die Kräfte schienen sie plötzlich zu verlassen. Raimund stand noch eine Weile und horchte, eine Hand am Herzen. Ihr Kleid rauschte aber nebenan leise über den Boden weg; dann hörte er nichts mehr.

„Weil ich Sie hasse“, wiederholte er vor sich hin. „Und ich — — ich liebe sie“, sagte er sich plötzlich. „Ja, ja, ja, so ist es gekommen. Das ist ernst geworden . . .“

Er kämpfte mit dem Schmerz, den ihm das „tollgewordene“ Herz an den Rippen machte. Dann richtete er sich auf und ging. „Und jedenfalls“, dachte er im Gehen, „werde ich da drüben meine Rolle spielen, müßt' ich auch daran sterben; und ob Du darüber lachen wirst, oder nicht!“

VII.

Es war Abend geworden, die etwas künstlich zusammengeraffte Gesellschaft hatte sich versammelt und bewegte sich noch im Garten und auf der Terrasse: Landjunker aus der Gegend mit ihren Frauen, ohne ihre Töchter, einige junge Grafen von ähnlichen Sitten wie Prinz Karl, Fabrikbesitzer, Beamte, auch mehrere sogenannte „Künstler“ aus der fürstlichen Residenz, die ein paar Meilen entfernt war. Nur Cäcilie war noch nicht gekommen. Prinz Karl ward schon unruhig; er erschien bald im Pavillon, wo das Festspiel aufgeführt werden sollte, bald auf der Terrasse, wo man die herankommenden Wagen konnte rollen hören. Einige der Gäste bemerkten, daß er sehr zerstreut war. Uebrigens, da er selber auftreten wollte, konnte es auch die Aufregung des „Schauspielers“ sein . . . Er trat wieder in den

Pavillon, der im Garten lag, ging auf die Bühne, wo bereits Alles hergerichtet war, und fragte den aus den Ankleidezimmern kommenden Düren: „Ist Doctor Weber da? Haben Sie ihn gesehn?"

„Ja, er ist gekommen. Endlich. Er sitzt und kleidet sich an. Uebrigens find' ich ihn blaß; etwas agitirt —"

„Sie glauben", fragte der Prinz mit halber Stimme, „dieser Doctor Weber hatte sie beredet?"

„Ich bin davon überzeugt!"

„Dieser Jesuit! — Aber allerdings, er ist ein Jesuit: das haben wir ja gesehn. Ein verfluchter Einfall, sich von mir, grade von mir, die Empfehlungskarte zu verschaffen —"

„Und damit den Eintritt in ihr Haus!"

„Sie meinen, er ist verliebt?"

Düren lächelte. „Wäre dabei etwas zu verwundern, Hoheit?"

„Er muß aus dem Wege", murmelte der Prinz. „Düren, ich sage Ihnen . . . Ich habe Fieber. Ich meine nicht das Fieber der Erwartung; es ist schon ein beständiges Fieber, bei Tag und bei Nacht. Ich schlafe nicht mehr. Mit meiner Geduld ist es bald zu Ende. Diese Australierin — — Ich muß Ihnen aber sagen, Düren: so hab' ich noch nie gefühlt!"

Düren erwiderte nichts. Er hörte das jedenfalls nicht zum ersten Mal.

„Uebrigens ist ein verrückter Humor darin", sagte der Prinz nach einem ungeduldigen Seufzer, „daß wir unserm Publikum und diesem Ehrengast grade diese tolle Satire auf die Frauen-Emancipation vorspielen! Das wird die guten Leute wenigstens irre machen" —

Düren nickte. „Dann aber zum Schluß dieser Posse Ihr Epilog! Der wird ihr schmeicheln, Hoheit; Weib bleibt immer Weib!"

Der Prinz lächelte hoffnungsvoll. Herr von Müllenhoff, ein junger Kammerherr, erschien und meldete: „Der Souffleur hustet, Hoheit".

„Nun, nach Ems können wir ihn nicht schicken!" antwortete der Prinz. „Er soll eine süße Limonade trinken; oder gebackene Pflaumen essen; — und vor Allem soll er nicht husten!"

Endlich trat Raimund aus den Coulissen hervor, im Costüm seiner Rolle. „Nun?" fragte der Prinz, „Sie kamen ja so spät? Ich fürchtete schon, man werde Ihnen untersagt haben, zu kommen".

„Hoheit belieben zu scherzen", erwiderte Raimund.

„Ich wüßte nicht! — Uebrigens sollten Sie wohl noch etwas Schminke auflegen; ich finde Sie blaß. Auffallend blaß. Auch scheinen Sie mir aufgeregt; beinahe verstört".

„Finden Sie, Hoheit?" sagte Raimund lächelnd. „Mir ist es nicht bewußt".

„Kommen wir zur Sache!" entgegnete der Prinz und ging mit ihm zwischen den Coulissen hin. „Wir haben ja aus Ihrer Rolle schon Einiges gestrichen, das ich etwas zu scharf fand; da ist aber noch eine Stelle: in

Ihrer längeren Rede an die Inselkönigin. Die letzten Verse — reden wir ganz offen — die nehmen sich beinahe aus wie ein persönliches Epigramm auf eine bestimmte Frau“.

„Verzeihen Sie“, sagte Raimund; „dessen bin ich mir nicht bewußt“.

„Merkwürdig, wie wenig bewußt Sie sich heute sind! — Aber nehmen wir's à l'amiable. Ich bitte Sie, sprechen Sie diese Verse nicht!“

Raimund zog einen Bleistift hervor, nahm seine Rolle und strich die angefochtenen Verse darin aus. „Mit Vergnügen“, sagte er, „wenn Sie es wünschen!“ — Er bemerkte jetzt, daß der Prinz ihn forschend betrachtete. In demselben Augenblick eilte aber Düren herbei, der sich inzwischen entfernt hatte, und meldete, daß Cäcilie gekommen sei. Der Prinz eilte hinaus, ihr entgegen.

Raimund blieb stehn. „Nimm Dich zusammen“, sagte er leise vor sich hin . . .

Bald darauf kam der Prinz zurück, ein eigenthümliches, unruhiges Lächeln auf den Lippen. Er ging hastig in die Garderobe, um sich anzukleiden. Schon nach einiger Zeit erfolgte das Zeichen, daß man beginnen könne; der bis dahin aufgezogene Vorhang fiel, der Pavillon ward geöffnet, und die Gesellschaft trat nach und nach herein. Cäcilie erschien mit der Prinzessin Tante, einer kleinen, lebhaften Dame, und nahm auf deren Einladung neben ihr, vorn in der Mitte, Platz. Raimund trat an einen kleinen Ausschnitt im Vorhang, der auch hier nicht fehlte, und betrachtete Cäcilie, die fast erschreckend nahe vor ihm saß. Ein reiches Diadem mit edlen Steinen glänzte über ihrer Stirn; Spitzen von großer Schönheit lagen auf dem rothbraunen Sammet ihres Schleppkleides. Er sah, daß sie blaß und ernst war; aber ein stolzer, gleichsam trotziger Zug spannte ihre Stirn. Auch in ihm rührte sich so etwas wie Trotz; — ich darf nicht unterliegen, ich werde nicht unterliegen, dachte er im Stillen. Sie war übrigens so schön — fürstlich, frauenhaft schön — daß er sich ihr hätte zu Füßen werfen mögen . . . Er trat schnell zurück, wie um sich nicht aus den Händen zu verlieren, und stellte sich zwischen die Coulissen.

Ein Glockenzeichen ertönte, und ein unsichtbares Orchester begann die Ouvertüre zu spielen, die der Prinz componirt hatte. Es war eine heitere, leichte, etwas Offenbachisch pikante, durchaus moderne Musik. Als sie geendet und das Publikum mit dem gebührenden Eifer applaudirt hatte, ging der Vorhang auf; man sah eine felsige Gegend, im Hintergrunde das Meer. Einige Ruhebänke waren scheinbar aus dem Fels gehauen; ein einzelner Baum mit weit ausgebreiteter Krone stand im Vordergrunde, neben einem aufsteigenden Felsblock, den seine Aeste streiften. Man hörte Stimmen „Land! Land!“ rufen, ehe man Jemand sah. Endlich erschienen Prinz Karl und Raimund, beide mit verwilderten Bärten, in Kautschuk-Mänteln, Schwimmgürtel um den Leib, wie eben dem Wasser entstiegen. Aus ihren Reden ergab sich, daß sie Schiffbruch erlitten hatten, im atlantischen Ocean;

daß nur diese Beiden sich gerettet hatten, und in der Nähe der Insel Sanct Helena zu sein glaubten; daß ihnen aber das Eiland, auf dem sie sich jetzt befanden, gänzlich unbekannt war, und sie von Hunger und Durst geplagt wurden. Eine phantastische, kriegerische Musik begann hinter der Scene und schien sich langsam zu nähern. Die beiden Schiffbrüchigen horchten. Sie schlossen aus diesem „Wohlgeräusch" auf Menschen; dann spähten sie aber in die Coulissen hinaus und schienen irre zu werden: so absonderlich kamen ihnen die Geschöpfe vor, die mit der Musik heranzogen. „Belauschen wir sie eine Weile, ehe sie uns sehn!" sagte der Eine (den der Prinz spielte); „wenn sie anders reden, als sie handeln, so sind es Menschen! Steigen wir hier auf den Fels, und von da in den Baum!" — Der Andre stimmte ihm zu; sie verschwanden hinter dem Fels, erschienen wieder oben und stiegen in die Aeste.

Cäcilie schien aufmerksam zu werden, schien etwas betroffen. Die Musik war jetzt ganz herangekommen, und ein seltsamer Zug marschirte auf die Bühne: die „Inselkönigin" mit ihrem Gefolge von weiblichen Offizieren, alle phantastisch-possenhaft gekleidet (übrigens von Männern gespielt), alle schwer und übermäßig bewaffnet, aber mit langen Schleppen, die von männlichen Trabanten getragen wurden. Als dieser Zug sich aufgestellt und die Inselkönigin — jung, hübsch, robust, mit einem Bärtchen auf der Oberlippe — sich auf eine Ruhebank unter dem Baum gesetzt hatte, hörte die Musik auf. Es begann ein Gespräch zwischen der Königin und der „Generalin", einer alten Hexe, die sich in burlesk derben Ausdrücken über ihren Trabanten beschwerte. Auf einen Befehl, den sie ihm gegeben, habe dieser Schuft es für „entwürdigend" erklärt, ihr darin zu gehorchen; als sie ihn darauf geohrfeigt habe, habe er gemurrt; und jetzt habe sie ihn mit einem andern Trabanten flüstern hören, so daß sie der Meinung sei, er suche Mißvergnügen unter den Unterthanen Ihrer Majestät zu verbreiten. „Wie?" sagte die Königin. „Der Elende will Unfrieden stiften, die Mannsbilder aufhetzen? So möchte wohl das Beste sein, ihn über den Haufen zu schießen; denn seine Schuld ist erwiesen!" Sie zog unter ihren unzähligen Waffen eine Pistole hervor und legte auf den Trabanten an. Jetzt beugte sich über ihr, im Baum, der Prinz aufgeregt vor und rief: „Halt! Halt!"

Die ganze versammelte Menge starrte hinauf; man entdeckte die Beiden; die Königin befahl ihnen, sogleich herunterzusteigen und vor ihr zu erscheinen. Cäcilie sah dieser Scene, die sie an ihre erste Begegnung mit Raimund und dem Prinzen erinnerte, sehr verwundert zu . . . Die Beiden stiegen herunter; die weiblichen Offiziere zogen ihre Pistolen oder Säbel und stellten sich zum Schutz vor die Königin. Doch „hinweg!" sagte diese; „ich bin mir selber Schutz!" Darauf ließ sie die beiden Fremdlinge herantreten. „Was brachte euch auf diesen Baum?" fragte sie.

„Die Noth", antwortete der Prinz.

„Die Neugier", antwortete Raimund.

„Nicht übel gesprochen!“ sagte die Königin mit ihrer männlichen Stimme. „Und wißt ihr denn, wo ihr seid?“ fuhr sie fort. „Und zu wem ihr redet?“

„Wir müssen diesen tollen Geschöpfen gute Worte geben“, sagte der Prinz beiseite zu Raimund, „oder man erklärt auch unsere Schuld für erwiesen und der Spaß ist aus!“ Er verneigte sich darauf sehr galant vor der Königin, und das Gespräch ging in folgenden Versen weiter:

Der Prinz.

Eine Göttin bist du;
So viel errath' ich. Hold und anmuthsvoll,
Naiv in deiner mädchenhaften Unschuld —

Raimund (leise zum Prinzen).

Nun, gut geschmeichelt!

Die Königin (zur Generalin).

General! Was sagt
Der fremde Jüngling? „Unschuld“ — „anmuthsvoll“ —
Die Worte hört' ich hier noch nie.

Die Generalin (nachsinnend).

Vor Zeiten — —
Sie sind veraltet, Majestät.

Die Königin.

„Naiv“ . . .
Was ist „naiv?“ Und was ist „mädchenhaft“?
Und diese Menschen sprechen unsre Sprache —

Raimund.

Und ihr die unsre . . . Das verwundert mich.
Wie kamt ihr her? Wer seid ihr?

Die Königin (zur Generalin).

Alte Chronik,
Sag' Du's!

Die Generalin.

Ich sag' es. Junger Naseweis,
Aus Deutschland zogen unsre Urgroßmütter,
Sich von der Männer Herrschaft zu befreien,
Und haben dieses Inselreich gegründet.
Dorthin, gen Norden, liegt Sanct Helena;
Dies unser Eiland, drauf ihr steht, heißt Santa
Emancipacion. Verehrt in Dieser
Die Königin, in mir den General.

Raimund (leise zum Prinzen).

Zwei tücht'ge Bursche!

Die Königin (zum Prinzen).

Tritt mal näher, Fremdling.
Du sagtest „anmuthsvoll". Erkläre mir,
Was Du gemeint hast.

Der Prinz.

Anmuthsvoll! Wir nennen
Das weiblich Zarte so; wenn lieblich duftig
Der Hauch des ewig Weiblichen uns anweht —

Er sah dann aber die Königin an, die ihr Bärtchen strich, warf einen Blick auf Raimund und verstummte.

Die Königin wendete sich zu der alten Generalin, und sagte mit einer Ruhe, die sie vortrefflich spielte:

Ich glaube, der ist toll.

Mit ebenso burlesker Würde antwortete die Alte:

Man hat auf Santa
Emancipacion von „lieblich duftig" nie
Gehört, und „ewig weiblich" ist ein Unsinn.

Die Zuschauer applaudirten den Beiden und lachten laut; am lautesten die Prinzessin Tante. Auch Cäcilie versuchte mitzulachen; doch es gelang ihr schlecht. Die allgemeine Heiterkeit steckte sie nicht an; ihr Gesicht war bald wieder ernst, blaß, und wie versteinert. Die Lippen zusammengedrückt, die Augen oft ohne Blick, saß sie regungslos da. Nur ein wilder Ausdruck von feindseligem Trotz flog über ihre Züge hin, wenn sie Raimund's Gesicht auf sich gerichtet sah; oder sie schloß die Augen, wie um ihn nicht zu sehn . . .

Führt sie bei Seite, Trabanten! sagte die Inselkönigin nach einer Weile, und befahl den Fremdlingen, sich in den Hintergrund zurückzuziehen, bis man sie wieder vor das Antlitz der Majestät berufen werde. Darauf wandte sie sich an ihre kriegerischen Frauen:

Ihr aber tretet um mich her. — Was thun wir
Mit diesen närrischen Käuzen? Ist noch Platz
Für fremdes Männervolk auf unsrer Insel?

Die Generalin (den Kopf schüttelnd).

Es wird zu viel! Wir haben deß genug.

Die Offiziere.

Genug! Genug!

Die Generalin (zog ein Papier hervor; pedantisch).

Hier dies Verzeichniß lehrt uns,
Wie viel wir haben. Fünfzig Schleppenträger;
Die Zahl ist voll. Als Blumen-Männer halten
Vierzehn am Markte feil; am Brunnen wäscht
Ein rundes Dutzend; dreißig nähn und flicken.
Ich warne vor „zu viel!" Nur Eines noch,

Erfahrne Kinderwärter kann man brauchen;
Doch dazu taugen, wie ich unmaßgeblich meine,
Unklare Faselköpfe nicht, wie Die.

Die Offiziere.

Sie taugen dazu nicht!

Die Königin.

Der Eine nicht,
Der uns von „ewig weiblich“ schwadronirte;
Der werd' in unserm Tollhaus erst gesund.
Doch ist vielleicht der Andre bei Verstand;
Man richte nicht zu früh! — — Hierher mit ihm!

Die Generalin hob ihren dicken Arm und winkte mit einer sehr komisch-bäurischen Bewegung nach hinten, wo die Trabanten mit den Schiffbrüchigen standen. Raimund, von zwei Trabanten geführt, trat wieder in den Vordergrund. Es lag ihm auf einmal ein Nebel vor den Augen; er stand einen Augenblick still, um diese unwürdige Schwäche zu überwinden und wieder klar zu sehen. Sein Herz schlug gewaltig; mit einem gewissen Zögern blickte er auf Cäcilie. Ihre Augen waren jetzt groß auf ihn gerichtet; mit Stolz, ja mit Hohn, wie es ihm erschien. Um ihre blassen Lippen spielte ein kaltes Lächeln . . . Er raffte sich trotzig auf; ich spreche die Verse doch! sagte er zu sich. Mit festem Schritt trat er vor die Inselkönigin hin, die, mit lächerlicher Würde zurückgelehnt, ihn erwartete und mit dem Finger winkte:

Tritt näher. — Sag mir, sonderbarer Jüngling:
Wem dientest Du in Deutschland als Trabant?

Raimund erwiderte:

Trabant? — Was meinst Du?

Die Königin.

Wem gehorchtest Du
Als Deiner Herrin?

Raimund.

Ich versteh' Dich nicht.
Gehorchen Männer?

Die Königin (kurz auflachend).

Freilich!

Raimund.

Wo?

Die Königin.

Nun, hier.
Nach Gleichheit strebten unsre Urgroßmütter;
Nach Gleichheit! Unsinn! Gleichheit giebt es nicht.
Ein Oberwille muß auf Erden sein,
Einer von Beiden muß die Hosen tragen;

Wer sich in nichts den Männern fügen will,
Muß selber Herr sein! — **Wir** sind **Herrn**; wir haben
Das Werk der Mütter logisch klar vollendet! —
Und **eure** Frau'n noch nicht?

Raimund.

Noch nicht. Wir haben
Noch Frau'n, die Du verlachst; von zarten Gliedern,
Von sanftem Herzen; Opfersinn im Busen,
Demuth im Geiste, Feuer im Gemüth —

Der Prinz, aus dem Hintergrunde etwas näher tretend, horchte neugierig auf. Es kam nun der Augenblick, wo Raimund die gestrichenen Verse überspringen sollte. Raimund sah wieder einen Nebelschleier vor Cäciliens Gesicht; ihre ganze Gestalt schien zu zittern. Sie zittert nicht: das liegt in **mir**! dachte er. Ihre starren Augen blickten ihn unter dem Diadem wie herausfordernd an; — und „sich zusammennehmend" fuhr er fort:

Sie lieben noch, weil Lieb' ihr Leben ist . . .
Doch **ihr** — von eurem Ursprung abgefallen,
Entfremdete Stiefkinder der Natur —
Die ihr nicht Weib, nicht Mann seid —

„Ah!" sagte Cäcilie plötzlich, und erhob sich halb, wie um aufzustehn. Sie sank aber wieder zurück. Ihre Augen schlossen sich; ihre Lippen hatten alle Farbe verloren. „Wasser!" murmelte sie.

Es schien, sie werde vom Stuhl sinken; Herr von Düren, ihr Nachbar zur Linken, faßte schnell ihren Arm und stützte sie. Ihr Kopf sank gegen seine Schulter. Wasser! Wasser! rief er. Eine allgemeine Unruhe entstand. Raimund, heftig erschrocken, sprach nicht weiter; der Prinz aber sprang ohne Weiteres von der erhöhten Bühne ins Parterre hinab, ergriff Cäciliens Hände und versuchte sie wieder aufzurichten. Sie schüttelte den Kopf; die Sinne vergingen ihr dann offenbar aufs Neue. Man brachte Wasser, sie vermochte noch nicht zu trinken. Der Prinz besprengte ihr Schläfen und Gesicht. Die alte Prinzessin nahm ihr Flacon, suchte ihm zu helfen. Erst nach einiger Zeit kam die todtblasse Cäcilie langsam wieder zu sich, ließ die Augen umherirren, und benetzte die Lippen mit dem Wasser, das mehrere Hände ihr darboten. Sie versuchte zu lächeln, als sei nichts geschehn. Dann sah sie wieder die Bühne, mit den vielen, nach vorn gedrängten Gestalten, die herunterstarrten, und grade sich gegenüber Raimunds bleiches Gesicht. Ein unklares Gefühl trieb sie in die Höhe. Sie stand auf. „Es ist nichts", sagte sie mit noch tonloser Stimme. „Aber zu heiß; zu heiß! Lassen Sie mich fort!"

„Ja, ja, in bessere Luft", erwiderte der Prinz; „nehmen Sie meinen Arm!" — Er bat die Prinzessin durch einen Wink, zu folgen, und führte Cäcilie, die noch ein wenig schwankte, langsam dem Ausgang zu. „Wir

spielen nicht weiter", sagte er in seiner Aufregung; „das versteht sich von selbst!"

Düren stand neben ihm und flüsterte betroffen: „Das Stück nicht beenden, Hoheit?"

„Ich jetzt spielen? Unmöglich!" gab der Prinz zur Antwort. „Ordnen Sie etwas an", setzte er leiser, in aller Eile hinzu; „Musik — was Sie wollen . . . Die Leute mögen denken, was Sie wollen . . ." Er führte Cäcilie weiter, wandte noch einmal den Kopf und warf Raimund einen aufgebrachten Blick zu, der ihm Alles sagte. Dann ging er mit ihr hinaus, gegen die Terrasse. Die Prinzessin und deren Damen folgten. Das „Spiel" war zu Ende.

„Meine Damen und Herren!" sagte Düren zu der Gesellschaft, die sich erhoben hatte und noch unschlüssig, zum Theil sichtbar verwundert, leise flüsternd, dastand. „Seine Hoheit der Prinz lassen Sie ersuchen, mir in den Concertsaal zu folgen! — Auch die Herren Schauspieler, das Orchester, Alle, wenn's beliebt. Wir setzen das „unterbrochene Opferfest" im Concertsaal fort; — Seine Hoheit bedauern sehr . . . Unterdessen machen wir Musik!"

VIII.

Alle gingen hinaus, durch die große Allee in das Schloß zurück; der Pavillon war auf einmal leer und still; nur Raimund Weber stand noch in der offenen Thür, gegen den Pfosten gelehnt. Es war ihm zu eng um die Brust geworden; er hatte den Kautschukmantel abgeworfen, den falschen Bart heruntergerissen, und mit geöffneten Lippen athmete er, und horchte. Auch im Garten war Alles still; Niemand mehr zu sehn. „Wo ist sie nun?" dachte er beklommen. „Wie kam das? Was ist ihr geschehn? Sie schien so vornehm, so überlegen mich herauszufordern; dann auf einmal schwinden ihr die Sinne . . . Während sie „lachen" wollte . . . Wird sie krank? Ist es schon vorüber? Ich stehe hier und weiß nichts; und habe nicht den Muth, hinzugehn und zu fragen. — Mit so blutigem Ernst endet diese Posse — —"

Er hörte Stimmen, die ihn aus seinen Gedanken rissen; gleich darauf sah er Düren und den jungen Müllenhof die Allee herauf kommen und leise und eifrig mit einander sprechen. Es widerte ihm davor, diesen Menschen zu begegnen; er trat in den Pavillon zurück, und warf nur zuweilen unbemerkt einen Blick hinaus. Nach einer Weile eilte Müllenhof nach dem Schloß zurück. Düren blieb in der Allee und ging auf und ab. Es verstrich einige Zeit, die Raimund unerträglich lang däuchte; dann erschien ein Lakai, vom Schlosse her, der ein Kästchen trug. Er übergab es Düren; dieser entließ ihn sogleich wieder, und mit dem Kästchen im Arm ging er auf den Pavillon zu. Wie! dachte Raimund; der Mensch kommt hierher?

Er trat hinter die Treppe, die im Innern des Pavillons zu einer

Loge hinaufführte, in der Hoffnung, Düren werde, wenn er wirklich eintrete, gleich wieder gehn. Düren kam, schien einige neugierige Blicke umherzuwerfen, und stellte das Kästchen, das er trug, auf einen Stuhl. Dann fing er an, eine Melodie vor sich hin zu pfeifen. Plötzlich erschien der Prinz, hastig, mit geröthetem Gesicht, und warf die Thür hinter sich zu.

„Gut, daß Sie da sind!“ sagte er, fast außer Athem.

„Ich wartete hier auf Euer Hoheit“, antwortete Düren.

„Sind Sie allein?“

„Ja“.

„Sie müssen mir helfen, Düren! Ich brauche Sie! — Dieser Jesuit, dieser Doctor Weber, schien mir Alles zu verderben; aber umgekehrt: ich hoffe jetzt Alles zu gewinnen! Sie ist wieder wach, klar, gesund; sie hat auch die Damen gebeten, sie zu verlassen; sie ist also allein . . . Aber sie will fort. Das müssen Sie hindern, Düren! Sie müssen zu ihr!“

„Ich?“

„Ja, Sie! Stellen Sie ihr vor, daß ich außer mir bin; daß ich es nicht ertrage, sie so fortzulassen; daß ich sie um kurzes Gehör bitte — um drei Worte — sagen Sie: drei Worte. Stellen Sie ihr das vor!“

„Und wenn sie nicht will —“

„Sie wird wollen!“ rief der Prinz, immer hastig, aus. „Düren, sie wird! Ich verstehe jetzt den Zusammenhang: ihre Blässe, ihre Verstörtheit, als sie kam — ihr Gesicht während des Spiels — dann die Ohnmacht ... Sie ist empört gegen diesen Weber. In dieser Stimmung wird sie mich anhören. Sagen Sie ihr: nur auf drei Worte; hier im Pavillon! Hier sind wir allein!“

„Gut, Hoheit; ich fliege. Mir sagt meine Psychologie, daß sie in diesem Augenblick für die Unvernunft reif ist —“

„Wo ist dieser Weber?“ unterbrach ihn der Prinz.

„Ich weiß nicht —“

„Der muß fort, Düren! Der muß fort! Oder beschäftigen Sie ihn irgendwie —“

„Eben darüber wollte ich noch in aller Eile ein Wort — — Es ist ein kluger und gefährlicher Mensch, Hoheit! ein Mensch, der Alles riskirt! Deshalb muß er fort; und ich habe da einen etwas verwegenen Gedanken —“

„Wenn er gut ist — — nur rasch!“

„Der junge Müllenhof sucht ihn auf, beginnt ein Gespräch, beleidigt ihn; wird gefordert, natürlich. Müllenhof bietet ihm sofortige Genugthuung an, da er morgen früh fort muß. Pistolen sind hier (er deutete auf das Kästchen); an Sekundanten fehlt's nicht; die Herren gehen in den Wald da drüben . . . Müllenhof weiß schon, ich bin mit ihm einig“.

„Eine tolle Idee!“ sagte der Prinz, doch etwas betroffen. „Ihr Alle habt etwas gegen meinen Raimund Weber . . . Aber der Verräther! Er sprach diese Verse doch! Er reizt, er beleidigt offenbar dieses edle

Wesen . . . Ein kleiner Denkzettel könnte ihm nicht schaden. Macht, was ihr wollt! — Jetzt aber zu ihr!"

„Ich eile —"

„Sie finden mich im Concertsaal!" rief der Prinz, der schon in der Thür stand. Gleich darauf war er verschwunden. Düren wartete einige Augenblicke; dann ging er ihm nach.

Raimund trat wieder hervor. Durch die offene Thür sah er die beiden Gestalten nach einander sich in der Allee verlieren, dem Schlosse zu; es war mittlerweile dunkel geworden, in der Allee war schon Nacht. Zwischen den Bäumen durch sah er die erleuchteten Fenster über der Terrasse; vom Concertsaal her klang die Musik gedämpft bis zu ihm herüber. „Ah! So steht es also!" sagte er vor sich hin. Eine wilde Entschlossenheit war über ihn gekommen; er hatte sich wieder, er war ganz der Alte . . . Langsam, aber mit sich einig, trat er in den Pavillon zurück, in dem noch die Lampen des Prosceniums brannten. Er öffnete das Kästchen, zwei Pistolen blitzten ihm entgegen. Einen Gang mit Einem von euch würd' ich gerne machen, dachte er, plötzlich aufwallend; aber in diesem Augenblick hab' ich doch nicht Zeit . . . Allein mit dem Prinzen lass' ich sie hier nicht; wenn sie kommt, muß sie mit mir fort! Sie muß! — — Alle guten Gefühle in ihm sagten Ja und Amen. Er verschloß die anderen Thüren des Pavillons, rechts und links. Dann stellte er sich an den Eingang, zu dem die große Allee führte, und wartete mit unerschütterlicher Geduld, bis durch die Musik ein anderes Geräusch erklang, bis leise, weibliche Schritte ihn erschreckten.

Cäcilie trat herein. Sie war nicht mehr blaß, sondern ihre Wangen glühten. Eine gewisse fiebernde Gluth war auch in ihren Augen, und um den Mund ein unheimliches, halbverwirrtes Lächeln. Sie bewegte sich unsicher, und blieb verwundert vor den Pistolen stehn. Auf einmal sah sie Raimund, der so unerwartet wie ein Geist vor ihr erschien. Sie erschrak; sie zitterte.

„Was wollen Sie hier?" sagte sie.

„Ein Unglück verhindern", antwortete er. „Sie nicht hier lassen, bis — bis der Andre kommt. Ich bin Ihnen verhaßt, sagen Sie; dennoch wag' ich das . . ." Mit offenem Gefühl, mit beschwörender Stimme setzte er dann hinzu: „Bei Allem, was gut, was Ihnen heilig ist, mein Fräulein, gehen Sie mit mir, bleiben Sie nicht hier!"

„Sie sind von Sinnen, scheint mir", stammelte sie. „Was reden Sie da? zu mir?"

„Ich weiß, wen Sie erwarten", sagte Raimund. „Sie setzen Ihre Ehre auf's Spiel. Ihre Ehre, Fräulein! Sie erwarten hier einen Mann, den seine Leidenschaft toll macht; der in seiner Leidenschaft zu Allem fähig ist; dem Sie hier Ihren guten Namen opfern — auch wenn Sie ihm widerstehn. Ihren guten Namen! Ihren guten Namen!"

Seine verhaltene Erregung schien sie zu erschrecken. Sie raffte all ihren

Stolz, ihre Vornehmheit zusammen: „Sie mir das?“ sagte sie. „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu reden?“

„Meine Pflicht —“

„Schon wieder —“

„Ich, der ich der Hüter Ihres Hauses bin — ich glaube an mein Recht und an meine Pflicht, Sie zu beschützen —“

„So nehme ich Ihnen dieses Recht“, fiel sie ihm in's Wort; „so entbind' ich Sie dieser Pflicht. Sie sind entlassen; und nun gehn Sie hinaus!“

„Verzeihen Sie; ich bleibe doch. Sie sind jetzt blind, sinnlos; Sie wissen nicht, was Sie thun —“

Ein wildes Lächeln flog über ihr Gesicht. „Und hab' ich nicht das Recht und die Freiheit, sinnlos zu sein, wenn ich will?“

„Nein“, sagte er, vor innerer Leidenschaft seine Stimme dämpfend: „nein, wenn sich Jemand findet, der Ihnen im Augenblick der Gefahr diese Freiheit nimmt; der stark genug ist, sie Ihnen zu nehmen. Und so wahr Sie eine Frau sind und ich ein Mann bin — und so wahr ich in mir die Kraft fühle, Ihre Unvernunft zu besiegen — zu brechen — ja, zu brechen — so wahr werden Sie hier den Prinzen nicht erwarten, so wahr werden Sie mit mir gehn!“

Cäcilie wich vor ihm zurück; ihre Hände bebten. „Sie rasen“, sagte sie, ihm in die Augen starrend. „Sie verlieren Ihren Verstand. Gehen Sie hinaus, lassen Sie mich allein; oder Sie machen mich ebenso toll, wie Sie selber sind!“

„Nein, ich bin nicht toll“, erwiderte er mit einer Art von Lächeln. „Ich weiß, was ich thue. Ich will sterben für Sie, wenn Sie es verlangen; aber hier mit dem Prinzen will ich Sie nicht lassen!“

„Was war das?“ stammelte sie.

„Sie haben mich entlassen, wie Sie sagen; gut, so bin ich frei. Frei, Ihnen Alles zu sagen — — Alles!“

Er kniete vor ihr nieder, und mit einem ganz veränderten Ausdruck, in dem all sein Gefühl, all seine Liebe lag, blickte er zu ihr auf. Er rang nach Worten; aber in diesem Augenblick versagten sie sich ihm. Es war eine Hülflosigkeit, die stärker, erschreckender, inniger zu ihr sprach, als Worte; und auf einmal entfärbte sich ihr Gesicht.

„Stehen Sie auf!“ murmelte sie.

Er schüttelte den Kopf. Er fand endlich Worte, nach und nach: „Ich habe die Schuld! Ja denn, ja, wie ein Abenteurer hab' ich's angefangen; im Uebermuth hab' ich mich in Ihre Nähe, in Ihr Haus gedrängt; Ehrgeiz, Uebermuth — — oder war's schon Liebe — ich weiß nicht. Was es jetzt ist, das weiß ich . . . Hassen Sie mich wirklich? Ist es Ihr Ernst, daß Sie mich hassen? — Sie sind zu stolz, um zu lügen. Sagen Sie mir bei Ihrer Ehre, daß Sie mich wirklich hassen, und ich werde gehn!“

Sie antwortete nicht. Eine zitternde Bewegung, die an ihrer Gestalt

hinunterlief, schien ihr die Stimme zu nehmen. Er fühlte, er errieth auf einmal, wie es in ihr aussah. „Cäcilie!" sagte er.

Bei diesem Wort fuhr sie auf. Wie um ihn abzuwehren, streckte sie die Hände vor: „Sie mich lieben . . . Ich will Ihre Liebe nicht. Ich soll Ihnen folgen, damit Sie triumphiren. Ich will keine Liebe, die mich knechten will. Meine Freiheit ist besser. Lassen Sie mich allein!"

„Sagen Sie mir", wiederholte er, „daß Sie mich hassen — daß Sie mir nicht gut sind — und ich lasse Sie allein!"

„Muß ich thun, was Sie wollen? — Ich brauche nicht zu hassen, um mich zu widersetzen . . ." Plötzlich wild rief sie aus: „Gewalt gegen Gewalt! Ich werde hier bleiben, und Sie werden gehn!"

„Nein, so kann ich nicht gehn! — Was für ein Gesicht; — wie Sie lächeln . . . Sie springen in diesen Abgrund hinunter, wenn ich gehe. Cäcilie! Ihre Ehre ist mir heiliger als die meine! Sie sind wahnsinnig; Sie suchen Ihr Verderben. Lieber in den Tod, als Sie Ihrem Wahnsinn, Ihrem Verderben überlassen". — Er ergriff ihren Arm: „Nein! Sie gehen mit mir!"

„Rühren Sie mich nicht an!" sagte sie, sich losreißend. Sie war außer sich; ihre Augen schienen weiß geworden zu sein, so hatten sie sich rings erweitert; ihre Zähne schlugen zusammen. „Ich will nicht . . . Gehn Sie, oder ich rufe!"

„Gut denn, rufen Sie. Dann werden Leute kommen — die sich wundern werden über Sie und mich — — aber den Prinzen können Sie dann nicht mehr erwarten, und ich hab' erreicht, was ich will!"

„Nun, so werd' ich nicht rufen", sagte sie mit einer Stimme ohne Ton. Ihre Augen irrten umher; sie sah wieder die Pistolen und riß eine aus dem Kästchen. „Wenn das da geladen ist — — Gewalt gegen Gewalt!"

„Sie werden gehn!" sagte er furchtlos. „Hier lass' ich Sie nicht!"

„Reizen Sie mich nicht mehr; ich weiß nicht, was ich thue. Lieber toll werden, als Ihnen gehorchen —"

„Cäcilie!"

„Ich sehe, ich höre nicht mehr . . . Aus dem Wege, sag' ich —"

Sie hob die Pistole gegen ihn. Er ergriff ihren Arm, um sie ihr zu nehmen. „Lassen Sie meinen Arm, oder ich schieße!" sagte sie mit halb zugedrückten Augen. „Lassen Sie mich los!"

Er ließ aber nicht los, und streckte seine andere Hand nach der Waffe aus. Mit einer wüthenden Anstrengung entwand sie ihm ihren Arm und drückte ab.

Die Kugel fuhr ihm nahe an der Schulter in die Brust. Er sah unwillkürlich dorthin, eine leise Erschütterung fühlend. „Wirklich —!" sagte er, und starrte ihr in's Gesicht.

Der laute Knall schien sie wie aus einem Traum zu wecken. „Heiliger Gott!" schrie sie auf.

„Es ist nichts — es ist nichts —“ sagte er mit Fassung. Das Blut begann aber schon hervorzufließen. Es kam ein Schwindel über ihn, daß ihm war, als ob er sich halten oder fallen müßte. Er griff nach einem Stuhl, neben dem er stand, und sank hinein.

Der Prinz trat in die Thür. „Ein Schuß?“ rief er aus. „Was ist hier geschehen?“

„Ein Zufall“, sagte Raimund, indem er die Augen schloß. „Ich — ich selbst —“

„Nein! kein Zufall!“ rief Cäcilie. „Tödten Sie mich! Tödten Sie mich!“

Sie sank neben Raimund hin.

IX.

In der nächsten Woche nach diesem unglückseligen Abend beschäftigte sich die ganze aufgeregte Gegend mit etwas Merkwürdigem, Unerhörtem, das sie noch nie erlebt hatte, das sie aber um so eifriger beurtheilte, je weniger sie es verstand. Raimund war verwundet in Cäciliens Schloß zurückgebracht worden; die Einen sagten, im Duell getroffen, die Andern, er habe selber Hand an sich gelegt; Manche aber wollten für gewiß gehört haben, daß die „Australierin“ auf ihn geschossen habe, der Prinz und die Lakaien seien dazugekommen, es solle aber vertuscht werden. Darum verbreite man, durch einen unglücklichen Zufall habe Raimund sich selbst verwundet; — Jeder könne aber darüber denken, was er wolle: und so dachte denn auch Jeder das Seine. Unterdessen lag Raimund — und hier fing das Unerhörte und Unbegreifliche an — in dem größten und schönsten Zimmer des Schlosses, neben den Gemächern des Fräuleins. Er ward nicht wie ein „Verwalter“ gepflegt, sondern „wie ein Prinz“. Die „Australierin“, die auf ihn geschossen haben sollte, wich in den ersten Tagen und Nächten kaum von seinem Bett. Unbekümmert um die Meinung der Welt pflegte sie ihn, wie man einen Bruder pflegt; ließ keinen Wärter zu ihm, immer nur den Arzt; duldete keinen Einspruch, keine Ablösung. Auch durfte der Arzt das „graue Schloß“ nicht verlassen, so lange Gefahr zu sein schien; und als Raimunds Genesung längst außer Zweifel war, schneller und schneller fortschritt, man ihn endlich im Garten wieder umherwandeln sah, blieb das Schloß noch so unzugänglich wie in der ersten Stunde: Niemand als der Arzt durfte es betreten. Herr von Düren, auch der Prinz erschien umsonst; Cäcilie war unsichtbar. Nur ihre Leute sahen sie zuweilen durch die Gemächer hin und wider gehen, oder am Fenster sitzen; sie sprach aber nicht, und bald wagte auch Niemand mehr zu ihr zu sprechen. Es schien, daß sie den Schlaf ganz verloren hatte; sie vermied ihr Bett; sie aß nicht. Je mehr Raimund genas, desto mehr schien sie zu verwelken; obgleich sie doch Alles daran gesetzt hatte, ihn genesen zu sehen. Zuweilen, wenn ihre Augen ganz erloschen starrten, fürchtete Fräulein Rosa, oder wer sonst in ihre Nähe

kam, daß eine Störung des Geistes im Anzug, oder bereits ausgebrochen sei. Dann aber wachte wieder eine so bewußte, klare Traurigkeit in diesen Augen auf, daß die Vermuthung keinen Grund mehr hatte und sich wieder verlor. Was war ihr geschehen? — Der Arzt versuchte endlich einmal sie danach zu fragen; sie sah ihn aber so wunderbar an, daß er bald verstummte. Er wagte dann noch ihr zu sagen, daß sie sich pflegen, daß sie schlafen müsse. Mit einer kurzen, raschen Bewegung jedoch lehnte sie ihn ab. „Sie sind für ihn da", sagte sie, „nicht für mich. Sie haben es gut mit ihm gemacht, und ich danke Ihnen. Mich lassen Sie gehn!"

Prinz Karl hatte sich täglich erkundigen lassen, wie es drüben stehe; seine Gutherzigkeit siegte über seine Eifersucht, obgleich er besser als die Anderen errathen konnte, was in Cäcilien vorging. Er erstaunte, wie sehr diese Frau wirklich ein „Unicum" war; er hätte noch immer viel darum gegeben, sie für sich zu gewinnen; jener Pistolenschuß hatte ihn aber doch etwas abgekühlt . . . Bei ruhiger Ueberlegung schien ihm jetzt das Beste, sich mit guter, ritterlicher Art aus der Sache zu ziehen; sich als „wahren Freund" zu geberden und zu benehmen, da er auf die andere Rolle doch verzichten mußte. Vielleicht mochte auch in irgend einem Winkel seines leichten Herzens noch eine gelegentlich zu weckende Hoffnung schlafen . . . Er hörte, daß Raimund sich bereits stundenlang im Park ergehe, und beschloß, wenigstens ihn zu besuchen, wenn Cäcilie noch unnahbar sei; sich in alter Freundschaft mit ihm auszusprechen und den gegenseitigen Groll aus der Welt zu schaffen. So ging er am nächsten Morgen zu Fuß über das Thal und zum „grauen Schlosse" hinauf. Es war ein reiner, schöner Spätsommertag, der ohnehin die Seele friedlich und harmonisch stimmte. Er freute sich, daß wenigstens nicht Alles rettungslos zerstört war: daß jene tolle, frevelhafte Uebereilung, das Duell zwischen dem jungen Kammerherrn und Raimund zu gestatten, sich nicht blutig verwirklicht hatte. „Eine andere Hand hat den Schuß gethan", dachte er staunend, und wieder wie in einen räthselhaften Abgrund blickend; „aber diese Hand wird die Wunde heilen, die sie geschlagen hat; — er ist zu beneiden!"

Als er den Schloßgarten betreten hatte und sich durch einen gewundenen, Baumgang dem Gebäude näherte, sah er zu seiner Ueberraschung Cäcilie, in einem leichten, weißen Morgenkleid, seitwärts vor einer Laube in einem Armstuhl sitzen. Sie hatte das Schloß zum ersten Mal seit jenem Abend verlassen und wieder dem blauen Himmel gestattet, auf sie herabzuschauen. Niemand war bei ihr; Fräulein Rosa bewegte sich schüchtern in der Ferne. Cäcilie hatte die bleichen Hände in den Schooß gelegt; ihre Augen lagen tief zwischen dunklen Schatten, sie machte einen beklemmend leblosen, geisterhaften Eindruck. Als der Prinz auf einmal vor ihr stand, schien sie zu erschrecken. Sie machte eine Bewegung, wie wenn sie entfliehen wollte. Dann ließ sie aber den Arm wieder müde sinken und begrüßte ihn mit einem stummen, resignirten Lächeln.

„Sehe ich Sie wirklich?" sagte der Prinz, den ihr Anblick ernst, aber anders als sonst, bewegte. „Seit vollen acht Tagen schließen Sie Ihre Thür; Sie sind uns wie todt. Verzeihen Sie: ist das gut? Hat man denn Freunde, um sein Haus und sein Schicksal vor ihnen abzuschließen? Oder gestatten Sie mir nicht mehr, mich Ihren Freund zu nennen?"

Cäcilie sah ihn an, ohne gleich zu sprechen. Ihr fielen die Worte ein, die Raimund ihr damals sagte: „ein guter Freund für Männer, aber ein schlechter für Frauen". Mit dem Gesicht eines Menschen, der sich nicht mehr bemüht, die gewohnte gesellschaftliche Zurückhaltung zu beobachten, sagte sie dann, ihn sehr ernsthaft anblickend: „Vergeben Sie mir, Hoheit, wenn ich offen rede, — ganz ohne Förmlichkeit. Kommen Sie wirklich nur als theilnehmender Freund, — oder weil Sie noch hoffen und wünschen, was Sie damals wünschten?"

Der Prinz war über diese Frage so betroffen, daß er eine Weile nicht wußte, was er erwidern sollte. „Aber ich bitte — ich verstehe nicht — —" sagte er dann etwas aufgebracht.

„Sie sind entsetzt über meine Formlosigkeit", antwortete sie. „Aber wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe ist; so weit, weit hinweg von alledem — so weit darüber hinaus! — Ich möchte nur noch ganz offen und wahr mit Ihnen reden — oder gar nicht mehr . . . Sehen Sie mich an — ich bin sehr verändert — und geben Sie mich auf, Hoheit!" — Sie erzwang ein Lächeln: „Ich bin keine „Göttin", und ich bin kein Weib. Ich bin nicht so Eine, die Sie reizen sollte. Sehen Sie, wie ruhig, wie guten Humors ich das sage. Nehmen Sie's auch mit Humor, und jedenfalls geben Sie mich auf!"

„Ich höre und sehe nur, daß Sie krank sind", gab er ihr zur Antwort, um etwas zu sagen. „Sie werden wieder gesund werden —"

„Glauben Sie das nicht", fiel sie ihm ins Wort. „Es giebt Convulsionen — Erschütterungen — von denen man nicht genest! — — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen noch etwas sage, damit Sie mich ganz verstehn? An dem Abend damals — es ist Achtung vor Ihnen, Freundschaft, daß ich Ihnen das sage — an jenem Abend hatte ich nur aus Zorn gegen einen Andern eingewilligt, Sie in Ihrem Pavillon zu sehn".

„Ich höre nichts Neues, mein Fräulein", erwiderte der Prinz, der sich leidlich faßte. „Aber was wollte ich denn? Und was will ich denn, als Sie verehren, bewundern — und ein wenig Ihr Freund sein? Uebrigens — Sie „kein Weib" . . . Wem glauben Sie das? Einer ausgelassenen, übermüthigen Satire glauben Sie doch nicht? Glauben Sie lieber meinem Epilog, den Sie nicht gehört haben. Seit jenem unglücklichen Abend trag' ich ihn noch bei mir; — lesen Sie ihn. Lesen Sie diese aus dem Herzen geflossene, aufrichtige, ehrliche Verherrlichung der wahren Emancipation der Frau — einer Frau wie Sie —"

Mit einem langsamen Kopfschütteln, ohne Herbigkeit, wies sie das Blatt

zurück, das er ihr anbot. „Lassen Sie das, Hoheit!“ sagte sie mit so tiefem, traurigem Ernst, daß es ihn überraschte und erschütterte. „‚Emancipation!‘ Das führt zu kleinen Narrheiten, oder zu großem Wahnsinn!“

Sie stand auf. Er folgte ihr mit den Augen. Er schwieg.

Auf einmal rötheten sich ihre Wangen, und sie schien zu horchen. Es knisterten Schritte auf dem Kies. Raimund kam um die Ecke, unter den Bäumen her. Er blieb unwillkürlich stehen, als er den Prinzen sah; aber er faßte sich schnell, und begrüßte ihn höflich, kühl, ohne etwas zu sagen. Dann ging er auf Cäcilie zu, über deren Züge eine unbeschreibliche, schmerzliche Freude zog. Er wollte reden, wie es schien, blieb aber stumm vor ihr stehn.

Der Prinz betrachtete die Beiden; einige Augenblicke vergingen so, ohne daß Jemand sprach. Das Gesicht des Prinzen sagte still: „ich sehe, wie es hier steht!“ — Endlich verneigte er sich und nahm von Cäcilien Abschied. An Raimund vorübergehend sah er ihm tief in die Augen; auf seine Art bewegt, ergriffen, sagte er leise: „Ich muß Sie noch sprechen. Nicht jetzt. Ich erwarte Sie“.

Damit ging er gegen die Einfahrt in den Park zurück.

Raimund fand erst jetzt seine Stimme wieder. Die noch etwas blassen Wangen färbten sich, als er — langsamer als sonst, doch im Uebrigen mit der Sicherheit und Kraft eines genesenen Mannes — zu ihr sagte, ohne sie anzusehen: „Kann ich drei Worte mit Ihnen reden, oder greift es Sie an?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie haben mir zwar untersagt, Ihnen für irgend etwas zu danken, aber die Thatsache, daß Ihre Pflege mich so rasch und so ganz wieder hergestellt hat, diese Thatsache brauch’ ich doch wohl nicht zu verleugnen“. — — Sie sah schmerzlich dankbar zum Himmel auf. — — „Angenommen also“, fuhr er fort, „daß es besser wäre, ich verließe dieses Haus — so könnt’ ich es jetzt verlassen“.

Cäcilie rang nach Athem. Endlich sagte sie: „Aber Sie irren, denk’ ich. Sagte nicht der Doctor, so lange der Schmerz da oben — in der Brust — noch zu spüren sei, so lange seien Sie nicht ganz außer Gefahr?“

„Ich muß diesem guten Mann widersprechen“, antwortete Raimund. „Er ist kein so übler Mann, und spielt gut Piquet; aber dies versteh’ ich besser als er. Das ist ein harmloser, gelegentlicher Schmerz, aber keine Gefahr“.

Cäcilie schwieg eine Weile. „Und warum reden Sie von der Möglichkeit“, sagte sie dann mühsam, „dieses Haus zu verlassen?“

„Weil ich es Ihnen schuldig bin, zu gehn“.

„Ach!“ seufzte sie leise.

„Ich bin’s Ihnen schuldig, denn Sie geben der Welt schonungslos, rücksichtslos Ihre Ehre preis. Dieses Samariter-Werk, das Sie an mir gethan haben, wird für Sie zur öffentlichen Schmach, wenn ich länger bleibe.

So lange ich dalag, oder doch, so zu sagen, noch ein Patient war, so lange konnten Sie sagen: bleiben Sie, ich will es! Jetzt bin ich gesund — und jetzt muß ich fort".

Sie erwiderte nichts. Nur ein paar Thränen füllten langsam ihre tiefliegenden Augen.

„Auch kann ich's nicht länger mit ansehen, wie Sie sich verwüsten und zu Grunde richten . . . Wie Sie förmlich danach ringen, der Natur zu trotzen; sie um das Leben zu betrügen, das sie Ihnen gegeben hat. Das ertrag' ich nicht. Kurz — — Warum weinen Sie? — Es giebt nur eine Möglichkeit, daß ich bleibe. Aber die wollen Sie nicht".

„Die heißt —"

„Sie werden meine Frau".

„Niemals!" sagte sie zitternd.

„Cäcilie —!"

„Niemals! — — Ich bin kein Weib. Ich tödte ja die Männer, die mich lieben; suche sie zu tödten. Seien Sie barmherzig, sagen Sie kein Wort mehr!"

„Cäcilie!" rief er aus. Dann, wieder die Stimme dämpfend: „Sie hassen mich ja nicht; Sie haben ein Herz für mich; wenn Sie es auch noch nicht gesagt haben, weiß ich es doch gewiß. Rasen Sie nicht gegen Ihr Leben, gegen unser Glück! — Sie wären kein Weib? — Aus Mann und Weib sind wir ja alle gemischt; Vater und Mutter haben uns geschaffen. Neulich Abends an meinem Wundbett — als ich so ruhlos fragte — haben Sie mir von Ihrem einsamen, grübelnden, starrsinnigen Vater, und von Ihrer weichen, liebevollen Mutter erzählt, die so früh starb; zu früh . . . Der Geist des Mannes, des Vaters hat Ihre einsame Jugend beherrscht; — jetzt erst, jetzt endlich rührt sich der Mutter Blut, das so lange in Ihnen unterdrückt war; jetzt fließt es frei, jetzt entwickelt es seine stille Kraft, Sie ganz zum Weibe zu machen. Wer, der sich selbst recht im Grunde kennt, erlebte nicht irgend etwas Aehnliches in sich? — Cäcilie! Ich bitte Sie von Herzen, schauen Sie mich an. Was an jenem Abend zwischen uns geschehen ist, war's denn nicht wie ein Traum? Denken Sie, es war ein Traum — ein verrückter Traum; nun stehen wir hier und wachen. Wir lächeln über das wilde, blutige, tolle Zeug, wir kommen zu uns selbst — ich zu Dir, Du zu mir. Cäcilie! komm zu mir! So wahr ich lebe, man hat uns für einander geschaffen; Du aber spinnst an diesem Traum immer fort und fort, bis er zum Wahnsinn wird. Schüttle ihn ab; wach' auf! komm zu mir! zu mir!"

„Nein, nein, nein!" rief sie aus, nachdem sie ihn so lange schweigend hatte reden hören; „nein, nein, nein!" rief sie voll Angst, voll Entschlossenheit und floh von ihm weg. „Was Sie da auch Süßes und Gutes sagen, — ich hab' mein Schicksal, das schmeicheln Sie mir nicht weg! Jetzt, aus Mitleid, um mich zu retten, sagen Sie mir von Liebe, von Glück. Würd'

ich Ihr Weib, würden Sie mich hassen. Sie brauchen eine Frau, die nicht vom Manne zu viel hat — die nicht gebrandmarkt ist von der Natur — und durch eigne Schuld; die Ihnen weiblich sanft in die Arme sinkt, statt auf Sie zu schießen. Nein, es ist unmöglich! — Gehen Sie denn, wenn Sie müssen; ich kann Sie nicht halten. Alles endet einmal! Auch das wird ja enden!"

Er war ihr gefolgt, er sah sie voll Liebe an, suchte ihre Hand zu ergreifen; aber sie riß sich los. Ohne zu wissen, wohin, stürzte sie fort, tiefer in den Garten hinein. Ihr weißes Kleid entschwand ihm bald hinter den Gebüschen.

X.

Raimund stand noch lange auf demselben Platz; endlich setzte er sich, da ihm die Kniee matt wurden und eine Genesungs-Schwäche ihm die Brust beklemmte. Auch der Schmerz da oben, nahe bei der Schulter, war wieder erwacht; doch was that ihm das, neben dem andern Schmerz. Diese Frau verlieren, dachte er, die ich mit meinem strömenden Blut erkauft habe . . . Ruhig! ruhig! Wozu bin ich der Mann! — — Er sah, wie krank ihre Seele war; sie wollte den Tod. Wie ein langsamer Mord war's, den sie an sich vollzog; ein Gericht, ein Urtheil. Und das sollte ich nicht verhindern? sagte er vor sich hin. Nicht verhindern können? — Arzt! Arzt! Bist Du ein Arzt, so hilf!

Er stand wieder auf und ging langsam, ganz in sich versinkend, auf dem Kiesweg fort. Allerlei nutzlose, unmögliche Gedanken tauchten in ihm auf; dann fiel ihm etwas ein, was er vor Jahren einmal gelesen hatte. In Bordeaux war eine verrückte geistige Epidemie über die Frauen gekommen, eine ansteckende Tollheit, wie sie zuweilen unter dem „schwächeren Geschlechte" auftreten: hysterische Anfälle von erschreckenden Formen, die bei Einer anfingen und von Einer zur Andern gingen, ohne Grund und Ursache. Die Doctoren vermochten dagegen nichts; endlich trat ein alter, kluger Arzt auf und erklärte auf eine so eindringliche Weise, daß es in der ganzen Stadt bekannt ward: allen diesen Frauen, die von solchen Anfällen geplagt würden, drohe die fallende Sucht. Von Stund' an wurden sie alle miteinander gesund . . .

Noch eine andere seltsame Geschichte fiel ihm ein: wie ein begabter, hitziger, phantastischer Kopf, der Schriftsteller Moritz, Goethes Freund, sonderbar schwer erkrankte; mehr aber noch, als an seinem körperlichen Uebel, war er an sich selbst krank: das Uebel hätte ihn vielleicht, seine ruhelose, schreckhafte, tolle Phantasie ihn gewiß getödtet. Da trat endlich sein Arzt — ein berühmter Arzt, Doctor Marcus Herz — vor ihn hin: „Ich muß Ihnen bekennen, lieber Freund, Ihre Krankheit ist stärker als meine Kunst, Sie sind nicht zu retten. Von heute in zehn Tagen müssen Sie erliegen. Fassen Sie sich als Philosoph, bereiten Sie sich auf Ihr Ende!" Der Mann

erschrak sehr; da ihm nun auf einmal so gewiß vor Augen stand, womit er bisher nur in seinen wilden Phantasien gespielt hatte. Ihm ward übel zu Muth; — dann aber faßte er sich. Die Gewißheit des Todes machte ihn sanft und still. Das Fieber, das ihn verzehrte, ließ nach. In zehn Tagen war er gesund. — — Kann man so den Tod mit dem Tod vertreiben? dachte Raimund. Eine scharfe Kur; — aber wenn sie den Rechten trifft, thut sie auch das Rechte. So eine verwilderte Phantasie zehrt auch an Cäcilien; wie ein ewiges Fieber, das sie erschöpfen wird, — wenn nicht eine harte, steinerne Wirklichkeit vor sie hintritt, an der ihr Geist nicht nagen und rütteln kann, vor der sie fügsam und still wird. Hätt' ich sie so weit geführt, und nun nicht mehr weiter? Wenn ich auch das noch wagte — um sie zu retten — vor Tod oder Wahnsinn zu retten . . .

Wie hätt' ich aber den Muth, dachte er beklommen, ihr so etwas zu sagen — ich, ihr ins Gesicht? — Er stellte sich dieses edle, traurige Gesicht vor Augen, das er so innig liebte. Sein wieder jugendlich fühlendes Herz verzagte; es schien ihm unmöglich.

Ein Schatten fiel über seinen Weg, der ihn zum Stehen brachte, ohne daß er es wußte; auf den er so lange gedankenlos hinuntersah, bis er darüber aus seinem stummen Selbstgespräch erwachte. Es war Prinz Karl, der vor ihm stand und ihn lächelnd anblickte. „Ich erwartete Sie“, sagte der Prinz, aber ohne Vorwurf. „Sie sind längst allein, aber Sie kamen nicht“.

„Verzeihen Sie, Hoheit —“

„Hier ist nichts zu verzeihen! Aber ich hatte eine Frage an Sie; darum blieb ich noch hier“.

„Wie Sie wünschen, Hoheit“, sagte Raimund kalt. „Ich stehe zu Befehl“.

„Bitte, bitte, nicht so! Ich hoffte sehr, mich mit Ihnen wieder ganz zu verständigen . . . Auf was starren Sie so?“

„Auf was? — Auf den Falter da!“ sagte Raimund, der mit einer jähen Ueberraschung kämpfte. Er stand mit dem Prinzen vor einem dichten Gebüsch, an dessen abgewandte Seite sich eine Ruhebank lehnte, auf der er in diesen Tagen oft gesessen hatte. Auf dieser Bank, die er durch das üppige Laub nicht erkennen konnte, sah er eine Gestalt in einem weißen Kleid. Er sah so wenig von ihr, daß er sie auch für Luft hätte halten können; aber sie bewegte sich leise, und in einer raschen Empfindung errieth er, wer es war. Da sitzt sie — und da hört sie Alles, was wir reden, dachte er . . . Ein augenblicklicher Entschluß fuhr ihm durch den Kopf. Er that, als strecke er die Hand aus, um den Falter zu haschen; dieser flog auf und den Weg entlang.

„Lassen Sie den Schmetterling“, sagte der Prinz, „und hören Sie mich freundlich an! — Zuvor meinen Glückwunsch: Sie sind wieder hergestellt, wie ich höre und wie ich sehe . . . Leider aber, scheint mir, ist nun eine Andere krank. Das eben war es, weshalb ich mit Ihnen sprechen, wonach ich Sie fragen wollte. Ich muß Ihnen bekennen, die Erscheinung und —

und das ganze Wesen des Fräuleins hat mich erschreckt! Ich habe den Eindruck, daß sie ernstlich krank ist; — und mir scheint, Ihr sonderbares Gesicht sagt mir, daß ich Recht habe".

Es muß sein! dachte Raimund. Er nahm alle seine Festigkeit und Willenskraft zusammen, und in die Luft blickend sagte er: „Sie ahnen nicht, wie sehr Sie Recht haben, Hoheit. Ich bin in Verzweiflung. Sie ist tödtlich krank; sie ist nicht zu retten".

„Was sagen Sie?" rief der Prinz.

Die unsichtbare Bank hinter dem Gebüsch knarrte leise, und es rauschte etwas. Der Prinz achtete nicht darauf. Raimund aber schlug das Herz heftig gegen die Rippen.

„Unglücklicher Mensch! Was sagen Sie?" wiederholte der Prinz.

„Was ich hier Keinem sagen kann, als Ihnen. Was ich in mir herumtrage — — ich habe mich gesträubt, es zu glauben — — bis nun die Gewißheit —"

„Gewißheit! Was für ein Wort. Sie meinen, Raimund, nicht nur an der Seele krank —"

„Nur an der Seele zu leiden, glaubt sie selbst", antwortete Raimund; „ich Unglücklicher aber weiß — ich hab's entdeckt — was für eine schleichende, unaufhaltsame Krankheit ihren Körper aufzehrt. Darum schläft sie nicht, darum ißt sie nicht; darum ist diese trostlose Melancholie über sie gekommen, die sie nur für die Folge jenes — unglücklichen Abends hält; die auch Sie wie ich sehe, nur für ein Seelenleiden hielten. Gegen diese von innen zerstörende Krankheit giebt es keine Hülfe! Und sich zu sagen, daß sie nur wenige Tage noch zu leben hat — —"

Ein kurzer Ton, wie der plötzliche, heftige Athemzug eines Erschreckenden, kam durch das Gebüsch herüber. Der Prinz horchte auf. „War das nicht wie von einem Menschen?" sagte er leise. „Sind wir hier nicht allein?"

„Doch; es täuscht; es war nichts!" erwiderte Raimund, der Cäciliens Schreck wie einen eigenen gefühlt hatte. Er fühlte den Schweiß von seinen Schläfen tropfen. Ein gräßliches Gefühl lag ihm auf der Brust. Er hielt aber fest.

„Raimund! Um Gottes willen! Sie nehmen mir ja die Besinnung!" sagte der Prinz. „Nur noch wenige Tage, glauben Sie —"

„Ich weiß es gewiß".

„Das kann ja nicht sein! Das darf ja nicht sein! Man muß etwas dagegen thun; man muß Aerzte holen —"

„So viele Sie wollen, Hoheit; zu Ihrer Beruhigung. Alle Aerzte der Welt können daran freilich nichts mehr ändern . . . Zu spät; Alles zu spät. Aber wenn Sie noch zweifeln —"

„Lassen Sie mich noch zweifeln!" rief der Prinz aus. „Ich schicke meinen Arzt. Ich gehe selbst; auf der Stelle!"

Er hatte seinen Hut vom Kopf genommen und wühlte mit der Hand unruhig in seinem Haar; er sah blaß, wirklich erschüttert aus. Es ging Raimund zu Herzen. Indessen dachte er doch, sich beruhigend: Diese Durchschüttelung kann ihm immerhin nicht schaden; er hat's wohl um sie verdient!

Prinz Karl war schon im Gehen; er kam aber noch einmal zurück. „Raimund!“ sagte er weich; „ich versinke in meinen Schmerz und vergesse den Ihren. Vergessen wir lieber alles Andre, Raimund — und geben Sie mir die Hand! — Ich verzweifle noch nicht; will noch nicht verzweifeln. Diese Frau muß gerettet werden; diese Frau — — ich kenne sie erst jetzt — — sie ist unglücklich und edel, wahrhaft edel; ein großes Herz. Ich fühle als Freund für sie“ . . .

Er drückte Raimunds Hand: „Versuchen wir sie noch zu retten — für den, der sie verdient!“

Er nickte ihm zu; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus. „Ich schicke also meinen Arzt!“

Mit raschen Schritten entfernte sich seine große Gestalt, den Hut noch in der Hand.

Raimund sah ihm nach. „Sein Herz ist doch gut“, dachte er.

Mit einem trüben Lächeln sagte er dann zu sich: „Wie leicht es doch Priester, Demagogen und Aerzte haben, die andern Menschen zu täuschen . . . Cäcilie! vergieb mir! Wir spielen Beide va banque. Rett' ich Dich so, dann ist mir vergeben. Rett' ich Dich nicht, — nun, dann geh' ich mit!“

XI.

Cäcilie saß noch eine Weile still auf ihrer Bank. Sie blickte über den Garten weg, zu den Wolken auf, ohne etwas zu sehn. Ein nasses, kaltes Gefühl stand ihr auf der Stirn. Vor ihren Ohren rauschte es wie ein ferner Wasserfall, der, wie im Takt, in abgemessenen, gleichmäßigen Sprüngen in die Tiefe stürzte. Regungslos, gedankenlos hörte sie dem zu; sie saß so still, als wäre sie schon todt. „Gott! Mein Gott!“ seufzte sie endlich auf.

Sie erhob sich langsam; mit etwas schwankenden Knieen ging sie an dem Gebüsch entlang, das ihre Schulter streifte. Wohin will ich denn? dachte sie. Was will ich denn noch? — — Sie kam an die Ecke, wo zwei Wege zusammenliefen, und erblickte Raimund, der noch mitten im Wege stand. Es überschauerte sie, als sie ihn so stehn sah. Seine Lippen hatten gesagt: „sie muß sterben; sie ist nicht zu retten . . .“

„Nicht wahr, der Prinz ist fort“, murmelte sie und suchte sich zu fassen.

„Ja. Er ist fort“.

„Ja. Er ist fort“, wiederholte sie leise vor sich hin. „Diese Worte, diese Stimme heute noch zu hören“, dachte sie; „und in einigen Tagen, am Sonntag, am Montag nicht mehr! Nie mehr . . . „Sterben!“ „Gewiß-

heit!" Wenn das so durch die Luft an das Ohr herankommt — wie das klingt! Gott! wie das klingt!"

Sie konnte ihn nicht mehr ansehn; sie ging.

„Wohin wollen Sie?" fragte er beengt.

„In's Haus!" sagte sie. Langsam ging sie fort. Der Kies knisterte so laut unter ihren Füßen; die ersten welken Blätter, die gefallen waren, raschelten mit so trockenem, todtem Klang. Sie kam an die große Thür, trat in die Halle, und stieg die Treppe hinauf. Es war ihr, als ginge ihr Geist auf den steinernen Stufen; und dann oben durch die stillen, langen Zimmer hin, an den hohen Fenstern vorbei, immer fort und fort. Endlich stand sie in ihrem Boudoir; ihre Kniee schmerzten. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben der Thür. Wie mit den Augen einer Andern sah sie um sich her; sah die Tische, das Sofa, ihre Bücher, die alten Oelbilder an der Wand, Alles betrachtete sie. Alles verlassen, und von Allem scheiden! Hier wird ein Andrer wohnen, oder eine Andre; hier werden wieder andere Stimmen lachen oder weinen; — und von der „Australierin", die hier so wenige, kurze Wochen wohnte, wird man nach ebenso vielen Wochen — oder Tagen — nicht mehr reden . . . Es umschnürte sie ein unerträgliches Gefühl; sie machte die Augen zu. Ihre Gedanken flohen aus diesem Zimmer, so weit wie möglich hinweg; — nach Brisbane, nach Queensland. Ihres Vaters Haus stand vor ihren Augen; die Felder, die Heerden auf den weiten Triften. Ihre sterbende, noch junge Mutter auf dem Krankenbett; ihr Vater im Sarg, ernst und feierlich, wie sie ihn zuletzt gesehn . . . „Also ich folg' Euch!" sagte sie vor sich hin. „Ich komme zu Euch!" — Ich wollte ja sterben; — und so wär's ja gut. So brauch' ich nun den Tod nicht mehr zu bitten, zu rufen, daß er kommen soll; ungerufen kommt er — und giebt mir seine beruhigende, — seine kalte Hand!" — — Sie fuhr zusammen, als fühle sie es wirklich; als berühre sie Jemand . . . Von einem sinnlosen Grauen gepackt, fuhr sie in die Höhe. „Nein, nein, nein!" rief sie aus. „Laßt mich noch nicht sterben! Warum ist Alles so still; Alles todtenstill" . . . Eine Angst befiel sie, als sei sie allein, vergessen und verlassen; als sei sie hier allein in ihrer Grabkapelle, ein Schloß an der Thür; Alle fort, sie verlassen; aber sie lebe noch — —

In wilder Unruhe ergriff sie den Glockenzug, der neben dem Sofa hing, und klingelte laut.

Ihr alter Diener erschien, der ihr mit Besorgniß in das verstörte Gesicht sah. „Was befehlen Sie?" fragte er.

Sie starrte ihn an. Die Gestalt dieses guten Alten, in dem langen, tadellos gepflegten Rock, mit der schneeweißen Kravatte, rief sie aus ihrer tollen Phantasie in die Welt zurück. Sie schämte sich. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Etwas zu trinken", fiel ihr endlich ein. „Etwas zu trinken", sagte sie laut.

„Was für ein Getränk, wenn ich bitten darf?"

„Wasser", murmelte sie.

„Wasser steht dort auf dem Tisch, wie immer", antwortete der Alte. Er trat an den Tisch und schenkte ein. — „Befehlen Sie noch etwas?" fragte er dann.

Sie schüttelte den Kopf.

Er sah sie bedenklich an, ging aber still hinaus. Als sie seine gleichmäßigen, steifen Schritte nicht mehr hören konnte, übermannte sie ein räthselhaftes, unwiderstehliches, bittersüßes Gefühl. Sie warf sich auf das Sofa hin, das Gesicht nach unten, in die Hände gedrückt. „O mein Gott, mein Gott!" sagte sie laut. „Jugend! Leben! — Weg von dieser Erde! — Und diese Brust, die so voll, so voll ist — all diese neuen Gefühle, die so weh thun und so glücklich machen — Reue, Sehnsucht, Liebe, Demuth — Alles vergehn! vergehn! Gott, meine Schuld ist groß, aber meine Buße ist schwer! — Nicht mehr horchen, ob er kommt! Nicht mehr um ihn weinen! — Raimund! Raimund!"

Sie legte die Lippen gegen ihre Hände, schluchzte in sie hinein, und eine Fluth von Thränen fing an, sich über ihr Gesicht und das Sofa zu ergießen. Sie weinte ohne Ende fort; Alles, was in ihr versteinert war, schien hinwegzuschmelzen. Zuweilen durchdrang sie ein so heftiger, bitterer Schmerz, daß es sie schüttelte und sie lauter schluchzte; dann lag sie wieder ruhiger da und weinte nur leise vor sich hin. Die Gedanken entschwanden ihr. Phantasien, Bilder, Traumgestalten der Erinnerung wogten ihr durch den Kopf, schienen sich mit den Thränen zu mischen und mit ihnen hinauszugleiten. Endlich waren nur noch Empfindungen da; gramvolle, wehmüthige, verworrene, friedliche. Es ward still in ihr; eine Ruhe kam über sie, die sie tröstete. Sie fuhr fort, zu weinen; aber ein Wohlgefühl legte sich wie ein Schleier über ihren Kummer. Weine nur, weine nur, schien eine leise, holde Stimme ihr zu sagen . . .

Die Thür ward geöffnet, Fräulein Rosa trat ein. Cäcilie richtete sich auf.

„Um Vergebung, Fräulein", sagte Rosa: „ich hörte an der Thür, daß — — und ich fürchtete, Ihnen sei etwas geschehn —"

„Mir ist nichts geschehn", sagte Cäcilie. „Lassen Sie mich nur weinen . . . Lassen Sie mich — — Nein; bleiben Sie da. Besser, wenn ich einen Menschen sehe; — setzen Sie sich dort hin, sagen Sie nichts. O wie wohl thun mir diese Thränen. O diese Stille ist gut!"

Fräulein Rosa schwieg eine Weile; bis sie sich vor Mitleid nicht mehr enthalten konnte, zu sagen: „Sie verzehren sich — —"

„Mich verzehren?" murmelte Cäcilie vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Warum? Es ist ja ein Anderer, Stärkerer da, der mich verzehrt . . . Aber sehen Sie her", setzte sie laut hinzu: „ich bin ruhig, Rosa. Fühlen Sie meine Hand; fühlen Sie den Puls. In all diesen Tagen war er nicht so ruhig; war ich nicht so ruhig. Wie das wunderbar ist" . . . „Ja, ja,

ja!“ dachte sie zufrieden, mit einer Art von Dankgefühl: „all diese ringenden Qualen, mit denen ich mein Leben zu zerstören suchte — sie können nun ausruhn, die Natur nimmt mir's ab, es wird ja von selber enden. Nichts hab' ich mehr zu thun, als stillzuhalten . . . Ach, wie das ruhig macht. — Schlaf! Frieden! — Gott, so mag es denn sein!“

Rosa sah, daß Cäcilie die Augen schloß und sich sanft zurücklehnte; sie dachte, es werde endlich einmal ein Schlummer über sie kommen, und schlich leise zur Thür. Doch Cäcilie hörte es; „nein, gehen Sie nicht fort,“ sagte sie, ohne aufzublicken. „Verlassen Sie mich nicht! Geben Sie mir die Hand; sitzen Sie hier, lassen Sie sie mir. Arme, gute Rosa! Sie haben so treu bei mir ausgehalten; obgleich Sie gewiß oft den Kopf geschüttelt haben . . . Ja, ja, Sie sind gut. Ach, die Menschen sind gut. Diese Welt — — wunderbare Welt — — Ach, und das Leben wäre doch eine gute Sache . . . Wie noch die Schwalben zwitschern, die da draußen fliegen; — dieses kindliche, heimliche Plaudern der Natur! — Ich will sie noch umherfliegen sehn, meine Lieblingsvögel; wenn sie so hoch dahinziehn durch die blaue Luft, und zuweilen ihre hellen Brüstchen in der Sonne blitzen . . .“

Sie stand auf, ein wehmüthiges Lächeln auf den Lippen, und leise schwankend ging sie zum Balcon. Rosa trat rasch hinzu, um sie zu führen; aber sie wehrte es ab: „Denken Sie, ich sterbe schon?“ sagte sie mit einem eigenen Blick. „Nein, ich kann noch gehen. Schlecht genug; aber doch besser als die Todten!“ — Sie stand auf dem Balcon und blickte zum reinen Himmel auf, wo die Schwalben flogen. „Ihr Glücklichen, Ahnungslosen . . . Leben! Leben!“ sagte sie vor sich hin. „Wenigstens noch so lange leben, als die Schwalben fliegen — — oder länger, länger . . . Ach!“ seufzte sie auf und begann zu lächeln. „Mir ist, als müßt' ich doch auch eine rechte Evastochter sein: aus Geist des Widerspruchs möcht' ich leben, weil ich sterben soll!“

„Sterben!“ sagte Rosa erschrocken. „Sie werden ja nicht sterben“ —

Cäcilie antwortete nicht. „Ob er dann weinen wird?“ dachte sie bei sich. „Zu seiner Frau wollt' er mich noch machen — mich wieder ehrlich machen, vor der Welt, vor mir — und er wußte, wie es mit mir enden muß. Enden! O Gott! Könnt' ich noch einmal leben — nur noch ein wenig — für ihn! daß ich ihm alle diese sehnende Liebe — — daß ich an seinem Herzen büßen könnte! an seiner wunden Brust, an seinem verzeihenden Herzen!“

Sie saß auf einem Sessel nieder, der auf dem Balcon stand, und wieder still weinend legte sie das Gesicht in ihre Hände.

Wie lange sie so saß, ward ihr unbewußt. Als sie zum ersten Mal wieder aufsah, durch ein Geräusch geweckt, war Fräulein Rosa verschwunden; Raimund aber stand hinter ihr.

„Wie das zu Herzen geht“, sagte er mit äußerer Ruhe, „wenn Frauen Ihrer Art weinen“.

Sie machte vor Schreck eine Bewegung, wie um aufzustehen. Dann wendete sie sich von ihm weg, saß aber wieder still, ohne sich zu rühren.

„Wollen Sie mich nicht sehn?" sagte er. „Soll ich Sie nicht sehn? — Ich sehe Sie nicht mehr oft" — —

Er sah, daß sie die Hand nach ihrem Herzen hob. Darum setzte er schnell hinzu: „da ich fortgehn muß!"

„Da Sie fortgehn müssen", wiederholte sie. „Jawohl . . . Sie wollen mich noch täuschen. Ich bitte Sie, sagen Sie mir keine Lüge mehr. Jetzt nicht mehr! — — Ich habe gehört, was Sie dem Prinzen sagten. Ich weiß, wie es mit mir enden wird".

„Sie haben gehört —?" sagte er mit schwerer Anstrengung. Sie sah ihn noch immer nicht an.

„Ja", antwortete sie. „Nur noch wenige Tage, sagen Sie . . . Gut; ich bin ja gefaßt. Und es ist so tröstlich — so gut — daß die Menschen sich vor dem Ende Alles sagen können; daß dieses letzte, allerletzte Leben wenigstens Wahrheit sein darf" . . .

Sie wendete langsam den Kopf und blickte ihm mit einem erschütternd liebevollen Ausdruck in's Gesicht. „Raimund! Sie haben Recht, es ist wahr: ich bin meiner Mutter Kind! Ich bin ein schwaches, flehendes, demüthiges, in Liebe vergehendes Weib! — Ja, das bin ich!"

Sie war aufgestanden und warf sich vor ihm hin.

„Um des Himmels willen!" rief er aus, zog sie empor, und über die Schwelle in das Zimmer hinein. Doch sie war außer sich; indem ihr noch einmal Thränen aus den Augen stürzten, sank sie wieder auf die Kniee hin: „Wenn ich doch sterben muß — lassen Sie mich Ihre Füße küssen — daß ich ganz, ganz vor Ihnen vergehe — wehren Sie mir das nicht! — Ich danke dem Himmel, Raimund: Sie stehen genesen da; die Kugel flog auf ihren Schützen zurück, und ich muß sterben. Wie gerecht das ist! — Aber könnten Sie mir noch einmal, ach nur noch einmal sagen: „komm zu mir! zu mir!" Könnten Sie mich noch einmal an Ihr Herz rufen — mir süße Worte sagen, süße, warme Worte — daß ich Ihnen meine ganze Seele dafür hingebe, wie je ein Weib einem Mann! — Raimund! Nur noch Einen Tag lang Sie lieben dürfen — und geliebt von Ihnen!"

Sie fühlte sich an seinem Herzen, denn er riß sie empor, er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, bedeckte ihn mit seinen Küssen. „Ja, aber einen langen, langen Tag", stammelte er; „lang wie unser Leben. Ja, meine Liebste! mein Weib!"

„Lang wie unser Leben?" wiederholte sie und starrte ihn fragend an.

„Ja, Du bist mein, und Du darfst nicht sterben! — Hab' ich Dich nun? — Ich habe Dich betrogen, nichtswürdig, erbärmlich hab' ich Dich betrogen; — aber das vergeb' ich mir selbst. Wenn Du leben magst, wirst Du nicht sterben. Nichts als Betrug!"

„Großer Gott!“ sagte sie. Es schwindelte ihr. „Was haben Sie gethan?“

Er hielt sie fest. „Du hast Dich mir gegeben, Dich mir angetraut, nun bist Du mein! Ich will, daß Du lebst“; — gerührt lächelnd setzte er hinzu: „und Du wirst mir gehorchen!“

Sie erwiderte nichts; sie legte ihre zitternden Arme um seinen Hals und schluchzte.

XII.

Ich habe diese Geschichte erzählt, wie ich sie gehört habe; oder vielmehr, wie sie mir nach und nach, aus wiederholten und verschiedenen Erzählungen — von ihm und von ihr — zusammengewachsen ist. Hier und da hab' ich sie nach Raimunds Andeutungen oder Vermuthungen ergänzt, mit der Freiheit des Schriftstellers. Die eigentliche Geschichte: wie Raimund Weber „damit fertig wurde“, wie er die Frage der Frauen-Emancipation auf seine Art löste, — die ist hier zu Ende.

Ja, es ist ihm geglückt. Er hat Recht behalten. Cäcilie ist nicht gestorben, will auch nicht mehr sterben; sie empört sich auch nicht mehr prinzipiell gegen den „Hochmuth“ des „stärkeren Geschlechts“: denn mit einem von diesen Hochmüthigen ist sie glücklich geworden, und sie macht ihn glücklich.

Sie verkauften aber das „graue Schloß“ und die Herrschaft Friedau, noch ehe sie heiratheten; sie machten dann ihre „Hochzeitsreise“ nach Queensland (dies erbat sie sich, und es gefiel ihm selbst); und etwa ein Jahr haben sie da drüben gelebt. Dann zog es sie doch wieder in das „alte Deutschland“, und in einer andern Gegend, am Rhein, erstanden sie eine neue, bedeutende Besitzung von sehr mannigfachem Betrieb, die sie gemeinsam bewirthschaften. Er nennt sich noch zuweilen im Scherz „ihren Verwalter“; obgleich sein eigenes Vermögen so gut darin steckt, wie das ihrige. Auf dieser Besitzung hab' ich sie besucht, und zwei Menschen gefunden, die etwas Großes erreicht haben: leidenschaftliche, unabhängige, einander bekämpfende Naturen durch eine große Revolution zu einer fast idyllischen Eintracht zu verschmelzen.

Es ist eine der Ehen, die man loben und wahrhaft billigen muß; — es giebt deren nicht allzu viele. Die schöne Frau Cäcilie hat einen Mann, der „ihr gewachsen“ ist; und seine Prophezeiung ist richtig eingetroffen: wenn sie an so einen Mann komme, werde sie ihm aus Liebe „ein klein wenig gehorchen“.

Indessen, wie der Leser jetzt Raimund Weber kennt, brauche ich ihm wohl nicht mehr zu sagen, daß es auch ihm oft eine herzliche Freude macht, der Frau ihren Willen zu thun. Mitunter behauptet er dann auch im Scherz — wenn sie zugegen ist — sie lebten wirklich so, wie ihre weise Theorie es an den Ufern des Brisbane erdacht habe: in vollkommener

mathematischer Gleichheit und wie Zwillingsbrüder. Sie lacht dann, — in ihrer natürlichen, freimüthigen Weise, die sehr reizend ist. Das aber könnte sie im Ernst und mit Stolz behaupten, daß sie von ihrer Freiheit nicht mehr verloren hat, als nothwendig ist; daß sie als gute Kameraden mit einander leben, und daß es ihnen glückt, in gesunder Harmonie und in gemeinschaftlicher Thätigkeit den Willen der Natur zu erfüllen.

Raimund Weber wäre wohl auch der letzte Mann, der sich eine Frau wünschte, die keinen eigenen Kopf hat. Es ist vielmehr einer seiner Lieblingsträume, Töchter zu haben und sie zur „richtigen, wahren Emancipation“ zu erziehen, so daß er der Welt dann einige „Musterfrauen“ liefern könnte. In diesem einen Punkt aber hat er bis jetzt kein Glück: er bekommt lauter Buben.

Karl von Clausewitz*).

Von

Alfred Stern.

— Bern. —

Wir stehen der Zeit der Befreiungskriege, der Wiedererhebung Deutschlands aus tiefer Schmach noch nahe genug, als daß nicht in den weitesten Kreisen des Volkes das Andenken an die großen Männer, denen das schwere Werk gelang, lebendig geblieben wäre. Im einsamen Gebirgsthale und am öden Strande sind die Namen von Stein und Hardenberg, von Scharnhorst und Gneisenau, von Blücher und York wohl nicht unbekannt. In den Schulen wird von ihrem Wirken erzählt, volksthümliche Darstellungen verbreiten die Kunde von ihren Thaten, und wer auf höhere Bildung Anspruch macht, läßt es sich angelegen sein, ihren Schicksalen und ihren Unternehmungen im einzelnen nachzuforschen. Aber jene Zeit hatte auch Sterne so zu sagen von zweiter Größe, die man über jenen glänzendsten Leuchten nicht vergessen darf. Sie hatte Männer, denen es zwar versagt blieb, an erster Stelle zu wirken, deren rastlose, aufopfernde

---

*) Leben des Generals Karl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz geb. Gräfin von Brühl, mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken. Von Karl Schwartz. Mit zwei Porträts. Zwei Bände. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung. 1878. — Der Herausgeber dieses Werkes hat sich durch Sammlung und Veröffentlichung des kostbarsten Materials große Verdienste erworben, aber sein Buch entspricht nichts weniger als dem Ideale einer Biographie, und die Kritik wird im einzelnen manches daran auszusetzen finden. Es möge hier nur auf eine Besprechung des Buches aus der Feder Th. von Bernhardis im Beiheft zum Militairwochenblatt 1878, Heft 10 und auf die Recension des Unterzeichneten in der Revue historique 1879, Mars-Avril p. 479 — 484 hingewiesen werden. — Erwähnung verdient ferner der schätzenswerthe Artikel „Clausewitz“ von F. von Meerheimb in der allgemeinen deutschen Biographie und dessen Vortrag „Karl von Clausewitz“ Berlin, F. Schneider und Co. 1875. (Leider haben die im Leben Gneisenaus Band 4 mitgetheilten von H. Delbrück veröffentlichten Briefe nicht mehr benutzt werden können).

und stillere Arbeit aber unerläßlich war, um das ruhmvolle Ergebniß herbeizuführen. Und oft genug sind es gerade diese Persönlichkeiten, die man erst neuerdings völlig zu würdigen im Stande ist. Oft genug sind sie es, deren Briefwechsel, Tagebücher oder sonstige private Aufzeichnungen erst in unseren Tagen veröffentlicht werden, während aus den Papieren jener Leiter des Staates und des Heeres schon so manches bekannt, wenn schon nicht selten der allerwichtigsten Ergänzungen bedürftig war.

Zu diesen Männern gehört Karl von Clausewitz. Als Soldat, als militairischer Schriftsteller, als Charakter hat er Anspruch auf die unvergängliche Bewunderung und Dankbarkeit des Vaterlandes. Eine Betrachtung der nun gehobenen, reichen Schätze, welche sein handschriftlicher Nachlaß und derjenige seiner Frau in sich bargen, muß dieses Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit noch steigern.

Clausewitz stammte aus einem schlesischen Geschlechte vermuthlich von slavischem Ursprunge. Wie sich in dem größten Sohne dieses Geschlechtes der Krieger und der Gelehrte aufs glücklichste vereinigten, so stellte es neben Vertretern des Soldatenstandes nicht wenige Jünger der Wissenschaft. Im Großvater und im Vater unseres Helden traten nacheinander beide Richtungen zu Tage. Jener wirkte als Geistlicher und akademischer Lehrer u. a. in Leipzig und Halle, ohne in dieser Stellung von seinem Adel Gebrauch zu machen. Dieser, welcher das alte Recht nicht verjähren lassen wollte, wurde auf sein Ansuchen von Friedrich dem Großen als Offizier in's Heer aufgenommen und machte den siebenjährigen Krieg mit, bis ihn eine schwere Verwundung der rechten Hand dazu zwang, die militairische Laufbahn zu verlassen. Er erhielt eine kleine Anstellung als Accise-Einnehmer in Burg an der Ihle im Regierungsbezirk Magdeburg und heirathete dort Friederike Schmidt, die Tochter eines Beamten, die ihm zwei Töchter und vier Söhne schenkte. Nur der älteste von diesen sollte sich dem gelehrten Studium widmen. Die übrigen drei fanden in jungen Jahren auf Wunsch des Vaters eine Stelle im preußischen Heere.

Karl war der Jüngste von ihnen, am 1. Juni 1780 geboren, schon mit zwölf Jahren für den Soldatenstand bestimmt. Dem Vater, dessen Vermögensverhältnisse keine glänzenden waren, kam es darauf an, ihn frühe auf eigene Füße zu stellen. Dem Knaben selbst mußten die Erzählungen von den Heldenthaten des großen Königs und das Beispiel der Brüder seinen künftigen Beruf schon von Kindheit an lieb und werth gemacht haben. Er wurde als Fahnenjunker in das Infanterieregiment Prinz Ferdinand aufgenommen, in welchem schon einer seiner Brüder diente, und hatte alle die kleinen Pflichten des Gamaschendienstes zu erfüllen, die nach altem Herkommen mit seinem Amte verbunden waren. Zu schwach, die Fahne stundenlang selbst zu tragen, erhielt er sie nur, wenn das Regiment durch einen Ort marschirte, und erregte dann nicht selten das Staunen der zusammenlaufenden Zuschauer. Indessen halbwüchsig, wie er war, lernte er mit seinem

Regimente den ganzen Ernst des Krieges kennen. Er machte den Feldzug der Jahre 1793 und 1794 mit, in welchem die Coalition sich vergeblich bemühte, das revolutionäre Frankreich zu besiegen. Er war Zeuge einer Reihe von Einzelgefechten am Rhein und in der Pfalz und nahm Theil an der Wiedereroberung von Mainz, bei der sein Bruder Gelegenheit fand, sich ungemein auszuzeichnen. Für längere Zeit wurden danach seine kriegerischen Erlebnisse unterbrochen. Sein Regiment bezog weitläufige Cantonnirungen in Westphalen, er selbst war einige Monate bei einer Bauernfamilie in der Grafschaft Tecklenburg einquartiert und füllte seine Zeit durch eifrige Lectüre philosophischer Bücher, die er aus dem nahen Osnabrück beziehen konnte. Schon ließ sich mit Sicherheit erwarten, daß Preußen sich von der Sache der Verbündeten zu trennen beabsichtige. Der Abschluß des Friedens von Basel machte diese Erwartung zur Wahrheit, die Monarchie Friedrichs des Großen streckte unter wenig ehrenvollen Bedingungen die Waffen, und der fünfzehnjährige Clausewitz gelangte als Secondelieutenant in die Garnison Neu-Ruppin.

Hier verlebte er sechs Jahre, „eingezwängt“, wie er selbst jene Epoche schildert, „von lauter prosaischen Naturen umgeben und bearbeitet“. Selbst die besseren seiner Kameraden erschienen ihm immer noch „als sehr gewöhnliche Menschen“. Die „Neigung zum Denken, zur Literatur“ und ein hochfliegender Ehrgeiz, dessen Ziel in unerreichbarer Ferne zu stehen schien, hoben ihn über sie hinaus. Er hatte Zeit seines Lebens einen Hang zur Beschaulichkeit. Er war, wie er von sich urtheilt, „einer von den Menschen, die sich viel mit der Zukunft abgeben und darüber der Gegenwart selten recht froh werden“, was Wunder, wenn ein Blick auf seine Lage ihn nicht heiter stimmte.

Da trat zu seinem Glücke im Jahre 1801 eine Wendung seines Schicksals ein. Er hatte sich so viel Kenntnisse erworben, daß er ohne große Mühe die Erlaubniß erlangte, in die allgemeine Kriegsschule zu Berlin eintreten zu dürfen, und hier traf er mit dem Manne zusammen, der seinem ganzen Denken und Streben eine bestimmte Richtung gab. Es war Scharnhorst. Der niedersächsische Bauernsohn, dem sein Genie vorbehielt, Deutschlands Waffenschmied zu werden, hatte sich in redlicher Anstrengung von unten heraufgearbeitet, mit dem Schwerte wie mit der Feder als Meister seines Faches bewährt, und war kürzlich dazu bewogen worden, in preußische Kriegsdienste überzutreten, namentlich um sein hervorragendes Lehrtalent an der Militärakademie geltend zu machen. Klarer als irgend Jemand sonst hatte er erkannt, daß mit den alten, verbrauchten Mitteln das Ungestüm der revolutionären Heeresmassen nicht bekämpft werden könne. Deutlicher als vor der Seele eines anderen stand vor der seinigen das Bild eines verbesserten Kriegswesens, dessen Grundlage die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hätte sein müssen. In diesem Sinne wirkte er bescheiden, aber rastlos, trotz aller Anfeindungen, in seiner neuen Stelle, gründete zur Verbreitung des wissenschaftlichen Sinnes eine militärische Gesellschaft und wußte

in kurzer Zeit eine stattliche Schaar begeisterter Schüler und Freunde um sich zu sammeln.

Der junge Clausewitz dünkte sich wie in eine andere Welt versetzt. Er fühlte mit unaussprechlicher Befriedigung, daß die „Tendenz seines Lebens in Uebereinstimmung mit seinem Thun und Hoffen" stehe. „Die Beschäftigung mit großen Ereignissen und großen Ideen" erhob und veredelte sein Gemüth. Scharnhorst erkannte vollkommen den Werth seines jungen Zöglings, der sich trotz äußerlicher Schüchternheit durch Scharfsinn und sicheres Urtheil hervorthat. Seit dieser Zeit knüpfte sich trotz des Altersunterschiedes zwischen beiden Männern ein unzerreißbares Band. Es kann kaum ein reineres Verhältniß geben als das des Lehrers zum Schüler, wenn jener in diesem gleichsam sich wiederfindet und von ihm als reife Frucht zurückerhält, was er selbst in guten Stunden mit vollen Händen ausgesät hat. Ein Austausch des Gebens und Empfangens findet statt, der eine Art von geistiger Gütergemeinschaft begründet, und es kann nicht fehlen, daß sich das Gefühl der Theilnahme und Achtung zur innigsten Freundschaft umbildet. So war es hier. Scharnhorst äußerte zuweilen, außer seinen Kindern habe ihm Niemand so nahe gestanden und ihn so begriffen, wie Clausewitz. Und Clausewitz hat ihn den „Vater seines Geistes" genannt und ihm in einer klassischen biographischen Skizze ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Autodidakt, wie er es bis dahin gewesen war, ohne regelmäßige Vorbildung, hätte er dem Unterrichte kaum folgen können, wenn ihm nicht Scharnhorsts Ermuthigung beständig zu Hilfe gekommen wäre. Doch fühlte er nur zu gut die Mängel seiner allgemeinen Bildung und versäumte keine Gelegenheit, die sich ihm darbot, ihre Lücken auszufüllen. Vor allem zogen ihn die philosophischen Vorträge von Kiesewetter an. Sie machten ihn mit den Lehren des Weisen von Königsberg bekannt, und dem mächtigen Einflusse, den Kant auf die Zeitgenossen ausübte, konnte sich der Krieger ebensowenig entziehen wie der Staatsmann oder der Dichter.

Es war ein unschätzbares Glück für Clausewitz, daß er nach Beendigung der Lehrzeit nicht genöthigt wurde in seine kleine Garnison zurückzukehren. Auf Scharnhorsts Vorschlag wurde er zum Adjutanten des Prinzen August ernannt, eines Neffen Friedrich des Großen. Er verdankte dieser Stellung eine neue Bereicherung seines Lebens. Nicht nur war der tapfere und liebenswürdige Prinz ein angenehmer Vorgesetzter, durch ihn wurde er auch in die Kreise der vornehmen Welt eingeführt, in denen sich die Geschwister des Prinzen, der wildgeniale Louis Ferdinand und die Fürstin Louise von Radziwill bewegten. Hier trat ihm in der Gestalt der Gräfin Marie von Brühl ein Mädchen von den reichsten Anlagen entgegen, von deren Zauber er sich alsbald gefangen sah. Noch wagte er sich kaum zu gestehen, daß er mehr als Freundschaft für dies Muster edler Weiblichkeit empfinde, dem Stein und Gneisenau ihre Bewunderung nicht versagten, als auch sie schon längst von seinem hohen und reinen Wesen gefesselt war. Indessen manches Jahr

schmerzlicher Trennung und bitterer Prüfungen ging vorüber, ehe die ersehnte Verbindung geschlossen werden konnte.

Wir verdanken diesem Umstande einen unvergleichlichen Schatz in dem Briefwechsel zwischen Clausewitz und seiner Braut. Es ist eine Correspondenz, der wir in unserer ganzen Literatur kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Zwei Naturen, vom edelsten Streben und von zartester Empfindung erfüllt, tauschen alles, was sie innerlich und äußerlich bewegt, miteinander aus. Die gewaltigen Zeitereignisse, von denen sie unmittelbar betroffen werden, die Erniedrigung des Vaterlandes, seine Erhebung, der endlich errungene Sieg im Befreiungskampfe bilden den Hintergrund ihrer Mittheilungen. Die merkwürdigsten Persönlichkeiten der Epoche werden geschildert oder doch gestreift. Literatur und Kunst finden ihre Stelle. Oft erhebt sich der Stil der Schreibenden zu hohem poetischem Fluge. Man wird immer daran erinnert, daß sie in der klassischen Epoche unserer Dichtung leben, mit ihren jugendfrischen Schöpfungen aufgewachsen, von überquellender Begeisterung für sie erfüllt. Die Gräfin hält es besonders mit Goethe. „Die Harzreise im Winter" gehört zu ihren Lieblingsgedichten, und sie citirt daraus einzelne Stellen. Clausewitz führt überaus häufig Schiller an, dessen rhetorisches Pathos ihm, wie der ganzen männlichen Jugend Trost und Erhebung im Kampfe um die höchsten Güter gewährte. Er selbst goß dann und wann, wie Gneisenau, Alles, was ihn ergriff, in Verse, und die Proben seines poetischen Talents, die sich erhalten haben, machen dem Soldaten alle Ehre. An allem läßt er die Erwählte seines Herzens theilnehmen. Ihr Bild schwebt ihm tröstend vor in den Tagen des Elends, und nach der Schlacht von Waterloo angesichts des hilflosen Paris schreibt er ihr: „Unaussprechlich glücklich fühle ich mich, nach einer solchen Epoche noch etwas zu besitzen, was mehr werth ist als aller Triumph, noch einem Augenblicke entgegenzueilen, der alles Andere übertrifft. Ich liebe Dich nie mehr, als im höchsten Glück und im höchsten Unglücke, denn Dein Verdienst steht höher als alle Erscheinungen des ersten, und füllt jede Lücke aus, die das letztere in meinem Schicksale hervorbringen könnte".

Eine erste Trennung der Liebenden erfolgte im Winter 1805 auf 1806, als Preußen Miene machen zu wollen schien, sich aus dem Zustande seiner Thatlosigkeit aufzuraffen. Der Sieg Napoleons über die Russen und Oesterreicher bei Austerlitz, und die Schwäche des preußischen Diplomaten Haugwitz machten jedoch alle Hoffnungen der Art zu Schanden. Die preußische Politik ließ sich noch einmal umgarnen, das Heer wurde nach kurzer Zeit wieder auf den Friedensfuß gesetzt. Da kam das Jahr 1806, die große Katastrophe des preußischen Staates, in welche Clausewitz mit hineingerissen wurde. Er wußte, was auf dem Spiele stand, er durchschaute alle Mängel der eigenen Partei, er erkannte alle Vortheile des Gegners. Dennoch wollte er sich und seiner Braut die Hoffnung auf das Gelingen nicht gänzlich rauben, um so weniger, je lebhafter er fühlte, daß sein eigenes Glück davon abhängen werde.

„Des Krieges“, schreibt er der Gräfin, „bedarf mein Vaterland und — rein ausgesprochen — der Krieg allein kann mich zum glücklichen Ziele führen. Auf welche Art ich auch mein Leben an die übrige Welt anknüpfen wollte, immer führt mich mein Weg über einen großen Kampfplatz; ohne diesen zu betreten, blüht mir kein dauernd Glück. Vieles denke ich mir zu erstreben, mehr als ein gemeiner Muth hoffen läßt — zwar habe ich, wenn ich mein Leben mit einem Blick überschaue, manchen glücklichen Erfolg gesehen, wozu die erste Anlage wenig berechtigte, manches Gut errungen, was ich als unmittelbare Gabe des Himmels betrachten muß — aber noch große Anforderungen an mein Glück habe ich zu thun!“ Die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt zerstörte aufs grausamste die Hoffnung auf einen ruhmvollen Ausgang. Clausewitz hatte den Kampf an der Seite des Prinzen August mitgemacht. Mit ihm und seinem tapferen Grenadierbataillon wurde er in jenen traurigen Rückzug verwickelt, der das geschlagene Heer vollends auflöste und die Untauglichkeit eines großen Theiles seiner Führer an den Tag brachte. Nach der schmählichen Capitulation Hohenlohes bei Prenzlau sah sich Prinz August, der die Nachhut commandirte, abgeschnitten, auf sumpfigem, von Wassergräben durchschnittenem Terrain den Angriffen überlegener Reiterei ausgesetzt, und wurde nach zäher Gegenwehr genöthigt, sich mit seinen Truppen kriegsgefangen zu geben. Sein Adjutant hatte bis zu dem tragischen Abschlusse gethan, was in seinen Kräften stand, um ihn zu verhindern. Er wußte, daß die Geliebte, nichts ahnend von seiner verzweifelten Lage, nur wenige Meilen vom Schauplatze des Kampfes entfernt, auf dem benachbarten Gute einer Freundin weile. Der Ring, den sie ihm gegeben hatte, galt ihm als Talisman. Der Gedanke an sie ließ ihn nicht verzagen. Indem er sie von dem Geschehenen benachrichtigt, fügt er zu ihrem Preise die Verse aus Wallenstein hinzu:

> Das ist der Stern, der meinem Leben strahlt
> Und wunderbar oft stärkte mich sein Anblick.

Napoleon bestimmte, daß der Prinz mit seinem Adjutanten sich kriegsgefangen nach Frankreich begebe. In Feindes Land also mußte Clausewitz die Nachrichten von dem weiteren unglücklichen Verlaufe des Krieges, vom Abschlusse des Friedens von Tilsit erhalten. Er fühlte sich niedergeschmettert. „Was so viel Aufwand von Talent und Anstrengung“, klagte er, „was so viel Blut gekostet hat, alle die Größe, alles Glück unseres Hauses, Alles ist hingeopfert, den Tribut unserer Schwachheit zu bezahlen“.

Inzwischen strebte er die Gefangenschaft auszunutzen, und die „verhaßte Nation“, wie er die Französische nannte, an Ort und Stelle gründlich zu studiren. Gelegenheit dazu bot sich in Fülle. Die Stadt Nancy, wo der Prinz und sein Begleiter zuerst verweilten, vertauschten sie mit Soissons. Unterwegs versäumten sie nicht in Rheims die Kathedrale zu besichtigen, „aus der die heldenmüthige Johanna einst mit wankendem Schritte trat“. Von Soissons aus machten sie, sehr gegen Clausewitz' Wunsch, eine Reise

nach Paris, dessen Reize zu würdigen er durchaus nicht in der Stimmung war. Nur die Kunstwerke, die sich seinem Auge hier darboten, rissen ihn zur Begeisterung hin. Nöthigte ihn die Rücksicht auf den Prinzen, unliebsamen Zerstreuungen der höheren Gesellschaft manche Stunde zu opfern, die er viel lieber ernsten, mathematischen Studien zugewandt hätte, so suchte er für sich durch sorgfältige Beobachtung auch die Eigenthümlichkeiten des gemeinen Mannes zu ergründen. Das Ergebniß seiner Betrachtungen war ein Aufsatz: „Die Deutschen und die Franzosen", der freilich, wie das nicht anders sein konnte, kein unbefangenes Urtheil abspiegelte, dessen Reichthum an feinen Bemerkungen zur Völkerpsychologie aber jeden Leser mit Bewunderung erfüllen wird.

Es war nicht der einzige literarische Versuch, den Clausewitz seiner unfreiwilligen Muße abgewann. Schon die ersten Jahrgänge der Zeitschrift Minerva hatten ohne Nennung eines Namens seine „historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse im October 1806" gebracht. Im Frühjahre 1807 zu einer Zeit, als man noch auf eine Erweiterung der Coalition gegen Napoleon hoffte, entwarf er für sich eine „Skizze zu einem Operationsplane für Oesterreich, wenn es jetzt Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen wollte". Im Juni 1807 ging aus Soissons ein Memoire des Prinzen August ab mit Vorschlägen für die Verbesserung des preußischen Heerwesens, an dessen Abfassung sein Adjutant sicherlich einen wesentlichen Antheil hatte.

Mit dem Abschlusse des niederdrückenden Friedens von Tilsit schlug die Stunde der Befreiung aus dem Exil. Auf Wunsch des Prinzen ging der Weg über die Schweiz. Ein längerer Aufenthalt wurde in Coppet gemacht, wo Frau von Staël eben damals einen auserlesenen Kreis um sich sammelte. Clausewitz lernte Madame de Récamier, August Wilhelm von Schlegel, Pestalozzi kennen, besuchte die Erziehungsanstalten von Ifferten und Hofwyl, welche die Lehre des großen Pädagogen in's praktische Leben einführen sollten, und erfüllte sich mit derselben Achtung für das neue Erziehungswesen wie so viele andere deutsche Patrioten. Erst im November kehrte er nach Berlin zurück, glücklich darüber, wieder in der Nähe der Geliebten weilen zu können, aber wenig erbaut davon, noch in seiner alten Stellung verbleiben zu müssen, während Scharnhorst an der Spitze der Militair-Reorganisations-Commission in Königsberg schon begonnen hatte, die Fundamente seiner neuen Wehrverfassung zu legen. Sein großer Lehrer hatte ihn nicht vergessen. Als Clausewitz im Frühjahr 1808 mit dem Prinzen gleichfalls in Königsberg anlangte, wurde er von Scharnhorst auf's freundlichste aufgenommen, mit vielfachen Arbeiten beschäftigt und trat Stein und Gneisenau, Boyen und Grolmann, jener ganzen Phalanx von großen Männern näher, deren vereinte Arbeit die Verjüngung des Staates bezweckte. Der Sturz des Freiherrn vom Stein war zwar für ihn und für seine Gesinnungsgenossen ein schwerer Schlag. Er fürchtete eine Zeit lang, auch Scharnhorst werde zum Opfer fallen. Dieser wußte sich jedoch gegen Anfeindungen von außen und von

innen zu behaupten und konnte seinen Lieblingsschüler im Jahre 1809 endlich auf einen Posten erheben, der seinen Talenten und Kenntnissen entsprach.

Clausewitz wurde als Bureauchef im Kriegsministerium angestellt und unterstützte Scharnhorst in seiner vielumfassenden Thätigkeit. Im folgenden Jahr, als Scharnhorst zum Scheine die oberste Leitung des Kriegsdepartements aufgab, blieb er in seiner Stellung, übernahm außerdem einen Theil der Vorträge an der allgemeinen Kriegsschule und wurde noch damit beauftragt, dem Kronprinzen den ersten militairischen Unterricht zu ertheilen. Auch brachte der December 1810 ihm endlich die Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl. So tief er den Schmerz über die traurige Lage des Vaterlandes empfand, so bitter ihn der Ausgang des österreichischen Krieges von 1809 enttäuscht hatte, er fühlte doch nach langem Harren das Glück, im Hafen angelangt zu sein und eine reiche Wirksamkeit entfalten zu können. Sein Lehramt machte ihm Freude, und seine Schüler folgten mit Spannung den klaren Auseinandersetzungen des ernsten Denkers mit der geistreichen Stirn und den scharfgeschnittenen Zügen. Seine dienstliche Beschäftigung beließ ihn in engster Verbindung mit Scharnhorst. Schritt für Schritt half er im Stillen die Reformen einführen, welche den Staat für die Stunde der Befreiung gerüstet finden sollten.

Wie nothwendig diese Reformen seien, wie entschieden der Geist der Zeit auf sie hindränge, darüber hat er sich in einer merkwürdigen Briefstelle 1809 auf's deutlichste ausgesprochen: „Einer großen und allgemeinen Revolution kann Europa nicht entgehen, es mag Sieger bleiben, wer da will; nur wird sie gewiß weniger blutig und von kürzerer Dauer sein, wenn Oesterreich und Deutschland den Sieg davon trägt. Im anderen Falle könnte leicht unsere Generation zu Grunde gehen, ehe die wahre Krisis einträte.

Von dieser großen und allgemeinen Revolution (die, nebenher gesagt, eben keine französische zu sein braucht) würde selbst eine allgemeine Insurrection der deutschen Völker nur ein Vorläufer sein. Nur die Könige, die in den wahren Geist dieser großen Reformation einzugehen, ihr selbst voranzuschreiten wissen, werden sich erhalten können. Wie erbärmlich müssen einem die unwissenden, gedankenlosen Geschöpfe erscheinen, die, noch dazu in geringer Anzahl, diese allgemeine Fluth aufhalten wollen, von der nur wenige Tropfen ihre delicaten Kleider benetzt haben; wehe den Königen, die ihren Rathschlägen sich hingeben. — Sie betrachten als das Werk schwacher Parteien und elender geheimer Verbindungen, ja gar einzelner Menschen, was die nothwendige Folge von fünfzigjährigen Begebenheiten und hundertjähriger Geistesfrucht ist, was der Drang der Zeit mit Allgewalt herbeiführt; die Thoren glauben, es sind die Schwimmer, welche den Fluß hinabziehen, statt daß der Strom die Schwimmer trägt“.

Das Jahr 1811 schien ihm und seinen Freunden mit zwingender Nothwendigkeit den Moment der Erhebung herbeiführen zu müssen. Von Tag

zu Tage vergrößerte sich die Spannung zwischen Frankreich und Rußland. Preußen war nach der Meinung vieler in Gefahr, durch den Zusammenstoß der beiden Kolosse zermalmt zu werden, wenn es sich nicht zu selbständigem Handeln aufraffte. Clausewitz hoffte, daß Preußen auf Rußlands Seite treten würde. In die Geheimnisse der politischen Verhandlungen nicht eingeweiht, rechnete er auf einen gleichzeitigen Losbruch Oesterreichs, auf eine Insurrection im Königreich Westfalen, auf eine Landung der Engländer. Er entwarf für Gneisenau den Plan einer Vertheidigung Schlesiens. Er entwickelte dem Freunde seine Ansicht über die Bildung einer englisch-deutschen Legion. Aber alle seine Hoffnungen blieben eitel. Nach langem Schwanken sah sich der König unabweislich dazu gedrängt, den Allianzvertrag mit Frankreich zu schließen, der Preußen zu einem Vasallen Napoleons machte. Clausewitz konnte es, gleich Boyen, Gneisenau, Grolmann und anderen, nicht über sich gewinnen, unter dem Despoten zu dienen. Sie schieden aus dem preußischen Heeresverbande, sie verließen das Vaterland, um in Spanien, Rußland, England gegen Napoleon zu kämpfen oder auf andere Weise zu wirken. Es war ein heroischer Schritt, der den König verletzen und ihren Feinden eine Handhabe zur Anklage bieten konnte. Sie beschlossen daher, sich vor der Welt zu rechtfertigen, um nicht „als überspannte Thoren oder gefährliche Revolutionäre oder leichtfertige Schwätzer oder gefährliche Intriguants" verschrieen zu werden. Clausewitz war der Verfasser dieser Denkschrift, deren Druck damals im Drange der Ereignisse unterblieb und die erst Jahrzehnte nachher an's Licht gezogen wurde. Sie ist das schönste Zeugniß seines glühenden Patriotismus, eine Urkunde von gewaltiger rhetorischer Kraft, die seine Feder unsterblich machen würde, selbst wenn sie weiter nichts geschrieben hätte als dieses.

So sah er sich denn wieder hineingerissen in den Strudel der Ereignisse, von seinem Könige kalt, beinahe ungnädig entlassen*), von seinem Weibe

*) Schwartz theilt Bd. I. S. 484 den Wortlaut des Abschiedes vom 23. April 1812 mit. „Auf Ihr Gesuch vom 12. d. M. ertheile ich Ihnen hiermit den Abschied. Friedrich Wilhelm". (Vgl. I. S. 517). Lehmann bemerkt in seiner Schrift Knesebeck und Schön (Leipzig 1875) S. 54: „Jedenfalls ging er ohne die zum Eintritte in fremde Kriegsdienste erforderliche königliche Erlaubniß; denn am 20. August 1812 erließ das Kammergericht eine noch am 2. März 1813 in den Berliner Zeitungen wiederholte Vorladung, welche ihn unter Androhung der Vermögensconfiscation aufforderte, sich über seine gesetzwidrige Entfernung persönlich zu verantworten". — Ich bringe noch das folgende auf Clausewitz bezügliche Document bei, ein Stück aus einem Berichte des östreichischen Gesandten Zichy in Berlin an Metternich vom 28. April 1812 (k. k. Haus-Hof- und Staatsarchiv Wien): „M. le Comte. Je crois de mon devoir de prévenir Votre Excellence, que j'ai été dans le cas de viser hier un passeport que le Comte de Goltz a fait expédier à M. Clausewitz, Major au service de Prusse. Il a demandé et obtenu, il y a peu de jours, son congé et se trouve dans ce moment à Breslau dans le nombre des mécontens des conventions actuelles du gouvernement. Je n'ai pas eu occasion de le connaître personnellement, mais il m'est revenu de toute part qu'il a joué un rôle marquant dans la secte (Gemeint ist der Tugendbund, dem Clausewitz aber, so viel bekannt, nicht angehört hat.) Il m'a paru d'autant plus necessaire d'appeler l'attention de Votre Excellence sur

getrennt, heimathlos, auf den guten Willen der Freunde angewiesen. Dank den warmen Empfehlungen Scharnhorst's und Gneisenau's wurde er seinen Fähigkeiten gemäß verwandt. Er sollte bei einer in der Bildung begriffenen russisch-deutschen Legion angestellt werden, vorläufig wurde er indessen Adjutant des Generals von Phull, des alten Lehrers und Vertrauten des Czaren. Dieser, ein Mann der Theorie, aber ohne tieferen Blick, hatte den Plan, die französische Armee in einem befestigten Lager bei Drissa zu erwarten. Clausewitz erkannte sehr bald, daß Phulls Maßregeln ungenügend seien, überzeugte den Kaiser davon, daß der ganze Plan, den Franzosen schon hier entgegenzutreten, den größten Bedenken Raum gebe, und wirkte auf die Ernennung Barclay de Tollys zum Oberfeldherrn ein. Dieser führte die Russen nach Smolensk und Moskau zurück, und so trug Clausewitz' Rath nicht wenig dazu bei, dem Feldzuge von 1812 jenen Charakter zu geben, welcher die Ursache der Katastrophe Napoleons wurde. Er nahm nach Phulls Rücktritt als Quartiermeister des Grafen Pahlen an den Gefechten von Witebsk wie an der Schlacht bei Smolensk rühmlichen Antheil, kämpfte im Gefolge des Generals Uwaroff in der mörderischen Schlacht von Borodino und wurde im Hauptquartier Wittgensteins Zeuge des verhängnißvollen Rückzuges der großen Armee. Er sah die „Jammerstätte des grenzenlosen Elendes an der Beresina zwischen rauchenden Trümmern, Leichen und Sterbenden und Tausenden von gespensterartigen Menschen, welche vergebens nach Brod schrieen, flehten und weinten". Er führte alsdann bei der Avantgarde unter Diebitsch die Verhandlungen zwischen diesem und York, deren weltgeschichtliches Ergebniß die Convention von Tauroggen war.

Nur wenige Wochen vorher hatte er aus Petersburg seiner Frau geschrieben: „Ob wir noch einmal in dem geretteten Europa eine ehrenvolle Freistätte finden werden, um unser stilles Glück ungestört genießen zu können?" Nun begann er wieder zu hoffen. Wurde ihm doch das Glück zu Theil, die Erhebung Ostpreußens mit eigenen Augen zu sehen, an der Entwerfung der Pläne für Errichtung der Landwehr und des Landsturmes der heldenmüthigen Provinz wesentlich mitzuwirken. Auch fand er sich im März, als die Russen unter Wittgenstein in Berlin einrückten, für kurze Zeit mit der Gattin wieder vereint, von der er ein Jahr lang getrennt gewesen war.

Inzwischen hatte ein großes Ereigniß das andere abgelöst. Preußen und Rußland hatten ein Bündniß geschlossen, der Krieg gegen Frankreich war erklärt, eine Begeisterung ohne Gleichen beseelte das ganze Volk und führte

---

cet individu, que conformément à sa demande le passeport en question lui a été expédié par le ministre des affaires étrangères pour Vienne et Lemberg, d'où il cherchera vraisemblablement à se rendre en Russie, ce qui dans l'état actuel des choses peut exiger une certaine surveillance. Par le Visa que j'ai accordé sur le Nr. 813 à M. de Clausewitz il a l'obligation de se présenter au bureau de la police de Vienne pour obtenir l'autorisation de continuer son voyage à Lemberg". Clausewitz nahm indessen einen anderen Weg.

die waffenfähige Jugend unter die Fahnen. Scharnhorst, der im Mittelpunkte der ganzen Bewegung stand, hätte sich gern der Hilfe seines Lieblingsschülers versichert. Aber der König konnte sich nicht dazu entschließen, Clausewitz so bald wieder anzustellen. Clausewitz blieb trotzdem dem Schauplatz der Dinge nicht fern. Von russischer Seite dem Hauptquartier der Blücher'schen Armee als Generalstabsoffizier beigegeben, kam er mit seinen alten Freunden und Waffengefährten wieder in den innigsten Zusammenhang und fühlte sich glücklich, mit ihnen bei Großgörschen im heißesten Kampfe den Degen für's Vaterland führen zu können. Er war Zeuge der Schlacht von Bautzen und des Rückzuges nach Schlesien, ohne dadurch im Mindesten entmuthigt zu werden. Auch der Abschluß des Waffenstillstandes, der in weiteren Kreisen die größten Bedenken erweckte, wurde von ihm durchaus nicht als nachtheilig betrachtet. Auf Gneisenaus Wunsch entwickelte er seine Ansichten darüber in einer kleinen anonymen Druckschrift, welche nicht geringes Aufsehen machte.

Die Ereignisse gaben seiner Anschauung ganz Recht. Der Waffenstillstand kam den Verbündeten weit mehr zu Gute als Napoleon. Dieser weigerte sich auf ihre Bedingungen einzugehen und führte dadurch Oesterreich seinen Gegnern zu. Der Krieg nahm in größerem Maßstabe wieder seinen Anfang. Kurz zuvor war Scharnhorst der Wunde erlegen, die er bei Großgörschen empfangen hatte. Niemand verlor mit ihm so viel wie Clausewitz. Die Weichheit seines Gefühls, die mit der Strenge seines Charakters von jeher gepaart war, kam in den Ausbrüchen des Schmerzes über diesen unersetzlichen Verlust zum Vorschein. Sie bricht auch in dem klassischen Nachruf durch, den er mit Gneisenau gemeinschaftlich dem großen Todten widmete.

War es Scharnhorst nicht gelungen, seinem Lieblingsschüler die Gunst des Königs wieder zu gewinnen, so hatten Versuche der Art, die von anderer Seite gemacht wurden, noch weniger Aussicht auf Erfolg. Vergeblich bemühte sich Gneisenau als Generalstabschef des Blücher'schen Heeres und Generalgouverneur von Schlesien den Freund zum Gehilfen zu erhalten. So blieb diesem Nichts übrig als einen andern Wirkungskreis zu suchen. Er fand ihn als Generalquartiermeister des Grafen Wallmoden in der russisch-deutschen Legion. Während die berühmten Waffengefährten die beneidenswerthe Aufgabe hatten, Schlag auf Schlag gegen den Feind zu führen, bis die Schlacht von Leipzig seinem Verbleiben auf deutschem Boden ein Ende machte, hatte er an der untern Elbe, im Kleinkriege, von Schwierigkeiten hart bedrängt, bescheidenere Lorbeeren zu erkämpfen. Seine Kaltblütigkeit und Erfahrung erprobten sich auch hier. Der Sieg an der Göhrde, das Hauptereigniß dieses Kampfes, war wesentlich seinen Anordnungen zu verdanken. Im Frühling 1814 rückte er mit der Legion in den Niederlanden ein, während es viel mehr nach seinem Geschmack gewesen wäre, an der Seite Blüchers und Gneisenaus den entscheidenden Stoß gegen den Feind zu führen. Er beneidete sie um das Glück zum Sturze des Imperators, zur Einnahme seiner Hauptstadt das Beste beigetragen zu haben, aber er war zu stolz, sich dem Könige auf-

drängen zu wollen. Er erklärte sich sogar für bereit, falls dieser die russisch-deutsche Legion in seinen Dienst nehmen wollte, „wenn's nöthig wäre, sich auszuschließen". Inzwischen war, namentlich auf Gneisenaus Betreiben, dieser Uebergang der Legion in preußische Dienste in der That erfolgt, zugleich aber auch die Ernennung Clausewitz' zum preußischen Obersten.

So war es ihm möglich, wenigstens den Feldzug des Jahres 1815 unter vaterländischen Fahnen mitzumachen. Doch auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick, an der größten Entscheidung nicht mitwirken zu können. Zum Generalstabschef des dritten Armeecorps unter Thielemann ernannt, war er zwar an der Schlacht von Ligny betheiligt, aber während zwei Tage darauf die preußische Hauptmacht Wellington zu Hilfe eilte, um bei Waterloo den Gegner zu vernichten, konnte das dritte Corps bei Wavre gegen Grouchys überlegene Streitmacht seine Stellungen nicht behaupten. Die Kunde des großen Sieges ließ den Unfall bald verschmerzen. Wenige Wochen später stand Clausewitz vor Paris und nach erfolgter Capitulation bezog er mit dem Hauptquartier das Schloß von Fontainebleau. Dann marschirte das dritte Armeecorps nach dem Sarthe-Departement, und Clausewitz residirte längere Zeit in le Mans, wohin er seine Frau nachkommen ließ. Für alle kriegsgeschichtlichen Erinnerungen vom lebhaftesten Interesse erfüllt, benutzte er diesen Aufenthalt, um die Geschichte der Vendeer-Kriege an Ort und Stelle zu studiren, bis der Abschluß des zweiten Pariser Friedens ihn in die Heimath zurückführte.

Nun erst konnte man des Errungenen froh werden. Drei glückliche Jahre vergingen dem wieder vereinten Paare am schönen Rhein in Koblenz, woselbst Clausewitz den Posten des Chef des Generalcommandos am Rhein ausfüllte. Bis zum Sommer 1816 verlieh die Anwesenheit Gneisenaus dem großen Kreise bedeutender Menschen, die sich in Koblenz sammelten, den größten Reiz. Gneisenaus Schwiegersohn, der junge Scharnhorst, der kühne Husarenoffizier Heinrich von Hellwig, der Oberpräsident von Ingersleben, der Dichter Max von Schenkendorf, der gelehrte Freiherr von Meusebach gehörten zu seinen Zierden. In der Nähe wohnte der allverehrte Freiherr vom Stein. Geistreiche und anmuthige Frauen verschönten das Leben. Heitere und einfache Feste vereinigten an den waldigen Ufern des befreiten Stromes alle diese innig mit einander verbundenen Familien. Man fühlte sich gehoben nach der langen Zeit des Ringens, vom Hauche der Romantik angeweht angesichts dieser Rebenhügel und Burgruinen, welche die Landschaft schmückten, zu idealen, poetisch verklärtem Streben vereinigt.

Clausewitz war zu scharfsichtig, um nicht zu erkennen, daß mit der Abschüttelung der Fremdherrschaft der politischen Bewegung noch kein Stillstand geboten sei. Er kam in Berührung mit Görres, dem Wortführer der rheinischen Demokratie. Er war während des Congresses von Aachen, zum Platzcommandanten daselbst ernannt, Zeuge dieses europäischen Areopags, der so manche brennende Tagesfrage behandelte. Das muthige Drängen der deutschen Jugend, das gleichzeitige Wirken der nationalen und der constitutionellen

Ideen entging seiner Aufmerksamkeit keineswegs. Es war die Zeit der sogenannten demagogischen Umtriebe, welches Wort den Deckmantel so mancher Verfolgungen abgab.

In einem vorzüglich geschriebenen Aufsatze hat sich Clausewitz über die Umtriebe ausgesprochen. Sein feiner historischer Blick verläugnet sich auf keiner Seite, wenn er auch die Anforderungen der Gegenwart bei Weitem unterschätzt. Der Gedanke „an eine wirkliche Einheit Deutschlands“ erscheint ihm für die damalige Zeit „vollkommen lächerlich“ und prophetisch fügt er hinzu: „Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen; dieses ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine solche Unterwerfung ist die Zeit nicht gekommen, und wenn es je dazu kommen sollte, so läßt sich jetzt noch nicht einmal vorhersehen, welcher der deutschen Staaten der Herr der übrigen werden wird“. Was das zweite Ziel der Bewegung nach 1815 betrifft, die Einführung parlamentarischer Verfassungen, so verhält er sich gleichfalls ziemlich ablehnend. Der Soldat, der Mann, der die Kräfte seiner Jugend an die Bekämpfung eines auswärtigen Feindes gesetzt hat, findet, daß die ausgesetzte Lage der deutschen Staaten und so auch des preußischen die Erfüllung des constitutionellen Regiments nicht wünschenswerth mache. „Nur das Geheimniß, die Entschlossenheit und Gewandtheit kann ihn sicher durch die Gefahren bringen, und diese Eigenschaften sind den breiten Verhandlungen ständischer Versammlungen nicht günstig“.

Doch hat Clausewitz nicht immer an dieser Ansicht festgehalten. Er hat einen Aufsatz über die Landwehr geschrieben, das volksthümliche Institut der Wehrverfassung, an dessen Schöpfung er selbst so großen Antheil genommen hatte. Es galt seine Vertheidigung gegen diejenigen, welche es aufheben wollten und welche nach seinen Worten „die Vergrößerung des stehenden Heeres als den Talisman gegen den Brand einer Revolution betrachteten“. Und hier weist er darauf hin, was besser als Roß' und Reisige die steile Höhe, auf der die Fürsten stehen, schütze: „Die Regierung versammele um sich die Stellvertreter des Volkes, aus Leuten gewählt, welche die wahren Interessen der Regierung theilen und dem Volke nicht fremd sind. Dies sei ihre erste Stütze, ihr Freund und Beistand, wie es seit hundert Jahren das Parlament dem Könige von England gewesen ist. Mit diesem Werkzeuge leite sie die geflügelten Kräfte eines wehrhaften Volkes gegen seine äußeren Feinde und Neider; mit diesem Werkzeuge schlage sie die übermüthigen Kräfte in Fesseln, wenn sie im Rausche des gährenden Geistes das Schwert gegen sich selbst wenden wollen. Einen andern Weg giebt es von unserem Standpunkte aus nicht, und bequemer und wohlfeiler kann der Preis nicht errungen werden; der, welcher durch Palliative dies zu bewirken verspricht, ist als ein Charlatan anzusehen, der das Uebel verschlimmert“. Man sieht: Er wird auf die Seite der Boyen, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt hingedrängt. Er neigt

sich der Partei der Freisinnigen zu, welche unterlag, da Mißtrauen und Aengstlichkeit das Uebergewicht behielten.

Clausewitz konnte alle die politischen Kämpfe, welche sich um die Verfassungsfrage drehten, vom Mittelpunkte des Staates aus beobachten. Schon im Jahre 1818 war er seinem angenehmen Wirkungskreise entrückt worden, um als Director der allgemeinen Kriegsschule die Leitung dieser Anstalt in Berlin zu übernehmen. Zwölf Jahre hat er in dieser Stellung verbrachte, Jahre, reich an Arbeit, aber auch reich an Verdruß. Seine Versuche, den wissenschaftlichen Geist der Anstalt zu heben, eine strengere Disciplin einzuführen, schlugen fehl. Er hatte nie das Talent gehabt, sich geltend zu machen, und seine Verdienste wurden durchaus nicht genügend anerkannt. Eine Zeitlang dachte er daran, die militärische Laufbahn mit der diplomatischen zu vertauschen. Aber seine Bewerbungen um den Londoner und Münchener Gesandtschaftsposten blieben erfolglos. Er mußte die unbequeme Bürde weiter tragen. Dafür fand er Entschädigung im Umgang mit der Familie Gneisenau und Bernstorff, dem Fürsten Radziwill und seiner Gemahlin, der Prinzessin Louise, vor allem aber in der angestrengten wissenschaftlichen Arbeit, an der seine Frau den regsten Antheil nahm. Sie hatten keine Kinder, so sollten diese geistigen Schöpfungen ihnen beiden angehören. Sein Arbeitstisch stand in ihrem Zimmer, viele Bogen seines Manuscriptes wurden nach seinem Dictat oder nach seiner Anweisung von ihrer Hand geschrieben. Sie hat diesen ganzen Schatz nach seinem Tode der Nation zugänglich gemacht, indem sie seine Werke, unter Mitwirkung einiger Freunde, in zehn Bänden veröffentlichte.

Es ist nur eine Stimme darüber, daß diese Werke eine Zierde der gesammten kriegsgeschichtlichen Literatur bilden. Die grundlegende Arbeit „vom Kriege“, von Clausewitz selbst mit gewohnter Bescheidenheit nur als „eine Sammlung von Werkstücken betrachtet“, war aus den befruchtenden Anregungen Scharnhorsts hervorgegangen, während Clausewitz dem Kronprinzen militärischen Unterricht ertheilte, allmählich angewachsen und an den Erfahrungen der Kriege von 1812 bis 1815 gereift. Die allgemeine Auffassung des Krieges, der Reichthum strategischer und tactischer Betrachtungen, die Erörterung über Volksbewaffnung, Gebirgsvertheidigung, Märsche, Verpflegung: das alles ist zum Gemeingut geworden und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Phraseologie früherer, künstlicher Systeme in Mißachtung zu bringen. Mit schärfster Kritik verbindet sich die klarste Darstellung, und die Kriegswissenschaft wird auf eine ideale Höhe gehoben, indem Clausewitz Beweis auf Beweis dafür häuft, daß die sittlichen und geistigen Mächte auch im Spiele der Waffen über die blos materiellen Mächte immer ein außerordentliches Uebergewicht haben werden. Dieselben Vorzüge zieren seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten im engeren Sinn. Sie zeigen gleichzeitig eine Kraft der Analyse und der Phantasie, der kritischen Zergliederung und der zusammenfassenden Erzählung, die den Meister kennzeichnet. Einige der breit

ausgeführten Schilderungen, wie z. B. diejenige des Zuges Suwaroffs über die Alpen, werden jedem, der sie einmal gelesen, unvergeßlich bleiben. Nicht minder prägt sich die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, die er mit stets sicherer Hand zu treffen weiß, für immer der Erinnerung ein. Es sei hier namentlich des wichtigen, schon mehrfach benützten Manuscriptes über den Feldzug von 1806 gedacht. Clausewitz Schriften sind eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung. Ihr Verfasser zählt zu den Classikern seines Gebietes.

Noch hatte er nicht die letzte Hand an seine Arbeiten gelegt, als ihn ein Wechsel in seiner Stellung nöthigte, innezuhalten. Er wurde als Inspector der zweiten Artillerieinspection nach Breslau versetzt. Es war unmittelbar nach dem Ausbruche der Juli-Revolution. Clausewitz konnte das große Ereigniß nicht im Sinne des Liberalismus betrachten. Für ihn war es nicht das Signal zur Erschütterung der Reaction, sondern zur Entfesselung gefährlicher Dämonen. Ließ er sich auch nicht zu den schwarzsichtigen Befürchtungen Niebuhrs hinreißen, so sah er doch den Weltfrieden, der vor fünfzehn Jahren mit so viel Opfern erkauft war, auf's neue bedroht. Man muß, wenn man ihm und seinen Gesinnungsgenossen nicht Unrecht thun will, immer bedenken, daß sie ein Menschenalter hindurch gegen Frankreich gekämpft hatten und eben dieses Frankreich als den drohenden Vulcan fürchteten, der seinen Flammenstrom wiederum über die Grenzen ergießen könnte. Für sie waren die Franzosen, was für Kimon die Perser. Sie standen immer auf der Wache nach außen und fanden kaum Muße, der Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse zu gedenken. Die Bewegung in Belgien, Polen, Italien erschien Clausewitz nur als ein Vorspiel der Ausbreitung französischer Macht. „Gebt ihnen einen neuen Bonaparte — schrieb er damals in einem bemerkenswerthen Aufsatze — und sie liefern euch die Charte aus und spalten mit ihm das Utopien aller Philosophen und Doctrinärs“.

Er hatte beständig den Blick nach Westen gerichtet, als ihn der Befehl traf, einen wichtigen Posten im Osten zu beziehen. Die polnische Revolution war ausgebrochen. Preußen stellte vier Armee-Corps an der Grenze auf unter dem Commando Gneisenaus, und dieser ernannte ihn zum Chef seines Generalstabes. Längere Zeit verfloß, bis die Abreise an die östliche Grenze erfolgte. Clausewitz benutzte die Frist in Berlin, um sich mit der Geschichte des polnischen Feldzuges von 1793 und 1794 vertraut zu machen und die militärisch-politischen Verhältnisse zu beleuchten, die im Falle eines Krieges mit Frankreich zu erwägen sein würden. Anfang März 1831 fuhr er mit Gneisenau nach Posen ab. Die Briefe, die er von hier aus an seine Frau richtete, sind von höchstem Interesse. Sie sind nicht nur reich an merkwürdigen politischen Betrachtungen, sondern sie entwerfen auch ein höchst anschauliches Bild des greisen Feldmarschalls, mit welchem sein Generalstabschef die Operationen jenseits der Grenze eifrig verfolgte. Und so enthalten sie denn auch die Beschreibung von Gneisenaus letzten Tagen. Der Feldmarschall

wurde ein Opfer der Cholera, welche sich von Polen aus nach Westen verbreitete. Auf's schwerste durch diesen Verlust betroffen, hatte Clausewitz noch die Unbehaglichkeit auf sich zu nehmen, daß er im General von Knesebeck einen neuen, ihm sehr antipathischen Vorgesetzten erhielt. Wenige Wochen später, nachdem der polnische Aufstand bewältigt war, konnte er zu seiner Frau nach Breslau zurückkehren, aber er brachte den Keim des Todes mit sich. Am 16. November besorgte er bis zum Mittag mit gewohntem Eifer seine Geschäfte. Da packte ihn dieselbe tückische Krankheit, welcher er den Freund erst eben hatte erliegen sehen. Nach neun Stunden bezwang sie auch ihn.

Was das Vaterland und das Heer insbesondere mit ihm verlor, wurde damals noch kaum hinlänglich gewürdigt. Erst als sein großartiger, schriftstellerischer Nachlaß an's Licht trat, lernte man allgemein erkennen, was man an Clausewitz besessen hatte. Er war im Leben niemals an eine Stelle gesetzt worden, in der er sich mit demselben Ruhmesglanze hätte umgeben können wie die Besten seiner Zeit. Aber daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, darf man wohl sagen. Auch wird behauptet, daß er auf einem Schlachtfelde in leitender Stellung weniger an seinem Platze gewesen sein würde, weil ihm die Kunst oder die Gewohnheit abging, die Truppen mit sich fortzureißen. Aber daß seine geistige Anregung auch auf den Gang der Schlachten eingewirkt hat, dafür sind redende Zeugnisse die staunenswerthen Thaten desselben Volkes in Waffen, dem seine Lehren ein kostbares Vermächtniß gewesen sind, und das mit gerechtem Stolze auf sein leuchtendes Vorbild hinblickt.

Der amerikanische Socialismus und Communismus.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

III. Der Socialismus in Amerika.

a) Das freie Kloster.

Das All ist da für Jeden, mit seiner ganzen, selbst für die Empfindung nicht meßbaren Unendlichkeit. Aber erst da, wo wir in ihm das suchen, was wir in uns selbst finden, das ursprüngliche Ich mit dem Bewußtsein seiner selbst, entsteht in uns die Gottheit. Die Gottheit vermögen wir so wenig zu denken wie unser eigenes Ich. Wir müssen sie entweder leugnen, oder wir müssen sie glauben.

Der Glaube ist eine innere That des Einzelnen. Aber er trägt als solcher das Bewußtsein in sich, individuell und damit zufällig und damit machtlos zu sein. Der Allpersönlichkeit entsprechend, erhebt er sich daher über die Einzelpersönlichkeit; er wird ein allgemeiner Glaube. Der allgemeine Glaube, zur Form geworden, wird Bekenntniß, zur That geworden, Gottesdienst, zur Anerkennung Aller gelangend, die Kirche. Die heidnische Kirche entsteht durch die Naturanschauung, die sich in den Göttern personificirt, die christliche durch die Offenbarung. In ihr bildet nicht mehr die einzelne Persönlichkeit, sondern die Gottheit selber als höchste Persönlichkeit den Inhalt des Glaubens. Daher sagen wir, daß nur das eine Offenbarung anerkennende Gottesbewußtsein eine eigentliche Kirche zu erzeugen vermag.

Allein diese Offenbarung, welche ja doch der Einzelne empfängt, kann darum ihm auch als eine individuelle, nur ihm geschehene erscheinen. Da, wo auf Grundlage einer solchen individuellen Offenbarung die dadurch entstehende Anschauung vom Wesen der Gottheit zur Lehre wird, bildet sich die Sekte. Es kann so viele Sekten geben, als es Individualitäten giebt; sie können aber innerhalb und außerhalb der eigentlichen Kirche stehen. Stehen sie innerhalb des von der bestimmten Kirche formulirten Bekenntnisses,

so können sie nur eine Modification desselben enthalten, und dürfen ihre Offenbarungen und den Inhalt derselben dann nicht mehr auf die Persönlichkeit Gottes selbst zurückführen, der schon seine Offenbarung in der Kirche selbst ausgesprochen hat, sondern müssen sich beschränken auf eine Modification dieses höchsten Gottes, einen Heiligen. Stehen sie außerhalb der bestimmten einzelnen Kirche, so können sie mit derselben nur durch die Bibel zusammenhängen. Dieser Zusammenhang ist, da er stets nur eine individuelle Interpretation dieser Bibel ist, stets zugleich ein zufälliger und lockerer. Die erste Art der Sekten, indem sie sich daher innerhalb der Kirche mit zu ihren Heiligen organisirt, wird zum Orden; die zweite bildet das, was wir die eigentliche Sekte nennen, und deren Heiliger natürlich stets ihr Gründer ist.

Alle diese Erscheinungen gehören bei all ihrer großen Bedeutung für das Leben der Menschheit einem andern Gebiete. Für uns kommt es darauf an, ihm auf dem unseren zu folgen.

Alle individuelle Offenbarung ist psychologisch nur denkbar dadurch, daß der Einzelne sich und sein individuelles Leben von dem Leben des großen Ganzen durch irgend ein Ereigniß, durch irgend eine Gewalt losgerissen fühlt. Das, was ihn losreißt, kann eine seine Kraft niederschmetternde Thatsache, oder ein seinen Geist bis zur Verzweiflung an dem Gedanken erfüllender Zweifel, oder das Gefühl der Unfähigkeit sein, sich in seinem Glauben seinem Gotte zu nahen ohne die Hülfe eines Anderen. Immer aber ist der letzte Grund die Qual der Individualität gegenüber der Empfindung von dem Höchsten, das Gefühl der individuellen Nichtigkeit, das zum Gefühle der absolutesten, innersten Vereinsamung im All wird. Die Rettung aus dieser Qual ist dann nur noch in dem eben so absoluten Aufgeben gerade der Individualität gegeben, aus deren Selbsteigenheit jene selber entsprang. Dieses Aufgeben aber wird für das thätige Leben zum absoluten Gehorsam; das ist die Gewalt des absoluten Gehorsams, daß er den Frieden in die Individualität zurückbringt. Dadurch allein ist er in der Freiheit möglich.

Dieser absolute Gehorsam, das ganze thätige Leben umfassend, umfaßt nun natürlich auch Besitz und Erwerb. Hebt er die Individualität auf, so kann er auch das Eigenthum aufheben. Und er muß es stets bis zu einem gewissen Grade. Das Einzeleigenthum, das außerhalb des Ordens und der Sekte die Macht hat, den Menschen ganz zu erfüllen und Selbstzweck zu werden, gerade weil es der materielle Träger der Individualität und der Freiheit ist, sinkt da, wo es sich um jenes geistige Aufgeben der Individualität handelt, zu einem ganz untergeordneten Moment herab. Gegenüber dem Glauben und der Offenbarung wird es nichtig, und es entsteht in der Anschauung der Menschen jener merkwürdige Gegensatz, den die classische Welt nie verstanden hat, zwischen den irdischen und himmlischen Dingen. Vermöge der absoluten Herrschaft der letzteren über die ersteren braucht der Glaube, der zum Orden oder zur Sekte geworden ist, das Eigenthum eigentlich gar nicht erst aufzuheben. Es ist selbst nur da als der Besitz im Namen der Gottheit,

und die wirthschaftliche ist wie die geistige Arbeit nicht mehr ein Erwerb eines Eigenen, sondern nur ein Act des Gottesdienstes. Darum fängt sie mit Gebet an und hört mit Gebet auf. Die Gemeinschaft in dem so offenbarten Gott in Empfindung, Wollen und Thun ist daher fast von selber schon Gemeinschaft der Güter, Hingabe jedes Einzeleigenthums und absoluter Gehorsam auch der wirthschaftlichen Arbeit. So wird die Gütergemeinschaft ohne Rücksicht auf die Freiheit durch den Glauben an die Offenbarung möglich, und die Sekte zur beständig neu entstehenden, aber gegen Staat und Rechtsbildung grundsätzlich gleichgiltigen communistischen Lebensordnung auf Grundlage des absoluten Gehorsams.

Das ist der Punkt, auf welchem der Glaube das Eigenthum und sein Recht berührt. Und diese Berührung ist keineswegs eine unbedeutsame Sache. Denn wenn der Glaube überhaupt als das Höchste gilt, so hat er auch die Berechtigung, nicht bloß für mich, sondern für alle Andern dieses Eigenthum anzuerkennen, oder nicht. Und da nun die Menschen ohne Eigenthum und Erwerb überhaupt nicht existiren können, so muß jeder Glaube auch eine geoffenbarte Ordnung von Besitz und Arbeit enthalten; als Offenbarung der Gottheit aber muß er diese auch von andern als die einzige Wahrheit des wirthschaftlichen Lebens fordern, und muß daher, fast könnte man sagen: wollend oder nicht, sein eigengeartetes Eigenthums- und Erwerbsrecht aus sich selber erzeugen. Daher die historisch unzweifelhafte Thatsache, daß innerhalb der Kirchen jeder Orden und außerhalb derselben jede Sekte ihr eigenes System des Besitzes und des Besitzesrechts aus sich und zunächst für sich entwickelt, und daß jedes dieser Systeme stets ein System der Güter- und Erwerbsgemeinschaft gewesen ist und bleiben wird. Jeder Orden und jede Sekte ist daher, so lange es solche, gleichviel unter welchem Namen, gegeben hat, der Träger des communistischen Princips der Eigenthumslosigkeit und des Arbeitsgehorsams in irdischen Dingen; und dieser Communismus wird naturgemäß zum Glaubensartikel. Da er aber die Freiheit auch in seiner materiellen Grundlage vernichtet, so fordern sowohl der Orden als die Sekte von dem Einzelnen einen selbständigen Act, durch den sich der Einzelne beiden hingiebt, das Gelübde, und einen zweiten, durch welchen die bestehende Gemeinschaft den Einzelnen wirklich als Glied anerkennt, die feierliche Aufnahme.

In einer solchen Glaubensgemeinschaft nun verschwindet jenes Element von selbst, das dem historischen Socialismus einen so gewaltigen Theil seiner Macht gab, die Idee der Gleichheit. Gleichheit ist in ihr nur Gleichheit vor Gott und Gleichheit im Gehorsam. Daß derselbe sofort zur Herrschaft, und zwar zur absoluten Herrschaft der Häupter wird, liegt in der Natur der Sache. Das Gefühl der Gleichheit tröstet sich dabei über seine eigene Vernichtung damit, daß das absolut herrschende Haupt nicht als Persönlichkeit, sondern als Diener der Gottheit herrsche und daher herrschend diene. Der Servus servorum ist in jedem Orden, in jeder Sekte ein unentbehrliches Moment.

Diese physiologische Erscheinung von Orden und Sekten ist nun da

gewesen, so lange es eine Weltgeschichte giebt; aber sie tritt in der alten Welt immer erst da auf, wo das Volk zur Ansäßigkeit übergegangen ist. In der neuen Welt begegnen wir derselben dagegen schon da, wo diese Ansäßigkeit noch keineswegs vollzogen ist. Es ist der Mühe werth, das zu erklären, denn es erklärt uns zugleich die Hälfte aller communistischen Erscheinungen Amerikas.

Denn der Glaube, mag er sein welcher er will, kann nicht leugnen, daß Alles, was in wirklicher Welt gelten will, des Besitzes bedarf. Alle Orden der ganzen Welt haben daher mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft von jeher nach möglichst großem Besitz gestrebt, und die Geschichte Europas weiß davon zu erzählen, wie weit es ihnen gelungen. Die Sekten dagegen, feindlich jedem andern Glauben gegenüberstehend, haben eben so consequent auch jede Vertheilung des Besitzes negirt, sobald dieselbe ihrer Auffassung nicht entsprach. Die Geschichte lehrt uns, daß gerade diese Tendenz jeder Sekte, die bestehende Ordnung der Besitzvertheilung aufzuheben und statt ihrer die Gleichheit der Person und die Gemeinschaft der Güter einzuführen, der eigentliche Grund war, um dessentwillen man sie verfolgte. Die Dogmengeschichte unserer Theologen aller Kirchen ist noch weit entfernt davon, ihr Gebiet zu beherrschen; ohne das Verhältniß der verschiedenen Glaubenslehren zur gegebenen Gesellschaftsordnung mit ihren Rechtsunterschieden und mit ihrer Eigenthumsvertheilung wird sie die eine Hälfte ihrer Aufgabe nie verstehen; wenn aber einmal die Begriffe und Gesetze der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Welt von ihr erkannt sein werden, dann wird sie wahrlich eine andere Gestalt bekommen. Niemand bestreitet jetzt mehr, daß der Gottesglaube der Alten eine Personificirung der Naturkräfte gewesen; nach hundert Jahren wird es keine Kirchengeschichte und keine Geschichte der Orden und Sekten geben ohne Gesellschaftslehre und Staatswissenschaft.

Wohl aber unterscheiden sich die Sekten hier wesentlich untereinander. In Beziehung auf Güter und Erwerb giebt es zwei Kategorien derselben. Die eine umfaßt diejenigen Sekten, welche allem Bestehenden in der gesellschaftlichen Ordnung den Krieg erklären und diesen Krieg daher gegen sich selber hervorrufen. Die andere fordert nichts als Anerkennung und Gehorsam für ihre eigenen Anhänger, auch für Güter und Erwerb. Es ist natürlich, daß die ersteren, wo immer sie auftreten, als eine gesellschaftliche Gefahr erkannt und von den Mächten des Bestehenden auf Leben und Tod verfolgt werden; der Unterschied der Glaubensartikel war von jeher nur die Form, in der dieser grimmige Haß gegen solche Sekten einer Zeit verständlich gemacht wurde, welche von Gesellschaft und von Gleichheit keinen klaren Begriff hatte. Geht man dem Albigenserthum, den Wiedertäufern, den Hussiten, der Geschichte von Leyden und anderen auf den Grund, so findet man in diesen Sekten zuletzt stets eine Kriegserklärung gegen die Gesellschaftsordnung und die Gütervertheilung, und auch die ersten Christen wurden nicht verfolgt, weil sie an Christus glaubten, sondern weil sie den Sklaven dem Herrn gleich erklärten und ihn

im Abendmahl neben seinem Tisch sitzen ließen. Hier ist noch viel zu untersuchen und zu lernen, wenn man nur von theologischer Ideologie sich frei macht! Faßt man aber das Sektenwesen von diesem zuletzt sehr praktischen Standpunkt auf, so wird auch Wesen und öffentliche Stellung der zweiten Art der Sekten erklärlich.

Denn diese treten der Gesellschaftsordnung nicht feindlich gegenüber, sondern vielmehr aus derselben heraus und leben ihr abgeschiedenes, bald rein geistiges, bald auch wirthschaftliches Leben für sich aus. Die Gesellschaft, von ihnen nicht gefährdet, läßt sie daher zu; und so entsteht neben der Sektenverfolgung um des Besitzes willen, der ja eigentlich auch die Judenverfolgungen angehören, der Begriff der Duldung der Sekte. Auch das ist ohne die Lehren von der Gesellschaft nicht zu verstehen. Ja es ist einleuchtend genug, daß genau dasselbe für diejenigen physiologischen Bildungen innerhalb der Gesellschaft gilt, die zwar nicht auf Glauben und Offenbarung, sondern auf socialen Principien beruhen. Denn nicht um ihrer Wahrheit oder Unwahrheit willen tritt unsere Zeit gegen den Socialismus oder den Nihilismus auf, so wenig wie sie Platos Republik unter das Socialistengesetz subsumirt oder Goethe verbietet, der offen lehrt, daß Alles was besteht, nur werth ist, daß es untergeht, sondern diese Theorien sind erst dann Gegenstand des Kampfes geworden, als sie ihre Negation der gesellschaftlichen Ordnung über den Kreis ihrer Anhänger ausdehnen und ihr Bekenntniß mit den Waffen in der Hand zur Geltung bringen wollten. Fourier und St.-Simon sind nie verfolgt, so wenig als Considérant und Cabet, ja nicht einmal L. Blanc und Proudhon; dagegen haben Raspail, Blanqui die Commune und die neueren deutschen Agitatoren sich dem unvermeidlichen Schicksal aller Lehren unterziehen müssen, die eben mehr sein wollen als Lehren. Die Gesetze des Staats sind nun einmal und bleiben die juristische Formulirung der Lebensgesetze der gesellschaftlichen Ordnung; hier giebt es keine Liebe und keinen Haß, sondern einen unabänderlichen Naturproceß. Und wer ihn nicht begreifen will, dem ist eben nicht zu helfen.

Nordamerika nun besitzt nicht das, was wir eine Kirche nennen. Mag man nun über Wesen und Werth der Kirche denken wie man will, gewiß ist, daß der Mangel derselben das Volk für alle möglichen Sonder-Offenbarungen und damit für alle möglichen Sektenbildungen in einem Grade zugänglich macht, von dem wir in Europa keine Vorstellung haben. Eine Sekte die dort entsteht, tritt daher auch in keiner Weise einer öffentlichen, gemeinsamen Anschauung über Christenthum und Glauben entgegen; Niemand würde es verstehen, wenn man sie um ihres Glaubens willen verklagte. Ein Kampf solcher Sekten mit der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung ist aber in Amerika eben so undenkbar; hier gibt es keine Freiheit zu vertreten und keine Ungleichheit zu bekämpfen. Die Sektenbildung ist daher dort frei im vollsten Sinne des Wortes. Und diese Sektenbildung ist eben in Nordamerika die erste, dem europäischen Socialismus lange voraufgehende,

noch jetzt in vereinzelten Erscheinungen sich erhaltende Form des **religiösen Communismus**, den wir am besten das **freie Kloster** nennen.

Wenn die sociale Anregung und der eigentliche Socialismus für Europa nicht eine so gewichtige Bedeutung hätten, so würden wir gewiß dabei stehen bleiben, diese religiöse Sektenbildung mit ihren höchst unklaren communistischen Elementen als ganz untergeordnet zu betrachten. Denn in der That ist Alles, was darüber vorliegt in Wahrheit höchst unbedeutend und kann höchstens ein psychologisches Interesse in Anspruch nehmen, und zwar so sehr, daß man selbst in Amerika diesen communistischen Sekten erst dann einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, als die übrigen socialistischen Versuche nach den Theorien von Owen und Fourier auftraten und sich zuletzt als lebensunfähig bewiesen. Diese letztere Thatsache brachte die Anhänger des Socialismus in Amerika zum Nachdenken über den tiefen Unterschied zwischen dem religiösen und gesellschaftlichen Communismus, und jetzt wendeten sie dem ersteren um so mehr ihre Beachtung zu, als auch mehrere socialistische Versuche das religiöse Element in sich verarbeitet, und sich auf diese Weise unklare Uebergänge gebildet hatten, über deren Natur man sich schwer Rechenschaft ablegen konnte.

Der Erste, der, wie es scheint, sich ernstlich mit der Beobachtung dieses religiösen Communismus beschäftigt hat, ist A. Jacobi, der im August 1858 einen Bericht im Social Record über die damals bestehenden religiösen Gemeinschaften veröffentlichte, den J. Humphrey Noyes in seiner History of American Socialism, 1870, p. 173, theils mitgetheilt, theils erweitert hat. Will. Alfred Hinds in seinem Buche: American Communities, brief sketches of Economy, Zoar, Bethel, Aurora, Amana, Icaria, the Shakers, Oneida, Wallingford, and the brotherhood of the new Life, 1878 (herausgegeben von der Druckerei des American Socialist in Oneida), ist viel unbedeutender als Noyes; das Buch von Heinr. Semler, Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika 1880, ist nichts als eine freie Uebersetzung des Werkes von Noyes, den man als die Quelle aller Angaben über jene Erscheinungen betrachten muß, obgleich er als Gründer der Gesellschaft von Oneida keineswegs als ganz unparteiischer Zeuge betrachtet werden darf. H. Semler mag seine Gründe gehabt haben, weshalb er weder des Werkes von Noyes, das er übersetzt, noch des Berichtes von Jacobi erwähnt; die Uebersetzung selbst ist übrigens eine ganz entsprechende zu nennen. Jedenfalls ist Noyes der Erste, der zu den thatsächlichen Mittheilungen von Jacobi die Untersuchung über das Wesen und die Bedeutung des religiösen Elements im Communismus hinzugefügt hat.

Nach Jacobi gründete schon im Jahre 1713 ein Deutscher, Conrad Beizel, die Colonie von Ephrata in Pennsylvanien. Es war eine auf strengem Bibelglauben mit voller Gütergemeinschaft basirte Gemeinschaft, welche aber das Cölibat als Princip anerkannte; dabei lebten zugleich Männer und Frauen nebeneinander, und die Zahl der Angehörigen soll eine Zeit lang über Tausend

betragen haben, bis sie nach dem Tode des Gründers sich langsam auflöste, jetzt nur noch zehn bis fünfzehn Personen enthält und von eingesetzten Trusties verwaltet wird. Es war das erste freie Kloster in Amerika; noch stehen die alten Gebäude, welche die Gemeinde erbaut, aber so gut als verlassen, und in wenigen Jahren wird sie gänzlich verschwunden sein.

Wesentlich anders war das Schicksal der Shaker-Gemeinde, welche Ann Lee, eine Engländerin, 1774 gründete. Dieselbe breitete sich aus, und bildet eine Mehrheit von gegenwärtig sechs Gemeinden. Ueber das Leben in diesen Shaker-Gemeinden, welche Noyes selbst besucht hat, giebt uns derselbe in seinem Buche p. 595 interessante Bilder, die freilich den unwiderleglichen Beweis geben, daß diese Gemeinden mit ihrem, in seiner wunderlichen Form uns sehr komisch anmuthenden Gottesdienst nur auf einer gänzlichen geistigen Verarmung beruhen können. Der Glaube an diese „Mother Ann", die in nächster Beziehung zur göttlichen Offenbarung gestanden und die in den Verzückungen ihrer Anhänger noch jetzt das Ganze leitet, ist nicht darnach angethan, uns eine andere Anschauung zu erwecken, als daß dergleichen nach außen hin ganz harmlose und im Innern eigentlich absolut inhaltslose Gemeinschaften nur bei gänzlichem Mangel an Bildung möglich sind. Das Ganze macht den Eindruck eines Haufens von Dienstboten, welche durch Tradition und einen mäßigen aber ziemlich gesicherten täglichen Unterhalt zusammengehalten und von ihren Oberen in unbedingtem, gelegentlich durch Intervention der Mother Ann wieder aufgefrischtem Gehorsam erhalten werden. Von einer tiefern Bedeutung ist hier keine Rede.

Die Rappisten, eine Gemeinschaft, welche ein ausgewanderter Württemberger, Georg Rapp, im Anfange dieses Jahrhunderts (seit 1803) gründete, sind gleichfalls eine religiöse Sekte, welche auf Bibelglauben basirt, in strengem Cölibat lebt, nur Deutsche aufnimmt und den Verkehr mit der Außenwelt so sehr scheut, daß sie schon mehrmals, wenn die Bewegung und Entwicklung der Bevölkerung ihr zu nahe kam, ihren Besitz veräußerte und sich eine entferntere neue Heimath gründete. Ihr Haupt und Prophet war Rapp; er ist gestorben; sein Nachfolger hält wie Rapp selbst strenge Ordnung; das äußere Aussehen der Niederlassung wird gelobt, durch äußerste Beschränkung der Lebensweise und den Gehorsam regelmäßiger Arbeit sollen sie ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Sie bilden eine zweite Gruppe von freien Klöstern, jedoch strenger an der Bibel haltend als die Shakers. Auch hier ist von einer allgemeinen Bedeutung nicht die Rede.

Wiederum einen anderen Charakter hat die Gemeinde Zoar, die sich wohl die Separatistes nennen, obwohl auch die Rappisten diesen Namen führen. Diese Gemeinde ist von Joseph Baumeler 1816 gegründet, ursprünglich das Cölibat festhaltend, dann aber die Ehe zulassend, betreibt Landwirthschaft wie die Rappisten; ein Herr Ackermann, der sie besuchte, hat sie ganz in dem Sinne unsrer heutigen Publicisten interviewt, und seine Frag- und Antwortstücke sind von Hinds p. 26 — 32 mitgetheilt. So lange

Baumeler lebte und Alles in strenger Ordnung hielt, scheint die Gemeinde in dem Frieden des Gehorsams fortgelebt zu haben; er verstand es, diesen Gehorsam stets auf die Bibel, die ihr einziges Rechtsbuch ist, zurückzuführen, und 1832 zählte sie gegen 500 Mitglieder. Jetzt — 1878 — ist die Zahl bis auf 150 zurückgegangen. Ursprünglich sollen sie nach Hinds gar keine eigentliche Gemeinschaft gewesen sein; sie wurden es erst, als nach ihrer Uebersiedelung die Reicheren die Kosten für die Aermeren tragen mußten, und daraus entstand 1819 die Gütergemeinschaft, in der sie noch leben. Der Ort selbst zeigt, wie Hinds sagt: „few evidence of a love of the beautiful"; die Häuser sind noch die einfachsten Blockhäuser der Settlers. Aus den untersten Klassen der deutschen Bevölkerung gebildet, kaum mit dem dürftigsten Schulunterricht versehen, haben sich Alle, die bessere Bildung oder größeres Vertrauen auf die eigene Kraft besaßen, von der Gemeinde losgesagt; die Zahl der Mitglieder nimmt ab; an eine Propaganda für ihren Glauben und ihre Gütergemeinschaft denken sie nicht, und die Besonderheiten ihres Glaubens dürfen kaum auf größes Interesse Anspruch machen.

Eine ziemlich ähnliche Gemeinde ist die von Bethel, nur daß, wenigstens nach Hinds Darstellung, die Grundlagen der Gemeinschaft sowohl in Beziehung auf Ehe, Familie, Güter- und Erwerbsverhältnisse noch viel unklarer, und der ganze Eindruck des Ortes ein viel unvortheilhafterer ist als in Zoar. Sie ist gegründet von Dr. Keil, einem Preußen. Das Ganze ist eigentlich nur eine große Landwirthschaft und selbst Hinds gesteht, daß sie recht weit davon entfernt sind, mit ihrem Communismus at the head of civilisation zu stehen.

Neben diesen Gemeinden auf Grundlage der Bibel bestehen noch einige andere wie die des Snowberger, der ein freies Kloster nach Beizels Vorgang 1820 in's Leben rief; es zählt 30 Mitglieder. Der Deutsche Christian Metz gründete ferner 1846 eine solche Gemeinde bei Buffalo unter dem Namen Ebenezer; Grundlage: Bibelglauben, und Metz als inspirirter Verkündiger des göttlichen Willens. Noyes sagt, daß sie eine der reichsten Gemeinschaften in Amerika sei, was freilich leicht zu erklären ist, wenn nach seiner Angabe ein Mitglied 100,000, andere 60, 40, 20,000 Dollars der Gemeinde mitbrachten. Merkwürdigerweise nennt Hinds dies Ebenezer Amana, während wieder Noyes nichts von dem Namen der Amana-Gemeinde zu wissen scheint. Hinds bestätigt, daß sie unter allen die größte sei, und die mit ihren 30,000 acres für sehr reich gehalten werde. Diese Gemeinde hat einen sehr ausgebildeten landwirthschaftlichen Betrieb. Sie ist streng religiös, ihr einziges Ziel ist es, wahre Christen zu sein. Ihr Haupt ist das von Gott oder dem heiligen Geist Inspired Instrument; seit dem Tode von Metz (1867) war es Barbara Heynemann „an ignorant servant girl", die schon 81 Jahre alt ist. Wie eigentlich die inneren Verhältnisse sind, ist nicht recht zu ersehen. Ehe wird geduldet, aber nicht gern gesehen; Jeder kann austreten und bekommt seine Einlage ohne Interessen zurück. Das Leben in dieser Gemeinde muß nach Hinds ein ziemlich streng ascetisches sein.

Oberster Grundsatz ist, wie derselbe p. 59 sagt, „ohne Nachdenken Gott und nach seinem Willen den Oberen zu gehorchen — das eigene Ich mit allen Wünschen, Kenntnissen und Kräften aufzugeben, und den Geist nicht durch Wünsche oder Schmerzen zu stören". Es bleibt da nicht viel zu erklären, wenn man noch hinzufügt, daß so gut als gar kein Unterricht gegeben wird. — Der Vollständigkeit wegen führen wir noch die Jansonisten an, die von dem Schweden Erik Janson 1846 gegründet wurden, gegenwärtig ungefähr 800 Mitglieder zählen, ihre Priester wählen, die Ehe zulassen, sich wohl befinden, aber wie es scheint durchaus kein klares Princip für die Güter- und Erwerbsgemeinschaft haben. — Das ungefähr ist es, was wir über die eigentlich religiösen Gemeinschaften dort wissen.

Wirft man nun einen Blick auf diese klosterartigen Erscheinungen zurück, so sind sie so arm und so unlebensfähig, so sehr bedingt durch die äußerste Beschränkung aller Genüsse und durch jeden Mangel an Bildung, daß es kaum Jemand wagen wird, sie als eigentlich historische Erscheinungen zu betrachten. Das wahrlich ist weder Communismus noch Socialismus! Da ist kein Anklang an die ernsten Dinge, die wir mit jenem Namen bezeichnen, keine Spur von der Fähigkeit, in das Gesammtleben der Nationen einzugreifen! Das fast klägliche Bild findet unter den mächtigen Dingen, mit denen sich Europa beschäftigt, keinen Platz. Und wenn wir dennoch dabei stehen geblieben sind, so hat das seinen Grund in dem Gebiete, das wir eben berührt haben.

Denn diese freien Klöster sind zuerst die praktische Antwort auf die an sich ernste Frage, ob die Gütergemeinschaft auf Grund des Offenbarungsglaubens bestehen kann. Die europäische Welt hat darauf geantwortet mit ihren Ordensklöstern; ihre Antwort lautet dahin, daß das nur unter der Bedingung eines ernstlich giltigen und durch ein öffentlich anerkanntes Organ erzwingbaren Gelübdes der Armuth örtlich möglich ist. Amerika dagegen zeigt in seinen Sektenklöstern, daß es ohne rechtlichen Zwang, unter der Herrschaft des freien Staatsbürgerthums nicht möglich ist, auf die Dauer solche Gemeinschaften auch nur zu erhalten, geschweige denn ihnen eine allgemeinere Bedeutung zu geben. Das ist das Eine. Dann aber folgt aus jenen Darstellungen das Zweite, daß die Gütergemeinschaft ohne ernstlich bindendes Gelübde in dem Maße unfähiger wird, eine Gesellschaftsform zu werden, je größer die staatsbürgerliche Freiheit ist, in welcher dieselbe entsteht. So ist denn die religiöse Gütergemeinschaft überhaupt nicht das, was wir Communismus nennen. Sie bleibt ewig ihrem Wesen nach eine außergesellschaftliche Ordnung des Besitzes, wie sie eine außerkirchliche Ordnung des Bekenntnisses ist; sowie sie mit der lebendigen Welt in Berührung tritt, zerbröckelt sie in sich selbst; nur der äußerste Mangel an Bildung kann sie aufrecht halten, und nur die Flucht vor dem Verkehr mit der Welt kann sie schützen vor Verfall. Diese Dinge erscheinen als die Eremiten der socialen Frage. Wir können ohne Bedenken endgiltig mit ihnen abschließen.

Merkwürdig nur ist, daß keiner der amerikanischen Bearbeiter dieser Erscheinungen eine Ahnung davon zu haben scheint, daß gleichzeitig mit Fourier ein St.-Simon existirt hat. Denn sonst würden sie die Analogie zwischen dem letzten Kern der St.-Simonistischen Lehren und jenen freien Klöstern bald erkannt haben. Allerdings wollte der St-Simonismus nicht blos seine Anhänger, sondern auch die ganze Welt reformiren und eine absolute gesellschaftliche Ordnung gründen, während jene sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Der St.-Simonismus wagte es, die Macht der Industrie und des Kapitals herauszufordern, während jene nur an ihr inneres Leben, die Neugeburt der Seele durch den Glauben, den revivalism denken, jenes unklare Drängen nach dem Sich-Selbstvergessen in der Nabelbeschauung der Fakir's; aber dennoch liegt die Verwandtschaft nahe genug. Freilich sind die Amerikaner ihrem unhistorischen Volke gegenüber Alles, nur keine Historiker. Wir aber glauben, daß die große Frage der socialen Bewegung mit jenem freien Klosterthum wohl endgiltig abzuschließen habe.

Eine ganz andere Gestalt derselben tritt uns nun in dem eigentlichen Socialismus Amerikas entgegen. Allerdings zeigt derselbe nicht den geringsten neuen Gedanken; durchaus von Europa importirt, bietet er nichts als Bekanntes; aber freilich beantwortet er die Frage, die sich Europa gar nicht stellen konnte, ob denn unter völliger Freiheit der eigentliche Socialismus zu gedeihen vermöge, mit einem ziemlich endgiltigen Nein. Und das ist das Interesse, das uns diese Gruppe von Erscheinungen bietet.

b) Der eigentliche Socialismus Amerikas.

1. Wesen des Owenismus und des Fourierismus.

Wenn es feststeht, wie die obige Darstellung zeigt, daß die bloße Gütergemeinschaft als solche weder Communismus noch Socialismus ist, und daß also die einfache Gemeinschaft des Besitzes die sociale Frage überhaupt weder bedeutet noch löst, so bleibt zunächst nur ein Zweites übrig.

Das zweite Element alles Güterlebens und mithin alles Erwerbs ist die Arbeit. Sie ist ihrem Wesen nach capitalbildend. Ihre capitalbildende Kraft wird durch ihr gegenwärtiges Verhältniß zum Capital gefährdet, ja gebrochen. Liegt das nun nicht am Capital an sich, und kann das auch dialektisch nicht dadurch geändert werden, daß man in der Gütergemeinschaft das Einzelcapital selbst negirt, so tritt uns die weitere Frage entgegen, ob es nicht durch die gegenwärtige Gestalt der Arbeit gegeben ist. Giebt es nicht vielleicht eine Idee der Arbeit als solche, welche fähig wäre, durch sich selbst das Capital zu ersetzen, es überflüssig zu machen, und an die Stelle desselben den gemeinsamen Erwerb, die Gemeinschaft der Arbeitenden in der Weise zu organisiren, daß die Arbeit jedes Einzelnen nicht mehr durch den Willen und das Interesse des der Arbeit selbständig gegenüberstehenden Capitals beherrscht und ausgebeutet werde, sondern sich durch ihren höheren

ethischen Inhalt selbst so gestalte und ordne, daß durch die Freude an der Arbeit die Arbeitskraft und Leistung, durch den Ertrag der dadurch begeisterten Arbeit der Ersatz für den Besitz eines eigenen Capitals und seine großen Vortheile geboten werde?

In der That, wenn es das gäbe, wäre damit die eigentlich sociale Frage gelöst, die Negation des Eigenthums überflüssig und ein höchstes Ziel der Menschheit erreicht.

Daher ist es verständlich, daß sich in der Epoche der socialen Bewegungen begeisterte Männer der Aufgabe zugewendet haben, durch das Wesen der Arbeit den Widerspruch zu lösen, den das Wesen des Eigenthums immer auf's Neue zu erzeugen versteht.

Die Gesammtheit der Systeme und Theorien, welche eine solche Organisation der Arbeit — das ethische, psychologische Ideal der Arbeit suchen, nennen wir den eigentlichen Socialismus.

Der eigentliche Socialismus will daher nicht die Gütergemeinschaft, sondern die Erwerbsgemeinschaft, und für diese will er das Princip, daß in dieser Erwerbsgemeinschaft „Jeder nach seinen Fähigkeiten, und jede Fähigkeit nach ihrer Leistung entlohnt werde“.

Gegenüber der heutigen Ordnung, in welcher dieser Proceß einer solchen Entlohnung durch die Vertheilung des Capitals beherrscht wird, sucht nun der Socialismus nach denjenigen Kräften oder Principien, welche diese Entlohnung nicht mehr durch das Capital, sondern durch andere Factoren für den Arbeitenden vollzieht.

Dieser Principien sind zwei.

Das erste derselben ist das Princip der Familie, die Idee einer durch die Gemeinschaft der erwerbenden Arbeit erzeugten und geordneten Familiengenossenschaft zwischen dem, der Capital hergiebt und deshalb auch den ganzen Proceß der Arbeit leitet, und dem wirklichen Arbeiter, der in seiner Arbeit sich als den Sohn des großen arbeitenden Hauses fühlt und anerkannt weiß. In dieser arbeitenden großen Familie bedarf diese Gemeinschaft nicht des Glaubens noch des Gelübdes, um ihr anzugehören, so wenig wie das Kind dem Vater durch ein Gelübde gehört oder gehorcht; sie bedarf keiner Inspiration, um alle Mitglieder des Hauses als gleich zu erkennen; sie hat ihr natürliches Haupt in dem, der das Capital hergiebt, und ihr natürliches Band in der Gewißheit, daß dieses Haupt für ihre Arbeit sorgt so lange sie erwerbsfähig ist, und für ihren Unterhalt, wenn sie erwerbsunfähig wird. Das Haupt aber, der Herr des Ganzen, erhält sein Capital durch freundliche und willige Hände in lebendiger Thätigkeit; der Gewinn schließt sich an den Genuß, für das Ganze zu arbeiten, die Zufriedenheit an die Gewißheit, daß das Haupt in der Vertheilung des Gewinnes die Gerechtigkeit, in der Beherrschung der Arbeiter die Liebe des Vaters walten läßt; und der große Gedanke ist verwirklicht, daß die Idee der friedlichen, liebenden Einheit der Menschen, welche wir die Familie nennen die sich auf das Geschlecht gründet, zur großen

Arbeiterfamilie, zum großen Arbeiterhause, zur wahren Heimath, die Lösung jedes Gegensatzes zwischen Herrschaft und Dienst werde, selbst da, wo wie in der Industrie, scheinbar Capital und Arbeit einander ohne Versöhnung gegenüber stehen.

Das ist die eine große Idee der Lösung der socialen Frage, welche in diesem Sinne weder der Offenbarung, noch der eigentlichen Gütergemeinschaft bedarf. Es ist die Versöhnung durch die Liebe, die Einheit in dem Gefühle des zur wirthschaftlichen Unternehmung entfalteten Familienlebens. Und diese Idee bildet den Owenismus.

Einen ganz andern Inhalt hat die zweite Grundform. Vielleicht, daß doch einigen unserer Leser das specifische Element dessen nicht gegenwärtig ist, was wir im Unterschiede vom Owenismus den Fourierismus nennen. Streifen wir alle Wunderlichkeiten ab, welche den großen Autodidakten so oft lächerlich gemacht haben, so muß man gestehen, daß wir in ihm einer Anschauung der Arbeit des Menschengeschlechts gegenübertreten, welche mehr als ein platonisches Ideal, welche schon eine Philosophie der Arbeit ist. Europa hat diese fourieristischen Gedanken über das höchste organische Wesen der Arbeit fast schon vergessen; es hat auf dem Gebiete der socialen Frage seit den vierziger Jahren wesentlich etwas Anderes zu thun gehabt. Aber was Europa vergaß, hat Amerika in sich aufgenommen; was Europa nicht vermochte, hat Amerika frisch und fröhlich versucht. Unsere Geschichte des Socialismus hat Fourier zu den historisch überwundenen Standpunkten gelegt; Amerika zwingt uns, ihn wieder als eine noch gegenwärtige Thatsache zu erfassen. So möge es denn gestattet sein, den fourieristischen Kern der Philosophie der Arbeit hier wieder vorzuführen.

Das Leben der Erde ist eine lebendige, sich beständig entfaltende Harmonie. Die Empfindung dieser Harmonie in uns ist der Genuß. Wahr und berechtigt ist nur das, was durch seine Harmonie mit dem lebendigen Wesen der Erde uns Freude macht. So lange etwas dazu nicht fähig ist, ist es weder gut noch schlecht, sondern nur ein unfertiges Entwicklungsstadium. Die Wissenschaft aller Dinge besteht deshalb darin, die Harmonie zwischen uns und dem Leben der Erde in ihren Werken zu erkennen. Das gilt von der Astronomie, der Geologie, der Autologie, allem Anderen; das gilt auch von der menschlichen Arbeit.

Daraus folgt nun das höchste Gesetz eben für diese Arbeit, welche jetzt noch so Vielen als eine Last und so Vielen als eine Knechtschaft erscheint. Die Arbeit ist fähig, Genuß zu bereiten, und weil sie dazu fähig ist, ist sie dazu bestimmt.

Daß sie diese Bestimmung habe, erkennen wir, indem Jeder von uns empfindet, daß er zu irgend einer gewissen Thätigkeit Lust habe. Diese Neigung für irgend eine Arbeit kann durch den unfertigen Zustand unserer Gesittung verderbt, mißverstanden, unterdrückt werden; aber im Keime ist sie in Jedem vorhanden. Wir nennen sie die Anziehung, die attraction.

Gewiß nun ist, daß, wenn ich mit Lust arbeite, ich unendlich viel mehr leiste als wenn ich gezwungen bin. Thue ich das, so werde ich mit demselben Kraftaufwand mehr produciren als sonst. Die Neigung zur Arbeit wird daher die ewige harmonische Quelle nicht bloß des Genusses in der Arbeit, sondern auch des Erwerbes durch die Arbeit. Das ist das Geheimniß der Zukunft der Arbeit.

Ist dem so, so muß allerdings ein Zweites hinzukommen. Die natürlichen Factoren der Arbeit und des Erwerbes, ja die Natur selbst müssen so geartet sein, daß sie auch für jede Neigung ein derselben genau entsprechendes Object haben. Ich kann nun dies natürliche Dasein von hundert verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; betrachte ich aber seine unendliche Mannigfaltigkeit vom Standpunkte jener güterbildenden Arbeit, so tritt mir eine wunderbare Thatsache entgegen. Die großen Ordnungen der Natur entfalten sich mir alsdann zu Ordnungen, welche mit ihren großen Kategorien wie mit ihren kleinsten Variationen eben jenen Neigungen entsprechen, durch deren Bethätigung der Erwerb und der Genuß der Arbeit gegeben ist. Denke ich mir die Gattungen und Arten der natürlichen Dinge nur von diesem Standpunkte, in ihrem organischen Verhalten zu Genuß und Production, so bekommen dieselben andere Namen und andere Bedeutungen. Ich nenne dann die großen naturwissenschaftlichen Gattungen die Serien — les séries; die Arten werden nun zu Gruppen — groupes; und nun ist das Geheimniß der höheren Idee der Arbeit, daß jeder attraction eine allgemeine série und eine besondere groupe entspricht — wie wenn etwa der Eine besondere Neigung hätte zur Viehzucht und innerhalb derselben wieder zur Pferdezucht, ein Anderer zum Gartenbau und innerhalb desselben vorzugsweise zur Obstbaumzucht u. s. w. Die Grundlage aller wahren Arbeit, die Grundlage des Arbeitsideals der Zukunft ist daher die große organische Thatsache, daß die Neigungen der Menschen zur Thätigkeit und die Gattungen und Arten der Stoffe und Kräfte sich gegenseitig decken. Und da nun die Arbeit nothwendig ist, um Reichthum zu erzeugen, und die Erzeugung des Reichthums eine der großen Bestimmung der Menschheit ist, so entsteht daraus das organische Princip der Arbeit der Zukunft, daß die Neigungen in Art und Maß die Bestimmung aller Menschen enthalten — les attractions sont proportionelles aux destinées; ein Gesetz, das sich in der Wirklichkeit durch das System der Serien und Gruppen verwirklicht.

Nun aber ist das Erdenleben noch sehr jung. Unsere Gegenwart ist selbst nur ein bestimmtes Stadium desselben, und mithin ein bestimmtes Stadium in der Verwirklichung jenes höchsten Gesetzes. Dieses Stadium hat seinen ganz bestimmten Charakter. Wir nennen ihn den Garantismus, le garantisme — diejenige Epoche, in welcher nur noch jeder Einzelne dem Andern vermöge unserer Rechtsordnung gewährleistet, was er als Individuum erworben hat. Soll sich jene Idee der Arbeit aber verwirklichen, so muß unsere Zeit einen wesentlichen Schritt weiter thun. Sie muß vom garantisme

zur association übergehen, zur Gemeinschaft der Arbeit von dem Gegensatze derselben. Zu dem Ende muß sie gewisse Territorien erwerben, darauf große gemeinschaftliche Gebäude errichten, innerhalb des so gewonnenen gemeinsamen Gebietes nach dem Gesetze der attraction für specielle Arbeit Jedem die Möglichkeit geben, gerade das zu arbeiten, wozu er Lust hat, und so durch das Ergebniß der travail attractif zugleich das Capital verzinsen, das jeder Einzelne hineingebracht haben mag. Eine solche auf association und attraction gegründete Gemeinschaft heißt dann eine Phalange. Wenn nur eine — nur eine einzige Phalange frei und ungehemmt entstehen könnte, welche wunderbaren Resultate würde sie liefern! Die ganze Welt würde ihr nachfolgen. Nur Eine Phalange!

Das ist der Fourierismus. Er hat eine eigenthümliche dialectische Kraft. Er fordert keinen Glauben, sondern läßt jeden zu; er fordert keine Ehe, aber er verwirft sie auch nicht; er beschränkt sich nicht auf Landwirthschaft, sondern nimmt unbedenklich auch das Gewerbe in sich auf; ja er fordert nicht einmal den Gehorsam der Arbeit, sondern predigt, daß die Lust zur Arbeit von selbst komme, ohne äußeren Zwang, blos durch die ewigen Gesetze, welche die Arbeit zum Genuß zu machen wissen. In ihm ist die Individualität durch die Gruppen und Serien zu einem mechanischen Princip, das Interesse zum Genuß, und der Reinertrag zu einem einfachen Naturproceß geworden. Ist es da noch möglich, von Eigenthum, Lohn, Capital, oder gar von Klassen und Klassenhaß zu reden? Brauche ich hier die amerikanischen vagen Factoren von Revivalism, Spiritualism, Methodism oder dergleichen, jene nur empfundenen Begriffe oder Bestrebungen, über die sich Niemand klare Rechenschaft ablegen kann oder mag? Die Ordnung der Dinge ist vielmehr, daß in dieser Idee der Arbeit der Genuß zur Arbeit, die Arbeit zum Reichthum und der Reichthum wieder zum Genuß wird. Giebt es da noch eine „sociale Frage"?

So standen in dem Anfange unseres Jahrhunderts der Owenismus und der Fourierismus neben einander, sich gegenseitig gar nicht kennend, Kinder derselben Zeit, Lösungsformen derselben Frage, aber in Europa ohne Raum und Recht für ernste Versuche. Sie hatten bereits ihre Geschichte gehabt. Owen hatte in Lanark seine große Spinnerei nach seinen Anschauungen eingerichtet, und durch die günstigen Conjuncturen nach dem Pariser Frieden große Capitalien gewonnen; als die Sieger von Waterloo England besuchten, hatten sie auch sein Lanark besucht und eine Fabrik bewundert, in welcher Alle zufrieden waren, weil der Besitzer damit zufrieden war, Arbeitslohn auch dann zu zahlen, wenn er bei der Production verlor. Fourier hatte das Höchste erreicht, was er erreichen konnte, er hatte eine kleine aber begeisterte Schule begründet; aber zu Versuchen war es nicht gekommen. Die Klassen in der industriellen Gesellschaft aber hatten sich noch nicht geschieden; den Nichtbesitzenden waren Beide unbekannt, den Besitzenden waren sie „sonderbare Schwärmer". War das Alles aber auch wirkliche Schwärmerei? War es

denn so gewiß, daß diese Ideen bei praktischen Versuchen aus Gründen, die tief in der menschlichen Natur liegen, wirklich lebensunfähig sein werden?

Europa konnte nach seinen Verhältnissen darauf keine Antwort geben. Es ward zur Aufgabe Amerikas, die praktische Probe beider großen Systeme durchzuführen.

2. Der Owenismus in Amerika.

Owen hatte durch sein System der Familienarbeit in seiner Fabrik das Aufsehen von halb Europa erregt. New-Lanark hatte in jener Zeit, in der man den künftigen Frieden von Europa auf die patriarchalische Ordnung aller Dinge gründen zu können hoffte, selbst bei den Königen und Fürsten die Ahnung davon erweckt, daß Arbeit, wenn nicht Republik, so doch Freiheit sei; vor Allem aber die industrielle Arbeit. Sie erfuhren es täglich in Frankreich; sie fürchteten es täglich in Deutschland zu erfahren. Da trat ihnen in New-Lanark das Arbeiterthum als Familie entgegen, in der das gefürchtete und doch so unentbehrliche Capital aus einem Herrn zum verehrten Patriarchen geworden war. Man beglückwünschte Owen, und in ihm den Propheten einer Zeit, in der selbst die an sich freie Arbeit keine Gefahr für die Principien bringen werde, welche man als die letzte Grundlage der Ordnung Europas verehrte. Was Haller für das öffentliche Recht in seiner Restauration der Staatswissenschaften gethan, das leistete Owen auf dem viel verständlicheren Gebiete der Industrie. Owen selbst mußte empfinden, wenn auch nicht was, so doch wie viel von ihm erwartet wurde. Da erfaßte es ihn; aus dem Gefühl, mit dem er das industrielle Patriarchenthum geschaffen, ward Ueberzeugung, und die laute Anerkennung des Erfolges ward in ihm zur Begeisterung. Die aber steht bei keinem einzelnen Lande still, so wenig wie bei einem einzelnen Mißerfolge. Owen, dem einst seine eigene Fabrik genügt hatte, konnte jetzt ganz England nicht mehr genügen. Er hoffte, die Welt seinen liebenswürdigen Idealen unterwerfen zu können.

Da kam aus Amerika ein gewisser Richard Flower nach New-Lanark, ein Agent der Rappisten, die ihren Besitz Harmony verkaufen und sich tiefer in die Einsamkeit zurückziehen wollten. Fünftausend Dollars waren ihm geboten, wenn er einen Käufer fände. In England angelangt, trieb ihn der Instinct nach New-Lanark. Er fühlte, daß die kühne Waghalsigkeit, das Eigenthum der angelsächsischen Race, allein fähig sein werde, in ein so großes und unsicheres Geschäft einzugehen. Owen, der zugleich reiche und begeisterte, war sein Mann. Welche Zukunft für die großen Ideen Owen's auf dem freien und vor allen Dingen so billigen Boden Amerikas! Und Owen ging ein. Binnen wenig Tagen war das Geschäft geordnet. Owen kaufte den Besitz der Rappisten, deren Grundsätze ja so viel Verwandtes mit den seinigen hatten; 30,000 Acres Land mit allen Baulichkeiten für 150,000 Dollars. Gab es etwas Aehnliches in England? Owen selbst ging nach Amerika hinüber; 1825 trat er den Besitz an; 3000 Acres waren schon unter Cultur, 19 Farmstellen hergestellt, Wege eingerichtet, Schulhäuser, Sägemühlen und

Anderes; die Gesammtzahl der Bewohner betrug gegen 1000 Seelen. Hier war Raum und Freiheit für jede Art der Glaubensgemeinschaft und — der Capitalsanlage.

Kaum angelangt, machte Owen sich ans Werk. Sein Ruf ging ihm voraus. Das Volk, begeistert von der Idee, hier billig Land und Arbeit zu bekommen, strömte herbei. Freilich waren viele „schwarze Schafe" darunter. Und Owen selbst, ein Mann der Fabrikarbeit, verstand gar wenig von der Landwirthschaft. Auch riefen ihn seine eigenen Geschäfte nach Glasgow zurück. Es war nicht möglich, die einfachen Principien der Fabrikarbeit anzuwenden; es war auch nicht möglich, selbst die Leitung des Ganzen in der Hand zu halten. So mußte Owen damit beginnen, seinen Hintersassen zunächst eine sogenannte Constitution zu geben, die er selbst als eine provisorische erklärte. Darnach sollte ein provisorischer Ausschuß die ersten Grundlagen eines neuen, rationellen Lebens legen. Allerdings fing diese neue Constitution mit den alten Einrichtungen des europäischen Lebens an; ein paar Maschinen wurden hergestellt, Schulen entworfen, Krämerladen gegründet, fünf militärische Abtheilungen zum Schutze creirt, jeden Feiertag Musik und Tanz gefordert, Gottesdienst und Glaube dem Einzelnen überlassen, und das Ganze New-Harmony genannt. Das geschah im April 1825; als das fertig war, ging Owen nach England.

Im Anfang ging Alles gut. Aber doch war Alles eben zu provisorisch. Owen mußte 1826 schon im Januar zurückkehren. Die zweite Constitution ward erlassen; jetzt hieß die Anstalt die New Harmony Community of Equality und sollte durch ein Executiv-Comité regiert werden. Aber die Herrschaft dieses Ausschusses wollte mit jener Equality nicht stimmen; es war kein Gehorsam da; schon entstand mitten in der Community die Frage, wer denn eigentlich Eigenthümer der neu errichteten Settlements sei; eine neue, dritte Constitution ward nothwendig; Owen selbst behielt sich das veto bei der Aufnahme neuer Mitglieder vor. Aber auch die alten begannen zu hadern, die Ordnung war erschüttert; jetzt mußte Owen zur vierten Constitution schreiten, welche die Gemeinschaft bereits in drei Gemeinschaften auflöste; dabei kamen noch immer neue Ansiedler hinzu, um Land und Arbeit zu finden, und der Streit begann endlos zu werden. Ein Haupteigenthum und doch viele? Ein Herr und doch Gleichheit? Es kam eine fünfte, eine sechste, eine siebente Constitution; Unordnung begann; Niemand wollte recht arbeiten, weil Niemand wußte, wofür? Alles war erschüttert, nur Owens Begeisterung nicht. Freilich war sie machtlos. Umsonst hielt er Reden über Reden. Wunderlich genug erklärte er z. B. im Juli 1826 in einer solchen Rede: Es giebt drei große Unterdrücker der Menschheit: Eigenthum, unvernünftige Religion und Ehe — und er selbst war Eigenthümer der 30,000 acres, und von seinem legitimen Sohne und begeisterten Anhänger begleitet. Freiheit — und dabei lauter Leute, von denen Noyes in seiner immerhin interessanten, Inquest of New Harmony sagt, sie seien (1825) „a nation of drunkards"

gewesen? Was mußte die Folge sein. Die ordentlichen Leute brachen nach und nach auf und gingen davon; der zu große Besitz ward getheilt; die Erträgnisse gingen zurück; im Januar 1827 gab es in ganz New Harmony nach einem Berichte in der New Harmony Gazette nichts als — „Mangel an Erziehung, schwere Arbeit, kaltes Wasser zum Trinken und wenig zu essen". Owen selbst berief die Seinigen zum 18. Juni 1827 nach der „hal" von New Harmony, um ihnen Lebewohl zu sagen. Der Grundbesitz ward theils aufgetheilt, theils verlassen; Owen ging nach Europa, das ihn vergessen hatte und hinterließ als Gegensatz seiner Anschauung eine Gesellschaft der Individual sovereignty, die ein früheres Mitglied, Josiah Warren, gründete. Owen selbst sagte, daß er „wanted honesty of purpose and got dishonesty; he wanted industry and found idleness". Er hatte das Land und die Sache nicht verstanden, und das Land ihn nicht; New Harmony löste sich auf; mit ihm war die Epoche des Owenismus in Amerika zu Ende.

Wir sagen die Epoche, denn man muß nicht glauben, daß New Harmony allein stand. Noyes erzählt uns von nicht weniger als elf anderen ähnlichen Unternehmungen, die fast gleichzeitig mit ihm entstanden und alle nach einander, die meisten nach wenig Monaten, untergingen; die längsten dauerten gegen drei Jahre. Als die dreißiger Jahre kamen, waren alle diese Communities spurlos verschwunden. Hätte der hochgesinnte Mac Donald, dessen Papiere Noyes benutzt hat, nicht ihre letzten Erinnerungen gesammelt, wir wüßten überhaupt kaum etwas von ihnen.

Und wodurch lösten sie sich auf? Der Glaube beherrschte sie nicht, die selbstgegebene Arbeitsordnung noch weniger; Niemanden hatte diese Gemeinschaft besser, und Niemanden hatte sie reicher gemacht. Owen hatte sein Vermögen an seine Ueberzeugung gesetzt; aber — keines von beiden hatte sich erhalten können; seine Anhänger hatten von ihm keine Glaubensartikel empfangen und keine Theorie verstanden; hatte er selbst eigentlich recht klar gewußt, was er wollte? Wir müssen nach dem, was uns vorliegt, es gradezu verneinen. Aber das war klar geworden, daß wieder einmal die Gütergemeinschaft und die Aufhebung des Einzelerwerbs noch lange kein Socialismus, noch weniger eine Lösung der socialen Frage sind. Wieder einmal war bewiesen, daß die große Idee der „Neugestaltung der Gesellschaft" ganz etwas Anderes fordert als jene Aufhebung des Einzeleigenthums und Gemeinschaft des Lebens und der Liebe. Mag man aber den Owenismus in Amerika sich denken, wie man will — er hat wenigstens den Beweis geliefert, daß auf diesem Wege das Ziel überhaupt nicht zu erreichen sei. Was in dem unfreien Europa nicht versucht werden konnte, das konnte zum Erstaunen Owens in dem freien Amerika nicht vollbracht werden. In der That — auch das war kein wahrer Socialismus. —

Freilich hatte dieser Owenismus absolut kein System; er wußte weder, was er rechtlich mit dem Eigenthum, noch wirthschaftlich mit der Arbeit anfangen wollte. Mit ihm war die Hauptfrage also doch nicht erledigt.

Wie nun, wenn eine Bewegung auftrat, die wenigstens die sociale Idee der Arbeit begriffen hätte?

3. Der Fourierismus in Amerika.

Wir kennen jetzt Amerika unendlich viel besser als vor fünfzig Jahren; aber Eines wissen wir doch selbst aus jener Zeit. Dicht hinter den gewaltigen Städten an den Ufern des Oceans, welche der lebendige Contact mit den Kräften der alten Welt hervorgezaubert, lagen damals wilde und unurbare Gelände, wegelos, bewohnerlos, häuserlos; der Einzelne, der zehn Meilen weit vor die Thore der Stadt hinauszog, fand die mächtige Einsamkeit des Urwaldes oder der Prairie, und in ihr die eigene Hülflosigkeit seiner vereinzelten Kraft, über die ihn die absolute Freiheit in allen Rechten nicht zu trösten vermochte. In dieser Vereinsamung ist es, wo nur der Roman eine wohlthuende Heimath gefunden, wo aber in Wirklichkeit die verlassene Kraft des Einzelnen ihre Schwäche, die angestrengteste Arbeit ihre Machtlosigkeit empfindet; hier ist es, wo die Gemeinschaft in ihrem Werthe erkannt wird, und wo sich der hülflose Einzelne nach ihr tausendmal umsonst zurücksehnt, nachdem er sie in Hoffnung oder Schmerz einmal verlassen. Da tritt dem Menschen feindlich entgegen, was er in der Mitte der Gesammtheit für ein hohes Gut gehalten; die Stille des Urwaldes wird zur Gefahr, die Fruchtbarkeit des Bodens wird zum Fieber, die Ueppigkeit der Vegetation wird zur tödtlichen Mühe, die Einfachheit des Lebens zur Sorge und Noth. Er will arbeiten, und die individuelle Kraft wird spurlos aufgesogen von der ungemessenen Natur, in der seine Anstrengung verschwindet; er will ernten und kann der zu reichen Frucht nicht Herr werden; er will eintauschen was er nicht hat, und findet keinen Weg zum nächsten Markt. Seine Tage sind schwer, seine Abende lang und freudelos, seine letzte Hoffnung ist, das zu erreichen, worauf in der Gemeinschaft die erste Hoffnung der beginnenden Arbeit sich stützt, nicht den Besitz, sondern den Werth des Besitzes, sei es seiner Arbeitskraft, sei es seines Grundstückes. Ist es da ein Wunder, wenn jeder Gedanke an die Gemeinschaft in der Arbeit, ja selbst auf Kosten der Selbständigkeit des Besitzes mit Begeisterung begrüßt wird und daß der einsame Wanderer auf jenem uferlosen Meere des Erwerbes, die wir die Urproduction nennen, sich den Hoffnungen hingiebt, deren Erfüllung ihm der einsame Urwald und der feucht-fruchtbare Boden wenigstens für seine Lebenszeit endgiltig verweigern?

So kam es, daß in diesen Geländen der religiöse Communismus den unschätzbaren Werth der Gemeinschaft zur Herrschaft seiner Glaubensartikel umgestalten und für die unbegrenzte Freiheit des Settlers die absolute geistige und wirthschaftliche Abhängigkeit bieten konnte, ohne daß derselbe den Tausch mit Hohn zurückgewiesen hätte. So war es auch gekommen, daß Owen seine Harmony aufstellen und zehn andere gleichartige Unternehmungen ihm folgen konnten, und daß im Anfange von allen Seiten ihm Anhänger zu-

strömten. Denn in der That, sie waren keine Anhänger seiner Ideen, sondern sie suchten die Gemeinschaft als solche, gleichgiltig um welchen Preis. Aber wie wir gesehen, sie waren zu Grunde gegangen. Lag die Ursache in dem Mißverständniß des Wesens des Eigenthums, oder in dem der Arbeit? Offenbar, in jenen wilden Landen, in denen der Besitz sich fast dem Eigenthum zur Seite stellt, war es nicht der Begriff und das Recht des letzteren, um das es sich handelte. Denn arbeiten wollten dann doch schließlich alle; allen war es verständlich, daß das Eigenthum nur das Ergebniß der Arbeit sein könne. Bot also Jemand das, was dem Owenismus gefehlt hatte, eine Idee der Arbeit, welche neben dem täglichen Unterhalt, und zwar innerhalb jener ersehnten Gemeinschaft der Arbeiter auch noch ein Eigenthum zu erzeugen vermochte — was ließ sich Besseres denken?

Es war in den dreißiger Jahren. In Paris war der St.-Simonismus überwunden; das tiefe Bedürfniß aber, das ihn geweckt, war lebendig geblieben. Fourier hatte es endlich dahin gebracht, daß sich eine Schule um seine Ideen gesammelt hatte. Paris ist nicht blos der Mittelpunkt für alles, was Europa besucht, sondern dies Paris hat daneben eine Fähigkeit, welche nur Die kennen, die in sein inneres Leben eingedrungen sind. Es vermag kühne und neue Ideen zu erzeugen und Geister dafür zu gewinnen. Das Gefühl, daß die Gesellschaft als solche sich vom Staate getrennt, daß sie neben ihm eine selbständige Potenz geworden, daß zuletzt der Staat selbst in seiner Rechtsbildung von ihr abhänge, hat sich schon damals, wesentlich angeregt durch den Socialismus St.-Simons, Bahn gebrochen. Fourier hatte dieses Gefühl zu einer Theorie formulirt. Victor Considérant war der begeisterte Anhänger dieser Lehre. Eine Literatur entstand; der Fourierismus begann eine Frage des Pariser Lebens zu werden. Es war um diese fourieristische Bewegung jener geistige Duft verbreitet, der als Ausdruck des Unbestimmten gewisse Gemüther fast unwiderstehlich anzieht. Ihn begleitete die Empfindung, daß es sich bei jenen Theorien um etwas allgemein Bedeutendes handle. Der Kern des socialen Bewußtseins fing an sich zu regen. Auch die Ideen haben ihre Jugend, ja ihre Jungfräulichkeit. Wer nie einer solchen Idee in ihrer noch kindlichen Unbefangenheit und mit ihrem unbegrenzten Vertrauen auf die eigene Zukunft, mit ihrer Hingebung für alles Schöne und Edle in das noch von keiner ernsten Reflexion getrübte Auge geschaut hat, der weiß nicht, was sie vermag. Und die fast kindlichen Ideen Fouriers, die doch einen so tiefen Gehalt hatten, traten gerade damals in dem Pariser Leben und in der Zerrüttung seiner ethischen Gesellschaftsordnung auf, welche der großen Revolution von 1848 voraufging. Damals war es, wo die beiden gewaltigen Factoren des menschlichen Lebens, Besitz und Arbeit, zum erstenmal ihr eigenes Verständniß fanden, das ihnen weder Rousseau noch die erste Revolution hatte geben können. Wer damals in Paris war, mit offenem Auge und offenem Herzen für das, was sich langsam und in der Stille vorbereitete, der mußte sehen, wie sich allmählich eine ganz neue, allen bestehenden

Gesetzen und allen berühmten Staatsrechtslehren noch unbekannte Gestaltung der Auffassung von den Grundlagen der Gesellschaft vorbereitete und von der alten Tradition der Begriffe von Freiheit und Verfassung ablöste. Es war das Gefühl, daß die Gesellschaft den Staat, der Besitz aber wieder in Bewegung und Vertheilung die Gesellschaft beherrscht. Es war da, dies Gefühl; aber es hatte noch keinen fest formulirten wissenschaftlichen Ausdruck. Fourier verstand von ihm nur den Theil, der sich auf die Arbeit bezog. Er war der Erste — sagen wir unbedenklich der Erste in der Welt, der einen organischen Begriff der Arbeit aufgestellt hat. Wir haben tausend Philosophien des Rechts — haben wir eine einzige der wirthschaftlichen Arbeit? Und doch ließ es sich nicht mehr ganz leugnen, daß sie die Grundlage des Gesammtlebens sei. Paris aber fühlte, daß es die Frage der Arbeit zu seiner Lebensfrage machen müsse. Es war die Zeit, in welcher das Verständniß des Socialismus und Communismus Frankreichs entstanden ist.

In diese Zeit nun trat ein junger Amerikaner hinein, wenig geschult, aber desto empfänglicher für den Eindruck, den ihm Paris, und in Paris die große beginnende Bewegung der Gesellschaft machte. Es war Albert Brisbane. Mit inniger Hingebung widmete er sich dem Studium der Lehre Fouriers von der Arbeit und ihren großen organischen Gesetzen. Er wußte recht wohl, daß von dieser ganzen Lehre der Theil, der den Gegensatz zwischen Capital und Arbeit lösen sollte, für sein Vaterland noch auf hundert Jahre keine Bedeutung habe. Aber er wußte auch, daß in Amerika nicht dem Capital, sondern der Arbeit, und gegenüber dem noch kaum gekannten Urwald oder den noch unurbaren Prairien der landwirthschaftlichen Arbeit vor allem die Zukunft gehöre. Und gerade für diese landwirthschaftliche Arbeit hatte Fourier mit jenem wunderbaren Instinct, der das Ferne oft so viel besser versteht als das Nächste, seine Arbeitsideale aufgebaut. Sie waren mächtig genug, Brisbane zu begeistern. Von ihnen erfüllt, kehrte er über den Ocean nach Amerika zurück. Wieder einmal sollten europäische Ideale jenseits des Weltmeeres nach einer Heimath suchen.

In seinem Vaterlande angelangt, schrieb er im Jahre 1840 sein erstes Werk, die „Social Destiny of Man“. Wir können nicht sagen, wie Amerika die transscendentalen Ideen Fouriers im Einzelnen aufgenommen. Aber Eins ward jenem Welttheile sofort klar. Wie immer die Sonne und die Sterne sich zu dem Pflanzenleben unserer Welt verhalten, und ob die Ordnungen der Astronomie diese oder jene Zukunft für uns haben mögen, gleichviel; aber das war einleuchtend, daß die Association, dies letzte praktische Princip der Lehre Fouriers, für die Verhältnisse Amerikas, und namentlich für die Entwicklung seiner landwirthschaftlichen Cultur ein unschätzbares sein müsse. Um so mehr als der Grundgedanke Fouriers, daß die Lust und Liebe zur Arbeit nicht durch Offenbarung und nicht durch äußeren Gehorsam, sondern durch die Natur des Objectes der Arbeit sich von selbst herstellen werde. Das

wer es, dessen die großen Besitzer unbebauter Landstriche und der einsame Settler auf seiner öden Farm gleichmäßig bedurften. Darum dauerte es nicht lange, bis ein bestimmtes Stück der öffentlichen Meinung sich der neuen Lehre zuwandte. Schon im Jahre 1842 erklärte sich die New York Tribune für die Theorie und die Hoffnungen, die sich daran knüpften; den Standpunkt, den sie einnahm, bezeichnete sie selbst als die „Association, or principles of a true organisation of society“; sie öffnete Brisbane ihre Spalten, und jetzt begann das, was wir die fourieristische Epoche im amerikanischen Socialismus nennen dürfen.

Wir werden nun nicht der publicistischen Discussion folgen, die freilich einen wesentlich anderen Charakter jenseits des Oceans empfing, als sie in Paris gehabt. Es war die Aufgabe Brisbanes, nicht eine Philosophie zu entwickeln, sondern den Beweis zu liefern, daß sich das Princip der Association in Amerika „gut rentiren“ werde. Und das gelang; denn sowohl die großen Grundbesitzer als die hülflosen kleinen Farmer mußten darin den Beweis für das finden, worauf sie den größten Werth legen mußten. So entstand als Nachbild des Pariser Phalanstère die Zeitung „Phalanx“, an die sich das Journal „Harbinger“ anschloß. Eine Reihe von Artikeln, nach Hunderten zählend, erschienen in rascher Reihenfolge; schon ward ein Comité gebildet, Reden wurden gehalten, der dramatischen Inscenirung für das wenig gebildete Publikum fehlte nichts von alle dem, was Amerika in solchen Fällen stets zu bieten vermag; das wesentliche Resultat aber war, daß in der Person des Herrn Greely eine bedeutende Geldkraft für Unternehmungen im Geiste der Association und der „Compound labour“ gewonnen wurde. Der Erfolg war gesichert.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, den phantasiereichen, überschwänglichen Gedanken einer Organisation höchst praktischer Fragen gleich im Anfang mit einer streng religiösen Form und Auffassung verbunden, und die ersten fourieristischen Versammlungen mit fast methodistischen Geboten beginnen und enden zu sehen. Allein bei alledem kam dennoch der erste größere Versuch zu Stande. Es war die Sylvania Association, die erste amerikanische Phalanx, die Brisbane in seiner Phalanx (5. Oct. 1845) in Grundlegung und erster Entwicklung mit begeisterten Worten beschreibt. Noyes hat das Alles mitgetheilt. Wir glauben kaum, daß das Einzelne Interesse genug hat, um uns länger dabei aufzuhalten. Es darf genügen zu sagen, daß jetzt Sylvania sowie eine ganze Reihe von ähnlichen Versuchen sich theils gleichzeitig, theils rasch hintereinander entwickelten, deren Specialität uns Noyes und zum Theil auch Hinds mit jener Gewissenhaftigkeit beschreiben, die uns, wenn nichts Anderes, doch wenigstens die möglichste Objectivität der Beobachtung gewährleisten. Es ist aber an dieser Stelle weder thunlich, noch auch ist es von besonderem Werth, das Detail dieser Darstellungen zu verfolgen. Wir begnügen uns damit, im Allgemeinen zu bemerken, daß diese Versuche, wie sie nacheinander aus dem Einflusse hervorgingen, den Brisbane auf jene Epoche ausübte, sich in zwei Hauptgruppen theilen, deren Inhalt und Schicksal uns Noyes in

seiner Arbeit mittheilt, und deren einzelne Daten man, mit mehr oder weniger Genauigkeit übersetzt, bei Selmer wiederfindet.

Noyes zählt im Ganzen vierunddreißig fourieristische Communities auf, welche durch die von Brisbane angeregte Bewegung seit 1842 in Nord-Amerika entstanden sind. Von diesen vermag er selbst über einen Theil derselben gar keine bestimmten Angaben mitzutheilen. Ein zweiter Theil besteht aus Versuchen, die entweder in wenigen Monaten, oder doch längstens in zwei bis drei Jahren sich von selbst aufgelöst haben. Nur sehr wenige haben diese Zeit überdauert; dahin gehören Brook Farm in Massachusetts, die fünf Jahre aushielt, die Northampton Association, Mass., mit vier Jahren, vor allem aber die North American Phalanx, N.-Jersey, die zwölf Jahre dauerte. Es ist natürlich, daß er bei der letzteren längere Zeit verweilt; aber im Grunde scheint es nach allen Mittheilungen, daß die Elemente des Entstehens wie des Verfallens in allen diesen Formen der Association denn doch im Wesentlichen stets dieselben geblieben sind.

Die Grundlagen, auf denen diese fourieristischen Landwirthschaften errichtet wurden, waren in der That die Ideen Fouriers, freilich auf die beiden Punkte zusammengedrängt, die wir schon erwähnten: die Association und die freie Theilung der Arbeit innerhalb derselben. Die praktische Durchführung scheint allenthalben dieselbe gewesen zu sein. Die Gesellschaft gab jedem Einzelnen seine Wohnung und baute daneben größere Räume für Speiselocalitäten und Unterhaltung. Jeder verfügte sich täglich zu der Arbeit, für welche er sich selber freiwillig bestimmte; diese Arbeit ward ihm dann täglich genau wie in jedem anderen Unternehmen verrechnet, und mit diesem Lohne mußte er Wohnung und Nahrung zahlen. Anfänglich gab man die Letztere frei; die Frauen kochten und bedienten, und die „Gruppen" setzten sich an ihre Tische. Allein bald zeigte sich ein fast komisches Ergebniß. Da sehr viele Mitglieder die „attraction" für die besten Speisen hatten, und also ihre destinée war, dieses Essen vor den Andern zu bekommen, so wählten sie vermöge der attraction diejenigen Arbeiten, welche am nächsten dem Speisesaal waren, so daß die entfernter Arbeitenden trotz ihrer attraction zu gleich gutem Mittagsmahl doch der destinée unterlagen, bei entfernterer und schwererer Arbeit schlechtere Kost zu bekommen. Daher führte man die ganz gewöhnliche Speisekarte ein, wo Jeder „nach Neigung" speisen konnte, wenn er zu zahlen vermochte. Eben so ging es mit den Wohnungen, Jeder wollte am Ende doch seine Wohnung, und die gemeinschaftliche Pflicht der Erziehung war keineswegs immer ein „Genuß". Dabei zeigte es sich, daß auch die Grundstücke nicht gleiche Erträgnisse gaben, sondern daß bei dem freien Wechsel der Arbeit die unfähige Hand des Einen nur zu oft verdarb, was die tüchtige des Andern hergestellt hatte. Endlich aber und vor Allem mußte sich selbst bei der Tagelohn-Verrechnung, zu welcher alle diese Phalangen bald, gerade wie in Europa, zurückkehren mußten, zeigen, daß der Fleißige stets für den Faulen arbeitete, und daß die ganze Anstalt nicht fähig war, Denen, die sie verlassen

wollten, ihren Antheil am Capital zurückzuzahlen. So entstand fast in allen diesen Phalangen zuerst Unmuth, dann Unzufriedenheit; auch war jener sociale Tagelohn, den die compound labour ergab, ein so äußerst mäßiger — er wird auf 1 D. 50 p. bis 90 p. ausgerechnet — daß Niemand mehr sich und seine Zukunft einer solchen Gemeinschaft der Güter und Arbeit anvertrauen wollte; daher Streitigkeiten, hinter den Streitigkeiten entweder Processe oder einfaches Verlassen des Settlements und damit Auflösung. Wäre dieser Proceß der Auflösung nicht gar so uniform bei jeder dieser Unternehmungen, so wäre er zuweilen recht dramatisch. Noyes hat das Seinige gethan, um ihn aktenmäßig in den wichtigeren Fällen darzustellen; aber es wiederholen sich stets dieselben Erscheinungen mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß an der Gleichartigkeit der wirkenden Gründe kein Zweifel sein kann. Man kann sagen, daß mit den vierziger Jahren der spontane Fourierismus zu Ende war.

Aber noch einmal schien es, als werde er wieder lebendig werden. Das Jahr 1848 hatte die socialistischen, friedlichen Ideen mit dem wilden Communismus der Ateliers nationaux zusammen geworfen; die Häupter des Socialismus, entsetzt über das Blut, das der Kampf um das Eigenthum gekostet, zogen sich zurück; halb flohen sie, halb gingen sie freiwillig über das Meer nach jenem Amerika, das doch schon am Ende der Brisbane'schen Epoche anzulangen begann. Unter ihnen vor Allem der liebenswürdige Nachfolger Fouriers, Victor Considérant, und der gesinnungstreue Vertreter der communistischen Utopie, der Verfasser der Voyage en Icarie, Cabet. Aber auch sie vermochten mit den Factoren nicht zu kämpfen, welche dem ersten Fourierismus sein Ende bereitet hatten. Victor Considérant erkannte bald, daß im eigentlichen Nordamerika doch für seine Idee keine rechte Heimath sei; er ging nach Texas, um hier eine Phalanstère nach reinstem Muster einzurichten. Es fehlen uns genaue Nachrichten über das Schicksal dieser Unternehmung; es ist aber schon deshalb gewiß, daß sie nicht gediehen ist, weil es sonst an Berichten nicht gemangelt haben würde. Cabet dagegen hat ein eigentlich freundlicheres Schicksal gehabt. Während Noyes seiner merkwürdiger Weise gar nicht erwähnt, erzählt uns Hinds ziemlich ausführlich, wie Cabet für seine Icaria in Frankreich Anhänger warb, und mit ihnen nach Amerika gelangte. Schon unterweges trennten sie sich. Cabet verließ Paris im December 1848, und die Icaristen gingen in der Zahl von 280 von New-Orleans nach Nauvoo, während ein anderer Theil sich in Texas etablirte. Anfangs ging es der Icaria in Illinois gut. Sie nahm neue Glieder auf, baute Schulen, Wege, machte verhältnißmäßig gute Geschäfte, und im Jahre 1855 zählte die Colonie 500 Mitglieder; ja sie kaufte sogar in Iowa ein neues großes Gebiet, und jetzt erst glaubte sie, noch immer von Cabet persönlich geleitet, am Beginn ihrer großen socialen Aufgabe zu stehen. Aber jetzt trat das ein, was zuletzt unausbleiblich war. Die Communisten waren Republikaner, und mitten in der absoluten Gemeinschaft und Güterlosigkeit hatte es sich ergeben, daß Einer von ihnen, der alte Cabet

selbst, ihr fast ausschließlicher Herr geworden war. Jetzt begann die Opposition der Freiheit gegen die Ordnung, und der Gründer der ersten, streng durchgeführten Gütergemeinschaft mußte sein Icaria verlassen. Das brach ihm das Herz; er starb, 69 Jahre alt, in St. Louis am 8. November 1856. Seine letzten Anhänger haben den Versuch der Arbeit in voller Gütergemeinschaft nicht geradezu aufgegeben. Sie blieben ihren Grundsätzen getreu, und noch aus dem Jahre 1876 theilt uns Hinds eine Correspondenz aus dem American Socialist mit, nach welcher der Rest von Icaria noch 83 Theilnehmer zählt. Aber das Bild, das Hinds uns (p. 76 ff.) zeigt, ist kein freundliches. Streit und Hader herrschen in dieser Miniatur-Republik, und das Einzeleigenthum hat selbst hier den Kampf mit der Gütergemeinschaft begonnen. Bedeutung hat auch diese Erscheinung nicht.

Wir vermögen nun nicht zu glauben, daß unsere Leser hier Einzelheiten wünschen, wo das Ganze denn doch unleugbar trotz mancher interessanten einzelnen Erscheinung, sowohl auf wirthschaftlichem als psychologischen Gebiet sich vollständig als lebensunfähig erwiesen hat. Aber gegenüber dem, was wir die sociale Frage nennen, ist der Gesammteindruck aller dieser, zwanzig Jahre hindurch fortgesetzten und immer wieder verfehlten Versuche denn doch ein unzweifelhafter. Wir haben bei dem religiösen Communismus zu dem Satze kommen müssen, den wir keineswegs für unwichtig halten, daß die Gütergemeinschaft und die Aufhebung des Einzelerwerbs die wahre sociale Frage überhaupt nicht enthalten; die Gemeinschaft des Eigenthums ist nicht blos an sich lebensunfähig, sondern berührt eigentlich den Kern der socialen Frage nur dadurch, daß sie die Individualität durch den Glauben vernichtet; wo kein Glaubensartikel herrscht, ist, wie Icaria zeigt, sogar die Gütergemeinschaft unmöglich. Die owenistische und fourieristische Epoche dagegen zeigt uns, daß auch die Gemeinschaft der Arbeit, sobald sie sich das Einzeleigenthum und die individuelle Selbstständigkeit unterworfen, nicht einmal wirthschaftlich, geschweige denn gesellschaftlich auf die Dauer auch nur von Jahren bestehen könne. Das große, wenn auch nur negative Resultat dieser Geschichte ist daher das, daß Gütergemeinschaft, Aufhebung des Eigenthums und gemeinsamer Erwerb die sociale Frage nicht lösen, weil sie überhaupt die eigentliche sociale Frage gar nicht bilden. Diese Frage liegt viel tiefer; wir sehen wieder, daß sie ihr wahres Wesen erst da entfaltet, wo die Gemeinschaft das Opfer der Individualität fordert. Und ob sie das vermag und soll, das ist die sociale Frage.

4. Die Verbindung des religiösen mit dem wirthschaftlichen Socialismus.

(Das socialistische Pensionat.)

Ehe wir jedoch von unserm Gebiete scheiden, müssen wir noch einen Blick auf die letzte neueste Gestalt des amerikanischen Socialismus werfen, die sich zur — wenn auch keineswegs klar bewußten — Aufgabe gestellt hat, die Grundidee des freien Klosters und seines Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnisses mit den Anschauungen Fouriers über die organische Arbeit zu verbinden.

Während der Owenismus sich als verfehlt erwiesen, der religiöse Communismus fast verschwunden und der Fourierismus im Untergang begriffen war, gründete John Humphrey Noyes, 1811 geboren, eine neue Schule oder Sekte auf Grundlage der Bibel mit dem kühnen Gedanken, die völlige Freiheit der Persönlichkeit mit dem Glauben auf der einen und mit der strengen Ordnung der Arbeit auf der andern Seite zu verbinden. Es gelang ihm 1846, eine kleine kirchliche Gemeinde in Putney zu gründen, aus der die socialistische Gemeinschaft von Oneida im Jahre 1847 sich entwickelte. Diese Gemeinschaft hat theils directe Filialen wie Wallingford, theils indirecte Abzweigungen wie die Brotherhood of the New Life; es mögen wohl noch andere ähnliche existiren. Ihre Dauer aber macht es der Mühe werth, sie noch einen Augenblick zu betrachten.

Die Oneida Community von Humphrey Noyes geht davon aus, daß die geistige Einheit der Seelen, welche im Revivalismus und Spiritualismus als das innerste Bedürfniß der Menschen empfunden ist, neben ihrem biblischen Ausdruck auch einen wirthschaftlichen zu finden hat, um vollständig ihrer Idee zu genügen. Dazu gehört nun zuerst wieder ein Glaubensbekenntniß, ein creed, und das ist in dem Buche von Noyes des breitern in nicht weniger als 74 Artikeln ausgearbeitet. An dieses Glaubensbekenntniß, das wie alles Derartige aus der Bibel bewiesen ist und als eine Art Offenbarung erscheint, für deren Medium natürlich Noyes gilt, schließt sich dann das, was diese Gemeinschaft ihre Social Theory nennt. Grundlage sind aus der Bibel Daniel 2, 44 und Jes. 25, 6—9, wonach das Königthum des Himmels auf Erden erwartet wird; das II. Kapitel zeigt, daß die Ehe nicht dem Himmelreiche angehört und daher durch — den Communismus ersetzt werden muß; das III. Kapitel erklärt, daß der Tod abzuschaffen und durch ein vernünftiges Verhältniß zwischen — den beiden Geschlechtern zu beseitigen sei, was die Kapitel IV und V weiter fortführen. Das Kapitel VI endlich kommt zur Hauptsache und sagt, daß aus den früheren Kapiteln ersichtlich, wie das Princip der Association die Grundlage des Lebens sein müsse, wie die Arbeit durch dieselbe so einzurichten sei, daß sie Genuß werde — work will be sport, „wie ein Zustand des Paradieses“. Das ward ausgeführt, aber sorgfältig sowohl der Begriff als das Recht des Eigenthums vermieden. Es ist klar, daß damit eigentlich nur eine Wiederholung der früheren Theorien, namentlich unter hoher Anerkennung Fouriers gegeben ist. Allerdings aber brauchte Noyes die Vorsicht, nicht etwa jeden Menschen in dieser Gemeinschaft zuzulassen, sondern sich um seine Antecedentien ziemlich ernsthaft zu kümmern und dann, wie es scheint, ihn eine angemessene Summe als Eintrittsgeld in diesen Communismus zahlen zu lassen, welche Summe derselbe, aber ohne Zinsen, wiederbekam, wenn er austrat. Auf Grundlage des so beschafften Capitals wurde dann gearbeitet, und neben der Landwirthschaft auch etwas Industrie betrieben; Jeder ward moralisch

verpflichtet zu arbeiten nach Fourier'schem Princip, Rechnung geführt und öffentlich abgelegt, kurz eine ganz verständige Wirthschaft getrieben, so daß das Budget von 1857 erst 5,407 D., das von 1867 einen Reinertrag von 21,406 D., das von 1868 schon von 55,100 D. auswies, wobei allerdings die Hauptsache, nämlich das Anlage-Capital und die Zinsen einfach weggelassen sind. Allein da solche Zinsen eben nicht gezahlt werden, Jeder aber doch gleich dem Andern nach attraction und groupe irgend etwas arbeiten muß, dagegen sehr einfach lebt und nebenbei sehr einfache Kleidung trägt, so ist ein Wohlergehen einer solchen Unternehmung schon kein Communismus mehr, sondern ein einfaches Rechenexempel. Damit aber die Einzelnen auch wirklich etwas thun, hat Noyes ein geistreiches Mittel erfunden. Er nennt es den mutual criticism. Jeden Sonnabend kommen Alle zusammen und kritisiren sich gegenseitig; Noyes hat dieses Verfahren in einer eigenen Broschüre: Mutual Criticism, 1876, beschrieben und vertheidigt, und bis jetzt hat derselbe noch guten Erfolg gehabt, da natürlich stets, wo Streit oder Härte entstand, eine angemessene Bibelstelle aushalf. Hind hat Oneida gründlich interviewt (p. 121—133) und auch die Broschüren angegeben, die in der Druckerei von Oneida publicirt sind; es sind eben Tractätchen. Hunderte, ja Tausende von Besuchern kommen jährlich, die Anstalt zu besehen und die Gemeinschaft ist nicht wenig stolz darauf, Aufmerksamkeit zu erregen. Sie giebt außerdem ein sehr hübsch ausgestattetes Blatt, den American Socialist, heraus, auf dessen Titel die Façade des geschmackvollen Hauptgebäudes prangt; das Journal bringt neben allerlei socialistischen Klagen und hauptsächlich biblisch gehaltenen Leitartikeln auch die gewöhnlichen Mittheilungen, jedoch ohne alle Rücksicht auf die Politik. Das Leben dort soll ganz comfortabel sein. Die Times brachten im Laufe des vorigen Jahres einen Artikel über Oneida, der die Verhältnisse der ganzen Unternehmung wohlwollend besprach. Der Correspondent bemerkt, was eben nur durch das unverzinste Anlage-Capital erklärt werden kann, „daß zwar Jedermann in Oneida mit irgend etwas beschäftigt ist, daß aber die schweren Arbeiten durch gemiethete Arbeiter — hired workmen — geleistet werden. Ist das noch eigentlicher Socialismus, oder eine „herrschende und beherrschte Klasse"? Im Uebrigen ist die Einrichtung gut; die Kinder sind nach dem neunten Monat in einer Kinderbewahranstalt und haben guten Unterricht; es existirt eine Bibliothek von ca. 6000 Bänden, in der neben Plato auch die großen deutschen Werke über sociale Fragen und Verwaltung Platz gefunden haben; daneben die großen Dichter Englands, Frankreichs und Deutschlands, ja neben Molière, Dante und Goethe sogar Heine mit all seiner Frivolität; um 8 Uhr Abends Versammlung mit Piano und eventuell Tanz; kurz, der Schreiber der Correspondenz, Leonard Montefiore, empfiehlt die ganze Anstalt bestens — den Touristen. —

Ist das Socialismus? Ist da eine gesellschaftliche Frage ernsthaft beantwortet oder auch nur aufgestellt? Wir gestehen, wir haben aufmerksam die Berichte durchgelesen und den Herrn Noyes mit seinem

kindlichen Bibelglauben an seine eigene Mission liebgewonnen, aber wir müssen allen Ernstes sagen, daß die unleugbare, bedeutsame, socialistische Bewegung in Nord-Amerika, nachdem sie ihren Lauf vollendet und Bedeutendes geleistet und angeregt hat, in Oneida zu dem geworden ist, was ein associirtes Capital mit Lohnarbeitern für die schwere Arbeit, comfortabeln Dining room, Gesellschafts- und Zeitungszimmer nebst angenehmer landwirthschaftlicher Beschäftigung und zur Aushilfe einem inspirirten Medium werden konnte — ein socialistisches Pensionat.

Sollen wir jetzt zum Schlusse über diesen amerikanischen Socialismus noch einmal, auf Grund dieser Thatsache, unsere Meinung sagen?

Stellen wir uns hin vor der schweren Bedeutung, welche die wahre socialistische Frage für die Geschichte der Gesittung hat, vor der Gewalt, die sie ausübt, und vor den Gefahren, die sie in sich birgt, so hat Amerika uns wenigstens Eine große Wahrheit bewiesen. Weder die Gütergemeinschaft noch die Arbeits- und Ertragsgemeinschaft sind lebensfähig; jede Gemeinschaft geht unter, deren Grundlage und Zeit nicht zuletzt die Herstellung der geistigen und der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Individuums ist; Gütergemeinschaft, Ertragsgemeinschaft und Frauengemeinschaft sind überhaupt auch zeitlich nur dadurch möglich, daß der Offenbarungsglaube die Kraft der Individualität in uns bricht oder ganz vernichtet; die tiefe Abneigung, das innerste Gefühl des Gegensatzes gegen die eigentlichen communistischen und socialistischen Principien liegt daher, neben der äußern Gefährdung der Ordnung, über die jede Gesellschaft noch Herr geworden, nicht in der Furcht vor der Gemeinschaft der Güter, und nicht in dem tiefen Zweifel an der Möglichkeit der Gemeinschaft des Ertrages, denn was Amerika nicht gefürchtet hat, braucht das unendlich viel fortgeschrittenere Europa wahrlich auch nicht zu fürchten, sondern das Gefühl der Unmöglichkeit jener communistischen und socialistischen Tendenzen liegt in der absoluten Negation der freien Selbständigkeit des Individuums, ohne welche die Güter- und Erwerbsgemeinschaft weder theoretisch bestehen kann, wie das denkende Europa, noch praktisch, wie das freie Amerika bewiesen hat. Alles kann die Menschheit ertragen, nur nicht den Gedanken, die freie Individualität an irgend eine Gemeinschaft aufgeben zu sollen — am wenigsten wegen eines bloßen Unterschiedes in Besitz und Einkommen. Und das möge der ehrliche Socialist unserer Zeit bedenken! Wir aber haben Amerika dafür zu danken, daß es jenen Beweis geliefert. Wir unsererseits in Europa haben jetzt die weit schwerere Aufgabe, statt diesen innerlich unmöglichen Dingen dem wahren Kern der großen Zweifel unserer Zeit in's Auge zu sehen, und das ist nicht die Frage nach Communismus und Socialismus, sondern die viel ernstere nach den großen gesellschaftlichen Pflichten der höhern Klassen gegenüber den niedern, des großen Capitals gegenüber dem kleinen, der Starken gegenüber den Schwachen, in der geistigen wie in der wirthschaftlichen Welt.

Bernardo.

Von

Hermann Oelschläger.

— Leipzig. —

1. Bernardo todt! Hier steht es schwarz auf weiß!
Verwünschtes Blatt, mir tückisch zugetragen
Vom Zufall, der uns stets zu finden weiß,
Gelüstet's ihn, uns derb auf's Haupt zu schlagen.
Wie träumt ich friedlich und vergnügter Weis'
Mich hin in diesen heißen Sommertagen,
Der Berge froh, der Wälder, Bäche, Fische —
Nun bist du hin, du holde Sommerfrische.

2. O Götterlust, wenn mich am Morgen früh
Die Sonne nicht mehr auf dem Lager litt
Und ich, bevor sie südlich heiß und glüh
Den Scheitel traf, durch grüne Wälder schritt;
Wenn ich empor zur köstlichen Bellevue
Eilfertig klomm, auf Auen, die den Tritt
Sacht dämpften, Aug und Herz gesund zu baden
In Deinem Anblick, Thal von Berchtesgaden.

3. Du schönstes auf dem ganzen Erdenrund!
Mit deinen Almen, deinen Sammetwiesen,
Mit deinen Heerden, Wäldern, Deandln und
Den Felsenschluchten, draus die Achen schießen;
Mit deinen Bergen, die in stolzem Rund
Wie ein Juwel Dich mauerngleich umschließen —
Schneefelder, Gletscher über Steingeröll,
Der Watzmann hier und dort der Hohe Göll.

4. Altäre Gottes! Auf den ewigen Schnee
Blitzt funkelnd die demantne Sonne nieder
Vom Wunderblau des Himmels (ich gesteh',
Solch Blau sah ich nur in Italien wieder),
Und dort im Kessel liegt der Königssee,
Wohl werth des größten Ruhms, der schönsten Lieder;
Auch hat ihm schon manch wackerer Genosse
Sein Lied geweiht — vor Allen Julius Grosse.

5. Dieß ist nun hin. Bernardos Bildniß steht
Mir ernst und bleich vor Augen stets: ich weine,
Weil sich des Tods raubgierige Majestät
Vor Allem auf das Edle stürzt, das Reine;
Das Beste selbst, von ihm berührt, verweht
Und ewige Dauer hat nur das Gemeine.
Achill starb viel zu früh, der Griechen Hort,
Thersites aber lebte lang noch fort.

6. So griff der Tod, ein edles Wild zu haschen,
Heut auch nach Dir, Bernardo, vor der Zeit.
Schlau warst Du stets, doch dieses Netzes Maschen
Entrannst Du nicht trotz allem Widerstreit.
Und wir? Du leertest uns zwar stets die Taschen
Aufs Gründlichste, mit nobler Heiterkeit;
Doch was Du auch und wie Du's auch getrieben,
Man konnte doch nicht anders als Dich lieben.

7. Wer läßt nicht gern sich von der Form betrügen!
Das Wie ist Alles, es regiert die Welt,
Sobald es schön ist und in holden Zügen
Uns anlacht, uns erheitert, uns gefällt.
Der Kern allein kann uns noch nicht genügen,
Wenn er sich grob und bäurisch vor uns stellt:
Das Liebliche befängt, bestrickt uns ganz
Und nur dem Schönen reichen wir den Kranz.

8. Ich kenne das, auch ich bin von den Schwachen,
Und jüngst noch, als Aurora Morgenpreis
Mir unter Scherz und übermüthigem Lachen
Und wieder dann erröthend (ach, man weiß,
Wie das die siebzehnjähr'gen Mädchen machen)
Ein Körbchen gab (ich liebte sie so heiß),
Ein Körbchen, o so zierlich ausgeschmückt,
Halb grollt' ich da und halb war ich entzückt.

9. Bernardo nun, — doch halt, erst bin ich schuldig,
Endlich zu sagen, wer Bernardo war.
Sonst wird der gute Leser ungeduldig
Und zürnt dem Autor, das ist offenbar.

Doch ungern nur verscherz' des Lesers Huld ich,
Ich ford're Liebe, das ist sonnenklar —
Drum hört: Bernardo — nein, ich darfs nicht wagen
Und was er war, schäm' ich mich fast zu sagen.

10. Denn ich, ich liebt' ihn ja gar sehr. Indessen
Der Leser will, verwöhnt, heut einmal nun
Nur hören von ägyptischen Prinzessen,
Die wie Berliner Hofrathstöchter thun.
Schon längst sind ihre Mumien zerfressen,
Auch ihre Geister könnten füglich ruhn,
Doch kommen sie zu jedem Weihnachtsfeste
Ins deutsche Land als unfehlbare Gäste.

11. Auch Nero ist jetzt wieder Mode worden
Und Messalina rast in wildem Fest;
Tiberius naht mit seinen Spintrier-Horden
(Jedoch gezähmt) von Capris Felsennest;
Ein Andrer bringt uns aus dem hohen Norden
Siegmund — Sieglindes scheußlichen Incest,
Und Alle sind gelobt, geehrt, gepriesen —
Bernardo, sprich, was thust Du neben diesen?

12. Du Mann der Unschuld neben diesen Sündern!
O, wir Modernen sind doch gut und rein;
Wen Kirche, Staat und Polizei bemündern,
Der muß zuletzt honett und sauber sein.
Wir bringen's heute höchstens bis zu Gründern,
Zu falschem Spiel und andern Gaunerein,
Zu Lug und Trug im Handel, schlimmsten Falles
Zum schlechten Bankrotteur und das ist Alles.

13. Bernardo auch war eine Ehrenhaut,
So gut wie Alle; klug und aalgewandt,
Dienstfertig, thätig, eh der Morgen graut,
Bescheiden, doch, wenn es sich glücklich fand,
Selbst mit dem Bürgermeister ganz vertraut
(Der Superintendent gab ihm die Hand),
Stand er, wohlthätigen Sinns zu allen Fristen,
Als Erster gern auf allen Sammellisten.

14. Und dennoch hieb er Jeden übers Ohr,
So gut es ging, der wackere Geselle;
War Einer kaum erst recht herein zum Thor,
So spürt er auch Bernardo sich am Felle;
Es ist nicht möglich, daß ein Räubercorps
So schinde, raube, stehle, plündre, prelle,
Als er es that. Er war — und nun gesteh',
Mein Vers, es endlich ein — war Hotelier.

15. Da haben wir's, o Gnädige, nun schlagen
Sie mir das Heft schon vor der Nase zu:
„Ein Hotelier! Wer wird nach Solchen fragen?
Da lausch' ich lieber meinem Kakadu.
Der mag mir plappernd seinen Unsinn sagen;
Hab' ich genug, bringt ihn mein Tuch zur Ruh'.
Wohl ahnt' ich's, daß das Buch nichts Sondres barg —
Jedoch ein Gastwirth? das ist wirklich arg!"

16. Gemach! War doch so völlig wie wir Alle
Bernardo Mensch, wenn auch politisch klein;
Ich wette gern, er hätt' in jedem Falle
Viel lieber Graf und Herzog mögen sein.
Er war nicht Schuld! Auch ist, ob aus dem Stalle,
Ob aus dem Schloß man tritt ins Leben ein,
Dem Denker gleich: Fürst oder Wirth zu heißen,
Bedeutet Nichts — ich werd' es gleich beweisen.

17. Sie reisen doch? Gewiß, wenn Alles reist,
Da werden Sie nicht träg sich separiren,
Sie, deren Haupt das Lob schmückt, allzumeist
Mit an der Mode Spitze zu marschiren.
Und Mode bleibt's, wie man es sonst auch heißt,
Zum Mind'sten Sommerlang zu voyagiren —
Man zeigt damit den Leuten, daß man Welt hat,
Und, was noch schöner ist, im Sack auch Geld hat.

18. Zwar murrt Ihr Gatte — er ist manchmal schrecklich
Beschränkt, — das Reisen bring' um Schlaf und Ruh',
Sie aber rufen: „Das ist wirklich ecklig,
Jetzt sind die Läden auch bei Müllers zu!
Sind fort! Vor uns! Die werden ein erklecklich
Geld wieder brauchen! Auf, was zauderst Du?
Wer jetzt noch hier ist, gilt als Hungerleider —
Wir reisen morgen — heut noch kommt mein Schneider!"

19. Wie herrlich ist's, die Länder zu durcheilen,
Voll Gold die Taschen und das Herz voll Schwung,
Hier hinzujagen, dort dann zu verweilen,
Wie es gefällt, und die Begeisterung
Mit Männern und mit schönen Frau'n zu theilen,
So schwärmerisch wie wir und auch so jung —
Doch wünsch' ich Nachts dann auch — Gott soll mich strafen! —
Vergnügt zu speisen und vergnügt zu schlafen.

20. Wie kann ich das, wenn ich in schlechter Schenke
Mich aufs Erbärmlichste behelfen muß?
Das Bett zu kurz, stichsauer das Getränke,
Die Wände dünn, im Haus Geschrei, Verdruß.

Was hilft mir dann in solcher Noth (bedenke
Das Jeder!) Nero, was Tiberius?
Ja, Messalina selbst, die Kaiserin,
Geb' ich gern für ein Stubenmädchen hin —

21. Das freundlich mir die magre Zahl der Kissen
Noch um ein weit'res federnreiches mehrt,
Auf welchem mir mit ruhigem Gewissen
Das Haupt dann ruht, von Sorgen unbeschwert.
O, wäre nur Bernardo hier! Ihn missen
Wird Jeder, der einmal bei ihm verkehrt,
Wo priestergleich im Tempel er geschaltet
Und als Hotelwirth seines Amts gewaltet.

22. Sein Gasthof war ein Tempel der Nationen!
Vom Ganges, Tiber und vom Jenisei,
Von Islands Eis, vom Land der Pharaonen
Kam Gast um Gast und stand sich gut dabei.
Sie Alle wollten bei Bernardo wohnen,
Deß Spruch ja war, ein guter Gastwirth sei
Dem Reisenden, gleichviel von welchem Stamme,
Fürsorgend Vater, Mutter, Schwester, Amme.

23. Der Schelm! Mich dünkt, die Amme war ein And'rer!
Bernardo hat sich selber nur genährt,
Die Amme war für ihn der fremde Wand'rer,
Mit Pelz und Plaid und Kofferzeug beschwert;
Der sah zuletzt (ob Türk', ob Russ', ob Fland'rer),
Wie sauber man die Zeche ihm bescheert,
Die er, da Streit kein Resultat verbürgte,
Denn zahlte und voll Grimm hinunterwürgte.

24. Sein edler Stand (wer mag sich drum erbosen?)
Macht' unsern Helden früh kosmopolitisch:
Vom Schweizer waren seine Pluderhosen,
Der Schnurr- und Backenbart war völlig britisch,
Handschuh und Glanzhut waren vom Franzosen,
Doch deutsch (und darin war er wenig kritisch)
War seine Sprache nur, war nur das Leder
Am Stiefel — also schlecht, das weiß ein Jeder.

25. Den Hut zwar trug er stets ein wenig schief;
Doch war in Politik er sonst normal —
Ein deutscher Spießer; halb conservativ,
Und halb, oft nur ein Drittel liberal.
Er war zufrieden, wenn er ruhig schlief
Und gut verdaute. Nie hat eine Wahl
Am Wahltisch ihn gesehn; was Bürgerpflicht
Und Bürgertugend sei, das wußt' er nicht.

26. Doch wenn er so im glänzenden Cylinder
Und schwarzen Anzug vor dem Hause stand,
Den Bart gekräuselt und das Haar nicht minder,
Das gleich schwarzlockig nie man wieder fand,
War er ein Schauspiel, nicht nur für die Kinder,
Elastisch, schlank, mit wohl gepflegter Hand,
Das Auge stolz, die Wäsche weiß wie Schnee
Und mit dem Anstand eines Principe.

27. Im See des Gartens kreiste auf und nieder
Ein etwas kleiner, aber schwarzer Schwan,
Indessen ein Flamingo, das Gefieder
Gar rosenroth, durchschritt des Hofes Plan.
Welch stolzer Anblick! Aber trat man wieder
Und wieder an das Vogelthier heran,
Ward der Flamingo, von Bernardo ganz
Geschickt bemalt, zum Storch, der Schwan zur Gans.

28. Doch ziemt sich's hier, daß ich noch kurz berichte,
Wie unser Held zu seinem Namen kam.
(Ich komme gar nicht zu der Hauptgeschichte,
Die zu erzählen ich mir vor doch nahm.
Wenn das so fortgeht, wird aus dem Gedichte
Ein ganzes Epos, was zwar mir nicht Gram,
Jedoch gewiß dem Leser schaffen würde,
Der nicht gern hinschleppt gar so große Bürde.

29. Drum eil' ich fort, bestrebt, mich kurz zu fassen).
Die Eltern kamen von ital'scher Flur
Nach Deutschland, arm, um Nichts zu hinterlassen
Dem jungen Sohn, als rein den Namen nur.
Der aber suchte fleißig auf den Gassen
Das Glück und fand auch richtig seine Spur,
Ward Deutscher und als tönende Reklame
Blieb ihm allein sein italienischer Name.

30. Dies hört' ich einst als dunkele Legende;
Auch kam sie mir im Ganzen glaublich vor,
Weil ich mein Herz gern dem entgegen wende,
Was südher nahet durch der Alpen Thor.
Italien — Zauberland! Auch klingt am Ende
Signor Bernardo selbst dem stumpfsten Ohr
Melodischer und voller, nobler, freier,
Als wie Herr Müller oder gar Herr Meier.

31. Zwar Mancher, wenn er als Roman verlachte,
Was so erzählt ward, schien sich viel gescheidter.
Ich aber gab nicht viel darauf und dachte:
Ja, ja, das sind die alten bösen Neider,

An denen Jeder schon sein Pröbchen machte,
Die Keinem sich ersparen, weil denn leider
Der Neid mit seiner infernalen Macht
Die Krone bleibt der Menschenniedertracht.

32. Wer einmal nur im Leben hat erfahren,
Was so die Welt ein großes „Glück" benennt,
Der Himmel mög' ihn gnädig davor wahren!)
Der weiß, wie schnell der Haß aus Neid entbrennt.
Verwandelt sind selbst die, die schon seit Jahren
Er Freunde nannte, und der Beste rennt
Ihm jäh davon, zeigt hämisch seine Kralle
Und spritzt von fern ihn an mit Gift und Galle.

33. Zum Henker denn, scheusälige Krötenbrut!
Wer weise ist, lebt still und lebt verborgen,
Freut sich an Weib und Kind und mäßigem Gut
Und grüßet heiter jeden neuen Morgen,
Des Gottes froh, der ihm im Busen ruht,
Und unberührt von den gemeinen Sorgen
Der Menge, die voll Neid, voll Haß, voll Gier
Durch's Leben hinjagt wie ein tolles Thier.

34. Was weckte auch mein Freund die bösen Geister!
Was fuhr z. B. stolzen Angesichts
Vierspännig er (doch war er darin Meister)
Gern um die Stadt zum Aerger jeden Wichts!
Da half die Freundschaft mit dem Bürgermeister
Und dem Herrn Pastor ihm nun freilich Nichts:
Kein Italiener, rief man, nein, er sei
Einfach ein Jude aus der Polakei!

35. Nun war's gesagt, das böse Wort! Ein Jude!
Nun war er aber auch schon ganz erkannt.
War er Chinese, war er Botokude,
Man hätte immer noch ihn Freund genannt.
Jetzt hätte man am liebsten ihm die Bude
Schleunigst gestürmt und überm Kopf verbrannt.
Doch Gott sei Dank, noch gibt es ja Gesetze
Und nur ein Wunsch noch ist die Judenhetze.

36. Ja, Gott sei Dank! Denn gänzlich ungebührlich
Muß ich solch Treiben, muß es unklar finden.
Was soll's? Erst nimmt den Juden man natürlich
Das viele, viele Geld aus ihren Spinden.
Sie brauchen's nicht. Doch dann? Man kann willkürlich
Sie doch nicht köpfen, pfählen oder schinden.
Am besten wär's (einst lobt man's laut, gelang's baß),
Man schickt nach Palästina sie per Zwangspaß.

37. Rothschild voran und dann die andern Kleinen —
Das wär' ein Zug! Das wäre ein Triumph!
Doch würdig dies zu schildern hier in meinen
Ottaven ist die Feder mir zu stumpf.
Das lass' ich lieber den Reformvereinen,
Den christlichen, als allerletzten Trumpf.
Die können, die verstehen das schon eher
Und schrei'n schon längst: Hinaus mit dem Hebräer!

38. Hinaus mit ihm! Und die Hebräerinnen?
Auch sie hinaus? Das thut mir wirklich weh.
Was sollten wir denn ohne sie beginnen?
Denn wenn ich unsre Zeiten recht versteh',
Sind sie der Bildung einz'ge Trägerinnen
(Das schützt sie wohl vor dem Autodafé):
Volksschulen, Küchen, Malkunst, Kunstgeschichte
Vermitteln sie nach glaublichem Berichte —

39. Den deutschen Jungfrau'n, die im blonden Haar
Bescheiden nahen und andächtig lauschen,
Indeß Frau Cohn und Conheim, die die Schaar
Der Damen leiten, hin und wieder rauschen.
Ein Doctor, jung', stolz wie ein Ordinar,
Freut sich, von Keilschrift ihnen vorzuplauschen,
Den Schönen, aufgedonnert und geputzt —
Denn ihre Männer nur gehn gern beschmutzt.

40. Drum tadl' ich's heftig, wenn der Pöbel sich
Bereit zum Kampfe schon und zum Gefecht macht,
Brutal und roh, wie mittelalterlich
Rumäniens Gesindel nur in Recht macht.
Dann aber freilich, wenn zuletzt auch mich
Und mein Gedicht die „Judenpresse" schlecht macht,
Dann zetr' auch ich und schließe unbestritten
Mich an der Liga wider die Semiten.

41. Bernardo nun blieb ruhig und gefaßt
Bei solcher Nachred'; von Natur versöhnlich,
Sah er das an als eine Schicksalslast,
Wie jeder trägt, so oder so. Gewöhnlich
Kommts freilich, daß der Mensch dann flucht und haßt;
Das kannt' er nicht. Er war einmal persönlich
Ein edles Haus — sein Ehrgeiz, voll Respect
Den Gast zu fragen: „Herr — 'ne Flasche Sekt?"

42. Sekt, Sekt! Der war ihm eine Leidenschaft.
Ihn stets zu trinken, hielt er für das Beste —
Bei seinen Gästen nämlich. Edler Saft,
Du machtest jeden Werktag ihm zum Feste!

Er trank ihn aus Princip, voll Wuth, mit Kraft,
Doch stets nur aus den Flaschen seiner Gäste,
Bediente sie graziös und sagte fein:
„Ein Cavalier trinkt niemals andern Wein".

43. Und saßen sie nicht Alle wie die Prinzen
Im kleinen Saal dort, wo die Flaschen steh'n
Gleich Batterien? O seht Bernardo grinsen!
Heut ist es eine Lust, ihn lächeln sehn.
Ein König, der die herrlichsten Provinzen
Im Feld gewann, kann nicht pompöser gehn;
Heut ist ihm wohl und stolz wie niemals that er,
Sind auch die Prinzen ach nur vom Theater.

44. Und rings umher die lieblichsten Gestalten!
Ein Anblick, der das stumpfste Herz erfrischt.
Gelächter, Scherz, in den die Pfropfen knallten,
Kelchgläser, perlend drin des Weines Gischt.
Die Augen leuchteten, die Busen wallten,
('ne alte Phrase, oft schon aufgetischt,
Doch hat der Reim, deß Zwang man sonst nicht spürt —
So hoff' ich — diesmal leider mich verführt).

45. Das ist doch noch ein Volk, muß ich betheuern,
Von heiterem und übermüthigem Schlag,
Bereit, die Freude stündlich zu erneuern,
So unbesorgt hinlebend in den Tag,
Als man bei unsern kolossalen Steuern
Sorglos zu leben überhaupt vermag,
Keck, unternehmend, abenteuerlich
Und selten nur moros und säuerlich.

46. Sorgt nur, daß ihnen täglich eine Feder
Die kleinste Scene mit Geschrei beschreibt;
Schafft ihnen Kränze, groß wie Mühlenräder,
Daß keine Blüthe mehr im Winde treibt;
Schafft, daß die besten Rollen hat ein Jeder
Und dem Rivalen Neidfink Nichts mehr bleibt;
Schafft ihnen endlich noch Ministergage —
Dann bringt so leicht sie Nichts mehr in die Rage.

47. Und nun erst sie, die Krone aller Frauen!
Doch schweig' ich hier von mir, den Alles schnell
Entzückt. Bringt Joseph her, der einst der schlauen
Frau Potiphar entwich und drum zur Stell'
Berühmt ward! Hier wird wohl sein Trotz ihm thauen,
Hier sinkt er hin, der wackere Gesell',
Und er erfährt, wie Tugend unterliegt,
Vom höchsten Zauber, höchsten Reiz besiegt.

48. Wie? Wär' das nicht? Mein Gott, wer wird denn da
Bedächtig auch noch weiter kritisiren?
Sind Jugend, Kunst und holder Liebreiz nah',
Ist's doch genug, den Kopf d'ran zu verlieren —
Auf kurze Zeit. Man fragt nicht erst Mama
Und braucht nicht erst noch durch das dumme Zieren
Sich durchzuschlägen, das, wenn schön man nennt
Ein Kind, gleich schreit: „Nur still! Kein Compliment!"

49. Und gucken doch nach jedem Ladengecken!
Und kommt nun gar ein schmucker Offizier,
Wie sie die Köpfchen dann zusammenstecken,
Voll Schreck und voll Gethu und voll Gezier.
Wie sie scheu umsehn, kichern und sich necken:
„Geht er vorüber? — Grüßt er? — Gilt es Dir? —
Nun blickt er her — ja, jetzt — und grüßt auch endlich —
Doch ach nicht mich — o wirklich, es ist schändlich!" —

50. Zum Saal zurück! Er zeigt' in bunter Scene
Deutschlands Comödie nach dem neuesten Schnitt:
Hier Freytags Bolz, dort Lindaus Magdalene,
Heyses Hans Lange neben Gottschalls Pitt;
Dann, daß man Shakespeare nicht vergessen wähne,
Cleopatra; ein Weib von stolzem Schritt
Bracht' leider sie der Rolle Nichts entgegen,
Als volle Brust, die Schlange d'ran zu legen.

51. Und so denn weiter! Lustig um die Wette
Flog Scherz um Scherz; man liebt, man trinkt, man lacht,
Und als nun gar die reizende Soubrette
Ganz spät noch kam (schon ging's auf Mitternacht —
Wer weiß, woher sie kam, dies wundernette
Geschöpf, zu Possen völlig wie gemacht),
Hielt man die Gläser jubelnd ihr entgegen,
Begann die Freude erst sich toll zu regen.

52. Ein Jeder legt' ihr seinen Gruß zu Füßen,
Sie dankte freundlich lächelnd, ungeziert;
Nicht so, wie unsre Damen heute grüßen
Mit steifem Nicken, überaus blasirt.
Sie halten es, so denk' ich mir, die Süßen,
Für vornehm und ist doch nur affektirt,
Zum Lachen kindisch, kunst- und anmuthlos,
Und selbst der kleinste Backfisch ist drin groß.

53. Die Herren stritten sich um Hut und Shawl
Der Kommenden, indeß der Frauen Blick
Scharf mustern ging —: „'s ist wirklich ein Skandal —
Das enge Kleid — sie ist ja viel zu dick —

Darin zu geh'n — ich danke für die Qual —
Sie kann nur trippeln — das ist wohl antik —
Die reine Statue — man kann auswendig
Sie völlig lernen — pfui, wie unanständig!"

54. Sie aber that, als hört' und sah sie Nichts
Von all dem Zischeln, Flüstern rings im Namen
Der Nächstenliebe; heitersten Gesichts
Rief sie: „Seid mir gegrüßt, ihr Herrn und Damen!
Signor Bernardo! Hoffentlich gebricht's
Euch nicht an Wein — so bringt ihn! Ja und Amen
Sag' ich dazu — bringt Asti, Sekt, Madeira,
Was es auch sei! Ihr Wohl denn! buona sera!"

55. Sie lachte keck; man konnte ihr nicht grollen.
Dann kam die Rede auf das neuste Stück
Mit seinem schlechten Schluß, den schlechten Rollen,
Und auf des Autors unverdientes Glück,
Dann auf die Kritiker, die Alles wollen
Verstehn und nichts verstehen — Stück für Stück
Zerriß man sie, wie Thier und Mensch, o Grauen!
Man einst zerfleischt sah von bacchantischen Frauen.

56. Man stritt, man trank und hatte so sich schnell
Bei Streit und Wein im schwülen Saal erhitzt,
Der „Mütter" Eine, alt, verwittert, grell
Und schlecht geputzt, schien mir bereits bespitzt,
Als eine Mädchenstimme glockenhell
Ganz plötzlich rief: „Sieh da, es hat geblitzt!
Gewetterleuchtet! Himmel, welche Pracht!
Auf, in den Garten! In die Sommernacht!"

57. Ja, in den Garten! Aufbruch und Tumult.
Bernardo bat umsonst, doch hier zu bleiben;
Man lacht' ihn aus; er sah mit wenig Huld,
Das war ganz klar, auf einmal dieses Treiben.
Er ward fast grob, er wies mit Ungeduld
Auf das Gewitter, stieß die Fensterscheiben
Vor Zorn fast ein, er wollte donnern hören —
Umsonst, die Leutchen ließen sich nicht stören.

58. Sie stürmten fort. Bernardo blieb voll Qual
Und Wuth allein: „Auch das noch zu erleben!
Verloren bin ich ein für allemal,
Was gilts? Doch nein, noch muß man widerstreben!
Schnell nach!" Er ging. Doch sie, die das Signal
So ahnungslos zu dem Tumult gegeben,
War ach ein Mädchen, strahlend rein wie Gold,
Jung, lieblich, schön und über Alles hold.

59. Ich schwärme nicht und weiß wohl, was ich sage,
Nenn' Assy ich mit allem Reiz geschmückt;
Man sieht ein solches Kind nicht alle Tage
Und das ist gut, man würde sonst verrückt.
Der höchste Liebreiz schafft uns ja nur Plage,
Indem er uns das Herz zerreißt, zerstückt.
Nennt Schönheit immerhin des Lebens Stern —
Am besten ist's, man bleibt ihr gründlich fern.

60. Und doch, wie herrlich war es, sich zu freuen
An solcher Schönheit, wie die Assys war.
Die Sonne selbst schien glorienhaft zu streuen
All' ihre Lichter auf dies weiche Haar.
Ich möchte alle Tropen hier erneuen,
Die man an Locken, ähnlich wunderbar,
Schon hat verschwendet — doch wer kann mit Bildern
Das prächt'ge Goldroth dieser Haare schildern?

61. Es mahnte mich an Tizians Farbentöne,
Stolz, üppig, glüh'nd, wie zu La Bellas Zeit,
An Palmas Töchter, jene zauberschöne,
Ganz unvergleichliche Dreifaltigkeit,
An Giorgios Glanz, des edelsten der Söhne
Italiens, viel zu früh dem Tod geweiht.
Großmeister ihr, noch heut nach drei Jahrhundert
Der Menschheit Stolz und niemals ausbewundert.

62. In lichten Ringeln schloß die goldne Fluth
Das vornehm blasse Antlitz völlig ein,
Die Wange nur durchschimmert leicht von Blut,
Doch Kinn und Stirne weiß wie parischer Stein.
Dem schlanken Hals, auf dem das Köpfchen ruht,
Schmiegt sich ein Kranz von Löckchen an so fein,
So zierlich und so allerliebst gekräuselt,
Wie zartes Moos, durch das der Frühwind säuselt.

63. Die braunen Augen blitzten, leicht vom Bogen
Der Brau'n beschattet, kindlich hell und frisch;
Nur um des Mundes Purpurlippen flogen
Gedanken innig, mild und träumerisch,
Halb sehnsüchtig, halb scheu zurückgezogen,
Madonnenhaft, in reizendem Gemisch,
Schön, wie nur irgend was zur Liebe führt
Und selber doch noch rein und unberührt.

64. Noch war ihr fremd, was Kuß und Liebe sei:
Doch hätt' ihr Nachbar gern wohl sie belehrt.
Denn auf der off'nen Stirne stand's ihm frei
Zu lesen, was sein junges Herz beschwert,

Das er voll Leidenschaft und Schwärmerei
Dem achtzehnjährigen Kinde zugekehrt,
Wohl nur, um Tizian ohne Zeitverlieren
Hier an lebendigem Muster zu studiren.

65. Er war ein Graf. „Ein Graf? Gott sei gepriesen!"
Ja, theure Freundin, ich bin selber froh.
Ich konnte diese Verse doch nicht schließen,
Bevor ich nicht in glänzendem Tableau
Dem Leser einen Grafen noch gewiesen,
Zum Mind'sten einen Herrn von So und So.
Das ist ein Knalleffekt, der nie verpufft,
Hebt rasch die Stimmung, reinigt gleich die Luft.

66. Denn wer sich sonst im Leben ohne Ehren
Entsagend ewig hinquält, sieht zuletzt
Selbst durch die Dichtung gern noch in die Sphären
Der goldenen „Gesellschaft" sich versetzt.
Es ist so schön, mit Fürsten zu verkehren,
Prinzessinnen, Hofdamen, die zuletzt
Man zärtlich liebt, wenn sie, was zu vermeiden
Im Buch kaum ist, für ihre Tugend leiden.

67. Ein Graf! Nun denkt die schöne Leserin
Bereits an Hofconcert und Assemblée,
An Galaoper, Hofball (mittendrin
Natürlich unser Held), Gesandtenthee,
Brillanten, Perlen, Kronen von Rubin,
An Atlasroben, Schultern weiß wie Schnee —
Wie liest sich das! Wie wird das Buch durchflogen,
Erst eben aus der Leihanstalt bezogen!

68. Doch unser Graf stand noch in den Präludien
Des Lebens, war noch nicht so weich gebettet.
Er war, Student, zunächst noch an die Studien
Des dicken Corpus Juris angekettet.
Doch wußt' er, wie mit süßen Interludien
Man über diese Oede weg sich rettet,
Und da er doch als Diplomat fungiren
Einst sollte, lernt' er früh sich exerciren —

69. In Abenteuern höchst penibler Art,
Im Ständchenbringen vor verschlossenen Thüren,
Im Sträußesenden (da ward Nichts gespart),
In schlechten Versen und in falschen Schwüren,
Im Schwärmen, Küssen, wieder dann im Hart-
Und Sprödthun — kurz, in Allem, was Verführen
Und Lieben heißt schon seit der Schöpfung Tagen —
Wer's anders weiß, der mag es anders sagen.

70. Wie hat sein helles Auge drum gelacht,
Als die Gesellschaft in den Garten stiebt!
Er wußt' es wohl, von Blüthen überdacht,
Wie süß es sich im Dunkeln küßt und liebt,
Und wie, berauscht vom Zauber solcher Nacht,
Ein thöricht Mädchenherz sich leicht ergiebt.
Jetzt oder nie! Ich sah's ihm an — allein
Gemach, Herr Graf! für Assy steh' ich ein.

71. Still lag der Park, im Schutz der nächtigen Horen,
Leis athmend, wie im Banne holder Träume;
Allein der Brunnen plätscherte verloren
Und durch die alten, schwarzen Lindenbäume
Zog süßer Duft. Doch aus des Himmels Choren
Brach dann und wann entlang die Wolkensäume
Des Horizonts ein jäher Wetterschein
Und blitzte bleich hier in die Nacht herein.

72. O reicher Zauber tief verschwiegener Stunde,
Wenn uns des Sommers laue Nacht umfängt,
Die mit der Blüth- und Sternenpracht im Bunde
Das arme Herz auf's Aeußerste bedrängt!
Kein Sträuben hilft. Es zieht den Mund zum Munde
Mit Allgewalt, an schönen Lippen hängt
Des ganzen Daseins Räthsel und wird endlich
In weißen Armen uns so leicht verständlich.

73. Auf Bänken, Stühlen nahm man um den Strohtisch
Am Brunnen, wie es eben ging, den Sitz;
Die Flaschen standen bald auch hier chaotisch
Und schon beklatschte man den schalsten Witz;
Dann aber ward die Herrenwelt erotisch,
Die Damen zuckten auf bei jedem Blitz,
Dazwischen sang vergnüglich die Soubrette
Ihr Glanzlied aus der neu'sten Operette.

74. Die armen „Mütter" schliefen hin und wieder,
Was ihnen aber Niemand übel nahm.
Der Intriguant schritt mächtig auf und nieder
Und deklamirte seinen alten Kram
Von Weltschmerz hin, die langen dürren Glieder
Verrenkend, die gespenstisch wundersam
Ins Hohe gingen, daß vom Baum umwipfelt
Sein Haupt fast schien; sein Rock war grün getipfelt.

75. Da plötzlich griff er hastig nach den Beinen:
„Verwünschter Zaun! Zerschmettert ist mein Knie!
Signor Bernardo! Sollte man nicht meinen,
Ihr intriguirt mit meinen Feinden? Wie?"

Bernardo kam: „Ich bitte, nicht zu weinen —
Der Zaun — mein Gott — ich weiß nicht — aber Sie —“
Er war verlegen und mit Recht; der Zaun
Hier über'n Weg war früher nicht zu schau'n.

76. „Und dort, was heißt das? Seht nur — in der Ecke —
Der Blitz kam recht — kaum hätt' ich mehr erkannt
Die Spottbaracke, die, von Dorn und Hecke
Glücklich beschattet, einsam immer stand!
Jetzt weiß ich auch, warum zu dem Verstecke
Der dumme Zaun den Weg hier mir verrannt —
Die Bude, windschief, alt und sturmdurchschauert,
Hat ja Bernardo reizend aufgemauert.

77. „Ein Harem? Wie? Ein Lustschloß? Ein Palais?
Signor Bernardo, Ihr wart stets gefährlich!
Erlaubt mir aber, daß ich näher geh',
Die Dunkelheit ist meinem Aug' beschwerlich.
Es lohnt sich wohl —“ hier schrie er Ach und Weh,
Bernardo, grimmig, wie mir sehr erklärlich,
Riß ihn am Kragen mit Gewalt zurück:
„Nicht von der Stell'! Ich rath es Euch zum Glück“.

78. Ein munteres Kampfspiel schien mir unvermeidlich.
Ich freute mich. Es war der Intriguant
Uns Allen ja als falscher, ganz unleidlich
Boshafter Bursche lange schon bekannt.
Zur rechten Zeit wär' ich, damit er weidlich
Sein Recht besah, als Helfer beigerannt
Signor Bernardos, hätte nicht soeben
Ein neues Wunder strahlend sich begeben.

79. Denn aus dem kleinen Hause plötzlich brach
(Bernardo war gewiß nicht wohl zu Muth)
Ein Lichtstrom, der auf Strauch und Baum nun lag
Ganz märchenhaft wie eine Silberfluth.
Ein Rosenstrauch stand wie mit Zauberschlag
Prangend getaucht in dieses Meer von Glut,
Ein feuriges, ein heißes Liebeszeichen —
Wir aber staunten rings in tiefem Schweigen.

80. Doch schien schon dies Gesicht uns unerreichbar
Und himmlisch schön, so war des Liedes Schall,
Das tönend unser Ohr jetzt traf, vergleichbar
Allein dem schönsten Lied der Nachtigall;
Ein jedes Herz, und wär' es unerweichbar
Und steinern sonst, schmolz hin vor diesem Hall,
Vor diesem weichen, trunknen Wonnelaut,
Dem flehenden Lockruf der verlass'nen Braut.

81. Bernardo wollte fast die Brust zerspringen,
Des Abenteuers sichtlich wenig froh,
Und als nun gar bei diesem holden Singen
Ekstatisch Alles schrie sein „Ah!" und „Oh!
Wie schön! Die sollte man zur Bühne bringen!
Ein Prachtsopran!" da schlug er etwas roh
Und paschamäßig klatschend in die Hand,
Da schwieg das Lied und auch das Licht verschwand.

82. So sinkt, vom Sturm und von der Nacht verschlungen,
Den wir bewundert eben noch, der Stern.
„Wie Schade!" rief's, „sie hat so schön gesungen!"
Bernardo aber sprach: „Nun, meine Herrn,
Es freut mich, wenn der kleine Scherz gelungen" —
(O, Heuchelei!) „doch jetzo hätt' ich's gern,
Säh' ich für heut der Lust ein End' gemacht —
Es ist schon spät — zwei Uhr nach Mitternacht".

83. Als er das sagte, klang's wie dumpfes Rollen,
Vielleicht vom Wetter, das ich ganz und gar
Vergessen, das längst hätte kommen sollen;
Doch hätt' es mich gestört, das ist doch klar.
Zwar Mancher wollt' auch jetzt noch sich nicht trollen,
Wohl, weil das Häuschen noch im Kopf ihm war,
Doch die Soubrette rief: „Nun kommt, ihr Kinder!"
Bernardo grüßte stolz mit dem Cylinder.

84. Gut' Nacht! Adieu! Man trennt sich. Gruß um Gruß.
Und wie ich längs der Caruswand allein
Hineile, hör' ich flüstern nah'; mein Fuß
Hält unwillkürlich an, wer mag das sein?
Die Nacht durchspäh' ich — richtig, Kuß um Kuß
Und stürmische Umarmung — ewig Dein!
Ich trete vor — ein Schrei — vernehmbar kaum —
Assy, auch Du? fahr' hin, Du schnöder Traum.

85. Und nun genug! Am Schluß ist die Geschichte.
Am Schluß schon, da kaum erst Etwas geschah?
Nachdem ich Selbsterlebtes nur berichte,
So bin ich hier am Schlusse, leider, ja.
Denn jene Sängerin war nur die Nichte
Bernardos, die mit ihrer Großmama
Hier einsam lebte, heimlich und verstohlen;
Die Damen waren — nun, aus Russisch-Polen.

86. Sie waren Jüdinnen, laßt michs gestehen,
Bernardos Italienerthum war aus
Und alle leider. Nur um ihn zu sehen
In seinem Glücke, waren sie von Haus

Gekommen, und allein sein heißes Flehen
Hielt sie zurück, es setzte manchen Strauß,
Bis endlich er im Garten ihnen Rast
Und Wohnung schuf im niedlichsten Palast.

87. Das Alles hat Bernardo mir am Morgen
Nach jener Nacht erzählt und hell gelacht,
Bekümmert nur (es blieb mir nicht verborgen),
Was er fortan mit seiner Nichte macht;
Denn ihre große Schönheit schuf ihm Sorgen.
„Die Großmama kommt nicht mehr in Betracht“,
Schloß er und rief: „Nun, Herr, 'ne Flasche Sekt?“
„Verzeih'n Sie, nein — dort kommt mein Knalleffekt!“

88. Mit ihm das Mädchen. „Darf ich gratuliren?“ —
„Mein Herr, wir haben Sie gar wohl erkannt“,
Sprach Assy rasch, „mir scheint, Sie spioniren?“ —
„Mein schönes Kind, solch Irrwahn sei verbannt.
Doch darf Ihr Bräutigam erst ausstudiren —?“
„Er darf — sich, mir zum Heile und dem Land“.
„Das find' ich klug — Sie bleiben hübsch beisammen
Und schüren fleißig Ihrer Liebe Flammen“.

89. Sie lächelte und dunkle Purpurglut
Bedeckte ihr das zarte Angesicht,
Dem Mond gleich, der im Aufgang roth wie Blut
Auf bleiche Marmorbilder wirft sein Licht,
Wie mit der rothen Rose man die Fluth-
Entstiegne weiße Lilie gern verflicht,
So stand sie schön im Morgensonnenschein —
Und oft noch, schöne Assy, denk' ich Dein.

90. Ob Du vom Glück umschützt noch ruhig schlafen
Heut kannst, ich möcht' es wissen; oft bedrückt
Mich Angst um Dich. Zwar daß Du Dich dem Grafen
So rasch ergabst, das hat mich nicht entzückt.
Doch dank' ich Dir es, daß Du die Ottaven
Am rechten Ort mir freundlich ausgeschmückt
Mit Deiner holden, goldigen Erscheinung —
Bald, hoff' ich, sind auch And're meiner Meinung.

91. Der Lorber freilich ritzt oft wie mit Nadeln,
Sagt man, die Stirn — drum leist' ich gern Verzicht;
Doch wird vielleicht ein König einst mich adeln
Für dieß charmante, treffliche Gedicht.
In jedem Fall seh' ich nur ungern tadeln,
Was Scherz und Laune bunt zusammenflicht,
Und so will ich's mit meinem besten Segen,
Bernardo, Dir heut auf Dein Grabmal legen.

Bret Harte.

Von

Udo Brachvogel.

— New-York. —

Bret Harte ist von allen amerikanischen Schriftstellern der amerikanischste. Und es ist auch nie ein Schriftsteller in Amerika glänzender bezahlt worden als er. Aber seine beste Heimath hat er doch in Europa. Während er seinen Landsleuten, — von der hier zu Lande doppelt maßgebenden Leser-Masse gesprochen, — aufrichtig belustigt und hin und wieder auch wohl aufrichtig gerührt hat, und ihnen sogar, kraft seiner nun einmal unwiderstehlichen Sonderart, Etwas wie the rage of the day werden konnte, hat er die transatlantische, vor allen Dingen die deutsche Leserwelt im tiefsten ihres Herzens entzückt und erschüttert, belehrt und hingerissen, hat er ihr mit der Kenntniß des wirklichen Californiens der fünfziger Jahre zugleich ein Californien der Dichtung erschlossen, welches fort und fort aus unerschöpflichen Minen spenden wird, wenn die am Pacific mit der leiblichen Hand zu packenden Edelmetall-Schätze längst nur noch in einer jüngeren Ophir-Sage existiren werden.

Es ist ein doppeltes Wunderland das Californien des Bret Harte. Nahezu Alles hatte es bereits, als er erschien, um ihm zu seinen sensationellen Naturschätzen und der Besiedelungs-Sensation, welche sich nach der Entdeckung und Besitzergreifung dieser Schätze über Nacht vollzogen hatte, auch den Dichter zu bringen, welcher der übrigen Welt erst ihren wahren und dauernden Antheil an dem Allen sichern sollte. Es darf nicht unterschätzt werden, was er vorfand. Es ist wirklich ein Land, das den poetischen Jason, welchen es in Bret Harte gefunden, verdiente — dieses schönere Kolchis am Stillen Ocean. Die Natur hat ihm gegenüber nur Verschwendung gekannt. Der glücklichste Himmel ist sein und der freigebigste Boden, die mannigfaltigste Schönheit landschaftlicher Gestaltung und die verschiedensten Arten natürlichen Reichthums — Gold überall! In der Erde jenes der Gnomen, auf ihr das-

Digitized by Google

jenige kanaanitischer Ernten, feurig strömenden Weins und des schwellenden Vließes unendlicher Heerden. Dazu mächtig aufblühende, handelsfrohe Gemeinwesen an der Seeküste und den Flußufern, und Siedelungen, welche die Thäler bis hinauf in die Wildnisse der Sierra Nevada bedecken. Ueber und durch diese Wildnisse aber hinweg sich schwingend, jene wunderbarste Masche des Riesen-Schienennetzes der Union: die erste Eisenstraße des amerikanischen Ueberlandverkehrs!

Kaum zwanzig Jahre hatte es seit dem Tage gebraucht, da zum ersten Male das große Losungswort „Gold" aus den Thälern des vom übrigen Continent durch endlose Hochgebirge und Hochwüsten inselartig abgetrennten Californiens gehört wurde, um dieses Colossalwerk des Eisenbahnbaus zur Nothwendigkeit und damit auch, wie das ja in Amerika gleichbedeutend ist, zur vollendeten Thatsache zu machen. Zum Natur-Märchen war im Handumdrehen das Civilisations-Märchen gekommen, eigenartig, keck, wirbelwindartig, gewaltsam — ein Hexensabbath von Civilisation, wenn es etwas Derartiges gäbe. Wie weltentlegen auch die bis dahin nur von Mexico her durch einen Hauch spanischer Import-Cultur gestreifte Pacific-Küste vom übrigen Amerika und der übrigen Welt lag: jenes Losungswort „Gold" drang sofort, wie auf Flügeln eines Unwetters, über die Hochsteppen und eisgepanzerten Piks der Felsengebirge. Und ein Unwetter war es auch, das ihm von der andern Seite antwortete. Ein Unwetter in Gestalt der seltsamsten, ungestümsten und zügellosesten Völkerwanderung, von der man noch je vernommen! Eine Hand voll Monate, ein Jahr nur, und für immer war Californien seiner inselartigen Verschollenheit entrissen. Um nie mehr davon zu lassen, legte die Welt ihre Hand auf die von Schätzen strotzende Wildniß des fernsten Westens. Ein Wiederverlieren gab es nicht. Die Eroberung war eben so schnell wie vollständig. Ohne jeden Uebergang tauchte das neue Dorado aus dem vollsten Dunkel in die vollste Helle des Tages empor, und nicht so leicht wird sich im Lauf der Geschichte jener Geschlechter, welche heutigen Tages den Erdball beherrschen, das Schauspiel noch einmal wiederholen, welches diese plötzliche Tageshelle in Californien zu bescheinen hatte. Was strömte hier Alles zusammen, und auf welchen Wegen, — sei es, daß es sich dem improvisirten Heerzug über die unwegsamen Felsengebirge anschloß, oder die Magelhaens-Fahrt um das Cap Horn herum wagte, — hatte es sich in den ersten Jahren den Eintritt in das neue Goldland zu erkaufen! In diesem selbst aber, — welcher Art waren die Bedingungen und Möglichkeiten einer menschenwürdigen Existenz, die dieser Zukunfts-Crösuse wartete, welche mit dem Staub der Heimath meistens auch deren Gesetze von sich abgeschüttelt hatten?

Das heutige Californien hat längst aufgehört, auf diese Fragen eine Antwort zu geben. Wie jung es auch noch sei, doch ist es schon viel zu alt und allen Chinesen-Hetzen zum Trotz ein viel zu vornehm gefestigtes Gemeinwesen, um sich selbst noch seiner chaotischen ersten Jahre recht zu

erinnern, dieselben noch recht anzuerkennen. Und bei Lichte besehen, ist ihm diese Gedächtnißkürze nicht eben zu verargen. Denn um sich's mit Erfolg auszumalen, welche Welt sich statt dieses heutigen Californiens hinter dem Goldenen Thor aufgebaut haben würde, wenn das Civilisations-Chaos jener ersten Jahre ungehindert hätte ausgähren und ausbrauen dürfen, würde man die Einbildungskraft eines sittenschildernden Callot-Hoffmann und den Pinsel eines culturhistorischen Höllen-Breughel zu Hilfe rufen müssen. Eben so weit entfernt von einer Besitzergreifung im Charakter der spanischen Conquista, wie von einer Colonisation nach anglogermanischem Muster, war es eine einzige Orgie alles Gesellschaftsfeindlichen, Habsüchtigen, Gewaltthätigen und Genußwüthenden, was sich an dem verhängnißvollen Gleißen des ersten mit den bloßen Händen der bloßen Erde entnommenen Mammons entzündete. Ihr Ausbauen bestand in der Auflösung alles dessen, was sonst den Kitt und Mörtel socialer Gefüge bildet; ihr Gesetz im einfachsten und ungeschmücktesten Faustrecht; ihre Gemeinwesen in Pandämonien, in denen die Branntweinschenke und die Spielhölle den häuslichen Heerd ersetzten. Wenn es trotz alledem für die ordnende Tüchtigkeit und die Anwesen gründende Kraft des angelsächsischen Geistes, welcher die nordamerikanische Union aufgebaut hat, nur wenige Jahre bedurfte, um auch mit dieser Herrschaft des internationalen Auswurfs und mit dieser Ausnahme-Entwickelung an der äußersten Grenze seiner Domäne für immer aufzuräumen, so bewies dies lediglich, daß es eben gar nichts giebt, was sich nur auf einige Dauer in offner Auflehnung gegen diese Tüchtigkeit und diese Kraft behaupten kann. Wie vollständig sie auch am Stillen Ocean über den Hexensabath der ersten Goldsucher-Vergangenheit zu triumphiren verstanden haben, das lehrte schon nach einem kurzen Jahrzehnt der flüchtigste Blick auf den mächtig heranblühenden, schon damals zum vollen Genuß gefestigter Zustände gelangten pacifischen Großstaat der Union. Vollends ein Blick auf das heutige Californien! Und hätte sich nicht die Dichtung jener ersten Goldsucher-Vergangenheit und in ihr einer der wunderbarsten Episoden der ganzen modernen Civilisations-Geschichte bemächtigt, — der nur mit dem thatsächlich Bestehenden rechnende amerikanische Malter of fact- und Fortschritts-Geist wäre längst bis auf die Erinnerung über sie, ihre Ungeheuerlichkeiten und die ihr trotzdem innewohnenden menschlichen Züge zur Tagesordnung der ebensowenig ungeheuerlichen, wie menschlich rührenden Gegenwart übergegangen.

Die Dichtung und das Rettungswerk, welches sie an dem Californien der ersten Jahre vollbracht! Damit wären wir wieder bei Bret Harte angekommen, dem Mann, der dieses Rettungswerk aus der ganzen Fülle eigener Anschauung und persönlicher Erfahrung und zugleich aus der ganzen Fülle einer schaffenden Künstlerkraft ersten Ranges vollführt hat.

Wenn von Bret Harte oben gesagt wurde, daß er seine beste Heimath in Europa habe, so soll damit ebensowenig eine Anklage gegen seine Landsleute erhoben, wie eine Anerkennung für seine transatlantischen Leser- und

Verehrer-Massen ausgesprochen werden, sondern einfach eine Thatsache constatirt sein, deren Bestätigung man sich am Bequemsten von des Poeten eigenen Lippen holen könnte. Er hatte sein Bestes und Eigenartigstes längst geschrieben, ohne damit über einen gewissen californischen Leserkreis hinausgedrungen zu sein, als es einem kleinen burlesken Gedicht, welches er für ein San Franciscoer Blatt auf's Papier geworfen hatte, vorbehalten sein sollte, seinen Namen ganz plötzlich von Zeitung zu Zeitung und von dort auf alle Lippen großer und kleiner amerikanischer Kinder, und von, wenigstens unmittelbar, da über die ganze Welt zu tragen. Es war der „Heathen Chinee", wie das Ding im Munde des Volkes schnell genannt wurde, oder „Plain language from truthful James", wie es der würdevollere Autor getauft hatte. Im Handumdrehen war aus dieser „Einfachen Rede des wahrheitsliebenden James" ein unerschöpflicher Born volksthümlicher Citate und geflügelter Worte, war daraus so recht der gesprochene Gassenhauer, wenn der Ausdruck erlaubt ist, geworden; und Bret Harte durfte sich sagen, daß auch er jetzt den Morgen hinter sich habe, an dem er plötzlich als Berühmtheit aufgewacht sei.

Das war im Herbst 1870. Die erste Folge dieser jähen Berühmtheit war, daß man von allen Seiten nach Mehr von dem Vater des „Heidnischen Chinesen" rief, und daß man nicht wenig erstaunt war, als derselbe bereits mit einer ganzen, fertig daliegenden literarischen Ernte von mehreren Jahren aufwarten konnte, um den plötzlich in der amerikanischen Leserwelt ausgebrochenen Bret Harte-Hunger zu stillen. Die zweite Folge war, daß der Osten der Union seinen Sohn, der als armer, abenteuernder Gold-Sucher nach dem fernsten Westen verschlagen worden war, um dort zum crösushaften poetischen Gold-Finder zu werden, zurückverlangte und auch glücklich zurück erlangte. Man hatte ihm zu diesem Behuf glänzende Angebote zu machen, denn es war eine lohnende und achtunggebietende Stellung, welche sich der einstige „Miner" unterdessen am Stillen Ocean gegründet hatte. Aber man machte sie, und 1872 siedelte Bret Harte nach New-York über, oder vielmehr zurück, um in unabhängiger literarischer Hervorbringung seinen schnell erworbenen Ruhmeskranz zu wahren und um eine Fülle köstlicher Blätter zu vermehren, vor Allem aber zu der stolzen Erkenntniß zu erwachen: daß er nicht nur ein gelesener und brillant bezahlter amerikanischer Autor, sondern daß er auch ein Weltschriftsteller sei, welcher dafür, daß er der internationalen Literatur eine neue Provinz erobert hatte, von dieser mit allen Ehren belohnt wurde, welche sie nur an ihre siegreichen Eroberer zu vergeben hat.

In Californien war Bret Harte im Ganzen achtzehn Jahre lang, von 1854 bis 1872. Geboren war er 1839 am 25. August in Albany, der, für amerikanische Begriffe wenigstens, alten Hauptstadt des Staates New-York. Sein Vater war Lehrer und gar Manches in seinen Arbeiten weist auch Denjenigen, der den Mann nicht persönlich kennt, darauf hin, daß er eine gute, selbst das höhere Wissenschaftliche in sich begreifende erste Erziehung genossen. Das merkwürdige „Bret" in seinem Namen oder gar das ganze

„Bret Harte" ist kein Scherz- oder Federnamen, wie man wohl lange in Europa geglaubt hat und zum Theil noch heute glauben mag. Es ist ein ehrlicher und rechter Name, nur, wie das so oft in Amerika der Fall ist, wo man sich seine Schutzpatrone mit derselben Unerschrockenheit aus der assyrischen Geschichte und der griechischen Heldensage, wie aus dem Bereich der leblosen Dinge oder gar dem der rein willkürlichen und phantastischen Klangbildung holt, ein wenig seltsam. Vollständig lautet dieser Name Francis Bret Harte, aber das Francis ist nun einmal abhanden gekommen; es ist von seinem Eigenthümer selber von allen Titeln seiner Bücher verbannt und auf eine halb geheime Existenz in Literaturgeschichte, Encyclopädien und im Kirchenbuche der Albanyer Kirche beschränkt worden, in welcher Vater Harte seine Kinder taufen ließ.

Als fünfzehnjähriger Junge betrat Bret Harte den Boden jenes Goldlandes, aus dem er ewigere Schätze heben sollte, als irgend einer der Tausende seiner Mit-Argonauten. Was bis Ende der fünfziger Jahre nach dem pacifischen Dorado kam, kam auch auf romantische Weise dorthin. Daß Bret Harte seinen heimischen Verhältnissen durchgegangen war, versteht sich daher fast ebenso von selbst, wie daß er zuerst wirklicher Goldsucher im Innern des Landes war. Was er jedoch und wie wenig er des gleißenden Mammons gefunden, wissen wir nicht, und es ist sehr fraglich, ob er selbst es heute noch weiß. Auch vertauschte er schnell genug das, aller Lockungen ungeachtet, so undankbare Handwerk mit der Mission eines Schullehrers und diese wieder mit dem Beruf eines Setzers, eines Mitgliedes und Würdenträgers der Presse, zwar nur an einem jener journalistischen Unternehmen, wie sie in den neuen Welt überall und sofort aufschießen, wo sich um das erste Dutzend Zelte und Holzhäuser das erste Hundert Personen festgenistet hat. Aber er war damit in sein richtiges Fahrwasser gekommen, in die Literatur, und es bedurfte nur der Erkenntniß seinerseits, daß es der Wander- und Irr-Jahre in den Camps, Gulchs, Flats und Runs der Sierras genug sei, um ihn in San Francisco ein neues Heim, einen neuen Wirkungskreis und bald auch die ersten Erfolge auf jenem Gebiet gewinnen zu lassen, dessen stolze Zierde er heute ist.

Sie haben übrigens nicht gar zu viel Zeit seines Lebens weggenommen, diese Irr- und Wanderjahre in den Camps, Gulchs, Flats und Runs der Sierras. Schon im Herbst 1857 langte er in San Francisco an, der „Bay", wie die junge Capitale im Goldsucher-Rothwelsch hieß. Sie sollte auch ihm zur Bay werden, nach den Stürmen und Schiffbrüchen der furchtbaren Gold-Wildniß und der noch furchtbareren Menschenwildniß, welche sich da draußen paarten, und die jetzt Beide gleich weit hinter ihm lagen. Wieder war es der Setzer-Raum einer Zeitung, der den jungen Weltfahrer aufnahm. „The Golden Era" hieß das Blatt, welches ein Mal in der Woche erschien und den für das damalige San Francisco gar nicht genug anzuerkennenden Ehrgeiz hatte, dem literarisch-schöngeistigen Drange des Californien

jener Tage als journalistisches Sicherheits-Ventil zu dienen, „Die goldene Aera". — Der Name allein war hinreichend, dem echten Californier die begehrenswertheste Zukunft in Aussicht zu stellen. Und es sollte Sinn in dem Klang-Omen liegen. Ehe ein Jahr vergangen, wurde durch einen Zufall, welcher den Eigenthümer des Blattes hinter die von seinem jungen Angestellten nicht nur zu Papier gebrachten, sondern auch sofort in saubern Satz und Druck übertragenen Erstlinge seiner Muße kommen ließ, im Setzer Harte der Dichter Harte entdeckt und seine sofortige Verpflanzung vom Typen-Kasten an ein Redactions-Schreibepult veranlaßt. Und wie es zehn Jahre später ein komisches Gedicht sein sollte, welches seinen Namen plötzlich über die ganze Union trug, so war es auch hier eine jener erzoriginellen Reimereien, in welchen er von jeher die Eigenerscheinungen californischen Lebens festzuhalten verstand, die ihn in die höhere Atmosphäre der geistigen Abtheilung einer Zeitungs-Werkstatt emportragen sollte. Noch ein weiteres Jahr, und der Einundzwanzigjährige war der gemachte Preß-Mensch. An der Spitze eines eigenen Blattes „The Californian" erwarb er sich so klirrende Tagesschriftstellersporen, daß sein journalistisches Ritterthum weithin hörbar und bemerkbar wurde. Den wahren Geist freilich, der in diesem Ritterthum steckte, ahnte damals noch Niemand — derjenige, in dessen Brust er seinen Sitz hatte, am Allerwenigsten.

Doch nicht genug mit dem thätigen und erfolgreichen Zeitungs-Schreiber, der sich Anfangs der sechziger Jahre aus dem halberwachsenen Schatz- und Glücks-Jäger entpuppt hatte, auch ein Ehemann und ein Familienvater wurde in jener Zeit aus dem jungen Gold- und Welt-Fahrer. Ein wohlbestellter, mit allem Regellosen specifisch-californischer Existenz auf's Entschiedenste brechender Ehemann, — eine Würde und eine Bürde, in deren mit jedem Jahre wachsendem Sorgen-Glück auch die Erklärung zu finden ist, daß Pegasus ins Joch ging, das heißt, daß Bret Harte im Jahre 1864 eine, ihm von einflußreichen politischen Freunden zugewendete Stellung in der San Franciscoer Zweig-Münze der Vereinigten Staaten annahm.

Da rauschten denn noch ein Mal die Ströme californischen Goldes durch sein Leben. Noch klingender aber rauschte das Gold californischer Poesie durch seine Seele. Denn jetzt, in den geregelten und behäbigen Verhältnissen, die ihm geworden, jetzt endlich kam ihm die reifende Muße und der große, ruhige Blick, deren er bedurfte, um das Chaos von abnormen Gestalten und abnormen Lebens-Erscheinungen, in deren Mitte er selbst so lange gestanden, in den ebenmäßigen und gewaltigen, in den erheiternden und erschütternden Gebilden des Künstlers auch der übrigen Welt zu vermitteln. Jetzt, — namentlich seit er opferwillige Freunde und einen helfenden Verleger fand, um im Sommer 1868 die Herausgabe des „Overland Monthly" zu beginnen — entstanden die ersten jener kleinen Geschichten (sketches), die seitdem ihren Platz in der großen Weltliteratur genommen haben und welche ebenso durch ihren neuen Inhalt, wie durch die neue Weise, das, was sie sagen

wollten, zu sagen, in Erstaunen setzten. Sie gaben, um es kurz zu fassen, dem Goldlande, welches Alles hatte, nun auch seinen Dichter und poetischen Verklärer, der das zauberische Vermögen besaß, mit ganz kleinen, unbarmherzigen Strichen Gemälde auf seine Leinewand zu bannen, welche die Rührung, das Lächerliche, der Schrecken und die Erlösung selbst sind. Auf's Ueberraschendste maßen sich in diesen Dichtungen die hervorbringerische Art und Weise ihres Urhebers und die Natur seines dichterischen Vaterlandes an einander. Wie diese, so ist er. Nur in ihr vermochte er jenen Adlerblick für alles absonderlich Geartete zu gewinnen, welcher eines seiner schneidigsten Merkmale ist. Nur in ihr, wo das Seltsame das Gewöhnliche ist und der Gegensatz aufhört Gegensatz zu sein, konnte seine dichterisch angelegte Natur zu dem schöpferischen Original gedeihen, das wir in ihm bewundern. Ueber der rasendsten Weltmeer-Brandung wölbt sich dort der lachendste Himmel; wildestes Lawinen- und Felsen-Gestürz droht in Bergseen hernieder, die gleich Kinderaugen blicken; und noch an den grausigsten Hochgebirgs-Klippen blühen unvergängliche Blumen-Geschlechter hinan. Und so wie diese, die ewige Natur, tritt uns die menschliche in Bret Hartes Dichtungen entgegen. Das Grausamste neben der Innigkeit, das Ausgelassenste neben der Tragik, das Feindseligste neben der Selbstkreuzigung und das Gemeinste neben Apotheose! Und das Alles nicht etwa wie einander Ausschließendes, nur zur gegenseitigen grelleren Beleuchtung in einen Rahmen Gezwungenes, sondern, — und hierin liegt das Hauptgeheimniß der Unwiderstehlichkeit Bret Hartes, — als ein elementar Zusammengehörendes, dem nämlichen Boden urwüchsig Entsprossenes. Dem nämlichen Boden, das heißt: dem nämlichen Menschengemüth! Aus dem Boden der Entartung, der Verstocktheit, der Verthiertheit selbst, wie er auf dem Urbrei der frühesten californischen Gold-Invasion breit und greulich obenauf trieb, hat er es verstanden, die Flamme der mitleidvollsten Menschlichkeit, der schrankenlosesten Hingabe, der unbedingtesten Hörigkeit des Menschen zum Menschen auflodern zu lassen. Und nicht etwa als bizarren Theater-Blitz, sondern als echtes Altar-Feuer, dem wir glauben, dem wir uns neigen, wie einer Enthüllung der nie irrenden Natur selbst. Daß wir ihm aber glauben, daß wir uns ihm neigen: das ist Bret Hartes künstlerisches Geheimniß und ist sein künstlerischer Triumph. Das macht diese sketches zu poetischen Thaten, die selbst er in seinen späteren umfangreicheren Productionen nur dort wiederholt hat, wo er sich episodisch aus dem weitgespannten Rahmen in das eingestreute Sonderbild flüchtet. Das macht die wie mit spielendem Pinsel hingeworfenen Figuren Kentucks, Miggles, Tennessees, John Oakhursts, Jack Hamlins, Browns von Calaveras und des weiblichen Abschaums von Poker Flat zu erlösten und verklärten Gestalten. Das macht ihre simplen Geschichten zu evangelienhaften Besiegelungen für das Eine: daß es keinen Bruch mit Menschen-Adel und Menschen-Gesittung giebt, in dessen Abgrund der Alles sühnende Liebestrieb des Einen zum Andern nicht doch hinabdringt!

Es muß dahin gestellt bleiben, ob gerade diese Erkenntniß des Eigen-

werths der Bret Harte'schen Dichtung es war, welche dem, von ihm in's Leben gerufenen und regelmäßig mit Arbeiten aus seiner Feder geschmückten „Overland Monthly" den Erfolg bereitete, welchen es thatsächlich sofort hatte, oder ob dieser Erfolg, soweit des Herausgebers schriftstellerische Betheiligung in Betracht kam, mehr auf Rechnung seiner rein lustig, satyrisch und parodistisch gearteten Beiträge zu setzen war. Genug, der Erfolg war da und ist, was Bret Hartes eigene Betheiligung daran betrifft, später auch außerhalb Califoniens auf's Glänzendste sanctionirt worden. Gleich im ersten Heft erschien: „The Luck of Roaring Camp" und zeigte jenen seiner San Franciscoer Leser, welche ein Auge dafür hatten, den ihnen bis dahin vornehmlich durch den übermüthigen Humor kleinerer Gedichte, gelegentlicher Schilderungen und parodistischer Skizzen nahe getretenen Autor plötzlich im ganzen Zauber eines Beherrschers ureigener Prosa-Darstellung. Ziemlich rasch folgten jetzt auf einander: „The Outcasts of Poker Flat", „Miggles", „Tennessees Partner", Brown of Calaveras", Highwater Mark", u. s. w. Dazwischen Mannigfaltiges in Versen und Prosa, stets voll von der Wärme des unmittelbaren Menschenlebens und dabei doch den Vorhang von einer völlig neuen Welt lüftend, immer aber mit jenem unwiderstehlichen Hauch über Form und innerem Wesen, der, wie er auf kein unmittelbares Vorbild zurückzuführen ist, auch noch keinen glücklichen und berechtigten Nachfolger gefunden. Es war vielleicht Bret Hartes glänzendste Zeit, jene Zeit des „Overland Monthly". Noch stand keine Weltberühmtheit hinter ihm und blickte auf die Blätter hernieder, die sich in stillen Nachtstunden unter seiner rastlosen Hand mit Geschichten und Gedichten bedeckten. Noch war sein Schaffen ein Ringen; die Welt eine unbekannte, unheimliche Größe, um deren Lächeln er noch zu werben hatte; noch seine Meisterschaft eine unbewußte, jenseits der Felsengebirge unbekannte, ihm selbst zweifelhafte. Aber nicht lange sollten diese Zweifel dauern. Es kam jener Herbsttag des Jahres 1870, da das kleine Gedicht vom „Heathen Chinee" in seiner Monatsschrift flügge wurde, von Zeitung zu Zeitung, von da auf alle Lippen großer und kleiner amerikanischer Kinder flog und schließlich, wenigstens unmittelbar, seinen Namen über die ganze Welt tragen sollte. Denn da ihn nun einmal Amerika entdeckt hatte, ging sein Stern auch schnell und glänzend für die transatlantische Welt auf, und vom Sommer 1872 an, da er zugleich mit dem „Overland Monthly" auch die ihm seit 1869 übertragene Professur der neueren Literatur an der Universität von Californien aufgab, um nach New-York zu übersiedeln, hat er im literatur- und lesebeflissenen Europa nicht nur eine mindestens eben so enthusiastische Riesengemeinde besessen, wie in seinem eigenen Lande, sondern auch eine, deren Bewunderung, was ihren Charakter, wie ihre Dauer betrifft, die „rage of the day", die Bret Harte während der ersten Jahre seines neuen Aufenthaltes im Osten, in Amerika war, ganz unbestreitbar übertroffen hat.

Und sie waren Beide wohl verdient, die amerikanische „rage of the

day" sowohl, wie die freudige Rückhaltlosigkeit, mit welcher die alte Welt dem aufgehenden Poeten-Gestirn der neuen Welt einen Platz am eigenen Literatur-Firmament zuerkannte. Im Handumdrehen war Bret Harte so unbedingt der meist übersetzte aller lebenden Schriftsteller, daß er schon im Jahre 1875 seinen Freunden ein ganzes Bücher-Gestell zeigen konnte, welches nichts enthielt als Uebertragungen seines „Luck of Roaring Camp" in allen nur denkbaren Sprachen, das wirkliche Idiom seines „Heathen Chinee" nicht ausgenommen, und das in vielen Fällen schon der bloßen Titel-Uebersetzung halber, — „das Glück des Brüllatenlagers" ist ein deutsches und „La fortuna del Campo clamoroso" ein italienisches Exemplar des reichen Flors von Uebersetzungs-Blüthen, der auf diesem Anger umdichtender Kunst gewachsen — eine eingehendere Inspection lohnte. Und als im Herbst 1875 das Erscheinen seines umfangreichen Romans: „Gabriel Conroy", der in zwölf monatlichen Fortsetzungen in „Scribners Monthly" publicirt werden sollte, angekündigt ward, erschien in Deutschland allein fast gleichzeitig die Anzeige der bevorstehenden Veröffentlichung von vierzehn Uebersetzungen, über deren Autorisation durch den Verfasser bei dieser Gelegenheit aus wirklich autorisirter Quelle allerlei Lustiges einfließen könnte, wenn persönliche Bescheidenheit es nicht verböte.

Zwischen den Beginn der New-Yorker Thätigkeit Bret Hartes und das Erscheinen des „Gabriel Conroy" fällt die successive Veröffentlichung einer stattlichen Reihe neuer Erzählungen, „sketches" und Gedichte, in den vornehmsten Zeitungen und Zeitschriften New-Yorks und Bostons, welche, gleich danach zu neuen Sammlungen vereint, die Bret Harte'schen Buch-Ausgaben um verschiedene Bände vermehrten. Ein anderer Band wurde unter dem Sammel-Titel „Condensed Novells" mit einer Zusammenstellung einer Serie wahrhaft köstlicher Parodien neuerer Romandichter angefüllt, welche der Verfasser schon in seinem „Californian" hatte erscheinen lassen, und die wohl das Erheiterndste und Schneidigste sind, was die parodistische Literatur unserer Tage hervorgebracht hat. Von den neuen Erzählungen dieser Jahre, unter denen sich mehr als eine Arbeit befand, welche den Gaben der San Franciscoer Zeit des Poeten in voller Ebenbürtigkeit zur Seite steht, seien hier besonders erwähnt: „The rose of Tuolumne", A chapter from John Oakhursts life", „The fool of five forks". Wan lee the pagan" (Letzteres ein dichterisches Pronunciamento zu Gunsten des Chinesen in Californien von hinreißendem Humor und zugleich von edelsten Pathos der Humanität) und die größere Erzählung, „An episode of fiddletown".

Mit „An Episode of Fiddletown", in welcher zum ersten Mal die unbezahlbare Gestalt des Colonel Culpepper Starbottle, eines der Cabinetsstücke aus des Dichters Argonauten-Galerie, in voller Breite und Ausführlichkeit erscheint, und mit den mehr burleske gehaltenen, aber in diesem Genre ganz unwiderstehlichen „Mrs. Skaggs Husbands" hatte Bret Harte den Schritt von der „Sketch" zur größeren Erzählung, zur Novelle ausgeführt. Mit dem

Digitized by Google

„Gabriel Conroy" betrat er das Gebiet des großen Romans. Das Buch erschien 1875 und war über die ganze Welt das buchhändlerische Ereigniß des Jahres. Es wurde im Original und in Uebersetzungen, welche in allen Sprachen nur so aus der Erde sprangen, ladungenweise verkauft. Auch durch das Glück, welches es beim Publikum, namentlich dem europäischen und hier zunächst wieder dem Deutschen, machte, entsprach es den darauf gesetzten Hoffnungen. Freilich nur mehr auf den ersten Anlauf als in wahrhaft nachhaltiger Weise. Dem ersten allgemeinen Leserausch sollte eine gewisse, unverkennbare Ernüchterung folgen. In Amerika trat sie sogar sehr bald ein. Auf der anderen Seite des Oceans später und Dank einer, für Bret Harte von jeher nur eine Art bräutlicher Zärtlichkeit habenden Kritik in ungleich schonenderer Form. Aber sie trat doch ein, und was das Schlimmste ist, nicht ohne guten Grund. Das Buch verstand zu erobern, aber das Behaupten war ungleich weniger seine Sache. Es beginnt, wie ein Coloß, und man kann wohl sagen, daß die Bücher, welche gleich auf ihren ersten Seiten solche Gewalten entfesseln, wie es hier in den Schilderungen des Hunger-Lagers in den Sierras geschehen ist, sich überhaupt an den Fingern herzählen lassen. Aber das Ende weiß von solchem Anfang nichts mehr, und von der Mitte des zweiten Bandes an tritt die moderne Sensations-Schablone, wie sie namentlich durch das Bedürfniß der englischen und amerikanischen Durchschnitts-Lesewelt ausgebildet und gezeitigt worden ist, in eben so vordringlicher, wie, da es sich um Bret Harte handelt, unbegreiflicher Weise an die Stelle der ureigenen Schöpfung, welche sonst das erste Eigenthum dieses Schriftstellers ist. Um es kurz zu sagen: wie bedeutend der Roman auch in seiner Conception ist, wie er von den originellsten und mächtigsten Einzelheiten förmlich strotzt, mit welchen Vollblut-Gestalten hochinteressanter Art der Verfasser seine verschiedenen Schauplätze bevölkert und welche culturhistorischen Lichter er dem Ganzen aufzusetzen weiß, — schließlich ist er in diesen drei Bänden doch nur räumlich über sich und seine frühere Production hinausgegangen, nicht dichterisch und künstlerisch. In dem Augenblick, wo er glaubte, sich mit Hilfe eines äußerlich ungleich weiter, als bisher gespannten Rahmens aller Beschränkung ledig fühlen zu dürfen, wurde sein Reichthum sein Verhängniß. Er wächst ihm zuletzt derartig über den Kopf, daß er kaum noch den Versuch macht, ihn zu Rathe zu halten, ihn einzudämmen, die Fülle des Echten von dem überwuchernden Unechten zu sichten. Eine ebenmäßige Composition, ein planvolles Auseinanderhalten, Etwas, wie epische Disciplin und Oekonomie sind nur so lange wahrzunehmen, als es die Schürzung der verschiedenen mit unleugbarer Kunst eingeschlagenen Fäden gilt. Kaum scheint dieselbe bewerkstelligt, so fallen diese Fäden auch aus den Händen, welche sie zusammengetragen und zusammengeschlungen. Statt eines kunstvollen Knotens haben wir plötzlich ein allgemeines Wirrsal vor uns. Und wo es zur Entwirrung kommt, scheinen dem Verfasser die gewaltsamsten Mittel nur gerade gut genug. Das Neue und Ueberraschende

artet zur brutalen Sensation aus (siehe: Die Vertheidigung Gabriel Conroy's im Schlußbande mit Hilfe von Erdbeben und fallenden Statuen) und die Entwicklung wuchert in die Romantik des Colportage-Romans hinüber (siehe: Die zur indianisch-spanischen Dolores umgefärbte Grace Conroy!). Man hat zuletzt das Unwahrscheinlichste und Unnatürlichste in den Kauf zu nehmen und gelegentlich sogar zuzuschauen, wie dasselbe die an sich durchgehends meisterhaft gezeichneten Hauptfiguren „aus der eigenen Haut zu fallen" zwingt, ohne doch das Buch, selbst um diesen Preis, zu einem befriedigenden Schluß gebracht zu sehen. Der Verfasser erscheint nicht mehr von seiner Erfindungsgabe getragen, sondern fortgerissen von ihr und fortgewirbelt, und man muß schließlich noch froh sein, daß das in seiner ursprünglichen Anlage so erstaunliche, in seinen Einzelheiten einen so überwältigenden Reichthum athmende Werk doch noch wie ein auf den Strand aufgefahrener Meerkönig endet, nicht als ein im vollen Schiffbruch in ein Chaos von Trümmern geworfenes Wrack auseinandergeht.

Und doch — um nach den rückhaltlos ausgesprochenen schweren Bedenken gegen das Buch nun, um so leichteren Herzens zu dem Erstaunlichen und überwältigend-Reichen desselben zu kommen — wie dankbar hat die literarische Welt dem Argonauten-Dichter für den „Gabriel Conroy" zu sein! Durch welche Anhäufung des wahrhaft Interessanten, Bedeutenden und Erschütternden weiß uns dieser Roman, der ganzen Wucht seines, oben eingehend dargelegten Cardinal-Fehlers zum Trotz, zu unterhalten, zu fesseln, in der tiefsten Seele zu packen. Keine Glanzseite des großen Humoristen, vom tragischsten Pathos bis zur unwiderstehlichsten Komik, die nicht gelegentlich in diesen drei Bänden zu ihrer glänzendsten Entfaltung gelangt. Keine Eigenart des vollendeten Menschen- und Situationen-Malers, die darin nicht an einer oder der anderen Stelle ihr Ursprünglichstes bietet. Keine menschliche und dichterische Liebenswürdigkeit, mit welcher der Poet im engeren Rahmen so oft unser Wohlthäter geworden, welche uns ihm nicht auch in dieser weit ausgesponnenen Arbeit wieder und immer wieder zu eigen macht. Vor allen Dingen aber, und damit ist derjenige Punkt berührt, welcher allein hinreichen muß, diesem Roman einen dauernden Werth zuzusprechen, — ist es, wenn auch noch immer und ausschließlich nur Californien, doch eine ungleich weitere Welt, in welche wir darin geführt werden, als das Leben und Treiben der Gold-Invasion allein, welches bis dahin den einzigen Inhalt der Schilderungen des Dichters gebildet hatte. Mit dem selbstbewußten Ehrgeiz des Cultur-Novellisten hat er im Gabriel „Conroy" dem argonautischen Californien der Sierras und dem damit im unmittelbarsten Zusammenhang stehenden jungen Großstadt-Leben San Franciscos das mexikanische Californien der alten spanischen Besiedelung entgegen gestellt. Mit dem selbstbewußten Ehrgeiz des Cultur-Novellisten und mit der vollen Kraft eines solchen! Bild an Bild dieser contrastirenden Art drängt sich in dem Roman, und die menschlichen Gestalten dieser Bilder leben und

zwingen sich mit ganzer Bret Harte'scher Unwiderstehlichkeit unserem Sinn als unantastbare Typen auf. Und mehr als das, — wir fühlen, daß ein Stück moderner amerikanischer Geschichte selbst hinter diesen Typen steht. Eine Volks-Vergangenheit und eine Volks-Zukunft sehen sich in ihnen, wie die zerrinnende Dämmerung und der junge Tag, ins Gesicht. Auf der einen Seite: die noch unter den Lumpen ihrer Verkommenheit steif-ceremoniellen Hidalgos, welche das Nichtsthun und die Fälschung californischer Land-Titel zum Erwerb machen; ihre faullenzenden, Cigaretten rauchenden Frauen; ihre Alles beherrschenden Priester; und das wie in subtropischer Sonnengluth und Weihrauch-Duft erstarrte Leben auf den Missionen, Presidios und Ranchos, angesichts dessen man nicht mehr weiß, wo die Grandezza aufhört und die Dornröschen-Wirthschaft anfängt, — das Alles, trotz seiner Fremdartigkeit, wie zum Greifen plastisch und in überzeugendster Wesenhaftigkeit hingestellt. Das Bild der Stagnation ist vollkommen. Auf der andern Seite, mit der nämlichen Plastik und Ueberzeugungs-Gewalt geschildert: die neue Sündfluth der „Americanos" mit aller Quecksilbrigkeit, aller Verschmitztheit, aller Gier nach Erwerb und allem Hunger nach Aufregung und Genuß des goldsuchenden, handelnden, unternehmenden Yankeethums! Es ist ein Stück von historischem Darwinismus, wie es elementarer und logischer nicht gedacht werden kann, und es ist durchaus nicht zu viel, wenn man sagt, daß man hier an der Hand des erzählenden Poeten den heute bereits der Geschichte angehörenden Absorbirungs-Proceß, der sich nach 1848 am Stillen Ocean vollzogen und in diesen dreißig Jahren aus der halb sagenhaften spanischen Mission des heiligen Franciscus mit ihren fünfhundert Menschen eine amerikanische Weltstadt mit einer Viertelmillion Bewohner gemacht hat, noch ein Mal leibhaftig mit durchlebt. Man begreift es nach der Lectüre dieses Buches, daß von dem spanischen Californien, welches fast bis zur Conquista des Cortez zurückdatirt, heutigen Tages eigentlich nichts mehr übrig ist, als die Legion castilianischer Heiligen-Namen, mit denen die Karte des Goldlandes besät ist. Schon die Fülle der Typen, welche jene neue amerikanische Sündfluth herbeitrug, mußte die erbgesessenen pacifischen Dons in Wirklichkeit ebenso erdrücken, wie sie es in dem Bret Harte'schen Roman thut. Diese Poinsetts, Dumphys, Jack Hamlins, Starbottles, Gabriel Conroys, die Frauen vom Schlage der Julie Devarges nicht zu vergessen, sind geistig oder physisch von so unendlicher Ueberlegenheit, daß nach den einfachsten Kampf-ums-Dasein-Gesetzen ihr bloßes Erscheinen genügen mußte, dem ganzen spanischen Spuk der Don Juan Salvatierras, der Victor Ramirez, der Don Pedros den Garaus zu machen und selbst herrschgewohnte Priester vom Schlage des Padre Felipo an das Ende aller spanischen Dinge auf californischen Boden denken zu lassen. Nicht minder charakteristisch und umrißbestimmt sind die Schilderungen der Zustände und des Treibens in der jungen Hauptstadt San Francisco. Auch hier ist die Zeichnung genau nach der Natur der Verhältnisse oder, je nachdem diese Verhältnisse sind, genau

nach ihrer Unnatur hingeworfen. Und zu welcher humoristischen Schneidigkeit spitzt sich in letzterem Fall die Darstellung zu, wie übermüthig quillt die Ader der Satire, wie schlagend ist der Witz, welcher im gebotenen Augenblick dem Verfasser zur Verfügung steht, im geradezu blendenden Abstich zu dem markerschütternden Pathos, mit welchem die Wunderleistung der ersten Capitel vollbracht worden ist, oder zu dem melancholischen Dämmerlicht, welches über den spanischen Partien des Buches liegt! Es ist eben der poetische Intuitions-Mensch Bret-Harte, welcher aus diesen Glanzpartien seines umfangreichsten Werkes mit der nämlichen ursprünglichen Kraft zu uns spricht, wie er so oft aus seinen kleinen Goldlager-Geschichten zu uns gesprochen, und welchem in diesem umfangreichsten seiner Werke nichts gefehlt hat, als die weise Kraft der Beschränkung und der unfehlbare Künstler-Takt die jenen kleinen Geschichten ihren dauernden Platz in der Welt-Literatur gesichert haben, um darin nicht nur ein unendlich reiches und außerordentlich belehrendes und fesselndes, sondern auch ein wahrhaft vollendetes Buch zu geben.

Noch ein Mal betrat Bret-Harte den Boden des spanischen Californiens, in der 1877 erschienenen „Story of a Mine“, einer größeren Novelle“, in welcher es sich wie im „Gabriel Conroy“ um den Besitz-Titel einer Mine handelt, welcher durch eine spanische Fälschung ihrem rechtmäßigen Eigenthümer entzogen wird. Der Erzählung liegt die factische Geschichte eines derartigen Besitztitel-Streits zu Grunde, welcher schließlich vor den Congreß gelangte und hier Jahre lang hingezogen und verschleppt wurde. Die in Washington spielende zweite Hälfte der Novelle giebt dem Verfasser reichliche Gelegenheit, das officielle Treiben der amerikanischen Bundes-Hauptstadt in seiner charakteristischen Art und Weise festzuhalten und namentlich in der Gestalt des Volksvertreters Gashwiler seiner Typen-Galerie einen zwar nicht kalifornischen, aber dafür um so amerikanischeren Charakter-Kopf hinzuzufügen, welcher zwar nicht sehr schmeichelhaft, aber dafür von um so frappirenderer Realistik und Wahrheit ist. Ungleich idealerer Natur ist die Gestalt des „großen Senators“, mit dessen Einführung in das Buch des Verfasser offenbar eine Huldigung für den verstorbenen Charles Sumner beabsichtigt hat, und der denn auch durch seine Intervention schließlich nicht nur dem Recht, sondern auch dem Herzens-Roman, um den es sich in der Erzählung handelt, zum Triumph verhilft. Als ein Beweis für den hohen Werth, welchen Bret Harte auf seine Volksthümlichkeit in Deutschland legt, mag hier erwähnt werden, daß er „the Story of a Mine“ einem seiner frühesten deutschen Uebersetzer mit den Dedications-Worten gewidmet hat: „To** Esq. whose clever translations of my writings have helped to introduce me to the favor of his countrymen, both here and in Germany, this volume is heartily dedicated“. Es war bis dahin die einzige persönliche Zueignung, welche der Dichter einem seiner Bücher vorausgeschickt.

Der östliche Abstecher, welchen Bret Harte in der zweiten Hälfte von

„The Story of Mine" gemacht, war übrigens nicht der erste Ausflug dieser Art vom Boden seiner californischen Dichter-Heimath. Schon kurz vorher hatte er die frappirende Gestalt des Congreß-Repräsentanten Pratt C. Gashwiler zum dunkeln Mittelpunkt einer kleinen Washingtoner sketch gemacht, welche zu dem Charakteristischsten und Ergreifendsten dieser Art gehört, das er überhaupt geschrieben. Sie führt den Titel „Mr. Dobbs, the Office-Seeker" und ist sowohl in der erschütternden Schilderung des amerikanischen Aemterjäger-Jammers, wie in dem humoristischen Beiwerk von der ersten bis zur letzten Zeile Bret Harte'sches Vollblut. Noch uncarlifornischer aber war er in einer andern, größeren Erzählung, „Thankful Blossom", gewesen, in der er gar in die Zeit des amerikanischen Unabhängigkeits-Krieges zurückgegriffen und in der Hauptfigur Washingtons, wenn auch kein pomphaftes historisches, so doch ein so anziehendes menschliches Portrait gegeben hatte, daß man mit Freuden auf alle geschichtliche Apotheose verzichtet, so lange man das reizende Buch in der Hand hält. Ueberhaupt ist es die umfangreichere Erzählung, das Wort im Sinne des deutschen „Novelle" genommen, welche Bret Harte seit dem „Gabriel Conroy" mit besonderer Vorliebe und, ohne dabei seinem poetischen Lebens-Element, der kleineren „sketch" untreu zu werden, mit einem Erfolg cultivirt hat, welcher bei seiner großen Productivität doppelt erstaunlich ist. Es gehören hierher „The two Saints of the Foot-Hills" (1878), The Twins of the Table Mountain" (1879), How Jefferson Briggs won his Wife" und „A Gentleman from Laporte" (1880). Sie alle erschienen in gleichzeitigen, vom Verfasser autorisirten Uebersetzungen in hervorragenden deutschen Zeitschriften und haben nicht wenig dazu beigetragen, die große Gemeinde, welche der amerikanische Dichter in Deutschland besitzt, in der Treue für ihren Liebling zu erhalten und zu festigen.

Es sind jetzt nahezu zehn Jahre her, daß die erste Kunde von Bret Harte nach Deutschland kam. Freiligrath, in gleich hohem Grade der Meister umdichtender, wie dichtender Kunst, brachte sie. Und zwar waren es Gedichte, in welchen er das californische Literatur-Phänomen sein deutsches Debut machen ließ. Dasselbe fand in der „Gegenwart" statt und war, um im Theater-Jargon zu bleiben, vom durchschlagendsten Erfolg begleitet. Auch in Amerika waren es, wie wir gesehen haben, Verse, welche Bret Harte zuerst zum Mann des Tages machten, aber keineswegs Verse derselben Gattung, wie jene, welche ihm den Weg zum Herzen Deutschlands bahnten. Der Amerikaner will gekitzelt und gepackt, der Deutsche erheitert und ergriffen werden. Und so war es nur naturgemäß, daß auf dieser Seite des Oceans die Gedichte von der Art des „Heathen Chinee" des „Pliocene Skull" und der „Society upon the Stanislaus" in geradezu beispielloser Weise populär wurden, während man drüben vornehmlich in „Dickens in the Camp", in dem hinreißenden „Spring Song" und verwandten Poesien jenen neuen Ton entdeckte, mit welchem sich der pacifische Goldfinder für immer in das

germanische Gemüth singen sollte. Bret Harte hat sehr fleißig Verse gemacht. Es liegen heute im Ganzen drei Bände Poesien von ihm vor: „Echoes of the Foot-Hills“, „Poems“ und „East and West Poems“. Einen eigentlichen Lyriker lernen wir in diesen Bänden nicht kennen. Humoristisches, das poetische Augenblicks-Bild, die versificirte „sketch“ und Balladenartiges bilden fast ausschließlich ihren Inhalt. Wie nicht anders zu erwarten, ist ihr Autor auch hier vorwiegend Californier. Sie ist eben die Unerschöpflichkeit selbst, die Mine, welche sich ihm einst in dem Goldlande am stillen Ocean aufgethan hat. Auch der Verse-Schreiber hat immer neues Edelmetall aus ihr zu fördern gewußt, und wenn er mit dieser Ausbeute ungleich weniger über die englisch redende und englisch lesende Welt hinausgedrungen ist, als in seinen in Prosa geschriebenen Dichtungen, so ist die Schuld lediglich darin zu erblicken, daß in diesem Fall die Ummünzung seines Goldes fast immer unüberwindliche Form-Schwierigkeiten bietet und daß die Freiligraths nicht minder selten sind, wie die Bret Hartes. Gelegentlich befleißigt sich der Poet allerdings auch eines einfacheren Vortrags, in welchem Fall er dann nicht nur dem Uebersetzer die Möglichkeit eines erfolgreichen Angriffs bietet, sondern auch der eignen Dichtung durchaus keinen Eintrag thut. Die beiden nachstehenden Gedichte, welche bisher nur in Zeitschriften erschienen, ihrer weiterreichenden Veröffentlichung in einem demnächst erscheinenden Bande Bret Harte'scher „Poems“ harren, gehören zu dieser Kategorie. Das eine ist dem specifisch californischen Humor unsres Dichters entsprossen und hat darum den Vortritt.

Thompson von Angels*).

Hört die Geschichte von Thompson, von Thompson, dem Helden von Angels!
Häufig betrunken war Thompson, doch stets mit Fremden manierlich;
Hurtig und leicht war der Druck seines Fingers auf dem Revolver, —
Groß das Sterben in Folge so leichten und hurtigen Druckes.

Dennoch weder zufrieden, noch froh war Thompson von Angels
Oft vielmehr im Ton herzbrechenden Kummers erseufzt er:
„Was nur mäh' ich die Jugend, die achtlos in den Bereich sich
Meines Revolvers verirrt, vergessend, wie hurtig und leicht er?

Was nur zwinkert mir zu der Wundarzt, kreuzt er den Weg mir?
Was nur lächelt der Todtenbestatter und blickt mir der Steinmetz
Vom halbfertigen Grabstein nach? Warum der Respect mir,
Der ich die Unschuld selbst, — bis auf den hurt'gen Revolver?“

Also bei sich sprach grübelnd der Mann, sprach Thompson von Angels,
Lächelte bitter, indeß nachsinnend er schritt durch die Waldung.
„Was nur?“ hallt ihm zurück das Oliven-Dunkel der Tannen;
„Was nur — fürwahr?“ nachspottet der Salbey unter dem Fuß ihm.

* * *

*) Angels ist der Name einer kalifornischen Pionier-Niederlassung.

Lieblich dämmert der Morgen, erleuchtend die Schenke von Angels,
Allwo mannhaft und stark versammelt die Blüthe des Ortes.
Sechs thun Zucker zum Schnaps, indessen Neune dem Schenken
Lächelnd ertheilen den Wink: „Uns unverfälschet die Ladung!"

Plötzlich dem Habicht gleich, der in das Gehöfte herabschießt,
Allwo still vergnügt die Hühner sich picken ihr Körnlein,
So in den festlichen Schenkraum schießt jetzt Thompson von Angels
Grimm und im vollen Gefühl seines leichten und hurt'gen Revolvers.

Nicht verliert er ein Wort; den Rock nur wirft er zur Erde,
Tanzet den Kriegestanz dann des lustigen, doch tückischen Modok;
Stößt ein Geheul darauf aus, und endlich die Worte der Forderung:
„Hierher geblickt, ich bin des Gebirgs Helm-tragender Adler!"

Drauf erhob sich ein Männlein, von Fieber geschüttelt und bläßlich,
Langsam schritt er und stille heran, höchst schwach auf den Beinen,
Zog dann auch 'nen Revolver und piepst, fest zielend auf Thompson:
„Hierher geblickt, ich bin des Thals kahlköpfige Schnepfe!"

Wie, vom Jäger gescheucht, Australiens Känguruh aufspringt,
Satz um Satz dann enteilt, sich in die Gebüsche zu schlagen,
Also enteilt des Gebirges Helm-tragender Adler, doch hinter
Ihm, gelegentlich schießend, des Thals kahlköpfige Schnepfe.

Schweigend steht um den festlichen Schenktisch die Blüthe von Angels,
Lauschend dem fern und ferner verhallenden Knall der Revolver,
Nimmer kehrt zurück des Gebirgs Helm-tragender Adler,
Nie ward wieder gesehen des Thals kahlköpfige Schnepfe.

* * *

Aber wenn je im Flecken von Angels Drohungen fallen
Und nach Sühne durch Blut der beliebigste, winzigste Zwist schreit:
Dann gedenkt man noch heut' des letzten Helden von Angels —
Ach, und beklagt, daß dahin „des Thals kahlköpfige Schnepfe".

Was der Rauchfang sang.

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und die Frau hebt erschreckt ihr Kind empor,
Feucht quillt es ihr aus dem Aug' hervor,
Sie denkt des Andern, das jüngst sie verlor, —
„Wie haß' ich den Nachtwind im Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und die Kinder starren bang und verzagt:
„Eine Hex' ist's, welche die Nacht durchjagt,
„Ein Elfen-Horn, welches die Nacht durchklagt, —
„Uns graut vor dem Nachtwind im Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und der Mann blickt auf des Feuers Schein
Und denkt bei sich: „Die Nacht wird es schnei'n,
„Und Holz ist rar, und der Taglohn klein, —
„Ausbessern muß ich den Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Doch der Dichter lauscht und lächelt lind,
Denn er ist Mann und ist Weib und Kind,
Und spricht: S'ist der Weltgeist selbst, der den Wind
„Harmonisch beseelet im Rauchfang!"

Es erübrigt noch ein Wort über die dramatischen Versuche Bret Hartes zu sagen. Er hat deren zwei gemacht: einen allein, den andern in Gemeinschaft mit Mark Twain, den die Amerikaner so gern ihren Humoristen par excellence nennen, und der doch nur ein, in seiner Art allerdings superber Literatur-Buffo ist. Keines von diesen beiden Stücken hat Glück gemacht. Nicht einmal ein rechtes augenblickliches Aufsehen wollten sie machen. Das erste, welches Bret Harte allein zum Verfasser hatte und 1876 auf die Bühne gebracht wurde, führt den Titel „Two Men of Sandy Bar" und war die dramatisirte Verquickung von zwei verschiedenen Geschichten aus des Dichters „Tales of the Argonauts". Es lieferte im Ganzen nur den Beweis, den man schon so oft von ausgezeichneten Novellisten, die sich der Bühne zuwenden, geliefert gesehn: daß Leute, welche die poetischsten und dramatischsten Scenen zu schaffen vermögen, darum doch noch lange keine dramatischen Dichter sind. Zudem hatte sich der Verfasser herbeigelassen, sein Stück nach amerikanischer Unsitte eigentlich nur um einer bestimmten Rolle für einen „Star"-Schauspieler willen, — in diesem Fall für einen New-Yorker Komiker, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den famosen Obersten Culpepper Starbottle auf der Bühne zu verkörpern — zu schreiben. Und so konnte es denn kaum überraschen, daß trotz der echt Bret Harte'schen Charakteristik der Hauptgestalten, trotz zwei oder drei herrlicher Einzelscenen und trotz eines überraschend gelungenen zweiten Actes Alles in Allem, doch nur ein theatralisches Wagniß zu Tage kam, das deutlich zeigte, welche Gefahren gerade dieses Novellendichters harren mußten, sobald er sich aus seiner epischen Wild- und Wald-Natur heraus zum ersten Male in die künstlich-enge Begrenztheit der gemalten Coulissen zwängen würde. Trotz alledem hätte das Publikum eine ungleich größere Bereitwilligkeit gezeigt, sich einfach an das viele Gelungene in der ersten dramatischen Production eines Schriftstellers zu halten, der ihm auf andern Literatur-Gebieten so Vieles und so Vollendetes gegeben, hätte nicht die Tages-Kritik in einer wahren Wegelagerer-Laune die Gelegenheit ergriffen, den Dichter für die Notorietät zu züchtigen, die er sich in ihren Augen nicht so sehr durch seine Leistungen als vielmehr durch die rücksichtslose Vornehmheit erworben hatte, mit welcher er sich von jeher über alles literarische und journalistische Coterien- und Cliquen-

Wesen gestellt hatte. Sie glich einem Schwarm ausgehungerter Raben, diese New-Yorker Zeitungs-Kritik, wie sie sich da auf ihr langersehntes Fest-Mahl stürzte. Es war geradezu zu bewundern, war anzustaunen, was diese Kritik der Arbeit eines Mannes gegenüber leistete, der, wie Keiner vor ihm, dem amerikanischen Volk einen unbestrittenen Vertreter-Sitz im Parlament der Welt-Literatur erobert hat! Kaum die ältesten und angesehensten Blätter zwangen sich so viel Anstand gegen sich selbst ab, wenigstens in der Form anständig gegen den Dichter des „Luck of Roaring Camp" zu sein. Alle übrigen waren hart und rücksichtslos bis über die Grenze des Erlaubten, verschiedene geradezu gemein. Gemein, — es war der einzige Ausdruck, der paßte. Nicht Kritiken, Infamien sind es gewesen, mit denen sie dem Stück und seinem Verfasser begegneten. Infamien, was den Ton, was die unverhüllte Schadenfreude, was die breit zur Schau getragene hämische Wollust anbelangte, als Marsyase ein Mal den Apoll schinden zu können.

Nicht ganz so gehässig gestaltete sich der Mißerfolg des zweiten Stückes „Ah Sin", zu dessen Herstellung sich Bret Harte im darauf folgenden Jahre 1877 mit Mark Twain vereinte. Die Doppelarbeit ist wenigstens belacht worden. Nachdem sie Bret Harte Gelegenheit gegeben hatte, in einer grandiosen Lynch-Gerichts-Scene des Schluß-Acts die ganze Klaue des californischen Löwen zu zeigen, ermöglichte sie es seinem Mitarbeiter, zu den bunten Possen, mit denen er den zweiten und dritten Act angefüllt hatte, bei der ersten New-Yorker Aufführung auch noch aus der Proсceniums-Loge, in welcher er sich befand, eine komische Rede an das Publikum zu halten, die wirklich von sich reden machte. Charakteristisch für Bret Harte war dabei der Umstand, daß er, als das Stück ein Paar Wochen vorher probeweise in Washington aufgeführt worden war, und man, nachdem Mark Twain auch hier bereits seine Rede probirt hatte, nun auch Bret Harte zu sehen verlangte, damit entschuldigt wurde, daß er in New-York sei, während er in New-York, als sich genau dasselbe ereignete, dem Publikum als in Washington weilend, angezeigt werden mußte! Er hat beide Male an dem Triumph, dem er entging, nicht viel verloren. Der Titel des Stücks ist mongolisch, das Stück selbst soll californisch sein. Ah Sin ist der aus einem halben Dutzend Argonauten-Geschichten bekannte californische Chinese, welcher, ganz wundervoll als Bret Harte'sche Episode, hier zur Hauptperson einer Mark Twain'schen Farce auseinander gereckt ist, in welche Bret Harte, sehr zu ihrem Schaden, ein Paar wirklich starke Scenen hineingeschrieben hat. Sehr zu ihrem Schaden, denn er hat den lustigen Blödsinn um sein Bestes, um seine Einheitlichkeit, seine ungestörte Wirkung gebracht. Trotzdem konnte das Stück, da die Rolle des Chinesen in einem jungen New-Yorker Schauspieler einen geradezu Sensation machenden Darsteller fand, eine immerhin erfolgreiche Rundreise durch die Vereinigten Staaten ausführen, und die vereinigten Namen Bret Harte und Mark Twain hielten sich auf den Theater-Zetteln der Saison von 1877 zu 1878 schließlich noch viel, viel länger, als es bei dem abnormen Charakter

dieses literarischen Beilagers zwischen Welt-Humorist und amerikanischem Clown wünschenswerth war.

Seit 1878 lebt Bret Harte in Europa. Neuerdings als amerikanischer Consul in Glasgow, bis dahin in der gleichen Eigenschaft in Crefeld, dessen industrielle Bedeutung die Unions-Regierung vor einigen Jahren veranlaßte, daselbst eine eigene Consular-Agentur zu errichten. Von Zeit zu Zeit taucht das Gerücht auf, daß der ehemalige Goldsucher der neuesten Welt ein umfangreicheres Werk unter der Feder habe, in welchem er seine in der alten Welt gemachten Beobachtungen niederlegen, sich mit den in ihr gemachten Erfahrungen dichterisch auseinanderzusetzen gedenke. Wer wollte nicht wünschen, daß sich gerade dieses Gerücht bewahrheite? Aber auch ohne seine Erfüllung, wer wollte glauben, daß es mit dieser Dichterkraft auf die Neige ginge? Wer, der ihn liebt, vermöchte es? Wer, der sich selbst liebt? Hieße es nicht, sich selber ärmer machen? Nein, — das goldene Vließ, welches Bret Harte aus dem fernen Dorado der californischen Sierras der Welt heimgebracht, war kein jasonisches Dämonen-Gut, dessen trügerischer Glanz unter andern Sonnen erlischt und Unheil und Enttäuschung sowohl denen bringt, die es tragen, wie denen, welche an seine Pracht glauben. Es ist echtes und lauteres Gut, und der Quell, dem unsres Dichters Schaffen entspringt, mag wohl einmal ein wenig sparsamer fließen, — vom Versiegen kann dort keine Rede sein, wo die ewige Natur selbst den vollsten Segen gesprochen!

Zur Naturgeschichte der Prätendenten.

Historische Skizzen

von

Alexander Brückner.

— Dorpat. —

I.

Schopenhauer hat der Geschichtsforschung den Vorwurf gemacht, sie sei keine Wissenschaft, weil ihr der Grundcharakter jeder Wissenschaft fehle: die Subordination des Gewußten, statt deren sie nur die Coordination aufzuweisen habe. Daher gebe es kein System der Geschichte: sie sei nur ein Wissen, keine Wissenschaft. Sie erkenne, sagt Schopenhauer weiter, nicht das Einzelne mittelst des Allgemeinen, sondern müsse das Einzelne unmittelbar fassen und so gleichsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen. Die Wissenschaften, heißt es ferner bei Schopenhauer, da sie Systeme von Begriffen sind, reden stets von Gattungen; die Geschichte redet nur von Individuen; sie wäre demnach eine Wissenschaft von Individuen, was einen Widerspruch besagt; die Wissenschaften reden von dem, was immer ist; die Geschichte dagegen redet nur von dem, was einmal ist und nicht wieder u. s. w.

Dagegen wäre zunächst daran zu erinnern, daß die Wissenschaften selbst ein Product der Geschichte, daß sie geworden sind. Die Wissenschaft der Wissenschaften, die Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Entwickelung zeigt, daß nichts ist, sondern, daß Alles wird, daß etwa die Naturbeschreibung zur Physiologie, die Alchymie zur Chemie, die Astrologie zur Astronomie geworden ist. Alle Wissenschaft geht aus vom Beobachten der Thatsachen und dieses führt erst zum Erkennen allgemeiner Principien: es kommt darauf an, daß eine Summe gezogen werde.

Wer wird leugnen, daß die Geschichtsforschung nur ausnahmsweise den Versuch gemacht hat von dem Einzelnen fortzuschreiten zur Betrachtung des Ganzen, den Sinn der unzähligen Thatsachen „nicht herauszubuchstabiren im Einzelnen, sondern herauszulesen im Ganzen“ (Gervinus).

Aber es ist ein Streben in dieser Richtung wahrzunehmen. Dahin gehören die Versuche Vicos, das scheinbar Zufällige als Nothwendiges zu erkennen, durch Vergleichung analoger Erscheinungen eine historische Physiologie herzustellen; dahin gehörte das Umhertasten Montesquieus, Humes u. A. nach allgemeinen historischen Gesetzen, nach allgemeinen Gesichtspunkten für die Beurtheilung und das Verständniß historischer Erscheinungen; dahin gehört der geistreiche, aber im Wesentlichen verfehlte Versuch Buckle's, das Wesen des Fortschritts als eines solchen darzustellen, welcher sich nur auf dem Gebiete der materiellen und intellectuellen, nicht aber auch auf demjenigen der ethischen Entwickelung vollzieht.

Sind alle Wissenschaften geworden, so kann auch die Geschichtsforschung, selbst wenn sie es jetzt noch nicht wäre, eine Wissenschaft werden.

Ob aber eine Naturwissenschaft?

Die Naturwissenschaften sind der Inbegriff des Ganzen der Erfahrungserkenntniß aller uns zugänglichen Wahrnehmungen der Natur. Soll aber, wenn der Mensch und deren Natur zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht wird, der Mensch nur als Individuum oder auch nur als Exemplar der Gattung, nicht etwa auch die Menschheit beobachtet werden können? Soll die Geschichte bei den Individuen stehen bleiben?

Man hat eine Staaten- und Völkergeschichte, eine Geschichte der Civilisation, eine Geschichte der Ideen. Wo bleiben da die Individuen? Sie erscheinen als ein Product der Zeit, als Exemplare der Gattung; die einzelne Thatsache wird zur Exemplification einer Idee, zum Ausdruck eines Princips, zum Symptom eines innern Vorgangs im Organismus der Menschheit.

Eine solche Betrachtungsweise ist zulässig, ohne daß man darum den freien Willen des Individuums oder einer Weltregierung zu läugnen braucht. Die Größe einzelner Heroen in der Welt wird dadurch nicht beeinträchtigt. Aber man kann, indem man auf dem Wege der Analogie zu Verallgemeinerungen gelangt, homogene Erscheinungen mit einander vergleicht, zur Erkenntniß verschiedener Gattungen historischer Individuen gelangen. Man kann in der Weise der Naturforscher historische Individuen, welche unter ähnlichen Verhältnissen auftreten, in ähnlicher Weise wirken, zusammenfassend betrachten und ist gewiß, daß dadurch in die Behandlung solcher Stoffe Klarheit gebracht werde.

In dem Folgenden nun soll der Versuch gemacht werden, eine Gattung historischer Individuen zu betrachten, welche uns zu allen Zeiten in größerer oder geringerer Zahl begegnen: es sind die Prätendenten. Die Aufgabe besteht darin, das Wesen dieser Gattung historischer Individuen dadurch zu erläutern, daß man sie klassificirt.

Durch die Klassification haben die Naturwissenschaften ungeheure Vortheile erzielt. Es gilt nun, mit einer derartigen Systematik auf historischem Gebiete ein Experiment zu machen. Der Botaniker gewinnt viel, wenn er Monokotyledonen von Dikotyledonen, Gramineen von Lykopodiaceen unterscheidet; der Ornitholog bringt Klarheit in die Sache, wenn er von Stand-,

Strich- und Zugvögeln oder wenn er von Nesthockern und Nestflüchtern spricht u. s. w. Vielleicht gelingt etwas Aehnliches für einen historischen Stoff. Versuchen wir es mit den Prätendenten, d. h. mit denjenigen Individuen, welche in der politischen Geschichte mit einem Anspruch auf einen Thron, auf eine Regierung auftreten, welche ihnen vorenthalten werden.

Die Naturwissenschaften haben es zu einer Thier- und Pflanzengeographie gebracht. Sie fragen u. A. nach der räumlichen Verbreitung von Pflanzen und Thieren. Es ist von großem Interesse den Rayon zu kennen, innerhalb dessen ein Schmetterling oder ein Käfer oder eine Grasart oder eine Molluskenfamilie vorkommt. Man erforscht die natürlichen Bedingungen für das Gedeihen solcher Naturproducte; man kennt ihre Abhängigkeit von Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. Man hat ferner nach Erforschung der Geschichte der Pflanzen und Thiere gezeigt, daß die räumliche Verbreitung sich zeitlich ändert, daß Culturpflanzen und Hausthiere colonisirt werden, daß die klimatischen Bedingungen für das Dasein von Pflanzen und Thieren an bestimmten Localen sich ändern u. dgl. mehr.

Die Naturforscher haben mit solchen Beobachtungen einen Streifzug gemacht in das Gebiet der Geschichtswissenschaft und Beide haben gewonnen.

Ein ähnliches Verfahren können die Historiker einschlagen. In dem vorliegenden Falle fragen wir nach der räumlichen und zeitlichen Verbreitung der Prätendenten. Diese Verbreitung stellt sich als eine außerordentlich ungleichmäßige heraus. Es wäre eine exacte Statistik der Prätendenten für verschiedene Epochen und Länder denkbar. Man könnte etwa durch graphische Darstellung sehr anschaulich machen, daß es an Prätendenten reiche Länder giebt und andere, wo fast gar keine oder gar keine vorkommen, oder Zeiten wo sehr viele, und Zeiten, wo gar keine auftreten. Wie die Pflanzen und Thiere für ihre Entwicklung, ihr Gedeihen, ihre Ernährung auf gewisse Bedingungen der Atmosphäre, der Bodenbeschaffenheit u. s. w. angewiesen sind, so auch die Prätendenten. Sie gedeihen nicht gleichmäßig unter jedem Himmelsstriche, nicht in jeder Periode der Geschichte. In einzelnen Localen schießen sie wie Pilze aus der Erde massenhaft auf; in andern erscheinen sie nur ganz vereinzelt; in Bezug auf Prätendenten lassen sich die räumlichen und zeitlichen Theile der Geschichte mit den Jahreszeiten in deren Verhältniß zu Pflanzen und Thieren vergleichen. In manchen Jahrhunderten kommen so wenig Prätendenten vor, wie Kaulquappen im Winter; zu andern Zeiten wimmelt es von ihnen wie von Fliegen und Mücken im Juli: hier sind sie so rar, wie die Wölfe in England, dort so gewöhnlich wie Unkraut.

Die Frage von der Häufigkeit des Vorkommens der Prätendenten ist leichter zu beantworten, wenn man die ganze Klasse genauer betrachtet, ihr Wesen kennen lernt. Dieses geschieht am Besten, indem man sie klassificirt. Eine solche Anordnung nach Merkmalen ist sehr lehrreich. Man kann von Ordnungen, Familien, Geschlechtern der Prätendenten reden.

Zunächst kann man sie in zwei Ordnungen eintheilen, in die echten und die falschen.

I. Die Echten.

Die echten Prätendenten sind das, wofür sie sich ausgeben; ihre Ansprüche haben eine gewisse Berechtigung; als Vertreter der Legitimität begründen sie ihre Ansprüche juristisch; über ihre Persönlichkeit, ihre Identität besteht kein Zweifel. Sie machen Anspruch auf einen Thron, welcher ihnen vorenthalten wird. Sie leben meist auf Kriegsfuß mit der Wirklichkeit, welche geneigt zu sein pflegt, über ihre Rechtsansprüche zur Tagesordnung überzugehen; sie sind Theoretiker, welche die Praxis verachten, Doctrinärs, welche, oft mit gewaltigem Fanatismus, abstracte Principien vertreten; ihre Ideale werden nur selten erreicht; fast immer verfolgen sie unerreichbare Ziele. Sie sind meist unglücklich, oft verbittert, mit dem herrschenden Zeitgeist zerfallen, in der Minorität, von Wenigen anerkannt, von Vielen mit Geringschätzung behandelt, bisweilen gar verfolgt, bestraft, gemartert, hingerichtet. Hier und da erscheinen sie als Helden, welche große Ideen vertreten; dazwischen als Märtyrer, welche für ihre Rechte ihr Leben hinzugeben bereit sind. Sehr oft ist von einem derartigen Heroen- und Märtyrerthum nur ein kleiner Schritt zu thun zu einem umhervagabundirenden Abenteurerthum.

Die Prätendenten, Menschen, die gern etwas hätten, was sie nicht haben, was ihnen aber ihrer Ansicht nach gehört, empfinden es übel, daß es ihnen nicht so gut geht, als es ihnen ihrer Meinung nach gehen sollte. Sie fühlen sich als die Zurückgesetzten, Benachtheiligten; sie grollen über die Verhältnisse, sie wünschen die Welt anders als sie ist. Ihr Ideal widerspricht der Wirklichkeit; sie leben in einer anderen Zeit; ihr Dasein ist ein Protest gegen die Gegenwart; sie wurzeln in der Vergangenheit; sie suchen das Rad der Weltgeschichte nicht blos aufzuhalten, sondern rückwärts zu bewegen, kommen aber damit nicht zu Stande; ihre Laufbahn ist ein fortwährendes Mißlingen; ein Fiasco reiht sich an das andere. Die Prätendenten sind Anachronismen. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Wir werden in der Ordnung der echten Prätendenten leicht einzelne Familien d. h. Unterabtheilungen entdecken, wenn wir einen Blick werfen auf die verschiedenen Epochen und Locale der Geschichte.

In Monarchien und insbesondere in Erbmonarchien wird es eher Prätendenten geben, als in Republiken oder Wahlmonarchien. Indessen sind die letzteren doch nicht frei von Prätendenten. Im Alterthum und Mittelalter gab es weniger Erbmonarchien als in der Neuzeit und doch begegnen uns dort viele Prätendenten. Dahin gehören u. A. in Griechenland eine Menge vertriebener Tyrannen, z. B. Theognis von Megara, die Aleuaden und Skopaden aus Thessalien, die Pisistratiden aus Athen u. s. w. Es sind Emigranten, welche mancherlei Familienähnlichkeit haben mit den französischen Emigranten der Revolutionszeit: sie gehören eben (naturgeschichtlich gesprochen)

zu einer Familie. Da sehen wir in der ältesten Periode der römischen Geschichte den Tarquinius Superbus nach seinem Sturze sich zurückziehen nach Cumae und Clusium, auf fremde Hilfe zur Wiedereinsetzung in die verlorenen Rechte hoffen, die Intervention der ausländischen Herrscher beanspruchen, ganz so etwa, wie sich die Stuarts an den Höfen von Madrid und Paris herumbettelten. Niebuhr hat die Anhänger der Tarquinier in Rom mit den Cavalieren unter Cromwell verglichen. Wie Tarquinius von den Vejentern unterstützt wurde, so die französischen Emigranten etwa von Oesterreich und Preußen; mit Friedrich Wilhelm II. ist Porsena verglichen worden.

Dieses Anflehen der ausländischen Intervention ist fast allen echten Prätendenten eigen. Der König von Hannover hat mit Frankreich gegen Deutschland gehen wollen, wie die Pisistratiden dem Erbfeinde von Hellas, dem persischen Könige, den Hof machten. Solche Emigranten, von denen es im Alterthum bei den Parteikämpfen der Tyrannenfamilien in Griechenland wimmelt, stellen die persönlichen Interessen stets höher als diejenigen des Vaterlandes. Es handelt sich bei ihnen nicht um hohe und weite Gesichtspunkte, sondern um Besitzfragen; es ist ein Vorherrschen eines civilrechtlichen Standpunktes, welcher mit einer gewissen Kleinlichkeit, mit Rachsucht und Verbitterung vertreten wird. Prätendent zu sein verdirbt den Charakter.

Bei Mommsens Schilderung von Pompejus und dessen Partei vor der Schlacht bei Pharsalus wird man unwillkürlich an das Treiben der Artois und Provence, der Condé und Calonne, der Junker und Priester in Coblenz in den Jahren 1792 und 1793 erinnert. Von den letzteren gilt, was von den ersteren gesagt wird, Pompejus und der Emigrantensenat hätten hohe Ansprüche mit sehr dürftigen Leistungen verbunden, unzeitige Reminiscenzen und noch unzeitigere Recriminationen, politische Verkehrtheiten und finanzielle Verlegenheiten in kläglicher Weise zur Schau getragen.

Die Prätendenten der alten Geschichte, welche einer höheren Culturstufe entsprechen und die westliche Civilisation repräsentiren, wie etwa Pompejus, lassen sich mit den europäischen Prätendenten der neueren Zeit vergleichen. Diejenigen Prätendenten des Alterthums dagegen, welche im Orient auftreten, unter anderen alle die in dem Zeitalter des Hellenismus nach dem Verfall der Monarchie Alexanders des Großen in Asien auftretenden, haben Aehnlichkeit mit den orientalischen Prätendenten von heute. Die ersteren vertreten neben ihren persönlichen noch Parteiinteressen; sie haben ein politisches Programm; mit ihnen steht und fällt ein Anhang. Die orientalischen Despoten, welche selbst oder deren Ahnen gestürzt wurden, vertreten außer dem eigenen persönlichen Interesse etwa nur noch dasjenige einiger Verwandten und Günstlinge. Es giebt da keine Parteibildung, kein politisches Programm. Es herrscht bei ihrem Treiben die rohe Gewalt, die grausamste Rachsucht, die raffinirteste Tücke. Sie thun, als sei die Welt ganz allein für sie geschaffen, diese Erscheinungen sind dieselben in Persien und Assyrien, wie in Siam oder China.

Blicken wir in das Mittelalter, so sehen wir die Erbmonarchie nur in einzelnen relativ kleinen Localen. Die höchsten Stellen — Papstthum und Kaiserthum — werden durch Wahl besetzt. Dabei giebt es furchtbare Prätendentenkämpfe: es begegnen uns Gegenpäpste und Gegenkaiser; es entsteht oft eine von dem Parteiinteresse geschaffene Concurrenz der Thronbewerber: so werden nicht selten Bürgerkriege herbeigeführt. Man erinnere sich der gleichzeitigen Herrschaft Philipps von Schwaben und Ottos von Braunschweig; Ottos IV. und Friedrichs II., Friedrichs II. und Konrads IV. einerseits und Heinrich Raspes, Wilhelms von Holland, Alfons X. von Castilien, Richards von Cornwales andererseits, Ludwigs des Baiern und Friedrichs des Schönen, Karls IV. und Günthers von Schwarzburg. — Es ist kein Zufall, daß in der späteren Zeit, als das Reich nichts mehr galt, keine Gegenkaiser mehr auftraten. Man konnte sagen; le jeu ne vaut pas la chandelle. Die Zeit der Kämpfe der Gegenkaiser war vorüber: die Zeit der Kämpfe um die Erbfolge brach an. Die Erscheinungen der auf ihr Thronrecht pochenden, mit einander concurrirenden Wahlfürsten hören in Deutschland auf: sie kommen in der späteren Zeit etwa noch in Polen vor, jenem Lande, wo das Mittelalter sich in manchen Stücken permanent erklärt hatte. Stanislaus Lesczynski ist ein solcher Prätendent mittelalterlichen Charakters.

Aehnlich ging es mit dem Papstthum. Nicht selten fand die Wahl mehrerer Päpste zu gleicher Zeit statt. Sie thaten einander gegenseitig in den Bann. Noch um die Zeit des Concils von Constanz gab es drei Päpste auf einmal; alle diese Prätendenten wurden abgesetzt; es wurde ein vierter gewählt. Später bei dem Verfalle des Papstthums trat nicht so leicht eine so starke Concurrenz ein. Auch hier konnte man sagen: le jeu ne vaut pas la chandelle.

In gewissem Sinne sind diese mittelalterlichen Autoritäten — Papst und Kaiser — die Prätendenten par excellence. Die oben angedeuteten Merkmale von Prätendenten finden sich alle bei einem Pius IX. und Leo XIII; da sehen wir die üble Laune im Vatican, eine retrospective Art die Welt zu betrachten, etwas Ueberlebtes, Abgethanes, das sich spreizt, sich in das Bewußtsein der eigenen Größe und Würde hüllt, allen Maßstab für die Beurtheilung der neueren Zustände und Verhältnisse verloren hat; es ist ein naiv-anachronistisches Wesen, eine Romantik, welche von Reminiscenzen lebt. Das Adagio und Largo des Mittelalters kann sich nicht in das Allegro vivace der letzten Jahrhunderte hineinfinden; daher muß es Verstimmung, Disharmonie geben. Wer so viel Anspruch macht, die erste Violine zu spielen und dabei das Tempo so wenig versteht, wird von dem Kapellmeister einfach zur Seite gestellt und mag sich begnügen, in verbissener Grämlichkeit die gute alte Zeit zu preisen, wo noch Bannfluch und Dinge, wie Encyklika und Syllabus etwas bedeuteten und nicht wie jetzt von Petersburg bis Lissabon ein unauslöschliches Gelächter erregen, um den Vatican darüber zu belehren, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber ist. (Macaulay).

Auch die Kaiser des heiligen Römischen Reichs waren solche Prätendenten, denen das Schicksal nicht ersparte, daß sie Anachronismen wurden. Auch sie erhoben rein theoretische, den Zeitverhältnissen widersprechende Prätensionen, wenn auch die letzteren nicht so arg in der Luft standen, wie diejenigen der Päpste, welche u. A. einmal ausrechneten, daß sie 144mal höher ständen, als die Kaiser. Aber auch die Ansprüche der Kaiser waren oft chimärisch genug: sie wollten als an der Spitze der Christenheit stehend gelten; sie maßten sich eine gewisse Oberhoheit über alle andern Fürsten an. Man lachte darüber. In England hat zur Zeit des Königs Heinrichs VIII. das Parlament den Beweis zu führen gesucht, der König von England sei um nichts geringer, ja wohl noch mehr als der Kaiser und doch hatte man ebendort, als ein Jahrhundert zuvor Kaiser Sigismund nach England kam, an ihn ganz formell die Frage gerichtet, ob er komme, um seine oberlehnsherrlichen Kaiserrechte geltend zu machen.

Päpste und Kaiser sind auch noch in anderem Sinne Prätendenten gewesen, nämlich in ihrem Verhältniß zu einander. Jeder will höher stehen, als der Andere, Jeder will herrschen, Jeder will die Wahl des Andern beeinflussen, von der Bestätigung dieser Wahl alle Rechte des Andern abhängig machen. Es ist ein unerquicklicher Streit, welcher mit dem Prätendenten eigenen Doctrinarismus geführt, bis auf die neueste Zeit fortdauert.

So viel von den Prätendenten des Alterthums und Mittelalters. Aus dem Angeführten ergeben sich verschiedene Gattungen von Prätendenten und zwar etwa folgende:

1) Wahlherrscher mit einer Partei;
2) Herrscher, deren Rechte auf göttlicher Autorität beruhen, etwas ganz Abstractes sind, wie Päpste und Kaiser;
3) Erbfürsten.

Diese letztere Familie der Prätendenten ist näher zu betrachten. Solche Prätendenten treten in der neueren Zeit in dem Maße zahlreich auf, als erstlich das Princip der Erbmonarchie sehr energisch sich durchsetzt, als zweitens große politische Erschütterungen Thronwechsel und Verluste von Thronen bewirken.

Die Erbmonarchie siegt principiell. Deutschland und Polen mit ihren Wahlfürsten sind Ausnahmen. Ein Prätendent wie Stanislaus Lesczynski ist, wie schon oben erwähnt wurde, eine Art Anomalie in der Neuen Geschichte, eben weil sein Recht auf Wahl basirt ist, sonst treten nicht Einzelne als solche, sondern vielmehr Vertreter einer Dynastie als Prätendenten auf: sie sind die Repräsentanten der Legitimität. Dahin gehören die vielen depossedirten Fürsten der neueren und neuesten Zeit. An ihnen ist kein Mangel. Sie entstehen auf dreierlei Weise:

1) Durch große politische Reformen, welche den Zweck haben, große und rein weltliche Staaten zu bilden im Gegensatze zu den kleinen und theokratischen Staaten, von denen es im Mittelalter wimmelt: die

Processe der Säcularisation und der Mediatisation schaffen eine sehr große Anzahl solcher Prätendenten;

2) Durch Revolutionen;

3) Durch Kriege.

Indem die Zahl der Staaten abnimmt, muß auch die Zahl der regierenden Fürsten abnehmen. In Deutschland gab es früher über tausend Staaten, dann nur Hunderte, später nur einige Dutzend, und auch deren Zahl nahm stets ab, bis dann zuletzt in gewissem Sinne, nur ein Staat übrig blieb, das deutsche Reich. Es ergiebt sich daraus eine Menge von depossedirten, mediatisirten Fürsten. Die geistlichen Territorien verschwinden. Was in unseren Tagen der Papst mit seinem Kirchenstaate erlebte, hat eine große Anzahl von Kirchenfürsten durch die Säcularisation im geringeren Maßstabe erfahren. Die Kleineren werden von den Größeren verschlungen. Manche werden mit Geld abgefunden und geben sich zufrieden; Andere protestiren und werden Prätendenten.

Oft werden Throne und Kronen durch Revolutionen verloren. Man erinnere sich der Stuarts und der Bourbons, dieser Prätendentenfamilien par excellence. — Maria Stuart war schon vor 1558 Prätendentin in Bezug auf England, dann wird sie Prätendentin in Bezug auf Schottland; bis an ihren Tod strebt sie nach der englischen Krone. Von 1649—1660 ist dann Karl II. Prätendent, Jacob II. von 1688 an, später Jacob III. und endlich der „Prätendent“ Karl Eduard. Die Stuarts haben weniger lange regiert als prätendirt. Auf dem Thron waren sie 70 Jahre; Prätendenten sind sie doppelt so lange. Solchen gestürzten Dynastien wie den Stuarts, den Bourbons oder den Welfen ist der Staat ein Kammergut; sie nehmen einen privatrechtlichen Standpunkt ein; sie reden von einem angestammten Erbe.

Die französische Revolution stürzt eine Menge von Thronen um: es entstehen sehr viele Prätendenten; die Bourbons in Frankreich, hinterdrein in Spanien, in Neapel; ebenso erging es einer großen Anzahl anderer deutscher und italienischer Fürsten, so oft Napoleon erklärte: „La dynastie telle et telle a cessé de régner“ oder so oft er die Annexion irgend eines fremden Staatsgliedes als „commandé par les circonstances“ vollzog.

Aehnlich wirkte die Revolution des Jahres 1830, welche u. A. einen recht beachtenswerthen Prätendenten entstehen läßt: Karl von Braunschweig, den berüchtigten Diamantenherzog, dessen Denkmal auf schweizerischer Erde an die Schmach deutschen Duodezdespotenthums erinnert. — Opfer des Jahres 1830 sind Karl X., Heinrich V.; 1867 werden die Bourbons in Spanien gestürzt; schon früher wurden sie in Italien vertrieben. Wie die Bourbons als Prätendenten einer chronischen Pest gleichen, zeigen die Jahrzehnte währenden Carlistenkriege in Spanien.

Braucht man noch an die Wirkung des Jahres 1848 zu erinnern, an den Sturz Louis Philipps; an die mehr oder minder unfreiwillige Ab-

dankung einer Reihe anderer Fürsten; an die Katastrophen Ottos von Griechenland, der Fürsten von Modena, Toskana u. s. w. in Italien?

Große Unglücksfälle in Kriegszeiten haben das Zusammenbrechen von Thronen, den Wechsel von Dynastieen zur Folge. So stürzt Gustav IV. in Schweden 1809, so Napoleon I. nach der Schlacht bei Waterloo, so Napoleon III. nach Sedan. Es wirkten hier Kriege mit revolutionären Regungen zusammen. Das Jahr 1866 ist in Deutschland ein Krieg und eine politische Reform zugleich: es entstehen dadurch die Prätendenten von Hannover, Hessen und Nassau.

So kann man denn, wie aus den vorstehenden Andeutungen hervorgeht, die Prätendenten der Familien von Erbfürsten klassificiren je nach der Ursache ihres Sturzes. Man kann sie aber je nach andern Merkmalen klassificiren, indem man sie etwa eintheilt in solche, welche selbst regierten und ihren Thron verloren, und in solche, deren Ahnen oder sonstige Verwandten regierten. Zu der ersteren Art sind zu rechnen Napoleon I., Iturbide in Mexiko, Murat in Neapel, zu der zweiten die Epigonen: Napoleon IV., Heinrich V., die Orleans u. dgl.

Eine sehr energisch wirkende Ursache des Entstehens gefährlicher Prätendenten ist endlich noch eine gewisse Unklarheit im Erbfolgerecht. Das Auftauchen solcher Prätendenten ist besonders häufig im 18. Jahrhundert in Rußland. Nach Peters des Großen Tode waren Katharina I., deren Töchter Anna und Elisabeth, der Enkel Peters, Peter II., die Töchter des Zaren Iwan, Katharina und Anna Prätendenten. Sie machen einander Concurrenz. Sie können einander jeden Augenblick gefährlich werden. Soweit es dem einen oder dem andern von ihnen gelingt eine Partei zu bilden, ehrgeizige Männer zur Vertretung ihrer Interessen zu gewinnen, können Staatsumwälzungen eintreten; Palastintriguen, Verschwörungen sind an der Tagesordnung. So steht sechzehn Jahre hindurch Elisabeth, die Tochter Peters, als Prätendentin neben dem Throne ihrer Verwandten: im geeigneten Augenblicke bemächtigt sie sich des Thrones; so hat Biron der Herzogin Anna Leopoldowna gedroht, ihr in Peter (III.) von Holstein einen gefährlichen Concurrenten gegenüberzustellen; so ist der Gefangene von Cholmogory und Schlüsselburg, Iwan Antonowitsch, zwei Jahrzehnte hindurch ein bedenklicher Prätendent, dessen Name unter Umständen auf die Fahne der Revolution geschrieben werden konnte.

Ich schließe diese Uebersicht der echten Prätendenten mit einer kurzen Andeutung der Frage von den Restaurationen, von den Versuchen das verlorene Recht wiederzuerlangen, den beanspruchten Thron zu erwerben. Es wäre von Interesse, das Verhältniß der mißlungenen Restaurationsversuche zu den gelungenen in einem Procentverhältniß ausdrücken zu können. Es giebt wenige Beispiele gelungener Restaurationen, und auch von diesen sind die meisten nur zeitweilig gelungen. Die vertriebene Dynastie kehrt bisweilen nur zurück, um ihre Unfähigkeit und Unmöglichkeit, das Anachronistische ihres

Daseins noch deutlicher an den Tag zu bringen. So kehren die Stuarts 1660 zurück, um 1688 wieder endgiltig zu stürzen, so die Bourbons 1814 und 1815, um 1830 wieder zu verschwinden, so die Bourbons in Spanien und Neapel und so auch Napoleon I. in den hundert Tagen. Diejenigen Prätendenten, welche ihre Restaurationsversuche mit dem Leben bezahlen mußten, ließen sich in eine Gruppe zusammenfassen; wir weisen auf Konradin und Monmouth hin, auf Iturbide und Murat.

Es ist eine Art Ideal, das Recht einer Dynastie zu vertreten, und es geschieht bisweilen nicht ohne Ritterlichkeit. Aber die Grenze, wo der Held und Ritter aufhört und der Abenteurer anfängt, ist schwer zu bestimmen. Napoleon III. hat sich durch seine Restaurationsversuche in Boulogne und Straßburg lächerlich gemacht. Sympathie und Verachtung, Bewunderung und Spott haben fast immer zusammen die Prätendenten begleitet. Daß die Wechselfälle, denen Prätendenten und deren Anhänger ausgesetzt sind, Gefahren, Leiden aller Art, die hierbei nicht zu vermeiden sind, ästhetisch wirken können, zeigt der Umstand, daß in der Belletristik auf dem Gebiete des historischen Romans kaum noch ein Stoff so beliebt ist, wie z. B. die Schicksale der Stuarts. Das ist aber zugleich das Charakteristische bei den Prätendenten, daß sie sehr oft nur in den Roman gehören und daß die Wirklichkeit über ihre oft phantastischen Ansprüche zur Tagesordnung überzugehen pflegt.

II. Die Falschen.

Das Auftreten falscher Prätendenten ist, wie bekannt, eine der Geschichte Rußlands im 17. und 18. Jahrhundert eigenthümliche, sehr häufig vorkommende Erscheinung. In diesen Zeiten sind solche Betrüger geradezu ein chronisches Uebel, während sie in anderen Partieen der Weltgeschichte zu den seltensten Vorkommnissen zählen.

Es mag von Interesse sein, einen Augenblick bei der Statistik dieser historischen Vorgänge zu verweilen.

Aus dem Alterthum sind nur sehr wenige derartige Beispiele bekannt. Die größte Berühmtheit genießt bekanntlich Pseudosmerdes, dessen Geschichte noch vor Kurzem von Ebers in der „Aegyptischen Königstochter“ sehr geschickt verwerthet worden ist. In der späteren macedonischen Geschichte gab sich (149) ein gewisser Andriscus für Philipp IV. von Macedonien, Sohn des Perseus, aus. Niebuhr bemerkt in seinen Vorlesungen, es sei gar nicht sicher, ob dieser Prätendent nicht echt gewesen sei. Er wurde in Thessalien anerkannt, sodann von den Römern geschlagen und gefangen genommen. Indessen hatte denn doch seine Herrschaft nahezu ein Jahr gewährt. Wenige Jahre später trat ein anderer Prätendent, ebenfalls ein angeblicher Sohn des Perseus, Alexander, auf (142).

Aus der Geschichte des Mittelalters wäre etwa das Beispiel jenes

Pseudoheinrich zu erwähnen, welcher nach dem im Jahre 1125 erfolgten Tode Heinrichs V. auftrat, des Betrugs überführt wurde und in einem Kloster starb. — Von unvergleichlich größerem Interesse ist der falsche Waldemar (1347—55), welcher als Gegner des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg aus Wittelsbachischem Stamme auftrat, sich für den in Palästina verstorbenen Markgrafen Waldemar aus askanischem Stamme ausgab, bei Fürsten und Volk viele Anhänger fand und seine angeblichen Rechte in einem mehrjährigen Bürgerkrieg verfocht, hierauf abdankte, die Bewohner der Marken ihrer Pflichten gegen ihn entband, sich nach Dessau zurückzog und dort bis an seinen Tod fürstlichen Rang behauptete. Die Einen glauben, es sei dieser Mann ein Müller, Namens Jacob Rehbock gewesen; die Andern hielten ihn für einen Bäcker, Namens Möhnicke.

Ferner wäre auf Warbeck hinzuweisen, einen Betrüger, welcher an dem Hofe der Herzogin Margarethe von Burgund, einer Schwester Eduards IV. von England auftrat und sich für den auf Befehl Richards III. ermordeten Sohn Eduards IV. ausgab. Er erregte zuerst in Nordengland mit schottischer Hilfe, sodann in Irland einen Aufstand gegen Heinrich VII., wurde jedoch 1499 gefangen und hingerichtet. Man weiß, daß Schiller die Geschichte dieses angeblichen Herzogs Richard von York, ebenso wie diejenige des Pseudodemetrius dramatisch behandeln wollte.

Unter Gustav Wasa erschien ein Bauer, welcher sich für den verstorbenen Sture ausgab. Seine Ansprüche unterstützte, allerdings ohne Erfolg, der Bischof von Drontheim.

Viel bekanntere Beispiele des Pseudoprätendententhums sind die falschen Sebastiane in Portugal, welche nach der Schlacht bei Alcassar (1578) auftraten. Der Umstand, daß die Leiche des Königs Sebastian, welcher, ein Enkel Karls V., mit seinem ganzen Heere im Kampfe mit den Orientalen zu Grunde ging, nicht aufgefunden wurde, veranlaßte das Erscheinen mehrerer Abenteurer, welche sich für den aus der Schlacht geretteten König ausgaben.

In neuester Zeit hat man mehrere Personen auftreten sehen, welche sich für den unglücklichen Sohn des hingerichteten Königs Ludwigs XVI., den König Ludwig XVII. ausgaben. Dahin gehört der bekannte Uhrmacher Naundorf, dessen Tochter „Prinzessin Amélie de Bourbon“ noch vor wenigen Jahren (1874) am 21. Januar, dem Todestage Ludwigs XVI., in der Chapelle Expiatoire dem Trauergottesdienste beiwohnte und eine Klage gegen den Grafen Chambord anhängig machte.

So einige wenige vereinzelte Beispiele aus der Geschichte Westeuropas. Vielleicht ließe sich noch das eine oder das andere derartige Vorkommniß namhaft machen. Aber im Wesentlichen gehören solche Erscheinungen zu sehr seltenen Ausnahmen.

Ganz anders in Rußland, wo die Zahl der falschen Prätendenten zu Zeiten so stark ist, daß man von einer Prätendentensucht, einer Epidemie am krankhaft afficirten Staats- und Gesellschaftskörper reden kann.

Und zwar beginnen diese Erscheinungen unmittelbar nach dem Erlöschen der Dynastie Ruriks, in der Zeit des Interregnums. Es geschieht wohl, daß die Zügel der Regierung am Boden schleifen; glücklich, wer sie erhascht; Bauernkriege, Räuberunwesen, Verheerung durch auswärtige Feinde, der Mangel einer kräftigen Regierung im Centrum; so ist der Boden beschaffen, auf welchem das Unkraut des falschen Prätendententhums gedeiht.

In weiteren Kreisen ist von solchen Prätendenten vor Allen der erste Pseudodemetrius bekannt, ein genialer Mensch, welchen Schiller nicht ohne Grund zum Helden eines Trauerspiels hat machen wollen; ein Abenteurer, aber vielleicht kein Betrüger, insofern in allerneuester Zeit darauf hingewiesen worden ist, daß Demetrius aller Wahrscheinlichkeit nach sich selbst für echt gehalten habe. Noch während seiner Regierung verbreitete sich das Gerücht, daß sein Vorgänger, der Zar Boris Godunow nicht gestorben, sondern ins Ausland geflüchtet sei: eine metallene Puppe sei statt seiner begraben worden. Auch von dem unglücklichen, vom Pöbel in Moskau ermordeten Sohne Boris Godunows, Feodor, welcher sich einige Wochen hindurch Zar genannt hatte, erzählte man damals, er habe sich gerettet und werde demnächst erscheinen. Den von verschiedenen Seiten auftauchenden Gerüchten, Demetrius habe sich aus der Katastrophe im Mai 1606, als Wassilij Schuiskij ihn stürzte und er massacrirt wurde, durch die Flucht zu retten vermocht, entsprach das Auftreten jenes „Betrügers von Tuschino“, des zweiten Pseudodemetrius, an dessen Echtheit wohl die wenigsten seiner Anhänger werden geglaubt haben, welcher aber, indem er die Bauern gegen ihre Herren aufwiegelte, eine sociale Revolution entflammte, einen starken Anhang hatte und längere Zeit hindurch die Rolle eines Zaren spielte. Sodann erschien ein angeblicher Sohn des letzten Zaren aus dem Hause Rurik, Feodor, ein Pseudopeter, ferner ein angeblicher Neffe des Zaren Feodor und endlich eine ganze Reihe von angeblichen Söhnen und Enkeln des Zaren Iwans des Grausamen; Söhne des Zaren Wassilij Schuiskij, eine ganze Anzahl angeblicher Söhne des Zaren Feodor Iwanowitsch. Da gab es einen Zarewitsch August, einen Zarewitsch Lawrentij, einen Zarewitsch Feodor, einen Zarewitsch Klementij, einen Zarewitsch Ssawelij, einen Zarewitsch Ssemjon, einen Zarewitsch Wassilij, einen Zarewitsch Uroschka, einen Zarewitsch Gawrilka, einen Zarewitsch Martynka u. s. w. (Kostomarow).

Und diese Erscheinungen setzen sich auch in der Zeit der Regierung der ersten Romanows fort. Es treten auch im Auslande derartige Prätendenten auf, so etwa in Polen ein angeblicher Sohn der Marina Mnischek, Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, so ein gewisser Luba, welcher sich für einen Sohn des ehemaligen Zaren Wassilij Schuiskij ausgab; dieselbe Rolle übernahm etwas später ein gewisser Ankudinow. Bei Gelegenheit diplomatischer Verhandlungen zwischen polnischen und russischen Gesandten drohten die Polen wohl mit dem Auftreten russischer Thronprätendenten, deren man einige in Bereitschaft habe. Drei Jahrzehnte nach der Thronbesteigung Michael

Romanows tauchten in Konstantinopel zwei russische Thronprätendenten auf, ein angeblicher Sohn Schuiskijs, welcher der Pforte als Gegengeschenk der Anerkennung die Abtretung von Kasan und Astrachan verhieß und ein angeblicher Enkel des ersten Demetrius.

Auch die Kosakenrebellion Stenka Rasins weist Spuren eines eigenthümlichen Prätendententhums auf. Die Kosaken führten auf der Wolga ein Schiff mit sich, von welchem das Gerücht besagte, es berge den geächteten Patriarchen Nikon, welcher damals in einem Kloster im Norden des Reiches als Gefangener lebte. Des Zaren Alexei ältester Sohn Alexei war vor Kurzem gestorben. Jetzt hieß es, er sei nicht todt, sondern wegen grausamer Behandlung durch den Vater, und um der Bosheit der Bojaren zu entfliehen, zu den Kosaken gegangen: auf einem der Schiffe Rasin's sollte er sich befinden. Maxim Ossipowitsch hieß ein Kosak, der sich für den Zarewitsch ausgab.

Im Jahre 1698 oder 1699 erschien in der Gegend von Pskow ein Mann, welcher sich für den Capitän des Regiments von Preobrashensk, Peter Alexejew — so nannte sich der Zar Peter — ausgab und Steuern erhob, d. h. die Leichtgläubigen plünderte. Umgekehrt wurde der echte Zar Peter nach seiner Rückkehr aus dem Auslande 169 8 für einen falschen Prätendenten gehalten; es ging das Gerücht, der Zar sei im Auslande umgebracht worden und nun sei statt seiner ein Betrüger, ein Deutscher, erschienen.

Im Jahre 1696 war der Bruder Peters, der Zar Iwan gestorben. Zehn Jahre später tauchte das Gerücht auf, er lebe noch, halte sich in Jerusalem auf und werde bald in Rußland erscheinen, um das Volk vor der Härte und Grausamkeit des Zaren zu erretten. Im Jahre 1723 erschien in Pskow ein Pseudo-Iwan, welcher sich für den angeblich nur todtgeglaubten Bruder des Zaren Peter ausgab.

Gegen Ende der Regierung Peter II. lief bei den flüchtigen Bauern am Don das Gerücht um, die von dem Zaren Peter verstoßene Zarin Jewdokia habe einen Sohn, welchen man zum Zaren erheben müsse; er lebe, wurde hinzugefügt, am Don.

Aus der Ehe Peters mit Jewdokia waren zwei Söhne entsprossen, Alexei, dessen tragisches Ende (1718) bekannt ist und ein zweiter Zarewitsch Alexander, welcher, am 3. October 1691 geboren, schon am 14. Mai 1694 starb. Die gegen 1730 am Don circulirenden Gerüchte mochten sich auf diesen Zarewitsch Alexander beziehen.

Der unglückliche Zarewitsch Alexei genoß schon bei Lebzeiten ein großes Ansehen beim Volke. In den Zeiten der Drangsal während der Regierung Peters hoffte man auf ihn. Nach der Katastrophe des Zarewitsch erfreute sich sein Andenken einer großen Popularität. Sein Name ist als derjenige eines Prätendenten aufgetaucht.

Im Jahre 1723 gab sich in der Gegend von Wologda ein Bettler, Namens Alexei Rodionow für den Zarewisch Alexei aus. In den letzten

Monaten der Regierung Peters des Großen oder zu Anfang der Regierung Katharina I. trat in einem Städtchen Kleinrußlands, Potschep, ein ehemaliger Soldat Alexander Ssemikow als Prätendent auf, indem er sich für den Zarewitsch Alexei ausgab. Der Betrüger wurde Ende 1725 enthauptet. Um dieselbe Zeit soll sich ein sibirischer Bauer ebenfalls für den Zarewitsch Alexei ausgegeben haben und ebenfalls enthauptet worden sein.

Bald nach der Thronbesteigung der Kaiserin Anna, im Sommer 1732 trat in einer Kosakenstaniza am Busuluk (Nebenfluß des Don) ein Bettler, Timofei Trushenik auf, der sich für den Zarewitsch Alexei ausgab und wunderlicherweise einen Kosaken, Storodubzew, beredete, sich für den 1719 verstorbenen Zarewitsch Peter Petrowitsch auszugeben. Beide fielen, der erstere früher, der zweite etwas später, in die Hände der Regierungsgewalt, wurden nach Moskau gebracht und zusammen mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Anhängern hingerichtet.

Im Januar 1738 gab sich in einem Dorfe Sarossjlawez bei Kijew, ein Arbeiter, welcher mit anderen Bauern im Walde Holz fällte, plötzlich für den Zarewitsch Alexei aus. Es gelang ihm insbesondere einen Geistlichen zu überreden, ihn mit Ehrenbezeugungen in der Kirche als den Zarewitsch zu empfangen: auch einige Soldaten erkannten ihn an und waren entschlossen, für ihn einzustehen: er versprach ihnen u. A. den damals im Volke verhaßten Türkenkrieg rasch zu beenden, dagegen Polen zu erobern. Als der Betrüger verhaftet werden sollte, leisteten die Soldaten und jener Geistliche Widerstand, in der Kirche wurde er als der rechtmäßige Zar gefeiert, dagegen wurde die Kaiserin Anna im Gebete nur als Prinzessin erwähnt; das ganze Volk der Umgegend glaubte dem Prätendenten, kam, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Hand, leistete ihm den Eid. Aber während einer solchen Feierlichkeit erschien eine stärkere Abtheilung Kosaken und der angebliche Zarewitsch Alexei wurde verhaftet. Er bekannte, daß er ein polnischer Schlachtitz, Iwan Minizky, sei, seit zwanzig Jahren in Rußland ein Wanderleben führe und ein Traumgesicht gehabt habe, worin das Gebot an ihn ergangen sei, sich für den Zarewitsch Alexei auszugeben. Die Sache erschien von größerer Wichtigkeit wegen der Zahl und des Eifers der Anhänger des Betrügers. Daher fielen die decretirten Strafen dieses Mal besonders streng aus. Minizky und der Dorfgeistliche wurden gepfählt, mehrere Personen geviertheilt, Andere enthauptet u. s. w.

Weniger beachtenswerth, aber doch nicht ohne Interesse ist es, daß einige Jahrzehnte nach dem Tode des Zaren Iwan (1696) noch ein Betrüger auftauchte, welcher sich für einen Sohn desselben ausgab.

Daß Pugatschew sich Kaiser Peter III. nannte, ist allgemein seit lange bekannt; daß aber dieser Fall von falschem Prätendententhum in der Zeit Katharina's ebenso wenig vereinzelt dasteht wie jenes Auftreten des Pseudo-Demetrius im 17. Jahrhundert, ist erst in neuerer Zeit auf Grund eines

reichen Actenmaterials erforscht worden. Pugatschew hatte seine Vorläufer und seine Nachfolger.

Ein Jahr vor dem Aufstande Pugatschews war in eben denselben Gegenden, wo dieser auftrat, ein entlaufener Kosak ebenfalls als Peter III. aufgetreten. Ein anderer Kosak spielte die Rolle des Staatssecretärs. Sie hatten den Plan einigen Kosaken mitgetheilt; alle zusammen hatten den Entschluß gefaßt, nach dem Städtchen Dubowka zu gehen, dort den angeblichen Peter III. zum Kaiser auszurufen und ihre Offiziere zu verhaften. Die Entschlossenheit eines der Offiziere vereitelte den Plan und erstickte den Aufstand im Keime. Er ging in das Bauernhaus, in welchem der Abenteurer saß, gab ihm eine Ohrfeige und rief den Umstehenden zu, den Pseudokaiser zu verhaften. Die Kosaken gehorchten. Die Verhaftung des angeblichen Kaisers und seines Staatssecretärs erfolgte augenblicklich. Ihr Proceß zog sich monatelang hin. Es stellte sich heraus, daß die Zahl der Mitschuldigen bedeutend war; in Zarizyn, wo die Verbrecher gefangen gehalten wurden, glaubten manche daran, daß der wirkliche Peter III. als Verbrecher behandelt werde. Mit großer Vorsicht und mit einer beträchtlichen Anzahl von Bewaffneten wurden die Gefangenen in der Nacht heimlich fortgebracht. Diese selbst schienen darauf zu bauen, daß das Volk sie befreien werde.

Ein Jahr später kam Pugatschew, welcher den Organen der Regierung unvergleichlich mehr zu schaffen machte, als sein Vorgänger. Daß er sich für den ehemaligen Kaiser Peter III. ausgab, kann als eine Art Zufall gelten. Er kam auf folgende Art zu seiner Heldenrolle. Schon als er im Kosakenheer diente, peinigte ihn die Ruhmsucht; er trachtete darnach, sich durch irgend etwas hervorzuthun. Nachdem er zweimal desertirt war, sich in Polen aufgehalten hatte, und von den Sectirern, welche dort lebten, unterstützt worden war, ward ihm von einem Kaufmann Koshewnikow folgender Rath gegeben: „Du willst hinter den Kuban flüchten? Allein kannst Du es nicht. Willst Du etwas Besseres anfangen? Manche wollen eine Aehnlichkeit zwischen Dir und dem Kaiser Peter III. wahrnehmen; gieb Dich für ihn aus und gehe an den Ural. Ich weiß, daß die Kosaken dort sehr hart bedrängt sind; sie werden bereit sein, Dir als Kaiser zum Kuban zu folgen. Hier ist ein Soldat, der gern bezeugen wird, daß er Dich als Kaiser gekannt habe; das Volk wird ihm glauben. Versprich den Kosaken Geld, zwölf Rubel einem Jeden. Brauchst Du Geld, so gebe ich Dir welches und andere Roskolniks werden auch Geld geben; wir werden hier unaufhörlich bedrückt: nehmt uns an den Kuban". So begann der Aufstand, welcher dem ganzen Reiche gefahrdrohend werden sollte und welcher nach langem Kampfe erst mit der größten Anstrengung niedergeworfen wurde.

Und mit Pugatschews Hinrichtung war die Gefahr noch nicht beseitigt. Einige Jahre nach derselben erschien ein Abenteurer, Namens Chanin, welcher vorgab, daß die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung erlogen sei: er sei der gerettete Pugatschew, in welchem das Volk seinen legitimen Kaiser

Peter III. erkannt habe. Das Gerücht fand Beifall. Man glaubte ihm. Es hatte sich in der That einmal während des Pugatschewschen Aufstandes ereignet, daß die Behörden das falsche Gerücht verbreiten ließen, Pugatschew sei mit seinen Banden geschlagen worden. Es war eine Lüge. Die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung konnte auch erlogen sein. Der Anhang Chanins war zahlreich; Geistliche und Bauern, namentlich Kleinrussen, gehörten dazu. Es war im März 1780, als der Abenteurer seine Rolle begann und bald beendete. Er wurde verhaftet. Die Verhöre zogen sich lange hin. Der Schluß der Proceßacten ist verloren. Wahrscheinlich hat dieser Pseudo-Peter sein Leben unter der Knute oder in den Bergwerken Sibiriens ausgehaucht.

Der vor einigen Jahren verstorbene Graf Bludow hat einige Angaben über Prätendenten gesammelt, welche in der von Kowalewskij veröffentlichten Biographie Bludows, abgedruckt wurden. Aus ungedruckten Urkunden, welche von der Gouvernementsverwaltung von Woronesch nach St. Petersburg geschickt wurden, ergaben sich folgende Thatsachen. Schon im Jahre 1765, also einige Zeit vor dem Auftreten Pugatschews, erschien im Gouvernement Woronesch ein verabschiedeter Soldat, Kremnew, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab. Ein Priester machte für ihn Propaganda, indem er dem leichtgläubigen Volk erzählte, er habe, als er noch den Dienst eines Hofsängers versah, den Pr''endenten als Großfürsten gekannt, ihn als kleinen Knaben häufig gesehen, ja sogar ihn auf den Armen getragen. Das Volk glaubte dieses Märchen und viele Personen verschiedener Stände, darunter auch Geistliche, verbreiteten das Gerücht weiter. Aber der obenerwähnte Priester und Kremnew und viele Andere wurden verhaftet. Die Kaiserin Katharina prüfte die Proceßacten sehr genau und theilte die Angeklagten je nach dem Maße ihrer Schuld in zweiundzwanzig Kategorien, indem sie die Strafe Aller milderte. Die hierüber erlassene Verordnung vom Jahre 1766 wird im Archiv zu Woronesch aufbewahrt.

Aus andern Actenstücken ist zu ersehen, daß im Jahre 1774 ein anderer Pseudo-Peter, welcher ursprünglich Foma Moßjakin hieß, verurtheilt, und daß dessen Strafe durch den Ausspruch der Kaiserin gemilder worden war.

Endlich sind noch die Acten eines Prozesses zu erwähnen, aus denen hervorgeht, daß sich ein Bauer, Ssergejew, im Jahre 1776 ebenfalls für Peter III. ausgegeben habe. Er sammelte ein Heer von Abenteurern um sich, welche seinem Märchen Glauben schenkten, und plünderte die Gutsherren aus. Der Gouverneur von Woronesch, Potapow, ließ alle Theilnehmer der Bande, 96 Personen, verhaften. Die Prozeßacten sind nicht vollständig und namentlich das Ende des Processes ist unbekannt.

So viel von dem Gouvernement Woronesch. Durch einen Zufall sind wir davon unterrichtet, daß in dem Gouvernement Ufa ebenfalls zwei Pseudo-Peter auftraten.

Als im Herbst des Jahres 1790 die Nachricht von der Hinrichtung

eines der Hauptschuldigen bei der Conföderation von Anjala, Hästeskos, in Stockholm nach St. Petersburg kam, war die Kaiserin sehr unwillig und trug dem Baron Igelström auf, dem schwedischen Gesandten, Feldmarschall Grafen Stedingk, ihre Unzufriedenheit zu bezeigen. Stedingk schrieb an Gustaf III., Igelström sei zu ihm gekommen und habe sein Erstaunen über diese Strenge ausgedrückt: Katharina begnüge sich in solchen Fällen mit milderen Strafen. Bei dieser Gelegenheit theilte Igelström dem Grafen mit, er habe in dem ihm zur Verwaltung anvertrauten Gouvernement Ufa drei Fälle erlebt, in denen Abenteurer sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausgegeben hätten, und sie seien nicht hingerichtet, sondern auf andere Weise bestraft worden.

Zur Vervollständigung des Verzeichnisses der unter dem Namen Peters III. auftretenden Prätendenten sei noch des Stepan Malyj erwähnt, welcher in Montenegro auftrat, sich dort für den Kaiser Peter III. ausgab und eine Zeit lang herrschte, bei einer Explosion sein Augenlicht verlor und schließlich ermordet wurde. Er gehört kaum in die Geschichte Rußlands, unterscheidet sich durch Geist und Bildung sehr wesentlich von Pugatschew und andern Abenteurern dieses Schlages, und war der Kaiserin bei Weitem nicht so gefährlich, wie jene Kosaken und Räuber, welche die sociale Revolution predigten. Gleichwohl sandte die Kaiserin einen Kundschafter in die „Schwarzen Berge" und ließ mit dem Usurpator Verhandlungen führen.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß sich im Jahre 1773, wie aus einem Schreiben des Grafen Mocenigo aus Zenta hervorgeht, bei der Stadt Arta im türkischen Albanien ein Pseudo-Peter gezeigt habe, doch ist uns über diese Episode nichts weiter bekannt geworden.

Im Jahre 1764 war der ehemalige Kaiser Iwan Antonowitsch in der Schlüsselburger Festung von seinen Wächtern ermordet worden, als der kleinrussische Abenteurer Mirowitsch den Versuch gemacht hatte, den Gefangenen zu befreien und ihn auf den Thron zu erheben. Ein Vierteljahrhundert später tauchte ein Iwan Redivivus auf.

Im März des Jahres 1788 meldete sich bei dem Herzoge Peter Biron von Kurland ein Mann, der sich für einen russischen Kaufmann ausgab und um eine Privataudienz beim Herzoge unter vier Augen bat. Der Herzog lehnte die Gewährung einer solchen Audienz ab, ließ den Verdächtigen verhaften und dem General-Gouverneur von Riga und Reval ausliefern. In einem Verhöre, welches der Gefangene am 24. März in der Rigaer Gouvernementskanzlei zu bestehen hatte, erklärte der Gefangene, er sei der ehemalige Kaiser Iwan, welcher vormals in Schlüsselburg gefangen gehalten worden sei; der Commandant der Festung habe ihm die Flucht ermöglicht, ihn mit Geld versehen und statt seiner einen Diener, welcher ihm ähnlich sah, in die Zelle gesperrt. Als Kaufmann verkleidet sei er zu den kleinrussischen Kosaken gereist, habe sich dort in die Reihen der letzteren aufnehmen lassen, einigen Unterricht genossen, an dem türkischen Kriege Theil genommen,

nach Astrachan und der Krim, ja auch nach Petersburg und Archangel Reisen unternommen; hierauf sei er dann nach Cherson und endlich nach Kurland gereist, wo er von dem Herzoge selbst, dessen Vater in Rußland während seiner, Iwan's, Regierung Regent gewesen war, Auskunft über die Schicksale seiner Angehörigen zu erlangen hoffte. Mit diesem Prätendenten wurde sehr summarisch verfahren. An Händen und Füßen gefesselt, wurde er nach Petersburg gebracht. Von dort aus schrieb der Fürst Besborodko an den General-Gouverneur von Riga und Reval, es habe sich herausgestellt, daß der Gefangene ein Kaufmann aus Krementschug sei, Thimotheus Kurdilow heiße und als Betrüger entlarvt worden sei; die Kaiserin habe bereits seinetwegen eine Entscheidung getroffen.

So ist denn das Verzeichniß der falschen Prätendenten ein sehr langes.

Es ließe sich noch auf eine Anzahl solcher Fälle hinweisen; dahin gehört u. A. das Auftreten eines Zarewitsch Ssemjon Alexejewitsch in Kleinrußland im Jahre 1674, der Plan einer Oberstenwittwe in Kleinrußland im Jahre 1788, einen Soldaten, Bunin, in der Rolle des ehemaligen Kaisers Peters III. auftreten zu lassen, die unter dem Namen der vorgeblichen Tochter der Kaiserin Elisabeth in den Jahren der Regierung Katharinas auftretende Fürstin Tarakanow, das Auftreten eines Pseudo-Constantin und einer Pseudo-Gräfin-Lowitsch im neunzehnten Jahrhundert u. s. w.

Es ist klar, daß bei so häufigem Auftreten falscher Prätendenten eine solche Erscheinung nicht sowohl durch die verbrecherische Neigung einzelner weniger Individuen als vielmehr durch eine Krankheitsdisposition am russischen Gesellschaftskörper erklärt werden muß. Allerdings ist das Maß unserer Kenntniß der Einzelheiten bei den verschiedenen Criminalfällen dieser Art ein sehr ungleiches. Aber es reicht in den meisten dieser Fälle hin, um uns die Ueberzeugung zu verleihen, daß man es hier mit einem social-pathologischen Phänomen zu thun habe. Die Masse des Volkes producirt solche Abenteurer, denen die Prätendentenrolle nicht selten aufgenöthigt wird. In den seltensten Fällen mag der Gedanke, sich für einen verstorbenen Fürsten auszugeben, im Kopfe des Prätendenten selbst entsprungen sein: wenigstens ist aus manchen solcher Processe mit Evidenz bekannt geworden, daß andere Personen solchen Abenteurern den Gedanken eingegeben hatten. So erscheinen die unzufriedenen Elemente unter den Sectirern als Mitschuldige Pugatschews als diejenigen, welche ihm die Prätendentenrolle soufflirten. So erzeugen die permanenten Unruhen der kleinrussischen Kosaken eine ganze Reihe falscher Prätendenten. Daß die in vielen Fällen recht zahlreichen Anhänger solcher angeblicher Zarewitschs, Zaren und Kaiser durchweg an die Echtheit derselben geglaubt hätten, ist nicht anzunehmen. Man ist solidarisch mit solchen Verbrechern, weil unter deren Fahne allerlei Vortheile errungen werden können. Wo es Unzufriedene, Bedrückte giebt, da finden solche Prätendenten-Ideen Eingang. Jedes Gerücht von dem Auftreten eines angeblichen Herrschers oder eines angeblichen Verwandten eines solchen wird von den Massen mit Ge-

nugthuung begrüßt, weil sich daran die Hoffnung knüpft, daß die Lage des Volkes sich bessern werde. Viele derartigen Gerüchte entbehren jeder thatsächlichen Grundlage. Wo sich Niemand fand, die Prätendentenrolle zu spielen, erfand man das Phantom eines solchen und übte auch damit schon die gewünschte Wirkung. So war unter den Schaaren des berühmten Räubers Stenka Rasin Niemand, welcher die Rolle des ehemaligen Patriarchen Nikon thatsächlich übernommen hätte, aber es genügte, daß man auf ein Schiff hinwies, in welchem sich der Patriarch befinden sollte, um die Einbildungskraft des Volkes, welches mit dem hochstehenden Staatsverbrecher sympathisirte, zu entflammen, dasselbe zum Kampfe gegen die bestehende Ordnung zu reizen. Wenn die Polen im 17. Jahrhundert den Moskowitern drohten, es würden Prätendenten auftreten, so mochten sie der gerechten Zuversicht leben, daß es möglich sein werde, im geeigneten Augenblicke die Persönlichkeiten aufzutreiben, welche die Prätendentenrolle zu übernehmen geneigt sein würden.

Daß nicht so sehr die eigentliche Prätendentenrolle, als vielmehr die Lust an der Anarchie, die Hoffnung auf allerlei Vortheile durch Auflehnung und Rebellion bei manchen dieser Episoden die Hauptsache ist, ersieht man aus vielen Zügen der Haltung solcher Abenteurer und deren zahlreicher Anhänger. Die Wagehälse, welche sich den Namen Peter III. aneignen, um unter demselben mit um so größerem Erfolge zu rauben und zu morden, sind nicht wesentlich verschieden von den zahlreichen Landstreichern, welche in jenen Zeiten, ohne sich zu der Rolle von Thronprätendenten zu versteigen, die Gegenden an der Wolga unsicher machten. Ihre Zahl ist sehr groß. Die Ungunst der Verhältnisse, in denen sich die niedersten Schichten der Gesellschaft befanden, trieb Viele in die Räuberlaufbahn, welche meist unglücklich endete. Dabei erscheint sehr oft der Name eines Iwan oder Alexei oder Peter als etwas Accessorisches. Bei manchen dieser Abenteurer erscheint die Frage, ob sie sich für einen Fürsten ausgeben oder nicht, als verhältnißmäßig geringfügig. Als ein gewaltiger Räuberhauptmann, Sametajew, mit einer großen Bande auftrat und in derselben Weise hauste, wie Pugatschew mit seinem Schwarm gehaust hatte, schrieb Suworow, welchem die Ergreifung von Maßregeln zur Unterdrückung solcher Unruhen aufgetragen worden war, man solle doch gelegentlich herauszubringen suchen, ob dieser Räuber Sametajew sich für Peter III. ausgebe oder nicht. Ebenso ist zwischen der Art des Auftretens Pugatschews, welcher eine Prätendentenrolle spielte, und derjenigen berühmter Flußpiraten jener Zeit, wie Kulagas, Bragins u. A., welche nicht als Prätendenten auftreten, kein wesentlicher Unterschied. Episoden, wie diejenige mit der Fürstin Tarakanow oder mit jenem 1788 in Mitau erscheinenden Pseudo-Iwan, mögen als vereinzelte Fälle, als individuelle Verbrechen erscheinen. Die meisten andern Fälle, deren oben erwähnt wurde, sind als collective Vergehen der Masse des Volkes zu bezeichnen, als Symptome der innern Gährung in dem ganzen socialen Organismus, als Pestgeschwüre, welche auf die verdorbenen Säfte eines großen Theiles der Gesellschaft schließen lassen.

Da half denn die noch so strenge Bestrafung einzelner Verbrecher oder ganzer Dutzende von Anhängern solcher Prätendenten ebensowenig, wie die bloße Behandlung der Symptome einem Schwerkranken Genesung zu bringen vermag. Vergegenwärtigen wir uns, daß jene von uns zusammengestellte Uebersicht falscher Prätendenten in Rußland im 17. und 18. Jahrhundert mehrere Dutzende beträgt, daß die Anzahl ihrer Anhänger auf viele Tausende zu veranschlagen ist, daß es einigen von ihnen gelang, einen beträchtlichen Theil des Reiches zu offener Empörung gegen die Staatsgewalt oder gegen die sociale Ordnung oder gegen beide zu entfachen, daß solche Ereignisse bisweilen Jahre hindurch den Regierungen und deren Behörden die schwersten Sorgen bereiten, so wird man anerkennen müssen, daß es sich hier um die untrüglichen Anzeichen eines chronischen Siechthums am Staats- und Volkskörper handelt.

Solche Vorgänge zeugen beredt von dem Elend und der Rohheit, von den Leiden und Kämpfen des Volkes. Sie gewähren einen Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen ein Uebergangszustand, wie die Verwandlung Rußlands aus einem asiatischen Staate in einen europäischen, verbunden sein mußte. Sie reden laut von der Bedrückung der Masse durch gewissenlose bestechliche und habsüchtige Beamte; sie statten Bericht ab von dem Verhängniß der erst in allerneuester Zeit gelösten Bauernfrage; sie schildern die nomadische, kosakische Art der wandersüchtigen, arbeitsscheuen Masse des Volkes, die Wildheit der fremden Völker, die Beschränktheit der Sectirer, die Verzweiflung der desertirenden Soldaten, der bei Verbrechertransporten entlaufenen Räuber und Mörder; sie liefern einen Commentar zu der geschichtlichen Bedeutung des Mangels an einem regelmäßigen staatsrechtlich normirten Thronwechsel.

Jahrhunderte lang hat Rußland an dem Uebel des falschen Prätendententhums gekrankt. Diese Form einer allgemeinen Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft scheint nun endgiltig überwunden zu sein. Eine eingehende Untersuchung und Würdigung des Auftretens, des Wüthens und Verschwindens dieses Siechthums in der Geschichte des russischen Staates und Volkes wäre wünschenswerth.

Bibliographie.

M. Braun, Geschichte der Gesellschaft der Brüder. Festschrift zur Säcularfeier am 21. März 1880. Im Auftrage des Vorstandes bearbeitet. 8. 83 S. Breslau 1880. Druck von S. Schottlaender.

Obgleich die nächste Aufgabe der kleinen Schrift nur einem eng localisirten Interesse dient, so gestaltet sie sich doch in ihrer Lösung zu einem schätzenswerthen Beitrage zur Geschichte der Judenemancipation in Preußen, indem sich unter den Gründern und Förderern der Gesellschaft einige der bedeutendsten der Männer befanden, welche für die freiheitlichere Gestaltung der Verhältnisse ihrer Glaubensgenossen eintraten. Auch die Gesellschaft als solche hat dieses ideale Ziel niemals aus dem Auge gelassen. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet.

M. W. Gotthard Müller, Gedichte. 8. VII u. 96 S. Merseburg, 1880, Stollberg.

Der Dichter — unter dem Pseudonym W. G. Gotthardi, der Verfasser eines geschätzten Buches „Weimarische Theaterbilder aus der Zeit Goethes“ — bietet hier eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte, in denen sich neben vielem Gleichgiltigen, Gelegentlichen einige in Ton und Stimmung glückliche lyrische Kleinigkeiten befinden; die größeren Dichtungen im Balladen- und Romanzenton sind dem Dichter weniger gelungen.

Wolfgang Kirchbach, Märchen. 12. 202 S. Leipzig 1880, Breitkopf u. Härtel.

Die in neuer Ausgabe vorliegende Märchensammlung bekundet eine nicht geringe dichterische Begabung. Der Verfasser ist im Besitze einer reichen und originellen Phantasie, die er indessen durch eine geläuterte ästhetische Anschauung zu zügeln weiß. Die Sprache ist poetisch und sorgfältig, hin und wieder jedoch gesucht und allzusehr mit Bildern durchsetzt. Das Ganze ist ein Buch für Erwachsene mehr als für Jüngere: die ersteren werden ihm eine angenehme Stunde zu danken haben.

Karl Faulmann, illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. 1. Heft. Lexicon-Format. Seite 1—32. Wien, Pest und Leipzig, Verlag von A. Hartleben. Erscheint in 20 halbmonatlichen Lieferungen à ℳ 0,60.

Der Verfasser hat sich durch seine „Illustrirte Geschichte der Schrift“ den Namen eines Schriftstellers zu erwerben verstanden, der über große Fragen der Wissenschaft zu einem gebildeten Publikum in guter, verständlicher Form zu sprechen versteht. So weit sich aus dem vorliegenden ersten Heft ein Urtheil gewinnen läßt, wird es auch für seine neue, schwierige Aufgabe eine ansprechende Lösung finden. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser diese Aufgabe sich denkt, äußert er sich ungefähr folgendermaßen: „Ein allgemein verständliches Bild der Culturentwicklung ist bisher dem Publikum noch nicht geboten worden, und doch ist eine populäre Darstellung der Culturgeschichte wichtiger als alle anderen populärwissenschaftlichen Darstellungen, da sie für das Verständniß der religiösen, politischen und socialen Fragen, welche jetzt täglich in den politischen Zeitungen erörtert werden, nothwendig ist. Der Verfasser hat es nun unternommen, ein Werk zu verfassen, dessen Umfang Jedem die Anschaffung ermöglicht, dessen Inhalt leicht verständlich und anziehend ist und welches durch eine Reihe von Farbentafeln, Facsimile-Beilagen und in den Text gedruckten Illustrationen die

Culturformen und die damit verbundenen religiösen Anschauungen, Künste und Fertigkeiten dem Leser lebendig vor Augen führt". Die dem Hefte beigegebene Farbendrucktafel „Vogeljagd und Fischfang der alten Aegypter" (Wandgemälde aus den Gräbern der XII. Dynastie), die Facsimile-Beilage eines genau nachgebildeten ägyptischen Papyrus mit hieroglyphischer Schrift und die sauber ausgeführten Illustrationen im Text stellen der Ausstattung des Ganzen ein gutes Zeugniß aus.

Jean Bernard, Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung. 8. VIII und 50 S. Leipzig, 1880, E. Wartig.

Der Verfasser hielt es für eine dankbare und berechtigte Aufgabe, dem deutschen Volke durch freie Nachdichtung mittelhochdeutscher Dichtungen den Sinn, das Verständniß und die Liebe für seine große poetische Vergangenheit zu wecken. Er unternimmt daher eine Reihe von solchen Nachdichtungen und beginnt in dem vorliegenden Bändchen mit Konrads von Würzburg „Engelhart und Engeltrut". Dieses Lied echter aufopferungsfähiger Freundschaft gehört zu den besten Dichtungen des Meisters, die darin entwickelte Idee ist eben so schön als interessant. Der Verfasser entlehnt dem Vorgänger jedoch nur die Idee, die Dichtung selbst ist sein selbstständiges Product und als solches sehr gelungen in Sprache und Form und von einem warmen, poetischen Hauche durchweht.

Emile Zola, Das Assommoir. Deutsch von Willibald König. 1. Lieferung. 8. Berlin, 1880, Freund u. Jeckel. à Heft 60 Pfg.

Die tiefangelegte Studie, welche Ludwig Pfau dem „Hauptvertreter des französischen Realismus" in „Nord und Süd" gewidmet hat, überhebt uns der Nothwendigkeit, uns hier nochmals über die Eigenthümlichkeiten seiner Production, insbesondere des bekanntesten seiner Bücher zu äußern, das „Assommoir". Der Uebersetzer charakterisirt die ihm zugefallene Aufgabe sehr richtig als „eine ungeheuere Schwierigkeit". „Er hat es sich angelegen sein lassen, auf das Gewissenhafteste zu übersetzen und besonders der meisterhaften Schilderung Zolas die Großartigkeit nicht verloren gehen zu lassen". In Folge dessen hielt er sich in Bezug auf den Satzbau mit möglichster Treue an das Original, „selbst auf die Gefahr hin, etwas Ungelenkes in die Sprache zu bringen, was besser scheint, als im fließenden Deutsch das Original zu verflachen". Soweit die bis jetzt vorliegende erste Lieferung ein Urtheil gestattet, muß dieses dem Uebersetzer durchaus günstig lauten, ja die Arbeit kann in ihrer Art, insbesondere wenn man ihre Schwierigkeit erwägt, als eine in der Hauptsache ausgezeichnete gelten. Besonders Gutes hat der Uebersetzer in der Wiedergabe des Argôt geleistet. — Die Ausstattung der Ausgabe ist gut.

Adalbert Cybulski, Geschichte der Polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 2. Bd. 8. Posen, 1880, Zupánski.

Der Plan, der dem ganzen Werke zu Grunde liegt, die Art seiner Entstehung und seine Bedeutung haben wir bereits im Septemberhefte von „Nord und Süd" besprochen. Die Empfehlung, welche wir dem Werke dort durften zu Theil werden lassen, gelte auch für diesen zweiten Band, wenngleich sich in ihm — als vielleicht durch die ursprüngliche Vortragsform bedingt — eine gewisse Unruhe in der Behandlung des Materials kundgiebt. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Gabe, durch welche eine wirkliche Lücke ausgefüllt wird.

J. Baumgarten, La France qui rit. (Les farceurs populaires anciens et modernes. — Facéties ingénieuses. Contes drôlatiques. — Bouffonneries désopilantes. — Scènes de moeurs comiques. — Croquis et scènes soldatesques. — Les bonnes gens de province: chroniques rurales et historiettes burlesques. — Revue comique des tribunaux, etc.) Ein Band in 2 Theile. IV u. 403 S. Cassel 1880, Theodor Kay.

Dem Werke liegt die Absicht des Verfassers zu Grunde, im Interesse der Literatur- und Culturgeschichte den charakteristischesten Bestandtheil des französischen „esprit", so wie er sich in der komischen Literatur, namentlich in der Volksliteratur, ausgestaltet hat, zur Anschauung zu bringen. Hinter den beiden Fragen: Wie lacht Frankreich und worüber lacht es? steckt ein bedeutendes Stück, nicht blos der französischen Literaturgeschichte, sondern auch der Cultur- und Weltgeschichte. Der Herausgeber beschränkt sich darauf, die naturwüchsige, harmlose, heitere Seite des französischen Nationalcharakters vorzuführen, jene psychologisch so interessante

„gaieté gauloise", die sich die Jahrhunderte hindurch trotz aller Tristificateur- und Tristifications-Systeme erhalten hat, die, von keinem politischen oder religiösen Kriticismus angekränkelt, Gott einen guten Mann sein läßt. Das Buch enthält mit einer Ausnahme keine Fragmente, sondern nur vollständige, abgerundete Stücke. Unter den benützten Autoren begegnen wir den Namen von V. Fournel, Ch. Nisard, Th. de Banville, Champfleury, A. Assolant, Alphonse Karr, Aur. Scholl. Jeder Freund eines echten, volksthümlichen Humors wird sich an dem Buche wahrhaft ergötzen, besonders wenn er die Sprache derart beherrscht, um vor Idiotismen und einzelnen Argotismen nicht zweifelnd stehen bleiben zu müssen.

S. Riezler, Geschichte Baierns. 2. Bd. (Bis 1347.) 8. XX u. 485 Seiten. Gotha 1880, F. A. Perthes. ℳ 10.—

Als Festgabe zum Wittelsbacher-Jubiläum erscheint dieser zweite Band der Geschichte Baierns, eines Werkes, dessen hervorragende Bedeutung schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes hier anerkannt wurde. Der Band umfaßt die Zeit von 1180—1347, also die Regierungen der ersten wittelsbachischen Herzoge bis zum Tode Kaiser Ludwig des Baiern, und zwar enthält das sechste Buch Ausbildung und Befestigung der Landeshoheit unter Otto I, Ludwig I, Otto II, Ludwig II und Heinrich XIII (anbei bemerkt wird uns, daß der Verfasser die bisher üblichen Beinamen: Ludwig der Kelheimer, Otto der Erlauchte und Ludwig der Strenge als ungerechtfertigt zurückweist); das umfängliche siebente Buch behandelt die stürmische Periode Kaisers Ludwig des Baiern, des ruhmvollen Siegers von Gammelsdorf und Mühldorf, dessen Politik fast die ganze abendländische Welt berührt und in dem der Baiernherzog zu eng mit dem König und Kaiser verwachsen ist, als daß sich in der Darstellung beides hätte trennen lassen. Wie im ersten Bande sind auch in diesem Verfassung, Recht und Culturgeschichte mit besonderer Vorliebe behandelt. Wolfram von Eschenbach tritt in diesem Zeitraum als die erste literarische Größe Baierns, der Regensburger Dom als das schönste Erzeugniß bairischer Kunstthätigkeit hervor. Im übrigen braucht man sich nur zu erinnern, daß dieser Periode der gewaltige Aufschwung des Städtewesens, der Beginn der neuen Landstände, die Gesetzgebung Kaiser Ludwigs, die Ausbildung eines vielgegliederten, landesherrlichen Beamtenthumes, Anfänge und Blüthe der Bettelorden, die steigende Bedeutung der Juden, das erste Auftreten häretischer Richtungen angehören, um den Reichthum des Stoffes zu ermessen, der in diesem Bande seine Darstellung fand. Das Buch verbindet mit strenger Wissenschaftlichkeit eine geschmackvolle und anziehende Darstellung; auch sonst weist es alle die Vorzüge auf, welche wir gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes hervorzuheben Veranlassung hatten.

„Ariost's Rasender Roland". Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. (Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Monatlich in 2—3 Lieferungen à ℳ 1.50.

Von diesem Prachtwerk in der weitgehendsten Bedeutung des Wortes liegen uns die ersten Lieferungen vor. Wir werden bald mitten hineingeführt in jenen wundersamen Gesang Ariost's, des größten italienischen Dichters nach Dante, von dem Goethe verkündet:

„Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz"

und in der längst anerkannten trefflichen Uebersetzung von Hermann Kurz dringen mit herrlichem Vollklang die Verse uns in's Ohr, immer von Neuem unser lebhaftes Interesse für die bunten, sich graziös verschlingenden Ranken dieser klassischen Dichtung anregend. Aber auch die Meisterhand Paul Heyse's erkennen wir schon von Anfang an; seinem feinfühligen, poetischen Sinne entgeht eben auch nicht die geringste Härte des Ausdrucks, nicht das leiseste Stocken in dem Flusse der harmonisch dahingleitenden Stanzen, und wahrlich, wenn ein Paul Heyse einen Hermann Kurz noch bessert, da giebt es vollsten Klang. Und diesen Meistern allen hat nun ein vierter sich zugesellt — Gustav Doré; der weltbekannte Künstlerfürst auf dem Gebiete der Illustration hat dem Werke Ariost's reichsten Bilderschmuck gegeben. Was hiervon uns die beiden ersten Lieferungen bringen, zeigt den Meister auf der Höhe seines Könnens, zeigt ihn in der Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, die ihn das Zierlichste wie das Erhabenste, jede Stimmung der Natur wie des Menschenlebens in genialer Auffassung zur Dar-

stellung bringen läßt. Mit Spannung sehen wir der Folge dieser Doré'schen Illustrationen entgegen, ist doch gerade Ariost's Märchenepos für des Künstlers Eigenart ein ausgiebigster Stoff.

Wir können die Ausstattung dieses Werkes als würdig der hohen Namen, die es verherrlichen soll, bezeichnen. „Ariost's Rasender Roland" in dieser Ausgabe ist ein Prachtwerk ersten Ranges.

Encyclopädie der Neuen Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Lexikon-Format. 1. u. 2. Lieferung. XI. 1. Bd. S. 1—144. Gotha, 1880, F. A. Perthes. In 20 Lieferungen à ℳ 1.—

Diese Encyclopädie soll nicht, gleich so vielen populären Weltgeschichten ein Buch aus anderen Büchern sein — sie beruht, gemäß dem für die moderne Wissenschaft vielfach so fruchtbar gewordenen Principe der Arbeitstheilung, durchweg auf den Originalbeiträgen berufener, namhafter Gelehrten, von denen hier Professor Benrath-Bonn, Professor G. Hertzberg-Halle, Professor E. Herrmann-Marburg, Professor Karl Hillebrand-Florenz, Dr. A. Kleinschmidt-Heidelberg, Professor Krones-Graz, Dr. Lamprecht-Bonn, Professor Meyer von Knonau-Zürich, Dr. K. Reichhard-Hannover, Professor Schäfer-Jena, Geh. Archivrath v. Weech-Karlsruhe, Professor Wenzelburger-Amsterdam genannt seien. — Das encyclopädische Handbuch der Neueren Geschichte sucht die dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse entsprechende Mitte zwischen vielbändigen, ins einzelnste ausgeführten Werken und dünnen, schattenhaften Compendien zu halten und danach gedrungene Kürze mit lebendiger Darstellung zu verbinden. Mit Beiseitlassung der formellen Vollständigkeit eines Conversationslexikons will es nur das in den Kreis seiner Besprechung ziehen, was mit der Gegenwart und deren geistiger Arbeit in näherem oder entfernterem Zusammenhang steht und woraus ein wirklicher Gewinn, sei es für ein besseres Verständniß, sei es zur Versöhnung und Lösung der Gegensätze und Streitfragen der Zeit geschöpft werden kann. — Der Vereinigung so zahlreicher und bewährter Kräfte wird es sicherlich gelingen, das Werk auf Grund der hier entwickelten, lobenswerthen Anschauungen zu Ende zu führen.

L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. In drei Theilen. Erster Theil: Die Alterthümer der merovingischen Zeit. 1. Lieferung. 8. XII u. Seite 1—320. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, 1880, F. Vieweg und Sohn.

Das Handbuch der deutschen Alterthumskunde wird mit Hülfe zahlreicher Abbildungen die Gesammtheit jener Denkmale zur Darstellung bringen, welche uns aus frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit in den Grabbauten und ihrem Inhalt an Geräthen und Gefäßen, Werkzeugen und Waffen erhalten sind. Eine bisher fehlende Uebersicht dieses wichtigen mit immer wachsender Theilnahme beachteten Gebietes der vaterländischen Culturgeschichte zu gewähren, und die neuen Forschungsergebnisse über dasselbe jedem Freunde des Alterthums zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Werkes. Dasselbe ist in drei größere Abtheilungen geschieden, von welchen jede ein abgeschlossenes Ganze bildet. Die erste umfaßt die Alterthümer der merovingischen, die zweite die der römisch-germanischen und die dritte jene der vorgeschichtlichen Zeit. Die Gründe, welche den Verfasser bestimmten, die ersteren gerade voranzustellen und von ihnen aus in die entlegenere Vorzeit zurückzugehen, sind in dem Vorworte und der Einleitung dargelegt. Die jetzt im Drucke befindliche zweite Lieferung von ungefähr gleichem Umfange wie die vorliegende, wird den ersten Band zum Abschluß bringen und uns Gelegenheit zu eingehender Beurtheilung geben. — Die Ausstattung ist vorzüglich, die Holzschnitte sind zum Theil musterhaft.

Carl v. Clausewitz, „Die Lehre vom Kriege".

Es ist das unbestreitbare Verdienst des kürzlich in's Leben getretenen Sammelwerkes: „Militärische Classiker des In- und Auslandes", Berlin 1880, F. Schneider & Co., in ca. 15 Heften. Preis pro Heft ℳ 1.50 daß es das klassische Clausewitz'sche Buch „Die Lehre vom Kriege" in einer verständnißvoll redigirten und interpretirten Ausgabe den deutschen Lesern gleichsam wieder auf's Neue geschenkt hat. Wenn man erwägt, daß der Verfasser als Militärschriftsteller ersten Ranges für Deutschland ungefähr dasselbe leistete, was vor ihm Vauban für Frankreich und Machiavelli

no cover

für Italien; so wird man seine hohe Bedeutung ungefähr andeuten, aber mit einem solchen Vergleich seine außerordentlichen Leistungen immer noch nicht nach Gebühr würdigen. Erst bei wiederholter Lectüre des Meisterwerks wird man das begeisterte Lob der Zeitgenossen des Autors völlig verstehen und gerechtfertigt finden. Der vom Obersten von Scherff gelieferte treffliche Commentar läßt zur Genüge durchblicken, daß ein Buch wie das Clausewitz'sche niemals veralten kann.

John Todhunter, A study of Shelley, 8. VI u. 293 S. London, 1880, Kegan Paul & Co. Gebunden.

Die beiden kürzlich durch Rosetti und Forenberg veröffentlichten Ausgaben von Shelley's Gedichten haben einen von allen Freunden echter Poesie längst gehegten Wunsch erfüllt, während die seiner Ausgabe vorangeschickte Studie Rosetti's und die kürzlich erschienene Biographie von Symonds neues Licht über die Lebensschicksale des Dichters geworfen haben. Auch manche ausgezeichnete Detailarbeit kritischer und ästhetischer Art ist über einzelne Seiten seiner Production während der letzten Jahre geliefert worden; aber an einer umfassenden Arbeit, welche in Form einer auf philosophischen und ästhetischen Voraussetzungen beruhenden Studie das ganze geistige Wesen Shelley's ergründen und ihm seinen wahren Platz in der Literatur anweisen soll — fehlte es bis jetzt. Der vorliegende Band ist der gelungene Versuch zur Lösung dieser Aufgabe. Der Verfasser beschränkt sich in seiner Analyse und Kritik hauptsächlich auf die poetischen Werke des Dichters; er thut hier, insbesondere in den Auszügen, oft des Guten zu viel, aber abgesehen hiervon sind seine ästhetischen Bemerkungen fein und treffend, sie ergründen den poetischen Gehalt der einzelnen Dichtungen und gewähren in ihrem Zusammenhange ein scharfes Bild von der Eigenart des hervorragenden englischen Dichters, der nicht nur bei uns, sondern selbst in England viel weniger gekannt und geschätzt ist, als er es verdiente.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Band 15. — Heft 45.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1880.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

December 1880.

Inhalt.

Seite

Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung ... 27

F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien ... 29

S. von Basch in Wien.
Das Wesen des Kreislaufs ... 30

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasial-Oberlehrers ... 31

O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie ... 33

Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte ... 34

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß) ... 35

Ludwig Pietsch in Berlin.
Andreas Achenbach ... 3

Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Ueber Blindsein ... 3

Bibliographie ... 42

Hierzu ein Porträt A. Achenbach's, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldo

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Adolf Bonz, Comp., Verlags-Buchhandlung in Stuttgart (Kain).
Ebner u. Seubert, Verlags-Buchhandlung in Stuttgart (Grundriß der Kunstgeschichte).
H. Gesenius, Verlags-Buchhandlung in Halle (David Copperfield).
C. Greiner'sche Verlags-Buchhandlung in Stuttgart (K. Gerok's Werke).
A. G. Liebeskind, Verlags-Buchhandlung in Leipzig (R. Baumbach's Werke).
Aug. Nicol, Verlags-Buchhandlung in Wiesbaden (Deutsche Märchen in Wort u. Bild).
J. Niedner, Verlags-Buchhandlung in Wiesbaden (Der Rhein).
S. Schottlaender, Verlags-Buchhandlung in Breslau (Ariost's Rasender Roland).
S. Schottlaender, Verlags-Buchhandlung in Breslau (Subscript-Schein zu Ariost's Ras. Rol.)
W. Spemann, Verlags-Buchhandlung in Stuttgart (Naturgeschichte des Menschen).
W. Spemann, Verlags-Buchhandlung in Stuttgart (Das neue Universum).
A. Titze, Verlags-Buchhandlung in Leipzig (Lebens-Lieder und Bilder).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — December 1880. — 45. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: A. Achenbach.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge, haben wir durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen vierzehn Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XIV (Juli bis September 1880), wie auch zu den früheren Bänden I—XIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im August 1880.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42.

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XIV (Juli bis September 1880)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Treu bis in den Tod.

Eine Erzählung
von
Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Siebenzig schwere Jahre lasteten auf den Schultern des Rathsherrn Wolfram Eggers, der in einem alterthümlichen Hause seiner Vaterstadt Frankfurt in patriarchalischer Würde waltete und gebot. Die langen Jahre hatten seinen klaren Sinn nicht getrübt und seinen festen Willen nicht gebeugt. Seine Kinder und Enkel, die ihn immer mehr gefürchtet als geliebt hatten, nahten sich ihm ehrfurchtsvoll, und es bangte ihnen vor dem strengen Blick seiner ernsten, großen Augen, die den Freuden sowohl wie den Drangsalen und Gefahren eines vielbewegten Lebens kalt entgegen geblickt hatten und in denen sich Geradheit und Furchtlosigkeit, ohne Beimischung von Milde und menschlichem Erbarmen, wiederspiegelten.

Die Vergangenheit des alten Wolfram lag vor seinen Mitbürgern wie ein offenes Buch, in dem die meisten von ihnen gelesen hatten und ein jeder lesen konnte. — Er stammte aus einem alten, stolzen Patriziergeschlecht, und war in dem Hause, das er nun seit vierzig Jahren sein eigenes nannte, und in dem sein Vater und sein Großvater das Licht der Welt erblickt hatten, geboren worden. Dort hatte er auch seine ersten Jugendjahre verlebt, bis er als achtzehnjähriger Jüngling die Universitäten von Jena und Göttingen bezogen hatte, um unter der Leitung weltberühmter Gelehrten der Zeit seine akademische Erziehung zu vollenden. — Mit der wohlerworbenen Würde eines Doctor der Rechte kehrte er wenige Jahre später nach seiner Heimat zurück. — Seine Mutter hatte er früh verloren, Geschwister nie besessen. Der Vater, der ihn zärtlich liebte, seine Zuneigung aber wie eine Schwäche verbarg, blickte mit Stolz auf den schönen, wohlgerathenen, zum Manne gereiften Jüngling, dessen Geburt, Gestalt, Wissen und Wesen dafür zu bürgen schienen, daß er dereinst eine Zierde seiner Vaterstadt werden solle.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der den einzigen dunkeln Punkt in dem klaren Leben Wolfram Eggers' bildete, und über den auch seine Alters- und Zeitgenossen niemals ganz befriedigende Auskunft geben konnten.

Eine entfernte und arme Verwandte der Familie hatte seit dem Tode der Mutter Wolframs den Eggers'schen Hausstand geführt. Es war eine ehrbare Wittwe, eine still waltende, milde Frau, die in unbegrenzter Verehrung des alten Eggers zu leben schien, und von diesem mit wohlwollender Herablassung behandelt wurde. Nie hatte die Verleumdung das Verhältniß zwischen den Beiden anzugreifen gewagt, wennschon Frau Christiana Dexter, als sie vor fünfzehn Jahren zu ihrem Vetter gekommen, eine wunderbar schöne Frau gewesen, so daß damals unter Muhmen und Basen die Vermuthung geäußert worden war, der Cousin Eggers, ein stattlicher Mann in der Mitte der Vierziger, werde die Haushälterin schließlich als seine zweite Frau heimführen. — Aber Jahre waren dahingegangen; und die beiden Verwandten hatten sich nie mehr genähert als in den ersten Tagen ihres Zusammentreffens. — Frau Christiana hielt sich in den Wirthschaftsräumen auf und erschien nur dann vor Herrn Eggers, wenn sie von Diesem gerufen wurde. Bei seltenen Gelegenheiten, an Geburts- und Festtagen, wurde ihr die Ehre zu Theil, die Mahlzeit am Tische und in Gesellschaft ihres Herrn Vetters einnehmen zu dürfen. Dann saßen sich die Beiden an den äußersten Enden einer großen, mit altem Silbergeschirr schwerbeladenen Tafel wortkarg gegenüber; und während Herr Eggers mächtige Humpen feurigen Weines leerte, nippte Frau Christiana nur bescheiden an dem ungewohnten Trank, der ihr leise das bleiche Antlitz röthete, das, eingerahmt zwischen einer zarten Fräse und der schneeweißen Wittwenhaube, von seltsamer Feinheit und Schönheit erschien.

Zwei Jahre nachdem Wolfram die Universität bezogen hatte, wurde Frau Christiana von einer schweren Krankheit befallen. Man glaubte sie dem Tode nahe. Da verlangte sie nach ihrer einzigen Tochter, die in Marburg in der Familie ihrer Schwester, der Frau Anna Hadern, erzogen worden war und dort lebte, und die sie seit dreizehn Jahren in langen Zwischenräumen und dann immer nur auf kurze Zeit gesehen hatte.

Der alte Eggers entsandte sofort einen Boten nach Marburg, um dem Wunsche der Sterbenden zu willfahren, und dieser kehrte bald darauf mit Frau Christianas Tochter, der sechszehnjährigen Elisabeth Dexter nach Frankfurt zurück.

Der Anblick des jungen Mädchens schien wie eine wunderbare Arzenei auf das Herz der todtkranken Mutter zu wirken. Das Uebel, das sie dem Grabe nahe geführt, schwand mit der Stunde, da sie ihre Tochter umarmt hatte. Sie genas — aber nicht zu früherer Gesundheit. Kraftlos schlich sie in dem großen düstern Hause einher, und wo früher ihre zarten weißen Hände Manches selbst geordnet hatten, da mußte sie jetzt durch Wort und Blick Befehle ausführen lassen. Elisabeth war stets an ihrer Seite. Sie glich ihrer Mutter: wie diese war sie zart und schön; auch lud ihr

Antlitz trotz seiner jugendlichen Frische zum Mitleid ein, denn es lagerte darauf der unbeschreiblich rührende Ausdruck, den man auf den Gesichtern früh verwaister Kinder oder solcher findet, die von fremden Leuten, ohne die Mutter um Beistand und Hilfe anrufen zu können, erzogen worden sind. — Bald konnte das junge Mädchen ihre Mutter vollständig ersetzen; und in dem Eggers'schen Hausstand ging wieder Alles seinen ruhigen, streng geordneten Gang.

Der alte Eggers fand nicht wieder Gelegenheit, mit Elisabeth zu sprechen, nachdem er sie am Tage ihrer Ankunft mit kurzen, höflichen Worten bewillkommt hatte. Sie war neben ihrer Mutter in einer der zahlreichen Kammern des geräumigen, alten Hauses untergebracht worden und vermied scheu und ängstlich mit dem Hausherrn zusammenzutreffen. Dieser schien ihre Anwesenheit in seiner Nähe ganz vergessen zu haben. — Frau Christiana war deshalb nicht wenig überrascht und erschreckt, als Herr Eggers sie am Vorabend des Weihnachtstages zu sich bescheiden ließ und ihr sagte:

„Ich bitte Sie, Frau Cousine, morgen in üblicher Weise die Mittagsmahlzeit mit mir einnehmen zu wollen; auch möchten Sie Ihre Tochter Elisabeth mitbringen, damit das junge Mädchen an diesem hohen Festtage, unter meinem Dache nicht einsam und traurig sei".

Als darauf am nächsten Tage die beiden Frauen im Eßsaale erschienen, begrüßte Herr Eggers sie in freundlicher Weise. Er reichte der Mutter die Hand und küßte das junge Mädchen väterlich auf die Stirn; auch bemühte er sich, das lange Mahl durch Reden und Erzählungen angenehm zu verkürzen. Er sprach von seiner Jugend, von den wilden Kriegen, die damals Deutschland verheert hatten; von fremden, großen Städten, die er besucht, und von den wunderbaren Dingen und Leuten, die er dort gesehen hatte. — Die beiden Frauen lauschten aufmerksam; die Mutter erkühnte sich, von Zeit zu Zeit einige Worte zu sagen, die ihr Interesse an dem Mitgetheilten kundgeben sollten; die Tochter saß stumm da und wagte kaum, an den kostbar zubereiteten Speisen zu rühren, die ihr in langsamer und langer Reihenfolge vorgesetzt wurden. Als die Tafel endlich aufgehoben worden und Elisabeth wieder allein mit ihrer Mutter war, da athmete sie froh auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und sagte:

„Ich hoffe, er befiehlt mich nie wieder zu sich. Ich fürchte mich vor ihm. — Weshalb küßte er mich wie eine Verwandte, da er mir doch sonst so fern bleibt? Ich hätte weinen mögen. Es war mir, als schätze er mich nur gering, um so zutraulich zu sein, und dann wieder so fremd".

Die Festmahlzeiten wiederholten sich noch mehrere Male. Die Einladungen zu denselben erfolgten immer in derselben Form, und die Mahlzeiten verliefen jedes Mal in derselben Weise. Elisabeth gewöhnte sich daran ihrem Ohm ohne Bangen zu nahen. Er war freundlich zu ihr in seiner strengen Art, und seine Augen schienen sogar mit Wohlgefallen auf der hohen Gestalt und dem reinen Antlitz des schönen Mädchens zu ruhen.

Elisabeth wohnte nun seit zwei Jahren bei ihrer Mutter und stand

für diese dem Eggers'schen Hausstande vor, als die beiden Frauen eines Tages, zu ungewöhnlicher Zeit durch eine Einladung zum Essen überrascht wurden.

„Morgen Abend erwarte ich meinen Sohn", sagte Herr Eggers zu Frau Christiana. „Es ziemt sich, seine Rückkehr in das väterliche Heim, wo er fortan weilen wird, in freudiger Weise zu begehen. Ich wünsche deshalb ein Festmahl zu veranstalten, wie es seit langen Jahren in diesem vereinsamten Hause nicht mehr gefeiert worden ist, und an dem auch Sie, Frau Cousine und Ihre Tochter Elisabeth theilnehmen möchten".

Frau Christiana verbeugte sich dankend, wie sie es bei ähnlichen Gelegenheiten stets zu thun pflegte, und unterhielt sich sodann noch längere Zeit mit dem Hausherrn, um bei den Anordnungen zu dem Feste, die ihr überlassen blieben, überall das Richtige zu treffen.

Das Mahl verlief am nächsten Tage in prachtvoller, würdiger Weise. Man bewunderte den gediegenen Reichthum der Tafel; die edelsten Weine labten Herz und Gaumen; die Speisen waren auf das Schmackhafteste zubereitet. — Das Lob, welches dem freudestrahlenden Wirthe dafür gespendet wurde, bat er, in gravitätischer Weise, seiner werthen Cousine, Frau Christiana Dexter zutheilen zu wollen, denn dieser vor Allen gebühre die Ehre, die Gäste des Hauses in einer dieser würdigen Weise bewirthet zu haben.

Frau Christiana erröthete bei diesem unerwarteten Lobe und sagte leise, so leise, daß nur ihre nächsten Nachbaren es hören konnten:

„Mein Kind hat Alles angeordnet, denn ich selbst bin alt und schwach; aber auch ihr Verdienst ist gering, denn sie brauchte nur von Dem zu nehmen, was Haus, Garten und Keller im Ueberfluß boten. Meinem verehrten Herrn Vetter allein gebührt die Anerkennung seiner Gäste".

Wolfram, der als Sohn des Hauses von den Ehrenplätzen entfernt, die von alten Rathsherren eingenommen waren, in der Nähe der Frau Christiana saß, hatte deren Worte vernommen, und seine Augen, die seit Beginn des Mahles von Elisabeths Schönheit angezogen worden waren, richteten sich nun wieder auf das junge Mädchen, das, den Blick gesenkt, neben ihrer Mutter saß. Dann beugte er sich zu ihr und sagte leise und innig:

„Nun freue ich mich doppelt des schönen Festes der Heimkehr, da Sie es veranstalteten. — Dafür, Elisabeth, will ich Ihnen danken. Ich trinke dies Glas auf Ihr Wohl!"

Und er ergriff einen großen Römer, der mit goldenem Weine bis zum Rande gefüllt war, und leerte ihn zur Neige.

„Du mußt Deinem Vetter danken für die Liebe, die er Dir erweist", flüsterte Frau Christiana ihrer Tochter zu. Aber diese fand keine Worte. Eine Secunde hob sie die Augen und blickte Wolfram ängstlich, flehend an. Dann stammelte sie verwirrt: „Meine Mutter . . . meine Mutter . . ." — Weiter konnte sie nicht kommen. Wolfram aber wurde plötzlich ernst und schweigsam.

Wenige Monate später erzählte man sich in dem Bekanntenkreise des

Herrn Eggers, Frau Christiana Dexter habe das Haus, in dem sie fünfzehn Jahre lang die Wirthschaft geführt, nunmehr verlassen. Ihre Gesundheit habe ihr nicht mehr gestattet, den ermüdenden Obliegenheiten eines großen Hausstandes vorzustehen, und sie sei, von Herrn Eggers reichlich beschenkt, so daß sie aller Sorge für den Rest ihres Lebens überhoben sei, nach ihrer Heimat zurückgekehrt, um dort ihre Tage, von ihrer Tochter gepflegt, in Ruhe zu beschließen.

Niemand wunderte sich über diese Veränderung in dem Eggers'schen Hausstande. Man wußte, daß Frau Christiana seit Jahren gekränkelt hatte, und man fand es natürlich, daß sie in der Stille ihrer Heimat Erholung suchte. Daß sie reich beschenkt von dannen ziehen durfte, war eine wohlverdiente Belohnung für die Treue, mit der sie Herrn Eggers gedient hatte. Man gönnte ihr gern, was nun ihr Eigen geworden war, und pries die Magnificenz des alten Patriziers, der seine Leute wie ein Fürst entließ und belohnte. Erstaunlich aber war, daß Herr Eggers um die Zeit der Abreise von Frau Christiana, wochenlang seinen Freunden und Bekannten unsichtbar wurde, und sorgenschwer und gealtert erschien, als er sich endlich wieder bei diesen vorstellte; — auffallen mußte es auch, daß Wolfram, der nach früheren Aussagen seines Vaters nach Frankfurt zurückgekehrt war, um fortan dort zu leben, wiederum auf Reisen gegangen war.

„Er weilt in Rom", erzählte Herr Eggers. „Er hat gewünscht, die Kunstschätze Italiens kennen zu lernen, bevor er einen festen Herd gründet, der ihn in der Freiheit seiner Bewegungen hemmen könnte. Ich billige diesen Wunsch. Er wird im nächsten Jahre nach Frankfurt zurückkehren".

Die Neugierigen mußten sich mit dieser Erklärung der unerwarteten und plötzlichen Abreise des jungen Wolfram begnügen; denn Herr Eggers gehörte nicht zu den Leuten, die man auszufragen wagt oder mit Erfolg auszuforschen versucht.

Es vergingen darauf volle zwei Jahre, ehe Wolfram wieder nach Frankfurt kam, und diesmal wurde kein Fest zu Ehren seiner Heimkehr veranstaltet. Er stellte sich bei den Verwandten und Freunden seines Vaters vor und kündigte diesen an, daß er des Reisens müde sei und sich nun in Frankfurt niederlassen werde, um seine Dienste der Vaterstadt zu widmen und sich derselben im Bereich seiner Kräfte nützlich zu machen. Er war nun siebenundzwanzig Jahre alt und hatte den freien und edlen Anstand eines Mannes, der sich viel in fremder, guter Gesellschaft umgethan hat; dazu bereits auch Etwas von dem feierlichen Ernst und der Würde des Vaters. — Sechs Monate später hielt er um die Hand einer reichen und vornehmen Bürgerstochter an, und bald darauf vermählte er sich mit dieser. — Wenige Wochen nach der Hochzeit verschied der alte Eggers. Wolfram nahm unbestrittenen Besitz von seinem großen Erbtheil und bezog mit seiner jungen Frau das alterthümliche Haus, in dem er geboren war, und in dem sein Vater das Zeitliche gesegnet hatte.

Im Laufe der Jahre füllte sich das Haus mit Kindern — aber es blieb ein stilles Haus. Frau Katharina Eggers verwies die Kleinen ängstlich zur Ruhe, so oft deren lärmender Uebermuth losbrechen wollte. — „Ruhig, ruhig! der Vater hört Euch; stört ihn nicht!“ beschwichtigte sie mit scheuer Miene und mit einem furchtsamen Blick nach der Thür, die zu den Gemächern führte, in denen Herr Wolfram hauste. — Dieser war seinen Kindern gegenüber nicht gerade unfreundlich; wenigstens schalt er sie nie; aber er war ihnen fremd, er stand ihnen fern; und wie eine dunkele, schwere Wolke über einer Frühlingslandschaft, so lastete sein schweigsamer Ernst auf der Jugend seiner Kinder.

Sie wuchsen heran; aber nicht zur Freude und zum Stolz ihrer Eltern. — Zwei, die geliebtesten und liebenswürdigsten, starben jung. Gleich Blumen, denen es an Licht und Wärme gefehlt hat, siechten sie traurig dahin und vergingen früh verwelkt. — Der älteste Sohn, ein selten begabter Knabe, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, gerieth, als er kaum den Kinderjahren entwachsen war, in schlechte Gesellschaft. Der Vater wollte ihn durch Strenge beugen und bessern. Der Sohn entzog sich seiner Zucht. Er irrte verwahrlost umher, erbettelte sich von der Mutter Unterstützungen, die diese ihm heimlich zukommen ließ — bis eines Tages der bleiche Vater in seinen zitternden Händen den Beweis hielt, daß sein Sohn, an dem sein Herz gehangen, ein Verbrecher sei, der den reinen Namen der Eggers entehrt hatte. — Gefälschte Wechsel wurden vom Vater heimlich eingezogen und bezahlt; und dann fand eine Zusammenkunft zwischen den Beiden statt, der kein Zeuge, der selbst die Mutter nicht beiwohnte und in Folge deren der Sohn aus Frankfurt verschwand, um dort nie wieder gesehen zu werden. — Er war seit langen Jahren verschollen, als die Kunde einlief, er sei in einem fernen Welttheile, im Kampf gegen wilde Indianer, flüsterte man, elendiglich umgekommen.

Die noch übrig gebliebenen drei Eggers'schen Kinder entwickelten sich träge und wuchsen zu talentlosen, mittelmäßigen Menschen heran, die nicht einmal die edle Gestalt des Vaters oder die vornehme, kalte Schönheit der Mutter geerbt hatten. — Zwei von ihnen, Töchter, verheiratheten sich, dank der großen Mitgift, die einer Jeden von ihnen zu Theil wurde; der dritte, der einzig überlebende Erbe des stolzen Namens Eggers, zeigte sich allen wissenschaftlichen Studien abhold und ungeschickt zu denselben. Er betrieb mit Vorliebe und nicht ohne Geschmack und Fertigkeit, ein Handwerk. — Er hatte als Kind eine Schlosserwerkstatt geschenkt bekommen, und sich unter der Leitung eines tüchtigen Meisters, den der Vater damals ohne Bedenken in sein Haus gerufen hatte, zum Schlosser ausgebildet. Er producirte nun kunstreiche Arbeiten, die einem Handwerker Ehre gemacht haben würden, eines Eggers aber unwürdig erschienen. — Der Vater hatte ihm seine Werkzeuge fortgenommen, weil der Sohn damit seine Zeit vergeudete; da war dieser schwermüthig geworden und erkrankt und erst wieder genesen, als man ihm Hammer, Amboß, Feile, Schraubstock und Schurzfell zurück-

gegeben hatte. — Jetzt ließ ihn der Vater gewähren; aber Niemand wußte, wie tief er in seinem gekränkten Stolze litt.

Wolfram Eggers selbst stieg schnell in der Achtung seiner Mitbürger. Er that sich als Schöffe und Bürgermeister hervor, gewann einen großen Einfluß auf die Leitung der städtischen Angelegenheiten, wurde mit schwierigen Missionen betraut, die er zu seinen Ehren und zum Vortheile seiner Vaterstadt ausführte, und schwang sich, von der Achtung aller guten Bürger getragen, zur höchsten städtischen Würde, zu der des Stadtschultheißen, empor. — In diesem Amte wirkte er unermüdlich und erfolgreich für das Gemeinwohl, bis er nach dem Tode seiner Frau, die seit der Verbannung ihres ältesten Sohnes langsam dahingesiecht war, den Wunsch äußerte, sich in das Privatleben zurückzuziehen. — Er schied unter allgemeinem Bedauern aus der Oberleitung der städtischen Angelegenheiten; den Bitten seiner Freunde nachgebend, erklärte er sich jedoch bereit, auch in Zukunft den Pflichten eines Rathsherrn obzuliegen, um auf diese Weise eine Stellung einzunehmen, welche zwar verhältnißmäßig bescheiden war, ihm aber dennoch gestattete, bei wichtigen Fragen seinen Einfluß zur Geltung zu bringen.

Seit diesem letzten Abschnitt in dem erfolgreichen öffentlichen Leben des Herrn Wolfram Eggers waren wiederum lange Jahre dahingegangen. Die Kinder mit Ausnahme des geistesarmen Schlossers, hatten das elterliche Haus verlassen, in dem es unheimlich öde und still geworden war. — Der Schlosser hielt sich den ganzen Tag über in seiner Werkstatt auf, die an einem vom Wohnhause entfernten Punkte des Gartens errichtet worden war, damit das Hammern und Blasen und Feilen des Handwerkers den Rathsherrn in seinen Betrachtungen und bei seiner Arbeit nicht störe. — Jener, mit einem rußigen Schurzfell vor Brust und Schoos, arbeitete von früh bis spät, als müsse er im Schweiße seines Angesichts ein schweres Dasein fristen. — Der Rathsherr saß in einem hohen, mit kunstreichen Holzschnitzereien verzierten Studirzimmer, in das durch die schön bemalten Scheiben des schmalen, gothischen Fensters ein gedämpftes, ruhiges Licht auf den mit alten Folianten überladenen großen Arbeitstisch fiel. — Der Rathsherr las eifrig in diesen seltenen Büchern, und dann schrieb er fleißig, denn er wollte der Nachwelt ein Geschichtswerk, eine Chronik seiner Heimathstadt hinterlassen — aber oftmals kam es vor, daß er inmitten der Arbeit die Feder müde bei Seite legte und daß er dann die großen, braunen Augen starr, ohne zu lesen, auf das heftete, was er soeben geschrieben hatte. Der Blick war nicht streng und klar, wie der, mit dem er auf seine Mitmenschen schaute. Tiefes, ohne Klagen getragenes Weh lag darin. Worüber er so traurig grübelte und brütete, das wußte kein Mensch.

Die Mahlzeiten pflegte der Rathsherr mit seinem Sohne einzunehmen. Sie verliefen schweigsam. Der Anblick des blöden Erben kränkte den Stolz des Vaters; Jener konnte die Furcht und Scheu vor dem Haupte der Familie, die ihm von Kindesbeinen eingeprägt waren, nicht überwinden. Er sehnte sich nach seiner Werkstatt zurück, wo er das Feuer schürte und lustig pfiff und

als Meister waltete. — Die Beiden hatten sich nichts zu sagen; sie waren sich fremd, trotz der engen Bande, die sie an einander fesselten.

Eines Tages, als Vater und Sohn sich wieder in gewohnter Weise beim Mittagsmahle gegenüber saßen, trat die Magd in das Zimmer, die bei Tische zu bedienen pflegte, und überreichte dem Rathsherrn einen großen, sorgfältig verschlossenen Brief. — Der Alte betrachtete die Aufschrift lange und nachdenklich; dann öffnete er den Brief. Der Schlosser, der über seinen Teller zum Rathsherrn hinüberschielte, sah, daß das Couvert einen langen Brief und eine zweite Einlage ohne Aufschrift enthielt.

Der Rathsherr entfaltete zunächst das Schriftstück. Nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, wurde er ganz bleich, und die Augen schließend lehnte er das Haupt langsam zurück; dann athmete er tief und schmerzlich auf. Er ergriff wiederum Messer und Gabel, als wolle er die unterbrochene Mahlzeit ruhig fortsetzen; aber nach wenigen Minuten versagte ihm die Kraft unbewegt zu erscheinen.

„Ich ziehe mich in mein Zimmer zurück, um von diesen Schriftstücken Kenntniß zu nehmen“, sagte er ganz leise. „Vollende Dein Mahl, ohne meiner Abwesenheit zu achten“.

Er erhob sich mühsam indem er sich, gegen seine Gewohnheit, auf die Lehnen des Sessels stützte, ergriff den Brief und entfernte sich schweren Schrittes.

Der Brief, der den Rathsherrn so tief bewegt hatte, war von jenem Kaspar Hadern, dem Schwestersohn der längst verstorbenen Frau Christiana Dexter, in dessen Elternhause in Marburg, Elisabeth ihre erste Kindheit verlebt, und wohin sie später, nachdem sie Frankfurt verlassen hatte, mit ihrer Mutter zurückgekehrt war.

Herr Kaspar Hadern berichtete in schlichten, ernsten Worten von dem Tode seiner lieben Base, der unverehelichten Elisabeth Dexter, die vor zwei Tagen, in ihrem soeben vollendeten einundsechszigsten Lebensjahre, in dem Herrn entschlafen sei. Er erzählte, wie sie in Gottesfurcht und Nächstenliebe über vierzig Jahre lang in Marburg still und segensreich gewirkt habe, ein leuchtendes Vorbild christlicher Barmherzigkeit und weiblicher Milde und Güte, den Unglücklichen Trost und Labung spendend, von Allen, die sich ihr näherten, verehrt und geliebt. — Dann fuhr der Brief fort:

„Drei Tage vor ihrem Tode, als sie wohl wissen mochte, daß ihre Lebenskräfte auf Nimmerwiederkehr schnell dahinschwanden, hieß sie Alle sich entfernen, die in ihrem Zimmer weilten, und bat nur mich, an ihrer Seite zu bleiben. Als wir allein waren, lag sie eine Weile mit über der Brust gefalteten Händen, leise athmend, still da. Dann blickte sie befremdlich, mit großen Augen um sich, als sähe sie weit über das, was sie umgab, in das Unendliche hinaus. Endlich sammelte sie sich und sagte mit sanfter Stimme: ‚Oeffnet jenen Schrank, lieber Vetter, und reicht mir ein verschlossenes Couvert, das Ihr im obersten Fache finden werdet‘.

„Ich that nach ihrem Geheiß und gab ihr das Gewünschte. Sie hielt es lange in den Händen; mir schien es, als kämpfe sie, ob sie es öffnen solle oder nicht; dann seufzte sie und sagte: ‚Wenn ich in der Erde ruhen werde, so sollt Ihr dies meinem Vetter, dem Rathsherrn Wolfram Eggers in Frankfurt am Main, durch sichere Gelegenheit zustellen lassen. Eines Weiteren bedarf es nicht; er wird wissen, was es bedeutet. Doch dürft Ihr ihm sagen, daß ich in Frieden mit allen Menschen gestorben sei‘.

„Darauf versank sie in tiefe Nachdenklichkeit, und die wenigen Worte, die sie dann bei dieser Gelegenheit noch sprach, richtete sie nicht mehr an mich, sondern sie schien vielmehr, meiner Gegenwart vergessend, ihren innersten Gedanken Ausdruck zu geben, der mir aber unverständlich blieb. — Ein wunderbar feierliches Lächeln, wie die großen Meister es auf den Gesichtern der Seligen zeigen, lagerte sich über ihr Antlitz, das mir wie verklärt erschien, und sie flüsterte: ‚Ich war treu . . . bis in den Tod‘.

„Bald darauf versank sie in einen sanften Schlaf, während dessen ich das Couvert, welches ihren kraftlosen Händen entglitten war, vorsichtig entfernte und verbarg, um damit in guter Zeit nach dem geheiligten Wunsche der Sterbenden zu verfahren. — Wir haben sie heute früh zur Ruhe bestattet. Sie schlummert auf dem Friedhofe zu Marburg, nicht weit von der letzten Stätte ihrer in Gott verschiedenen Mutter, der seligen Frau Christiana Dexter. — Und ich, wennschon mein Herz blutet in Schmerz über den Heimgang der Unvergeßlichen, ich erfülle nun ihren Wunsch, indem ich Ihnen, hochzuverehrender Herr Rath, anbei das mir anvertraute Couvert, wie es mir von Elisabeth Dexter übergeben worden ist, ehrfurchtsvoll übersende“.

Nachdem Herr Wolfram Eggers von diesem Briefe Kenntniß genommen hatte, begann er, das zweite Couvert behutsam zu öffnen. Es enthielt einen flachen, sorgfältig in Papier eingeschlagenen Gegenstand. Die innern Papierumschläge waren vergilbt und augenscheinlich in langjährigem Gebrauch gewesen. Die Ecken waren durchgestoßen, und an den Stellen, wo die Bogen, um als Umschlag zu dienen, eingekniffst worden waren, hatte häufiges Oeffnen und Schließen des Couverts das starke Papier so dünn gescheuert, daß man es sorgfältig hantiren mußte, um es nicht zu zerreißen. — Als der Rathsherr den letzten Umschlag abgenommen hatte und der bis dahin verborgene Gegenstand nun plötzlich unverhüllt vor ihm lag, da prallte der alte Mann erschrocken zurück und stöhnte laut: „Oh! Herr mein Gott!“

Vor ihm lag sein eignes Bildniß als Jüngling, das ihn mit strahlenden Augen anblickte. Darunter stand, von seiner Hand geschrieben:

„Seiner geliebten Braut Elisabeth Dexter,

„Treu bis in den Tod!

„Ihr Wolfram Eggers. — Rom, im Monat Mai des Jahres 17 . .“

Die ferne Vergangenheit tauchte plötzlich hell und klar vor seinem Geiste auf. Er erinnerte sich aller Einzelheiten, als wäre das, was ihn nun wieder so tief bewegte, gestern geschehen, oder als wäre er wieder fünfundzwanzig

Jahre alt. — Damals hatte ein strenger Vater ihm mit unversöhnlichem Zorne gedroht, wenn er seiner Werbung um Elisabeth Dexter nicht gänzlich entsage. — Der alte Eggers war stolz auf seinen Sohn und hatte hochfliegende Pläne für denselben. Er sollte zum wenigsten eine Ebenbürtige heirathen, eine vornehme, reiche Patrizierstochter, aber nicht das Kind einer Frau, die durch seine Wohlthätigkeit erhalten wurde und die sich nur Dank seiner Güte, nicht wegen ihrer Verdienste, über die übrigen Hausdienstboten erhob.

Das junge, unschuldige Mädchen und ihre Mutter waren aus dem Hause verstoßen worden, das sie ohne Vorbereitung, bei Nacht und Nebel, Verbrechern gleich, die bei einer Schuld ertappt worden sind, verlassen hatten. — Wolfram hatte nicht gewagt, dem Willen seines Vaters zu trotzen, aber er hatte nicht länger in seiner Nähe weilen wollen; und mit der erbitterten, grimmigen Zustimmung des Alten war er nach Italien gezogen. Dort hatte er von einem jungen deutschen Künstler, mit dem er sich befreundet, das Bild malen lassen, das jetzt vor ihm lag und das er, zu jener Zeit, mit einem zärtlichen Liebesbrief an Elisabeth Dexter entsandt hatte. Er hatte sie in dem Brief „seine Braut vor Gott“ genannt, die er zu „seinem ehelichen Weibe vor den Menschen“ machen werde, und hatte sie angefleht, in Treue und Vertrauen zu ihm auszuharren, bis er sie, allen feindlichen Einflüssen zum Trotz, heimführen werde.

Elisabeth hatte ihm sofort geantwortet. Es war der einzige Brief, den er je von ihr erhalten hatte. Sie dankte ihm für seine Liebe und Güte, aber sie bat ihn mit feierlichem Ernste, von seiner Bewerbung um sie abzustehen.

„‚Der Herr‘“, so schrieb sie, „‚will den Vater von den Kindern geehrt haben; und was eine Mutter den Kindern heißt, will er gehalten haben‘. — Meine Mutter befiehlt mir, daß der Wille Deines Vaters, ihres Wohlthäters, von mir geehrt werde. Ich könnte Deine Bewerbung nur hinter ihrem Rücken dulden, Deine Briefe nur im Geheimen empfangen. Ich müßte meine Mutter und alle Welt täuschen. Lug und Trug würde mein Leben sein. Darum bitte ich Dich, schreibe mir ferner nicht mehr und überfülle nicht den bitteren Kelch meines Elends. — Du bist mir unendlich lieb und nimmer werd' ich Dein vergessen. Ich muß es Dir noch einmal sagen, wennschon ich weiß, daß es sündhaft ist; aber ich hoffe und bete zu Gott, er möge mir meine Schwäche verzeihen“.

Wolfram hatte mit sich selbst kämpfen müssen, um diesen Brief nicht trotz aller Bitten Elisabeths, zu beantworten. Es wäre ihm eine Genugthuung gewesen, seiner Braut, wie er Elisabeth in seinem Herzen nannte, zu wiederholen, sie könne auf seine unverbrüchliche Treue bauen. Schließlich hatte er sich gesagt, daß seine erste Pflicht sei, der armen Verstoßenen neue Kränkungen und Beunruhigungen zu ersparen; und schweren Herzens hatte er sich dem von ihr ausgesprochenen Wunsche, ihr nicht mehr zu schreiben, gefügt. — „Der erste Brief, den sie wieder von mir empfängt, soll ein Brief sein, den

sie ihrer Mutter zeigen kann. Er wird ihr ankündigen, daß ich sie abholen will, um sie meinen Verwandten als meine zukünftige Lebensgefährtin vorzustellen".

Nach diesem Ziele hatte Wolfram darauf noch eine Zeit lang mit Aufwand aller seiner Energie gestrebt. — Er hatte seinem Vater geschrieben, daß er sein Glück nur an der Seite Elisabeths finden könne; er hatte erwähnt, daß Elisabeth an Gesinnung, Herz, Geburt, Anstand und Erziehung eine Ebenbürtige sei; daß unverschuldete Armuth allein sie hinabzudrücken scheine; daß er nicht glauben könne, sein ganzes Glück solle dem Besitz von Reichthum zum Opfer gebracht werden. Der Vater, ein gewandter Weltmann, hatte diese Briefe mit großer Saumseligkeit und ohne auf den Inhalt derselben ausführlich einzugehen, beantwortet. — Er wolle nur seines Sohnes Glück, hatte er geschrieben. Dieser möge ihm vertrauen. Alles werde schließlich zum Besten geordnet werden.

Der alte Eggers war fest entschlossen, seinem Sohne die reiche Katharina Rüdiger zur Frau zu geben. Wolfram sollte sich, so lange er, der Vater, noch seine Autorität ausüben konnte, nicht mit dem ersten besten hübschen Gesicht, das ihm zufälligerweise in den Weg gelaufen war, verheirathen. Ein Eggers war es sich schuld, der Größe seiner Familie eine kindische Liebhaberei, wie Wolframs Zuneigung zu Elisabeth eine war, kaltblütig aufzuopfern. — Der alte Eggers hatte keine sehr hohe Meinung von der Beständigkeit männlicher Liebe für eine Frau; dagegen wollte er seine Autorität dem Sohn gegenüber unter allen Umständen aufrecht erhalten wissen. — Wolfram sollte die reiche Katharina Rüdiger heirathen, die arme Elisabeth Dexter vergessen. Hoc volo, sic jubeo! Der Sohn hatte sich dem alten Vater zu fügen, nicht dieser dem kaum erwachsenen Jüngling nachzugeben. — Wüste Sittenlosigkeit herrschte in der Welt. Es ziemte einem Eggers, zu beweisen, daß in den alten deutschen Bürgerfamilien patriarchalische Tugenden, die den Vater zum starken Oberhaupt der Familie machten, nicht erloschen seien!

Der Schmerz um einen großen Verlust ist etwas Zartes, Heiliges, das sorgfältig gehegt und gepflegt sein will, wenn es nicht schnell vergehen soll. — Wer seinen Schmerz flieht und Trost sucht, der findet bald Betäubung und Vergessen. — Während Elisabeth sich ruhig und gefaßt ihrem Kummer hingab und nur diesem leben wollte, war der starke Wolfram zu schwach, sein schweres Verhängniß zu tragen. Er versuchte, es von sich abzuschütteln — und siehe! ehe er es für möglich gehalten hätte, war er wieder frei. — Mit jedem Tage wurden die Züge der Entfernten blasser, undeutlicher — und plötzlich waren sie verwischt. — Es lebte sich leicht mit fünfundzwanzig Jahren, mit starker Gesundheit, gutem Namen, vornehmem Aussehen und vollem Säckel inmitten junger, leicht erregbarer Männer und schöner, leidenschaftlicher Frauen! Ja! das Leben in Rom war berauschend, und Wolfram genoß es in vollen Zügen.

Als er zwei Jahre später nach Frankfurt zurückkehrte, fand ihn der

Alte seinen Wünschen gefügig. Herr Eggers war zu klug, um darüber zu triumphiren. Es genügte ihm, seinen Willen durchgesetzt, seinen Zweck erreicht zu haben. Seine letzten Worte waren Worte des Segens für seinen geliebten, pflichttreuen Sohn.

Aber Untreue und Wankelmuth rächen sich, und der Segen des Vaters hatte keine Früchte getragen.

Wolfram hatte die reiche Katharina Rüdiger zu sich genommen, ohne sie zu lieben; und sie blieb ihm immer fremd. Er war nicht aus demselben harten Stoff wie sein Vater, der in der Frau nur die nothwendige Vervollständigung eines wohlgeordneten Hausstandes, die Mutter der Kinder gesehen hatte. — Wolframs weicheres, deutscheres Herz sehnte sich nach Liebe; er wollte Liebe geben und empfangen. — Er konnte der kalten, vornehmen Katharina nichts bieten, als eine ihr geziemende Stellung an der Spitze seines Haushaltes und einen geachteten Namen vor der Welt. — Sie gab zurück, was sie dafür schuldete: Gehorsam, Zucht und eheliche Treue. Liebe empfing sie nicht, und Liebe wurde nicht von ihr begehrt. — Traurig und ohne Sonnenschein war das eheliche Leben der Eggers dahingeflossen.

Mit den Jahren hatte sich das Herz des Rathsherrn verhärtet. Er hatte sich daran gewöhnt, ohne Glück zu leben. Kalt und streng war er fortan auf dem harten, geraden Wege seines Lebens dahingewandelt. — Manchmal in der Einsamkeit, draußen im stillen Walde oder an den Ufern des rauschenden Main, war die Erinnerung an alte, begrabene, längst vergessen gewähnte Hoffnungen in seinem Herzen aufgewacht, und der Jammer über sein stummes Elend hatte ihm das Blut zu Kopfe getrieben und ihm die Kehle zugeschnürt. Dann hatte er die Fäuste geballt und wild um sich geblickt, und es war ihm zu Muthe gewesen, als dürfe er seinem schuldlosen Weibe ein Leides thun — aber gleich darauf hatte ihn, mit dem lähmenden Bewußtsein, daß er Verdientes dulde, ein Gefühl der Ohnmacht beschlichen; und still in sich gekehrt, seiner Frau und den Kindern gegenüber zu seltener Sanftmuth geneigt, war er nach solchen Ausbrüchen an seinen freudenlosen Heerd zurückgekehrt. — Später hatte er dann die Theilnahme an seinem eigenen Geschick beinahe ganz verloren; sein Unglück war ihm gleichgiltiger und leicht erträglich — er war alt geworden — ein Greis.

Dies Alles zog langsam, unbarmherzig klar vor des gebeugten Mannes Geiste vorüber, der auf sein Bildniß als Jüngling schaute. Die Geliebte, die es ihm von jenseits des Grabes zurückgab und deren hoffnungslose, stumme Treue sich wie eine furchtbare Anklage gegen ihn erhob, — sie deutete ihm an, wie elend und kalt sein Leben ohne Liebe gewesen war, und daß es ein anderes und besseres hätte sein können.

„Sie war treu“, flüsterte er. Er nickte bedeutsam mit dem Kopfe; es war ihm, als müsse er weinen; er wußte, daß, wenn er noch jung gewesen wäre, so hätten Thränen ihm in diesem Augenblicke Linderung verschafft; — aber seine harten, alten Augen blieben trocken. — Ein kaltes, unerträgliches

Weh beengte ihm die Brust und benahm ihm den Athem. Bleichen Hauptes, die Augen geschlossen, den Mund halb geöffnet, einem Verscheidenden gleich sank er in den Sessel zurück.

So saß er lange — bewußtlos. In dem alterthümlichen Zimmer herrschte Todtenstille. Die scheidende Sonne blickte durch die bemalten Fensterscheiben und warf ein sanftes Licht auf das bleiche, ruhige Greisenantlitz. — Jetzt regte es sich wieder in demselben. Ein schwerer Seufzer hob die Brust, und dann öffneten sich die großen, ernsten Augen. Der Rathsherr war aus der tiefen Ohnmacht erwacht, aber, zu seinem Heil, nicht zum ungeschwächten Gefühl des nagenden Schmerzes, der ihn übermannt hatte. Er war ruhig und gefaßt. Was ihn in diesem Augenblick quälte, war die furchtbare Stille rings umher. — Stand er denn ganz allein auf der Welt? Lebte Niemand, der sich seiner erbarmen wollte? — Er hatte geflissentlich Einsamkeit um sich geschaffen; — aber er konnte sie nicht mehr ertragen. Er erhob sich und zog die Klingel. Die Magd erschien, um seine Befehle zu empfangen. Er blickte sie einige Secunden an, als habe er vergessen, weshalb er sie gerufen habe, und dann sagte er leise: „Meldet meinem Sohne, ich wünsche ihn zu sehen".

Es dauerte lange, ehe dieser erschien, denn die Bestellung der Magd hatte ihn überrascht, ja in Bestürzung versetzt. — Er war sich keiner Schuld bewußt; aber ihm bangte: Was konnte der Rathsherr von ihm wollen? — Er warf das Schurzfell ab und wusch sich Hände und Gesicht, denn der Vater hielt streng darauf, daß er ihm gegenüber nie als ein Handwerker erschien; dann, nachdem er standesgemäße, bürgerliche Kleider angethan hatte, eilte er klopfenden Herzens nach dem Arbeitszimmer des Rathsherrn. Er öffnete behutsam die Thür und blieb in der Nähe derselben stehen.

„Was befehlen Sie, Vater?" fragte er schüchtern.

Der Rathsherr wandte sich zu ihm und sagte mit großer Milde:

„Weshalb näherst Du Dich nicht, mein Sohn? Fürchtest Du Dich vor mir? Bin ich nicht Dein Vater?"

Der arme verachtete Sohn hatte seit dem Tode seiner Mutter kein zärtliches Wort mehr vernommen. Er traute seinen Sinnen nicht und blieb verwirrt, wie am Boden angewurzelt, stehen.

„Komm' zu mir, mein Sohn", wiederholte der Vater, und es klang wie herzzerreißendes, sehnsüchtiges Flehen aus dem Munde des alten Mannes.

Da stürzte der Sohn auf ihn los und fiel mit einer wilden Geberde vor dem Vater auf die Knie, und, alle Unbill der grausamen Vergangenheit vergessend, schluchzte er unter Thränen:

„O Vater, wie soll ich für so viel Güte danken!"

Der Rathsherr richtete den Knienden in die Höhe und erhob sich dann selbst; aber die Anstrengung und Aufregung der letzten Stunden hatten ihn erschöpft; er schwankte und lehnte sein Haupt an die Schulter des Sohnes. Dieser umschlang ihn und sagte mit einem stolzen Lächeln, das sein, alles

Liebreizes baares Gesicht seltsam verschönte: „Stützt Euch fest auf mich, Vater! Ich bin stärker, als Ihr glaubt“.

* * *

Das Geschichtswerk, dem der Rathsherr lange Jahre sorgfältigen Studiums gewidmet hatte, blieb unvollendet. Staub lagerte sich über die alten Folianten, in denen er sonst aufmerksam und fleißig zu lesen pflegte; und die Seite, auf der er noch am Morgen des Tages geschrieben hatte, an dem ihm die Botschaft von dem Tode Elisabeth Dexters überbracht worden war, blieb unvollendet.

Es war, als ob der auf ewig verstummte Mund ihn gemahnt hätte, nicht sein ganzes Leben ohne Liebe verfließen zu lassen, und als ob er nun so spät noch gelernt, was ihm gefehlt habe, um glücklich sein zu können. — Er erstaunte die Seinen durch häufige Besuche, durch freundliche Reden und Geschenke; aber am liebsten weilte er in Gesellschaft des Schlossers, der mit rührender Liebe an ihm hing und sich bald daran gewöhnte, den Vater in seiner Werkstatt zu sehen. Dort konnte nun der alte Mann stundenlang sitzen und still und ernsthaft dem arbeitenden Sohne zuschauen.

So lebte der Rathsherr noch ein Jahr, wunderbar zufrieden mit dem Wenigen, was das Leben ihm noch bieten konnte, beruhigt in dem Gefühle, sich von seinem Sohn geliebt zu wissen. — Seine Kräfte nahmen ab; auch sein Geist wurde allmählich schwächer. Bald konnte der Gedanke an sein freudloses Leben sein erstarrendes Herz nicht mehr tief bewegen. Elisabeth Dexter schwand leise und schmerzlos aus seiner Erinnerung. Er sprach am liebsten von seiner frühsten Kindheit, von seinen Jugendgespielen. Ueber das, was diesseits jener Zeit lag, lagerte sich Dämmerung . . Dunkelheit . . und endlich tiefe Nacht. — Unmerklich wurden die Spaziergänge, die er am Arme seines Sohnes zu machen liebte, kürzer und kürzer. Eines Tages sagte er, er fühle sich müde und wünsche, ruhig zu Hause zu bleiben; — und am nächsten Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Seine Züge waren mild und friedlich und sprachen dafür, daß er sanft und schmerzlos aus einem Leben geschieden war, welches an Ehren und Jahren reich, ihm Alles gegeben, wonach sein Herz gedurstet hatte — nur Eines nicht, Eines, das er übermüthig verkannt und mißachtet, als es sich ihm dargeboten, und dessen Verlust sein reiches, volles Leben zu einem werthlosen und öden gemacht hatte: — das Glück.

Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien*).

Von

F. von Duhn.

— Heidelberg. —

Als vor nunmehr bald einem halben Jahrhundert Karl Otfrid Müller seinem Lehrbuch den Titel gab: „Handbuch der Archäologie der Kunst", war er sich bewußt, mit dieser Bezeichnung eine neue Definition zu geben, welche seitdem maßgebend geworden ist für die Vorstellung von unserer Wissenschaft. Es wäre jedoch eine irrthümliche Folgerung aus jener Umsteckung mit neuen Grenzen, sie selbst deswegen eine junge Wissenschaft zu nennen, wie man häufig hört. Neu belebt durch eine glückliche Verbindung der erwachenden historisch-kritischen Forschung mit der zweiten Renaissance der Kunst zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts war die Archäologie allerdings erst zu K. O. Müllers Zeiten reif geworden zur Absonderung in dem von jenem bezeichneten Sinne. Weniger eng begrenzt jedoch, ohne diesen ihren jetzigen Namen, in lebendiger Berührung mit ausübender Kunst und humanistischem Interesse, ist die Archäologie so alt, wie jene Kunst und jenes Interesse; sie ist eben ihrem Wesen nach ursprünglich nichts Anderes, als ein Ausdruck des wissenschaftlich-historischen Interesses der Gebildeten an den künstlerischen Productionen früherer Zeiten, und zwar eines durch die künstlerischen Anforderungen und Leistungen der jeweiligen Gegenwart motivirten und genährten Interesses: ein Ausdruck der natürlichen Bemühung, auf dem Wege der Forschung oder Reflexion den Zwischenraum zu überbrücken, welcher jene Leistungen früherer Zeiten von der Gegenwart trennt, der Bemühung, dieselben uns nahe zu bringen und wieder nutzbar zu machen. Die Ausdrucksformen dieses Interesses zu verschiedenen auf einander folgenden Zeiten zu beobachten, hat deswegen für uns einen eignen Reiz, denn aus solcher

*) Ein römischer Gelegenheitsvortrag.

Beobachtung erkennen wir die Continuität der historischen Entwicklung und die hierauf basirte Existenzberechtigung unserer jetzigen Wissenschaft.

Den praktischsten und unmittelbarsten Ausdruck fand jenes Interesse der Gebildeten an den Kunstproductionen früherer Zeiten in Sammlungen von solchen; grundverschieden war aber zu den verschiedenen Zeiten die Art, wie man solche Sammlungen anlegte und auffaßte. Museen von Sculpturen und Gemälden im heutigen Sinne des Wortes sind erst eine Erfindung allerneuester Zeit; sie sind ein nothwendiges Uebel und müssen als solches getragen werden. Wir sind den Museen zu Dank verpflichtet, und die Wissenschaft kann ihrer nicht mehr entbehren. Kunstwerke sind ja aber nicht dazu bestimmt, in Paradeaufstellung gebracht zu werden, und könnten wir einen Phidias, einen Raffael durch unsere Galerien führen, sie würden wohl entsetzt zurückweichen vor einer derartigen Nutzbarmachung der Kunst. Jedes wahre Kunstwerk will und muß auf den Beschauer eine bestimmte Wirkung ausüben wollen und thut dies, bald mehr inhaltlich, bald mehr formell, am besten Beides harmonisch vereint. Eine solche Wirkung wird aber erschwert, wenn der Beschauer sich nicht in der äußeren Verfassung befindet, jene Wirkung ungestört, voll und ganz, an sich selbst zu empfinden. Eine Götterstatue gehört eigentlich in einen Tempel; eine Nymphe, ein Faun in schattiges Dickicht oder an einen plätschernden Quell; ein historisches Gemälde in Repräsentationsräume, ein religiöses dagegen in solche, welche der Ruhe geweiht sind; eine heitere Landschaft aber oder Idylle in den Gartensalon. So aufgestellt erfüllt ein Kunstwerk seinen Zweck. Die Wirkung auf's Auge theilt sich am unmittelbarsten dem Gemüth mit, der Künstler kann seiner Wirkung am sichersten sein. Vereinigt dagegen, ein Werk neben dem andern, häufig noch in geschmackloser Weise angeordnet, schadet ein Werk dem andern, der Beschauer muß seine Stimmung kaleidoskopisch wechseln, und es fehlt ihm die Ruhe des Genusses; der Genuß wird zur Arbeit, ein Eindruck verjagt und verwischt den andern, und es ist grade das Gegentheil von dem erreicht, was die Kunst will: das Leben zu verschönern. Dies Resultat ist jedoch durch Jahrhunderte vorbereitet und von diesem Entwickelungsgange möchte ich mich bemühen, in Kurzem ein Bild vorzuführen. Es wird daraus hoffentlich klar werden, daß schließlich doch mit historischem Recht, an die Stelle der Renaissance-Paläste und Gärten unsere Museen, an die Stelle des Genusses die Arbeit getreten ist, daß wir Unrecht thun würden, sentimental zu klagen und auf die Jetztzeit einseitig zu schelten.

Als das Alterthum in Trümmer gesunken war und die über Rom hingebrausten, von innen wie von außen kommenden Stürme in vielfachen Schichten die Schuttdecke der Vergessenheit gebreitet hatten über das, was früher schön und herrlich gewesen war, als die lateinische Race, zusammengedrängt und von allen Seiten bestürmt, in ihrer Existenz überhaupt bedroht, sich vertheidigen mußte mit den Waffen der Kraft und den Waffen der Kirche, da mußten sich die Reste antiker Bildung im Mönchsgewande durchschleichen.

Für weise, mitunter auch weniger weise Bücher war in den Klöstern zwar Raum, aber nicht für Dinge, welche durch ihre Schönheit die Menschen hätten bestricken können, wieder zu jenen Göttern zu beten, welche die Kirche als wirklich existirende und gefährliche Dämonen hinstellte. Man war zwar in Rom toleranter, als anderswo. Von den zufällig dem schützenden Grabe vorenthalten gebliebenen Statuen wurde manche mit leichter Aenderung zum Heiligenbilde umgewandelt und ruhig weiter verehrt, analog der Verwendung so mancher Tempel als Kirchen, der Erhaltung der Säulen Trajans und M. Aurels durch Anlehnung an Capellen, der Ersetzung heidnischer Feste durch christliche u. s. w.; andere wurden durch mehr oder minder bewußte Verbindung mit christlichen Vorstellungen gerettet, aber die capitolinische Venus mußte ein stiller Verehrer doch vermauern, um sie vor dem Schicksal der Götzenbilder zu bewahren; vieles Andere wanderte in den Kalkofen. Kalk brauchte man immer, und je theurer die Steine wurden, da Straßen und Brücken verfielen, die Landbevölkerung ausstarb, desto billiger wurden heidnische Marmorwerke. Noch im 15. Jahrhundert führte eine Gegend Roms von den Kalköfen ihren Namen. Und wie mit den Marmorwerken, so ging's mit den Gebäuden: die einen wurden Steinbruch, so die großen Theater und Amphitheater, andere wurden in Castelle umgewandelt, um als Wehr zu dienen in dem Kampf Aller gegen Alle in der wilden Grafenzeit — so mehrere der Triumphbögen und Thermen. Etwas beinahe Rührendes hat aber bei all der Zerstörung die Pietät, mit welcher einzelne Kunstwerke erhalten wurden. Es ist, als wollte man, wenn auch nur einige, Erinnerungen an bessere Zeiten den Nachfahren aufbewahren, damit sie wenigstens einen Blick in die Zeiten der verlorenen Schöne würden thun können. Ich meine zunächst die Rosse von Monte Cavallo, welche, da sie ebenfalls sehr zerstört waren, bereits im tiefen Mittelalter sorgfältig untermauert wurden, um nicht zu stürzen — sie standen auf einer eignen, aus antiken Architekturstücken zusammengesetzten Estrade —; ferner die vier antiken Bronzewerke vom Lateran: die Wölfin mit den Zwillingen, die Reiterstatue des M. Aurel, der Colossalkopf des Domitian und der colossale Arm eine Bronzestatue mit der Kugel in der Hand. Bereits im neunten Jahrhundert standen diese vier Werke beim Lateran, der Metropolitankirche von Rom, welcher nach der deutschen Sage des Mittelalters an Ketten vom Himmel hängt, und wurden gewissermaßen als Wahrzeichen der Stadt heilig gehalten. Die drei letzten fanden sogar in primitiver Zeichnung auf mittelalterlichen Stadtplänen ihren Platz beim Lateran. Als solche Wahrzeichen der Stadt wurden diese Stücke denn auch, als beim Erwachen der classischen Bildung der päpstliche Lateran das städtische und kaiserliche Capitol neben sich dulden mußte, auf's Capitol gebracht, zusammen mit der berühmten Bronzetafel des Vespasian, aus welcher Cola di Rienzo dem römischen Volk seine Rechte deducirte; freilich geschah solcher Transport nicht ohne Widerspruch der früheren Besitzer, und noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts mußte der

Senator von Rom die Eigenthumsrechte des lateranischen Capitels an die durch Paul III. 1538 auf dem neuen Capitolsplatz aufgestellte Statue M. Aurels alljährlich anerkennen durch symbolische Uebersendung eines Blumenstraußes. Dies Interesse für antike Kunstwerke war aber nur wie das eines Greises für Spielsachen seiner Kindheit; er sieht sie vielleicht mit Rührung an und träumt sich zurück in jene Zeiten, welche in idealem Lichte vor seinem geistigen Auge stehen, aber die Gefühle von damals sind ihm fremd geworden. Märchen und Legenden müssen eintreten, um die Kunstwerke des Alterthums, welches damals viel ferner schien, als jetzt, den Menschen näher zu bringen. Das Wunderbuch der Mirabilien Roms entstand und zog einen poetischen Schleier zwischen einst und jetzt. Echt im Geiste des Mittelalters gedacht ist eine schöne Stelle Dantes, eine der wenigen, wo eine Reminiscenz alter Monumente durchblickt, eines Triumphbogens, welcher dem Pantheon gegenüber stand. Auf ihm war in Relief dargestellt, wie eine besiegte Nation als Frau vor einem Kaiser kniet. Der Kaiser ist für Dante Trajan; die Frau, eine Wittwe, bittet ihn um Gerechtigkeit für die Ermordung ihres Sohnes; er läßt sich endlich erweichen und wird, nach der Sage der Mirabilien, durch diese gute Handlung, obwohl Heide, des Himmels theilhaftig. Der Bogen hieß im Volksmunde nach dieser Mittelalter-Erklärung: „Arco della pietà".

Echte Tradition und lebendige Kenntniß des Alterthums gab's nicht mehr. Die alten Monumente wirkten nicht befruchtend, sondern nur Räthsel aufgebend. Es mußte erst wieder ein neuer Ackerboden für die Saat hergestellt werden. Hierzu war zunächst die Kunst berufen. Wir werden aber sehen, daß sie es aus eignen Mitteln nicht konnte, sondern noch anderer Unterstützung bedurfte.

Es war in Rom allerdings die Kunstübung nicht ausgestorben. Die Kirche sorgte schon dafür, daß es an Bauten nicht fehlte, und eine große Classe von Bildhauern schmückten die Portale, Altäre und Höfe aus. Im elften und zwölften Jahrhundert haben die Namen der Vassalecti und der Cosmaten sogar einen Ruf weit über Rom hinaus und sie leisteten nicht Unbedeutendes in stereotyp-mechanischer Arbeit. Es sind diese sogenannten marmorarii stets *Handwerker* geblieben, welche sich nur in ihrem gegebenen Kreise bewegen konnten; aber wie dieser solide Handwerkerstand zur gleichen Zeit in Frankreich in der bald von St. Denys und Rouen aus durch den ganzen Norden getragenen Gothik seine schönste Blüthe trieb, so legte er in Italien den Grund zu jener ganz eigenartigen Verbindung von Handwerk und Kunst, aus welcher die Frührenaissance mit ihrer Solidität und Vielseitigkeit hervorging.

Einen merkwürdigen Versuch, durch kaiserlichen Willen das Handwerk zu zwingen, auf die Antike zurückzugehen und sich so zur Kunst zu erheben, machte Friedrich II. in Unteritalien. Er, der hochgebildetste Mann seiner Zeit, erkannte sehr wohl, wie sehr das Alterthum seiner Zeit überlegen war;

und wie er den übergroßen Ansprüchen des Papstthums gegenüber politisch begann, auf die Tradition des römischen Cäsarenthums zurückzugehen, wie er sich auf seinen ganz nach Art der römischen Kaisermünzen geschlagenen Goldstücken als Cäsar Augustus bezeichnete, so glaubte er auch, mit einer Verkennung der Gesetze historischer Entwicklung, welche uns weisen Leuten leicht naiv scheint, durch den einfachen Hinweis auf die Monumente des Alterthums der Kunst seiner Zeit ein mühevolles Ringen zu ersparen. Der Gedanke war einheitlich und großartig concipirt, wie Alles, was Friedrich that, aber jedes Ding will seine Zeit. Zwar waren die Ornamente seines herrlichen Schlosses zu Andria der Antike direct entlehnt, zwar schmückten sein Castell zu Capua Sculpturen, welche wie copirt sind nach denjenigen des dortigen Amphitheaters, zwar trugen seine apulischen Künstler diese Art, die Monumente des Alterthums unmittelbar fruchtbar zu machen, auch nach Toscana. Die Arbeiten der Pisani in Pisa und Siena sind voll von derartigen Reproductionen alter Monumente, deren Originale uns zum Theil noch im Campo santo vor Augen stehen. Aber diese Wiedererweckung des Alterthums war verfrüht. Es ist, als wollte man einem achtjährigen Knaben das Schülergespräch im Faust zu lernen aufgeben; er wird es gewiß mechanisch bald auswendig wissen, aber von einem Verständniß, einem Nutzen, wird nicht die Rede sein können.

Es ist Allen bekannt, daß die Wiege der Renaissancekunst in Florenz stand. Cimabue und mehr noch Giotto waren es, welche zum ersten Mal wieder auf den Gedanken kamen, daß, um Menschen zu malen, man den Menschen studiren müsse. Man empfand die Nothwendigkeit, erst den Körper nackt zu zeichnen oder zu modelliren, bevor man die Gewandung ihm anlegen könne; und wie wenn diese Entdeckung die Menschen befreit hätte von einem lang auf ihnen liegenden Zwange, begann jetzt jener einzig dastehende, vielleicht nur unter gleichartigen Verhältnissen im Athen des fünften Jahrhunderts ähnlich gewesene Wettlauf der Künste, welcher Italien binnen eines Jahrhunderts zum Heimatlande der Kunst für alle Zeiten erhob. Jetzt erst, nachdem die Verbindung zwischen Kunst und Leben, lebendigem Leben, wieder hergestellt und die Kunst wieder auf die Natur zurückgeführt war, begann das Interesse für die vollendete Reproduction der Natur aus dem Alterthum praktisch und thatkräftig zu werden. Die Wiedererweckung des Alterthums geht nicht etwa, wie man mitunter wohl sagen hört, der Renaissance der Kunst voran, sondern sie folgt ihr; und die Vorbedingung der Letzteren ist wieder die Wiederentdeckung des Menschen, und zwar zuerst des inneren — und hier steht der hohe Name Dantes an der Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit; die Humanisten förderten diese Kenntniß glänzend weiter — alsdann des äußeren. »Die Novellen und namentlich die Romane Boccaccios muß lesen und mit den gleichzeitigen oder noch früheren Novellen vergleichen, wer erkennen will, wie auch der äußere Mensch förmlich neu entdeckt werden mußte, wie allmählich man begann, mit

Interesse die Menschen anzusehen, Schönheitsideale zu finden und zu definiren, und wie man sich dieser Wiederentdeckung freute«.

Erst als die Florentiner Kunst schon auf ihrer Höhe stand, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, entdecken wir auf ihren Werken die ersten Spuren directer Einwirkung antiker Monumente. Kurz vorher hatte bereits Squarcione in Padua versucht, aus Nachahmung der Antike Nutzen zu ziehen, Versuche, die jedoch ohne die Vorbedingungen, welche die Kunst in Florenz erfüllt fand, vereinzelt blieben und wohl vergessen wären, hätte der große Mantegna aus ihnen nicht bedeutsame Anregungen geschöpft. In Florenz entziehen sich Wenige der Beeinflussung durch die Antike. Der Name, mit welchem die staunende und sich in emsigem Studium übende Bewunderung der Antike zuerst in enge Verbindung gebracht wird, ist der des großen Naturalisten Donatello. Vasari sagt von ihm, daß er einerseits seine ganze Aufmerksamkeit auf [illegible]studien nach dem Nackten wandte, andererseits zu entdecken versuchte die Sch[illegible]en, welche so lange Jahre verborgen gewesen: „tentava di scoprire la [illegible] degli antichi, stata nascosa già cotanti anni“; und Donatello ist es au[illegible] welcher zum ersten Mal den Muth hatte, verstümmelte Antiken zu ergänzen: so einen Marsyas und verschiedene Büsten im Besitze Cosimo Medicis, welcher dieselben in einem 1430 erbauten Palast, dem jetzigen Palast Riccardi, in Hof und Treppen hatte aufstellen lassen. Dies ist der erste auf jene später so üblich gewordene Weise ausgeschmückte Palast, von dem wir Kunde haben. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß es derselbe Palast ist, in welchem Cosimo mehrere der aus Constantinopel nach dessen Einnahme durch die Türken geflüchteten griechischen Gelehrten gastfrei aufnahm. Vasari erzählt uns im Leben des Malers Mariotto Albertinelli, daß dieser dort einige Reliefs gezeichnet habe, welche in einer Loggia nach dem Garten zu eingemauert seien; der Garten selbst aber sei voll gewesen von antiken Torsi, und alle Florentiner Bildhauer und Maler jener Zeit hätten in demselben studirt. Ein zweites und wichtigeres Centrum jedoch bildete von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an der Garten der Medici bei San Marco, links von der Kirche. Hier hatte Lorenzo il Magnifico ein Casino. In demselben waren gute Gemälde; ferner waren Loggia, Zimmer und alle Wege des Gartens voll guter Sculpturen zunächst aufgestellt, um als Schmuck zu dienen, dann, um zu nützen. Vasari giebt uns in der Vita des Bildhauers Torrigiano einige Auskunft über diese Sammlung; er sagt: „Alle diese Dinge waren zunächst ein prächtiger Schmuck für jenen Garten, dann aber waren sie gewissermaßen eine Schule und Akademie für die jungen Maler und Bildhauer und für alle Diejenigen, welche die zeichnenden Künste cultivirten, besonders die von Adel; denn Lorenzo il Magnifico war der festen Ansicht, daß die Jünglinge edler Familien mit größerer Leichtigkeit in jeder Hinsicht zur Vollkommenheit gelangen könnten und schneller, als meistens die Leute aus dem Volke, welchen gewöhnlich jene künstlerischen Gedanken und jener Geist fehlen, welcher bei den Jünglingen

guten Geblütes erkennbar seien; denn da die weniger edel gebornen so häufig mit Mühe und Arbeit für ihr Brot sorgen müssen, sei es nur natürlich, daß sie Alles mehr mechanisch thäten, keine Zeit hätten, den Geist auszubilden und zu den höchsten Graden der Vollkommenheit zu gelangen". Es ist dies eine merkwürdige Auseinandersetzung. Wir sehen hier zum ersten Male im Kopf eines so bedeutenden Mannes, wie Lorenzo es war, sich Kunst und Handwerk scheiden. Bei den festwurzelnden mittelalterlichen Vorstellungen des Classenunterschiedes kann er sich eine solche Trennung aber nur zugleich durch äußere Rangverschiedenheit motiviren und nur von einer solchen begleitet denken. Wir sehen, die Zeit konnte sich nicht mehr wehren gegen das Avancement des Handwerkers zum Künstler. Kunst und Künstler beginnen eine wesentliche Rolle im gesellschaftlichen Leben zu spielen, wenn auch vielleicht noch halb gegen den Willen Derjenigen, welche die Höhe damaliger Bildung in sich verkörperten. Vasari fährt fort: „Es begünstigte also Lorenzo stets die Leute von Anlage, aber vorzugsweise diejenigen von Adel, welche zu diesen Künsten Neigung fühlten. So ist es denn natürlich, daß von dieser Schule Leute ausgegangen sind, welche die Welt in Erstaunen versetzt haben. Und was noch mehr ist, er gab nicht nur Mittel zu Leben und Kleidung Denjenigen, welche aus Armuth sich den zeichnenden Künsten nicht hätten widmen können, sondern auch Prämien Denen, welche ihre Sachen am besten machten. Es war damals Custode und Meister über jene Jünglinge Bertoldo, ein alter tüchtiger Florentiner Bildhauer, Schüler Donatellos, welcher in gleicher Person Unterricht ertheilte und auf die Antiken im Garten Obacht hatte, wie auf die Handzeichnungen, Cartons und Modelle von der Hand Donatellos, Brunelleschis, Masaccios, Uccellos, Filippo Lippis und Anderer einheimischer und fremder Meister". Es wird uns dann erzählt, wie in jenem Garten die zeichnenden Künste studirt hätten: Michelangelo, Torrigiano, Rustici, Lorenzo di Credi u. A. — kurzum, fast alle bekannten Namen aus jener großen Zeit; und neuerdings ist es wahrscheinlich geworden, daß auch Lionardo selbst dort nach Antiken gezeichnet habe; die Notiz ist merkwürdig, da unter Lionardos bis jetzt bekannten Handzeichnungen sich nichts nach der Antike Gezeichnetes findet, und er selbst in seinem übrigen Leben und auch in seinen Schriften nur von der Natur selbst was wissen will. Daß auch er, der genialste und vielseitigste Geist der Renaissance, die Zucht der Antike durchgemacht habe, überrascht uns. Wohl keiner unter allen modernen Künstlern steht ja so ebenbürtig neben der Antike, wie gerade er.

In diesem Garten bei San Marco war also die erste Kunstakademie im modernen Sinne, und ebenso die erste in größerem Maßstabe angelegte und zugleich zu künstlerischen Zwecken dienende Sammlung von Antiken. Es wäre interessant für uns, die Originale noch vergleichen zu können mit den Productionen derjenigen Meister, welche dort ihre Anregung erhielten. Leider hat die Ungunst der Zeiten uns das für den weitaus meisten Theil versagt. Bei der Vertreibung der Medici 1494 kamen die Antiken unter den Hammer;

ein Theil wurde allerdings 1512 Giuliano de' Medici bei seiner Rückkehr zurückerstattet und war zu Vasaris Zeit in den Magazinen Cosimos, doch scheint nur Weniges davon und bis jetzt nicht Constatirtes in die Gallerie der Uffizi übergegangen. Hoffen wir, daß kürzlich aufgefundene Inventare es uns ermöglichen werden, durch Ausscheidung des späteren Zuwachses jener Galerie einen Kern festzustellen, in welchem wir diejenigen Werke wiedererkennen dürften, auf welchen das lernende Auge fast aller großen Florentiner Meister verehrend geruht hat, an welchen dieselben sich herangebildet haben!

1494 ward also diese Sammlung aufgelöst. Zugleich änderten sich in bekannter Weise die politischen Verhältnisse Italiens. Als man in Florenz Savonarola verbrannte und eine das Kunstleben zunächst erstickende Reaction eintrat, begannen Michelangelo und Bramante ihre Thätigkeit in Rom; auf die wilde Zeit der Borgias folgte 1503 Julius II., und mit ihm begann jenes goldene Zeitalter, welches nach tausendjähriger Finsterniß Rom für die Kunst wieder zur Hauptstadt machte, zur hohen Schule für alle Welt, wie Goethe es nennt.

Das verflossene Florentiner Zeitalter hatte den Boden bereitet, die Kunst hatte sich ihren Platz errungen, und alle Gebildeten waren einig, daß ohne sie kein Leben, keine menschenwürdige Existenz sei. Es war ein Kunstenthusiasmus in damaliger Zeit, wie er seines Gleichen nicht wieder gehabt hat, und mächtig zündend wirkt jetzt das massenhafte Auftreten der schönsten Baureste und Sculpturwerke des Alterthums. Schon durch die Humanisten hatte man gelernt, den geistigen Inhalt desselben so hoch zu schätzen, daß er der Kirche hätte gefährlich vorkommen müssen, wären ihre Träger nicht selbst von jenen Gefühlen mit ergriffen gewesen. Im Jahre 1485 fand man an der Via Appia in einem antiken Sarkophag die Leiche eines Mädchens, welches so frisch, ja so beweglich gewesen sei, wie die eines eben gestorbenen Mädchens von 15 Jahren. Man brachte sie auf's Capitol, eine förmliche Wallfahrt dorthin begann, und Viele wollten sie abmalen: „Denn", so wird uns erzählt, „sie war so schön, wie man es nicht sagen, noch schreiben kann, und wenn man es sagte oder schriebe, so würden es, Die es nicht sahen, doch nicht glauben". Innocenz VIII. wurde Angst, und sie mußte eines Nachts heimlich begraben werden. Wahrscheinlich haben wir uns die Sache selbst so zu erklären, daß eine farbige Maske von Wachs über dem Gesicht lag. Burckhardt, der die Geschichte in seiner Cultur der Renaissance aus den zeitgenössischen Berichten hübsch nacherzählt, bemerkt aber sehr richtig: „Das Rührende an der Sache ist nicht der Thatbestand, sondern das feste Vorurtheil, daß der antike Leib, den man endlich hier in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte, nothwendig herrlicher sein müsse, als Alles, was jetzt lebte". Das Alterthum schien wieder lebendig werden zu wollen und drang gewaltig herein. Jeder strebte etwas Antikes zu besitzen. Früher, noch um die Mitte des Jahrhunderts, hatte sich der Sammeleifer auf Münzen, geschnittene Steine, kleine Bronzen und Preciosen gewandt, so bei Cosimo de' Medici,

so bei Cardinal Barbo, dem nachmaligen Papst Paul II., u. A. Diese Interessen mehr materieller Art traten jetzt zurück gegen die Freude am antiken Marmor, der in tausenderlei Gestalt bei der so regen Bauthätigkeit jener Zeit, theils auch schon in Folge eigener Ausgrabungen, dem Boden entstieg. Und Allen voran ging in diesen Bestrebungen, wie billig, der Papst. Noch 1471 hatte Sixtus IV. im Conservatoren-Palast einige Bronzen aufstellen lassen, worunter wohl die Wölfin, ferner den vergoldeten Herakles vom Forum boarium, wahrscheinlich auch den Dornauszieher, mit der Motivirung, wie die Inschrift erzählt: er schenke diese Werke dem römischen Volke zurück, weil sie doch ursprünglich Eigenthum desselben seien und im Uebrigen priscae excellentiae virtutisque monumenta. — Dies Alles riecht noch etwas nach Mittelalter. Julius II. dagegen brachte in seinem eignen privaten Lusthaus Marmorwerke zur Ausstellung, welche an Schönheit und Gewalt Alles zu überstrahlen schienen, was man bisher kannte, nämlich den gegen Ende des Jahrhunderts zu Porto d'Anzo gefundenen und, als Giuliano della Rovere noch Cardinal war, bereits in seinen Privatbesitz übergegangenen Apollo und die schon im Alterthum berühmt gewesene Gruppe des Laokoon, gefunden 1506 in den Titusthermen. Die unter Clemens VII. de' Medici 1529 gesetzte Grabschrift des Laokoon-Entdeckers Felice de' Freddi in der Kirche Araceli rühmt von ihm — man denke sich, eine christliche Grabschrift in christlicher Kirche — er habe das ewige Leben verdient theils wegen seiner eigenen Tugenden, theils wegen der Entdeckung des göttlichen Bildes — divinum simulacrum — des Laokoon. Es erinnert dies schon an die Unverfrorenheit, mit der ein wenig später die bekannte Gruppe der drei nackten Grazien aus dem Palast der Piccolomini in Rom durch Pius III. in die Mitte des Capitelsaales des Doms von Siena versetzt wurde.

Jenes Privatlusthaus des Papstes war das von Nikolaus V. errichtete, aber nach einem Plane Pollajuolos durch Innocenz VIII. so gut wie neu gebaute Belvedere. Früher war dasselbe bis auf eine von Mantegna ausgemalte Privatcapelle ohne künstlerischen Schmuck gewesen. Julius II. nun ließ im Hof, durch welchen man in die an Stelle der jetzigen Sala degli animali und delle Muse gelegenen Gemächer ging, drei Nischen bauen — capelletti nannten die Zeitgenossen sie, wie für Heiligenbilder, — und darin wie für seinen Privatcultus aufstellen: den Apoll, den Laokoon und die knidische Aphrodite. An Stelle des jetzigen Meleager stand die für schweres Geld gekaufte schlummernde Ariadne, damals sicher wirkungsvoller als jetzt, über plätschernder Fontaine und grün bewachsener Grotte. Bald folgte der aus den Trümmern des Pompejustheaters hervorgezogene Herakles-Torso des Apollonios, und wäre der Pasquino nicht bereits zu Alexanders VI. Zeiten, um 1501, an seinem jetzigen Standort aufgestellt und gleich so zu sagen öffentliche Persönlichkeit geworden, so würden wir ihn sicherlich ebenfalls im Belvedere bequemer bewundern. Denn eine Auswahl des Schönsten und Besten fand sich dort bald zusammen. Und auch für einen würdigen Zugang

wurde gesorgt. Das Belvedere wurde der Schlußpunkt jener herrlichen Anlage des Bramante, eines riesigen, an beiden Enden von Exedren abgeschlossenen zweiterrassigen Gartens, dem Plane nach auf beiden Seiten durch jene Gänge eingefaßt, welche das Belvedere mit dem Vatikan verbinden sollten und jetzt verbinden. Es ist nicht Bramantes Schuld, wenn späterer Unverstand Sixtus V. durch Zwischensetzung der Bibliothek jene Einheitlichkeit des Eindrucks zerstört und die Anlage als architektonisches Ganzes vernichtet hat. Wer vom Vatikan durch den nördlichen Gang zum Belvedere ging, gewahrte schon von Weitem die schlummernde Ariadne, damals Cleopatra genannt, und versetzte sich leichter als heutzutage in die Stimmung, ein besonderes Heiligthum der Kunst zu betreten. Unter Leo X. fanden im Hof des Belvedere außer ein paar Kleinigkeiten vornehmlich noch die beiden Colossalstatuen des Nil und Tiber Aufstellung, weniger Bedeutendes wurde schon unter Julius und mehr noch unter Leo verwendet, um die vatikanischen Gärten auszuschmücken; und bald sammelte sich in Letzteren eine unverhältnißmäßige Menge von Statuen an. Das Belvedere selbst aber behielt seine aristokratische Ausschließlichkeit. Nichts lag wohl ferner als der Gedanke, ein förmliches Museum zu gründen, dessen Kern das Belvedere gewesen wäre. Die damalige römische Zeit wollte sich nur des Schönen freuen. Der moderne Gesichtspunkt, die Monumente selbst als historische Urkunden zu erhalten, war noch völlig unbekannt; der andere, die Monumente für die ausübende Kunst so nützlich wie möglich zu machen, ein Gedanke, den wir in dem so emsig arbeitenden und damals wenigstens an antiken Bildwerken noch so armen Florenz schon so früh in Anwendung gebracht fanden, tritt in Rom wieder zurück angesichts der ungeheuren Fülle des Materials und angesichts des dominirenden Einflusses der zeitgenössischen Bildhauer, Michelangelo an der Spitze, welche den damaligen Künstler erreicht zu haben schienen, wonach die frühern strebten. Man schwelgt in Rom im Ueberfluß, copirt und zeichnet, was gerade gefällt. Von Raffael selbst und vielen Zeitgenossen sind uns solche Handzeichnungen nach Antiken erhalten. Die Fülle antiker Motive auf ihren Werken, sowie die zahlreichen Stiche Marcantons, Agostino Venezianos, Marco da Ravennas u. A. geben uns einen Begriff von dem Reichthum antiker Monumente, welche den Künstlern in Rom zu Gebot standen, auch ohne in Museenart vereinigt zu sein. Sind erst die auf sein Directorat der Alterthümer von Rom bezüglichen Papiere Raffaels veröffentlicht, so werden wir einen tiefen Einblick thun in die schöne Zeit jener ersten Entdeckungen und ersten Sammlungen. Die Auffindung jener bis jetzt verschollenen Papiere aus Raffaels Nachlaß im Archiv eines römischen Klosters steht, so heißt es, binnen Kurzem zu erwarten.

Auf das Belvedere selbst war man aber doch stolz. Als Leo X. in Bologna war, ließ ihm Franz I. den Wunsch vortragen, den Laokoon zu besitzen. Leo sagte es auch bereitwilligst zu. Nach Rom zurückgekommen, beauftragte er jedoch „per non privare il Belvedere“, wie ein zeitgenössischer

Bericht sagt, den Bacio Bandinelli mit Herstellung jener Marmorcopie, welche schließlich doch nicht nach Frankreich ging, sondern durch Clemens VII. Medici nach Florenz kam. Bandinelli erhielt dafür ein eigenes Zimmer des Belvedere und arbeitete, allerdings mit Unterbrechungen, eine Reihe von Jahren, bis 1525. Dies Atelier Bandinellis im Belvedere kennen wir durch einen Stich vom Jahre 1534. Da er an dem Grabe Clemens VII. zu arbeiten hatte, behielt er dasselbe auch nach Vollendung des Laokoon und sammelte dort gern einen Kreis von jüngeren Künstlern und Kupferstechern um sich, mit ihnen Kunstinteressen besprechend und Skizzen modellirend. Academia Bacchii Bandinelli nannte sich diese Vereinigung. Auf dem hübschen Stich Venezianos sehen wir ein geräumiges aber niedriges Gemach, durch eine Hängelampe erhellt, und um einen Tisch die Gesellschaft sitzen, eine Reihe interessanter Portraits, mit Skizzen und antiken Torsen beschäftigt, Andere stehen ringsum an den Wänden. Bandinelli hatte ruhmredig wie immer, dem Papst erklärt — so erzählt Vasari — er wolle nicht blos den Laokoon copiren, er wolle ihn sogar besser machen. Venezianische Gesandte aber, welche 1523 die Originalgruppe bewunderten und Bandinellis beide Söhne fertig sahen, erklären treuherzig: „aber der moderne Bildhauer und wenn er auch 500 Jahre lebte und hundert gleiche putti gemacht hätte, etwas Gleiches brächte er doch nicht fertig". Zu Leos Zeit konnte man durch zwölf verschiedene Zugänge zum Belvedere kommen. Das änderte sich, als Hadrian VI. den Thron bestieg. Dieser grämliche Flamländer paßte so gar nicht in die römische Luft hinein und wurde das Brandopfer des römischen Hohnes. Er haßte die Humanisten, poëtae, wie sie damals hießen, und entzog ihnen ihre Pfründen bis auf den geistreichen Paolo Giovio, weil er kein Poet, d. h. kein Heide sei, wofür ihn dieser nachher mit einer malitiösen Biographie lohnte; er sprach sehr schlecht latein, und dabei so langsam, daß gar nicht mit ihm zu verhandeln war, angeblich weil er nur elegant reden wollte; er trank Bier und nannte die antiken Bildwerke idola paganorum. Letzterer Ansicht entsprechend, schloß er das Belvedere gänzlich ab und vermauerte sämmtliche Thüren, nur eine offen lassend, durch welche man in die Gemächer Innocenz VIII. kommen konnte. Wahrscheinlich gerade dieser Schwierigkeit, in's Belvedere zu kommen, verdanken wir eine ausgezeichnete, ausführliche Beschreibung desselben durch die venetianischen Gesandten, welche 1523 kamen, Papst Hadrian zu beglückwünschen. Mit vieler Mühe, so scheint es, setzten sie den Einlaß durch, mußten aber, obwohl bei anderen Gelegenheiten vom Papst mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt, diesmal in einem Vorzimmer über eine Stunde warten, bis die Schlüssel gefunden waren. Endlich kamen sie hinein, schildern mit Staunen den noch ungepflasterten langen Verbindungsgang mit dem Vatikan, die schöne Aussicht von dort auf Rom und Campagna, und dann den Hof selbst mit den einzelnen Statuen. Das Alles in einem officiellen diplomatischen Bericht an den Senat von Venedig. Die Schilderung selbst ist vortrefflich, namentlich die des Laokoon die beste, welche vor Winckelmann geschrieben sein wird. Aus ihren

weihevollen Worten tönt der Ruhm nach, welcher von den Statuen durch ganz Italien gegangen war. Der Hof gewährte damals einen heiteren Anblick: er war gepflastert mit viereckigen Thonfliesen, und zwischen denselben standen wunderschöne Orangenbäume. In der Mitte des Ganzen war, wie noch heute, eine Fontaine, zu deren beiden Seiten Nil und Tiber lagerten, sich gegenseitig anblickend. Die Nischen selbst, an denselben Plätzen wie heute, waren offen, so daß man beim Eintreten in den Hof gleich die Prachtstücke mit einem Blick übersah, und doch wieder, da jedes seine eigene Nische hatte, sie einzeln betrachten konnte. Hadrians VI. Regiment ging bald zu Ende, und mit Clemens VII. kam wieder ein Medici auf den päpstlichen Stuhl, und durch ihn, wie seinen Nachfolger Paul III. Farnese, verschiedene bedeutende Bildwerke in Belvedere und Garten. Wie sehr man aber Beides noch als reine Privatsache des Papstes ansah, wie fern unser moderner Museengedanke lag, ergiebt sich z. B. daraus, daß Julius III. im Jahre 1551 eine Reihe von Statuen aus Belvedere und Garten, darunter einen schönen Hermes, an Herzog Cosimo nach Florenz schenken konnte; eine bedeutend größere Schenkung von Werken aus dem Garten machte 1566 der freilich bigotte Pius V. dem römischen Volke, als es sich darum handelte, Capitolsplatz und die Balustraden der nunmehr fertigen drei Paläste zu schmücken. Dies ist aber auch die letzte Verminderung, welche den vatikanischen Antikenbestand betroffen hat, bis zum Jahre 1734, d. h. der Gründung des capitolinischen Museums. Einen viel bedeutenderen Platz als jetzt nahm aber, neben der päpstlichen Sammlung, der Antikenbesitz römischer Privatleute ein. Die Höfe, Treppen und Staatsgemächer der Paläste, die Gärten und Pavillons der Villen bildeten den Hauptaufnahmeplatz für die von Jahr zu Jahr neugefundenen und mitunter mit uns enorm dünkenden Preisen bezahlten Marmorwerke. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle mich bemühen, von diesen Sammlungen ein detaillirtes Bild zu geben. Leidlich unterrichtet *sind* wir über dieselben, Dank namentlich einer im Jahre 1550 verfaßten Beschreibung durch den Bologneser Naturforscher Ulisse Aldroandi. Im Großen und Ganzen war der Charakter der Sammlungen der gleiche. Das künstlerische Element stand weitaus im Vordergrund, und die Aufstellung der Bildwerke war ausschließlich darauf berechnet, den Aufenthalt in den Räumen und Gärten angenehm zu machen, das Auge zu befriedigen. Die Einrichtung dachte man nicht besser treffen zu können, als wenn man es gerade so machte, wie man aus den erhaltenen Resten, namentlich der Villa Hadrians, sowie den alten Schriftstellern, besonders Vitruv, glaubte, daß das einfach als kanonisch betrachtete Alterthum es gemacht habe; man suchte Letzteres einfach zu restituiren. Wir können uns noch von dieser Art architektonischer Anlage der Gärten, von diesen Nymphäen, kleinen Tempeln, receptacula, exedrae, porticus, künstlichen Terrassenbauten u. dgl. einen hinlänglichen Begriff machen, aus einigen leider ihres Antikenschmuckes beraubten und meist sehr zerfallenen Anlagen jener Zeit, z. B. der Villa Cesi beim

Vatikan, der Carpi'schen Gärten, der Villa Sacchetti, oder derjenigen des Cardinals Ippolito d'Este in Tivoli. Die eigenthümliche Art von Lusthäusern nach wirklichem oder vermeintem antiken Zuschnitt haben wir noch vor Augen, z. B. in dem reizenden Casino, welches Pirro Ligorio, der feine Kenner antiker Architektur und große Fälscher antiker Inschriften, für Pius IV. baute, oder auch in der berühmten Villa, welche Vasari, Vignola und Ammanati für Papst Julius III. ausführten, zum großen Theile nach dessen eigenen Angaben und Plänen. Die ausgebreiteten Gärten sind jetzt leider spurlos verschwunden; die zahlreichen Antiken, welche, je ihrem Charakter entsprechend, in Hallen oder Laubgängen, in den Nymphäen oder den Prachtsälen aufgestellt waren, sind in alle Winde zerstreut, aber das eigentliche Gebäude der Villa, die ideale Nachahmung eines antiken Landhauses, steht noch mit seinem reizenden malerischen Schmuck uns vor Augen; es bedarf für die Phantasie nicht vieler Anstrengung, uns diese Räume zu bevölkern mit den fröhlichen Gesellschaftern des Papstes, der viel mehr zu genießen, als zu regieren sich bestrebte, wie die Zeitgenossen sagten; zwei höchst originelle Inschriften gedenken dort noch des Baues und der Ausschmückung: nur zur Freude sei hier Platz; wer kritisiren wolle, möge lieber stille sein und hernach für das Wohl des Papstes und seiner Familie beten. Die ganze, auf die Kunstwerke bezügliche höchst charakteristische Ermahnung an die Beschauer lautet: signa, statuas, lapides, picturas et caetera totius operis miracula quamdiu lubet, obtuentor dum ne nimio stupore in ea vortantor. si cui quid tamen haud ita mirum videbitur, eorum caussa quae nemo mirari sat quivit, aequo potius silentio quam sermonibus iniquis praeterito, dehinc proxumo in templo deo ac divo Andreae gratias agunto vitamque et salutem Julio III. pont. max. Balduino eius fratri et eorum familiae universae plurimam et aeviternam precantor. Naturgemäß lag der Nachdruck zunächst noch durchaus auf den Statuen und Büsten, zuerst nur auf den künstlerisch werthvollen; von der Mitte des Jahrhunderts ab kamen auch historische Gesichtspunkte zur Geltung. Man interessirte sich dafür, die wirklichen oder vermeintlichen Porträts von Namen aus Republik und Kaiserzeit, oder von literarischen Celebritäten des Alterthums zu besitzen, und begann auch diejenigen Kunstwerke, welche nichts damit zu thun hatten, aus der Geschichte, namentlich der römischen, zu erklären und dadurch dem künstlerischen Interesse noch ein inhaltliches hinzuzufügen. Die Reliefs standen, bis das gelehrte Interesse eines Panvinio, Pirro Ligorio, Fulvio Orsini sie hervorzog, durchweg im Hintergrund, zunächst weil das auch in der praktischen Kunst jener Zeit der Fall war, alsdann — das Eine steht mit dem Andern in Wechselbezug — weil es an solchen Reliefs in Rom fehlte, welche die hohen ästhetischen Ansprüche des Cinquecento wirklich befriedigten. Die weder durch Composition noch durch Ausführung hervorragenden Sarkophage bildeten die große Masse. Wirklich monumentalen, schönen Reliefs wurde dagegen die Anerkennung nicht versagt, und wir sehen z. B. auf einem Stiche, welcher uns den inneren Hof des

Palastes della Valle im Jahre 1550 darstellt, eine berühmte Anlage des Lorenzetto, solche Reliefs durchaus auf dem Ehrenplatz angebracht und nicht zu hoch, um nicht mit Bequemlichkeit betrachtet werden zu können; ebenso fanden damals die Reliefs vom M. Aurels-Bogen am Forum ihre schöne Aufstellung auf der Treppe des Conservatorenpalastes.

Eine bedeutsame Aenderung nach einigen Seiten hin trat gegen das Ende des Jahrhunderts ein; die Zeiten der einfachen Bramante'schen Architektur, welche nur durch die Harmonie der Verhältnisse zu wirken suchte, waren vorüber. In den engen Straßen der Stadt war freilich eine Weiterbildung des Façadenbaues schwer möglich — höchstens konnte man hier und da durch Ueberziehen der Façade mit Sgraffito oder Malereien dem Bedürfnisse der Zeit nach unterhaltenderem Schmuck Rechnung tragen — bei den Villen dagegen begnügte man sich mehr mit dem Stil einer Villa Madama. Es mag sein, daß Denjenigen, welche gegen Ende der achtziger Jahre des Jahrhunderts die Rückseite der Villa Medici mit antiken Statuen und Reliefs bedeckten — zum großen Theil dieselben, welche fünfzig Jahre früher in Palaste della Valle zur Aufstellung gelangt waren — die Triumphbogen vorschwebten, welche über den Bogen schmale figurenreiche Friesstreifen zu enthalten pflegen, weiter oben jedoch große Reliefs und zwischen denselben Statuen. Villa Medici ist die erste Probe jener von mehr Reichthum als Geschmack zeugenden Verwendung ganzer Museen zu architektonischen Zwecken. Es war der erste Schritt zu jener Herabwürdigung der Antike, welche in den folgenden anderthalb Jahrhunderten so reißende Fortschritte machte. Auf Villa Medici folgten Villa Borghese, Aldobrandini, Rospigliosi, Pamfili u. A.; und war z. B. noch im Palaste Giustiniani und anderen diese Art auch für die Hofdecoration in discreterer Weise verwandt, so führte dieselbe z. B. im Palaste Mattei schon um 1612 zur völligen Absurdität. Hatten sich die großen Meister aus der ersten Hälfte des Cinquecento noch gescheut, restaurirende Hand an die Antiken zu legen, überlegte sich noch Cardinal della Valle sehr, ob er selbst einige mehr decorative Sachen durch Lorenzetto wolle vervollständigen lassen, ließ noch Alexander Farnese alles irgend Zweifelhafte oder besonders Schöne, wenn es irgend aufzustellen ging, so wie es war, so stellte sich nun bei Unterordnung der Antiken unter die Architektur die Nothwendigkeit heraus, den Anblick einer so verzierten Façade nicht durch einige fehlende Arme oder Beine zu zerstören. Es wurde frisch drauf los restaurirt, und ging einmal ein antiker Rest mit der Idee, welche sich der ergänzende Scalpellino gemacht hatte, nicht gut zusammen, so wurde er eben weggeschlagen. Das gewaltige Sinken der neueren Kunst, die natürliche Folge der sogenannten Gegenreformation, ging Hand in Hand mit dem mangelnden Verständniß und mangelnder Pietät für die alte. Zwar fühlten die Künstler auch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch das Bedürfniß, von der Antike zu lernen, aber von gewissenhaftem Studium war nicht mehr die Rede. Hatten sich französische Verleger um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bemüht,

noch durch künstlerisch vollendete Stiche — würdige Nachfolger jener, welche der raffaelischen Zeit und Schule ihre Anregung verdankten — die Kenntniß der alten Bildwerke in anständiger und zweckentsprechender Form den Künstlern und Kunstfreunden zu vermitteln, so begann bereits gegen Ende der siebziger Jahre desselben Jahrhunderts ein Genre von Schmierpublicationen, schlechte Stiche, welche, immer wieder aufgelegt, zwar größere Verbreitung fanden, aber sehr viel weniger wahren Nutzen stifteten.

Zu Anfang des folgenden, siebenzehnten Jahrhunderts begann auch bereits das Auseinandergehen der großen Sammlungen, da das Interesse für Kunst kein allgemeines mehr war, sondern ein fachmännisches wurde. Das stoffliche, gelehrte Interesse begann durchaus zu überwiegen — so war z. B. dem reichen Cassiano dal Pozzo, einem der Hauptliebhaber jener Zeit, von welchem wir noch höchst verdienstliche Sammlungen von Zeichnungen besitzen, die er zum Theil mit Unterstützung Poussins von unendlich vielen Antiken, meist Reliefs, anfertigen ließ, an der schönen Aristotelesstatue des Palastes Spada hauptsächlich die Art merkwürdig, wie der Schuh befestigt war. Es war eine natürliche Folge des verloren gehenden allgemeinen Kunstverständnisses, daß viele Besitzer von Antiken weniger aus Verarmung, als aus Mangel an Interesse ihre Kunstschätze zu veräußern begannen. Befanden sich doch, wie Lodovico Sergardi in einer Satire schildert, beim Regierungsantritt Clemens XI. Albani im Jahre 1700 die Antiken des Belvedere selbst im traurigsten Zustande der Verwahrlosung. Es fing jene Wanderung von Antiken in alle Welt an, welche in der Zeit von 1630 (in diesem Jahre finden wir in den Papieren der päpstlichen Kammer den ersten Permeß für eine Massenausfuhr von Antiken nach Frankreich an den Herzog von Orleans) bis etwa 1820 die Museen Europas mit den Marmorwerken gefüllt hat, welche wir heute dort bewundern. Den Löwenantheil an der römischen Beute nahmen natürlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Engländer weg — Michaelis' demnächst zu erwartendes Werk wird uns hierüber gewiß die genaueren Nachweise bringen —, aber auch Paris, Madrid, Dresden und die andern deutschen Höfe bemühten sich um einigen classischen Marmor; andere ganze Sammlungen kamen nach Parma, Turin und Venedig, nach Florenz und Neapel. Die Gefahr für Rom, Alles zu verlieren, was es so berühmt gemacht hatte, schien nahe zu liegen; und Papst Clemens XII. Corsini war es, der mit der ausdrücklichen Motivirung, es stehe zu fürchten, daß die Habsucht und Interesselosigkeit der Besitzenden, was an antiken Bildwerken hier sei, noch Alles verderbe und verschleudere, im Jahre 1734 das capitolinische Museum gründete, um auch für Rom ein Centrum zu schaffen, welches geeignet sei, die Antikenschätze fest zu halten. Dies ist das erste Museum im modernen Sinne des Wortes. Der Name selbst — Museum — war früher nur angewandt worden für Sammlungen von Preciosen, Gemmen, kleinen Bronzen, Münzen, Anticaglien aller Art. Es ist charakteristisch für jene Zeit des Rococo und der Kleinkunst, daß auch eine Sammlung von Marmorwerken mit diesem

bis dahin eine Luxuspassion von Stubengelehrten bezeichnenden Namen belegt wurde. Das neue Museum füllte sich rasch; das Beispiel des Papstes zündete, und es begann ein neues Erwachen des Interesses für die Antike, ein Interesse, mit welchem der Name des Cardinals Alexander Albani, wie Allen bekannt, besonders eng verknüpft ist. War in der Zeit der Renaissance die Kunst den Antikensammlungen vorausgegangen, so folgte sie jetzt nach. 1755 kam Winckelmann nach Rom und bereitete den Boden, auf welchem später die zweite Wiederfindung der Antike durch Carstens und Thorwaldsen künstlerische Wurzel fassen konnte. Die Gründung des vatikanischen Museums im Jahre 1772 durch Clemens XIV., bald glänzend erweitert durch Pius VI. und VII. und durch Ennio Quirino Visconti in so eminenter Weise wissenschaftlich verwerthet, sicherte, hoffen wir für immer, der Forschung nach alter Kunst ihre Heimathsstätte in Rom. Die neue Kunst zog sich an der alten heran, wie die frische Rebe am alten Baume, und es bestätigte sich einmal wieder die alte Wahrnehmung, daß in Zeiten, wo die geistige und künstlerische Bildung am höchsten steht, auch die Werthschätzung für das, was frühere Geschlechter geleistet haben, am unbefangensten, verständniß- und pietätsvollsten zu sein pflegt.

Das Wesen des Kreislaufs.

Von

S. von Basch.

— Wien. —

Das im Körper eingeschlossene Stromgebiet, das Herz und der mit demselben zusammenhängende Röhrenstrang der Blutgefäße enthält durchaus nicht so viel Blut, als nöthig wäre, um alle Organe zu einer und derselben Zeit derart mit Blut zu versehen, daß deren Leistungsfähigkeit, die ja im Großen und Ganzen von dem Blutgehalte abhängig ist, sich zu gleicher Zeit auf gleicher Höhe befinden könnte. — Blutreich und hiemit der höchsten Kraftanstrengung fähig, können, ohne daß hiedurch das Gesammtbefinden des Körpers litte, nur wenige Organe auf einmal sein, die andern müssen unterdessen sich mit einer Blutmenge begnügen, die grade hinreicht, sie zu erhalten. — Welcher Mittel und Wege nun die Natur sich bedient, um mit einem verhältnißmäßig geringen Anlagecapital von Ernährungsflüssigkeit ihr Auskommen zu finden, wie sie es anfängt, die einzelnen Provinzen in dem großen Staate des Organismus bald in den Zustand der Ueppigkeit, bald in den der Armuth, oder, was dasselbe bedeutet, bald in den Zustand der Thätigkeit und bald in den der Ruhe zu versetzen, wie sie aber gleichzeitig dafür sorgt, daß dort, wo rastlos gearbeitet wird, auch nie ein Mangel an Blut eintrete, das Alles soll, soweit es eben möglich ist, Gegenstand vorliegender Betrachtung bilden. —

Die Vorstellung, daß das Blut im Körper kreise, ist eine Allen geläufige, und ebenso geläufig ist auch die Vorstellung, daß dies Kreisen des Blutes vom Herzen unterhalten wird. Sein Stillstand, das wissen wir, bedeutet Stocken des Blutes in allen Blutgefäßen, das Stocken des Blutes bedeutet nicht nur Verarmung desselben an dem für das Leben unumgänglich nothwendigen Sauerstoff, es bedeutet die vollständige Störung in dem gewöhnlichen Verkehre zwischen dem Blute und den von ihm ernährten Organen, ja voll-

ständige Verkehrsstockung und Aufheben jeder Ernährung, Aufheben der Ernährung aber bedeutet den Tod.

Die vom Herzen ausgehende Kraft kann man ohne Weiteres mit der eines auf einer beträchtlichen Höhe angelegten Wasserreservoirs vergleichen. So wie dort der Druck der nach abwärts strebenden Wassermassen das Wasser in den tiefer gelegenen Röhren dahinjagt, so drückt hier der musculöse Herzsack, indem er sich zusammenzieht und hiedurch seine Höhle zu verkleinern strebt, auf das Blut, das er umfängt, und treibt es dorthin, wo ein Ausweichen nicht möglich ist, d. i. in die Schlagadern. Die vom Herzen ausgehende Kraft wirkt nicht ununterbrochen und stetig, wie der Druck im hochgelegenen Wasserreservoir, und dennoch fließt das Blut in gleichmäßigem, ununterbrochenem Strome. Die elastischen Kräfte der Blutgefäße sind es, die die Stöße des Herzens in sich aufnehmen und derart abdämpfen, daß in den großen Schlagadern der Blutstrom nur langsam auf und abschwillt, — — wie man dies an dem Pulse fühlen kann, — und in den Haargefäßen und den Gefäßen, die das Blut zum Herzen führen, den Venen, verschwindet vollends auch diese Ungleichmäßigkeit; hier strömt das Blut wie der Gebirgsbach, — wenn er in das weite ebene Thal gelangt ist, — ruhig und gleichmäßig dahin. — Wären, was in Anbetracht der so außerordentlichen Beweglichkeit des Körpers kaum denkbar ist, die Blutgefäße starre Röhren, so müßte in ihnen das Blut ruckweise strömen, d. h. zwischen den einzelnen vom Herzen ausgehenden Stromstößen würden immer Ruhepausen eintreten, in denen ein Stocken des Blutkreislaufes und mithin ein Stillstand der Ernährung eintreten müßte. Beständen die Gefäße aus weichen nachgiebigen Häuten, die, baar jeder Elasticität, der geringsten Spannung folgend, sich ausdehnten, und, weil sie eben unelastisch sind, d. h. nicht das Bestreben besitzen, zu ihrem ursprünglichen Zustand zurückzukehren — ausgedehnt blieben, wenn die Spannung, die sie ausdehnte, wieder verschwindet, dann würde das vom Herzen aus getriebene Blut nicht ordentlich zum Strömen kommen, es würde sich schon in den ersten Bahnen mächtig ausbreiten, die Kraft jeder nachdringenden Blutwelle würde das weiche, nachgiebige Strombett immer mehr und mehr ausweiten, und statt auf fest begrenzten Wegen fortzuströmen und in ungeschwächter Fülle zur Mündung — zum Herzen zu gelangen, würde der Blutstrom wie ein Fluß auf sumpfiger Ebene schon in seinem Laufe ganz oder zum Theile versiegen und ins Herz käme entweder gar kein Blut oder nur spärliche Mengen desselben. Die Triebkraft des Herzens reicht also allein nicht hin, den Blutkreislauf zu erhalten, d. i. das ganze Blut, welches vom Herzen ausströmt, auch wieder dem Herzen zuzuführen; um dies zu bewirken, ist es unbedingt nöthig, daß das Blut in elastischen Röhren fließe. — In der That sind die Blutgefäße, namentlich diejenigen, die dem stärksten Anprall der mit voller ursprünglicher Kraft aus dem Herzen geschleuderten Blutmassen ausgesetzt sind, elastische Röhren. Die Elasticität der Gefäße bewirkt also nicht allein, daß die rhythmischen Schläge des Herzens

zusammenfließen; ohne die Elasticität der Gefäße wäre ein ungestörtes, ununterbrochenes Kreisen des Blutes überhaupt unmöglich.

Ob das Blut langsam oder schnell durch den Körper strömt, das hängt zumeist vom Herzen ab, hängt davon ab, ob das Herz im trägen oder raschen Rhythmus arbeitet, ob es mit jedem seiner Schläge größere oder geringere Blutmengen in die Adern wirft. So ist das Herz der einflußreichste Gebieter des Kreislaufs und durch diese seine Macht auch der Souverain des Körpers, denn alle seine Organe vom gedankenerzeugenden Gehirn bis zur absondernden Drüse sind ihm unterthan. Diese Herrschaft aber ist, so reich ausgestattet auch das Herz an Hoheitsrechten ist, keine rein absolute, vielmehr eine constitutionelle. Sie berücksichtigt nicht allein die Verfassung, in der sich das Blut befindet, sondern auch die Stimmung der eigentlich gesetzgebenden Factoren des Körpers, die Stimmung des Gehirns und Rückenmarks. Das Herz accommodirt sich mit seinen Bewegungen der Beschaffenheit des Blutes, und folgt mit ängstlicher Treue allen Veränderungen des Körpers, die von einer Aenderung der chemischen Zusammensetzung oder Temperatur gefolgt sind. — Besonders empfindlich ist das Herz für die Temperatur des Blutes. — Fließt warmes Blut durch die Adern, dann schlägt das Herz rasch, und wenn das den Kreislauf durchströmende Blut kühl ist, dann schlägt es in langsamem Takte. — Diese merkwürdige Eigenschaft macht das Herz zum eifrigsten Förderer des Stoffwechsels und der Ernährung. — Wo heißes Blut im Körper weilt, da gehen die inneren Verbrennungsprozesse mit großer Energie von Statten, es bilden sich in rascher Folge Verbrennungsproducte, die für den Körper keinen Nährwerth besitzen, die, soll er nicht Schaden leiden, hinausgeschafft werden müssen. Damit dies möglich werde, muß der Verkehr zwischen den Verbrennungsstätten und dem Blute ein sehr reger sein, es muß das Blut in möglichst raschem Laufe durch die Adern eilen. Geschähe das nicht, flösse, während in rascher Folge sich im Körper schädliche Zersetzungsproducte ansammeln, das Blut nur langsam, dann würde die Ausfuhr, die während und durch den Verkehr des Blutes mit den Organen erfolgt, eine langsame, und in Folge hievon käme es zur Anhäufung von schädlichen Stoffen. Wenn während der Fieberhitze die Pulse fliegen, so müssen wir hierin einen heilsamen Vorgang, ein Bestreben der Natur erblicken, die fiebererzeugenden Stoffe im Blute und die durch die Fieberhitze sich rasch entwickelnden Zersetzungsproducte möglichst schnell aus dem Körper zu entfernen. — In der Kälte gehen die Lebensprocesse nicht mit gleicher Energie vor sich wie in der Wärme. Der Stoffwechsel ist, wenn abgekühltes Blut das Herz und die Blutgefäße erfüllt, ein trägerer und demzufolge ist die Ausscheidung von verbrauchten Stoffen eine langsame. Diesem langsamen Stoffwechsel entspricht auch eine träge Arbeit des Herzens, eine langsame Blutbewegung. Ein rascher Blutstrom, der die Ausfuhr beschleunigte, würde hier Schaden stiften, denn er würde dem Körper zur unrechten Zeit Stoffe entfremden, die noch

nicht genügend für seine Ernährung ausgenützt waren. — Das Herz besitzt also ein sehr feines Gefühl für das Blut, das es umfängt. Es ist aber auch das Herz seiner Kraft sich sehr genau bewußt, es weiß sehr gut die Arbeit abzuschätzen, die ihm zukommt. Nie verschwendet das Herz eine hohe Leistung an eine geringfügige Arbeit. Seine Schläge sind schwach, wenn die Blutmengen, die es zu befördern hat, nur spärlich sind, und wenn ein breites Strombett dem Fortfließen kein Hinderniß darbietet. Wenn aber große Blutmengen fortzuschaffen sind oder wenn gar in dem Strombette selbst gewaltige Hindernisse das Fortfließen zu hemmen suchen, dann holt es zu wuchtigen Schlägen aus, deren Gewalt alle Widerstände weichen. Die Arbeit des Herzens paßt sich stets seiner Leistung an und dies geschieht nicht allein in der normalen und gesunden Herzpumpe, deren Klappen überall vollkommen blutdicht schließen, auch wenn an dem Klappenapparat im Herzen etwas schadhaft geworden und der Blutstrom hiedurch in Unordnung geräth, sucht das Herz durch angestrengtere Arbeit den Constructionsfehler auszugleichen.

Die Kraft der Schläge des Herzens ist durchaus unabhängig vom Gehirn und Rückenmark. Die Nerven, die von hier aus zum Herzen ziehen, können den Rhythmus der Herzschläge beeinflussen, sie können aber die Kraft des einzelnen Schlages weder verstärken noch abschwächen. Vom Gehirn und Rückenmark aus kann nur durch Vermittlung der hemmenden Herznerven, die zügelnd in den Takt der Herzschläge eingreifen, der Puls verlangsamt und ebenso durch Vermittlung anderer ebenfalls im Gehirn und Rückenmark entspringender beschleunigender Herznerven das Herz zu größerer Regsamkeit angeeifert werden.

Diese seine Machtstellung dem Herzen gegenüber benutzt, wie wir später sehen werden, das Gehirn, um sich zu schützen, wenn die flüssigen Arme des Herzens es zu unzart umklammern.

Ehe wir die hierauf bezügliche Betrachtung der wichtigsten Regulatoren des Kreislaufs vornehmen, die Betrachtung jener Regulatoren, durch die das Gehirn, der Sitz des Bewußtseins, sich vor der brandenden Fluth der Blutwellen schützt, müssen wir vorerst auf die Eingangs gestellte Frage zurückkommen, auf welche Weise das Blut bald in dieses, bald in jenes Organ in größerer Menge gelangt, auf die Frage von den Ursachen der geänderten Blutvertheilung. An der Lösung dieser Aufgabe betheiligt sich das Herz nicht in directer Weise, es fällt vielmehr dieselbe den Gefäßen zu. Die Natur bedient sich hiebei Vorrichtungen, den Schleusen ähnlich, durch die das Wasser in einem Flusse nach Belieben angestaut werden kann. Die schleusenartige Vorrichtung im Kreislaufe sind die in den Blutgefäßen eingewebten Muskelringe, die, wenn sie sich verkleinern, die Lichtung der Gefäße so fest verschließen, daß kein Tropfen Blut sie zu passiren im Stande ist. Werden nun an irgend einer Stelle im Blutstrom die Schleusen gesperrt respectiv die Gefäße verschlossen, dann muß sich in allen hinter der herabgelassenen Schleuse gelegenen Stromgebieten das Blut anstauen. Die Stauung wird um so größer sein, je größer der Stromzweig gewesen, dessen Abfluß durch

das Verlegen der Schleuse verhindert wurde, oder je mehr Stromzweige überhaupt abgesperrt wurden. Je größer aber die Stauung und je mehr Stromgebiete außer Circulation gesetzt wurden, um so besser werden alle andern unverschlossenen Stromgebiete mit Blut versehen werden, ja es kann auf diese Weise, wenn zu viele oder zu große Stromzweige verlegt wurden, in den übrigen zu einer wirklichen Ueberfluthung kommen.

Im gewöhnlichen Zustande sind die Schleusen im Blutstrom weder ganz geöffnet, noch ganz geschlossen, es sind die Schleusen bis zur Hälfte herabgelassen, d. h. es befinden sich die Gefäßmuskeln in einem Zustande mittlerer Zusammenziehung. In Folge dessen reicht eine Blutmenge hin, die Blutgefäße vollständig anzufüllen, die hiezu durchaus nicht genügte, wenn eben dieser fortdauernde Contractionszustand der Gefäßmuskeln nicht bestände. Denn wären diese Muskelkräfte nicht wirksam und folgten die Gefäße nur ihren elastischen Kräften, so wäre das Strombett allerdings stets fest begrenzt, aber mit Rücksicht auf die Blutmenge noch viel zu weit. — Durch das fortwirkende Bestreben der in den Wänden der Blutgefäße eingewebten Muskeln, sich zusammenzuziehen, durch das Verengerungs-Bestreben der Blutgefäßröhren paßt sich der Binnenraum der Blutgefäße seinem Inhalte an, die Blutgefäße trachten sich so eng als möglich an die Blutsäule, die sie einschließen, anzuschmiegen. Und dies thun sie unter allen Umständen. Verringert man durch einen Aderlaß die Blutmenge, so ziehen sich die Gefäßmuskeln nur um so enger zusammen, und fügt man durch Transfusion neues Blut zu dem alten, dann zeigt sich, daß beide in den Gefäßen reichlich Platz finden, denn nun geben die Gefäßmuskeln ein wenig nach und schaffen Raum für das neu eindringende Blut.

Während der Ruhe des Körpers, also bei halbaufgezogenen Schleusen ist der Blutzufluß zu allen Gefäßprovinzen, zu allen Organen ein gleichmäßig schwacher. Solch schwacher Zufluß von Blut ist wohl geeignet, die Organe, denen er zu Theil wird, zu erhalten, zu ernähren, er ist aber nicht im Stande die Organe, die er durchspült, in einen arbeitsfähigen Zustand zu versetzen. Damit dies geschähe, müssen in den einzelnen Stromgebieten die bisher nur halb aufgezogenen Schleusen ganz aufgezogen werden, es müssen sich durch Erschlaffen ihrer Muskeln die Blutgefäße erweitern, damit sich das Blut dahin in reichem Strome ergieße. — Das Verengern und Erweitern der Blutgefäße, d. h. das Aufziehen und Niederlassen der Schleusen, hängt, wie wir bereits wissen, von den Muskeln der Gefäße ab; den Zustand dieser Muskeln aber beherrschen Nerven, die vom Gehirn und Rückenmark aus in Action gesetzt werden. — So wie es zweierlei Herznerven giebt, deren jedem eine ganz besondere Wirkungssphäre zukommt, so giebt es auch zweierlei Gefäßnerven mit zwei wesentlich verschiedenen Functionen. Die Aufgabe der einen besteht darin, die Muskelringe der Gefäße zu verkürzen, die Lichtung derselben zu verkleinern; es sind dies die gefäßverengernden Nerven, jene Nerven, durch die das Gehirn und Rückenmark den Befehl übermittelt, die Schleusen im Blutstrome zu schließen.

Die Aufgabe der andern Nerven besteht darin, die Muskelringe zu erschlaffen, die Blutgefäße zu erweitern; diese Nerven sind die gefäßerweiternden Nerven und durch diese Nerven sendet das Centralnervensystem den Befehl aus, daß die Schleusen aufgezogen werden. Das wechselnde Spiel dieser beiden Nerven bildet die vornehmste Regulirung des Blutstroms. Beide Gefäßnerven, die verengernden sowohl als die erweiternden, begleiten die Blutgefäße aller Stromgebiete, und von deren jeweiligen Stimmung hängt zunächst die Art und Weise der jeweiligen Blutvertheilung im Körper, hängt die jeweilige Blutfülle der einzelnen Organe ab. In jenen Stromgebieten, wo die gefäßverengernden Nerven grade die Uebermacht besitzen, fließt nur wenig Blut; dort aber, wo sie sich ihres Einflusses begeben oder wo gar die gefäßerweiternden Nerven zum Einfluß gelangten, ist der Blutstrom ein gewaltiger, der Blutreichthum ein größerer. — Die gefäßverengernden Nerven sind gewöhnlich in Thätigkeit begriffen, fast ununterbrochen strebt ihr Einfluß die Gefäße zu verengern. Die gefäßerweiternden Nerven aber enthalten sich unter ganz normalen Verhältnissen jeglicher Einmischung. Doch jeder vom Gehirn oder Rückenmark ausgehende Impuls, der ein Organ zur Arbeit erweckt, erweckt zugleich auch die Thätigkeit der gefäßerweiternden Nerven, die das Stromgebiet dieses Organes beherrschen. In dem Maße, als dieses Stromgebiet sich ausbreitet, in dem Maße, als seine Zuflüsse wachsen, gewinnt das arbeitende Organ das Material, das es zu seiner Leistung befähigt. — Durch diese innige harmonische Verknüpfung zweier Erregungen, die sich gegenseitig in ihrem Effecte unterstützen, regulirt einerseits die Arbeit den Blutstrom, andererseits der Blutstrom die Arbeit. — Durch die Arbeit der Organe tritt der Blutstrom aus der durch ihre Ruhe bedingten Bahn, er schwillt an in Gebieten, die er sonst nur spärlich mit Blut versorgt, und versiegt in andern. Den arbeitenden Organen thut, wie leicht einzusehen, die Arbeit — natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen — wohl, denn durch die Arbeit gewinnen sie Blut, gewinnen sie Nahrung. In Folge ihrer Arbeit werden die Organe besser ernährt, und die bessere Ernährung macht, daß sie an Umfang, an Masse und hiermit an Arbeitsfähigkeit zunehmen; das zeigt der sehnige Arm des Grobschmieds, der gewohnt ist, den schweren Hammer zu schwingen; das zeigt die kräftige Hand, die ungewöhnlich entwickelte Fingermuskulatur des Claviervirtuosen. Der Erscheinung, daß mit Arbeit Blutfülle einhergeht, begegnen wir in allen Organen. Nicht nur der arbeitende Muskel, auch die absondernde Drüse, der verdauende Magen, die in Nahrungsaufnahme begriffenen Gedärme, das denkende Gehirn führen mehr Blut, während sie arbeiten. Der Herzmuskel, der zur ununterbrochenen Arbeit verurtheilt ist, der nimmer rasten darf, bekommt immer gleich viel Blut, und zwar ein frisches, gutes Blut aus frischer Quelle, denn noch ehe die große, aus dem Herzen entspringende Schlagader sich mit ihren Aesten im Körper verzweigt, führt sie durch eine kleine Schlagader dem Herzen Blut zu. Diese stete und gleichmäßige Ernährung ist für die Arbeit des Herzens von besonderer Wichtigkeit, denn das Herz arbeitet nur

unter dieser Bedingung gleichmäßig. Wird sie nicht pünktlich genug erfüllt, wird das zwischen den Muskelgeflechten des Herzens fließende, durch jeden Herzschlag veränderte Blut nicht sofort durch neues ersetzt, dann strikt das Herz, es stellt seine Arbeit ein, aber nicht weil es ohnmächtig ist, dieselbe zu vollführen, nicht weil es erlahmt, sondern weil es mit dem Lohne für seine Thätigkeit unzufrieden ist. Kaum daß ihm dieser zukommt, dann arbeitet es wieder frisch darauf los. Rastlos wie das Herz arbeitet kein anderes Organ. Der erschlaffte Muskel, das im Schlafe ausruhende Gehirn u. s. w. führen nur wenig Blut.

Da während der Arbeit sowohl, als während der Ruhe immer die gleiche Blutmenge den Körper durchkreist, so ist leicht einzusehen, daß zwei Organe, solche wenigstens, die zu ihrer Arbeit großer Blutmengen bedürfen, nicht zu gleicher Zeit arbeiten können. Wir können denken und dabei noch Anderes mit unseren körperlichen Organen treiben und thun es in der Regel. Während eines Spazierganges sind wir sehr gut zum Nachdenken und Plaudern disponirt. Es giebt Viele, die, wenn sie nachdenken, ihre Finger spielen lassen. In beiden Fällen ist die Arbeit der Muskel, die während der Arbeit des Denkens in's Spiel kommt, eine leichte, der mit ihr verbundene Anspruch an Blut ein bescheidener. Läßt man aber eine oder die andere Arbeit das gewöhnliche Maß überschreiten, so kann diese Gemeinschaft nur mit dem Nachtheile der einen oder der andern fortbestehen. Mit leichten Gedanken spielend, können wir in gewohntem Schritte spazieren; wenn aber plötzlich eine Idee, die tieferes Nachdenken erfordert, auftaucht, verlangsamen wir unwillkürlich unsern Schritt, ja, bleiben vielleicht, wenn der Gedanke uns besonders fesselt, auch einen Moment stehen. Man frage Turner oder Bergsteiger, ob sie während schwieriger, großen Kraftaufwand erfordernder Uebungen, während anstrengender Touren über schwierige Probleme nachzudenken im Stande seien. — Wenn bei großem Verdauungsgeschäfte der Magen, die Gedärme viel Blut für sich beanspruchen, dann wird der Körper träge, und träge nicht allein zur körperlichen, auch zur geistigen Arbeit. —

Die Erregung gefäßerweiternder Nerven vereinigt sich nicht allein mit den vom Gehirn ausgehenden und vom Willen abhängigen, also willkürlichen oder dem Willen entrückten, daher unwillkürlichen Arbeitsimpulsen, die Erregung gefäßerweiternder Nerven erfolgt auch zugleich mit anderen Thätigkeiten des Gehirns, vor Allem mit gemüthlichen und leidenschaftlichen Affecten. Die gefäßerweiternden Nerven, die das Stromgebiet der Haut versorgen, sind es vor Allem, die bei diesen Seelenzuständen mit in Aufregung gerathen, sie sind es, die bewirken, daß während der Scham und des Zornes flammende Röthe auf der Haut emporschießt.

Die Natur sorgt in mehrfacher Weise dafür, daß der Blutreichthum nicht in einem oder mehreren Stromgebieten anhalte, und daß mithin andere Organe nicht allzu lang darben. Zunächst tritt unsere eigene Erfahrung regulirend ein, die uns ja täglich lehrt, daß wir für zwei ihrer Natur nach verschiedene

Leistungen unfähig sind. Die Erfahrung bestimmt uns, zu Gunsten der einen Arbeit die andere aufzuschieben. — Mehr aber als die Erfahrung hindert die naturgemäß nach angestrengter Arbeit eintretende Ermüdung, die streng gebietend Ruhe verlangt, daß die einzelnen Organe dauernd mit Blut überfüllt werden und daß andere dauernd dasselbe entbehren. Außer der Erfahrung und Ermüdung giebt es einen noch weit wichtigeren Regulator, und der sitzt im Rückenmark. Es ist das jener Apparat, der das Herablassen der Schleusen dirigirt, es sind die Ursprungsstätten der gefäßverengernden Nerven im Rückenmark. Dieser Apparat verhindert in peinlicher Sorge um sich, also von rein egoistischen Motiven getrieben, daß der Blutreichthum anderwärts überhand nehme. Und wie so oft im Leben die egoistische That von allgemeiner Bedeutung wird, zum allgemeinen Heile führt, so ist es auch hier. Die dirigirenden Kräfte der gefäßverengernden Nerven im Rückenmark sind nicht nur thätig für das Rückenmark und Gehirn, also um ihrer selbst willen thätig, sie schaffen nicht nur Blut, wenn es ihnen hieran mangelt, durch dieselben Kräfte werden auch andere Organe aus ihrer Blutarmuth erlöst. Die Centralbehörde gefäßverengernder Nerven im Rückenmarke fühlt außerordentlich lebhaft den Verlust an Blut. Sie läßt es wohl ruhig geschehen, daß hier und da durch die Thätigkeit gefäßerweiternder Nerven die Schleusen ganz aufgezogen werden, aber nur so lang, als sie selbst sich wohl dabei befinden, so lang, als sie selbst und mit ihr das Gehirn Blut genug empfängt, um wenigstens mit Bewußtsein der leichten Arbeit des gewöhnlichen Denkens vorstehen zu können. Es dürfen also einige Muskeln arbeiten, es darf die Haut sich röthen, es dürfen Drüsen secerniren, es darf aber die Erweiterung der Stromgebiete keine allzu große Dimension annehmen, es dürfen namentlich gegen das Stromgebiet der Eingeweide, das umfangreichste Stromgebiet des Körpers, die Schleusen nicht ganz aufgezogen sein, es darf sich nach dieser Richtung nicht allzu viel Blut ergießen. — Geschieht dies, und beginnt nun, außer in anderen Organen, auch im Gehirn und Rückenmark der Blutstrom zu versiegen, dann geräth, durch Blutdurst erregt, der Apparat, der die gefäßverengernden Nerven erregt, der die Schleusen fallen läßt, in vollste Thätigkeit. Die Schleusen, die bisher nur halb oder gar ganz geöffnet waren, werden mit einem Male geschlossen, und die vorher blutarmen Organe, natürlich auch das Gehirn, gebieten nun über reichliches Blut.

Die Blutleere des Gehirns und Rückenmarks ist also die Schwelle, bis zu welcher die Thätigkeit der gefäßerweiternden Nerven sich erstrecken darf. Hier angelangt gebietet das Gehirn Halt. — Der Regulator der Blutgefäße im Rückenmarke schafft übrigens dem Gehirn nicht allein Blut, wenn gefäßerweiternde Nerven sich eines allzu großen Einflusses bemächtigt, derselbe Regulator kommt auch in Thätigkeit, wenn aus anderer Veranlassung dem Gehirn Blutverarmung droht. Wenn aus verwundeten Adern Blut in reicher Menge entströmt und, ehe eine hilfreiche Hand die Blutung stillt, das blutleere Gehirn sein Bewußtsein verliert, in Ohnmacht verfällt, da wirken

während der Ohnmacht in stiller Geschäftigkeit die im Rückenmark hausenden gefäßverengernden Kräfte, sie stillen, indem sie die gerissenen oder zerschnittenen Blutgefäße verschließen, die Blutung, führen aus anderen Organen, die dessen eher entbehren können, dem Gehirn Blut zu, erwecken es so aus seiner Ohnmacht und bringen es wieder zum Bewußtsein.

Gleiche Sorgfalt wie bei Blutleere des Gehirns trägt die Natur, wenn allzu große Blutfülle dem Gehirne droht. — Die Ermüdung nach geistiger Anstrengung wirkt auch hier als weiser Regulator, dem sich sehr oft der Wille fügt. Ich sage nur sehr oft, denn nicht selten trotzt der Wille diesem trefflichen, es gut meinenden Regulator, und es muß der Körper durch Aufgeregtheit, Schlaflosigkeit für diese Unfolgsamkeit büßen. — Gegen diese Art von Blutfülle, gegen die Blutfülle, die durch anstrengende geistige Arbeit erzeugt wird, besitzt das Gehirn keinen Schutz, der stärker wäre als die Ermüdung und der Wille. Dagegen besitzt das Gehirn zwei ausgezeichnete Regulatoren, die sofort in Action gerathen, wenn die Blutfülle ohne sein eigenes Verschulden entstand. — Welches — müssen wir nun vorerst fragen — sind die Ereignisse, die ein übermäßiges Anfüllen des Gehirns mit Blut in ihrem Gefolge haben? Zunächst kann derselbe Apparat im Rückenmark, den wir soeben als Regulator der Blutleere des Gehirns kennen gelernt haben, dem Gehirn zur unrechten Zeit unverhältnißmäßig große Blutmengen aufbürden. Dieser Apparat, der eine so außerordentlich zweckmäßige Empfindlichkeit für den Blutmangel besitzt, geräth in nicht minder große Erregung, wenn ein fühlender Nerv bis zur Schmerzempfindung gereizt wird. Ein derber Hieb, ein Versengen der Haut, ja selbst ein rasches Abkühlen derselben durch ein kaltes Sturzbad ist im Stande, den schleusensperrenden Apparat im Rückenmark derart zu alarmiren, daß er sofort durch alle gefäßverschließenden Nerven, die ihm zu Diensten stehen, den Zugang den größten Stromgebieten absperren läßt. Hierdurch wird das Gehirn überfluthet, und die Ueberfluthung ist diesmal um so größer, als sie ja nicht das blutleere Gehirn trifft, als sie ein Gehirn trifft, das sich über Blutarmuth nicht zu beklagen hatte. Unter solchem Blutandrange wird die weiche Masse des Gehirns zusammengedrückt, und dieser vom Blute ausgeübte Druck auf das Gehirn ist es, der in der drohenden Gefahr Rettung bringt. Die Herznerven nämlich, die zügelnd in die Bewegung des Herzens eingreifen, entspringen im Gehirn, und diese Centralapparate der hemmenden Herznerven reagiren sehr lebhaft gegen diesen Druck. Sie senden, so in die Enge getrieben, hemmende Impulse zum Herzen, das nun sofort langsamer schlägt oder selbst für Momente stehen bleibt. Hiedurch aber ist die Macht des Stroms gebrochen und das ganze Gehirn von dem Drucke befreit, der auf ihm lastete.

Dies ist eine Art, wie das Gehirn sich seines Blutes entledigt. Es giebt aber noch eine zweite Art der Regulirung der Blutfülle des Gehirns, die zur Anwendung kommt, wenn durch allzu hastige Arbeit des Herzens, durch einen unnatürlich raschen Puls, der vielleicht einer leidenschaftlichen

Erregung seine Entstehung verdankt, in jäher Folge Welle auf Welle zum Kopfe bringt. In diesem Falle bringt wieder das Herz die Rettung, aber nicht so wie früher durch seine Hemmungsnerven. In diesem Falle hilft das Herz mit seinem Gefühle durch seine Gefühlsnerven. Der rasche Puls beleidigt die Gefühlsnerven des Herzens, erregt sie, und diese Erregung gelangt zum Rückenmark, aber nicht dorthin, wohin die Hautnerven ihre Erregung senden, nicht zu dem Apparate, der die Schleusen sperrt, sondern zu dem Apparat, der sie hebt, der dem Blutstrom eine breite Straße bahnt, auf der nun auch das Blut abströmt und so das Gehirn befreit.

All diese Betrachtungen knüpfen sich zum größten Theile an Erscheinungen, deren Darlegung und Studium wir dem Forscherfleiße der letzten Jahrzehnte verdanken. Die physiologischen und pathologischen Laboratorien sind die Stätten, von wo das Licht ausging, welches das Wesen und die Bedeutung des Kreislaufs erhellt.

Der Haararzt.

Aus den Hundstagsferien eines Gymnasial-Oberlehrers.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Eine Glatze ist für Jedermann ein Mißgeschick; in meinen Jahren — ich bin zweiunddreißig — ist sie eine Verirrung der Natur. Meine Glatze macht mich unglücklich, denn — es muß gesagt sein — sie macht mich lächerlich; außerdem schadet sie meinem Rufe und meinen Erfolgen im Leben.

Erträglich mag der kahle Kopf für einen fest begründeten Ehemann und Familienvater sein. Ich jedoch bin noch vollständig ledig. Und ich fühle mich, trotz meinem in der philologischen Welt nicht mehr ganz obscuren Namen, innerlich noch so wunderbar jugendlich.

Aber ich tanze nicht mehr.

Vor zwei Jahren wurde ich hier am „Gelehrten Gymnasium" als Oberlehrer und Ordinarius von Obertertia angestellt. Auf meinem ersten hiesigen Casinoballe holte ich pflichtmäßig das backfischige älteste Töchterlein meines Herrn Directors zweimal im Cotillon. Und was war der Erfolg meines redlichen Bemühens?

Am nächsten Tage lobte die kleine G — — razie überall „den freundlichen älteren Herrn, der noch so flott tanzte!" —

Schon seit einigen Jahren verfolgte ich mit wachsendem Unbehagen die Zunahme des Mondscheins auf meinem Haupte. „Giebt es denn", so frug ich an allen Thüren, „giebt es nicht irgend ein wirksames Heilmittel gegen dieses tückische schleichende Uebel?"

Ich gebrauchte alles, was die Zeitungen empfahlen, vom alten Bärenfette an, durch Rowlands Macassar-Oel und Balsam Düpuytren hindurch,

bis zum neuesten „Madame Allens Welt-Haar-Wiederhersteller“; mochten diese Mittel nun von Bock und Klencke als Schwindel analysirt sein oder nicht.

Es kostete mich dieses unablässige, erfolglose „Forschen nach der Wahrheit“ — in welches bekanntlich Lessing, wohl etwas zu bescheiden, den höchstmöglichen Erfolg des menschlichen Geistes setzt — jährlich einen erheblichen Theil meines keineswegs erheblichen Gehaltes. Bis jetzt aber war die Selbstbehandlung vollständig mißglückt und niemals, leider! verlor sich ein wissenschaftlich gebildeter Haar-Heilkünstler in unsere bescheidene mitteldeutsche Landstadt. Vor einigen Jahren las ich zwar des Doctor Pinkus Enthüllungen über Haarkrankheiten in der Gartenlaube, aber — der Mann verlangt: Einsendung von Proben! Nun frage ich: in welcher Verpackung könnte ich denn eine Probe meines „absoluten Nichts“ der deutschen Reichspost aufgeben?“

So füllte sich — „und ich sah's mit stummem Harme“ — die Scheibe des blaßleuchtenden Mondes ob meinem Haupte unaufhaltsam mehr und mehr. — — —

Und wie wahr singt doch Hölty — oder singt es Matthisson? —

Ach, was sind der Thränen
Unter'm Mond so viel,
Und so manches Sehnen
Das nicht laut sein will!

Endlich begannen auch heuer die Sommerferien.

Eine wichtige wissenschaftliche Untersuchung nimmt mich schon seit Jahren in Anspruch; ich beschäftige mich nämlich mit der „Feststellung der phonetischen Ur-Orthographie der Arier in ihrer Urheimat“.

Es ist — wie ich mir schmeichle — eine bahnbrechende, grundlegende Forschung auf diesem bis jetzt noch unbebauten Felde; ich hoffe von ihr entscheidende Ergebnisse für Excellenz von Puttkamers fernere orthographische Reformen, und für mich — vielleicht einen akademischen Ruf, eine außerordentliche Professur.

Diese Arbeit also führte mich nach Heidelberg, das ich vor zehn Jahren als frisch gebackener Dr. ph. verlassen hatte. Ich wollte auf der berühmten Bibliothek der Ruperto-Carolina, an der Hand meines Freundes, des bekannten Linguisten und Bibliothek-Secretärs Dr. Theobald Staubwisch, verschiedene Quellenstudien über die „arische Ur-Orthographie“ in ihrer jüngsten, bereits sinkenden Periode, dem dritten Jahrtausend vor Christus, anstellen. —

Seit einigen Tagen war ich bereits in förderlicher Thätigkeit. Nach Schluß der Arbeitsstunden wanderte ich auch heute, gewissen mir noch dunklen stummen Dehnungszeichen in den heiligen Liedern des Rig-Veda nachgrübelnd, die Hauptstraße hinab, dem Hotel Schrieder zu. Die großen Räume der Bibliothek waren in diesem sonnenlosen Sommer heute besonders unangenehm kühl und feucht gewesen. Ich hatte deshalb — durch früheres rheumatisches

Zahnweh gewarnt — während des Studirens meine Glatze mit einem schwarzen Sammtkäppchen verhüllt. Ein bewährtes Präservativ, aber es gab mir ein so gereiftes, imponirendes Aussehen, daß mich der Bibliothekdiener beim Fortgehn respectvollst als „Herr Geheimrath“ hinausließ.

Nur mäßig befriedigt durch diesen wiederholten Beweis von dem ältlichen, Achtung gebietenden Eindrucke meines äußeren Menschen wandelte ich nachdenklich dahin. — —

Ich war gerade dem „Neuen naturwissenschaftlichen Institute“ gegenüber angelangt da — plötzlich — wurde mein Auge durch ein stattliches, mit buntfarbigen Streifen eingefaßtes Schaufenster gefesselt, hinter dem mehrere lebensgroße Photographien in schweren Goldrahmen leuchteten.

Ich sah empor und gewahrte die Porträts zweier Damen, offenbar Schwestern; die Züge im Profil fast identisch, und doch: wie verschieden die Individuen!

Die eine trug den modernen englischen Scheitel: schlichtes anliegendes Haar, um den Hinterkopf schlängelte sich ein mageres Rattenschwänzchen. Die andere Schwester, ohne Zweifel die jüngere, blühendere, war eine gebietende Schönheit, deren prächtige, etwas aufgeregte Locken üppig über den stolzen Nacken herabwallten.

Unter diesem fesselnden Schwesternpaare gewahrte ich zwei männliche Porträts, augenfällig ebenfalls nahe Verwandte; ähnlich allerdings, aber von sehr ungleicher Entwickelung. Der eine Vetter erschien schmächtig, ja dürftig; kurzes, glattes Haar; bartlos. Der andere gab sich kräftig und eindrucksvoll; der geniale Fall seiner „ambrosischen“ Locken und sein glänzend brauner, gekräuselter Vollbart bezeugten eine reiche Männlichkeit.

Neid im Herzen und Haupte blieb ich stehen — und schaute hinüber in das verlorene Paradies, das Land meiner stillen Sehnsucht. — —

Unter den Bildern standen Namen — ich bückte mich: — nein! es waren keine Namen; es stand da zu lesen:

unter den beiden dürftigen Naturen:	unter den beiden üppigen Centifolien:
„Vor dem Gebrauche“.	„Nach dem Gebrauche“.

Ueber der ganzen Ausstellung strahlte in kolossalen dreifarbigen Antiqualettern:

„Sackville's Capillary Germinator“.
„Kaufen Sie eine Flasche“.

Und weiter las ich:

„Aerztliche Behandlung
mit Garantie des unten sichtbaren
wunderbaren Erfolges binnen
wenigen Wochen“.

Hieran schloß sich noch eine dankenswerthe Warnung vor schädlichen und unwirksamen Nachahmungen von:

„Sackville's Haar-Keim-Erzeuger".

„Binnen wenigen Wochen!"

Meines Bleibens in Heidelberg waren vier. — „Ist es ein Wink des Himmels?"

Meine sonst so ruhige, geistig ausgespannte Kaffeestunde im gemüthlichen Saale des Hotel Schrieder verfloß mir heute in seltsamer innerlicher Bewegung. Ich war zerstreut und ließ mir den gesammten Kaffee unserer Tafelrunde, nebst Cigarren, im Domino aufhängen.

Auch Abends litt es mich nicht lange in den feierlich dumpfen Lesezimmern des Museums.

Ich wanderte der Brücke zu.

Dort, unter der Statue meiner Schutzheiligen, der Göttin Minerva, machte ich Rast und recitirte, über die bemooste Steinbrüstung gelehnt, wie so oft in früheren lustigeren Zeiten, nachdem der gefürchtete Oberpedell Cappelmann längst: „Feierabend, meine Herren" geboten hatte, unseres alten, sinnigen Clemens Brentanos melancholisches Lob des Neckars:

„Ich ging noch nicht in mein' Herberg;
„Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
„Lockt mich noch auf die Brück hinaus!

„Da war so klar und tief die Welt,
„So himmelhoch das Sternenzelt.
„So ernstlich denkend schaut das Schloß
„Und dunkel still das Thal sich schloß.

„Und um's Gestein erbraust der Fluß,
„Ein Spiegel all dem Ueberfluß.
„Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
„Da thut das Land sich herrlich auf!

Welche Aussicht hier! — und welche Aussicht in meine eigene Zukunft! Welch neues Leben, wenn ich, „dicht bestanden" — nein! nur nicht mehr als „reines Brachfeld" aus der geliebten Alma Mater wieder heimkäme?

Wäre es denn möglich? Könnte ich wirklich die beiden Schätze heimbringen, die der weltkluge Staatssecretär Antonio Montecatino als die höchsten preist:

„Und fragst Du mich nach diesen beiden Schätzen:
„Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.

„Warum nicht?" sprudelte mein reichhaltiger Born klassischer Belegstellen unaufhaltsam weiter — warum nicht? Du sagst es ja selbst, großer Altmeister:

„Was in der Jugend man wünscht, das hat man im Alter die Fülle!"

Zur Abklärung meines eigenen inneren Gebrauses und um der über mich hereinbrechenden Hochfluth berauschender poetischer Citate zu entrinnen, kletterte

ich jenseit der Brücke den Heiligenberg hinan und machte einen abkühlenden Spaziergang über den „Philosophenweg“.

„Ruhig Blut“, rief ich mir dort oben zu, „ruhig Blut!“ Jetzt: Prosa!

„Wie steht die Frage?“

„Sie zerfällt in zwei Unterfragen, nämlich: ist der Kahlkopf ein Uebel? und: bin ich sittlich berechtigt — eventuell verpflichtet — die mir zu dessen Bekämpfung gebotene hilfreiche Hand zu ergreifen?“

Ich verschmähte stets oberflächliches hastiges Urtheilen; es führt den Sanguiniker so leicht in den Sumpf der Trugschlüsse. Prüfen wir also auch dieses schwierige Dilemma gewissenhaft und methodisch von meinem bewährten wissenschaftlichen Standpunkte aus: dem „historisch-philologischen!“

Da stieg zunächst — oder richtiger: zufernst — aus den wallenden Nebeln der Rheinebene das strenge Bild des „eifrigen“ alten Propheten Elisa im nächtlichen Dämmerscheine dräuend vor mir auf.

Von ihm heißt es im zweiten Buche der Könige:

„Elisa ging (von Jericho) hinauf nach Beth-El. Als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und spotteten ihn und sprachen zu ihm: Kahlkopf komm' herauf! Kahlkopf komm' herauf!“

„Und er wandte sich um, und da er sie sah, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrissen der Kinder zweiundvierzig“. —

Also schon unter den alten Hebräern ward der Kahlkopf als ein Unglück angesehen, für welches man einen ehrenwerthen Mann nicht ungestraft aufziehen durfte und zwar: bei Vermeidung directer und prompter Intervention des göttlichen Strafgerichts.

Uebrigens vertrete ich, wenngleich in diesem Falle einigermaßen parteiisch, durchaus nicht die Auffassung, daß jener hastige alttestamentliche Racheact gegen die liebe Jugend von Beth-El dem Kopfe wie dem Herzen meines Leidensgefährten zur besonderen Ehre gereichen. Allerdings versteht sich dieser mildere Standpunkt für mich eigentlich von selbst, er ergiebt sich schon aus meiner pädagogischen Stellung als Ordinarius von Obertertia. —

Aber wie sonderbar! — Sollte nicht eine tiefe, bis jetzt noch unerschlossene — vielleicht alt-arische — Symbolik der Vergeltung darin liegen, daß gerade das Fett jener, bei der Vertilgung der zweiundvierzig bethelschen Gassenbuben mitwirkenden Bestien in späteren Jahrhunderten so allgemein als Pomade gegen Haarleiden angewandt wurde? —

Dann mußte ich des starken Simson und des gegen ihn geübten Haarfrevels gedenken; — ach! ich hatte keine allerliebste Delila zu fürchten! —

Dagegen war das verdiente Geschick, in welches den jugendlichen Empörer Absalon sein prunkender Haarwald verwickelt hatte, für mich nur ein leidiger Trost; ich bin kein Prinz — und ich beabsichtige keineswegs: jemals ein Rebell zu werden. —

Auf diesem sicheren Wege historischer exemplificirender Erwägung gelangte ich weiter: zu den Griechen.

Welch grausigen Präcedenzfall bietet uns hier das tragische Ende des großen Tragikers Aeschylos. Er war nämlich so unvorsichtig, grade an seinem Todestage ohne Kopfbedeckung auszugehen. Ein Adler flog mit einer geraubten Schildkröte über dem begabtesten Haupte Griechenlands in den Lüften dahin. Der Räuber wollte seine Beute an einem spitzen Steine zerschellen und ließ sie — mit verhängnißvoller Präcision — auf des großen Sängers leuchtenden kahlen Schädel fallen. Letzterer gab nach, — natürlich: er war ja „der Klügere!" Er zerbarst — die Schildkröte kam mit heiler Haut davon.

Des herrlichen Dulders Odysseus Glatze ist jedem klassisch gebildeten Obertertianer bekannt, und wie seine gerechte Rache gegen die Freier durch die unzarten Späſſe des liederlichen Eurymachos über den Kahlkopf des Fremdlings noch mehr geschürt wurde:

„Doch den üppigen Freiern gestattete nicht Athenaia
„Ganz sich vom Spott zu enthalten, dem kränkenden, daß noch entbrannter
„Dräng' in die Seele der Schmerz dem Laërtiaden Odysseus.
„Siehe, des Polybos Sohn Eurymachos sprach zur Versammlung,
„Reizend Odysseus' Herz, und gab ein Gelächter den Freunden:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nicht ohne helfenden Gott kam Der in das Haus des Odysseus;
„Seht nur! es scheint mir um ihn ein Glanz, wie der Fackel, zu schimmern
„Oben vom Haupt, auf dem kein einziges Härchen zu sehn ist".

Aber wünschenswerth und erfreulich war offenbar auch in Ithaka die Glatze nicht; denn, als zum Schlusse der Irrfahrten die Göttin ihren Schützling verjüngte, da wurde auch der oben erwähnte Uebelstand sorgfältig wieder verhüllt.

„Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
„Daß er höher erschien und völliger; auch von dem Scheitel
„Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blum' Hyakinthos".

Endlich gedachte ich des großen Julius Cäsar und der schlechten Witze, die sich seine Soldaten über des Feldherrn Glatze erlaubten. Damals aber war Cäsar bereits ein berühmter Mann und ein Fünfziger; auch erscheint, nach einer Porträtbüste in der Münchner Glyptothek, sein Haar unter dem Lorbeerkranze keineswegs völlig abwesend, sondern nur ein Weniges künstlich von den Seiten hinauffrisirt; etwa der Kunstgriff, den man jetzt wohl „zweites Aufgebot" nennt.

Und selbst bei einem sensationellen Erfolge meiner „Phonetischen Ur-Orthographie" — würde es wohl in der Zuständigkeit eines hohen Provinzialschulcollegiums liegen: mir das Tragen meines wohlverdienten Lorbeerkranzes zu gestatten?? — —

Alle diese gewichtigen Pros und Contras erwägend, lenkte ich durch das altersgraue Brückenthor wieder in die Stadt ein und wanderte der

Kettengasse zu, wo ich bei meinem Freunde Staubwisch im altberühmten Hause Bettendorf gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Am nächsten Nachmittage fand ich mich, halb unbewußt — fast instinctmäßig, vor Mr. Sackvilles Laden wieder. Ich schlenderte dort einige Male straßauf — straßab, ich studirte die edlen architektonischen Linien des „Neuen naturwissenschaftlichen Institutes“ gegenüber; endlich, da ich gerade keinen Bekannten in der Nähe bemerkte — dem ich mich hätte anschließen können — trat ich ein.

Drinnen empfing mich eine lange hagere Figur mit ernstem, jedoch nicht entmuthigendem Gruße. Trockenes, fleischloses Yankeegesicht, das in einen langen Ziegenbart auslief; aber vom Kopfe wallte das Urbild desselben Hauptschmuckes, mit dem draußen im Schaufenster der begabtere Vetter prangte.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Mann in stark englischem Deutsch. „Frisiren? Haarschneiden?“

Jetzt nahm ich meinen Hut ab. — Der Künstler betrachtete mich einen Augenblick prüfend und durchdringend, als ob er einen Ueberschlag meiner Persönlichkeit machte. Dann legte er Kamm und Scheere behutsam bei Seite und lud mich durch eine gemessene Handbewegung ein, auf dem hohen Lederstuhle vor dem großen Spiegel Platz zu nehmen.

„Ich wünsche“, begann ich jetzt, „mich wegen Sackville's Haar-Keim-Erzeuger zu erkundigen. — Sind Sie Mr. Sackville?“

„Zu Ihren Diensten, mein Herr: Doctor Sackville; Diplom des berühmten College für Haarärzte in Mineapolis; Ehrenmitglied der Société trichorrhitique de Monte Carlo“. —

Ueber die erfolgreiche Thätigkeit dieser letzteren wissenschaftlichen Gesellschaft, der hervorragendsten im ganzen Fürstenthume Monaco, unter dem Präsidium des großen Mr. Rouget-Noir hatte ich bereits von mehreren dort behandelten Patienten allerlei Günstiges vernommen.

„Sie sehen“, fuhr ich etwas zuversichtlicher in meiner Beichte fort, „Sie sehen mein Gebrechen?“

„Bitte, setzen Sie sich“.

Ich erkletterte den Polsterstuhl; vermöge eines höchst sinnreichen Mechanismus bewegte sich sofort die Rückenlehne — und ich mit ihr — aus der vertikalen in eine geneigte Stellung von 45 Graden. Der Doctor unterstützte gleichzeitig meinen Kopf durch einen auf die Lehne gesteckten Fortsatz und schob mir einen eisernen Schemel unter die Füße.

„Erlauben Sie“, sagte er, „daß ich zunächst den Sitz des Leidens untersuche“.

Er nahm aus einem Etui ein ansehnliches Vergrößerungsglas.

— Erwartungsvolle Pause von mehreren Minuten. —

„Wie alt sind Sie?“ hub er an, die Besichtigung unterbrechend.

„Zweiunddreißig". —

„Haben Sie schroffe Klimawechsel durchgemacht?"

„Nein, leider nicht. Nur einige Staatsexamina und orientalische Sprachforschung —"

„Hm! Hm! — Haben Sie am Fieber gelitten?"

„Nicht erheblich. Als Kind am Zahnfieber, später mehrere Male am Heufieber". —

„Hm! Hm! — Ich dachte es mir", murmelte der Doctor.

„Haben Sie stark ausgesprochene Neigungen?" fuhr er fort.

„Neigungen?" — Gewissenhaft hielt ich Einkehr bei mir selber. — „Nicht daß ich wüßte. — Ich schiebe gern Kegel; — und dann — allerdings — vergleichende Linguistik ist mir beinahe eine Leidenschaft geworden. Ich bin Schüler von Max Müller". —

„Oh! ich weiß", bemerkte der Gelehrte, „besuchte ihn in All Souls College, Oxford; Zierde der anglo-germanischen Wissenschaft. —

— Pause, ausgefüllt durch geistige Verarbeitung der bis dahin gewonnenen Indicationen. —

„Vielleicht liegt ein erblicher Fall vor", ging jetzt der Doctor weiter. „Welcher Art war der Haarstapel Ihrer Eltern?"

„Wie merkwürdig — neugierig doch diese jüngste naturwissenschaftliche Schule vorgeht", dachte ich. Aber Antwort mußte ich doch geben.

„Meinen Vater verlor ich schon als Kind", erwiderte ich zurückhaltend, „und meine Mutter — trägt stets Tüllhauben".

„Hm! hm!" murmelte es wieder hinter mir. Dann fuhr der Darwinianer, jedoch kaum hörbar, fort: „ich dachte es mir: wieder so ein übler Fall mangelhafter Zuchtwahl".

Das war nun doch etwas stark! ich wollte remonstriren, — that indessen, als ob ich nichts gehört hätte. „Modernste Rücksichtslosigkeit", beruhigte ich mich selbst, „dabei Amerikaner! — gar kein Respect vor dem historisch Gewordenen!" —

„Bitte, sagen Sie mir jetzt", nahm ich das Examen auf, „können Sie etwas für mich thun?"

„Ihr Fall liegt nicht ungünstig", schloß der Doctor die Untersuchung; „es bedarf einer Kur von einigen Wochen, — Honorar erst am Schlusse, entweder Pauschsatz oder nach der Zahl der, auf dem Quadratzoll erzielten jungen Haare. — Sie werden wohl nicht ganz den üppigen Bestand wieder erhalten, den Sie besaßen — aber nach einer Behandlung von drei bis vier Wochen wird keine kahle Stelle mehr auf Ihrem Schädeldache bemerkbar sein".

„Gut; ich bin bereit; beginnen wir sofort", erklärte ich entschlossen. — Der Doctor ergriff jetzt seine Scheere wieder und schnippelte flach über meinen Schädel hin.

„Was thun Sie?" rief ich, besorgt um den letzten schwachen Bestand,

der dort noch büschelweise vegetirte, wie vereinzelter Stockausschlag an einer entwaldeten und abgeschwemmten Alpenhalde.

„Zunächst beseitigen wir die wenigen kranken Reste. Es fehlt ihnen die Vitalität“.

— Das war leider unbestreitbar. —

Nun folgte der, auch in weiteren Kreisen bekannte chemische Verseifungsproceß des „Shampooens“, eine wahre Wohlthat für Männer mit dichtem, verstaubtem und verfettetem Haarwuchse, — und bald hatte ich die Genugthuung, meinen kahlen Schädel in einer mächtigen wissenschaftlichen Schaumwolke verschwinden zu sehen.

Nachdem ich abgedoucht und getrocknet war, holte der Doctor eine Flasche herbei, wohl verhüllt gegen die chemischen Einwirkungen des Lichtes und mit Patentkapsel hermetisch verschlossen.

„Was ist das?“ frug ich wißbegierig.

„Sackville's Germinator“, erwiderte der gelehrte Erfinder. „Sie brauchen jedoch keine Furcht vor metallischer Vergiftung zu haben. Die Verwendung anorganischer Substanzen ist in unserer heutigen Wissenschaft ein überwundener Standpunkt. Dieser Stoff hier ist ein rein vegetabilisches Präparat; nur einige Spuren von Schwefel darin. Aus den wesentlichen Bestandtheilen mache ich kein Geheimniß. Es ist eine Lösung von Thiosinnamin und Hydro-Athamantin in Tethräthylammoniumoxydulhydrat. Diese Atomgruppen sind ja wohlbekannt. Mein Präparat ist demnach außerordentlich sauerstoffreich: 64 Moleculargewichte, nach der neuen dualistisch-atomistischen Formel“.

„Allerdings eine selten reichhaltige Formel“, bestätigte ich anerkennend, trotzdem ich, oder richtiger: umsomehr als ich, dem rapiden Gange der Entwickelung folgend, durch die prachtvoll-schmetternden Kunstausdrücke doch ein Weniges überwältigt und betäubt war.

„Das Geheimniß“, fuhr der Doctor fort, indem er die Flasche öffnete, „mein Geheimniß besteht in der Behandlung dieses flüssigen Körpers hier mit dem constanten Strome und in den dadurch erzielten elektrolytischen Wirkungen. Den allgemeinen Gang meines Verfahrens darf ich wohl Ihrer Discretion anvertrauen. Ich stelle nämlich eine Elektrode her; meine reibende Hand und Ihre Kopfhaut verhalten sich dabei wie Kathode und Anode. Es tritt alsbald eine Wanderung der Jonen durch Endosmose ein und an Ihrem positiven Schädel wird eine reichliche Menge belebenden Ozons ausgeschieden, da bekanntlich Sauerstoff der elektronegativste aller Körper ist. — Wie Sie hieraus schon ersehen, handelt es sich bei meinem Verfahren um einen einfachen Molecularvorgang; die praktische Anwendung der von unserem großen Faraday aufgestellten Grundlehren — Sie verstehen!“ —

„Ja — a!“ — Eigentlich hatte ich gar nichts verstanden, denn — zu meinem Bedauern muß ich es bekennen — die neueste Electro-Chemie ist eines der wenigen Felder, die mein, übrigens ziemlich universelles, Wissen

nicht völlig beherrscht. Aber in genau umgekehrtem Verhältnisse zu meinen Kenntnissen steht meine — ich darf wohl sagen: meine „sehnsüchtige“ Bewunderung dieser Disciplin. — Soviel jedoch konnte ich mit Sicherheit erkennen: der Mann hinter mir wandelte jedenfalls auf den Höhen seiner Wissenschaft. Das ergab sich schon aus der durchsichtigen Einfachheit seiner Darstellung.

„Ja — a!“ wiederholte ich, da ich plötzlich einen sachkundigen Einfall hatte. „Ich sehe: Sie verfahren ähnlich wie der Graf Matteï bei Herstellung seiner vorzüglichen „elektrischen Pillen“.

„Ich weiß es“, erwiderte der große Sackville mit bescheidener Würde. „Graf Matteï hat sich allerdings bemüht: mein Verfahren nachzuahmen“. —

Ich verstummte — „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“.

Sackville entwickelte jetzt ein längeres Streichen und Kneten in systematischer Folge und mit scharf accentuirten ausstrahlenden Bewegungen der Hände und Fingerspitzen. Die Manipulation erinnerte mich lebhaft an einen interessanten Vorgang aus meiner Kindheit, der mich zuerst den Geheimnissen des „animalischen Magnetismus“ nahe führte; als nämlich der, in meiner ländlichen Heimath weitberühmte „Schäfer Bähmann“ unserem alten Schullehrer den gelähmten rechten Arm mit so wunderbar belebendem Erfolge magnetisch „strich“, daß dieses wichtige pädagogische Hilfsmittel wieder in leider! ausgiebigstem Maße zu seiner früheren erziehlichen Wirksamkeit redintegrirt wurde. — —

„So! — jetzt ist die erste Einreibung fertig. — Wir müssen vor Allem in den Haarbälgen die Circulation und den Stoffwechsel wieder beleben. Die Wurzelkeime der Papillen sind vorhanden, aber im schlafenden Zustande. Wir müssen sie zur Vegetation, zur Vermehrung durch Spaltung anreizen. Das dauert regelmäßig 72 bis 80 Stunden“.

Ich schwang mich von meinem Armstuhle herab.

„Halten Sie den Kopf warm“, empfahl mir der Doctor, indem er mir wohlwollend die Thür öffnete, nachdem ich zuvor den Hut hatte aufsetzen müssen, „und kommen Sie übermorgen wieder“.

Ich wandte mich den „Anlagen“ zu und schlenderte langsam, am Denkmale des unsterblichen baierischen Feldherrn und Feldmarschalls Wrede vorbei, am Klingenthore aufwärts, dem alten Schlosse zu, um dort im stillen Stückgarten frische Luft und Sammlung zu finden. Denn der Nachmittag war schwül geworden und mein Schädel „brummte“ beträchtlich. — Ohne Zweifel bereits das neu erwachende Leben in den Talgbälgen. —

Vor der Schloßwirthschaft traf ich später einige Bekannte: jüngere Docenten u. s. w.; darunter auch Freund Staubwisch, der sich hier von der mühevollen Entzifferung der berühmten Heidelberger Palimpsesten — seiner Specialität — erfrischte. Der Gute war durch diese langjährige unermüdliche Schatzgräberei schon recht kurzsichtig geworden; er trug im Freien stets eine

blaue Muschelbrille und litt an permanentem Schnupfen, wie ein Mann, der das ganze Jahr hindurch Motten aus alten Teppichen klopft.

Als wir uns nach Sonnenuntergang trennten, wurde an die übermorgen einfallende Sitzung unseres Kegelclubs in der weitberühmten Bierwirthschaft zum „Faulen Pelz" erinnert. Ich war bereits eines der eifrigsten und sogar der „führenden" Mitglieder geworden. Aber übermorgen? unmöglich!

Ich entschuldigte mich später durch Staubwisch mit einem wissenschaftlichen Behelfe.

Nach drei Tagen, und abermals nach drei Tagen: Sitzung bei Sackville und systematische Einreibung. Hinterher „Schädelbrummen". Offenbar waren die Jonen bereits in der Wanderung begriffen und die Spaltung der Zwiebelkeime hatte begonnen.

Ich versäumte in dieser Zeit eine Wasserpartie nach Edingen und eine Landpartie nach Neckarsteinach; beides mit blutendem Herzen, denn an diese lieblichen Punkte knüpften sich meine heitersten — wenn auch gegen den Schluß zu nicht immer völlig klaren — Erinnerungen aus der Burschenzeit.

Meine Freunde wunderten sich — fragten — neckten; endlich schwiegen sie discret aber — achselzuckend. —

— Vierte Sitzung. —

Nachdem die Shampoo-Wolke verflogen, wurde ich unter ein complicirtes Mikroskop mit Hohlspiegel-Beleuchtung genommen.

„Aha"! entschlüpfte es unwillkürlich den Lippen des besonnenen Praktikers, „sie kommen! sie kommen! Die Vegetation hat begonnen, die getheilten Keime sind bereits gelaufen. Die Seitenansicht Ihrer Schädelhaut" — er visirte darüber hin — „zeigt einen dichten Flaum, blond wie das erste bläßliche Grün der Kotyledonen auf einem jungen Kressebeete!"

„Fahren wir also fort", rief ich, begeistert von diesem überraschenden Erfolge der angewandten modernen Naturwissenschaft; „ich kann noch volle vierzehn Tage hier bleiben".

— Nach ferneren drei Tagen fünfte Sitzung. — Die Lupe blieb heute im Etui.

„Wir brauchen sie nicht länger", erklärte der scharfsichtige Mann. „Die neuen Haare sind jetzt dem blödesten unbewaffneten Auge sichtbar. Bereits schließen sie sich zu einem sammetartigen Vließe, wie fröhlicher, junger Rasen".

Es war wirklich rührend, wie die Freude des Gelingens selbst diese trockene Natur poetisch — anfeuchtete.

Sackville nahm die Scheere zur Hand. „Wir wollen den aufschießenden jungen Bestand etwas ‚schröpfen', damit er sich kräftiger bestockt".

Ich duldete pflichtmäßig diesen rationellen Eingriff in das freie Walten der Natur, aber — „es that mir in der Seele weh".

Direct von dort eilte ich zu Theobald auf die Bibliothek. Er entzifferte gerade ein eben aufgefundenes Bruchstück des alten Hippokrates.

„Komm einmal hier ans Fenster“, rief ich, „alter Maulwurf! Und studire an mir die moderne lebendige Wissenschaft, Du grauer Theoretiker!“

Ich hielt ihm meinen Schädel unter die Nase.

Mein Freund that wie geheißen. Nach einer stummen Minute der Betrachtung nahm er seine scharfe Studirbrille ab, putzte sie, trat ein wenig zur Seite und — nieste dreimal energisch.

„Er blendet so stark“ bemerkte darauf der reizbare Bibliothek-Secretär entschuldigend.

„Siehst Du denn nichts dort oben?“ frug ich erwartungsvoll.

„Was soll ich sehen?“ erkundigte er sich theilnehmend und dienstwillig.

Ich enthüllte ihm mein Geheimniß; jetzt durfte ich es wagen; ein Mißerfolg meiner Kur war ja nicht mehr möglich.

„Nein“, sagte er schüchtern nach längerer Irrfahrt um meinen vergletscherten Nordpol, „ich bemerke nichts — nichts Absonderliches. — Vielleicht: — Deine Kopfhaut scheint mir ein wenig gereizt zu sein — spröde — vermuthlich etwas talgarm; — sonst sehe ich nichts“.

Unerklärlich! — Sagt doch Goethe: „Das kleinste Haar wirft seinen Schatten“. Demnach mußte dort oben bereits ein wohlthuendes Halbdunkel obwalten, ohne alle irritirenden Reflexe. — Ja so! — Der arme Freund. — Die verd— Palimpseste hatten ihm die Augen offenbar bereits gründlich ruinirt. —

Ich durfte ihn um Alles in der Welt nicht durch Aeußerung dieser traurigen Wahrnehmung erschrecken. Ich bestand daher nicht weiter auf der Besichtigung und rüstete mich zum Rückzuge.

„Auf Wiedersehn, lieber Theobald, auf dem Faulen Pelze“, rief ich beim Abgehn im Tone unbefangener Heiterkeit.

Schon war ich in der Thür, da hörte ich Staubwisch hablaut murmeln. Ich verstand nur: „Goethe“ und blieb respectvoll stehn.

„Sagtest Du etwas?“ frug ich zurück.

Theobald erröthete leicht und schwieg — verlegen.

„Bitte, alter Freund“, ermuthigte ich ihn, „nur heraus damit!“

„Nun — wenn Du es nicht übel nehmen willst — mir fiel ganz zufällig Goethes Wort ein:“

> „Wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde „plausibel machen“. —

„Sehr passendes Citat“, erwiderte ich, gutmüthig lachend, „ich bewundere wirklich Dein promptes Gedächtniß. Leb wohl! —“

Wieder verging eine Woche.

Wachsendes Haar und wachsende Zufriedenheit seines Erzeugers.

„Sie werden in kurzer Zeit einen Kopf haben wie ein Haarbesen!

eine brillante Kur!“ rief der Doctor am Schlusse der Sitzung, ganz lauwarm vor Befriedigung.

„Es ist Sitte“, bemerkte er dann geschäftsmäßig „und entspricht auch den Statuten unserer Société trichorrhitique de Monte Carlo, daß in diesem Stadium der Kur das halbe Honorar entrichtet wird“.

„Wieviel?“

„Fünfzig Mark“.

Ich gestehe: es war mir unerwartet. Aber — es entsprach ja den bewährten Statuten jener erfolggekrönten „Haarlass'-Gesellschaft“ von Monaco — und dann: diesem Manne konnte ich jetzt nichts verweigern.

Ich bezahlte.

Drei Wochen waren nun verlaufen. Der kundige Sackville sah täglich mehr, der blinde Staubwisch immer noch nichts.

Endlich, um mich von diesem lästigen Widerspruche zu befreien, kaufte ich mir einen Handspiegel. Ich stellte ihn zu Hause, unter scharfer Beleuchtung, in den richtigen optischen Winkel zu meinem Wandspiegel und observirte meine junge Schonung. —

„Was sah ich?“

„Mein Schädel war kahl und glatt wie eine Kegelkugel“!!!

Ich starrte mein Spiegelbild an — es war ja unmöglich! — ich rieb mir die Augen — ich verstärkte die Beleuchtung: nichts! nichts!!

Staubwisch war an's Fenster getreten. Es schien mir beinahe, als ob er innerlich verstohlen lächelte! —

„Ich war wohl zu eilig“, redete ich mir zu, „wieder zu sanguinisch! Mein alter Fehler! Aber nur noch nicht den Muth verloren; es sind ja erst drei Wochen“.

Indessen duldete es mich doch nicht lange in dieses „Zweifels Qualen“. Ich eilte daher sofort zu Sackville und trug ihm meine bedenklichen negativen Wahrnehmungen, gefaßt aber entschieden, vor.

Der Doctor hörte mich mit der Ruhe des erfahrenen Arztes an. Dann nahm er die Lupe in die Linke und eine Pincette in die Rechte.

Er begann mich mit letzterer empfindlich zu rupfen.

„Sie fühlen“, sagte er beruhigend während dem Zwicken, „Haar ist vorhanden. Die Keimung der Papillen hat also stattgefunden. Allerdings fehlt eine gewisse Nachhaltigkeit in der Triebkraft; die Bewurzelung ist noch immer ziemlich schwach; wir kommen vorwärts, aber ein wenig zu langsam“.

„Die Ursache dieser Schwäche“, fuhr er sinnend fort „ist mir nicht verborgen. Es findet nämlich bei Ihnen offenbar eine gewisse Passivität der Gehirnfunctionen statt; daher wirkt die Anode nicht energisch genug“.

„Aber ich will Alles versuchen“, setzte er tröstend hinzu, „was die Wissenschaft thun und was Ihre Natur leiden kann“.

„Herr Doctor“, rief ich beunruhigt aus, „was meinen Sie?“

Ich sah im Spiegel seinen ernsten, fast bekümmerten Blick auf mich gerichtet, während er fragte:

„Würden Sie sich einer Operation unterziehen, die allerdings — schmerzlich und nicht ohne eine gewisse — Gefahr ist?“

„Aber was beabsichtigten Sie denn eigentlich?“ frug ich noch eindringlicher, indem ich den Doctor mit einem ausgesprochenen Anfluge von Mißtrauen im Spiegel fixirte.

„Die Anwendung meines Germinator in der dritten Concentrirung“, erklärte sich jetzt endlich der bedrängte Heilkünstler. „Es handelt sich zunächst darum: Ihre ungenügend reagirende Kopfhaut vollständig abzuschälen und an deren Stelle ein neues, lebensfähigeres Membran zu bilden. Auf dieser neuen Basis könnte ich alsdann den Erfolg mit ziemlicher Sicherheit garantiren“.

Jetzt ward es Tag!

Ja! der Mann hatte ganz Recht gehabt: meine Gehirnfunctionen waren während der letzten Wochen sehr bedeutend „passiv“ gewesen. Ich eitler Narr! ich leichtgläubiger E—, hm! E—nthusiast. Diesem frechen Schwindler so schauerlich hineinzufallen!

Diese plötzliche Erleuchtung schnellte mich vom Stuhle herab auf meine Füße, so daß dem Doctor mein Pudermantel nebst der Lupe und Pincette, mit denen er noch hantirte, in's Gesicht geschleudert wurden. Er fuhr lebhaft zurück und bückte sich, indem er mit beiden Händen nach dem Kopfe griff. Oh Wunder! Seine Stirn und der Vorderschädel waren jetzt völlig lockenfrei und vom kahlen Haupte hing ihm, einer Kapuze gleich, eine riesige Perrücke tief in den Nacken hinab!

„Wa—as!“ rief ich, empört über diese neue Enthüllung, indem ich Hut und Stock ergriff, „jetzt wollen Sie mir noch gar meine Kopfhaut abschälen? meinen schon kahlen Schädel wollen Sie auch noch skalpiren? Sie Mohikaner!“

Ich stand bereits in der Thür.

„Hol Sie der Teufel, Sie unverschämter — glatzköpfiger — Humbug! Sie würdiges Ehrenmitglied von Monte Carlo!“ —

Ich wollte noch einige weitere erlösende Worte vorbringen, aber der Haarerzeuger schob mit kalter, augenscheinlich durch mannichfache geschäftliche Präcedenzfälle geschulter, Energie zwischen sich und der Katastrophe die Thür zu — und — hinaus war ich; leider ohne meine fünfzig Mark, für die ich mir zu Hause in jedem soliden Laden hundertmal hätte mein Bischen Haare schneiden lassen können.

Als ich anderen Tages Heidelberg verließ, begleitete mich der redliche Theobald auf den Neckar-Bahnhof. Dieses Mal wählte ich den Weg durch die schattigen Anlagen. Die Hauptstraße und das „Neue naturwissenschaftliche

Institut" übten auf mich keine Anziehung mehr aus, umsoweniger als — wie ich erst zu spät bemerkt hatte — dicht hinter Letzterem die „Anatomie" liegt. — Während der bekannten, endlos hinschleppenden, für alle Betheiligte gleich lästigen Abschiedspausen am Coupee, fragte der Freund — um doch etwas zu fragen —: „wirst Du Dich in Frankfurt aufhalten?"

„Ich denke wohl; ich möchte die historische Sammlung im neuen städtischen Archive hinter dem Dome sehen. Und dann" — hier sank meine Stimme zum vertraulichen Flüstern herab — „und dann — möchte ich mir beim berühmten Haarkünstler Imanuel am Goetheplatze eine ‚Atzel' bestellen".

Und so geschah's.

Ich trage jetzt das frankfurter Kunstwerk schon seit vier Wochen; vom rheumatischen Zahnweh bin ich seitdem verschont geblieben.

Dank sei Dir, Imanuel!

Auch finde ich, daß meine Bekannten die Veränderung kaum beachten, jedenfalls nicht indiskret betrachten.

Uebrigens traf ich gestern wieder mit meines Directors ältestem Töchterlein zusammen. Unser Chef hatte „die Herren Collegen" an der Taufe seines Jüngstgeborenen vereinigt. Bei Tische war ich ihr Nachbar zur Linken. Ich muß sagen: das kleine Fräulein hat sich in den letzten zwei Jahren merkwürdig herausgemacht.

Auch geistig finde ich sie bedeutend gereift.

Das verständige Kind lachte nicht im mindesten über meinen neuen Haarschmuck, sondern gratulirte mir — in Anbetracht meines Zahnwehs — zu meinem „vernünftigen" Entschlusse.

„Manches Elend", sagt ein großer Denker der Neuzeit, „ist so gut maskirt, daß es wie Glück aussieht".

Die Kleine ist wirklich recht hübsch geworden. Sie hat so liebe, treue Augen und ein reizendes Stutznäschen. Dazu die prächtigen blonden Locken — und alle von Gottes Gnaden.

Sie tanzt gar nicht mehr gern mit ganz jungen Lieutenants, das liebe Mädchen! Sie vertraute es mir gestern an, als wir uns gewisser früherer gemeinsamer Cotillons erinnerten.

Den vortrefflichen gelben Stärkepudding mit Vanillesauce hatte die erfahrene Kochkünstlerin „eigenhändig und selbständig" verfertigt. Ich aß zweimal davon.

Und welch vortreffliches Herz, welche werkthätige Menschenliebe: sie spielt nicht Clavier! —

Dagegen aber ist unser „Fräulein Collegin" — zu dieser Würde wurde sie gestern bei der Pfirsichbowle erhoben — in der vaterländischen Literatur recht tüchtig bewandert. Sie hat sogar für ihre neunzehn Jahre eine ungewöhnlich klassische Richtung — wie ich gestern zu bemerken Gelegenheit hatte.

Zum Nachtische gab es nämlich Knallbonbons und allgemeines Victoria-schießen für den Täufling.

Meine allerliebste Nachbarin wählte eines aus; wir zogen! — ich behielt die Devise in der Hand.

Was las ich?

„Viel Wunderkuren giebt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es giebt Schelme nebenbei.
Goethe“.

Verdutzt blickte ich auf: der rosige Schelm neben mir hatte das niedliche Köpfchen abgewandt und bezauberte den Nachbar zur Rechten, unseren würdigen alten Rector, indem sie seinem Vortrage über „Uarda von Georg Ebers“ andächtig und verständnißvoll lauschte. —

— Ich glaube wirklich, an der lebenserfahrenen Hand eines gereiften und gebildeten Mannes würde Ottilie eine sehr nette und recht vernünftige Frau werden.

Aus der Geschichte der Hausthiere.

Eine linguistische Studie.

Von

O. Schrader.

— Jena. —

Wer heute in einen deutschen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das sich hier entfaltet: wie das stolze Roß gehorsam seinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr strotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafheerde zum Thore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der wedelnd sich an seinen Herrn schmiegt, dem scheint dieser trauliche Verkehr zwischen Mensch und Thier so natürlich, daß er kaum begreifen kann, es sei einmal anders gewesen.

Und doch zeigt uns auch dies Bild nur das Endergebniß einer tausend- und aber tausendjährigen Culturarbeit, deren ungeheure Bedeutung nur deßwegen weniger in die Augen springt, weil einmal das täglich Geschaute am wenigsten unsere Bewunderung erregt. Wie auf anderem Gebiete die Erzeugung künstlichen Feuers eine That ohne Gleichen in der Geschichte der Menschheit ist, so erwarb sich nicht ein geringeres Verdienst um Civilisation und Fortschritt derjenige Volksstamm, welcher zuerst den wilden Stier des Waldes und der Steppe zum Bewohner seiner Hürden machte*).

In den Höhlen des südlichen Frankreich und in Belgien, deren Bewohner gleichzeitig mit dem Mammuth und Rhinoceros in Europa lebten und polirte Feuersteinwerkzeuge, ja sogar Thongefäße schon kannten, sind keinerlei Ueberreste an Knochen gefunden worden, welche auf den Gebrauch der Hausthiere in jener Zeit schließen ließen. Von den Urbewohnern Dänemarks, den In-

---

*) Wie dies schon die Alten empfanden, zeigen die schönen Verse des Sophokles (Antigone): Sein (des Menschen) Wille zähmt das Wild der Berghöh'n,
Knirschend gehorcht das Roß dem Gewaltigen,
Stöhnend ergiebt sich der Stier, der unbändige,
Beugt vor ihm den stolzen Nacken.

sassen der „Kjökkenmöddings“ war wenigstens der Hund gezähmt worden. Als die Europäer nach Amerika kamen, besaß nur Peru etwas den Hausthieren Aehnliches, nämlich das Lama und Alpaca. Außerhalb Peru wurde nur der Hund von den Eingeborenen als Lastthier benutzt, sonst mangelte alles Hirtenleben.

Freilich in den uralten Culturstaaten der alten Welt verliert sich der Gebrauch der Hausthiere zuweilen in dem Dunkel der Zeiten. Die Bewohner der Flußthäler des Nils, der Ebenen zwischen Euphrat und Tigris gehören zu den Pionieren der Cultur auch in dieser Hinsicht. Aegyptische Denkmäler aus der alten Herrschaft, zeigen bereits häufige Darstellungen von Eseln, Ochsen, Ziegen, Hunden &c.; dagegen tritt das Pferd erst unter der Herrschaft der Hirtenkönige (um das XIX. Jahrh. v. Chr.) in Aegypten auf. Bei Babyloniern und Assyriern lassen uns die Wände der neuaufgegrabenen Paläste überall Kriegswagen, die von reich aufgeschirrten Rossen gezogen sind, erkennen. Die Sänger der vedischen Hymnen an den Gestaden des Indus (kaum später als 2000 v. Chr.) kennen Esel und Pferd als Zugthiere. Schon sie sagten:

„Man spannt nicht den Esel vor das Roß“.

Später nähern sich die Völker Europas, vor allem die des Nordens, dem heutigen Culturzustand. Vieles haben sie durch eigene Arbeit erworben, Vieles entlehnt, als sie in den Culturkreis der morgenländischen Völker eintraten. Die folgende Darstellung soll versuchen, die Hausthiere bei den Deutschen in ihrer historischen Aufeinanderfolge dem Leser in Kürze vorzuführen. Der Führer aber in diesen schwierigen Fragen, welche oft Zeiten betreffen, von denen kein Denkmal der Geschichte berichtet, soll uns die moderne Wissenschaft der Sprache sein, durch welche auch für die Vorgeschichte unseres Volkes eine nie geahnte Perspective geschaffen ist.

Das grundlegende Ergebniß der vergleichenden Sprachforschung lautet folgendermaßen:

Einige Sprachen Asiens, sowie die meisten Europas, d. h., um von Osten zu beginnen, das Sanscrit, die heilige Sprache der Inder, die iranischen Sprachen, vor allem das Altpersisch der Keilinschriften, sowie der Dialect des Zendavesta, das Armenische, Litauische, Slavische, Germanische, Keltische, Italische, Griechische zeigen, sowohl was den Bau ihrer grammatischen Formen als auch ihren Lautstoff betrifft, eine so merkwürdige Uebereinstimmung, daß sich diese Thatsache nur durch eine Annahme erklären läßt: „Es gab eine Zeit, wo die genannten Völker ein Volk bildeten und eine Sprache redeten“. Dieses Volk nennt man das indogermanische, seine Sprache die indogermanische Ursprache. Zu diesem für die Ethnographie bahnbrechenden Resultat gesellt sich für die Culturgeschichte ein nicht minder bedeutungsvolles: „Da es durch Vergleichung der Einzelsprachen möglich ist, jene indogermanische Ursprache zu erschließen, so erhellt, da die Sprache ein Spiegelbild des Volksgeistes ist, zugleich die Möglichkeit, an der Hand jener Ursprache uns ein Bild der Cultur jenes Volkes zu verschaffen; es giebt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie“.

Auch wir müssen bei unserer Aufgabe von den Ergebnissen dieser Wissenschaft Gebrauch machen: Wollen wir wissen, über welchen Viehstand die alten Deutschen in den ersten Zeiten ihrer Geschichte zu verfügen hatten, so müssen wir zuerst in Erfahrung bringen, wie weit es bereits das indogermanische Urvolk in der Zähmung der Hausthiere gebracht hatte; denn das Erbgut der Vorzeit brachte der Deutsche mit in seine Heimat.

Dieses Erbgut indogermanischer Vorzeit aber war ein bedeutendes. Längst schon waren die Indogermanen vor ihrer Trennung über jenen Zustand hinausgeschritten, in welchem noch heute Indianerstämme die ungeheuren Prärien zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi auf der Jagd nach dem Büffel durchstreifen. Das Jägerleben war ein überwundener Standpunkt: der Indogermane war ein Viehzüchter in des Wortes strengster Bedeutung. Freilich muß auch er einmal eine niedrigere Stufe durchlaufen haben, und man könnte die Frage aufwerfen, ob aus eigener Kraft oder durch das Beispiel benachbarter Völker die indogermanische Viehzucht erwachsen sei. Die indogermanischen Sprachen sind wie eine große Sprachinsel in das Gebiet zweier anderer Sprachstämme, des ural-altaischen (finnisch, ungarisch, samojedisch, türkisch-tatarisch, vielleicht auch mongolisch und tungusisch) und des semitischen (hebräisch, phönizisch, aramäisch, assyrisch, arabisch, äthiopisch, amharisch) eingeschoben. Von diesen müssen die Völker des ural-altaischen Stammes außer Betracht bleiben. Dieselben treten in der Geschichte zum größten Theil als Reitervölker auf; von ihnen können unmöglich die ältesten Indogermanen das Zähmen der Hausthiere erlernt haben. Eher könnte man an die semitischen*) Völker denken. Heißt es doch schon in der Genesis: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei; die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh ꝛc.“. Aber wir werden sogleich sehen, daß die Namen der Hausthiere im Indogermanischen ein so durchaus einheimisches**) Gepräge tragen, daß an eine Entlehnung aus der Fremde nicht zu denken ist. Wir haben es also mit einem Stück „nationaler“ Culturarbeit zu thun.

Für die Bedeutung des Viehstands in der Urzeit spricht von vornherein die Existenz eines gemeinschaftlichen Begriffes für denselben. Unser vieh, althochdeutsch fihu, gotisch faihu ist etymologisch dasselbe wie lateinisch pecus indisch paçus, iranisch paçus und geht auf eine Wurzel pag zurück, welche ursprünglich „festbinden“, „fangen“, bedeutete. Die Hausthiere waren also die „festgebundenen“ im Gegensatz zu den draußen wild umherschweifenden. Wie Tacitus von den alten Deutschen berichtet: „Sie freuen sich an der

*) Die Ursemiten, deren Ursitze nach neueren Forschungen denen der Indogermanen benachbart waren, kannten als Hausthiere: Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind, Hund, vielleicht auch das Pferd. Vgl. Hommel „Die Namen der Säugethiere bei den südsemitischen Völkern“ p. 401 f.

**) Nur unser stier, lat. taurus ꝛc. (s. u.) erinnert an ursemitisch tauru.

Menge ihrer Heerden, und diese sind ihr einziger und liebster Reichthum", wird es auch schon in der Urzeit gewesen sein. Faihu bedeutet im Gotischen geradezu „Habe", fêoh im Angelsächsischen „Geld"; auch unser Wort schatz hieß ursprünglich wohl, wie im Altfriesischen scet, nichts Anderes als „Vieh" (vgl. auch lateinisch pecunia, peculium „Geld": pecus). Auch Homer konnte noch sagen: „Da aber raubte der Kronide Zeus dem Glaukos die Besinnung, daß er seine Waffen tauschte mit dem Tydiden Diomedes, goldene gegen eherne, hundertstierwerthige gegen neunstierwerthige".

Die wichtigste Stelle in der Viehzucht nahm das Rindvieh ein. Das beweisen die detaillirten gemeinsamen Namen für dasselbe nach Geschlecht und Alter. Es sind hier zu nennen: ochs, gotisch aúhsa, sanscritisch ukshā zu einer Wurzel uksh gehörig „beträufeln", „besamen", stier, gotisch stiur, sanscrit. sthūras, iranisch çtaora, lateinisch taurus, griechisch tauros, litauisch tauras, slavisch turŭ bedeutete „der starke", kuh, althochd. kuo, sanscrit. gōs, lateinisch bos, kelt. bó, griechisch bous: Wurzel gu „brüllen" ꝛc.

Von der großen Werthschätzung der Kuh oder überhaupt des Rindviehs haben die alten Sprachen und Gebräuche viele Spuren hinterlassen. Bei den vedischen Indern, welche theilweis noch am treuesten den Culturzustand der ungetrennten Indogermanen repräsentiren, bedeutet gavishti, eigentlich „das Verlangen nach Kühen", soviel wie „Kampf", gōpā, eigentlich „der Kuhhirt", soviel wie „König", gōpītha, eigentlich „das Schützen von Kühen", soviel wie „Schutz" im Allgemeinen u. s. w. Bei den alten Deutschen befanden sich Kühe unter den Geschenken, welche der Bräutigam der Braut oder wohl ursprünglich dem Schwiegervater als Kaufpreis für die Tochter machte. Noch heute folgt in Schwaben die schönste Kuh aus dem Stalle dem sich verheirathenden Mädchen.

Die Kuh hatte eine doppelte Bedeutung. Sie ist einmal die Milchspenderin. Unser milch gehört zu melken, das in allen europäischen Sprachen: lateinisch mulgeo, griechisch amelgo, slavisch mlŭzą, kelt. mligim, in dieser Bedeutung wiederkehrt, merkwürdiger Weise aber nicht bei Iraniern und Indern. Diese verwenden eine andere Wurzel für den Begriff des Melkens: duh, welche nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung den Wörtern für tochter, goth. daúh-tar, litauisch ductė, sanscrit. duhitā zu Grunde liegen soll. Gehe also hin, du mißrathene „Tochter" der Neuzeit und sieh Dir die Magd an mit dem Eimer in der Hand, wie sie zum „Melken" eilt: sie ist Deine eigentliche Ahnin.

Milch*) also war ein Haupttheil indogermanischer Nahrung, und man hat vielleicht ein Recht, die blühende Gesichtsfarbe, den gewaltigen Bau der Glieder, wie er, wenn wenigstens die nordischen Kelten und Germanen das treueste Abbild ihrer Väter sind, dem Urvolk eigen war, seiner Milchnahrung zuzuschreiben. So berichtet der Afrikareisende Stanley über einen

*) Dazu kam das frische Fleisch der Heerden (vgl. Tacitus Germ. XXIII: recens fera aut lac concretum), für das es ebenfalls einen gemeinsamen Namen giebt indisch kravis, griech. kreas, slav. cruve. Doch war der Begriff des Kochens den Indogermanen nicht unbekannt.

Stamm im afrikanischen Seengebiete: „Sie sollen so groß sein, daß sie von gewöhnlichen Menschenkindern nur mit Schrecken betrachtet werden können. Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, und ihre wichtigste Beschäftigung ist daher eine überaus starke Rindviehzucht“.

Auf der anderen Seite ist das Rindvieh das eigentliche und uralte Zugthier. Der Wagen ist bereits der Urzeit bekannt, wie die Vergleichung von unserem wagen, lat. vehiculum, griech. (v)ochos, sanscrit. vâhanam lehrt. Nur muß man sich denselben so primitiv als möglich vorstellen. Er ist ganz aus Holz zusammengefügt. Die Räder (rad, sanscrit. ratha, lat. rota, litauisch ratas) entstehen, indem man das Stück eines dicken Baumstammes nimmt und den mittleren Theil so weit weghackt, daß zwei solide Scheiben, an jeder Seite eine, und eine sie verbindende Achse übrig bleiben (althochd. ahsa, sanscrit. aksha, lat. axis). Mit entsetzlichem Kreischen bewegt sich eine solche Maschine vorwärts.

Wo aber in Geschichte oder Sage ein geweihtes Fahrzeug uns begegnet wird es von einem Rindergespann gezogen. „Zwei weibliche Rinder“ berichtet Tacitus vom Wagen der Nerthus, „ziehen sie fort“. Die merovingischen Könige fahren mit einem Ochsengespann in die Volksversammlung.

Von den Vierfüßlern des Kleinviehs kannten die Indogermanen: zunächst das Schaf und die Ziege, welche sowohl in den ältesten Schriftdenkmälern der Indogermanen (den Veden der Inder und Homer) als Hausthiere genannt wie auch in den Pfahlbauten der Schweiz, die vermuthlich helvetischen Kelten und den Pfahlbauten der Po-Ebene, die den Vorfahren der Römer gehörten, als solche gefunden werden.

Das Schaf, althochd. awi (noch heute westphälisch Au-lamm), litauisch avis, lat. ovis, griech. o(v)is, sanscrit. avis bedeutet, als von einer Wurzel av abgeleitet, soviel wie „Günstling“, „Pflegling“ und verräth sich somit selbst als Begleiter des Menschen. Die Hauptbedeutung des Schafes lag in jenen Zeiten in seiner Milch, seinem Fleisch und seinem Fell, das zur Kleidung (wie noch heute bei deutschen und russischen Bauern) und zum Ruhelager diente. Sehr fraglich ist, ob man seine Wolle bereits zu Gewändern zu „verweben“ verstand. In den Schweizer Pfahlbauten sind wenigstens keine Ueberreste von Wollgeweben gefunden worden. Das Zeitwort weben erweist sich zwar durch Uebereinstimmung von althochd. wëban, ansc rit. vabh, griech. hyphainō als uralt; allein Alles spricht dafür, daß diese Kunst über ein mehr oder weniger geschicktes Flechten nicht hinausgekommen*) ist. Auch das Schwein, althochd. sû, gotisch sv-ein, griech. sys, lat. sûs, iranisch hu, welches in den Birken-, Buchen- und Eichenwäldern der Urzeit wohl reichliche Nahrung fand, gehört jedenfalls zu den ältesten Resultaten indogermanischer Thierzähmung. Sein indog. Name ist zugleich mit dem Thiere bis nach Egypten (dort schaau) und zu einer großen Reihe von Völkern des ural-altaischen Sprachstamms (baschkirisch suska, teleutisch schoschka 2c.) gedrungen. Er entspringt aus einer Wurzel su und bedeutet das Thier, das viele Jungen wirft.

Von weniger Ansehen war wohl die Ziege, die sich mehr in südlichen Gebirgsgegenden als in nördlichen Wäldern wohlfühlt. Ihr gemeinschaftlicher Name hat sich auch nur in drei verwandten Sprachen (sanscrit ajas, griechisch aix, litauisch ożys) erhalten.

Zur Bewachung der Heerde fehlt nicht das wohl älteste Hausthier des Menschen, der Hund (deutsch hun-d, lat. can-is, kelt. cú, griech. kyōn, sanscrit çvā).

Das ist in kurzem Bild der Bestand an vierfüßigen Hausthieren, wie er sich für die Urzeit ergiebt.

Mehrere Jahrtausende also vor unserer Zeitrechnung war bereits das Volk unserer Väter zu einem Culturzustand gelangt, in welchem es auf seinen Wanderungen Heerden von Rindern, Schafen und Schweinen begleiteten. Viel freilich blieb noch der Zukunft zu thun übrig. Noch irrte das feurige Roß ungebändigt auf der Steppe umher. Sein gemeinsamer Name, altsächsisch ehu, lat. equus, keltisch ech, sanscrit açvas, litauisch aszva, nennt es das „schnelle". Noch wußte man Nichts vom geduldigen Esel und dem nützlichen Maulthier. Noch lebte die „diebische" Maus (althochd. mūs, lat. mūs, griech. mys, sanscrit mūsh: Wurzel mush „stehlen") sicher vor ihrer Feindin, der Katze.

Gänzlich negativ vollends gestaltet sich das Ergebniß der Untersuchung, wenn wir nach der Zähmung des Geflügels bei den Indogermanen, wie auch bei den Semiten (vergl. die Schlußtabelle) fragen. Nur zwei Arten unseres heutigen Hausgeflügels waren dem Namen nach den Indogermanen bekannt: die Gans (althochd. gans, griech. chēn, sanscrit. hañsas, lat. anser,) die so nach ihrem Geschrei (vgl. unser gähnen) benannt ist, und die Ente (althochd. anut, lat. ana(t)s, litauisch antis, griech. nēssa); allein es kann culturhistorisch wahrscheinlich gemacht werden, daß auch sie in der Urzeit nur als wilde oder Jagdthiere bekannt gewesen sein können.

Der gänzliche Mangel an Hausgeflügel aber, dünkt mich, ist für die Urzeit durchaus nicht auffallend, sondern findet vielmehr seine naturgemäße Erklärung und zwar in den Wohnungsverhältnissen unserer Vordern. In viel höherem Grad als die Vierfüßler setzt das Geflügel zu seiner Zähmung vollkommenere und stabile Wohnungen voraus. Die Heerden draußen auf der Weide kann der Hirt mit dem feuersteinspitzenen Speer, von dem getreuen Hund begleitet, vor ihren großen Feinden, dem Bären, Wolf und Löwen, wohl beschützen; aber das zahme Geflügel bedarf zum Schutz gegen Wiesel und Fuchs, gegen Adler und Geier des wohlumfriedigten Hofes und des bergenden Stalles.

Nichts aber wäre verkehrter, als den Indogermanen Bauernhäuser zuzuschreiben, wie wir sie heute etwa noch in Westphalen oder Franken finden. Die Wohnungen des Urvolks können nicht einfach genug gedacht werden. Stein und Mörtel fehlt ihnen gänzlich. Im Winter dient eine Höhle, die

---

*) So ist auch das Zeitwort für „nähen" uralt: got. siuja (vgl. saum), lat. suo, litauisch siuvu, sanscrit. siv, ohne daß man deswegen an etwas anderes als an die ersten und primitivsten Anfänge dieser Kunst denken dürfte.

in den Boden gegraben und oben mit Reisig und Mist bedeckt wird, innerlich von Ungeziefer wimmelt, zum Zufluchtsort, im Sommer werden Hütten aus Stämmen und Reisig gezimmert, die ebenso schnell abgebrochen als aufgeschlagen sind. Bei den geringen Anfängen des Ackerbaus, die wir bei dem Urvolk finden, war es eben nicht schwer, wenn ein besseres Weideland winkte, Weib und Kind auf die ochsenbespannten Wagen zu laden, die Heerden zusammenzutreiben und an einer neuen Stelle sein Glück zu versuchen.

Fassen wir noch einmal den Charakter der Urzeit in unserer Frage zusammen, so kennzeichnet er sich in den drei Worten: Rindviehzucht, Mangel des Pferdes und Geflügels.

Eine neue Zeit beginnt. Die Zeit der Trennung des Urvolks, die Zeit der Wanderung!

Woher sie kam? Es war bisher eine fast unbestrittene Annahme, die Wiege der Indogermanen habe in Asien und zwar in dem Quellgebiete des Oxus bis zum Kaspischen Meer gestanden. Allein gerade in neuerer Zeit machen sich nicht unwichtige Stimmen geltend, welche vielmehr in Europa zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee die alte Heimath der Indogermanen zu finden glauben. Die ganze Frage harrt noch ihrer Entscheidung. Sie ist glücklicher Weise für uns an dieser Stelle weniger von Belang; kann doch so viel nicht bezweifelt werden, daß Deutschland seine indogermanische Bevölkerung von auswärts, und zwar von Osten her erhalten hat.

Wann und auf welchem Wege jener Haufen Indogermanen, welcher dazu bestimmt war, Germanen zu werden an Sitte und Sprache, in seine neue Heimath eingerückt sei, wir wissen es nicht*). Sicherlich hat die Zeit der Wanderung Jahrhunderte in Anspruch genommen, sicher scheint auch, daß die Ahnen der Germanen nicht mit einem Schlag aus der indogermanischen Einheit sich loslösten, sondern zuerst eine gemeinsame Epoche mit den übrigen europäischen Völkern, dann eine gleiche mit Slaven und Litauern durchlebt haben. Manche neue Fortschritte in Cultur und Sitte mögen in dieser Wanderzeit und bei den zeitweiligen Niederlassungen der Völker gemacht worden sein. Es kann nachgewiesen werden, wie die europäischen Stämme noch in ihrem Zusammensein eine höhere Stufe der Agricultur erreicht haben. Wörter für „Acker", „Pflug", „pflügen", „mahlen", „Gerste" ꝛc. stimmen in ihnen ebenso überein, wie sie sich von den asiatischen Ausdrücken für diese Dinge unterscheiden. So erklärt es sich auch, daß eine Anzahl specialisirender Namen für Hausthiere nur den europäischen oder nur den asiatischen Sprachen gemein sind. (Vgl. z. B. ferkel, althochd. farah, lat. porcus, griech. porkos, lit. parszas)*).

Lange Zeit muß auch das germanische Urvolk, ehe es in seine heutigen Zweige auseinander ging (Ostgermanisch: Gotisch und Nordisch, West-

*) Zum Theil sehr Einleuchtendes ist neuerdings mitgetheilt in dem schönen Buche von Arnold „Deutsche Urzeit". Zweite Auflage 1879.

*) Solche nur europäische Wörter für Hausthiere sind ferner: neuhochd. geiss = lat. haedus, eber = lat. aper, farr, ferse = griech. porti, fohlen = griech. pōlos ꝛc.

germanisch: Angelsächsisch [Englisch], Altsächsisch [Plattdeutsch], Friesisch, Hochdeutsch) auf engem Raume, wohl östlich von der Elbe zusammengesessen haben. In diese Epoche fällt die Ausbildung der Grundzüge, welche germanischem Wesen und germanischer Sprache eigen sind. Auch für die Hausthiere kommen eine Menge nur in den germanischen Sprachen sich findender Ausdrücke vor. Ich nenne nur kalb, angelsächs. cëalf (engl. calf) altnord. kälfr und schaf, angelsächs. scëäp (engl. sheep), altsächs. scäp*).

Allmählich erfolgt die Ausbreitung des Germanenthums. Mit jedem Schritt aber, den es nach Westen und Süden thut, tritt es mehr und mehr in den Culturkreis derjenigen Länder ein, welche schon frühzeitig die Sonnenstrahlen asiatischer Cultur empfangen hatten. Die Mittelmeerländer, vor allem Griechenland und Italien, beginnen ihren Einfluß auf den Norden zu üben. Auch für die Geschichte der Hausthiere bei den Deutschen beginnt hier eine neue Epoche. Der folgende**) Theil unserer Darstellung hat daher zur Aufgabe, alle in der Zähmung der Hausthiere erzielten Fortschritte von der Trennung des Urvolks bis etwa zu der Zeit, in welcher die Germanen in die Geschichte eintreten, in kurzen Zügen zu veranschaulichen.

Die bedeutungsvollste, noch in die Anfänge dieser Periode fallende Erwerbung ist ohne Frage die Zähmung des Pferdes***), das, wie wir bereits sahen, schon im ungezähmten Zustand dem Urvolk als das „schnelle" bekannt war. Zuerst unter den indogermanischen Völkern übernahmen dasselbe die Meder von ihren turanischen Nachbarn, den Reitervölkern der Tatarei und Mongolei, wo noch jetzt das Pferd in wildem Zustand unter dem Namen Tarpan umherschweift. Von und durch die iranischen Völker hat es sich zugleich mit manchem iranischen Gebrauch — denn ihnen wie Griechen und Germanen galt das Roß für heilig — in die indogermanische (und auch in die semitische) Welt verbreitet. Bei den europäischen Völkern erinnert die Anwendung des Pferdes als Heerdenthier noch vielfach an die Weise asiatischer Völker. In halbwildem Zustand weidet es abseits; der Name einer solchen Heerde ist bei den nordeuropäischen Völkern derselbe: althochd. stuot (vgl. „stute", „gestüte"), lit. stodas, slav. stado. Wie leicht konnte es geschehen, daß sich von diesen Thieren eins und das andere losriß und nun, durch das Dickicht der Wälder geschützt, ein freies Leben führte. In der That geht die Kunde von wilden Pferden in Europa bis in die Neuzeit hinein.

**) Ebenso lamm, ross, wisunt; merkwürdig ist, daß eine Anzahl von Wörtern in allen germanischen Sprachen sich auf die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts beschränken. So die kuh (lat. bos), die sau (lat. sus), die geiss (lat. haedus).

***) Der Führer in allen diesen Fragen ist das jetzt in dritter Auflage vorliegende Buch V. Hehns Culturpflanzen und Hausthiere ꝛc. Berlin 1877.

***) Forscher wie Pictet, Fick u. a., welche nur sprachliche Momente in Betracht ziehen, weisen das Pferd als Hausthier schon den Indogermanen zu. Wir folgen der schönen Darstellung Hehns in seinem eben genannten Buche. Darüber, daß die Kunst des Reitens der Urzeit fremd war, herrscht Einstimmung. Ein gemeinsam indogermanisches Wort für „reiten" fehlt; doch gehört unser reiten (altn. rīdta, angels. rīdan, engl. ride) der germanischen Urzeit an, obgleich noch Tacitus cap. VI sagt: plus penes peditem roboris. Daneben Reitervölker wie die Tencteri (cap. XXXII).

In der mittel- und neuhochdeutschen Sprache hat sich das alte Wort für Pferd ehu verloren. Dem Dichter des Heliand, der bekannt ist durch seine Verquickung altdeutschen und christlichen Lebens, heißen noch die furchtsamen Hirten von Bethlehem kühne „ehuscalcos“. Alte Ausdrücke für Pferd, von denen der erste aber nur bei Germanen, der zweite nur bei Germanen und Kelten sich findet, sind: ross, althochd. hros, engl. horse, und mähre, althochd. mericha, kelt. maka, marc.

Aber auch diese zwei Wörter sind im Absterben begriffen. Roß wird heut zu Tage nur noch in edlem Sinn (in unedlem nur in „Roßkamm“, „Roßtäuscher“), Mähre nur noch in unedlem Sinn (in edlem nur in „Marstall“, „Marschall“) gebraucht. Beide sind verdrängt worden durch ein lateinisches Lehnwort*) paraverēdus, das im Laufe der Zeit allmählich zu parvrit, pferit, pferd geworden ist. Was unsere modernen Fahrzeuge betrifft, so sind wir gewöhnlich bei Nachbarvölkern in die Lehre gegangen. Unser kutsche und droschke stammen aus dem poln. kocz, ungar. kotsi und russ. droschki Merkwürdig ist das Wort equipage, das natürlich zunächst vom franz. équipage „Schiffsbesatzung“, „Reisegeräth“, „Kutsche“ herkommt. Dieses selbst aber ist ein altes romanisches Lehnwort aus dem Germanischen, abzuleiten aus gotisch skip, unserem schiff. Vgl. ferner unser kalesche: franz. calèche, poln. kolaska rc.

Die Verbreitung des Pferdes erfolgt von Norden nach Süd-West. Die Ostsemiten, Babylonier und Assyrer, denen das Verdienst gehört, in den weiten Ebenen zwischen Euphrat und Tigris zuerst das Roß vor den zweirädrigen Kriegswagen gespannt zu haben, empfingen ihre Rosse von iranischen Völkerschaften.

In der Genesis werden unter den Reichthümern der Patriarchen Kameele, Esel, Rinder, Schafheerden, doch niemals Pferde genannt. Erst bei Gelegenheit der Niederlassung der Familie Jakobs in Aegypten geschieht die erste Erwähnung des Pferdes. In Aegypten selbst tritt, wie wir schon sahen, das Pferd erst mit der Herrschaft der Hirtenkönige (circa 1900 v. Chr.) auf, in deren letzte Zeit die Geschichte von der Wanderung der Familie Jakobs nach Aegypten fällt.

Geradezu den entgegengesetzten Weg schlägt in der europäisch-asiatischen Völkergeschichte dasjenige Thier ein, das heute in so vertrauter Gesellschaft mit dem Pferde lebt, der Esel*).

Der Esel ist eine afrikanische Thierart, die an den Ufern des Nil wohl zuerst gezähmt wurde. Von hier aus ist er in sehr früher Zeit zu den Semiten gelangt, die in Uebereinstimmung unter einander ihn den „langsamen“ genannt haben: hebr. ātōn, arabisch atan, zur Wurzel atana „langsam gehn“. (Vgl. im Gegensatz dazu indog. ak̜vas „Pferd“: Wurzel ak das „schnelle“.)

Dieses Wort nun gelangt durch den semitischen Handelsverkehr in's Abendland. Es erscheint als ȯtnos, ȯsnos, onos bei den Griechen, als

*) Ein Lehnwort, doch ungewisser Herkunft scheint auch unser gaul.

*) Vgl. Lenormant „les premières civilisations“ II, 300 f.

asinus, asellus bei den Italikern. Die Letzteren wiederum vermitteln Thier und Namen zu den nördlichen Völkerschaften, Kelten, Germanen und Slaven, und so entsteht: esel, gothisch asilus, slavisch osilŭ, litauisch asilas u. s. w.

Durch das Zusammentreffen von Esel und Pferd entsteht eine neue Gattung, das **Maulthier**, dessen erste Zeugung in den Ländern um das Schwarze Meer stattgefunden zu haben scheint. Das deutsche Wort, althochdeutsch und angelsächsisch mūl stammt aus lateinischem mūlus, dieses wieder aus griechischem mychlos. Die Griechen selbst, die schon zu Homers Zeiten eine ausgedehnte Maulthierzucht betrieben, hielten ihr Wort für kleinasiatischen Ursprungs.

In der Rindviehzucht bildet bei den Germanen die Bereitung der **Butter** einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt. Daß dieselbe nicht schon dem indogermanischen Urvolk bekannt war, erhellt aus dem Umstand, daß die Griechen und Römer der guten Zeit nichts von ihr wissen. Zwar waren Beiden „butterbereitende" und „butteressende" Völker in ihrer Nachbarschaft bekannt. Doch waren ihnen diese Epitheta mit „barbarisch" identisch.

In den deutschen Volksmundarten giebt es sehr viele und alterthümliche Bezeichnungen für diese künstliche Verarbeitung der Kuhmilch. Ein sehr altes Wort ist chuosmëro „Kuhschmär", ein anderes milchsmalz. Die Alemannen des Elsasses, des Oberrheins und der Schweiz gebrauchen noch heute einen schon im Althochdeutschen bezeugten Ausdruck „der Anke" oder „Anche", kelt. imb; der deshalb von besonderem Interesse ist, als er, mit lateinischem ungere „salben" verwandt, die uralte Benutzung der Butter als Haarsalbe verräth (vgl. auch slavisch maslo „Butter" und „Oel' wörtlich Mittel zum Salben). Von hohem Alter scheint das in Niederdeutschland gebräuchliche sahne, das seinen Wiederhall in dem schweizerischen und baierischen senn, senner, sennin, sennerin „Milchknecht" und „Milchmagd" findet.

Alle diese Ausdrücke kamen in Vergessenheit durch Uebernahme des griechisch-lateinischen butyrum, boutyron, eines Wortes, welches die Griechen wahrscheinlich von irgend einem Barbarenvolk entlehnt und unter Anpassung an ihr bous „Kuh" und tyros „Käse" ihrem Verständniß zugänglicher gemacht haben. Uebrigens muß die Entlehnung des Wortes Butter seitens der Germanen sehr frühzeitig erfolgt sein, da dasselbe sowohl im Althochdeutschen als auch Altsächsischen und Altfriesischen sich findet, nur die Nordgermanen kennen es nicht.

Zu allen Germanen ist, die einheimischen Bezeichnungen aufhebend, das lateinische caseus*) gedrungen. Vgl. altnordisch käsi, althochdeutsch kasi, angelsächsisch cēse (englisch cheese).

Es bleiben für die Besprechung der gezähmten Vierfüßler nun noch zwei Thiere übrig. Einmal das **Kaninchen**, ein aus Spanien stammendes Thierchen, welches uns wiederum durch Vermittlung der Römer (Kaninchen aus lateinisch cuniculus) bekannt geworden ist, das andre Mal die **Katze** (felis domestica),

---

*) Das lac concretum des Tacitus (cap. XXVI.) als etwas Anderes als geronnene Milch aufzufassen, liegt kein Grund vor. Im Norden heißt diese Speise skyr.

deren späte Ankunft bei den indogermanischen Völkern sie als den Schlußstein in der Geschichte der gezähmten Hausthiere erscheinen läßt.

Die Zähmung der Katze ist wiederum an den Ufern des Nil erfolgt. Doch tritt sie nicht schon in den Denkmälern der ältesten ägyptischen Civilisation auf; sie erscheint vielmehr erst auf den Monumenten der zwölften Dynastie, verbreitet sich aber von da ab sehr rasch und wird mit göttlichen Ehren ausgestattet. Die Bibel kennt keine Katze, die spätere semitische Hauskatze ist ägyptischen Ursprungs; ebenso war sie Assyriern und Babyloniern unbekannt.

Im ganzen classischen Alterthum wird die Hauskatze weder auf Bildwerken dargestellt, noch in der Literatur erwähnt. Erst um das Jahr 450 n. Chr. erscheint das lateinische Wort catus zuerst in der Literatur, verbreitet sich aber dann in einer ungeheuren Verzweigung in fast alle neueren Sprachen Europas sowie in's Semitische, Türkische, Armenische, Persische &c. Catus aber heißt soviel wie „Junges", „Thierchen", wie in unserem „Mieze" kleines Mariechen, im russischen mischka kleines Michelchen steckt.

Man hat gefragt, ob nicht eine besondere Veranlassung vorgelegen habe, gerade damals das ägyptische Thier, von dessen Zähmung und Heilighaltung schon Herodot berichtet hatte, als Hausgenossen aufzunehmen. Und in der That bietet sich eine sehr ansprechende Erklärung. Zur Zeit der Völkerwanderung überzog nämlich die Ratte (schon althochdeutsch rato) die europäische Welt, Verheerung anrichtend, wohin sie auf ihrer Wanderung von Ost nach West kam. Wie, wenn zum Schutz gegen diesen Feind man sich des ägyptischen Fremdlings bediente und nach seinem Muster die einheimische wilde Katze zu zähmen begann?

In dem ersten Theil unserer Arbeit haben wir den Mangel an zahmem Hausgeflügel als ein Charakteristicum der Urzeit hingestellt und den Grund dieses Umstands in den dürftigen und unstäten Wohnungsverhältnissen des Urvolks gesucht. Hierzu kommen auch die in der ältesten Zeit bei den geringen Anfängen des Ackerbaues und der mangelnden Gartencultur noch nicht ausgerodeten Urwaldungen, welche der Zähmung der Vögel einen Damm entgegensetzen. Mit Recht sagt einer unserer ausgezeichnetsten Culturhistoriker:

„Zucht des Geflügels und Rindviehzucht stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander: nicht wo weite, von reichlichen Niederschlägen befruchtete Ebenen in unabsehbaren Saatfeldern und grünen Wiesen sich dehnen und dichte Wälder und Forsten sich anschließen, sondern im sonnigen, auf- und absteigenden Gebiet der kleinen Gartencultur, wo Hof an Hof stößt und Hecke an Hecke sich reiht, da picken und flattern die geflügelten Geschöpfe um den an und neben seinem Hause hantierenden Menschen".

Im Laufe der Zeit aber ist es auch hier anders geworden. Ein geräumiger Hof umgiebt jetzt die Wohnung der Menschen. In den europäischen Sprachen entspricht sich: Hochdeutsch hof und griechisch kēpos, ferner unser garten, lateinisch hortus griechisch chortos u. s. w.

In der That fängt nun auch der flüchtige Vogel allmählich an, sich an die Niederlassungen der Menschen zu gewöhnen.

Zuerst auf europäischem Boden erscheint die Gans als gezähmtes Hausthier. Schon Penelope in der Odyssee hält sich eine kleine Heerde von 20 Gänsen. Allein den Griechen erscheint die Gans als das Bild des Liebreizes und der Anmuth. Auf dem Grabe einer trefflichen Griechin wurde eine Gans (!) abgebildet. So ändern sich Zeiten und Sitten.

Zu den nordischen Völkern, von denen die Benutzung der Gänsefedern und des Gänsekiels ausgeht, ist die Zähmung des Thieres vom Süden her gekommen. Von den römischen Militärstationen zogen oft ganze Cohorten aus, um die ihrer Federn wegen hochgeschätzten Wildgänse Galliens und Germaniens zu erlegen. Dafür aber, daß man nicht im Norden den Anfang zur Zähmung des Thieres machte, spricht der Umstand, daß nur die gemeine Gans (anas anser), nicht aber die im Norden*) lebende gleichwerthige Saatgans (anas segetum) gezähmt wurde.

Daß aber die gezähmte Gans nicht schon dem Urvolk bekannt war, wird fernerhin bewiesen durch das sanskritische, unserem gans entsprechende haṅsas, welches hier Flamingo bedeutet. Auch das sanscritische āti deckt sich nur in der Form, nicht in der Bedeutung mit unserem ente (vgl. die verwandten Wörter oben). Völlige Uebereinstimmung endlich mit dem indogermanischen Zustand zeigen die Verhältnisse bei den Ursemiten und in den Pfahldörfern der Schweiz und Italiens (vgl. die Tabelle).

Um das sechste vorchristliche Jahrhundert feiert seinen Einzug in Europa der Morgensänger, der ritterliche Hahn mit seinen gackernden Weibern. Noch Homer und Hesiod wissen nichts von ihm zu erzählen. Erst nach dieser Zeit wird er von Persien aus, in dessen Religion ihm als die Dämonen der Dunkelheit scheuchend ein ehrenvoller Platz eingeräumt ist, in Griechenland bekannt. Ohne Vermittlung des Südens, direct durch iranisch-slavische Einflüsse scheint das Thier zu den Germanen gekommen zu sein.

Dieselben müssen damals noch auf engem**) Raum zusammen gewohnt haben; denn sie brauchen für den neuen Ankömmling alle den gleichen Namen. Es entspricht sich gotisch hana, altnord. hani, althochd. hano und altnord. hoena, althochd. huon, alts. hōn „Huhn".

Das Wort gehört wahrscheinlich zu dem lateinischen Zeitwort canere, celt. canim „ich singe" und bedeutet also soviel wie „Sänger", wie auch

*) So erscheint auch in der Taubenzucht nur die mehr südliche Feldtaube gezähmt, nicht aber die nördlichere Holztaube (Columba Oenas), vgl. Link „Die Urwelt" I 205. 206.

**) Von den Germanen ist der Hahn zu den Finnen gekommen, die sehr wahrscheinlich den Urgermanen benachbart wohnten. Er heißt bei ihnen kana. Einige Culturforscher (Arnold, Deutsche Urzeit p. 30. Victor Hehn [3], 289) schließen aus dieser Namensform (kana: hana), daß zur Zeit der Entlehnung die deutsche Lautverschiebung noch nicht eingetreten gewesen sei. Dieser Schluß ist aber unstatthaft.

Wie die Armuth des finnischen Consonantismus die germanischen Spiranten f durch p (pelto = feld), th durch t (tarvet — angelsächs. thearf) wiedergiebt, so spricht Alles dafür, daß k in unserem Worte nur ein Nothbehelf für ein zur Zeit der Entlehnung vielleicht noch rauher gesprochenes h ist.

slavisch pütlě Hahn und Sänger bezeichnet. Daß auch bei den Deutschen der Hahn vorzugsweise als Wächter des Tags aufgefaßt wurde, beweist die Sitte, ihn auf die Spitzen von Kirchen und anderen Gebäuden aufzupflanzen. In einer der urgermanischen Zeit sehr nahe liegenden Epoche muß auch das nur bei den Germanen sich findende Wort taube, goth. dubo, engl. dove, altnord. dūfa sich gebildet haben. Es ist verwandt mit einem keltischen Worte dub*) „schwarz" und bezeichnete ohne Zweifel ursprünglich die schwärzlich-graue wilde Taube. Die Tauben, welche die ältesten griechischen Dichter kennen, verrathen keine Spur ihrer Zähmung.

Die weiße Haustaube ist wiederum ein Erzeugniß der semitischen Culturwelt, und ihre Zähmung entspringt, wie die so manchen Hausthieres, religiösen Motiven. Semiramis ward in Ninive als Taube gedacht und verehrt. Von hier kommt ihr Cult nach Vorderasien in den Mythenkreis der bei den Griechen Aphrodite genannten weiblichen Naturgottheit, von hier zu den Griechen (im fünften Jahrh.) und nach dem übrigen Europa.

Zu diesen durch ihren Nutzen dem Menschen werthen Hausgenossen kommen noch zwei wegen der Pracht ihrer Federn geschätzte und dem Norden durch Vermittlung der Römer zugeführte Thiere: der pfau, althochd. phāwo, mittelhochd. pfāwe: lat. pavo und fasan, althochd. fāsān, auch fasihuon, lat. phasiānus „Vogel vom Flusse Phasis (in Kolchis)".

Ein lateinisches Lehnwort ist auch unser falke, althochd. falcho, altnord. falki, der im Mittelalter zu so großen Jägerehren kommen sollte. Urdeutschen Ursprungs ist der in deutsche Sage und Mythe so innig verwebte schwan, althochd. suon, altnord. svanr. Ein Nachklang an die prophetische Natur dieses Vogels hat sich in der Redensart: „Mir schwant etwas" erhalten.

So sind wir am Ende unserer Aufgabe angekommen. Wir glauben sie gelöst zu haben, wenn es uns gelungen ist, einen oder den anderen unserer Leser zu einem eingehenderen Studium der citirten Literatur, vor allem des Hehnschen Buches, angeregt zu haben. Ist doch Alles, was dazu dient, uns die Menschwerdung des Menschen zu erläutern, für uns von einem besonderen Interesse; wie sollten wir nicht die lebhafteste Theilnahme empfinden an dem Processe, durch welchen der Mensch die ihn umgebende Thierwelt nicht niederwarf — das thut der Löwe auch, der den blutenden Hirsch zerreißt —, sondern bezwang, indem er sie zu seinen Freunden machte.

Zur besseren Orientirung des Lesers fügen wir nachfolgend eine Tabelle über die Hausthiere in den ältesten Culturepochen der indogermanischen Völker und bei den Ursemiten hinzu:

*) Nach dieser Etymologie ist taube mit taub (goth. daubs „stumm", „düster") verwandt. Nach Fick wäre sie die „Taucherin": Wurzel dup „einsinken" in tief, engl. deep ꝛc. Von Versuchen, welche Entsprechungen außerhalb des germanischen Sprachgebiets suchen (vgl. z. B. A. Kuhn in Webers ind. Stud. I. 346 f.), kann man jetzt wohl Abstand nehmen.

Die Hausthiere in den ältesten Culturepochen der indogermanischen Völker und bei den Ursemiten.

	Ursemiten.	Urindogermanen	Die Inder des Rigveda.	Die Iranier des Avesta.	Die Griechen des Homer.	Die Pfahldörfler in der Poebene (Italiker).	Die Pfahldörfler in der Schweiz (Kelten?) Steinzeit: Wauwyl	Steinzeit: Moosedorf	Bronze: Nidau	Erstes Auftreten der nicht indog. Hausthiere in Europa.
Rindvieh	baḳaru tauru	gau staura	gō	gāo	βοῦς	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	—
Ziege	ʿinzu	aga	aja	buza	αἴξ	bekannt	bekannt	bekannt	häufig	—
Schaf	kabśu rahilu	avi	avi, urā	maesha	ὄϊς	weniger bekannt	vereinzelt	bekannt	häufig	—
Schwein	—	sû	—	—	σῦς	häufig	fraglich	—	häufig	—
Hund	kalbu	k̦uan	çvan	çpā	κύων	2 Species	bekannt	bekannt	bekannt	—
Pferd	parašu sûsu ?	ak̦va ?	açva	açpa	ἵππος	2 Species	bekannt	fraglich	häufig	—
Esel	himâru atânu	—	gardabha rāsabha	khara	ὄνος ?	sehr fraglich	—	—	—	Nach Homer und Hesiod
Maulesel	—	—	—	—	ἡμί-ονος	—	—	—	—	Vor Homer
Kameel	gamalu	—	—	ustra	—	—	—	—	—	—
Katze	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Um 450 nach Chr. in Italien
Gans	—	—	—	—	χήν*	—	—	—	—	?
Huhn	—	—	—	parōdars	—	—	—	—	—	Zur Zeit des Theognis 2. Hälfte d. VI. Jahrh.
Ente	—	—	—	—	—	—	—	—	—	?
Taube	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Anfang des V. Jahrh. bei den Griechen.
? drückt einen Zweifel an der Domestication des betreffenden Thieres aus.	Vgl. F. Hommel „Die Namen der Säugethiere bei den südsemitischen Völkern" Leipzig 1879, p. 401 ff. A. v. Kremer „Sem. Culturentlehnungen etc." Ausland 1875, 1 ff.	Die Wortformen nach A. Fick. Vgl. Wörterbuch der indog. Sprachen I, 3.	Vergl. H. Zimmer „Altindisches Leben" Berlin 1879 p. 221.	Vergleiche Spiegel „Eranische Alterthumskunde", III.	* Doch tritt die Gans in den homerischen Gedichten nur als Luxusthier auf. Der Esel wird in der Ilias nur einmal, in der Odyssee gar nicht erwähnt.	Vgl. W. Helbig, „Die Italiker in der Poebene" Leipzig 1879, p. 14 u. 15. Die Unterscheidung geschieht nach der Menge der Knochenreste, welche sich von den einzelnen Gattungen gefunden haben.		Vergleiche Sir John Lubock, „Die vorgeschichtliche Zeit", 3. Aufl. übersetzt von A. Passow, Jena 1874, p. 206, 195.		Nach V. Hehn's oft citirtem Buch „Culturpflanzen und Hausthiere" 3. Aufl., Berlin 1877.

Die Siegelbewahrer.

Eine Seegeschichte
von
Heinrich Kruse.

— Berlin. —

Kennt Ihr Reval, die Stadt am äußersten Rande der Ostsee,
Wo's neun Monate Winter und drei schlecht Wetter im Jahr giebt?
Aber die Stadt ist deutsch, und man fühlet sich dort wie zu Hause.
Nun, da war ich einmal mit meinem vortrefflichen Schooner,
Der Karl Heinrich getauft nach dem ältesten Sohne des Rheders
Und schon lange von mir mit beständigem Glücke geführt war.
Als auf der Rhede mit donnerndem Schwall der Anker gefallen,
Und ich mit glattem Gesicht und geputzt schon, fertig zum Landen,
Dasteh' auf dem Verdeck und betrachte den stattlichen Domberg,
Ganz mit Schlössern bedeckt und herrlichen Kirchen: da klettern
Auch schon die Hafenmeister an Bord, vollbärtige Russen,
Leute, gering von Stand und geringer an Geist und Begriffen.
Wunderlich; aber es hat im Zorne der Kaiser befohlen,
Daß nicht seinen Beamten mit Stickereien am Kragen,
Sondern dem bärtigen Volk zu vertrauen das Siegel des Reiches.
Denn von den sämmtlichen Sprüchen der Schrift mißfällt den Beamten
Rußlands keiner so sehr als jener: „Gebet dem Kaiser,
Was des Kaisers ist!" Und mit Listen und groben Praktiken
Fegen sie stets was dem Kaiser gehört, in den eigenen Beutel.
Da ist endlich dem Kaiser die Galle — wer kann's ihm verdenken? —
Uebergelaufen. Es kam ein Ukas mit Donner und Blitzen
Gegen das schändliche Laster: Bestechlichkeit. Allen Beamten,
Welche von nun an sich am Gute des Staates vergriffen,
Wurde die Aussicht auf Sibiriens Freuden eröffnet.
Nicht mehr sollte zum Wächter die Bildung und listige Klugheit,
Sondern die Einfalt, hieß es, die ehrliche, künftig bestellt sein.

Unsere Hafenmeister, das waren die Leute, die führten
Jetzo das Siegel des Reiches allein. So wollt' es der Kaiser
Nicolaus und hatt' es mit: „Dem sei also!" genehmigt.
Sie nur durften das Wappen in Wachs ansetzen, das alle
Waaren und Räume verschließt und sichert vor jeder Berührung.
Niemand durfte das Siegel des Reichs abnehmen, sie selbst nicht,
Sondern gemeinsam nur und im Beisein aller Behörden
War das geheiligte Wachs mit dem Doppeladler zu lösen,
Das wie ein Amulet von den gläubigen Russen verehrt wird.
Und nun mag man sich denken, ob unsere Hafenmeister,
Die im ledernen Sack mit dem Siegel des Reiches sich schleppten,
Wichtig sich dünkten, und ob es die höher'n Beamten verdrossen,
Vorgesetzte, die nun von den Untergeb'nen bewacht sind
Und von manchem Verdienst, an den sie gewöhnet, geschieden;
Aber die Katze, sie lässet das Mausen nicht! saget das Sprichwort.
„Steuerbares?" So kamen die bärtigen Russen auf Deck an,
Schmunzelnd und freundlich nach ihrer Natur. Ich sagte: „Ich weiß nicht;
Das ist Euer Geschäft. Ich kenne nicht Eure Gesetze".
„Nun, Capitänchen, was führet Ihr? Sprecht". — „Was soll ich denn führen?
Sand und Steine ja nur; ist dafür Zoll zu bezahlen?"
„Nein, Capitänchen! O nein! Eu'r Gnaden belieben zu scherzen.
Aber was führet Ihr sonst?" — „Was sonst? Nur zu essen und trinken,
Erbsen und Graupen und Gries und etwas verschimmelten Zwieback". —
„O, das ist nichts — Paschol! Doch führet Ihr keine Getränke?"
„O ja, Leute, da stehet ein Faß!" So sagt' ich und zeigte
Ihnen die Wassertonne. Sie schnoperten drüber und drunter,
Bis sie merkten den Spaß und laut auflachend erklärten:
„Das ist Wasser ja nur! Wir fragen nach geist'gen Getränken!"
„Geistige? Ja ich halte von Wein mir 'nen tüchtigen Rückhalt
Und den vorzüglichsten, köstlichsten Rum in versiegelten Krügen". —
„Wollt Ihr den Wein und den Rum an hiesigem Orte genießen,
Müßt Ihr die Steuer bezahlen dafür". — „Ich werde den Henker!
Nein, ich gedenke damit zu Hause mir gütlich zu thun noch.
Wenn ich in Rußland bin, so trinke ich immer nur Branntwein".
„Warum das, Capitänchen?" — „I, sagt' ich, der russische Branntwein
Ist ein kräft'ges Getränk, wie nirgends man sonsten es antrifft,
Ist Vitriol auf Wasser verdünnt und kratzet den Magen
Wie mit Bürsten. Den trink' ich mit Dank auf des Kaisers Gesundheit,
Welcher mit Liebe die Herzen erfüllt und die Magen mit Branntwein.
Sagt doch, er schlägt daraus wohl ein artiges Sümmchen zusammen?"
„Ja, Capitänchen, man könnt' mit dem jährlich vertrunkenen Branntwein
Füllen ein Loch, ein gewaltiges Loch; wenn der Thurm von Olai
Stänď in dem Loch, ging' über den Hahn noch der fluthende Schnaps weg.
Also Ihr wollt das Getränk nicht hiesigen Ortes versteuern?"
„Nein!" „So müssen wir unter Verschluß es wohl bringen?" — „Natürlich".
„Nun, so zeiget uns denn, Capitänchen, wo liegen die Sachen?"
„Kommt nur mit!" so sagt' ich und führte sie in die Kajüte.
„Seht, hier lagert der Wein und der Rum, hier unten im Keller.

Dies ist die Kellerthüre". So zeigt' ich im Boden die Thüre,
Die in den Keller hinführt, den verschlossenen Raum auf dem Schiffskiel.
„Dies ist die Thür zum Keller? Wohlan, die müssen wir schließen".
Also holten sie denn aus dem ledernen Säckchen das Siegel,
Holten das Wachs hervor zum Siegeln und machten sich Licht an;
Denn sie sind mit Allem versehn. Hilf, Himmel, wie langsam
Machten sie feierlich ab das Geschäft und drückten das Siegel
Groß und breit in röthlichem Wachs auf die Thüre des Kellers!
Drauf empfahlen sie sich mit Bücklingen. „Wollt Ihr noch etwas?"
Aber sie dienerten fort. Da gab ich denn fünfzig Kopeken,
Und sie küßten den Rock und verließen das Schiff mit Vergnügen.
Bald drauf kamen an Bord auch die höheren Steuerbeamten,
Artige Leute von viel Anstand, die deutsch von Geburt sind
Oder doch deutsche Erziehung gehabt, so daß sich mit ihnen
Umgehn läßt; sie sind von milden und höflichen Sitten,
Uebrigens Russen, das heißt, für Geld zu haben, wie Alle
Bis zum Minister hinauf und den Adjutanten des Kaisers;
Doch sie entschuldigen sich mit der Noth und der kargen Besoldung.
Diese belachten das Thun und Treiben der Siegelbewahrer.
„Meinen Sie", sagte zu mir ein Rath der Tamoschna, der immer
Heiteren Sinnes und immer gelaunt zu Schwänken und Kurzweil,
Wirklich ein lustiger Rath — Tatischnischew, glaub' ich, so hieß er —
Solch ein Tölpel von Kerl, dem aller Verstand in den Bart wuchs,
Halte mich ab zu thun, was ich will? Wir lachen darüber!"
Wirklich, er hatte zu viel nicht geprahlt. Ich sah es ja selbst an,
Wie die Beamten ihr Spiel mit den Siegelbewahrern — so nennen
Sie zum Spotte das bärtige Volk — zu treiben gewohnt sind.
Neben mir lag ein finnisches Schiff, ein gewaltiger Kasten,
Plump, doch geräumig gebaut, das stets von der finnischen Küste
Hin nach der esthnischen fuhr und zurück von Abo nach Reval.
Was es betrieb, das ward Holzhandel genannt, doch in Wahrheit
War es zum Schmuggel bestimmt. Denn Finnland, müsset Ihr wissen,
Ist noch von russischen Zöllen befreit. Da werden in Abo
Mechelner Spitzen zusammengepackt und kölnisches Wasser,
Uhren von Genf und die Seide Lyons und türkische Shawle,
Schuppenpelze und Alles, was hoch zu verzollen in Rußland
Oder verboten wohl gar — das legt der betriebsame Kaufmann,
Der vom Gelde so denkt wie der römische Kaiser: „Man riecht nicht,
Wo's herkommt!" in lange wie Balken erscheinende Kisten,
Die er geschickt wegstaut und zwischen dem Holze verstecket.
Nachher werden die Sachen in Reval heimlich geschmuggelt.
Ja, man treibt das Geschäft manchmal ganz offen am Tage,
Nämlich wie folgt: Man holet hervor die verbotenen Waaren,
Und man verpacket sie sammt und sonders in mächtige Säcke,
Wie ein Träger sie grad' auf die Achsel zu nehmen im Stand' ist.
Damit schleppen zur Stadt um die Mittagsstunde die Träger,
Aber am Thore, da wachen die ehrlichen Siegelbewahrer,
Pflichttreu rufen sie: „Halt!" und beschlagen die Säcke der Träger.

Aber was weiter geschieht mit den Säcken, das sollt Ihr erfahren.
Neben dem Thore gelegen erhebt sich das stattliche Zollamt,
Und da sitz' ich einmal mit den Steuerbeamten und plaudre;
Denn sie sind, wie gesagt, umgängliche, artige Leute;
Leben und leben lassen, das ist so ihre Devise.
Pocht es da nicht an der Thür! Ja wohl, doch schüchtern und leise,
Daß durch die Thüre man schon die Unterthänigkeit spüret.
Auf ein lautes Herein! von Tatischnischew's flötender Stimme,
Der heut mehr noch als sonst zu Ränken und Schwänken geneigt schien,
Oft aus dem Fenster sah und den Schnurrbart schmunzelnd sich glatt strich,
Kamen die Siegelbewahrer herein mit tiefer Verbeugung:
„Hier drei Säcke", so meldeten sie, „mit geschmuggelten Waaren,
Die wir eben ertappt". — „So!" sagte Tatischnischew ernsthaft,
Woher wisset Ihr denn, daß geschmuggelte Sachen im Sack sind?"
„O, wir wissen es nicht, Herr Rath, wir vermuthen es aber.
Daher brachten wir Ihnen die Säcke; Sie können sie prüfen".
„Nun, ich werde sogleich vornehmen die dienstliche Prüfung;
Scheert Euch! setzt' er hinzu; denn dies sind amtliche Sachen!"
Damit mußten die bärtigen Kerls aus dem Zimmer sich trollen.
Als kaum hinter dem Volke die Thür sich geschlossen, so lachten
Heiter die Herr'n, und es wurde zur Amtsgebahrung geschritten,
Einfach darin besteh'nd, daß man alle zu schmuggelnde Waaren
Aufschreibt und sie sortirt und den passendsten Käufern sie zuweist,
Die sie vertreiben auf halben Gewinn mit den Steuerbeamten.
Als nun Alles in Ordnung gebracht und zum Scheine belieb'ge
Dienstpapiere zusammengeschmiert, so wurden die armen
Teufel, die Siegelbewahrer, von Neuem in's Zimmer gerufen.
Ganz Amtsmiene, das Dienstreglement in der Hand, so empfing sie
Zornig der Rath und warf Anfangs nur vernichtende Blicke
Schweigend auf sie, die jene mit Zittern und Zagen ertrugen.
„Sagt, was habt Ihr schon wieder gemacht?" so begann er die Rede.
„Diese Säcke", so sprach er pathetisch und wies auf die Säcke
Wie ein Rechtsanwalt, der vor den Geschwornen redet,
Auf die glänzend von ihm an's Licht gezogene Unschuld,
„Diese Säcke, sie sind vor meinen eigenen Augen
Amtlich auf's Strengste geprüft, und was, was hat sich ergeben?
Alles in Richtigkeit — nichts Steuerbares darunter!
Hier sind Stück für Stück die gefundenen Waaren verzeichnet,
Sprach er, das Dienstpapier aufhebend und stark darauf schlagend.
Sämmtliche Waaren gehören zu C. 2. oder zu C. 11.
Oder zu D. 13., F. 18. 27.
Litera c und d; das sind die verzeichneten Nummern.
„Könnt Ihr lesen?" so schnauzt' er sie an. Sie bejahten es zitternd,
Wie wenn, wer zu lesen versteht, zu hängen verdammt sei.
„Nun, Schwernöther, so les't! Lest selber im Reglement nach.
Hier ist das Reglement und hier, wo den Finger ich halte,
Stehen die Nummern der Waaren, die sich in den Säcken gefunden.
Was steht hier? Helleborus! Seht! Und weiter da? Spießglas!

Oker — Ich muß umschlagen; was macht Ihr mir, Tölpel, für Mühe! —
Sassafras und Cardamom, Perlgraupen und gelbe Carotten,
Cerealien — Seht! Dies ist F. 27.
Also seht Ihr nun selbst, daß nichts in den Säcken vorhanden
Als Helleborus und Perlgraupen und gelbe Carotten,
Sassafras und Cardamom, Spießglas, Cerealien, Oker,
Lauter Erzeugnisse, welche nach Allerhöchster Bestimmung
Zollfrei sind. Was fällt Euch denn ein, zollfreie Artikel
Anzuhalten, die Leute zu scheeren und uns zu berauben
Unserer kostbaren Zeit? Euch soll ja —" schrie er; die armen
Siegelbewahrer erschraken und flehten ihn an um Verzeihung,
Daß sie ein solches Versehen gemacht und die Herren belästigt.
Aber der Rath fuhr fort auf sie zu schelten und toben:
„Kommt das noch einmal vor, so muß ich berichten nach Pet'sburg *).
Wie oft soll ich Euch sagen, Hallunken, daß unser erhabner
Allergnädigster Herr höchstselbst nachdrücklich geboten,
Nicht unnöthige Last Kaufleuten und Schiffern zu machen,
Handel und Wandel zu fördern und nicht zu hindern! Wie dürft Ihr
Seiner Majestät Befehlen zum Trotze" — Indem er
So sich ereiferte, zwickt er dem einen das Ohr und dem andern
Zupft er am Bart und theilt Kopfnüsse und Püffe und Knüffe
Reichlich unter sie aus und jagt sie zuletzt aus dem Tempel.
Als sie sich rasch aus der Thür gedrängt, brach aus das Gelächter,
Das mit dem Schnupftuch kaum noch die Herren Beamten bezwungen.
„Nein, das ist doch zu arg!" So sagt' ich mit Schütteln des Kopfes.
Aber sie lachten mich aus und sprachen: „So lebt man in Rußland!"
Freilich, wie können die Leute, die so man behandelt, bestellt sein,
Um die Gesetze zu hüten und ihnen als Wächter zu dienen?
Meine Cajüte, sie könnte am Besten davon erzählen.
Als an Bord, wie oben erzählt, die Beamten gekommen,
Nöthigt' ich sie zur Cajüte herab — Das lieben die Herren,
Denn wir Schiffer, wir schleppen uns mancherlei Gutes zusammen,
Und die Cajüte, die ist für uns, was der Bau für den Hamster.
Nun, ich bewirthete sie nach meinem geringen Vermögen;
Aber sie sahen zuweilen sich um und erwarteten etwas.
„Ach, ich merke, Sie sind am Ende wohl durstig!" so sagt' ich.
„Leider hab' ich den Herren nichts vorzusetzen als Wasser;
Oder mögen Sie Bier? Cajütswacht, hole das Bier her".
Aber Cajütswacht sagte: „Das Bier ist sauer geworden!"
„Sehen Sie, wertheste Herren, so bleibt nichts Anderes übrig,
Als ich schick' in der Jölle den Jungen nach Reval, damit er
Branntwein hole —" Doch kaum als die Herren nur hörten von Branntwein,
Russischem Branntwein, wehrten sie ab mit Händen und Füßen.
Pflegtet Ihr Herren doch sonst Euch besser im Punkt der Getränke
Vorzusehen!" so sagte der Rath Tatischnischew. — „Freilich",
Sprach ich. „Ich führ' auch alten Bordeaux und aus sicherster Quelle

*) Dortige Aussprache.

Aechten und feinen Jamaica-Rum in Krügen die Menge;
Aber es ward ja Alles versiegelt. Da sehet nur vor Euch,
Grad vor der Mitte des Tisches, da geht in den Keller die Thüre.
Darauf schauet in Wachs das gewaltige Siegel des Reiches,
Das ist der Talisman, der meine Schätze gebannt hält".
Waren die Kerle schon da? Wahrhaftig, die Siegelbewahrer
Haben den Boden bereits mit dem Wachse beklext und beklebet.
Hol' Sie der Henker! Ich wollte, sie müßten mit eigenem Körper
Siegeln das brennende Wachs!" So rief Tatischnischew zornig.
Aber er ward bald anderen Sinnes und sagte mit Lachen:
„Wissen Sie was, Capitän? Wir scheeren uns nicht um das Siegel,
Reißen Sie's ab! Ganz dreist!" Ich sagte: „Ich muß mich bedanken,
Solche Verantwortung kann ich nicht über mich nehmen".
„Ei, so thu' ich es selbst!" Und ohne sich viel zu besinnen,
Bückt er sich nieder und reißet das Siegel des Reichs von der Fallthür.
Jubelnd drängte sich drauf in den Keller die ganze Gesellschaft,
Wo kaum Platz zum Stehn, und schleppten als wie im Triumphe
Flaschen und Krüge heraus. Da wurde gezecht und gesungen
Und ein lustig Gelag beim Klange der Gläser gehalten.
„Das ist Alles, Ihr Herrn, recht schön", so sagt' ich am Ende;
„Aber wie wird es uns gehn? Wir haben das Siegel des Reiches
Freventlich abgerissen. Es stehen entsetzliche Strafen,
Sagt man, darauf. Ihr müßt nun freilich am Besten es wissen,
Was Ihr gethan habt. Aber ich seh' im Geist Euch schon Alle
Auf die Kibitke gepackt und das, Paschol! nach Sibirien".
„Freundchen, das hat nicht Noth! Laßt mich nur machen!" so sprach er.
„Seht, hier nehm' ich das Siegel — Allein schier hätt' ich's vergessen,
Herr Capitän, ich hätte vorher noch etwas zu bitten".
„Womit kann ich Euch dienen? Es wird mir zur Ehre gereichen".
„Könntet Ihr von dem vortrefflichen Rum ein zehn bis zwanzig
Krüge mir wohl ablassen?" „Warum nicht?" sagt ich: „Mit Freuden".
Und so holt' er sich denn die geforderten Krüge und mehr noch
Erst aus dem Keller heraus und sagte: „Ich danke verbindlichst.
Ueber den Preis, da werden wir uns schon später vergleichen!"
Nun, ich wußte vorher, daß er abzurechnen vergäße.
Darauf nahm er zur Hand das abgerissene Siegel,
Legt' es behutsam ganz auf die richtige Stelle, daß halb es
Deckte die Thür und halb den Boden; es lag in der Mitte
Grad vor dem Tisch, auf dem rund standen die Flaschen und Gläser;
Und dann stampft er darauf, mit dem Fuß breit tretend das Siegel,
Daß es nur flach als ein Fladen zu sehn und das Wappen verwischt war.
„Geh' nun Einer", so sagte der Rath, „und hole die Kerle!"
Und so kamen an Bord noch einmal die Hafenmeister.
„Sind sie da?" so fragte der Rath. „Dann ruft mir den Hauptkerl,
Den mit dem röthlichen Bart. Ihr sollt sehn', wie ich es mache.
Wenn ich ihn fest anseh' mit scharfem Blicke, so sieht er
Dienstlich mir wieder in's Aug und kann nicht sehn, wo er hintritt,
Wenn ich das Glas ihm reich' hier über die Mitte des Tisches.

Und dann trappt er darauf, auf das Siegel, und glaubt in der Dummheit —
Aber so ruft mir den Kerl mit dem fuchsigen Bart nur herunter.
Solche Komödie saht Ihr noch nie! Doch dürft Ihr nicht lachen.
Ernsthaft also!" So wurde der fuchsige Kerl denn gerufen.
Als er hereintrat, stand Tatischnischew hinter dem Tische,
Sah ihn feierlich an mit einem durchbohrenden Blicke,
Und mein Russe, er sah ihm dienstlich wieder ins Auge.
„Komm her!" sagte zu ihm sein Vorgesetzter und streckte
Ueber die Mitte des Tisches das volle Glas ihm entgegen,
Komm und trinke! Ich weiß, du verschmähst nicht etwas, das gut ist".
Nun, mein Russe, er trat auch heran, indem er die Augen
Unverwandt auf den Rath Tatischnischew hatte gerichtet,
Kaum nach dem lockenden Glas seitwärts sich getrauend zu blinzeln,
Nahm sein Glas und bückte sich rings vor der ganzen Gesellschaft,
Dankte gehorsamst und leerte das Glas bis zur Neige auf Eins aus,
Wischte vergnügt sich den Bart und setzte das Glas auf den Tisch hin.
Aber da kaum zwei Schritt' er zur Thüre sich wieder entfernt hat,
Schreit ihn schon Tatischnischew an: „Was hast Du begangen?
Unglückseliger, schau! In Deiner Gier nach dem Glase
Hast Du den Fuß auf das Siegel gesetzt und es schmählich zertreten!"
O, wer beschreibet den Schrecken des bärtigen Siegelbewahrers,
Als er das heilige Siegel als flachen Oblaten erblickte,
Nichts vom Wappen zu sehn, ganz schmählich beschimpft und zertreten!
Und in wohlgeheuchelter Wuth und großer Entrüstung
Riß Tatischnischew flugs von der Kellerthüre das Siegel,
(Und das wurd' ihm nicht schwer, denn es lag ja nur los auf dem Boden!)
Hielt es ihm vor und sprach! „Unglücklicher, sieh', das ist Dein Werk!
Wie wird Dir es ergehen!" Der Russe, er fiel auf die Kniee;
„Ach, mein gnädigster Herr! Herr Rath, so verzeiht mir die Sünde!
Stehn mir die Heiligen bei, ich sah es ja nicht, wo ich hintrat!"
Und da hatte er Recht! Ich, welcher genau darauf Acht gab,
Sah recht gut, daß er kaum mit der Zeh' auf das Siegel getreten;
Aber er hielt sich schuldig an Allem, der arme Betrog'ne.
„Zeiget mich nur nicht an, Herr Rath! Sonst bin ich verloren!"
Also fleht' er und küßte den Rock und war in Verzweiflung.
„Ja, wie soll ich es machen, Gregorowitsch? Ist doch das Siegel
Gänzlich verschimpft und kommt die Commission nun zum Nachseh'n —"
„Ach, mein gnädigster Herr, das ginge mir ja an den Kragen!
Redet doch nicht von der Commission! Die nimmt mir die Stelle,
Stecket mich ein — O erlaubet mir doch, noch einmal zu siegeln!
Seht, ich habe ja Frau und Kinder!" so flehte der Russe.
„Ja, wenn Du Frau und Kinder besitzest", so sagte der Rath da,
„Das ist freilich was Andres. Da will ich ein Uebriges thun, Sohn,
Und Dir das Siegel darauf noch einmal zu setzen erlauben.
Streng ist's freilich verboten am Siegel, sobald es gesetzt ist,
Wieder zu rühren. Allein ich bin barmherzig, ich habe
Selber ja Frau und Kinder zu Haus. Ich will's Dir erlauben.
Doch das beding' ich mir aus, und Du mußt es mir heilig versprechen,

Wenn uns künftig einmal mit dem Siegel so etwas passiret,
Mußt Du für uns so gefällig auch sein und siegeln noch einmal!"
Mein Bartrusse gelobt es mit Freuden. „Nun spute Dich aber,
Siegle, so rasch Du nur kannst!" Mein Russe mit zitternden Händen,
Holte das Wachs und das Siegel herbei. So schnell er nur konnte,
Schloß er die Thüre des Kellers von Neuem mit mächtigem Siegel,
Und obgleich er die Hand in der Eil' mit dem Wachse verbrannte,
Ging er doch froh wie ein König davon. So lebt man in Rußland!*)

*) Die Erzählung spielt vor fünfzig Jahren unter der Reg'erung des Kaisers Nicolaus. Seitdem ist in Rußland Vieles anders und besser geworden.

Briefe von Moritz von Schwind.

Mitgetheilt
von
Bernhard Schädel.
— Darmstadt. —

XXIII.

München 12ten Dez. 1852.

Liebster Freund!

Ich meine, es wäre jetzt wieder lange genug, daß wir keine Nachrichten gewechselt haben. Kollischon, dem der Himmel zu seinen übrigen Tugenden, auch etwas Talent verliehen haben sollte, brachte mir Grüße von Dir, dazu den Ausspruch „in der Hauptsache gienge es gut". Die Hauptsache ist das Himmelreich, für diese aber ein gesundes corpus, und da sich das erste theils von selbst, theils gar nicht versteht, denn Sperrsitze giebt es da nicht, so beziehe ich es auf das zweite, und getröste mich, daß Du kein Uebel mehr, allenfalls Nachwehen zu tragen hast. Ich wünsche Dir von Herzen daß auch die verschwinden, denn mit gesunder Haut, hat man in hac lacrimarum valle noch genug auszustehen und zu befahren. Ich lebe der Hoffnung daß mit dem neuen Jahr, einiges Ausschnaufen, vergönnt werde, denn das ganze Jahr gabs was zu leiden. Meine Krankheit der Frau sehr geplagte Hoffnungszeit Niederkunft, jetzt Abgewöhnen des Kindes, begleitet von Kopfschmerzen und Nervengeschichten, die Flecken bei zwei Kindern — es ist immer etwas. Mir hat das Salzbad wieder treffliche Dienste gethan, und hauptsächlich, wie ich glaube der dreimal wiederholte Gebrauch 1850 Seebad 51 Aussee 52 Salzburg. Ich bin in frischerer Stimmung als seit vielen Jahren, kann zu Dingen lachen, die mich sonst außer sich gebracht hätten und arbeite mit lang nicht mehr gekannter Lust und Sicherheit. Von Außen haben Zurücksetzung und Verringerung des Einkommens eher zu als abgenommen, von Innen dagegen die Verachtung des ganzen Kunstbabels, von der höchsten Protektion, bis zu den Bilder Rahmen herab, und die Ueberzeugung daß nur außerhalb des ganzen „Geschäftes" was rechtes gedeihen kann, eine solche Höhe und Festigkeit erreicht, daß ich dazu lache wenn Unsummen ausgegeben werden, um dem gemeinen Zeitgeist so viel Monumente als möglich zu setzen. Ja ich kann mich daran freuen daß meine Existenz, mit der ich sehr zufrieden sein kann, wie durch eine fortgesetzte Reihe von Wundern im Gang erhalten wird. Kann ich auch nicht so viel größere Werke zu Stande bringen als ich wünschte und könnte so bin ich doch bei dem was mir möglich ist, nicht geeilt, und nicht durch die höhere Weisheit der Besteller beirrt und verstimmt. Die schöne Sage von der Aschenbrödl ist gegenwärtig in vollem Gang. Es ist alles, 4 Bilder 20 Zoll br. 43 hoch — 5 Bilder

(2) 10 Zoll im Quadrat, halbe Figuren, (3) 5 Bilder 6 Zoll hoch 3 br. (4) 5 ○ mit 5 Zoll Durchmesser und die nöthigen Verzierungen gezeichnet, und von den großen 1 von den 2 und 3 sämtliche untermalt. Sie werden einzeln gemalt und in einen mit Gold und Ornamenten wozu 3 und 4 gehören, decorirte Holzwand eingesetzt. Es figuriren noch 10 Musikanten und 10 Genien oder Amoretten in der Verzierung. Da die größten Figuren nur 15 Zoll haben, kannst Du Dir denken wie reich die compositionen sind. Die 5 (3.) enthalten die Geschichte der Psyche. Die 5 (4.) die Geschichte des Dornröschens, um den Eindruck daß es sich um ein unterdrücktes, ja Jahrhunderte vergeßenes handelt daß endlich doch zu Leben und Ehren kommt. Leider aber enthält es weder Mordthat noch H—rerei, und so muß ich auf den König von Persien als Abnehmer rechnen in Deutschland wird man es nicht brauchen können. Im Vorbeigehen laß Dich auf einen neuen Zug unsers holden Publicums aufmerksam machen. Dasselbe Lumpenpack daß sich mit schamloser Vornehmheit, von den Leichen auf Donners Körner weggewendet hat, als einem kunstwiedrigen Gegenstand, adorirt jetzt, die Kopfabschneiderei auf Gallaits Egmont. Was ist das?

Weiters denke! habe ich mich nicht enthalten können Abends in meinem unterirdischen Zimmer, die zweite Musikzimmer Wand, wovon das Beethovische Bild die erste ist, in Angriff zu nehmen. Die Zauberflöte für Mozart. Ich bin ganz erstaunt über den Reichthum des Stoffs und lache mir den Buckl voll, daß es ohne irgend eine Gewaltthat, sich in eine ganz congruirende Form, wie von selber fügt. Der einzige Sarastro ist ein bißchen hohl, dagegen prächtig und stylisirt, wie alle Mozartischen Aufzugsmusiken. Es kann sein daß ich während des Malens der Aschenbr. mit den Zeichnungen fast ganz zu Stande komme. Man wird mich auslachen das versteht sich ich frage aber ob der Faust von Goethe, ein viel größerer Nationalschatz ist als dieses herrliche, das man freilich nicht so dumm sein muß sich ohne die Musick denken zu wollen.

Lachners Musick zum Oedippus ist alles mögliche. Ouvertur und Eingangsmarsch ganz vortrefflich. Leonhardt ist zu meiner großen Freude hier, mit einer des Tags 2 Stunden freßenden Anstellung als Oberlehrer des Claviers am Conservatorio. Giebt er noch ein Paar Stunden die Woche dazu so gehts ihm gut. Lachner ist sehr von ihm eingenommen und mit der Zeit hoffe ich das beste. So ein lediger Bursche kommt schon durch.

So hätte ich ziemlich Rapport abgestattet, und ersuche um ein gleiches. Ueber die zukünftige Gestalt des St. Instituts wirst Du nichts wißen. Der arme Zwerger dauert mich, wenn sie ihn schaffen. Von Weimar immer noch keine Entscheidung — es liegt mir nichts mehr daran. In Salzburg war ich wieder mit Cornelius und Schnorr beisamen zu meiner großen Freude. Mein Ausseeer Bruder, der jetzt in Salzburg ist hat geheirathet. Steinle hat geschrieben, ich antworte demnächst. Das ist nichts kleines eine erwachsene Tochter verlieren.

Wenn Du M.... Stralendorf oder Mumm siehst, sage meine schönsten Grüße. Der Frau Liebsten nebst Kindern alles gute Glück. Leb recht wohl und schreibe bald und erfreuliches

Deinem alten schlanken

Freund Schwind.

Ist Graf Reichenbach mit seiner Zeichnung zufrieden?

XXIV.

München 26ten Merz 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Guck emol an! wenn der heillose Schnee nicht gekommen wäre, so träte stadt dieses armseeligen Briefes, wahrscheinlich meine eigene Gestalt bei Dir ein. Es war

so gut als abgemacht daß ich Montags abreisen sollte und zwar nach Gotha, und Weimar um mit dem Erb Großherzog endlich ins Reine zu kommen, und von da wäre ich über Frankfurt und Carlsruh überall drei Tage verweilend zurückgekehrt. Ecco legt es einen Schnee her, daß vollkommnes Steckenbleiben das minimum des zu erwartenden ist, und einem der Bart gefriert, wenn man nur ans Reisen denkt. Insuper stürzt mir der Rhein von der Wand und schlägt sich eine tüchtige Wunde, deren Herstellung Gott sei Dank, vollkommen möglich, deren Cur aber an die 100 f. verschlingen wird. So sind die Ferien verschneit, das Geld verfallen, und Reise und Ueberraschung, Veränderung der äußeren Eindrücke, daraus zu erwartende Erfrischung — alles schrumpft zusammen auf 4—5 Tage ohne Arbeit, und ohne Zerstreung. Wenigstens will ich Dir schreiben, und wo möglich Dir einen Brief entreißen. Was macht Dein exsudat? Das meine war groß genug ich spüre nichts mehr davon und das schon lange. Ich hoffe die Deinige wird unterdessen überwunden sein oder sich endlich bezwingen lassen. Wie gern sieht man seine Freunde nach einer tüchtigen Krankheit. Dein letzter Brief klang nicht ganz befriedigend. Schau daß Du was beßeres schreiben kannst.

Bei mir ist Gott sei Dank alles wohl, etwas Nervositäten bei der Frau abgerechnet. Die kleine kriegt ihre Zähne die großen ihre guten Noten, und an den nöthigen Lebensmitteln und Stiefeln hat es noch nie gefehlt. Dem Herrmann der gute Ohren zu haben scheint soll ein Geigenlehrer beigelegt werden, er hat Freude dazu, und ich halte es für ein gar nützliches und geselliges Instrument. Will er Clavier spielen lernen soll ers thun wenn seine Finger zum Concert spielen zu steif sind, so kann ihm der moderne Firlefanz nicht an den Leib. Musikalischer Weise lebe ich sehr zurückgezogen. Es greift mich mehr an als sonst, und ich exponire mich nicht gern zu starken Eindrücken. So profitire ich auch nicht so viel von Leonhardt, als ich könnte, es setzt aber hin und her eine Bachsche Fuge ein Stück Sinfonie, und parthienweise sein Oratorium Johannes (Täufer) das mich sehr interessirt. Durch ihn machte ich die Bekanntschaft Meyers, der Generalbaßlehrer am Conservatorio ist, eines vortrefflichen unangesteckten Mannes und Palästrinapietisten wie er sich selber nennt. Wir sitzen alle Samstag mit den beiden Lachnern im Wirthshaus zusammen, was mein einziger Clubbgang ist. Mit den Malern ist nichts anzufangen. Die reden immer von verschiedenen Wegen, und ich sehe nur ein großes Loch voll süßem Morast wo sie allezusammen in der Rundung herum taumeln. Wer da nicht mit essen und natürlich immer tiefer hinein kommen will der muß für sich allein bleiben. An der Aschenbrödl spare ich nicht Zeit nicht Mühe, obgleich in der Gewißheit daß ich schwerlich was dafür bekomme, und tröste mich und halte mich frisch mit der Gewißheit, daß ich das was gern bezalt wird, um das zehnfache nicht machen möchte, was die armen Tröpfe dafür bekommen. Ich bin bereits tüchtig müde, und hätte eine Erholung gut brauchen können, aber es ist auch hübsch was fertig, das ganze auf gutem Weg, und der bei weitem größte Theil überstanden. Da ich doch von Neben Arbeiten leben muß, sei Dir angezeigt, daß von diesem Werke eine 5 Schuh lange 18 Zoll hohe sehr präsentable Sepia Zeichnung existirt, an der der Besitzer, für den Gedanken nicht das werthloseste sind, etwas rechtes hätte. Ich meine damit, geradeherausgesagt Deinen jungen Grafen. Versteht sich muß das Bild erst da sein. Aufrichtig gesagt kann ich gar nicht genug staunen, daß immer das nöthige da war und noch da ist, wenn ich bedenke daß es bald ein Jahr ist daß ich nichts mehr fertig machte und der König von Griechenland erst anfangs dieses Monats bezalt hat. Dazwischen Krankheit Kindbett und Badereise! Also tapfer zu. Wir sahen hier ein Bild von . . . nach des Zedlitz schäbigem Gedicht „die nächtliche Heerschau" . . . . eine wahre Schindmähren Phantasie — und Beifall von oben und unten. Man konnte deutlicher als je sehen daß . . . . . . wir in der Malerei fortsetzen, was in den Balzac Eugen

Sue und ähnlicher Schurkenliteratur erschöpft ist. Das heißt dann „malen können“. Daß Veit von Frankfurt weggeht, ist natürlich, aber viel zu spät. Ich komme manchmal auf den tollen Gedanken zurück, daß wir hätten in einer kleinen wohlfeilen Stadt sollen zusammensitzen, und uns so selber eine Kunststadt machen — das geht aber nur mit einer Ordensregel und wer kann ein Kloster gründen mit Weib und Kind. So sieht man wie weit mans bringt als Künstler und eigne Mecän zugleich.

Wenn Du Strahlendorf siehst grüß ihn bestens. M.... deßgleichen. Ich habe mir ausgedacht gehabt, wir säßen mit Veit zusammen, und ließen Dir die Wahl ob Du wolltest katholisch werden oder Dir einen Haarbeutl antrinken auf die Gefahr hin ein Türke zu werden.

Malzens grüße schön und die gute Frau C.... Frau und Kinder alles Glück und Heil und schreib bald wieder

Deinem alten Freund

Schwind.

XXV.

Ammerland, 25ten Aug. 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Vorgestern war es schon 4 Wochen, daß uns unser kleinstes Kind gestorben ist; und erst heute komme ich dazu es Dir zu schreiben. Es war ein Bild der Gesundheit und Heiterkeit, und leuchtete wie ein Stern der Freude. An seinem ersten Geburtstag verließ es uns. Zum Keuchhusten trat noch eine Lungen Entzündung, das konnte es nicht bestehen. Am Tage, als es begraben wurde, mußten der zweitjüngsten Blutegel gesetzt werden, denn es drohte eine Hirn Entzündung sich zum Keuchhusten zu gesellen wo es dann auch aus gewesen wäre. Gott sei Dank bei der hat sich's gegeben, und hier auf dem Lande (am Starnberger See) erholt sie sich und der heillose Husten scheint auch zu Ende zu gehen.

Gott erhalte Dir Deine Kinder mehr sage ich nicht, getragen muß es sein aber es ist über alles hart.

Froh war ich daß eine dringende und ziemlich gleichgültige Arbeit an mich kam, eine Zeichnung von Overbeck ins überlebensgroße zu bearbeiten, behufs einer Ausführung als Glasgemälde — Kirchenfenster nach Hamburg. Dieß überstanden giengen wir hier heraus, wo denn doch Gebürg und See ihre Eindrücke geltend machen, und uns doch die einzelnen Erinnerungen aus den Augen gerückt sind. Ich studirte und machte bisher die nöthigen Auszüge, aus dem Leben der heiligen Elisabeth, behufs der Malereien auf der Wartburg, die ich übernommen habe. Mit wie gutem Willen ich an die Arbeit zu gehen dachte, weiß Gott, ob ich nach überstandenem Contraktmachen wieder ins Gleis kommen kann? muß sich zeigen. S...... ist der vom Großherzog chargirte in dieser Sache und ich kann mich nichts weniger als beklagen, über Zuvorkommen, und guten Willen, aber seit ich ihn 8 Tage bei mir auf Besuch hatte, bin ich wie mit Wasser begossen. Das Unverständniß, und die unbehaglichste Kälte oder Blindheit, für den Unterschied von gut und schlecht haben mich ganz verstimmt. Alles mittelmäßige begünstigen alles gewollte und reine bekritteln, das ist die traurige Sauce die Bildung und Cultur genannt wird. Man muß sich darauf richten seine Sache durchzukämpfen, und sich eben auf gar nichts einzulassen, so gehts vielleicht daß man die Wärme für die Arbeit rettet. Sechs Jahre arbeite ich ohne Mecän, ich bringe das Geld nicht auf fortan mein eigner zu sein, nun zeigt sich einer, und es zeigt sich das noch ärger, daß einem alle Lust genommen wird. Sei Du froh daß Du die ganze Geschichte vom Halse hast und nicht mehr von Deiner Kunst leben mußt. Ich gäbe das ganze Vergnügen wohlfeil her

Meine Frau ist so weit gesund, aber immer fehlt etwas. Mein Bub hat jetzt die deutschen Schulen hinter sich, und schon muß man auf eine Standeswahl sinnen. Alles lieber als Staatsdiener das ist gewiß. Ich habe im Auge ihn Oekonomie studiren zu lassen, mag er dann einmal was pachten oder in Dienste treten, wenigstens lebt er in der freien Luft, und kann Fleiß und Geschick geltend machen. Will er Künstler werden, so wird's schon zu Tag kommen.

Daß Leonhardt seit einem Jahre in München ist, weißt Du wohl. Er bringt sich bescheiden durch, und ist mir durch seine Festigkeit und strenge Begeisterung für das rechte ein erquicklicher Freund. Das Lumpenpack glaubt alles, sie könnten den Propheten und verlorenen Sohn schön finden, und nebenbei Mozart oder Bach nach Belieben.

Leb recht wohl und schreib wie es Dir und den Deinigen geht. Zu erzälen habe ich manches für ein nächstes mal. Frau und Kinder möge es immer wohl gehen, und alle Freunde grüße schönstens

Dein alter Freund Schwind.

Adressire nur nach München.

XXVI.

München 25ten Dec. 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Dießmal habe ich lange genug geschwiegen. Heute aber am hl. Christtag wo noch überdieß hinlängliches und einladendes Brief Papier vorliegt kann ich mir ein bene anthun.

Gesund ist Gott sei Dank alles, die Angegriffenheit der Frau ist mehr eine Uebung in Geduld als etwas Gefährliches. Von den Weimarer Mühen kann ich in sofern ausschnaufen, als ich S . . . . . n doch endlich zu verstehen gab, daß ich ihn weder als Autorität noch als Protection nöthig hätte, worüber er sich natürlich aus so einer gemeinen Athmosphäre verachtungsvoll zurückzog, und als ich vorgestern, das für das nächste Jahr zu malende, 8 Compositionen aus der Thüringer Landgrafen Geschichte, und 7 zum Leben der hl. Elisabeth zur allerhöchsten Einsicht geschickt habe, und endlich weil ich vollkommen drauf eingerichtet bin, wenn man mir viel Sprünge macht, mich zu bedanken, und die ganze Herrlichkeit irgend einem brodlosen Thüringer zu überlassen. Die Anstrengung, unter so ungünstigen Umständen bei äußerster Zustutzung der reichen und prachtvollen Gegenstände, und geplagt mit einer fatalen Correspondenz, wo ich mich quälen mußte „die Weisheitslehren dieser Knaben" mir vom Leib zu halten — noch eine Zusammenstellung aufzubringen, der man sich mit Liebe und Eifer hingeben kann war eine gewaltige. Gott sei Dank es ließ mich nicht sitzen, und ich hoffe beim Anschauen soll man nicht merken, um wie viel reicher alles sein sollte. Die 7 Elisabethiner Bilder sind die sieben Werke der Barmherzigkeit, von ihr selbst ausgeübt, jedes erinnernd an einen bestimmten Zug aus ihrer Lebensgeschichte. Sie sind bestimmt zwischen 6 größeren erzählenden Bildern angebracht zu werden. ○ ▭ ○ ▭ ꝛc. Wenn Du sie siehst, wirst Du vielleicht bemerken, daß es keine unausweichliche Forderung religiöser Gegenstände sei, wie vielfältig behauptet wird, von Holz zu sein. Dermalen wird die Aschenbrödl wieder fröhlich vorgenommen, und ich hoffe dieses angenehme Werk, daß durch die 5 monatliche Rast in meinen Augen nur gewonnen hat, bevor ich auf die Wartburg gehe fertig zu kriegen. Daß an einer Reise über Karlsruh und Frankfurt phantasirt wird versteht sich von selbst. In musicalibus geht alles seinen Weg. Die Aufführung der großen Beethovischen Messe war so ziemlich der Glanzpunkt. Die Reparation des Theaters brachte die Ausstellung eines kleinen Drely im Odeonsaal mit sich, wodurch Raum und Ton, für die Concerte sehr beeinträchtigt wurden. Etwas viel Mendelsohn ergab

Digitized by Google

sich dießmal, und eine Aufführung Leonhardtischer Simphonie kam noch nicht zu Stande. Die Samstag Abende mit Lachner &c. halten sich. Uebrigens wird die Stadt München alle Tage langweiliger, kleinlicher und unfruchtbarer, was aber auf mich nicht mehr Einfluß hat als den mit Zurückgezogenheit überhaupt verbundenen.

Jetzt erzähl auch wies bei Dir geht, was Du etwa von Strahlendorf und Steinle weißt, empfiehl uns Deiner Frau und allen Freunden, und tritt das neue Jahr mit guten Zeichen an. Ein Wiedersehen hoffe ich mit Bestimmtheit, der Himmel gebe daß es ein gesundes und wackeres sey, von „froh" wollen wir nicht viel reden. Leb wohl und schreibe bald wieder

Deinem alten Freund
Schwind.

XXVII.

Bad Greifenberg 19ten Sept. 1854.

Liebster Freund Schaedl!

Hoffentlich bist Du von Deinen Irrfahrten zurückgekehrt, befindest Dich besser, und hast Zeit ein Paar Seiten von meiner schönen Handschrift zu lesen. Habe zu melden, daß ich Samstag vor Pfingsten gerade lang genug in Frankfurt war, um ein Glas Wein zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen. Mittwoch nach Pfingsten hingegen hatte ich Zeit, bei Schedels anzuläuten, und auf die Versicherung, daß niemand zu Hause sei wieder abzuwackeln. Meinen Nahmen verschwieg ich großmüthig. Ein Mensch der in fresco malt, hat zu gar nichts Zeit, es ist nicht anders. Ich ließ es an keinerlei Eifer fehlen, und brachte auch zum Ende August, meine vorgesteckte Aufgabe zu Ende. Der Beifall unzäliger hoher Personen war ein enormer, was der bisher ausgeschlossene publicus sagen wird, muß man abwarten. Es ist auch ganz gleichgültig. Von allen diesen lobenden Herrschaften, war nicht eine, die auf die nächste Arbeit die Hand legte, die etwas von mir zu haben begehrte, die einen Orden oder ein Pferd oder sonst was für mich gehabt hätte. Dagegen können Sie sich auch nicht rühmen, daß ich Ihnen irgend nachgeloffen bin. Ich ließ mich zehnmal zum Essen einladen bis ich einmal gieng, und malte ruhig mein Stück Arbeit fertig, während im Saal neben mir getafelt wurde. Der Großherzog ist ein freundlicher, und wohlwollender Mann das ist keine Frage. Seine Art an meiner Arbeit theil zu nehmen, ist aufmunternd und erfreulich. Die Großherzogin ist heiter, singt recht hübsch, und bald mit einer Unterhaltung zufrieden. Die Frau Herzogin von Orleans ist die liebenswürdigste und seelenvollste Fürstin die mir noch vorgekommen ist. Pastor Ludwig der ehemalige Erzieher der Mäusebukschen*) Buben kam auch zum Vorschein, eben so der Bruder Dctr.**). Deiner Frau. Kühnstadt nebst zwei seiner Schüler formirten mit mir ein reizendes Violinquartett. Freund Mumm hielt mit seinem Pferdetransport auch einen Tag an. List den alten . . . . . . hatte ich ebenfalls zu genießen S . . . . . . oder vielmehr von S . . . . . . wurde mir erspart. Er ist wüthend über mich, und der Großherzog dem es doch scheinen mag daß mehr daran liege, daß ich ungestört an meiner Arbeit bleibe als daß S . . . . . . Sermone halte nahm ihn nicht mit nach Wilhelmsthal, 1 Stunde von Eisenach, wo sich der Hof 3 Monate aufhielt. Deine süße Vaterstadt Cassel***) habe ich auch gesehen, und mit dem Hof Architekten Engelhardt, einen angenehmen Abend zugebracht. Am 29ten reiste ich ab, und traf meine Familie in Bayerdiessen am Ammersee, wo die Cholera alle Tage zunahm, und die Frau seit 14 Tagen an einem verletzten Bein liegend und intransportabl! Nicht übel. Donnerstag kam

---

*) von Meysenbug'schen.
**) Professor Dr. Heraeus in Hamm.
***) nicht Kassel sondern Hanau.

ich an, Sonntag packte ich auf und fuhr nach der nächsten cholerafreien Stadt, mit einem Arzt, Landsberg am Lech. Der Fuß besserte sich und theils um auf dem Land zu sein, theils des Bades willen zog ich hieher. Die Frau konnte schon wieder gehen, jetzt ist es wieder schlechter und seit ein Paar Tagen wieder besser. Es kann sein, daß das Bad eine Erregung hervorgebracht hat. Aber der ganze, wunderbar schöne Herbst, ist uns verdorben. Ich mag weder was thun, noch mag ich vom Haus weg. Gott sei Dank, bessert sich wenigstens die Geschichte in München. Bis 26ten wird mein Haus leer, und bis dahin dürfte die Gefahr ziemlich vorüber sein. Mit drei Kindern ist es gerade kein Spaß. Bisher ist mir Gott sei Dank, niemand nahestehenden gestorben, wohl aber tüchtig krank gewesen.

Freuen wird es Dich zu hören, um noch einmal auf meine Arbeit zu kommen, daß die 7 Werke der Barmherzigkeit unter den protestantischen Geistlichen, einen gewaltigen Beifall gefunden haben, während in München und auch anderswo man eher geneigt war sie für einen schwachen Versuch gelten zu lassen, zur Kirchenmalerei überzugehen, Gott sei Dank weiß ich was ich zu thun habe, und Zeitungs-Artikl und Cliquen Geschwätz, imponiren mir nicht, und weiß auch daß es bequemer ist 100000 f. einzustecken, als den einzigen in Aussicht stehenden anständigen Erwerb, für den wohlerworbenen Heiligenschein St. Elisabethä in die Schanze zu schlagen. Leb recht wohl grüße alle Bekannten, und empfiehlt mich bestens Deiner Frau Casselanerin auf eine Hanauer geel Rib gepfroppt*).

Dein alter Freund

Schwind.

XXVIII.

München 11 ten April 1855.

Lieber alter Freund!

Solche Dinge, wie sie Dein Brief bringt, rühren mich, das muß ich gestehen. Daß sich jemand darauf freut, ja sich darum beinahe bewirbt, mich in seinem Hause zu beherbergen, macht mich in meinen Augen werthvoller als ich mich zu halten gewohnt bin. Was kann einem angenehmeres geschehen? Aber genug in diesem Tempo. Sei schönstens bedankt für Deine Freundlichkeit, und sei froh daß Dir die Plage erspart wird eine ganze Caravane im Haus zu haben. Es bleibt diesmal alles zu Hause, der Schulen wegen, auch aus Rücksicht auf die bedeutenden Kosten, und ich muß meine Wanderschaft allein antreten. Müssen doch andere übers Meer, oder in den Krieg um ihr Brod zu gewinnen, da hab ichs vergleichsweise noch gut. Wünschenswerth wäre mir ein vierzehntägiger sojour zwischen der Vollendung der Zeichnungen, und dem Beginn der Freskomalerei, die einen ausgerasteten Mann verlangt, denn die Anstrengung ist eine gewaltige, und ich kann nicht leugnen daß ich von der starken Arbeit und den nichts weniger als erfrischenden Erlebnissen diesen Winters ziemlich auf dem Hund bin. Wo ich eine solche Erholung suchen soll, ich weiß es noch nicht. Einmal ziehts mich nach Paris, mit den noch nicht gesehenen Bildern von Rafael, ein anderesmal möchte ich ins Gebirg, oder nach Wien, auch acht einsame Tage in M . . . .'s Garten schweber mir vor — irgend etwas wird geschehen. Vor der Hand bin ich Gott sei's gedankt so weit mit meinen Arbeiten, daß ich morgen die letzte Zeichnung zur Geschichte der heil. Elisabeth anfange, womit dann alles was ich brauche beisammen ist. Vor Weihnachten wurde ich mit der Aschenbrödl fertig, seitdem ist der Sängerkrieg, ein Carton von 18 Fuß Breite und 9' Höhe und die sechs Bilder zur heiligen Elisabeth glücklich fertig geworden nebst einer sehr durchgeführten Farbenskitze des ersten. Von der Anordnung des Bildes in Frankfurt ist aber auch keine Spur in der neuen Composition. Nach den bisher gemachten

*) Carl Malß: „Hampelmann sucht ein Logis", erstes Bild, Scene 2.

Versuchen an Fürst Pückler, Kaulbach und Paul Heise, habe ich ziemlich bemerken können, daß der Hauptknoten der Aufgabe, glücklich überwunden ist. Die Handlung an und für sich, ist ungeheuer roh und gewaltthätig. Gleichwohl handelt es sich darum, zur Anschauung zu bringen, den großen Adel der im dreizehnten Jahrhundert liegt — keine Kleinigkeit — aber es scheint gelungen. Ich knüpfe da an wo der Adel liegt, in der hohen Ehrfurcht die den Frauen gezollt wurde — die Stärke des Glaubens konnte ich nicht hinein ziehen und damit scheint das Kunststück gelungen. Daß die Aschenbrödel nicht nach Frankfurt kommen kann ist mir recht leid, aber was ist zu machen? Ich habe wegen der Besorglichkeit des Transports aller Orten die schmeichelhaftesten Einladungen abgelehnt. Nach Frankfurt hätte ich das Bild schicken können, ohne die abgewiesenen zu beleidigen, wenn man, was den anderen nicht eingefallen ist den hiesigen Vergolder hätte mitkommen lassen. Das fand man zu theuer — und jetzt wo mans wieder wünschte, ist ein Contract wegen dem Stich des Bildes eingegangen es wird an den nöthigen Verkleinerungen gearbeitet, und ist also an eine Versendung nicht mehr zu denken.

Auf eins mache ich Dich aufmerksam. Ende September werde ich fertig, und ist auf der Wartburg eine Zusammenkunft von Künstlern im Antrag. Denke bei Zeiten daran vielleicht könntest Du auch kommen. Wagner wird nicht sehr zufrieden sein mit meiner Auffassung des Sängerkriegs, und das um so weniger, als sie durchaus nachzuweisen und begründet ist. Die Herren meinen, die Wartburg sei blos erbaut um etwas propaganda für die Zukunftsmusik zu machen. Leb recht wohl, halte Dich bereit, wenn ich über Frankfurt komme, Dich mit mir herumzuquälen, und jedenfalls nimm meinen besten Dank, als hätte ich 14 Tage mit Kind und Kegel bei Dir im Quartier gelegen.

Dein alter Freund
Schwind.

XXIX.

München 16 ten April 1856.

Wenn man so lange nicht geschrieben hat wie ich, so muß man etwas recht angenehmes schicken um sich wieder einzuschmeicheln. Schicke Dir also unsre werthen Freunde, Herrn und Frau Dietz zu heitere treffliche Leute, und ein singendes Paar, wie so leicht keines aufzutreiben ist. Die Frau singt in Darmstadt, und möchte auf einen Tag nach Frankfurt, wo sie ganz fremd sind. Vielleicht ist Deine Frau so gut und lauft ein wenig mit ihr herum einkaufen, hat sie keine Zeit so wird Fr. Hofstadt schönstens gebeten. Um's singen lassen sich beide nicht viel bitten, und wenn Du noch wie ich hoffe, an Musik Freude hast so laß Dir die Gelegenheit nicht entgehen. Wahrscheinlich kommen sie Montags hinüber. Jede Freundlichkeit Die Du ihnen erweisest, kannst Du ohne weiters auf meine Rechnung schreiben. Dagegen mache ich Dir die Schubertischen Lieder zum Geschenk die Du Dir wirst vorsingen lassen.

Ich weiß nicht einmal ob ich Dir die Geburt eines kleinen Mädchens angezeigt habe, mit der ich am 28 ten Nov. erfreut wurde. Sie ist seitdem eine ganz nette Person geworden. Des häuslichen Elendes habe ich wieder genug. Acht Tage nach der Geburt, bekam meine Frau eine Lungen-Entzündung. Am 9 ten Dez. starb ihr Bruder Julius ein riesenhafter Mann von 30 Jahren. Seitdem die schöne und liebenswürdige Fr. v. Reitzenstein, meiner Frau beste Freundin. Außerdem folgte dem Kindbette eine Augen-Entzündung eine fatale nervöse Affection der Augen hinterlassend . . . . . . Glücklicher Weise findet die gute Frau einige Erheiterung und Zerstreuung in der Herrichtung eines kleinen Landhauses das für mich am Starnberger See erbaut wird. Ich habe nur zu bemerken daß es ein zweischläfriges sehr liebenswürdiges Gastzimmer enthält, dem nichts fehlt, als

daß es auch liebe Gäste enthalte. (Mit Anzüglichkeit gesprochen) Vergiß nicht den Dietzischen mein Haus zu zeigen. Außerdem habe ich die Folgen der unsinnigen Anstrengung auf der Wartburg, auszubaden gehabt. Eine Reise nach Paris, wo ich Mumm Louis und Anton Brentano traf, regte mich mehr auf, als daß sie mich gestärkt hätte und so brachte ich den ganzen Winter Arbeits unlustig deprimirt und stellenweise schwermüthig zu, so daß ich gar niemand schreiben wollte, und als ein langweiliger trauriger Esel meine Tage hinschleppte. Ich kann von gar keinen erheblichen Thaten erzälen. Das gescheidteste war noch daß ich bei dem großen Musikfest mitgeigte. Lachner dagegen hat sich mit seinem Concert gehörig herausgebissen. Das requiem ist eine Arbeit die sich gewaschen hat, und selbst wenn Mendelsohn noch lebte, wäre in ganz Deutschland keiner, der etwas ähnliches machen kann. Die Ouvertüre für Wien, ist ein Meisterstück und in musikalischer Hinsicht, wäre es gar nicht übel wenn der Sitz der Reichenbachschen Regierung in München wäre. Außerdem schleppt sich in München alles mühsam. Die königlichen Poëten machen, einer nach dem andern etwas mehr oder weniger Fiasko, und es ist nicht genug zu beklagen, daß der herzhafte Schullehrer nicht der wirkliche Autor des Fechters*) ist. Der Spaß des Gegensatzes wäre seine zehn Thaler werth.

Glaubst Du daß Donner so weit ist, eine Singerei mitzumachen? Er kennt die Frau Dietz, frag ihn einmal.

Die Malß'sche silberne Hochzeit haben wir zu spät erfahren sonst wäre es gar nicht unmöglich gewesen, daß meine Frau die vorhatte nach Carlsruh zu gehen, in Frankfurt erschienen wäre. Die Kinder sind alle ordentlich, der Bub macht gute Fortschritte in der Schule, und hat außerdem eine unglaubliche Narrheit, Schiffe zu bauen. Wenn es anhält habe ich nichts dagegen wenn er in See sticht, auf der Erde weiß ich nicht viel des wünschenswerthen.

Leb recht wohl, empfiehl mich Deiner Frau allerschönstens, und bereite Fr. Hoffstadt nebst meinen schönsten Complimenten darauf vor, daß die Fr. Dietz einen Brief an sie haben wird, nebst der Anweisung sie Clavier spielen zu hören. Noch einmal meine reisende Freunde Deiner besten Obsorge empfehlend, und zu allen Gegendiensten bereit

Dein alter Freund Schwind.

XXX.

Liebster Freund Schedel!

Seit ich wieder zurück bin, geht's von einer Schwulität in die andere, von einer Stimmung oder Verstimmung in die andere, so daß ich noch nicht einmal dazu gekommen bin Dir zu schreiben. Das muß ich sagen, wenn man nach so langer Zeit wieder einmal herein geschneit kommt, und wird aufgenommen, als käme da was rechtes, da kann man sich braver Freunde rühmen. Im Schreiben bin ich liederlich, schicken thue ich Dir gar nie etwas, als einmal die Dietzischen — und komme ich daher, so ist es, als wäre ich nie weg gewesen. Wenn ich in einer so festlichen Gesellschaft ein wenig über die Schnur haue, so ist es mir nicht übel zu nehmen, da es mir hier das ganze Jahr nicht so gut wird. Ich bin gewiß ein häuslicher Mensch, und wäre unglücklich, wenn ich müßte alle Tage Gesellschaft laufen, aber da sage mir einer was er will, von Zeit zu Zeit muß der Mensch was haben, was ihn ein wenig auf die Beine stellt. Was waren für treffliche Leute auf einem Häufel beisammen was gabs zu sehen und zu hören. Wenn ich sehe daß mich die alle lieb haben, und sich freuen mich zu sehen, da kommts mir auch wieder vor als wäre was an mir, und es wäre gerade nicht auf den Mist zu werfen, was ich allenfalls machen kann. Was ist aber da viel zu

*) Der Fechter von Ravenna von Halm.

sagen. Ich sitze einmal in München und daran ist nichts zu ändern. Im Augenblick ist Spital bei mir. Ich selber schleppe mich, mit der Grippe, auf Deutsch „Elend“ herum, die Frau deßgleichen, die Anna ebenso, und der Adjutant, hat sich mit nervösem Kopfweh zu ihrer Mutter nach Hause begeben. Das Bild für den gescheidten „Verein für historische Kunst“ ist Gott sei Dank componirt, und auf der Leinwand angefangen. Daran ist zu erkennen, daß ich etwas altere, daß es mir so viel Aerger macht, eine Arbeit anzupacken, die mir nicht recht zu Gesicht steht. Ich finde es impertinent, daß ein anderer, weil er ein Paar Thaler zu vergeben hat, mir sagen kann, jetzt machst Du das, und das laßt Du sein. Aber was ist zu thun? Kinder sind da — und da das ärgste überwunden ist, so wird es auch gehen.

Zu Kreuzenach*) bin ich nicht mehr hinüber gekommen. Strahlendorf kann mir bezeugen, daß ich Abends mehr todt als lebendig war, von dem unendlichen Laufen. Wie hat es mich gefreut, seine Tochter wieder frisch und gesund und sein Haus erfreuend zu sehen. Steinle seine Sachen haben mir dießmal, da ich das Teufelszeug was in Wien gemacht wird kurz zuvor gesehen, einen gewaltig noblen Eindruck gemacht. Launitz wird mit mir unzufrieden sein. Ich war bei ihm, und er war so freundlich mir fertige Sachen, und Projecte zu großen Arbeiten, als das Monument Kaiser Nikolausens, und reiche Zusamenstellungen von Gruppen für große Wasserwerke ausführlichst zu zeigen. Mir gieng der Kopf im Rad herum und er wird glauben ich habe gar nicht aufgepaßt. Ich habe die Sachen mir recht gut können hintennach wieder vorführen und mache nachträglich mein Compliment. Frau Hofstatt haben wir feierlichst nach Haus begleitet. Nicht minder feierlich holte ich sie den andern Tag ab, und zog mit ihr ein wenig herum. An einer Frau ist es doch viel liebenswürdiger als an einem Mann wenn sie was rechtes kann. Vergiß nicht und schreibe mir ihre Adresse, ich habe einen kleinen Auftrag von ihr. Was sagst Du zu Freund Leonhardt. Liebt eine schöne Schülerin bald seine doppelten Labansjahre, und jetzt kriegt er sie. Es kommt doch noch was vor auf der Welt. Lachner dirigirt darauf los. Wir hatten neulich eine Sinfonie in A ♯ von Mozart, etwas liebenswürdigeres kann man sich gar nicht denken. Seine eignen Sachen aufzuführen will er gar nicht mehr dran.

Herr und Frau Dietz haben mich um Nachrichten von Dir und Deinem Hause fast aufgespeist. Die Frau schwört hoch und theuer, so wohl als bei Dir sei es ihr lange nicht geworden, und daß Dir ihres Mannes Gesang noch besser gefallen als der ihre, macht ihr die größte Freude. Sie war fast sechs Wochen Kampfsunfähig ... Heute habe ich sie die Servilia im Titus singen hören, einzig! Bei der ersten Privat Musik werden Deine Quartetten gesungen. Ich wollte Du wärest dabei.

Deinem freundlichen Grafen bitte ich mich schönstens zu empfehlen. Wenn ich wieder komme, und es geschieht so bald als möglich, so richte ich mich auf acht Tage ein, daß man sich auch seines Lebens freuen kann. Vor der Hand schau daß Du einmal herkommst und zwar in der Musik Zeit. Man ist da bevor man sich umschaut, und kosten thut es auch nicht viel.

Also lieber Freund nochmals meinen herzlichsten Dank, wenn ich mir gar keinen guten Tag mehr weis so komme ich zu Dir, da finde ich gewiß einen. Leb recht wohl grüße Frau und Kinder schönstens von mir, und alle Freunde die an mich denken. Daß doch die dummen Esel keine Ruhe hatten bis ich zur Stadt draußen war, und hätten mich so gut brauchen können. Ich laße sie auch recht schön grüßen und bleibe

Dein alter Freund Schwind.

München 28 ten Nov. 1856.

---

*) Professor Dr. Th. Creizenach in Frankfurt a/M. †.

XXXI.

München 2 ten Jenner 1858.

Liebster Freund!

Von Deiner Absicht Frankfurt zu verlassen,*) bin ich schon eine gute Weile durch Donner unterrichtet. Es wird's halt in Frankfurt „nicht mehr gethan haben" wie man bei uns sagt. Ich bin immer unmaßgeblich der Meinung, daß alle großen Herren sich viel lieber anschmieren laßen, als ehrlich bedienen was seinen Grund in dem allgemeinen Wiederwillen gegen das Respektfühlen hat, das ist wenigstens zwischen den Zeilen unsrer Zeit, sehr deutlich zu lesen.

Geschehen ist es jetzt und es bleibt nur übrig zu wünschen daß Du Dich recht nach Wunsch einrichten kannst, und daß die Frau Hoffstadt, recht oft herüber kommt. Ich werde was Umgang betrifft immer aristokratischer. Leute für die das schöne nicht auf der Welt ist, langweilen mich, und die das Schöne in sich aufnehmen, oder gar hervorbringen können, das ist die Aristokratie, die ich brauche. Es gibt des Resignirens und Verzichtens auf dieser Welt genug, im Umgang mag ich nichts davon wissen. Da kannst Du auch was zwischen den Zeilen lesen. Ad vocem Schönes will ich zwei Worte von Frau Schumann reden. Solchen Glauben habe ich nicht gesucht in Israel. Andere mögen mit ein Paar Pferdekraft mehr auf dem Clavier arbeiten, diese Frau spielt aber ohne die geringste Ostentation, als säße sie in ihrem Zimmer, und erfände eben was sie spielt. Frau und Hr. Dietz erinnern sich fleißig an Dich und grüßen schönstens.

Von uns zu reden, haben wir das kleine Haus, das Du kennst verkauft. Es wollte durchaus nicht mehr ausreichen, und da ich auch das Häuschen am See habe, kam es mich zu hoch. Ueber den Winter wohnen wir ein Paar Häuser weiter. Ende April ziehen wir in eine Wohnung nah der protestantischen Kirche, wenn Du Dich daran erinnerst. Daß ich im August, Deiner oft gedenkend, in England war weißt Du, bei meiner Zurückkunft, machte ich mich an eine große Arbeit, die ich nur unterbrochen habe um für den König eine Komposition zu machen von der Erstürmung Jerusalems durch Gottfried von Boullion. Nicht lang wird es mehr hergehen, etwa 3 Wochen, so ist der erste Akt fertig. Componirt ist alles. Der Gegenstand ist die Geschichte eines braven Mädels, das seine sieben in Raben verwandelten Brüder, durch schwergeprüfte Treue, erlöst. Man nennt das ein Mährchen, ich danke aber für diesen Titel, denn es ist um kein Haar weniger Arbeit dran, als an einer tüchtigen Oper. Wenn ich im Frühjahr fertig bin, kann es leicht geschehen, daß ich die ganze Geschichte in eine Kiste packe, und damit nach Stuttgart Carlsruh und Darmstadt reise. Otto Donner und Fr. Hoffstadt mögen dann herüber kommen, und wir laßens uns erst recht gut gehen. In Frankfurt sind ihrer doch zu viele. Man wird immer älter, und kann sich so was schon erlauben. Es sind drei Stücke 9 Fuß lang und 32 Zoll hoch, enthaltend 20 Nummern ganz ordentliche Duetten, Chorstücke Finale u. dgl.

Ich rechne aber auch darauf, daß Du Dich in München einfindest wenn es irgend möglich ist.

Die fünf Concerte waren vortrefflich. Dazu kam noch eine Aufführung der Jahreszeiten, die sich gewaschen hat. Frau Dietz singt das Lied vom Mädchen das auf Ehre hielt, wie es nicht leicht wird wieder gesungen werden.

Sehr betrübt hat mich der Tod Rauch's. Das war ein ganz nobler Künstler und für mich ein Gönner erster Sorte. Neues giebt es in München nichts Lachner ist Gott sei Dank immer der Alte, und fast mein einziger Umgang.

---

*) Vorgekommener Differenzen halber zog ich damals nach Darmstadt über.

Die Kinder sind Gott sei Dank gesund, obwohl gegen 20000 Menschen, an der Grippe krank liegen. Die Aerzte laufen und fahren in der Stadt herum daß es eine Freude ist. Somit wünsche ich glückseeliges neues Jahr. Möge sich einiges ändern, anderes aber, wobei ich an unsre alte gute Freundschaft denke unverändert und unangefochten bleiben. Grüße Frau und Kinder bestens und behalte lieb

Deinen alten Freund Schwind.

XXXII.

Liebster Freund Schedel!

Wenn ich auf Briefe nicht geantwortet habe, so waren sie mir deßwegen nicht weniger lieb, aber der Spektakl von Kunst Ausstellung, Gästen, Künstler Versammlung, und Festlichkeiten, war ganz dazu eingerichtet, einem den Kopf duslich zu machen. Jetzt bin ich eben aus dem Bett aufgestanden, wo ich hoffe einen scheuslichen Rheumatismus, der sich mir in die Zähne geworfen hat, ausgeschwitzt zu haben und schreibe eilig.

Meine Version von den 7 Raben, stammt droitemang von meiner Kindsfrau. Den Umstand mit dem unfertigen Aermel und daher stammenden Rabenflügl, fand ich in einem Buche, kann sein Grimm, wo eine gleiche Geschichte von 7 Schwänen erzählt wird, und die Episode mit den Armen, ist mir selber eingefallen, war nothwendig, und wird sich rechtfertigen laßen. Es ist nichts fremdes der Geschichte aufgedrängt, sondern nur eine Entwicklung weiter. Eine dramatische Arbeit ist eben was anderes, als eine Erzälung.

Dient übrigens zur Nachricht, daß die ganze Arbeit, morgen in Stuttgart ankömmt, und Samstag und Sonntag da bleibt. Geht's mir beßer, so hülle ich mich Samstag früh in Leonhardt's Pelz, und komme um 11 Uhr gleichfalls an. Ich nehme an daß Du Lust hast herüber zu fahren, und eigentlich wäre es der Mühe werth. Ich würde logiren im König von England — in der Nähe des Schiller Monuments und der alten gothischen Kirche. Es kann sein, daß der Gasthof jetzt anders heißt. Er ist aber jedenfalls nicht zu fehlen.

Wäre ich nicht da, so rücke dem Hofrath Hackländer aufs Zimmer und sag ihm ich hätte hier geschrieben, daß er Dir als einem auf dem Bilde mitspielenden*) Zutritt verschaffen soll. Es wird wohl im Schloß stehen, denn es geht wegen der Königin von Holland hinüber.

Es ist noch möglich, daß ich damit nach Carlsruh fahre, da hättest Du freilich näher. Machen wir also aus, daß wenn ich komme und Du Samstag Abends noch nicht da wärest, ich Dir telegraphire, ob und wann ich nach Carlsruh gehe. Ein Paar Tage zusammen zu sein, und eine Lebens Arbeit eines Freundes zu sehen ist die Paar Gulden werth. Und eine Lebens Arbeit ist es, denn die ersten Striche, wovon ich noch Gebrauch machen konnte, sind 30 Jahre alt. Also corragio die Frau Gemalin möchte lieber mitkommen als dagegen sein.

München 11ten Nov. 1858.

Dein alter Freund

Schwind.

XXXIII.

Lieber alter Freund!

Gratulire von Herzen zu Deiner neuen Würde. Mögen die beiden Aeltern alle mögliche Freude an dem kleinen Ding erleben und bald möglichst eines dazu kriegen, da eines doch zu wenig ist. Wie nimmt sich denn Deine Frau als Groß-

*) Als Porträt-Medaillon.

mama aus? Wenn man denn doch älter werden muß so gehts in einem hin. Bei mir ist es noch nicht so weit aber wer weiß wie's geht. Die Anna, freilich erst 16 Jahre alt ist ein Stück größer als ich, und die andere schiebt ordentlich nach. Gott sei Dank sind sie jetzt alle gesund, nachdem ich fast zwei Monate lang ein förmliches Spital im Haus gehabt habe, an Grippen, gastrischen Zuständen, zerschlagenen Schienbeinen u. dgl., so daß Weihnachten erst zu hl. drei König gefeiert werden konnte. Von Herrmann höre ich alles gute. Er zeigt entschiedenes mathematisches Talent zeichnet gut, und ist leidlich fleißig, was bei seiner angeborenen, außerordentlichen . . . . . . Träumerei, schon als ein Fortschritt angesehen werden muß. Er wohnt bei Schrötter, und hat mit deßen Sohn, der auch ein Schiffsfex ist, ein Schiff gebaut, auf dem er allenfalls zu Ostern den Rhein hinunter nach Frankfurt gesegelt kommt.

Wegen Deiner Lieder bin ich noch am Tage des Empfangs Deines Briefes zu Dietz gegangen. Vor allem meint sie, da Du jetzt in Darmstadt bist, wären Gastrollen daselbst ganz angezeigt. Den Brief ließ ich sie zu ihrem großen gaudio lesen und erhielt den erwarteten Bescheid, Du möchtest sie nur schicken oder besser her bringen, da würde sichs bald zeigen was Rechtens ist. In Anbetracht, daß es außer Kindern und Kartharalischen Menschen, fast gar keine Kranken giebt, wäre es gar nicht schlecht gedacht einmal herzurutschen. Ein Bett und ein Zimmer hab ich und Bier giebts auch genug! also aufgepackt. Ein gutes Concert könnte Dir auch nicht schaden, wer weiß wie lang es noch so bleibt. Mir thäte es auch wohl mich einmal recht aus zu schwätzen, denn ich bin nach und nach, in eine fast ungesunde Einsamkeit gerathen. Ich hab allen Respekt, und bin sehr dankbar für gesunde Kinder, aber „Tages Arbeit, Abends Gäste“ ist auch kein schlechtes Recept. Da habe ichs nicht so gut wie Du in Deinem allerliebsten Freundeskreis. Es kommt recht selten daß bei mir musicirt wird. Dann ist es aber der Mühe werth, selbst von Darmstadt herzureisen.

Um von meinen Arbeiten etwas zu sagen, habe ich neulich die heiligen 3 Könige in die Kirche transportirt, und auf den Platz stellen lassen für den sie bestimmt sind. Im ganzen bin ich mit der Wirkung sehr zufrieden, aber es fanden sich auch Sachen, die mit wenig Mühe zum Vortheil geändert werden müßen. Auf eine so große Distanz, wirkt eben manches doch anders als im Atellier. Nach dem Carneval gehe ich dran, und mache ein Ende. Zu Ostern wird es zwei Jahre, daß ich die ersten Striche gemacht habe. Dazwischen ist die Sammlung der „Reisebilder“ wovon Dein tapferer Schwiegersohn*) einiges gesehen hat, bis auf 28 Stück angewachsen. Kann sein ich bringe es bis zur allgemeinen Ausstellung, die dieses Jahr in Cölln Statt hat, bis auf 36, dann könnte ich ausstellen. Gehts nicht ist's auch recht, gar zu stark hetzen mag ich mich auch nicht. Zu Volksliedern, von Dr. Scherer gesammelt, habe ich 6 Zeichnungen gemacht, eine große Arabeske für die Frau Dietz, gelegentlich einer Feier, ihrer 25jährigen Sängerschaft. Mehrere Wochen verschlang auch eine Ueberarbeitung der Photographien von den 7 Raben, behufs einer gehörigen und wohlfeileren Ausgabe, die hoffentlich bald erscheinen wird. Mit der andern bin ich nicht sehr einverstanden. Wie froh bin ich daß die Schacher Geschichte ein Ende hat, und Contraktus unterschrieben ist. So alt ich bin, kann ich die Saurei nicht gewöhnen Kunstsachen als Gegenstand des Mäkelns und Schacherns behandelt zu sehen. Ich krieg immer das Fieber. Nach Cölln habe ich vor mit der Frau zu reisen, und die Einladung nach Antwerpen mitzumachen, woran sich eine kleine Meerfarth anreihen sollte. Mit der Kirchen Arbeit habe ich dann große Steine vom Herzen, und will mirs gut gehen laßen, wenn es Gottes Wille ist. Grüße Tochter und

*) Dr. Max Rieger in Darmstadt.

Enll die jetzt die allerwichtigsten Personen sind Frau Kinder Schwiegersohn und alle Freunde und schicke oder bringe Deine Lieder bald.

Dein alter Freund Schwind.

München 5ten Febr. 1861.

XXXIV.

Lieber alter Freund!

Ich weiß nur so viel, daß ich diesen verrückten Zustand Dir gegenüber nicht mehr aushalten kann. So oft ich an Dich denke steigt mir alles Blut ins Gesicht. Und wenn Du noch so bös auf mich bist, und Anstalten gemacht hast mich ganz zu vergessen und aus der Zahl Deiner Freunde auszustreichen, und auf die Gefahr hin daß Du mir gar nicht antwortest, melde ich mich doch wieder als einer den eine Reihe langweiliger ermüdender und ärgerlicher Umstände, die endlich noch unterstützt werden von Beschämung und Zaghaftigkeit, abhalten können zu schreiben, aber nicht vergeßen machen können, was er an Dir seit so langen Jahren gehabt hat, und was auch noch so seltene Mittheilungen für einen Werth haben. Laß also Deinen Groll, wenn Du einen hast fahren, und schreib mir daß Du der alte wackere Freund bist, der eine so lange, unverantwortliche und zu meinem Kummer und Schaden fortgesetzte Duselei vergeßen kannst. Ich könnte eine Menge zu meiner Entschuldigung anführen — Hinhalten von den Dietzischen Spannungen und Häkeleien — ich habe über Jahr und Tag keine Musik bei mir im Haus gehabt .... — aber alles das ist nichts. Ich hab gefehlt gegen Dich und möchte es nun alles wieder gut haben, und hoffe Du wirst mirs nicht abschlagen.

Denk ein wenig daran daß ich mit Sehnsucht auf eine Antwort warte, und was Du mir für eine Freude machen kannst.

Dein alter Schwind.

München 1ten Juny 1862.

XXXV.

Liebster Freund!

Als ich Deinen Brief erhielt, rief ich aus, das ist ein Freund mit Gold nicht aufzuwiegen. Der schönste Brief war in Gedanken fertig, ein schönes Packl Kupferstiche zusammengedacht, — da bringt der Gukuk einen werthen Vetter, der mich ein Paar Tage in Anspruch nimmt, dann wird der häusliche Krieg von Schubert aufgeführt, dann reist meine Anna nach Carlsruhe, kurz es ist alle Abend was da daß ich nicht zum schreiben komme. Ueberdieß ist zu gestehen, daß ein weiß Gott nicht grundloser Mißmuth, mich aller Correspondenz, abwendig gemacht hat. So flink ich früher im Schreiben war, so bin ich selbst mit meinen Brüdern kaum auf dem laufenden geblieben, und bin mit den werthesten Leuten ganz auseinander gekommen. Eine halb unfreiwillige Ungeselligkeit, bringt mich nach und nach zur Ungeselligkeit. Ich weiß daß es nicht gut ist, und doch weiß ich nicht zu helfen.

Du willst von mir erzählt haben also laß Dir berichten. Vorigen Winter fing die kleine Anna, die jetzt größer ist als ich, an zu tanzen. Ich zog also als Elternpaar auf, mit der Frau Louisl in der stattlichsten Ausgabe. Am Ascher-Mittwoch zeigten sich die ersten Spuren von Appetitlosigkeit, ... was man hier, das spazierende Schleimfieber nennt. Man liegt nicht im Bett und wird immer elender. Die Sache wurde im Frühjahr noch ärger durch zeitweis auftretende Magenkrämpfe. Es wurde Mineralwaßer getrunken, und gegen Ende Juni, auf die Vermuthung von Gallensteinen hin nach Carlsbad gegangen. Meine stattliche Frau kam sehr mager wieder zurück — und ein ruhiger Landaufenthalt erschien sehr nöthig zur Erholung. Wir gingen nach Starnberg, und statt sichtlich zuzu-

nehmen wurde nichts beßer, ... die Gelbsucht trat auf, und eine Nacht kam wo ich meinte es wäre aus. Eine Ohnmacht nach der andern, Schmerzen ohne Ende, und endlich ein gänzliches Erstarren. Sie sagen das sei die Crisis gewesen. Sie war ganz elend aber die Gelbsucht verschwand, die Schmerzen blieben aus, und jetzt schmeckt uns das Essen wieder, auch ein Glas Wein oder Bier, man war sogar dieser Tage im Theater, und es sieht aus als sollte die Carlsbader Erklärung, daß bis gegen Weihnachten die vollkommene Gesundheit sich herstellen sollte — in Erfüllung gehen.

Ich war noch im Winter an einer elenden Grippe fast sechs Wochen kampfunfähig. Bis halben Mai hin waren die Compositionen und großen Cartons fertig für Fresken in der Kirche von Reichenhall. Aus dem Malen wurde aber diesen Sommer nichts, weil ein Gewölbe einging und daher das Verputzen der Kirche sich zu weit hinausschob. Nebst zehn großen biblischen Figuren für Glasmalereien nach Glasgow — zehn Compositionen für Glasmalereien nach London — ist im Laufe der Zeit, die bewußte Samlung lyrischer Lieder (Dein Schwiegersohn hat die erste Portion bei mir gesehen) bis gegen 40 angewachsen. Es handelt sich noch um 3—4, dann ist das ganze beisammen, und ich habe den Kopf wieder frei. Die letzte Ausführung kann dann immer wieder vorgenommen werden. Wäre jetzt das ein Unglück wenn diese Samlung nach Frankfurt käme. Die Stiftung ist dafür da, und die Schlingel kaufen schon seit langen Jahren nicht um einen Kreuzer. Ich bin aber doch sehr zufrieden daß ich die Sache unternommen, und seit fünf Jahren jede freie Zeit darauf verwendet habe, und danke dem Himmel daß ich die Mittel dazu habe und auftreiben kann, um dabei auszuhalten und die Rahmen zu bezalen. Im Augenblick erwarte ich eine letzte Entscheidung in einer mir sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um die Dekoration eines Saales in Wien. Ich habe die Zauberflöte vorgeschlagen und der Bauherr ist von der Idee entzückt. Aber obgleich ein weiß Gott wie vielfacher Millionär findet er meine gewiß bescheidene Forderung zu hoch. Ich habe nun erklärt, ich könnte herabgehen, wenn ich, statt zwei Sommer nach Wien zu gehen, um die Sachen an die Wand zu malen sie hier auf Leinwand malte, und man setzte sie ein. Die Räume sind derart, daß ich von meiner Composition nicht eine Figur wegzulassen, und kaum etwas dazu zu machen brauchte, und es wäre so wichtig, daß endlich einmal etwas gemacht würde, was bei uns zu Haus ist. Wenn die Sache in Ordnung kommt — so wird es wahrscheinlich herauskommen, daß ich mein Annerl in Carlsruh abhole und über Darmstadt nach Hause reise. Ich habe doch keine Ruhe bis ich wieder einmal bei Dir war.

Daß Hofmann*) nach Dresden gezogen ist habe ich nicht gewußt. Von Plönnies**) Pensionirung habe ich durch einen heß. Chevauxleger Leutnant, v. Dahl, dem ich Grüße an Dich aufgetragen habe gehört. Rudolf Hofmann***) ist wohl für die Malerei verloren und Schade darum. Er scheiterte auch daran, daß seine Ideen nur in deutscher Sprache vorgetragen werden konnten, und man forderte sie in französischer. Man sagte ganz einfach ein Maler muß malen können (welcher Unsinn!) und verstand den französischen Dr. darunter, und alle Welt glaubte es.

Per parentesin könntest Du mir einen sehr wichtigen Dienst erweisen. Es war mit dem Prinzen von Wales und dem Prinzen Bräutigam von Heßen, ein Darmstädter Hauptmann hier ein sehr freundlicher Mann. Er begleitete die beiden Prinzen überall hin, also auch zum Photographen Albert. Ob er nicht sagen

*) Historienmaler Heinrich Hofmann, jetzt Professor an der Akademie in Dresden.

**) Wilhelm von Plönnies, Großherzogl. hessischer Major, als Militairschriftsteller und Dichter bekannt, starb 1871 zu Darmstadt.

***) Professor R. Hofmann, Großherzogl. hessischer Gallerie-Inspector in Darmstadt.

könnte ob der Prinz von Wales ein großes Exemplar von den 7 Raben gekauft hat? Sehr wichtig.

Die kleine Oper von Schubert hat mich ganz glücklich gemacht. Welche einfache unschuldige Freude eine schöne Musik zu machen, und welch ein Reichthum von Talent, und Instinkt für das dramatische. Mit einiger Erfahrung wäre er hinter Weber nicht zurückgeblieben.

Leb recht wohl alter Freund empfiehl mich Deiner Frau und allen Freunden und behalte lieb

München 3ten Nov. 1862.

Deinen alten Schwind.

XXXVI.

Liebster alter Freund.

Dein Brief traf mich, am Anfang einer tüchtigen Arbeit, einer Reihe von Fresken nämlich, hier in der Kirche, die meine ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt. Um 6 Uhr gehts an, um 6 Uhr Abends ist manchmal noch nicht zu Ende, da kostet es alle Mühe nur das allernöthigste zu schreiben. Jetzt ist aber ein allernöthigstes da, nämlich meinen Brüdern, Schwägern, und allernächsten Freunden mitzutheilen, daß unsere brave Anna, sich verlobt hat, mit Dr. Jakob Siebert in Frankfurt wenn Du ihn etwa kennst.

Möge ihr der Himmel alles Glück schenken, mir hat sie nie den leisesten Kummer gemacht.

Schön ist daß von da an, das Ziel aller Ausflüge Frankfurt sein wird und daß selbes nicht weit von Darmstadt liegt.

Meine Frau, die seit fast zwei Jahren immer kränkelte, erholt sich, nach dem zweiten Besuch von Carlsbad, Gott sei tausend Dank sichtlich. Das Essen schmeckt ihr wieder, die Leberfarbe vergeht, und die Heiterkeit kehrt zurück.

Mit meiner hiesigen Arbeit glaube ich eine Nuß aufgeknackt zu haben: mit einfachen ja den einfachsten Mitteln, einen reichen und feierlichen Eindruck hervorzubringen. Es sind um die Kirche herum vertheilt, die 14 Stationen des Kreuzwegs, neben dem Altar anfangend und auf der andern Seite schließend, und in der Chor Nische über dem Altar die hl. Drei Einigkeit, und 4 Heilige sämmtlich über Lebensgröße. Die Stationen Cirkl von 4 Fuß Durchmeßer. Alle Welt ist höchst zufrieden.

Empfiehl mich bestens Frau und Kindern nebst Dr. und Drn. Rieger, Plönnies Hofmann etc. und der Himmel gebe daß wir uns bald wieder einmal zu sehen kriegen. Das Musikfest am 30ten wäre keine schlechte Gelegenheit.

Meine Arbeit hält mich noch zwei Wochen hier, dann logire ich in Nieder Pöking bei Starnberg.

Lebe wohl und vergiß nicht
Deinen alten Freund

Reichenhall 25ten Juli 1863. Schwind.

XXXVII.

Lieber Freund!

Ich würde unsrer guten Frau Diez und Dir, sehr unrecht thun, wenn ich hingehn wollte und fragen, ob sie auch eine so freundliche Auszeichnung zu schätzen wiße oder nicht. Dedicire Du drauf los und sei versichert, daß sie sich allerschönstens bedanken, und ihre größte Freude dran haben wird. Sie ist die Frau Sophie Diez

k. b. Kammersängerin welches die allerhöchste ihrer Würden ist, nebenbei ist sie, Hof Opern und Capellsängerin und geborene Hartmann, wohnt, Promenadeplatz. Du solltest nicht glauben, daß die treffliche Frau nachdem sie vor zwei Jahren, ihre 25 te Jahresfeier bestanden jetzt noch immer größere Parthien übernimmt und immer schöner singt. Jammerschade daß Du zu dem Musikfest nicht gekommen bist — Du hättest Deinen Ohren nicht getraut was die Frau leisten kann, und es steht überhaupt dahin, ob so ein Orchester und Chor jemals wieder zusammen kommt. Dazu die Virtuosenleistungen die ich eigentlich nicht ausstehen kann, aber eine Geige, wie Joachim, da lacht einem das Herz im Leibe. Du mußt Dir einen vorstellen, der alle disparaten Geigenkünste namentlich die der Doppelgriffe, od. besser des zwei und dreistimmigen Spiels, in der höchsten Reinheit besitzt, und von da aus ein volles Herz und das feinste Verständniß ins Feld führt. Ihr müßt doch nicht gar so Angst haben, vor dem bißl Klima in München. Von der ganzen musikalischen Einwanderung und die hat nicht übel gezecht mitunter, ist kein Mensch krank geworden.

Lachner ist ein wenig älter geworden dirigirt aber immer noch dem Deixl ein Ohr weg. Zu meiner großen Freude finden seine neusten Arbeiten — Suiten — immer mehr Anerkennung. Du solltest schon einmal kommen um seine Lebens Geschichte zu sehen, von mir gezeichnet.

Von mir ist wenig zu schreiben. Von der Kirchen Arbeit bin ich recht müd nach Haus gekommen, und habe seitdem nichts gemacht als 5 alt und 5 neutestamentliche Compositionen für ein gemaltes Fenster in eine neue Kirche in London, und ein Paar kleine Bildchen für die bewußte lyrische Samlung — es werden grade auch 40 sein. Im Lauf des Winters wird sie ganz fertig werden. Es giebt immer was zu feilen dran.

Nach der Anna ihrer Hochzeit (24. Nov) will ich dann die Zauberflöte anfangen.

Meine Frau ist nach dem zweiten Besuch von Carlsbad, wenigstens wieder so weit, daß sie wieder hinlänglich essen kann, wenn auch mit einiger Auswahl. Mein Herrmann ist von der Carlsruher Schule zurück, und bleibt ein Jahr zu Haus, um noch einen Ingenieur Curs zu sich zu nehmen.

Es freut mich für Dich, daß Deine Buben ordentlich weiter machen. Man sollt's nicht glauben, wie das vorwärts geht. Von der Frau Tochter schreibst Du gar nichts. Sind Kinder da? quanti?

Die Frau Siebert wird schon einmal nach Darmstadt hinüber kommen. Kommst Du aber eher nach Ffst. so wohnt sie großen Hirschgraben resp. goldenefeder Gaße No. 11 über zwei Stiegen. Siehst Du denn unsern alten Freund Ignaz nicht, der in Frkst. Kapellmeister ist?

Also mit der Fr. Diez vorwärts gemacht, willst Du ihr durch mich schreiben, stehe zu Diensten. Empfiehl mich schönstens an Frau Familie und alle Freunde und behalte lieb

Deinen

M. 8ten Nov. 1863. alten Freund Schwind.

XXXVIII.

(Poststempel vom 1 ten Februar 1864).

Lieber alter Freund!

Ums neue Jahr welches die richtige Zeit des Briefschreibens ist, war ich in Wien, in voller Thätigkeit und Lauferei. Man hatte mich vor Weihnachten von Seite des Comites der Stadt Erweiterung, eingeladen zu kommen, um Rücksprache zu nehmen, wegen der, im neuen Opernhaus auszuführenden Fresken. Nach verschiedenen Hin- und Herreden ergab sich für mich eine auch von der Straße sichtbare Loggia, auszufüllen mit Bildern aus der Zauberflöte. Du weißt daß ich mich

schon lang damit herumtrage daß bereits alles componirt ist, und jetzt steht mir eine architektonische Eintheilung zu Gebot, in der ich kein einziges meiner projektirten Bilder auslaßen, und kaum etwas dazu componiren muß. So käme ich denn in meinen alten Tagen — vorigen Monat wurde ich 60 Jahr alt, noch einmal ins Feld. Ich glaube daß meine Argumentation vollkommen richtig war. In einem Opernhaus in Wien muß ohne alle Frage Mozarts Name vorn an stehen, und wieder von allen seinen Opern, entschieden die Zauberflöte, die entschiedenst deutsche, dem Stoff nach eine Verherrlichung der Macht der Musik, dem Costüm nach diejenige, die einen gewißen nothwendigen Grad von Symbolisirung erlaubt. Hiermit gloria in excelsis.

Meiner Frau geht es wenigstens so weit beßer, daß sie sich satt eßen, und Gott sei Dank gut schlafen kann. In Folge der Carlsbader Cur ist sie mit Herzklopfen geplagt, wovon es heißt, das es sich verlieren wird. Die Frau Doctorin in Frankfurt schreibt sehr vergnügte Briefe. Es wird der Merz nicht weit vorrücken so sitz ich auf und fahre nach Frankfurt, wo ich Dir dann auch meine zweite Tochter produziren werde.

In Lachners Haus ist es traurig. Die Frau die ihr ganzes Lebtag gesund war, hat die Brustwassersucht, das ist nicht mehr zu verkennen ...... Frau Dietz ist die alte lustige, singt schöner als je, hat aber noch keine Schedlischen Lieder dedicirt bekommen. Warum? Leb recht wohl, grüße Frau und Kinder alle schönstens von mir und den meinigen und schreib bald wieder Deinem alten

Freund Schwind.

XXXIX.

München 2 ten April 1865.

Lieber Freund!

Ich habe es acht Tage lang versäumt, Dir die frohe Nachricht mitzutheilen, daß mich meine Frau Tochter in Frankfurt durch die glückliche Geburt, eines gesunden und starken Mädchens, zum Großpapa, und die Frau zur Großmama befördert hat. So weit wären wir also, und für den Rest wird unser lieber Herr Gott sorgen.

Sehr erfreulich ist außerdem zu melden daß meine Frau, Kleinigkeiten abgerechnet, sich fortwährend, eines trefflichen Schlafes und Appetittes erfreut, auch wieder nudeldick geworden ist, also für gesund anzusehen ist. Ich sage Dir, zwei Jahre lang anzusehen wie die Frau nicht eßen kann, und alle Tage magerer und elender wird, und endlich dem Verhungern nahe ist, das flößt einem curiosen Respeckt ein vor einem Beafsteak und einer Halben Bock, wenn die mit Gusto als Frühstück genoßen werden. Meine Wenigkeit betreffend, kann ich zwar nicht umhin älter zu werden, aber Auge und Hand sind noch immer gut genug, um der Arbeitslust zu genügen die mich Gott sei Dank immer noch nicht verlassen hat. Seit wir uns zu letzt, leider zu kurz gesehen haben habe ich die sämmtlichen Zauberflöten Compositionen gemacht, im December nach Wien gebracht, wo sie ohne die geringste Beanstandung, im Gegentheil mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, bis zu der allerhöchsten Person hinauf, die nebenbei gesagt, ganz anders fragen und Antworten anhören kann, als ...... Seitdem habe ich fast alle Cartone, die größten voraus, gezeichnet, und hoffe, daß die sehr zahlreichen mellieur's, die ich applicirt habe, der Sache gut thun. Summa, da die Bilder auch von der Straße gesehen werden, werden täglich einige 50000 Wiener verurtheilt sein, einen Blick auf Kunstwerke zu werfen, in denen keine Spur, von der herschenden Schweinerei zu finden ist, und das freut mich. Auch wird es nicht schaden, wenn gegenüber dem anwachsenden musikalischen Unsinn, und anorthum, das Andenken an Mozart, so oft als möglich aufgefrischt wird. Nebenbei bin ich jetzt daran die kleinen Bilder fertig zu machen und zu schließen — ist also was geschehen. Kommt dann die Nachricht, daß in

Frankfurt, Besuch angenommen wird, ich denke Anfange Mai, sitze ich auf, und mache eine recht frohe und nöthige Vacanz. Die Zauberflöte bringe ich mit. Mi Vincenz Lachner ist verabredet, daß er nach Frankfurt kommt, ich hoffe Du kommst auch dazu. Der alte Franz war mit mir zugleich in Wien, und führte seine Suite Nr. 2 mit dem größtmöglichen Beifall auf. Bereits habe ich Anfänge der Suite Nr 4 bei ihm liegen sehen, die beste Antwort auf den Blödsinn mit Wagner . . . . .

Grüße von Frau und Marie und Deinem

alten Freund Schwind.

XL.

Lieber alter Freund!

Nebst meinem herzlichsten Dank, für freundliche Aufnahme und Einreibungen, habe ich die Ehre zu melden daß ich in demselben Coupe, dessen Einsamkeit nur durch einen Bekannten, von Würzburg bis Augsburg, nicht unangenehm, unterbrochen wurde, glücklich und schläfrig, auch nebenbei von Ruß glänzend in München angekommen bin. In Starnberg fand ich die ganze Familie am Bahnhof, und sitze wieder in meinem Pfahlbau, noch etwas duselig und mit einer schwachen Erinnerung an den verkrezten Musll.

Hofmanns Antrag mit nach Wien zu gehen, ist eine erfreuliche Errungenschaft. Er möge es ja nicht ad acta legen, und da er doch einmal einen Theil seiner Seele den Kupferstichen verschrieben hat, die Sache so ins Auge fassen, daß er ja auch zwei Monate mir und den dritten den Sammlungen widmen könnte. Das würde auch seinen gottgelobten Behörden besser einleuchten. Ich lasse ihn nicht mehr aus. Zunächst wird jetzt eine Zeitlang spazieren gegangen, das weitere wird sich finden.

Auf der Route Würzburg Anspach sah ich zwei Städte die sich durch ihr äußeres sehr empfehlen. Aschaffenburg durch sein buschiges Aeußere. und Lohr am Main durch seine stille waldige Umgebung und sein friedliches Aussehen. Was aber für eine Nation drinn wohnt das weiß der Guckuck! Mein alter Bruder in Wien sucht auch nach einem Tuskulo, wird aber auch nichts rechtes finden. Vielleicht ist im Jenseits ein Winkl, der wohlfeil und behaglich zugleich ist.

Ich hoffe daß das Kinderfest glücklich abgelaufen ist, empfehle mich der unsichtbaren Fräulein Clara bestens und verbleibe Dein und Deines ganzen Hauses

alter Freund

Schwind.

Nieder Pöcking 19ten Sept. 1865.

XLI.

Lieber alter Freund!

In der Freundschaft, ist das neue Jahr, eine Art österliche Zeit, wo man sich wieder nähert, in Ermanglung anderer Anregung. Meine zwei Töchter sitzen am Clavier und studiren an Deinen Liedern. Die kleine, die sehr gute Ohren hat, und eine ganz hübsche Stimme, bringt sie in ihrer unbefangenen Weise ganz gut zu Stand. Ich bin also in der richtigen Athmosphäre an Dich zu schreiben. Thatsächliches hat sich eine Menge zugetragen. Nie hat mir mein kleines Malepartus am See so gut gefallen, als wie ich an einem schönen Tage wiederkehrte, und die meinigen zufällig am Bahnhof waren. Ich blieb noch bis Anfang October draußen und machte mit Behagen meine Sammlung von Geräthschaften fertig. Zwanzig Blätter mit 50—60 Gegenständen, Uhren, Oefen, Schmuckkästln, Garten Geschirre, Spiegeln und was weiß ich alles. Sie machten einiges Aufsehen, und wurden

für die Nürnberger Gewerbschule um 1000 f. angekauft. Die konnte ich gut brauchen, denn das Haus hatte ein neues Dach nöthig, und die Badhütte einen neuen Steg. Ich machte mich daran gewisse Gelegenheits Gedichte zu sammeln und solche die ich im Kopf hatte aufzuzeichnen, kurz ich richtete mich ein behaglich zu privatisiren, da kam ein Hofrath aus Wien um mit mir, wegen Bildern in das Foyer des Opernhauses zu unterhandeln. Es stehen da 14 Büsten von Compositeuren und über jeder ist eine Lünette = 10 zu 12 Schuh 4 zu 6 Schuh Durchmesser. Wer kann so was abweisen? Ich brauche die Sachen nicht selbst zu malen, weil sie eingesetzt werden, einige davon waren eigentlich schon da — für Mozart war von der Zauberflöte das nöthige übrig geblieben, und den Gelegenheits Gedichten eingereiht. Ich machte also in Gottes Namen den Contrakt am 11. November, und am 9ten des nächsten Monats, war ich mit den fertigen Compositionen, in colorirten Zeichnungen auch noch beim Kaiser. Es fand weder bei ihm noch beim Minister noch beim Comitte irgend etwas den geringsten Anstand, im Gegentheil erndtete ich allen möglichen Beifall. Jetzt zeichne ich an den Cartons. Anfangs Mai gehe ich nach Wien, und zwar nehme ich meine Frau und die Tochter Marie mit mir. Die kleine wird hier trefflich untergebracht, und mein Sohn ist seit 1. Dezember, als Ingenieur Praktikant, in Dollnstein, zwischen Eichstädt und Nürnberg. Und was glaubst Du, wo ich in Wien meine Residenz aufschlage? Bei meiner alten Freundin der Witwe Gulherz. Sie wohnt im eigenen Haus ganz in der Nähe des Praters, am fürstlich Rommosskyschen Garten, den sie gemiethet hat. Es fand sich eine kleine Wohnung im dritten Stock mit der Aussicht in den Prater, wo wir unsre Studenten Wirthschaft etabliren werden. Ich bin so froh darum, da ist meine Frau und Tochter, auch gut versorgt, und wir haben Luft und was wir brauchen. Mein Bruder wohnt nicht weit, und die Schwimmschule ist auch in der Nähe. Hier haben wir kein angenehmes Leben . . . . . Wie unbehaglich Lachners Stellung ist, kannst Du Dir denken. Hast Du die Suiten gesehen? Die erste und zweite sind zu 4 Händen arrangirt. Ob es mit der dritten und 4ten der Fall ist weiß ich nicht. Die dritte wurde in den letzten Concerten mit größtem Beifall gegeben.

Meine Frau ist Gott sei Dank gesund, die Marie aber mußte schon ein Paar Bälle in die Schanze schlagen, was sie übrigens sehr heiter durchführt. Leb recht wohl und schreib wieder einmal

Deinem alten Freund

Schwind.

M. 28ten Juni 1866.

Schönste Grüße allerseits.

XLII.

Lieber Freund!

Voriges Jahr, Anfangs September pochte ich an Deiner Thür, wie der Ritter Toggenburg, aber höchst vergeblich, denn Du warst nicht nur ausgezogen, sondern auch verreist, auf lange ausbleiben. Seitdem führe ich ein eben so langweiliges als arbeitsames Leben, und spüre bereits ganz deutlich, daß ich bei den ersten leidlichen Tagen davonlaufen werde, und zwar in's Preußische nach Frankfurt, bei welcher Gelegenheit ich hoffe, Dein neues Quartier zu entdecken. Mittlerweile haben uns Deiner Weißsagung gemäß, die Preußen geholfen zu was das wird sich zeigen, von was? von dem leidigen Bundestag, von ein Paar Fürsten um die kein Schade ist, und von etlichen Millionen, die mich nicht rühren. Mir persönlich haben sie von 4 Vettern geholfen, braven jungen Leuten, wovon einer eine 20jährige Wittwe hinterläßt, und haben mir den Aufenthalt in Wien außerordentlich erheitert. Jede Familie hatte, wo nicht ihre Verluste, so ihre Sorgen und Aengste, die allgemeine

Stimmung war eine terrible, kurzum es gehörte etwas Archimedes dazu, um in der Wirthschaft fortzumalen. Und Gott sei Dank, das ist mir gelungen. Ich marschirte früh halb 6 Uhr aus, war um 7 an der Arbeit, um 10 Uhr ging ich in ein Wirthshäusel, wo mich fast täglich wer besuchte und arbeitete dann weiter bis 4—5 Uhr, fuhr nach Haus, und brachte den Abend in einem wundervollen alten Garten oder im Prater zu. Meine Frau war alle Tage von 7—2 im Spital, wusch ihre 100 Wunden aus, und die Marie flickte Hosen und Hemden. Der Anblick der vielen Verwundeten der Anfangs entsetzlich war, wurde nach und nach etwas erfreuliches weil man sah, daß die guten Bursche gute Tage hatten. Die Wiener schleppten alles an, endlich Briefpapier Bücher, ja es machten sich manche ein Geschäft daraus sich Briefe diktiren zu lassen. Ich hatte, und habe noch, eine kleine Wohnung in der Resi Gutherz ihrem Haus, sah sie also alle Tage. Leider starb ihr, während wir da waren ihre zweite verheirathete Tochter. Sie selbst war diesen Winter wieder krank, und erholt sich sehr langsam. Das Haus W . . . ., wo ich meine frohen Tage hatte, ist aufs traurigste heimgesucht. Ums neue Jahr waren wir noch froh beisammen, bis zum Mai war der 20jährige Sohn gestorben die Mutter geisteskrank, der Mann an seinem Vermögen beschädigt, und die schöne Tochter liegt an einem kranken Kniee darnieder, und kann höchstens auf Krücken gehen. Das will was heißen. Hoffentlich kommts dieß Jahr etwas besser, denn das Alles war kaum zum Aushalten. 13 Carton sind fertig, es fehlt noch Roßini, der wird mich nicht umbringen, dann giebts noch so kleine Sachen und ich hoffe einige Wochen Rastag heraus zu bringen, bevor es im halben Mai wieder ans Fresko malen geht. Lachner hat diesen Sommer gar nichts machen können, jetzt arbeitet er an einer Suite die Oster Sonntag in Mannheim aufgeführt wird. Wir unterhalten uns davon, Jenna; aus Frankfurt, Scheffel aus Carlsruh, Möricke aus Stuttgart und Hrn. Schedel aus Darmstadt, hin zu persuadiren, und auf dem Heidelberger Schloß ein Glas Wein zu trinken. Qu'en dittes vous?

Meine Frau ist leider wieder gefallen, und der alte Schaden am Knie ist wieder da. Sie geht im Haus herum, traut sich aber nicht auf die Gaße, seit 8 Wochen! Die Tochter Marie tanzt ein wenig ist sehr aufgeräumt und macht ganz leidlich Musik. Frau Dietz, die diesen Winter ihr 30tes Theater Jahr gefeiert hat, ist noch immer auf dem Strumpf. Als Elvira hat sie wieder Triumphe gefeiert, wie noch nie. Erzält habe ich genug, jetzt gehts ans fragen, nach Deiner Frau, Kinder und Enkl, nach Freund Hofmann, dem schlecht eingerahmten nach Deinem Schwiegersohn versteht sich. Von der vorgehabten Werthheimer Expedition habe ich läuten gehört aber nicht schlagen.

Leb recht wohl und schreib bald einmal

Deinem alten Freund

M. 9ten Febr. 1867. Schwind.

XLIII.

Frankfurt 3ten Nov. 1868.

Lieber alter Freund!

Weißt Du was jetzt recht schön wäre? Wenn Du mich in Frankfurt besuchtest. Ich wohne bei meinem Schwiegersohn J. Siebert, großen Hirschgraben 12. 2 St. Es kommen Züge an

Ich bin bis 10 Uhr zu Haus und komme vor Tisch nach Haus. Wir essen zusammen und nach einem kleinen Schläfchen, während deßen Du Dich an einer Menge mithabender Zeichnungen divertiren kannst, besuchen wir die Frau Hoffstatt — und Abends kannst Du entweder nach Haus fahren, oder Freitag ein Museums Concert, Samstag eine Probe von einem Lachnerischen Clavier Quintett, oder

Sonntag deßen Aufführung bei Hofmann, oder Montag ein Concert zum besten des Pensionsfond's, mit Fr. Lachnerischer Suite Nr. 5 unter deßen eigener Leitung — Joachim auf der Geige, und deßen Frau zwei Arien singend — mitmachen und dann in irgend einem Wirthshäusel schlafen — denn Nachtquartier ist leider nicht in meiner Macht Dir anzubiethen. Dient auch zur Nachricht, daß Sonntags Franz und Ignaz Lachner bei uns essen. Da hast Du also einen ganzen Speiszettel, ich hoffe Du wirst Dir was aussuchen. Mit Uebernachtung wärs mir natürlich noch lieber. Zwei Zeilen Ankündigung wären auch nicht übel. Grüße Deine werthe Familie und Freund Hofmann — vielleicht hat er auch in Frankfurt was zu thun.

Dein alter Freund

Schwind.

XLIV.

(Poststempel: Frankfurt 6/11. 68.)

Lieber Freund!

Das sind schöne Geschichten! Hast so brave Söhne, und eine glücklich verheirathete Tochter was brauchst Du denn da Nerven zu haben? Uebrigens kenne ich doch aus Erfahrung, daß man nicht immer auf seinen Nerven mag Stunden lang auf sich herumgeigen laßen. Komm Samstag, komm Montag, und gienge das wieder alles Verhoffen auch nicht, so versteht sich von selber, daß ich Dich besuche.

Dein alter Freund

Schwind.

XLV.

Den für heute angesetzten Besuch in Darmstadt hat es theils verregnet, theils hab ich ihn verschlafen. Werde also Montag mit dem acht bis neun Uhr Zug erscheinen. Freund Hofmann wird gebeten, sich für den Morgen so weit frei zu machen, daß wir in die Gallerie und Handzeichnung Sammlung steigen können, was bisher immer skandaleuser Weise unterblieben ist. Mündlich mehr. Wenn Du etwa morgen herein kämst, so findst Du was zu essen und meine Frau, die wegen eines kranken Beines ziemlich an's Haus gebannt ist.

Auf frohes Wiedersehen Dein

alter Freund Schwind.

23. März 1869.

Frankfurt, Goldfeder Gasse N. 11 2. St.

Den Brief mit dem Situations-Plan hab ich glücklich vergessen.

XLVI.

Lieber alter Freund!

Das Jahr muß man nicht zu Ende gehen lassen, ohne zu schreiben, sonst geht's nicht mehr. Du wirst Dich geärgert haben, daß ich nicht nach Darmstadt gekommen bin — und ich bin froh, daß ich Dich wenigstens fragmentarisch in Frankfurt gesehen habe, denn dießmal war kein Weiterkommens. Erstens schon weil drei Besuche — jeder nach der entgegengesetzten Seite an mir zogen, und alle drei ziemlich gleich stark, nach Darmstadt zu Dir, nach Hofheim am Taunus, zu meiner Nichte Bertha, und nach Mainz zu dem alten Veit, den ich schon so lange nicht gesehen habe. Rödelheim und Hanau gar nicht erwähnen.

Zweitens war der Anna ihr Geburtstag, am Sonntag nach dem Donnerstag an dem ich von Frankfurt weg wollte und was willst Du da machen! Die kann so schön betteln

und läßt sich nicht abweisen! Dazu kommt noch drittens, was freilich ein arges Argument ist, man ist nicht mehr so beweglich als in jungen Jahren. Obendrein von hundert Seiten in Anspruch genommen, (wenn ich je wieder Zeichnungen mit mir nehme die dann die ganze Welt sehen will!) kommt man zu keinem Entschluß. Du weißt was ich für ein voiageur war, und jetzt kostet es immer Entschluß. Item ich bin nicht zum Loch hinausgekommen, ärgere mich darüber und kanns nicht ändern. Bei Mörike habe ich mich einen Tag aufgehalten, im schönsten frischen Schnee — für das erste Grün war der Besuch verabredet. So geht's. Ich kam ziemlich zurecht nach Haus, zur Erkrankung meiner Frau. . . . . Aber so was wird bedeutend schöner, wenn die Mittel, die helfen sollen, nicht vertragen werden. Jetzt endlich werden sie gewohnt, und es geht vorwärts. Das ist alles, abgesehen daß es an und für sich schon traurig ist, auch der künstlerischen Produktion so förderlich.

Genug, zu Weihnachten sind wir beisammen gesessen, ziemlich einsam, aber doch über das schlimmste weg, und da kann man schon froh sein. Eine neue Arbeit, mit der ich mich schon lange trage, ist vortrefflich im Gang. Die Reise hat mir gut engeschlagen. Du mußt wissen, daß mich der Doctor med. fortgeschickt hat, weil ich ganz auf dem Hund war, das hat mir in Frankfurt auch noch angehängt. So machen wir also weiter so lang's Gott gefällt.

Aber mit Dir o Freund, hat es nicht glänzend ausgesehen. Keine Musik hören keine Menschen sehen wollen — was sind das für Geschichten? Nervositäten — lange Weile kann's auch sein — so alt bist Du auch noch nicht. Du solltest doch ernstlich dazu thun. Wie ein altes Clavier — frisch beledern. Das wär' das rechte — aber die Aerzte verstehn's nicht. Ein recht gutes neues Jahr, das könnte helfen und das wollen wir uns allerseits von Herzen wünschen.

Dein alter Schwind.

Grüße an Hofmann, Plönnies, Felsing's, Cramolini.
Grüße an die grüne Bettstadt*). Grüße den Manen Dullers**).

XLVII.

Lieber alter Freund!

Dieses Jahr soll doch nicht, ohne gar keinen Brief, herum kommen. Ich finde noch am letzten Abend eine ruhige Stunde, um Dir zu schreiben, daß, obwohl es nicht möglich war, in die Darmstädt Gegend zu kommen — denn ich machte im Frühjahr eine Reise zu meinem Sohn, in's tiefe Ungarn, und im Dezember, zu der Tochter Marie nach Wien, ich doch noch immer so frei bin, mich zu Deinen Freunden zu zählen, und anzunehmen, daß es Dich freut, von mir zu hören und Du gern bei de Hand sein wirst, einige Nachrichten ergehen zu lassen. Außer euren heillosen Erdbeben-Geschichten war von Darmstadt nichts zu hören.

Gott sei Dank war ich das ganze Jahr gesund, und wünschte von Herzen das Gleiche von meiner Frau sagen zu können, die gar zu oft, von so Nerven Lumpereien Zahnschmerzen und wie diese Qualen alle heißen, geplagt ist. Etwas ist es doch am Ende, daß sie ausgehen kann und ißt und schläft. Bei den Kindern geht es auch gut. Unser Herrmann wird gelobt über den grünen Klee, baut eine Brücke über einen Donau-Arm, der freilich fast 700 Fuß breit ist, verdient Geld, und ist mit seiner Situation unter den Barbaren ganz zufrieden. Bei der Wiener Tochter steht das zweite Kind bevor, und die Frankfurterin singt einen gewaltigen Sopran mit Leidenschaft und Ausdauer.

*) Der länglichvierecki e Mathildenplatz in Darmstadt, in der Nähe meiner ehemaligen Wohnung, heißt im Volksmund die „grüne Bettlade".

**) Bei seinen Besuchen in Darmstadt versäumte Schwind selten, sich das Haus zu betrachten, in welchem sein verstorbener Freund Duller gewohnt hatte.

Mit meiner Arbeit habe ich das verrückteste unternommen, was man anfangen kann, eine ganz große Geschichte nämlich, die mich mit ganz wenig Unterbrechung, das ganze geschlagene Jahr in Anspruch genommen hat. Und noch habe ich jetzt ein paar Wochen daran zu feilen! Daß man so was nicht zwanzig Mal an die Wand wirft, ist ein wahres Wunder! Item es ist die Geschichte von der schönen Melusine in Form eines Frieses 19" hoch 46 Schuh lang, in Wasserfarben ausgeführt bis aufs letzte: Jetzt fehlt nur noch, daß es durchfällt. Laß Dir ein gesundes und glückliches Neujahr anwünschen, für Dich und Dein Haus, grüße alle Freunde und schreibe bald ein paar Zeilen frohen Inhalts

Deinem alten Schwind.

Münch. 31 Dz. 1869

XLVIII.

Lieber alter Freund!

Dient zur Nachricht, daß ich seit Anfangs October, mit meinen Augen in Unordnung bin, und erst seit kurzer Zeit schreiben kann, und das sehr sparsam. Sonst hätte ich das neue Jahr nicht so lange verstreichen lassen, ohne bei Dir vorzusprechen. Ich war mit meiner Frau Krankheitshalber in Reichenhall (gut angeschlagen) bei meiner Tochter in Wien, dann allein in Marienbad, wurde aber, durch die Kriegs-Erklärung nach Hause gesprengt. Mein Sohn Felddienst untauglich, arbeitet an seinen Ingenieur Arbeiten fort, nicht gar weit von Belgrad. August und September brachte ich in Starnberg zu und componirte 26 Blätter zu Grillparzers Werken. Es sollte ein Geschenk werden zu seinem achtzigsten Geburtstag — mußte aber natürlich zurückgelegt werden. Seitdem bringe ich meine Tage herum, wie? das weiß ich eigentlich nicht. Gott sei Dank, kann ich seit vierzehn Tagen wieder etwas lesen und schreiben. Meinen Augen fehlt nichts aber die Augenmuskln thun ihre Schuldigkeit nicht recht, wodurch ich doppelt sehe. Vom Krieg haben wir schon hübsch gelitten. Von den Neffen meiner Frau (Badenser) sind zwei auf einmal geblieben in der Schlacht von Nuit, ein dritter verwundet und gefangen und noch ein Dutzend im Feld, für mich um so trauriger, als ich mich für das berühmte deutsche Reich gar nicht erwärmen kann. Sieht mehr einer Caserne gleich, als einem Cultur-Reich. Meintwegen.

Sei auch so gut und schreibe einiges wie es Dir geht. Du siehst, ich wehre mich dagegen, unsre alte Freundschaft nicht in die Brüche gehen zu lassen, das muß genug sein, denn ich muß aufhören. Prost Neujahr alle für Dich und Deine Familie, nebst den besten Grüßen.

Dein alte

Freund Schwind.

M. 16. Jann. 1871

Wenige Wochen nach diesem Schreiben erhielt ich die Nachricht von dem am achten Februar erfolgten Tode des treuen Freundes.

Andreas Achenbach.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Als ich zum ersten Mal vor 44 Jahren in der Heimathsstadt eine Gemäldeausstellung sah und einen Ausstellungskatalog zur Hand bekam, las ich an der Spitze des Namensverzeichnisses der Künstler als den des Autors des Bildes Nr. 1: „Andreas Achenbach in Düsseldorf". In keinem Jahr während der seitdem verflossenen langen Zeit ist das anders gewesen. Auf keiner Ausstellung hat es an einem Werk dieses Meisters gefehlt. Und wie sein Name immer an der Spitze stand, so ist das, was er ausstellt, auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei wohl jedes Mal auch „Nummer Eins" gewesen. So lange schon wird er als einer unserer Besten genannt und gepriesen, daß Jeder, der ihm zum ersten Mal persönlich begegnet, meist sehr überrascht ist, den frischen kräftigen Mann von verhältnißmäßig jugendlichem Aussehn in ihm zu finden. Scheinen sich seine Anfänge doch in einer fast schon nebelhaften Vergangenheit für unsern Blick zu verlieren. Bis zu den fernen ersten Jugendzeiten der Düsseldorfer Malerschule muß man zurückgehen, um zu diesen Anfängen Andreas Achenbachs zu gelangen. Aber man hat sich dabei zu erinnern, daß er als Knabe schon in dieselbe eintrat und, diesem Alter noch nicht entwachsen, schon seine ersten Erfolge errang.

1815 ist Andreas, der ältere der beiden berühmten Brüder, zu Cassel geboren. Sein Vater wurde durch seinen kaufmännischen Beruf zu wiederholten größeren Geschäftsreisen veranlaßt, auf welche er den jungen Sohn mitnahm. Diese Reisen erstreckten sich zum Rhein und andererseits bis nach Petersburg. Sehr wahrscheinlich ist durch diese früh empfangenen Anregungen und mannigfachen Eindrücke schon des Knaben Sinn für die landschaftliche Natur, für die charakteristischen Unterschiede der Gegenden, der Beleuchtungen und

Luftstimmungen und sein lebendiges Interesse daran erweckt worden. Seine Neigung zur Malerei, sein Wunsch, sich ihr ganz zu widmen, muß sich schon sehr zeitig mit Entschiedenheit geltend gemacht haben. Nachdem die elterliche Familie sich 1823 in Düsseldorf niedergelassen hatte, trat Andreas 1827, zwölf Jahre alt, in die dortige Akademie als Schüler ein.

Es war ein Jahr nach dem Beginn der Neugestaltung und Neubelebung dieses Institutes durch Wilhelm Schadow, den von Berlin dorthin berufenen neuen Director. Unter den jungen Künstlern, welche als Schüler demselben zum Rhein folgten, war einer von der größten Begabung für die Landschaftsmalerei: C. F. Lessing. Seine ersten Schöpfungen dieser Art machten auf einen ihm gleichaltrigen Genossen, der in Düsseldorf von seinem Handwerk, der Buchbinderei, zur Kunst übergetreten war, Johann Wilhelm Schirmer, einen so bestimmenden Eindruck, daß er sich von der Historienmalerei ab- und der Landschaft zuwandte. Bereits 1836 wurde dieser Hilfslehrer an der Düsseldorfer Akademie; und mehr noch als Lessing, dessen Begabung eine sehr viel feinere und reichere war, ist er es seitdem gewesen, unter dessen Leitung sich die jungen Talente der Landschaftsmalerei dort heranbildeten.

Achenbach ist, wenn auch wohl nur für eine kurze Zeit, in ein Schülerverhältniß zu dem um sieben Jahre älteren Künstler getreten. Aber der Lehre eines Meisters hat er wenig bedurft. Er ist eine der seltenen, ganz aus dem Vollen geschnittenen Künstlernaturen. Das Handwerk der Malerei hat er spielend gelernt. Grübeleien und Träumereien haben ihm auch in der Jugend nie die Klarheit, Unbefangenheit und Sicherheit des Blicks für die Natur getrübt, nicht die frische Kraft der Production gelähmt. Schon im fünfzehnten und sechszehnten Jahre trat er mit Landschaftsbildern hervor, welche die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Die Motive dieser Arbeiten entlehnte er der Natur der rheinischen Länder. Ich kann von diesen Erstlingsbildern nicht nach eigener Anschauung derselben sprechen. Er selbst mag heute nicht mehr wissen, wohin sie gerathen, in welchen Privatgalerien und Cabinets sie versteckt sind. Man berichtet, daß die ersten, wie das ziemlich selbstverständlich ist, nicht ganz frei gewesen seien von dem Einfluß der damals auch in der Landschaftsmalerei und nicht nur in Düsseldorf herrschenden romantischen Richtung von jener bewußt elegischen Stimmungsmalerei, deren größter Vertreter Lessing in seinen Jugendjahren war.

Die Landschaftsmalerei ist von dem Gipfel, den sie zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gleichzeitig in Italien, Frankreich und Holland erreicht gehabt hatte, während des achtzehnten stetig herabgesunken. Die beiden Poussin hatten die landschaftlichen Naturformen mit der edlen Willkür hochgestimmter, vor Allem nach der Schönheit und Größe in der Erscheinung trachtender, Künstlergeister zu Bildern einer Phantasiewelt gefügt, welche von allem Kleinen, Dürftigen, Armseligen der vergänglichen Wirklichkeit befreit, als der würdige Schauplatz des kampf- und schmerzlosen Daseins eines höheren Geschlechts erschien. Claude Lorrain hatte in viel reicheren Maß als

jene Beiden mit den gesteigerten und „gereinigten" Naturformen die Werke und Zeugnisse des menschlichen Schaffens, großartige Architekturen, Monumente, Tempel und Paläste, gruppirt, das Wasser idealer Meeresbuchten und Häfen mit prachtvollen Galeeren-, Handels- und Kriegsfahrzeugen belebt. Und wie Keiner vor ihm war er in das geheimnißvolle Leben und Weben der Luft und des Lichtes eingedrungen, hatte er es erreicht, die Welt in Sonnenglanz gebadet, die Gegenstände vom Aether umflossen, die Fernen von zartem Nebelduft umwoben und reizend verschleiert, und die Färbung der Landschaft durch die ewig wechselvollen Beiden: das Element der Atmosphäre und die Kraft des Lichtes, bedingt, in seinen Bildern zu zeigen. In den Niederlanden aber war die realistische Landschaftsmalerei von Ruysdael, Hobbema, Everdingen, Cuyp, Potter, Van der Velde, Van der Meer und manchen Anderen zu gleich herrlicher Blüthe gelangt. Aber hier hatte die Kunst auf den alten Hochmuth der menschlichen Seele verzichtet, welche die Werke des Schöpfers in der Natur meistern und nach ihren eigenen „Schönheitsgesetzen" umformen möchte. Gerade in der möglichst reinen und selbstlosen Hingabe an die reale Erscheinung der gegebenen Landschaft und in deren möglichst treuer Schilderung suchte sie ihre Aufgabe und ihren Ruhm. Nicht nur in der des allgemeinen Charakters, der Terrain- und Vegetationsformen, des Wassers und der Wolkenbildung, in allen wechselnden Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten, des Wetters und Lichtes; — auch in der liebevollen Schilderung eben des Details, der „Zufälligkeiten", dessen, was von der idealistischen französisch-italienischen Kunst als häßlich, als kleinlich und unwürdig nicht der Beachtung für werth gehalten, übergangen und verleugnet worden war. —

Während des achtzehnten Jahrhunderts aber scheint ebenso wie jener hohe, reine Schönheitssinn, jener Adel der Phantasie, der sich in den Landschaften der Claude und Poussin offenbart, auch der gesunde, offene Blick für die schlichte Wahrheit der Natur, die Liebe, das Herz und das Verständniß für deren feine Reize den Künstlern völlig verloren gegangen zu sein. In immer hohler und immer trockener, manierirter und phrasenhafter werdenden Nachahmungen der großen französischen und holländischen Meister befriedigte sich die Landschaftsmalerei ihrer meisten Nachfolger während fast eines Jahrhunderts.

Claude Lorrain und Poussin aber bewiesen während desselben immer noch einen mächtigeren Einfluß als jene großen Holländer. Die Nachahmer der Letzteren verfielen völlig in Rohheit. An dem Beispiel der Ersteren aber bildete sich eine Reihe von „Prospectmalern" und Malern „historischer Landschaften", in denen Geist und Phantasie nicht so völlig erstorben waren, während oft reiche decorative Wirkungen von ihnen erzeugt wurden. Selbst entschieden realistisch angelegte Künstlernaturen wie Philipp Hackert und Joseph Vernet vermögen sich nicht von der Herrschaft des von jenen Idealisten inaugurirten Stils zu befreien. Hackert zumal, von Haus aus ein nüchterner und prosaischer Kopf, welchen sein Talent auf eine trockene Nach-

bildung der Wirklichkeit wies, sehen wir in fast allen seinen Darstellungen der Letzteren unter dem Bann des Beispiels jener eminent poetischen Meister. Das Resultat dieser Bemühungen, das in seiner Kunstweise zu vereinigen, was sich nothwendig ausschließen muß, treue und genaue Veduten zu malen und doch dabei den Schein einer erhöhten idealen Natur zu wahren, ist, wie es denn auch nicht anders sein konnte, ein höchst fragwürdiges geblieben.

Im Gegensatz zu ihm sehen wir J. Koch in Rom um die Wende des Jahrhunderts der wirklichen Natur der Landschaft der bestimmten Gegend entschieden den Rücken kehren. Er schaltet mit den, von der südlichen, italienischen Landschaft gegebenen Naturformen mit der souverainen Willkür Poussins, um Scenerien und Lokalitäten eines goldenen Zeitalters zu bilden, welche er mit Göttern und Heroen, den Gestalten der antiken Mythe und Heldensage, entsprechend belebte. Aber die Kunst der Malerei war längst verloren gegangen, die Tradition war versiegt. Diese heroischen Landschaften Kochs sind hart und trocken gezeichnet; ihre Bäume und Felsen sind nicht von Luft umflossen, ihre Farbe ist schmelzlos, schwer, bunt und conventionell. — Charakteristisch für die Epoche ist es, wie auch in der Landschaftsmalerei dieser Uebergangsepoche derselbe Proceß sich vollzog, wie in der deutschen Bildung und Literatur. Von der Begeisterung für das classische Alterthum, für die antike Schönheit ging die neue Bewegung der deutschen Geister in Italien wie in Jena und Berlin aus. Aber die „romantische Schule“ in der Poesie wie in der bildenden Kunst war das schließliche Resultat der rasch absolvirten Entwicklung dieser Bewegung. Von Carstens antiken Göttern bis zu den Nibelungen und den Faustbildern des Cornelius, den „altdeutschen“ und prärafaelitischen Heiligen und Madonnen seiner jungen Strebensgenossen, und von Kochs „classischen“ heroischen Landschaftsdichtungen zu denen der romantischen Burgkapellen-, Klosterhof- und Ruinenlandschaften seiner unmittelbaren Nachfolger ist es nur ein kurzer, schneller Weg gewesen. Die deutsche Landschaftsmalerei während des ersten Viertels unseres Jahrhunderts scheint kaum noch andere Aufgaben zu kennen, als Träume der schwärmerisch gestimmten, an der neu erwachten romantischen, das Mittelalter verherrlichenden, Dichtung und der alten nationalen Minne-, Helden- und Sagenpoesie entzündeten, Phantasie in Bildern zu verwirklichen. Bei Schinkels Gemälden verschmilzt sich diese Neigung merkwürdig genug mit der in ihm so mächtigen Tendenz auf strenge classische Schönheit der Linien und Adel der plastischen Formen, selbst in der Landschaft. Die Rücksicht auf Wahrheit der Natur, auf Möglichkeit und gar auf Farbenwirkung und Entfaltung malerischer Meisterschaft steht dagegen erst in zweiter Reihe. Theils mittelalterlich gothische, theils antike und Renaissance-Architekturen, in deren Entwurf des geborenen Baukünstlers Eigenart und Talent sich nicht verleugnen, nehmen einen besonders breiten Platz in diesen inhaltreichen Compositionen ein. Belebt sind dieselben, wo es sich nicht, wie in dem Bilde „Die Blüthe Griechenlands“, direct um die Schilderung antik-hellenischer Zustände handelte,

meist durch Figuren in jenen conventionellen Costümen, welche in der Epoche der deutschen Romantik als die allgemein „mittelalterlichen“ galten.

Angesichts so bedeutender Beispiele und unter dem mächtigen Einfluß der herrschenden Stimmung, des Geschmacks und der gleichzeitigen Literatur, konnte die Abwendung von dieser Richtung der Landschaftsmalerei, die Umkehr zu gesünderen Principien seitens der jungen Generation unmöglich plötzlich erfolgen. Ein allmäliger Untergang erst hat dieselbe auf andere Wege geleitet. In Lessings Erstlingsbildern kann man denselben Schritt für Schritt verfolgen. Aber er und seine Genossen begannen zuerst wieder die reale Natur unbefangen zu studiren und — malen zu lernen. Wenn auch sie in ihren Landschaften vor Allem den romantischen Stimmungen der eignen Seele Ausdruck zu geben suchten, so geschah das mehr und mehr in den treu der Wirklichkeit nachgebildeten Naturformen, welche sie sich gewöhnten ohne die conventionelle Brille der Stilisten und Idealisten anzusehen und aufzufassen. Für die Letzteren blieb Italien noch längere Zeit die erwünschte Quelle der ihnen genehmsten malerischen Motive, in deren Gestaltung sie die gegebene Natur nach dem mit herzugebrachten, von Poussin und Claude abgeleiteten, Canon und Recept der höheren Kunstschönheit modeln und arrangiren zu müssen und zu können glaubten.

Wenn ein Künstler nach Naturell und Anlage nicht dazu geartet war, dauernd, oder auch nur für längere Zeit, sich dem Bann einer Tradition in Bezug auf die Naturanschauung und Darstellung zu fügen, so war es Andreas Achenbach. Sein resolutes frisches Wesen emancipirte sich davon noch schneller und radicaler wie Schirmer und Lessing.

Viel trug zur Beschleunigung seines Bruchs mit der damals noch herrschenden Richtung der Landschaftsmalerei der Umstand bei, daß er auf frühzeitig gemachten, wiederholten ausgedehnten Reisen, und speciell solchen durch nordische Zonen, mannigfache und stärkere Natureindrücke in sich aufzunehmen Gelegenheit erhielt, als sämmtliche andere Genossen. Mit geübtem und gereiftem Auge und bereits mit großer Sicherheit und Leichtigkeit der Hand ausgerüstet, begleitete er 1832 und 1833 wiederum, wie ehedem im frühen Knabenalter, seinen Vater auf dessen Fahrten nach Holland, über die See nach Hamburg und weiter nach Riga. Zwei Jahre darauf trat er selbstständig und zu dem ausschließlichen Zweck des Studiums eine Wanderung nach Dänemark, Schweden und Norwegen an. Die Letztere ist für die moderne deutsche Landschaftsmalerei eine Entdeckungsreise geworden. Achenbach hat ein ihr bis dahin unbekannt oder seit Everdingen vergessen gewesenes, fruchtbares Herrschaftsgebiet für sie gefunden und einen Strom von deutschen Künstlern dorthin seinen Spuren nachgelockt, welche dasselbe seitdem gründlich ausgebeutet haben. — Zwei andere Studienreisen, 1836 nach den Tiroler und bayrischen Gebirgslanden und 1839 eine nochmalige nach Norwegen, sind dieser für ihn so entscheidenden gefolgt. Die Resultate seiner ersten skandinavischen Naturstudien, Bilder aus norwegischen Bergen, Wäldern und Fjorden, waren es,

welche seinen Künstlernamen zuerst im ganzen Vaterland bekannt machten und ihm die allgemeine, widerspruchslose, sich immer steigernde Schätzung erwarben. Ich entsinne mich noch sehr deutlich des mächtigen Eindrucks, den das erste, im Jahre 1838 zu uns in den preußischen Osten gelangte Bild einer norwegischen Kiefernhaide mit verstreuten Felsblöcken auf uns machte. Von schwermüthigen romantischen Stimmungen oder von „idealem Linienzuge“ war in diesem klaren objectiven Bilde einer Natur von höchst charaktervoller Physiognomie freilich nichts zu spüren. Nicht ihres Malers Gemüthsleben, sondern das eigenste Leben und Wesen dieser Landschaft zum Ausdruck zu bringen, schien dies Bild gemacht. Eine köstliche, echt nordische Frische strömte davon aus. Die prächtigen Kiefern mit ihren rosig bräunlichen Stämmen und Zweigen und den matt schwärzlich-grünen Nadelmassen ihrer Kronen erschienen uns in einer Wahrheit und mit einer Meisterschaft und Präcision ohne Gleichen unter den gleichzeitig ausgestellten Landschaften hingemalt mit fettem und doch delicat zeichnendem Pinsel. Man täuscht sich zwar oft genug über die Dauerhaftigkeit solcher Eindrücke moderner Bilder. Wie oft haben wir, wenn wir nach einer längeren Reihe von Jahren derartige Gemälde wiedersahen, die einst alle Welt entzückten und zur Bewunderung hinrissen, die Empfindung gehabt: das könnten kaum dieselben sein, oder sie hätten uns damals schmählich betrogen. Andreas Achenbachs Schöpfungen aber haben bisher noch immer Stich gehalten. Darin gleichen sie denen A. Menzels. Und so zweifle ich nicht, daß auch jenes Werk heute nach zweiundvierzig Jahren noch ziemlich ebenso vor unserem, seitdem so viel gereifteren und verwöhnteren, Sinne und Urtheile bestehen würde, wie damals vor dem naiven Blick. Spiegeln Achenbachs Bilder auch nicht die subjectiven Gemüthsstimmungen und Seelenzustände ihres Malers, so doch desto treuer die solide Kraft, Gesundheit und Klarheit seines Wesens. Vorübergehendem Modegeschmack der Zeit und des Publikums hat er nie geschmeichelt und nie sich beugen mögen, und dennoch fand er sich eigentlich nie wie ein „Verkannter“ im Gegensatz zu der modernen Anschauung und dem modernen Urtheil.

Unter der conventionellen Auffassung und unter dem technisch-malerischen Ungeschick hatte die See- und Marinemalerei in Deutschland im ersten Viertel dieses Jahrhunderts mindestens eben so zu leiden gehabt, als die andern Zweige der Landschaftsmalerei. Das Meer war unsern Künstlern eine fremde Welt, zu deren wirklichem gründlichen Studium ihnen mit der Gelegenheit auch die rechte Lust gefehlt hatte. Achenbach hatte früher schon dies Element in seiner lächelnden Anmuth und seinem ruhigen Glanz, wie seinem finstern Grollen und Toben, seinem stürmisch aufgeregten Wogen, Brausen und Schäumen kennen gelernt. Und gelernt auch, ihm sein tausendfach wechselndes Erscheinen abzusehen und die treu im Gedächtniß bewahrten lebendigen Bilder in markiger Kraft überzeugend zu schildern. Zum ersten Mal sah ich damals in den letzten Dreißiger Jahren in Achenbachs Meeresbildern auch von einem deutschen Maler die See, die mir selbst von

frühester Kindheit an so vertraut und genau bekannt war, deren Rauschen und Tosen mir wie eine liebe Heimathsmusik klang, so gemalt, daß ihr Wasser ein wirklich flüssiges, bewegtes Element, ihre Wellen nicht aus Blech geformt, ihr Wellenschaum und Gischt nicht aus weißer Watte gebildet schienen, daß ich das Heulen des Sturmes, das „Anschwappen", das Knirschen und Donnern der Brandung aus diesen Bildern zu hören meinte. Mit seinen ersten Meeresbildern: dem Seesturm an der schwedischen Küste von 1836 (in der neuen Pinakothek zu München) und dem strandenden Schiff von 1837 (im Städelschen Institut zu Frankfurt) begann Achenbach in unserer ganzen deutschen „Marine-malerei" eine wahre Revolution. Es war, als hätte er unseren Malern damit erst den Sinn für diese Seite des Naturlebens erschlossen. Hochbegabte Nachfolger hat er gefunden. Aber bis diesen Tag noch ist er von keinem derselben auf diesem Gebiet übertroffen worden, wie Eminentes auch Meister wie Hildebrandt, Gude, Dücker u. A. darin geleistet haben. Das Meer scheint der einfachste, der monotonste Gegenstand der Malerei zu sein und ist doch von einem völlig unerschöpflichen Reichthum der mannigfachsten Motive durch den unbegrenzten Wechsel seiner Erscheinung, welche auch die geringsten Veränderungen der Luft, des Lichtes, des Wetters, ebenso wie die Verschiedenheiten der Tageszeiten auf seiner Oberfläche, in deren Gestalt und Färbungen hervorbringen. Es gleicht darin der Luft, dem Himmel selbst, der sich darüber wölbt und seinen Glanz auf der glatten Fläche, wie auf den Wogen und Kräuselwellen spiegelt. Dazu kommt noch die Mannigfaltigkeit der Strand- und Küstenformationen und all das Schiffstreiben und -Leben, welchem Ufer und See zum Schauplatz dienen. Keines dieser Elemente der Marine-Malerei, das Andreas Achenbach sich nicht gründlich zu eigen gemacht hätte. Schlechthin unzählbar ist die Menge der großen und kleinen Meeres- und Küstenbilder, die unter seinen nie rastenden Händen hervorgegangen sind. Oft wiederholte Studienwanderungen, besonders an der niederländischen Küste, erweiterten und reiften seine Kenntnisse und seine Darstellungsfähigkeit dieser Dinge immer mehr und mehr. Die damals hochgepriesenen, französischen See- und Marine-Maler, wie Lepoitevin und Gudin, hatte er schon in den Vierziger Jahren auf diesem ihrem eigensten Gebiet geschlagen. Bald war es der gelbliche, flache Strand mit den niederen Dünen, von Scheveningen, der schon Achenbachs alten, großen holländischen Vorgängern Van der Velde und Backhuyzen Stoff und Gegenstand in so manches Meisterwerk gegeben hatte, mit seinen auf den Sand gezogenen Fischerbarken, seinen breit, ruhevoll und niedrig heranfluthenden und über den festen, flachen Ufersand dahinspülenden Wellen und der leicht umflorten und doch lichtgetränkten, feucht dunstigen Luft darüber, dem er seine Bilder entlehnte. Bald wieder schilderte er die Hafen-einfahrten oder die weit in's Meer zu deren Schutz hinausgebauten, hölzernen Molen niederländischer Küstenstädte mit dem tobenden Meer, das gegen die Pfähle und Planken donnert und hochaufspritzend Schaum und Gischt wie einen Sprühregen auf die, gegen den Sturm ankämpfenden, von der über sie

hinstürzenden Fluth fast hinweggeschwemmten, Theerjacken schüttet. Gerade in diesen Bildern ist eine unvergleichliche Energie, ein leidenschaftliches, dramatisches Leben entwickelt. Die ganze temperamentvolle Mannhaftigkeit Achenbachs prägt sich darin energisch aus. Zuweilen strebte er in seinen Seebildern noch gesteigerte dramatische Effecte dadurch hervorzubringen, daß er das tragische Menschenschicksal, das Unterliegen im Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten des Meeres, zum Gegenstande seiner Darstellung wählte. So in dem 1842 von ihm gemalten, heute in der Galerie zu Karlsruhe befindlichen Bilde, welches den Untergang des Dampfschiffes „The president" auf offenem Meer durch gewaltige, das Fahrzeug zerdrückende Eismassen schilderte. Dann wieder traten die skandinavischen Reiseeindrücke in den Vordergrund. Statt des flachen, gelben Strandes und der weichen, niederen Sanddünen der holländischen Küste malte er jene schroffen, starren, von düsteren Fichtenwäldern gekrönten, granitnen Uferklippen norwegischer Meeresbuchten, gegen deren festes Gestein die Brandung fruchtlos knirscht und leckt, Bilder von einer ernsten und grandiosen Pracht der Scenerie und des ganzen malerischen Charakters, welche die Mehrheit des Publikums wohl noch stärker enthusiasmirt haben, als jene feinen und stillen niederländischen Strandlandschaften und Marinen. Ich kann die ganze Reihe der derartigen Werke unseres Meisters bis zu den jüngsten derselben, welche zu den köstlichsten Zierden der Düsseldorfer wie der Berliner Ausstellung gehörten, hier nicht im Einzelnen verfolgen. Ich wende mich zu seiner Thätigkeit in der, jener letzten skandinavischen Studienreise im Jahre 1839 folgenden, Zeit zurück. Das Werk, welches damals neben jenen Meeresbildern unter Achenbachs Landschaften den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht hat, ist die herbstliche Waldlandschaft vom Jahr 1843. Sie wurde vom Consul Wagener angekauft und ist mit dessen Sammlung, dem Kern der heutigen Berliner Nationalgalerie, in diese übergegangen. Wie oft ich sie dort auch wiedersehe, — ihre Wirkung ist noch immer kaum weniger mächtig, als damals. Im Vordergrund ein dicht mit Schilf bewachsener Waldteich, an dessen Ufer dunkle Eichen und Buchen wachsen. Während über diesen Vordergrund sich breithin der tiefe Schatten des schweren herbstlichen Regengewölks legt, fällt auf die Laubmassen der Bäume am jenseitigen Ufer, an welchem ein Weg vorüber führt, die zerrissenen Wolken durchdringend, ein Sonnenstrahl. Das rothbraune und gelbe Buchen- und Eichenlaub leuchtet goldig in dessen Schein auf, während der feuchte Herbstwind durch die Baumkronen stürmt, die Zweige schüttelt, daß man ihr Rauschen zu hören meint, die todten Blätter losreißt und vor sich her treibt. Die *moderne* Landschaftsmalerei verschmäht im Allgemeinen, zumal in Herbstbildern, eine derartig genaue und feste Zeichnung des Details der Laubmassen, wie sie hier noch beliebt ist. Sie arbeitet vorzugsweise auf den *Ton* hin, sucht bei der Schilderung des Waldes vor Allem die Effecte zu erreichen, welche das Auge des *Kurzsichtigen* innerhalb des Dickichts empfängt, der keine Blätter, keine scharf umrissenen Partien unterscheidet, sondern nur den Totaleindruck in

einander verwebter, flimmernder, dunkler und sonniger, größerer und kleinerer Tonmassen aufnimmt. Ein Waldinneres von Diaz z. B. bildet den strikten Gegensatz zu einer Darstellung wie diese Achenbach'sche. Aber Letztere gilt darum nicht im mindesten geringer; um so weniger, als in ihr trotz jener Bestimmtheit und Genauigkeit der Zeichnung der rechte Ton wahrlich nicht minder fein und genau getroffen erscheint.

In dem Entstehungsjahre dieses merkwürdigen Bildes trat sein Autor zum ersten Mal eine Studienreise nach Italien an. In jener krankhaft erregten Epoche, welche dem deutschen Revolutionsjahre vorausging, wurde alles Thun und Verhalten jeder bekannteren, hervortretenden Persönlichkeit in unserem Vaterlande im Lichte der politischen und kirchlichen Parteistellung beurtheilt und mit diesem Maß gemessen, je nachdem gepriesen und verherrlicht oder verdammt. So nahm man von liberaler Seite auch an dieser Romfahrt des berühmten rheinischen Künstlers, welche durch seine Hinneigung zum Katholicismus motivirt sein sollte, auf Grund freisinniger Principien schlimmen Anstoß. Viele der damaligen gesinnungstüchtigen Geister im deutschen Publikum wie in der Künstlerschaft thaten nicht wenig entrüstet über den angeblichen Abfall dieses bisher so freien männlichen Charakters. In beklagenswerther Verirrung und Schwäche sollte er sich „unter das Joch Roms reuig gebeugt" haben. Es wurde damals schon mit derselben liebenswürdigen Unbefangenheit und Gleichgiltigkeit gegen die thatsächliche Wahrheit, wie wir sie heute so herrlich in unseren wohlunterrichteten Journalen floriren sehen, über Achenbach erzählt, er habe bekannt, daß auch die Landschaft des protestantischen Nordens durch die Glaubensleere ihrer Bewohner gleichsam entgöttert sei, und daß es des wahren Künstlers würdiger wäre, die Natur jenes Landes zu schildern, welches aus seiner Eigenschaft als Herrschersitz des Stellvertreters Christi und des alleinseligmachenden Glaubens einen höheren Adel und eine göttliche Weihe empfange. Welcher geringe Kern von Wahrheit in diesen verzerrten kraß gemalten Geschichten und Gerüchten steckte und welche inneren Vorgänge im Gemüthsleben des Künstlers damals stattgefunden und ihn zu dem allerdings damals stattgefundenen Uebertritt zum Katholicismus bestimmt haben mochten, ist mir, wie wohl den meisten ihm ferner Stehenden, unbekannt geblieben. Es wäre überflüssig und für meinen Gegenstand auch höchst gleichgültig, sich heute noch in Betrachtungen über diese rein private innere Angelegenheit Achenbachs einzulassen. Er verweilte drei Jahre in Italien, machte mit den Gebrüdern Fries, den Landschaftsmalern, eine längere Reise durch Sicilien und brachte eine große Zahl von Studien und Bildern aus italienischer Natur nach Düsseldorf mit zurück. Ihre Bearbeitung zu abgeschlossenen Kunstwerken beschäftigte ihn dann zunächst. Diese italienischen Landschaften des Meisters hatten, was uns heut kaum glaublich klingt, damals, wie ich mich noch so sehr klar entsinne, die „Bekehrung" ihres Malers schwer zu büßen. Die Kunstkritik der liberalen Blätter spielte ihnen ziemlich übel mit und rächte die angebliche „Sünde gegen den Geist", deren man den Meister

nun einmal zieh, an ihnen. Aber auch die objectivere, spätere Kritik hat dieser italienischen Landschaften nie gleich hold zu werden vermocht, wie seinen nordischen. Ich bekenne für mein Theil, daß ich in Denen, welche ich davon kenne, keine von den Eigenschaften vermißt habe, welche Achenbachs norwegische, holländische, westfälische Landschaften auszeichnen. Es ist noch immer eine verbreitete und nachgebetete Behauptung deutscher Aesthetiker, daß die italienische Natur von einer ganz besonderen höheren, idealeren Eigenart sei, die durchaus „eine stilvolle Auffassung verlange, welche die Natur in der Ruhe ihrer eigenen Schönheit nimmt, den Rhythmus ihrer großen Bildungen in der Reinheit ihres Licht- und Luftlebens einfach hervorhebt". — Ein an die Darstellung nordischer Landschaft gewöhnter Profaner, wie Andreas Achenbach, müsse in Folge dessen nothwendig immer unfähig zu ihrer rechten Schilderung bleiben. Ich bekenne, daß ich mich, seit ich diese italienische Natur wiederholt selbst gesehen und beobachtet habe, keineswegs von der Berechtigung jener Sätze überzeugen kann. Es ist Achenbach von einem unserer berufensten und feinsinnigsten Kunstschriftsteller, Kenner und Forscher, sogar zum Vorwurf gemacht worden, daß er die „südliche Natur in Bewegung und Aufruhr geschildert hat, wobei er nothwendig ihren eigentlichen Reiz, die in reiner Luft aufleuchtende Formenschönheit zu gutem Theil hätte aufgeben müssen". Ich wüßte aber nicht, daß diese Natur des Südens schlechterdings zum schönen Wetter in Parmanenz prädestinirt wäre. Sie hat sich genau ebenso mit dem schlechten Wetter in jeder Form, mit Sturm und Regen, Schnee und Eis abzufinden und muß deren Unbill über ihre gepriesene ideale Formenschönheit ebenso ergehen lassen, wie unsere nordische Landschaft. Meinungen von der italienischen Natur, wie sie sich solchen Aussprüchen kundgeben, wurzeln noch immer in Poussins und Claude Lorrains idealen Landschaften. Heut sind sie mythisch geworden und können auf zutreffende Richtigkeit keinen Anspruch mehr machen. Gern sähe ich einmal jetzt, nachdem Achenbachs Bruder Oswald uns in zahllosen Bildern die italienische Landschaft in einer früher nicht gekannten Treue und in vollkommener Freiheit von der conventionellen Anschauung geschildert hat, jene italienischen Bilder von Andreas wieder, welche damals so vielfach befremdeten; die Bilder vom Aetna, vom Vesuv, von Palermo, der Seesturm an der sicilianischen Küste und jenes mir unvergeßlich eingeprägt gebliebene Bild: „Pantaleone" in Sicilien. Ich bin überzeugt, sie beständen die Probe vortrefflich. Auch sie würden die Sicherheit des Blickes, die Freiheit und Objectivität der Naturanschauung und die außerordentliche Kraft und Kunst Achenbachs, das Charakteristische jedes landschaftlichen Natureindrucks im Bilde festzuhalten und wiederzugeben, glänzend beweisen. Daß nicht alle solche italienischen Bilder auf der gleichen Höhe der Vollendung stehen, wie jenes Pantaleone, daß der in der neuen Pinakothek zu München befindliche „Herbstmorgen in den Pontinischen Sümpfen" nicht zu seinen glücklichsten Schöpfungen gehört, mag dabei rückhaltslos zugestanden werden.

Uebrigens ist die italienische Episode des Meisters ohne weitere, länger

nachwirkende Folgen geblieben. Die Furcht, den Neubekehrten zum Nazarener im Leben und in der Kunst werden zu sehen, wollte sich nicht bestätigen. Er ist der frische und lebensfreudige Weltmann, der klare, kluge Kopf, der stolze, unabhängige vornehme Mensch und Künstler geblieben, der er war.

In den Fünfziger Jahren trat sehr bemerkbar eine entschiedene Wandlung in seinen malerischen Tendenzen ein. Es schien, als ob die großen, alten, holländischen Meister, daß speciell Ruysdael, Hobbema und Van der Meer von Delft ihn zu einer intimeren Beschäftigung mit ihren Werken und zu deren Studium angeregt hätten. Wenigstens wies jenes große Bild der Wassermühle mit dem rothen Dach und dem im Regenwind rauschenden Gehölz im Hintergrund vom Jahre 1856 durch viele, gewiß nicht trügerische Zeichen auf ein solches eingehendes Studium jener Meister und auf ein Eindringen des congenialen Geistes dieses modernen in die Geheimnisse ihres Schaffens hin. Von da ab folgten sich auf unseren Ausstellungen neben den See-, Hafen- und Strandbildern von den Niederländischen Küsten, besonders häufig und ausschließlich Darstellungen aus westfälischer Landschaft. Unter den Gegenden des großen, vielgestaltigen Vaterlandes, welche dem Landschafter die willkommensten Motive bieten, zählt gerade die Natur Westfalens zu den reichsten und ausgiebigsten. Freilich immer nur für den, welchem der Sinn erschlossen ist für die intimen und verborgenen Reize der Landschaft, die nicht mit großen und pomphaften effectvollen Scenerien, nicht mit mächtigen Gebirgsgipfeln, Hochwäldern, idealen Linienzügen und zauberischen Beleuchtungs- und Farbenschauspielen prangen und blenden kann. Sie bietet dafür den steten Wechsel von Ebenen, Thälern, Hügeln und mittleren Höhen mit Eichengebüsch und kleinen Gehölzen bestanden, die Felder von lebendigen Hecken durchzogen und getheilt; die Gehöfte einzeln abgesondert von einander, von alten Bäumen umrauscht, von Gräben umgeben. Nie hat ihr ein Künstler ein lebhafteres Gefühl, ein freudigeres Interesse entgegengebracht, nie einen sympatischeren Blick für diese echt malerischen Vorzüge der westfälischen Landschaft bewiesen, als Andreas Achenbach. Die ihr entlehnten größeren und kleineren Bilder, oft Ausschnitten aus dem bescheidensten Stück ländlicher Natur gleichend, gehören zu seinen erquickendsten Schöpfungen. Selten schildert er sie im lachenden Sonnenschein, in friedlicher Ruhe des stillen Sommer- und Frühlingstages, unter blauem oder von lichtem Gewölk durchzogenem Himmel. Am liebsten malt er sie, wenn bleigraues Regen- und Wettergewölk sich über den Hügeln und Baumkronen heraufwälzt und der Wind in den dunklen Wipfeln rauscht. Die Meisterschaft, die er so oft in der Malerei des Wassers und des Wellenschaumes auf seinen Bildern des aufgeregten Meeres bewiesen hat, zeigt sich hier nicht geringer in der Darstellung bergab eilender Bäche, die sich schäumend und krystallklar zwischen den Steinblöcken in ihrem Bett drängen und thalwärts zwischen den grasigen Ufern hinab oder über die Räder umbuschter alter Mühlen hinstürzen.

Wieder eine neue Note sahen wir Achenbach in der Mitte der sechsziger

Jahre anschlagen. Damals auf der Berliner Ausstellung von 1866 erschien das heut im Besitz der Nationalgalerie befindliche Bild „Ostende". In einer völlig ungewohnten Gestalt trat uns der seit so lange bekannte Meister darin entgegen. Hier ist Alles den großen Tonwirkungen untergeordnet. Nicht See und nicht Landschaft gaben die malerischen Motive der Darstellung. Eine Reihe von alten, mit Ziegeln gedeckten Häusern am inneren Hafen schiebt sich, von dem plumpen Thurm der Kirche des Orts überragt, in die Tiefe des Bildes hinein. Auf dem Gewässer im Vordergrunde sind Schiffer mit dem Entladen und Befestigen eines großen Bootes beschäftigt; Fischerfrauen hocken dort neben einander sitzend am Boden. Ueber den dunklen Dächern der Häuser steigen dichte, geballte Wolkenmassen auf, die zum Theil das Licht der gegenüberstehenden Sonne glänzend reflectiren. Die Tongebung hat eine außerordentliche Energie, Tiefe und Glut, welche bei Achenbach, dessen Scala bis dahin jederzeit eine kühlere, dessen Farbe zuweilen sogar eine etwas glasige war, im hohen Grade überraschte. Man sah eben, daß er sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen, das letzte Ziel seiner Entwickelung noch nicht erreicht hatte. Diesem Bilde verwandt ist die große Ansicht von Amsterdam, durch die er auf der Pariser Weltausstellung von 1867 vertreten war (heut in der Galerie Ravené befindlich). Die Absicht, das Werk dort auszustellen, mag den Meister zu einer gewissen Outrirung in den Tönen verleitet haben, um des großen und frappanten Effectes völlig sicher zu sein. Auch in den Bildern dieser Periode ist der Einfluß der großen alten holländischen Meister auf ihn unverkennbar. Hier aber scheint es speciell Rembrandt, dem er in Bezug auf die Gewalt und Glut des Tons und der Wirkung nacheifert. Die Berliner Nationalgalerie besitzt noch ein drittes Bild Achenbachs aus demselben Jahrzehnt, 1869 gemalt, das gerade in Bezug auf die Feinheit und Wahrheit der Tongebung bei der größten Tiefe und wundervollem Schmelz derselben das Außerordentlichste geleistet zeigt. Es stellt die Düne von Scheveningen dar, von der See her gesehen; der Ort selbst mit der alten Kirche, und seinen Ziegeldächern wird zur Linken im Mittelgrunde sichtbar; in der Ferne die Thürme des nahen Haag. Ueber dem Rande der Dünen steigt der Vollmond auf. Ein wüthender Windstoß vom Lande her treibt dichte Wolken von Sand und Staub nach vorne hin und überschüttet damit Gruppen von Fischern, Weibern und Kindern, welche, dem Strand zugehend, sich gegen die Gewalt des Sturmes zu stemmen und vor dem Staube zu bergen suchen.

In Achenbachs Productionen ist nie eine Stockung eingetreten. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Mühelosigkeit schafft er. Aber wie alle wahrhaft productiven und fleißigen Menschen hat er dabei dennoch immer Zeit zu allerlei Nebenbeschäftigungen von der mannigfachsten Art, und zur Erfüllung ausgedehnter geselliger Pflichten. Er hat viele und vortreffliche Stücke auf Stein gezeichnet und radirt. Und keineswegs sind es nur Darstellungen desselben Genres wie seine Gemälde, in welchen er seine meisterhafte Fertig-

keit in der Handhabung dieser künstlerischen Ausdrucksmittel bewiesen hat. Achenbach besitzt einen glänzenden Humor, der sich speciell auch in köstlichen Caricaturzeichnungen offenbart. Dergleichen höchst belustigende Zerrbilder von treffendster Charakteristik hat er seit seinen ersten Zwanziger Jahren zahlreich lithographirt und radirt, zum großen Ergötzen seines Kreises und nicht am wenigsten zu dem der darin getroffenen und harmlos verspotteten Genossen. Die Mehrzahl der von ihm auf Stein gezeichneten und in Kupfer geätzten Blätter aber bilden selbstverständlich landschaftliche und speciell See- und Strandbilder.

Daß bei einer so leichten Production manches Bild aus seiner Werkstatt in die Welt gegangen ist, welches nur für den Kunstmarkt gearbeitet ist, nicht durchaus die Gediegenheit und Vollendung seiner besten Meisterwerke erreicht, erscheint sehr begreiflich. Aber welche lange Reihe von soliden und mit ebenso voller Gewissenhaftigkeit durchgeführten als genialen Arbeiten steht diesen leichteren keck hingeworfenen Stücken von seiner Hand gegenüber! Auch während des letzten Jahrzehnts folgten sich jene unausgesetzt. Es ist unmöglich, sie Alle einzeln zu citiren, die nicht nur alljährlich auf unseren großen Ausstellungen zu Berlin, Wien, München, Düsseldorf, sondern in der Zwischenzeit auch in den permanenten Gemäldesalons unserer Kunst- und Künstlervereine erschienen sind, und überall das lebendigste Interesse erweckten.

Heut im 65sten Lebensjahr steht Achenbach noch in voller ungebrochener Schöpferkraft da, alle gleichaltrigen Genossen und den ganzen jüngeren Nachwuchs, der sich doch hauptsächlich an seinem Beispiel herangebildet hat, um eines Hauptes Länge überragend. Unter den sechs Bildern, welche von ihm in diesem Sommer auf der allgemeinen deutschen Kunstausstellung zu Düsseldorf erschienen, sah ich zwei: „Blankenberger Schiffer am Stakkat von Ostende“ und „Schelde-Ufer bei Antwerpen“, die unbedingt zu den größten und vollendetsten Leistungen seines Lebens gezählt werden müssen. In dem letztgenannten war in bewundernswürdiger Weise eine Aufgabe gelöst, die Achenbach neuerdings wiederholt beschäftigt hat und welche wir auch auf dem, in den letzten Wochen in Berlin ausgestellten Bilde „Einfahrt eines Dampfers in den Hafen“ mit nicht geringerer Meisterschaft behandelt sehen: die Darstellung der, von dickem Rauch erfüllten Luft, welchen Regen und Nebel in derselben am Aufsteigen hindert, niederdrückt und zwingt, sich nahe über den Boden oder das Wasser hinzuwälzen. Bei vielen seiner früheren Bilder auch aus der Zeit seiner reifsten Meisterschaft während der Fünfziger, Sechsziger und Siebziger Jahre konnte, wenn auch schwerlich die Behandlung des Wassers, des Terrains und der Vegetation, so doch die der Luft und speciell der Wolken Widerspruch erregen. Nicht sowohl der compacte Vertrag mit der fett aufgesetzten Farbe, welcher diesen Wolkengebilden eine außerordentliche Leuchtkraft gab, als das scharf Umrissene, wenig Verschmolzene in ihrer Zeichnung, das sie oft genug eher festen, körperlichen als nebelhaften Dunstgebilden ähnlich erscheinen ließ. Auch das ist in diesen neuesten Werken glücklich überwunden. Die Luft kann nicht luftiger gemalt

sein, nicht wahrhaftiger wirken, als hier auf diesen Bildern, wo der schwärzliche Qualm aus den Schloten von Hütten und Dampfern mit strömendem Regen und Nebel kämpfend, sie erfüllt und verdunkelt und ihr damit einen malerischen Reiz giebt, wie aller Glanz der reinen Sonne des Südens ihn nicht zu erzeugen und zu verleihen vermöchte.

In unserer Zeit giebt es keine verkannten Genies mehr. Der Leistung entspricht heut überall auf jedem geistigen Gebiet auch der Erfolg und der Lohn. Achenbach ist beides im reichen Maaß und nach vollem Verdienst geworden. Und nicht nur sein künstlerisches Genie hat diesen Erfolg geerntet, sondern auch seine Persönlichkeit. Sie ist seiner Kunstweise durchaus homogen. Wer in Gesichtern zu lesen versteht, dem wird, auch wenn er das lebendige Original nie gesehen hätte, das diesem Hefte beigegebene radirte Bildniß A. Achenbachs jene Thatsache sehr begreiflich erscheinen lassen. Nicht nur die Fülle und Gesundheit künstlerischer Schöpferkraft spricht daraus. Ebenso ihr innig gesellt die rücksichtslos vordringende Energie, die Kühnheit, die stolze Freudigkeit des seiner Kraft immer gewissen Mannes, der gewohnt ist der Hindernisse zu spotten, zu siegen und zu triumphiren, und dessen Wollen und Vollbringen sich jederzeit vollkommen deckten im Leben wie in der Kunst.

Ueber Blindsein.

Von

Herm. Schmidt-Rimpler.

— Marburg. —

Es giebt gewisse Erinnerungsbilder aus früher Jugendzeit, die wieder und wieder zum Vorschein kommend uns durch das ganze Leben als altbekannte dauerhafte Inventarstücke begleiten. Nicht immer ist es Bedeutendes, Ereignißvolles, was sie zeigen; oft erscheint es uns später selbst so werthlos, daß wir gar nicht begreifen, wie grade Das sich bewahrt und unserm Innern eingeprägt hat, während doch leider so Vieles, dessen Besitz viel nützlicher wäre, im Fluß der Jahre verloren ging. Eines aber haben diese Erinnerungsbilder aus der Kindheit alle gemeinsam: nicht der Verstand war es, der sie schuf, sondern die Sinne; und pietätvoll tragen sie bis an's Ende das Wappen ihrer Erzeuger. Immer stellen sie lebendige, farbenfrische Scenen dar: wir sehen deutlich Personen und Dinge aus längst entschwundener Zeit wieder vor uns stehen, längst verklungene Worte schlagen klar und laut an unser Ohr und rufen vergessene Empfindungen wieder wach. —

Eines meiner Erinnerungsbilder aus früher Jugend zeigt mir das altersgraue Haus der Berliner Blinden-Anstalt mit breitem Hof und hinterliegendem Quergebäude, in dem eine vielgewundene Treppe in die höhern Stockwerke führte. Auf dieser Treppe stand ich oft als kleiner, zu einem privaten Abc-Unterricht gehender Knabe ängstlich an die Wand gedrückt, wenn die blinden Insassen von oben her mir entgegen kommend mit ihren leblosen Augen schattenhaft vorüberhuschten. Ihr ganzes Gebahren, ihr Tasten am Treppengeländer, die unsichern Bewegungen und das neugierige Kopfwenden waren mir in hohem Grade unheimlich; sie kamen mir wie Wesen anderer Art vor.

Und wohl nicht ganz mit Unrecht, das Fehlen eines Sinnes von der

Bedeutung des Sehvermögens müßte eine vollkommen anders gestaltete Entwickelung der geistigen und moralischen Anschauungen bei den Blinden veranlassen, — wenn ihnen nicht die Sehenden von ihrem geistigen Besitzthum mittheilten. Je mehr Sinne fehlen, um so weniger empfängt und giebt der Geist: mit den Sinnen schwindet das Leben geistig und körperlich. „Der Blinde gleicht einem Todten", heißt es wohl in dieser Auffassung häufig in den Rabbinen, und der Talmud ordnet dementsprechend an, beim Anblick eines Blinden jene Benediction auszusprechen, welche bei der Kunde vom Tode eines nahen Angehörigen gebräuchlich ist. In Berücksichtigung des Elends der Erblindeten, und weil dieses Gebrechen häufiger als die andern beim jüdischen Volke vorkam, verordneten auch die Rabbinen jeden Morgen ein „Gebenedeiet" an den Gott zu richten, der die Augen der Blinden öffnet. Die Wiege des jüdischen Volkes stand ja in dem Lande der Augenkrankheiten, in Aegypten, und der Zug durch die Wüste förderte wohl die Erkrankungen. So schaut Jeremias auf den Trümmern Jerusalems unter seinen Traumbildern, wie Blinde vom Blute der Leichen befleckt in den Straßen herumtaumeln, und kein Theil der rabbinischen Heilkunde ist so reichhaltig als der über Augenkrankheiten. Fast scheint es, als wenn dieses böse Erbtheil auch den unter uns lebenden Israeliten geblieben ist. Die Blindenzählung 1867 in Mecklenburg-Schwerin ergab unter je 383 Juden einen Blinden, während das Verhältniß bei den Christen sich nur wie 1 zu 1168 stellte. Auch sonst ist es schon aufgefallen, daß die Juden verhältnißmäßig häufig an gewissen Augenleiden, so am grünen Staar (Glaucom) erkranken; weiter soll nach H. Cohn und Magnus' Angabe, die allerdings von anderer Seite bestritten ist, Farbenblindheit bei ihnen öfter vorkommen als bei den Christen.

In Aegypten ist noch heut zu Tage die Zahl der Blinden eine colossale: man schätzt sie auf 1:100, ja in der Notice analytique der Gründer des Blindenasyls in Kairo vom Jahre 1873 wird sie sogar von 1:20 angenommen. Der rühmlich bekannte Förderer des Blindenwesens Frankl in Wien will auf einem Spaziergang in Kairo an tausend Blinde gesehen haben! Besonders viel tragen hier zur Entstehung der Blindheit die ansteckenden Bindehaut-Entzündungen (sogenannte egyptische Augenkrankheit, Granulationen, Trachom) bei.

In Mittel-Europa ist die Schaar der Blinden erheblich geringer: in Preußen (1873) kommt nur einer auf 1111, in Oesterreich (1869) einer auf 1785, in Frankreich (1866) einer auf 1191.

Nord-Europa hat mit Ausnahme Schwedens, wo im Jahre 1860 ein Blinder 1418 Sehenden gegenüber stand, wieder mehr des Augenlichtes Beraubte. So ist in England (1861) das Verhältniß von 1: 1037; in Norwegen (1865) 1: 733, in Finland (1865) 1: 307. Doch können diese amtlichen Statistiken immerhin nur eine annähernde Richtigkeit beanspruchen, wie das unter andern auch wieder die Nach-Untersuchungen Zehenders be-

treffs der Zählung vom 3. December 1867 in Mecklenburg-Schwerin so eclatant erwiesen haben. Bei namentlicher Nachforschung waren 14 von 480 als blind Aufgeführten überhaupt nicht blind: zum Theil waren es heftige, zur Zeit bestehende Augenentzündungen, die die falschen Angaben veranlaßten, zum Theil waren die Personen nur auf einem Auge erblindet oder sogar vollkommen sehend. Weiter waren durch Vornamen Verwechselungen, männliche Blinde in weibliche, und weibliche in männliche umgestaltet worden.

Besonders interessant ist in diesen Untersuchungen die Darlegung des Verhältnisses zwischen Blinden und Sehenden je nach den verschiedenen Altersstufen. So kommt z. B. bis zum 5. Lebensjahre ein Blinder auf 5540 Sehende, während im 80. — 90. Lebensjahre schon ein Blinder auf 96 Sehende, und über 90 Jahre sogar einer auf 39 zu rechnen ist. Diese Zunahme der Blinden im höhern Lebensalter kann manche auffällige Erscheinung bezüglich des Blindenstandes in den verschiedenen Ländern erklären helfen. So hat z. B. Norwegen, wie erwähnt, einen hohen Procentsatz an Blinden; aber dieser wird zum Theil dadurch hervorgebracht, daß die Leute dort älter werden als anderswo. Während nämlich die Totalsumme der Blinden in Norwegen etwa vier Mal so groß als in Mecklenburg, ist die Summe der Blinden, die über 60 Jahre alt sind, vierzehn Mal so groß. „In Norwegen werden also viele Menschen erst blind in einem Alter, in welchem sie in Mecklenburg sterben und in manchen andern Ländern schon längst gestorben sind".

Im Kaukasus (1: 900) und in China ist die Menge der Blinden ebenfalls auffallend. In letzterem Lande werden sie nach W. Reinhold schon seit Jahrtausenden in besonderen Blinden-Instituten unterrichtet. Gute Kenntnisse, Schärfung der Urtheilskraft, Uebung des Gedächtnisses und der Combinationsgabe sind in jenen Anstalten angestrebte Ziele und bewirken, daß die Blinden Chinas, weil sie geistig über dem Niveau der großen Massen stehen, als Seher und Wahrsager gelten. Die weniger berühmten Leute dieser Klasse ziehen, wie W. Reinhold erzählt, von einem Kinde geleitet, durch die Straßen und entlocken einer Guitarre melancholische Töne, um sich den Umstehenden bemerklich zu machen und zur Ausübung ihrer Kunst in dieses oder jenes Haus gerufen zu werden. Dort hört der blinde Seher schweigend die an ihn gestellten Fragen, erkundigt sich nach den nähern Umständen und nimmt die Guitarre zur Hand. Anfänglich ruhig und langsam, fliegen allmälich rascher die Finger über die Saiten, bis sie wild und grell durcheinander klingen und auch sein Inneres zu durchzucken scheinen. Die lichtlosen Augen starren in die Ferne, die Muskeln seines Gesichts zittern, und ein Glanz von Begeisterung überstrahlt sein Gesicht. Die bis dahin geschlossenen Lippen öffnen sich, in wilden Rhapsodien eigener Composition oder in Passagen aus den seiner Kunst geweihten Büchern theilt er den lauschenden Hörern die Antwort mit. Allmählich wird er ruhiger, die Miene

nimmt den gewöhnlichen Ausdruck an, die Guitarre schweigt, und der Seher zieht in andere Häuser, um einige Kupfermünzen zu erhalten, die gerade ausreichen, um sein und seines Führers Dasein kümmerlich zu fristen. Ist der Name des Sehers berühmt geworden, so wählt er sich einen sicheren Wohnsitz, bestimmt die Preise für die Ausübung seiner Kunst und sammelt oft ein großes Vermögen.

Bezüglich Japans hat mir Herr Professor Rein einige Notizen gegeben.

„Obgleich, so viel ich weiß", schreibt er, „bis jetzt keine Statistik über die Zahl der Blinden und die Ursache ihrer Blindheit vorliegt, drängen sich dem aufmerksamen Beobachter doch leicht mehrere bemerkenswerthe Thatsachen auf, zunächst die, daß der Procentsatz Derer, welche in Japan des Augenlichts entbehren, ein großer sein muß, und sodann die weitere, daß wenigstens die Hälfte aller Erblindungen von der Blatternkrankheit datirt, deren Spuren in auffälliger Weise den Gesichtern der meisten Blinden Japans tief eingeprägt sind. Diese Erscheinung ist dem intelligenten Japaner selbst wohl-bekannt, und er weiß auch, welche schrecklichen Verheerungen die Blatternkrankheit sonst noch anrichtet. Darum wurde auch die Einführung des Impfzwanges als ein Segen begrüßt und dem Volke dargestellt, das sich in allen seinen Schichten willig fügt. Aber wer noch zweifeln sollte an der Wirkung der Vaccination, der lasse getrost die junge heranwachsende Generation Revue passiren und vergleiche ihre glatten Gesichter mit den entstellten vieler Erwachsener, der erkundige sich nach der Zahl der Sterbefälle und Erblindungen unter den Kindern jetzt gegen früher. Schon vor mehr als fünf Jahren sprach ich mit einem Bürgermeister eines weit im Innern Japans gelegenen Landstädtchens über diesen Punkt. Er nannte die Einführung der Petroleumlampe und der Kinderimpfung die beiden größten Wohlthaten, welche der engere Verkehr Japans mit dem christlichen Abendlande seinen Landsleuten gebracht habe. Zwei seiner Kinder hatte er an den Blattern verloren, ‚und wenn ich das demnächst zu erwartende, fünf ri (3 Meilen) weit zu einem Impfarzt bringen müßte, will ich Weg und Kosten nicht scheuen und es möglichst bald impfen lassen', fügte er seinen Mittheilungen hinzu". — Der Impfzwang wurde 1874 eingeführt. „Die Wohlthaten des Impfens" (habe ich an einer andern Stelle meines Tagebuchs bemerkt) „sind nirgends so rasch erkannt worden als in diesem Lande, nirgends hat man so strenge und fürsorgliche Maßregeln eingeführt, sie Allen zu Theil werden zu lassen, nirgends sich ihnen so willig gefügt".

Bisher hat man in Japan keine Fürsorge für die Blinden getroffen. Allgemein fällt ihnen das Kneten und Recken der Sehenden zu, eine Sitte, die sich bekanntlich auch in der Südsee, zumal auf den Sandwichsinseln findet, wo aber nicht Blinde, sondern junge Mädchen das Champoniren ausführen. Wenn ein Japaner sich erkältet hat, so läßt er nach dem täglichen warmen Bade, in dem er sich nackend oder halbnackend ausstreckt,

einen Blinden kommen und sich mit den Händen bearbeiten, was so systematisch und geschickt über alle Theile des Körpers ausgedehnt wird, wie es in einem türkischen Bade kaum geschieht. Diese Arbeiten sind das Mittel, durch welches sich japanische Blinde ernähren. Sobald die Dämmerung herankommt und oft nach zehn Uhr Abends hört man das Aufstoßen ihrer langen Bambusstöcke, das Pfeifen ihrer Flöten und den Ruf Ama-san in den Straßen. Ama-san nämlich heißt: „der Knetende, Herr", ein Name, der ihnen allgemein zu Theil wird. Die Blinden haben geschorene Köpfe und sehen aus wie buddistische Mönche, werden auch wohl als halbe Mönche und Heilige angesehen".

Wenn man auf der ganzen Welt ein Durchschnitts=Verhältniß der Blinden von 1 auf 1400 annehmen wollte, so gäbe es unter den circa 1400 Millionen Erdbewohnern 1 Million Blinde. — Aber sind wir denn berechtigt, alle Die wörtlich als blind zu bezeichnen, die hier und da so genannt werden? Wo beginnt denn Blindheit (Amaurosis) und hört hochgradige Schwachsichtigkeit (Amblyopie) auf? Es ist das eine schwer zu beantwortende Frage. Wenn wir Den blind nennen wollen, der keine Lichtempfindung mehr hat, so wäre die Mehrzahl der Blinden gar nicht blind. Ich sehe hierbei gleich ab von den subjectiven Lichtempfindungen, die durch Reizung der Netzhaut oder der Centren des Gesichtssinnes im Gehirn ausgelöst werden. Auch ohne Erkrankung der Augen haben Viele ihre Deutlichkeit und Pracht bei geschlossenen Lidern im Dunkeln empfunden: grelle Blitze, feurige Kugeln und Lichtgarben, nicht selten in bunten Farben, schießen da auf. Ferner kann man auch durch Druck auf eine Stelle des hintern Augenabschnittes, die Netzhaut mechanisch reizend, eine Lichterscheinung (Phosphen) hervorrufen. Derartiges findet sich auch bei vielen Blinden: oft ihnen zum Trost, indem sie darin einen Rest des erhaltenen, oder den Anfang wiederkommenden Sehvermögens erblicken, — bisweilen auch zur Belästigung und Qual, — wenn auch Letzteres bei Weiten nicht so häufig, wie wir es bei Tauben bezüglich der subjectiven Geräusche zu beobachten Gelegenheit haben. Aber auch die objective, durch von außen kommende Lichtstrahlen angefachte Lichtempfindung ist noch bei der Mehrzahl der Blinden erhalten. Sie erkennen noch Sonnen=, öfter selbst Lampenlicht, während die Unterscheidung der Gegenstände verloren gegangen ist: ein Theil von ihnen besitzt noch das, was man in der Wissenschaft als quantitative Lichtempfindung bezeichnet.

Es dürfte zum besseren Verständniß der uns beschäftigenden Frage dienen, wenn wir hier einmal kurz die Art betrachten, in der die Ophthalmologie die Sehschärfe und ihre abnorme Verringerung feststellt. Halten wir uns zuerst an das centrale Sehen, d. h. das Sehen des mit dem Auge fixirten Gegenstandes. Es fällt hier das umgekehrte, verkleinerte Bild des Objectes auf die am feinsten empfindende Stelle der Netzhaut, auf den gelben Fleck. Dieses Bild muß eine gewisse Größe haben, um wahrgenommen werden zu können. Bei guter Tagesbeleuchtung werden noch zwei Striche unterschieden,

deren Bilder auf der Netzhaut einen Abstand von nur 0,004 Mm. haben. Einfache Lichteindrücke, wo es sich nicht um Trennung und Abgrenzung handelt, können bei noch geringerer Größe der erregten Netzhautstelle, wie das Erkennen mancher Sterne erweist, wahrgenommen werden. Von derartigen Untersuchungen ausgehend, hat man zur praktischen Bestimmung der Sehschärfe eine Scala verschieden großer Buchstaben hergestellt, die in der entsprechenden Entfernung gehalten, gleiche, an der Grenze der Wahrnehmbarkeit stehende Netzhautbilder entwerfen und von einem normalen Auge noch erkannt werden müssen. Für die einzelnen Reihen gleich großer Buchstaben ist die Entfernung angegeben, in der sie gesehen werden müssen; dabei ist vorausgesetzt, daß kurzsichtige oder weitsichtige Augen mit den entsprechenden corrigirenden Brillengläsern bewaffnet sind. Erkennt nun Jemand die Reihe, die er auf 20 Meter sehen soll, in eben dieser Entfernung, so hat er Sehschärfe 1, erkennt er sie nur auf 10 Meter, so hat er halbe, auf 5 Meter ein Viertel Sehschärfe und so fort. Stellt sich bei einer derartigen Prüfung heraus, daß das Sehvermögen zu sehr herabgesetzt ist, um mit diesen Proben zum Ziel zu kommen, so läßt man die ausgespreizten und auf dunkelm Grunde gehaltenen Finger zählen, sie werden normaler Weise in circa 60 Meter erkannt. Schließlich sieht man, ob und in welcher Entfernung etwa noch die Zahl der Hände oder gar nur die Bewegung einer Hand wahrgenommen wird. Wenn dieses auch unmöglich ist, so wird geprüft, ob in einem dunklen Zimmer eine Lampenflamme — in ihren verschiedenen Größen — gesehen wird, indem man mit der Hand das Auge erst beschattet und dann freiläßt. Das Minimum von Lichtempfindung wird erfordert, um das Hell oder Dunkel des Tagelichts wahrzunehmen. Diese letzteren Arten der Lichtempfindung mit Einschluß der Wahrnehmung der Handbewegungen, da es sich auch hier nicht um Details-Erkennung handelt, bezeichnet man als quantitative, die andere als qualitative.

Da wir aber nicht nur mit dem Centrum der Netzhaut sehen, sondern auch mit mehr peripher gelegenen Theilen die Dinge wahrnehmen, welche sich um den fixirten Gegenstand herum befinden, so wird eine ähnliche Prüfung dieses peripheren oder excentrischen Sehens vorgenommen werden können. Den ganzen Raum, in welchem Gegenstände, die sich neben dem fixirten befinden, noch gesehen werden, bezeichnet man als Gesichtsfeld. Je weiter wir uns der Peripherie desselben nähern, um so geringer wird die Sehschärfe, um so verschwommener die Bilder, deren Farben ebenfalls undeutlicher werden. Bei der Beurtheilung des Sehvermögens muß nun sowohl das centrale wie das periphere Sehen beachtet werden; bisweilen sind beide gleichmäßig herabgesetzt, bisweilen ist nur das eine oder das andere betroffen. So giebt es Fälle, bei denen das centrale Sehen ganz aufgehoben ist, die Peripherie der Netzhaut aber noch empfindet (centrales Skotom). Im Gegensatze hierzu wird bei der mit Pigmentbildung einhergehenden Netzhauterkrankung (Retinitis pigmentosa), — auch Nachtblindheit

genannt, da anfänglich die abnorme starke Herabsetzung der Sehschärfe in der Dämmerung den fast immer der Erblindung zuschreitenden Kranken besonders auffällt, — central noch ganz kleiner Druck gelesen, während die peripheren Netzhautpartien schon empfindungslos sind. Diese Kranken sind in ihrer Orientirung und selbstständigen Bewegung außerordentlich gehindert, da hierzu besonders das excentrische Sehen benutzt wird, um seitlich gelegenen Hindernissen auszubiegen. Sie befinden sich in ähnlicher Lage, als wenn wir dicht vor ein Auge — beim Schlusse des andern — eine lange Röhre vorhalten, die nun durch ihre Wände das excentrische Sehen hindert, während sie das centrale gestattet. Schließlich kommt es auch bei manchen weit vorgeschrittenen Erkrankungen des Sehorgans oder Sehnerven vor, daß das Sehen bis auf eine außerordentlich kleine excentrische Stelle des Gesichtsfeldes vollkommen geschwunden ist. Befindet sich hier gerade ein Object, so wird es dem Kranken eben auftauchen und sichtbar werden, um bei geringer Stellungs-Veränderung sofort zu verschwinden.

Bei Erwägung dieser verschiedenen Modificationen in der Herabsetzung des Sehvermögens gestaltet sich die Frage: Wer ist blind? immer schwieriger. Selbstverständlich ist es, daß wir nur Den blind nennen werden, dessen beide Augen in der zu bestimmenden Weise an Sehkraft gelitten haben. Und doch könnten wir wohl Jemand, der noch eine bestimmte als Grenze anzunehmende Sehkraft auf beiden Augen besitzt, von der Kategorie der Blinden ausschließen, während wir einen Andern, dem ein Auge ganz fehlt, während das andere eben auf der erwähnten Grenze steht, den Blinden zuzählen müßten? Am Einfachsten würde es sein, zu sagen: der ist blind, der keine qualitative Lichtempfindung hat. Doch geht das leider nicht an, da auch Die, welche noch die Zahl der Hände erkennen oder in nächster Nähe sogar noch Finger zählen können, in der praktischen Verwerthung ihrer Gesichtseindrücke ganz den Blinden gleichstehen; auch sie sind nicht im Stande, ungeführt an fremden Orten den Weg zu finden, sie haben keine irgend erhebliche Unterstützung bei ihren Arbeiten durch den Rest des erhaltenen Sehvermögens und können unsere Schrift und unseren Druck selbst mit starken Vergrößerungen nicht erkennen; wenn es sich um Kinder handelt, wird ihre Erziehung am Besten so wie die der Blinden erfolgen. — Mit einer gewissen Zunahme des Sehvermögens aber steigt von jetzt ab die praktische Benutzungsfähigkeit desselben in deutlichster Weise. Wenn Jemand bei annähernd freiem Gesichtsfelde central Finger in einem halben bis einen Meter zählt, kann er nicht mehr den Blinden zugerechnet werden, und macht auch äußerlich nicht diesen Eindruck. Eingehende Prüfungen derartiger Kranken werden dies bestätigen. Ein mir bekannter Tagelöhner, der in Folge einer früheren Sehnerven-Entzündung nur noch Finger in einem Meter zählt, bewegt sich überall frei und erwirbt sich vollkommen selbstständig seinen Lebensunterhalt. Niemand, der ihm auf der Straße begegnet, wird ihn für blind halten. Man thut demnach gut, auf dieser Grundlage, ob der zu Untersuchende im

Stande ist, nur in nächster Nähe oder weiter, etwa über $1/3$ bis $1/2$ Meter Finger zu zählen, die ungefähre Grenze des Blindseins zu ziehen.

Der Blindeninstitutsdirector Pablasek in seinem trefflichen Buche: „Der Führer des Blinden von der Wiege bis zum Grabe", bestimmt das Blindsein in anderer Weise. Er unterscheidet Blindheit und Halbblindheit. Bei ersterer werden wiederum zwei Klassen angenommen: völlig blind und blind mit einem Lichtschein, der ausreicht:

a) zu bloßer Unterscheidung von Tag und Nacht,

b) zu umflorter Wahrnehmung größerer Gegenstände und lebhafter Farben,

c) zu gleicher Wahrnehmung kleiner Gegenstände, ohne daß er jedoch für den Unterricht der Sehenden ausreicht, noch sich durch optische Gläser dazu ergänzen läßt.

Ist die Ergänzung so leicht thunlich, wie bei der Kurzsichtigkeit, so besteht Halbblindheit oder Schwachsichtigkeit. Die von Pablasek hervorgehobenen Momente, wie Erkennen größerer oder kleinerer Gegenstände, sind jedoch zu unbestimmt: neben einer genauen Bezeichnung des Gegenstandes ist vor allem auch die Entfernung, in der er erkannt wird, von großer Bedeutung. Das Hineinziehen des Farbensinnes complicirt die Sache unnütz; es giebt viele Farbenblinde mit voller Sehschärfe. Von anderen Seiten wird das des freien Orientirungsvermögens als Kennzeichen der Blindheit hervorgehoben, allein auch dieses ist ebenso wie etwa die mangelnde Erwerbsfähigkeit ein zu unsicherer Maßstab. Viele hochgradig Kurzsichtige mit herabgesetzter Sehschärfe sind trotz ihrer Brille außer Stande, in belebten Straßen oder in der Dämmerung sich sicher zu führen, und sind doch nicht blind; anderseits vollbringen Blinde die complicirtesten Arbeiten. So sehe ich von Zeit zu Zeit einen bis auf quantitative Lichtempfindung erblindeten Müller, der wie in gesunden Tagen seine Geschäfte in der Mühle weiter besorgt; allerdings hat er dabei schon einige Finger-Glieder opfern müssen.

Besonders verwickelt wird die Frage, ob Blindheit vorhanden — und sie hat auch ein juristisches Interesse, da das Strafgesetzbuch den „Verlust des Sehvermögens" speciell hervorhebt, — wenn Gesichtsfelddefecte dabei in's Spiel kommen. Hier kann nur strengste Individualisirung zum Ziele führen. —

Die Ursachen der Erblindung können im Auge selbst ihren Sitz haben, sei es daß den Lichtstrahlen der Zugang zur Netzhaut abgeschnitten, sei es daß diese selbst functionsunfähig geworden ist; oder auch der Sehnerv oder seine Ursprungsstellen im Gehirn sind ergriffen. Wir haben bereits eine Reihe statistischer Arbeiten, welche die einzelnen zu Erblindung führenden Augenkrankheiten in Procentsätzen anführen; sie stützen sich auf die genaue Untersuchung der bei den Volkszählungen gefundenen Blinden oder auf Beobachtung der in den Kliniken sich Vorstellenden. Um einen kleinen Einblick in diese, von localen Verhältnissen sehr beeinflußten Ursachen zu geben,

will ich ein paar Zahlen bezüglich der ersten 3,000 Augenkranken, die in Marburg zu meiner Behandlung kamen, hier anführen. Ich bezeichne dabei als „blinde" Augen diejenigen, welche Finger höchstens in 1/3 Meter Entfernung zählen können; weiter habe ich die nicht eingerechnet, welche nur eine zeitweise derartige Herabsetzung der Sehschärfe hatten und voraussichtlich wieder sehend wurden. Deshalb sind auch die am grauen Staar (Cataracta) Erkrankten ausgeschlossen. Danach zählte ich unter 6,000 Augen (3,000 Personen) 279 blinde Augen, d. h. über 4½ pCt. Doppelseitig erblindet waren 53 Personen. Von Letzteren hatten das Augenlicht verloren: durch Verletzungen 7, durch ägyptische Augenentzündung 2, durch Augenentzündung der Neugeborenen 1, durch diphtheritische Augenentzündung 1, durch grünen Staar 4, durch pigmentirte Netzhaut 3, durch Netzhaut-Ablösung 2, durch Sehnerven-Atrophie theilweise durch Gehirnleiden bedingt, 11, durch Flecken und Hervorwölbung der Hornhaut (Leukom und Staphylom) 7, durch innere, zur Schrumpfung des Augapfels (Phthisis) führende Entzündungen (Iridocyclitis) 12. In Folge angeborener Fehler waren drei Kinder blind; davon eines, dem die Augen überhaupt fehlten. Unter den gefährlicheren Augenerkrankungen in Hessen kommt besonders häufig die egyptische Augenentzündung vor. Unter 3,000 Kranken litten 405 daran, denen 20 Augen erblindet waren; ein Verhältniß, daß sich erheblich steigern würde, wenn ich die Grenze des Blindseins etwas hinausgerückt hätte. Sehr groß ist die Zahl der Augen, die, wenn auch nicht erblindet, doch eine erhebliche Einbuße an Sehschärfe erlitten haben. Es ist gar nicht selten, daß ganze Familien an dieser, seit den napoleonischen Kriegen eingeschleppten Krankheit leiden. Gemeinsames Waschgeschirr, Handtücher und das vielfach übliche Zusammenschlafen begünstigen vor Allem die Ansteckung. Verhältnißmäßig häufig ist auch die eitrige Hornhautentzündung (Hypopyon-Keratitis), auf die sich ein Theil der oben als durch Flecken und Hervorwölbung der Hornhaut bedingten Erblindungen zurückführen läßt. Bezüglich der Augen-Entzündung der Neugeborenen (Ophthalmia neonatorum) sind wir günstiger gestellt, wenngleich die kleine Zahl der bei unserer Zusammenstellung hierauf zurückgeführten Erblindungen nicht Ausschlag gebend ist. Diese würde sich erheblich erhöhen, wenn wir unter den 81 erblindeten Augen, die zur Zeit der Untersuchung Hornhautflecke oder Augen-Schwund zeigten, die ursächliche Erkrankung erkunden könnten. Doch sind nach meinen sonstigen Erfahrungen schwere Formen dieser Erkrankung hier nicht so häufig als an manchen anderen Orten. Erschreckend ist in der Richtung die Angabe des Directors Reinhardt, der unter 2,168 Blinden, die in den Jahren 1865—1873 in 22 verschiedenen Blindenanstalten Deutschlands, Hollands und Dänemarks sich aufhielten, 658, also über 1/3 als durch dieses Leiden Erblindete aufführt. Der Arzt des Blinden-Instituts in Paris, Dr. Claisse, findet unter den 208 Zöglingen der Anstalt sogar 95 durch Ophthalmia neonatorum Erblindete.

Wenn auch hier viele Fehler mit unterlaufen mögen, da sich nach Ablauf des Processes, oft Jahre nachher, nicht immer die Natur desselben mit Sicherheit feststellen läßt, so bleibt doch unter allen Umständen die Zahl der durch diese Augenentzündung hervorgerufenen Erblindungen bei Weitem zu groß, wenn man bedenkt, daß bei zutreffender Pflege und ärztlicher Behandlung — im Beginn eingeleitet — fast mit Gewißheit dieser traurige Ausgang vermieden werden kann. — Auch die Pocken lieferten früher ein großes Contingent der Blinden und liefern es heute noch in Ländern, wo die Impfung wenig verbreitet ist (so im Kaukasus, in Marocco). Einen kleinen Anhalt über die Häufigkeit des grauen Staares (cataracta), der — wenn die Kranken es erleben — auch zur Blindheit führt, bekommt man durch die Angaben, daß unter den 3000 Augenkranken 117 Staarkranke waren, d. h. solche, die mehr oder weniger vollständig Trübungen der Krystalllinse zeigten. Zum Glück kann den so Erblindeten in über 90 Procent ein ausreichendes Sehvermögen wieder gegeben werden. Diese Hoffnung und das langsame Fortschreiten in der Abnahme der Sehkraft bewirkt es, daß Staarkranke sich am ehesten in ihr Schicksal fügen. Doch ist auch hier wie bei anderen Erblindungen der psychische Eindruck, den der Verlust des Sehvermögens macht, ein individuell recht verschiedener. Für gewöhnlich nicht so heftig und stürmisch, wie man es sich vorstellt. Es kommt schon einmal vor, daß sich Jemand seiner Erblindung wegen das Leben nimmt, doch gewiß sehr selten und keineswegs so häufig als aus unglücklicher Liebe, wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse, oder um im physischen Gebiete zu bleiben, wegen heftiger Neuralgien. Ich habe nur einen derartigen Fall erlebt. Er betraf einen reichen spanischen Kaufmann, der wegen einer in Folge von Sehnerven-Atrophie entstandenen Erblindung mit seinem Arzte die ganze Welt durchreist war, und schließlich, nachdem ihm die Autoritäten in Paris, London und Wien keine Hoffnung gegeben, auch nach Berlin kam. Es war im Jahre 1870 und der berühmte Ophthalmologe Albrecht v. Gräfe vor Kurzem gestorben — ein Tod, dessen Nachhall in dem Geräusch der kriegerischen Werbetrommel erstickt war. Zur Zeit befanden sich nicht grade viele Augenärzte in der Residenz, und der Begleiter des Spaniers suchte mich auf, um für seinen Clienten die Stunde zu einer Consultation am folgenden Tage festzustellen. Aber ich harrte vergebens; der Spanier hatte sich kurz vor der festgesetzten Zeit in seinem Hotel eine Kugel durch den Kopf geschossen. Die legale Section einige Tage später ergab, daß beide Sehnerven in ihren nervösen Elementen vollständig zerstört und zu Grunde gegangen waren.

Bei anderen Blinden tritt bisweilen grade in dem Moment, wo sie definitiv erfahren, daß Hilfe unmöglich, eine Beruhigung ein: sie fangen an sich mit dem, was sie haben, zu bescheiden, und können wieder zufrieden und glücklich werden. Ich kenne manche Fälle, wo die verlorene Gemüthsruhe sich wieder einstellte und das die Umgebung auf's Schlimmste belästigende

Hangen und Bangen aufhörte, als schließlich nach einer Reihe anderer ärztlicher Aussprüche, die zur Beruhigung des Patienten immer noch Hoffnung auf Wiederbesserung des Sehens gelassen hatten, bestimmt erklärt wurde, daß die Erblindung unheilbar sei. Aber es ist sehr schwer zu wissen, wie weit hier die Wahrhaftigkeit des Arztes gehen soll; es hängt das ganz von der Individualität des Kranken ab. Für Manchen ist ein gewisser Hoffnungsschimmer doch noch ersprießlich, wenn er auch sonst sich in seinen Zustand findet. Es ist oft rührend, wie bisweilen noch ein kleiner Lichtschimmer Hoffnung, Trost und Freude gewährt, und mit Stolz und auch Uebertreibung dieses Sehen gerühmt wird. Daß aber der Act des Blindwerdens noch verhältnißmäßig leicht von den Meisten ertragen wird, läßt sich verstehen, wenn wir die Art, in der die Erblindung zu Stande kommt, betrachten. Außerordentlich selten beobachten wir, daß Jemand, der heute noch vollkommen gut sieht, morgen blind ist. Hier wäre wohl der Eindruck ein gewaltiger und Vernunft raubender, wenn nicht grade die Plötzlichkeit der Erblindung wiederum den Gedanken anfachte, daß der Zustand ja unmöglich dauernd sein könne und wieder vorüber gehen müsse. Manche unter uns haben vielleicht eine ähnliche Erfahrung an sich selbst gemacht, wenn sie plötzlich Alles vor sich flimmern sahen, ihnen Theile des Gesichtsfeldes verschwanden, sie Köpfe nur halb erblickten: eine Affection, die unter dem Namen Flimmer-Scotom bekannt, nicht selten von Migräne oder Kopfschmerz gefolgt ist. Wohl war es mehr Erstaunen als die Furcht, dauernd in diesem Zustande zu bleiben, welche selbst bei dem ersten Anfall sie beherrschte.

Eine schwere Erblindung, die das größte Contingent plötzlichen Sehverlustes bei früher gesunden Augen stellt, tritt bei manchen Nierenleiden auf, die urämische Amaurose. Hier ist die Erblindung vollständig und doppelseitig, geht aber in der Regel in zwei bis vier Tagen zurück. Auch die acute Form des grünen Staars kann gelegentlich in kurzer Zeit das Sehvermögen rauben.

Tritt nun, wie leider bisweilen auch bei diesen plötzlichen Erblindungsformen, keine oder keine baldige Heilung ein, so pflegt doch die Hoffnung über die erste schlimmste Zeit hinfort zu helfen. Allmälich gewöhnt sich der Kranke an den Zustand, und eine gewisse Besserung wird schon als ein großer Fortschritt dankbar empfunden. Ich habe ein neunzehnjähriges Mädchen gesehen, die mehrere Monate lang in Folge einer Sehnerven-Affection total blind war, und dennoch gar keine erhebliche Betrübniß zeigte; sie hätte schon früher einmal schlecht sehen können, und da wäre es besser geworden, also müsse es diesmal auch so sein. Sie wurde in der That wieder sehend.

Bei den meisten Erblindungen ist die Abnahme des Sehvermögens jedoch eine allmäliche. Oft ist das eine Auge bereits verloren, ohne daß die Kranken es gemerkt haben; erst eine zufällige Gelegenheit, bei der sie das bisher noch sehende schließen, zeigt ihnen zu ihrem Schrecken, daß sie mit dem offenen Auge nichts erkennen. Wenn keine entzündlichen Erscheinungen

oder Schmerzen mit der Abnahme des Sehvermögens sich verknüpfen, so wird dieselbe von älteren Personen gar nicht selten als eine natürliche Folge der zunehmenden Jahre betrachtet. Daß man nicht mehr lesen kann, selbst nicht mit einer Brille, und keine Personen auf der Straße mehr erkennt, wird Alles einfach auf das Alter geschoben. Bis zu einem bestimmten Grade ja auch mit Recht: die Sehschärfe nimmt im Alter naturgemäß ab, im achtzigsten Lebensjahre beträgt sie etwa die Hälfte der normalen. Doch ist dies immer noch eine geringe Abschwächung. Selbst die ältesten Personen können bei gesunden Augen mit den entsprechenden Gläsern gewöhnliche Druckschrift lesen. Sie brauchen nicht darauf zu verzichten, wie jene alte Dame es that, die zwanzig bis dreißig Jahre lang kein Buch mehr in die Hand genommen hatte, und nun höchst erfreut war, als sie mit entsprechender Brille die Schriftzüge ihrer Jugendzeit wieder begrüßen konnte. Das lehrt aber auch, wie leicht Viele auf exactes Sehen verzichten und mit geringerem sich begnügen, falls eben ihre Lebensverhältnisse es gestatten. Und hierin, in den Anforderungen, die die Welt und ihre Einrichtungen an die Sehkraft stellen, liegt eines der gewichtigsten Momente zur Beurtheilung des psychischen Einflusses, den eine Abnahme des Sehvermögens auf das Individuum übt. Rein objectiv hätten wir ja auch Grund, mit einer Sehschärfe 1 unzufrieden zu sein, da es entschieden angenehmer wäre, wenn eine doppelt oder dreifach so große uns zu Gebote stände, — wie das in der That bei manchen uncultivirten Völkern in großer Ausdehnung der Fall zu sein scheint. Sind wir aber deshalb unglücklich? Mit nichten! Aber warum sollen denn Die sich psychisch bedrückt fühlen, die nur halbe, viertel oder achtel Sehschärfe haben? Viele Kurzsichtige sind in der Lage, mit recht wenig Sehvermögen auskommen zu müssen: ein Kurzsichtiger, der ein Concav-Glas $1/5$ trägt, hat ohne dies Glas für die Ferne nur etwa $1/40$ Sehschärfe. Dies ist ihm zweifellos unbequem; aber unglücklich wird er nicht gerade darüber sein. Zufriedenheit und Glück hängt doch nicht davon ab, daß wir gerade Sehschärfe 1 besitzen. Wenn wir diese Gedanken weiter verfolgen, wo liegt da die Grenze der Sehschärfe, deren Ueberschreitung das Leben plötzlich nicht mehr lebenswerth macht? Und so ist es fast erklärlich, daß es Blinde giebt, die sehend gemacht werden können und es doch nicht wollen. Eine ältere wohlhabende Bauersfrau mit beiderseitigem grauen Staar, die noch quantitative Lichtempfindung hatte, aber nicht mehr die Hände sehen konnte, kam vor längerer Zeit in die Klinik. Es wurde ihr gesagt, daß sie durch eine Operation wieder sehend werden könnte, daß diese Operation ganz unschmerzhaft sei u. s. w. Aber damit war sie nicht zufrieden. Sie wollte etwas „zum Schmieren" haben, und als ihr das als unnütz verweigert wurde, erklärten sie und ihr Mann, sie wollten sich die Sache überlegen und erst ihren Schwiegersohn befragen. Damit zog sie ab — und ist blind geblieben. Der Schwiegersohn hatte wahrscheinlich keine besondere Vorliebe für sehende Schwiegermütter. Ein andrer Fall. Ein Mann in den besten Jahren wird in die Anstalt aufgenommen, da er durch große

Hornhautflecke erblindet war. Eine ungefährliche Operation kann ihm voraussichtlich so viel Sehen schaffen, daß er zum Fingerzählen für weitere Entfernungen kommt und damit sich frei orientiren und seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Vor der Operation aber frägt er, ob er auch ganz so wie früher wieder sehen werde und Bücher lesen könne. Als ihm dies verneint wird, — verweigert er, sich operiren zu lassen, und bleibt blind. Derartige Beispiele ließen sich in Menge beibringen. Die Leute sind eben zufrieden mit dem, was sie haben. Und doch waren es Solche, die der Sonne goldiges Licht gesehen hatten! Um wie viel mehr wird dies für eine größere Reihe Derer zutreffen, die, blind geboren oder in frühester Jugend erblindet, gar keine Vorstellung von dem haben, was ihnen mangelt. Die Sinne, die ihnen geblieben, reichen noch hin, ihren Geist zu bilden und sie in gewisser Art zu unabhängigen Menschen zu machen. Interessant ist es, den blinden Schriftsteller Scherer über den Unterschied zwischen Blindgewordenen und Blindgeborenen zu hören:

„Wenn wir den Geisteszustand", schreibt er, „resp. den Einfluß der Blindheit auf die geistige Thätigkeit des Blinden beobachten, so haben wir Blindgeborene und Blindgewordene, welche Letztere noch Anschauungen und feste Begriffe aus ihrer ersten Lebenszeit in ihren traurigen Zustand mit hinübertragen, strenge auseinander zu halten. Denn die Erkenntnisse der Erstern und deren Urtheil sind ganz verschieden von denen der Letztern, bei welchen Erkenntniß und Urtheil gemischter Natur sind, weil sie auf ganz anderem Wege gewonnen werden .... Was er bisher durch die Gesammtheit seiner Sinne an Kenntnissen sich zu erwerben gewohnt war, das muß er nun auf eine ganz neue, ihm unbekannte Weise erkennen und das bisher bereits in's Bewußtsein aufgenommene auf einem ganz anderen Wege neu anschauen lernen. Wenn überhaupt ein Unterschied in dem traurigen Zustande der Blindheit angenommen werden soll, so dürfte es vielleicht der sein, daß der Blindgewordene sich unglücklicher fühlen mag, als der Blindgeborene, der die Bedeutung des Gesichtssinnes gleichsam nur vom Hörensagen kennt".

Weiter führt unser Schriftsteller aus, daß durch den Mangel des Gesichtssinns die allgemein-geistige Kraft durchaus nicht geschwächt oder gar gewichen sei. „Nicht das Gesicht ist es, welches den wesentlichen Zusammenhang der Menschen bedingt, sondern es sind Sprache und Gehör. Das Wort ist Vermittler der Gedanken, und Derjenige, welcher die Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen Anderer durch das Gehör wahrnehmen, und durch die Sprache mittheilen kann, ist der allgemeinen Bildung viel mehr und der höhern Ausbildung ungleich fähiger als Jener, der zwar sieht, aber des Gehörs und der Sprache ermangelt. Durch die Sprache wird der Mensch erzogen, und der schlummernde Geist geweckt zum Leben und zur Erkenntniß".

Man sieht, wie Scherer die hervorragende Bedeutung gerade der Sinne, die ihm geblieben sind, betont, und eine ähnliche Auffassung spricht auch der

Blinde A. Bodenbach aus, der als Deputirter in der belgischen Repräsentantenkammer so viel für den Unterricht der blinden und taubstummen Kinder geleistet hat. Im Gegensatz hierzu begegnen wir bei Taubstummen einer umgekehrten Auffassung der Bedeutung der Sinne. So schreibt der Taubstumme Berthier, Lehrer an der Pariser Taubstummen-Anstalt: „Es giebt so viel ich weiß, keinen einzigen Redenden, der nicht lieber taubstumm als blind sein wollte; in der That, wie könnte man sich einer schmerzlichen Ueberraschung erwehren, wenn man einen Blick auf das Aeußere eines Blinden wirft? Mag immerhin das Lächeln auf seinen Lippen schweben, hohe Röthe auf seinen Wangen brennen, so begräbt sich doch das Gefühl in die Stille der Gestalt, Alles an ihm bietet ein trauriges Bild des Grabes dar . . . Es ist dies ein trauriges Schlachtopfer, welches der Tod mitten unter Lebenden und selbst mitten im hellsten Glanze begleitet. Der Taubstumme dagegen genießt wie alle Menschen den Glanz der Augen, die schimmernden Farben der Blumen, die wiederkehrenden Reichthümer der Flur und endlich Alles, was die anziehendsten Reize der Natur und des Lebens ausmacht. Der Blinde wird stets ein Kind oder einen Hund als Führer und einen Stock als Stütze nöthig haben. Der Taubstumme hat weder einen Führer noch eine Stütze nöthig".

Also Beide, der Blindgeborene und der Taubstumme, bemitleiden einander; beide können sich glücklich fühlen, da sie das ihnen Mangelnde nicht in voller Schärfe empfinden. Sehr drastisch redet hier eine kleine Geschichte, die in einer Blinden-Anstalt passirte: Ein blind geborener, aber durch Unterricht vorgeschrittener Knabe wurde von einem gelegentlichen Besucher gefragt, ohne daß es sich verhindern ließe: was er lieber wollte, sehen können oder tausend Thaler? Die Antwort war: Sehen müsse ja recht hübsch sein, aber tausend Thaler wären ihm lieber. — Der Blinde von Poiseaux, von dem Diderot berichtet, antwortete in charakteristischer Bezeichnung dessen, was ihm der Tastsinn leistet, auf die Frage: ob er sehr gern Augen haben wollte: „Wenn die Neugierde mich nicht triebe, möchte ich lieber lange Arme haben!"

Der Director Roesner in Steglitz erzählt:

Am Flügel saß einer meiner Zöglinge und trug mit seelenvollem Ausdruck eine Piece klassischer Musik vor. Ein fremder Herr, der eingetreten war und zugehört hatte, fragte, sichtlich bewegt von dem Vortrage des blinden Musikers, in bester Absicht und doch — unvorsichtig: „Mein Sohn, hast Du nicht den heißen Wunsch in Deiner Seele, sehen zu können?" — Mein blinder Schüler erwiderte: „Einst habe ich es wohl gewünscht, jetzt nicht mehr! — Nun müßte ich ja das Sehen erst mühsam erlernen; ich fürchte, daß ich, wenn ich sehen könnte, nicht so sicher mit meinen Händen die Tasten des Instruments finden, nicht so sicher die Entfernungen messen könnte; ich wünsche nicht, das Sehen zu erlernen!" — —

Der Blindgeborene würde noch glücklicher und zufriedener sein, wenn nicht der Umgang mit Sehenden und alle unsere nur für Vollsinnige berechnete

Einrichtungen ihn beständig auf seinen Mangel aufmerksam machten. Dieser Vergleich ist das einzig Trübende. Daraus erklärt es sich auch, daß die Blinden so überaus empfindlich sind, wenn sie an ihren Fehler erinnert werden. So sagt der Director Meyer aus Amsterdam in einem Vortrage auf dem dritten Blindenlehrer-Congreß 1879: „Aber Mitleid begehrt der gebildete Blinde nicht; blinde Kinder, hilfsbedürftige erwachsene Blinde nehmen es wohl in Anspruch, weil es sie ängstlicher Sorge und kummervollen Druckes überheben kann; der gebildete Blinde wünscht nur, daß die Finsterniß, wozu ihn die Weisheit Gottes verurtheilt hat, und welcher er sich mit bewunderungswürdiger froher Gelassenheit unterwirft, nicht zur Langeweile führe und ihn nicht dem unerträglichen Nichtsthun Preis gebe. Er will nicht aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen werden . . . Und weil ihm seine Blindheit bei diesem Allen hinderlich in den Weg tritt, so nährt er im tiefsten Herzensgrund einen stillen Wunsch, verfolgt er unablässig ein festes Ziel, zu dessen Erreichung sich alle seine Kräfte vereinen, das ist: die Welt daran zweifeln zu machen, ob er wohl der Sehkraft entbehre; die Welt glauben zu machen, daß ihm nichts fehle". Und diese Beobachtung wird Jeder, der mit Blinden umgeht, in voller Uebereinstimmung bestätigen können. Hiermit hängt auch wohl die Benutzung des Ausdruckes „sehen" zusammen, den sie gern so wie wir gebrauchen. So sagte der blinde, verstorbene König von Hannover zu Personen, die ihm früher einmal vorgestellt waren: „Ich habe Sie schon vor langer Zeit einmal gesehen!" Er hielt Truppenparaden ab, sprach über Schönheiten der Gegend; kurz suchte sich wie ein Sehender zu benehmen. Eine andere kleine von Roesner mitgetheilte Beobachtung spricht auch dafür: Eine ältere Blinde sitzt mit einer jüngeren an einem Tisch; die jüngere hat während des Sprechens ihr Strickzeug fortgelegt, und sucht es vergeblich wieder zu erfassen. Da greift die ältere nach der Stelle, wo es liegt, und sagt, es regelrecht aufnehmend: „Bist Du denn blind?" —

Einen gewissen Ersatz für das mangelnde Sehvermögen hat der Blinde durch die erheblich gesteigerte Feinheit aller seiner anderen Sinne. Hier könnte er mitleidig auf uns herabsehen! Oft geht dies so weit, daß in der That die Sehenden die schlechteren Beobachter sind.

Der Director der Pariser Blinden-Anstalt empfing den Besuch mehrerer Damen in einem Zimmer, in dem sich auch blinde Mädchen befanden. Als die Damen ihn wieder verlassen hatten, sagte eines der erblindeten Mädchen: „Wie schade, daß die zuletzt herausgegangene Dame hinkt". — Der Director, welcher dieselbe schon lange kannte, hatte bis dahin nichts davon gemerkt; eine Nachfrage ergab aber wirklich, daß sie in einer mit Augen kaum erkennbaren Weise den Fuß nachzog.

Eine junge, mir bekannte Dame aus bester Familie und mit aller Sorgfalt erzogen, die, sieben Jahre alt, in Folge eines Sonnenstichs erblindet war, befand sich in einer Pension in Genf, wo ein jüngerer Lehrer das besondere Interesse seiner Schülerinnen erregte. Man hielt ihn seinem Aussehen entsprechend

für in der Mitte der zwanziger Jahre stehend. Nur die Blinde wollte bei den desfallsigen intimen Pensionsgesprächen nicht an diese Jugend glauben: sie schätzte ihn nach seiner Stimme für entschieden älter, mindestens Anfangs der dreißiger Jahre — im vollen Widerspruch zu ihren sehenden Mitschülerinnen. Eine gelegentliche Erkundigung bestätigte aber die Richtigkeit ihrer Wahrnehmung.

Derselben Dame, später verheirathet, wird gelegentlich der Auftrag, einem Schuldiener Müller eine gewisse Summe, die er sich abholen soll, in Abwesenheit ihres Mannes zu zahlen. Als ihr die Meldung wird, der Betreffende sei da, tritt sie auf den Corridor und fragt: Sind Sie Herr Müller? Die Antwort lautet: Zu dienen, Schuldiener Müller! Darauf wird die Zahlung veranlaßt. Als der Mann nach Hause kommt, wird er mit den Worten empfangen: Aber so einen corpulenten Mann wie den Müller habe ich doch noch nicht gesehen! Und in der That zeichnete sich Herr Müller durch einen hervorragend günstigen Ernährungszustand aus. — Dieselbe Dame ist im Stande, in der Oper aus der Stimme und Vortragsweise sich ein gutes Bild von der Persönlichkeit des Sängers zu machen, besonders sind ihre Urtheile über Form und Stellung des Mundes in der Regel zutreffend.

Mit dem Gehör nehmen, gleichsam für das Sehorgan eintretend, auch die andern Sinne an Intensität zu. So ist es bekannt, daß Blinde sehr wohl empfinden, ob sie sich in großen, hellen, luftigen Zimmern oder in engen, dunkeln befinden. Wenn hier bei Manchem auch noch ein Rest von quantitativer Lichtempfindung mitwirken könnte, so leitet doch im Großen und Ganzen mehr die gesteigerte Empfindlichkeit der Hautnerven gegen leichtere Luftbewegungen. Daß das Tastgefühl überhaupt sich hebt und verfeinert, erweist die ganze Art ihrer Beschäftigungen. Aber auch an Stärke und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses überragen die Blinden die meisten Sehenden. In den Unterrichtsanstalten wird ihnen ein Memorirstoff gegeben, der von sehenden Kindern nicht leicht überwältigt werden würde. Was hiedurch bei guter Beanlagung erreicht werden kann, zeigt das Beispiel der schon oben erwähnten mir bekannten Dame. Als sie erblindete, sprach sie ihre Muttersprache (russisch) und fließend französisch; auch im Italienischen kannte sie die Anfangsgründe. Im Französischen hatte sie einige Monate die Anfänge im Schreiben und Lesen erlernt, doch war dies nur unbedeutend. Nach Verlust der Sehkraft — sie hat nur noch in einem umschriebenen Gesichtsfeld-Theil quantitative Lichtempfindung bei bestehender Atrophie der Sehnerven — erlernte sie im achten bis zehnten Lebensjahre in Wien die deutsche Sprache und bis zum zwölften das Lesen mit erhabenen Holzbuchstaben. Im zwölften Jahre wurde sie in Dresden in der Stech- und erhabenen Druckschrift unterwiesen und empfing Unterricht im Englischen, das sie fertig spricht. Später trieb sie auch lateinisch und kam bis zur Lectüre des Julius Cäsar. Ihre musikalische Ausbildung begann im zwölften Jahre, sie hat es nur durch das Gehör zu einer bedeutenden Fertigkeit im Klavierspielen und Singen gebracht. In Geographie, Geschichte,

Naturkunde, Literatur besitzt sie Kenntnisse, die wohl die der Mehrzahl der ihr gleichaltrigen und auf gleicher Gesellschaftsstufe stehenden Damen überragen. An weiblichen Handarbeiten ist sie geübt im Stricken von Strümpfen, Tüchern ꝛc., Häkeln, Filet und Stickereien auf Canevas. —

Aber wir besitzen ja auch sonst geschichtlich beglaubigte Beispiele genug, die von der hohen Bildungsfähigkeit der Blinden zeugen und lehren, wie sie in den verschiedensten Stellungen gewirkt und oft hervorragende Leistungen zu Stande gebracht haben. Ende des vorigen Jahrhunderts erregte besonderes Aufsehen Therese von Paradies, die 1759 zu Wien geboren war und in ihrem dritten Jahre das Sehvermögen verloren hatte. Ihre Eltern gaben ihr eine äußerst sorgfältige Erziehung; besonders wurden ihre musikalischen Anlagen ausgebildet, so daß sie im Orgelspiel eine hohe Virtuosität erreichte. Im Jahre 1784 machte Therese mit ihrer Mutter eine Reise durch Deutschland, Schweiz, Frankreich, England, Belgien und Preußen. Ueberall wurde sie an den Höfen gehört und bewundert, da neben ihren musikalischen Leistungen ihre sonstige hohe Bildung und die Lebhaftigkeit ihres Geistes Interesse erregte. Sie correspondirte mittelst einer selbst erfundenen Handdruckerei; machte sich geographische Reliefkarten, indem sie die Grenzen und Flüsse mit feinem Draht und Seidenfäden, das Meer mit Sand, und die Städte mit flachen Perlen bezeichnete. Sie kannte Personen, mit denen sie vor mehreren Jahren gesprochen hatte, gleich an der Stimme wieder. Aussprache, Ton und Accent der Sprechenden dienten ihr dazu, auf den Charakter, das Temperament und die Sinnesart derselben zu schließen. Eine besondere Bedeutung gewann ihr Auftreten dadurch, daß sie in Paris den königl. Dolmetscher Valentin Hauy in seinen Bestrebungen, eine Schule für Blinde zu gründen, bestärkte. Die große Beachtung, welche im achtzehnten Jahrhundert der geistigen Entwicklung der Blinden geschenkt wurde, giebt sich auch kund in Diderots Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient, einer Schrift, die ihm ein Jahr Einsperrung zuzog, da sich Madame de Düpré und de Réaumur durch einige Stellen beleidigt fühlten. Diderot suchte zum Zweck seiner Instruction einen Blinden in Poiseaux auf, welcher, nicht ununterrichtet, sich durch einen Handel mit selbst destillirten Liqueuren ernährte. Manche hübsche Mittheilungen werden uns da gemacht. Als der Blinde gefragt wurde, was er sich unter einem Spiegel dächte, antwortete er: „eine Maschine, die fernstehende Gegenstände, wenn sie sich in entsprechender Lage zu ihm befinden, im Relief wiedergiebt". Was unter Augen? „ein Organ, auf das die Luft denjenigen Eindruck macht, den der Stock auf meine Hand". Wie selbstverständlich, knüpft Diderot an seine Beobachtungen eine Reihe feiner und originell ausgeführter psychologischer Betrachtungen. So meinte er, es müsse die Moral der Blinden ganz anders sein als die unsrige: „Hört unser Mitleid nicht auf, wenn die Entfernung oder die Kleinheit der Objecte denselben Effect bei uns hervorbringt, wie das Unvermögen zu sehen bei den Blinden? Alle unsere Tugenden hängen davon ab, wie wir mit unseren

Sinnen empfinden, und von dem Grade, in dem die äußeren Dinge uns afficiren! So zweifle ich nicht, daß — abgesehen von der Angst vor Strafe — viele Leute weniger Furcht hätten, einen Menschen in einer Entfernung, wo sie ihn nur so groß wie eine Schwalbe sähen, zu tödten, als einem Ochsen mit eignen Händen die Kehle abzuschneiden. Wenn wir Mitleid haben mit einem leidenden Pferde und anderseits ohne irgend welche Scrupel eine Ameise zerquetschen, ist es nicht dasselbe Princip, was hier zur Geltung kommt? In der That, die Moral der Blinden ist verschieden von der unsrigen! Die eines Tauben von der eines Blinden, und ein Wesen, welches noch einen Sinn mehr hätte als wir, würde unsere Moral unvollkommen finden — um nicht noch Schlimmeres zu sagen!" Man sieht, Diderot stellt den Einfluß der Sinne auf unsere Entwickelung in eine für Manchen abschreckende Höhe. Aber schon im Talmud finden sich ähnliche Anschauungen vertreten, die auch in dem Spruche: „Die Augen sind die Pforten des Herzens" zum Ausdruck kommen. Durch die Augen findet die Außenwelt vorwiegend Eingang zum Innern des Menschen; sie sind vorwiegend die Vermittler der Sinnenlust. Selbst bei Objecten, welche die andern Sinne afficiren, ist gleichzeitige Erregung des Gesichtssinnes von hoher Bedeutung. Allbekannt tritt das beim Schmecken von Speise und Trank scharf hervor. Ja wir säßen vielleicht heute noch vergnüglich im Paradiese, wenn Eva zufällig blind gewesen wäre. Denn es heißt betreffs des verhängnißvollen Apfelbaumes: Eva schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre „und lieblich anzusehen"; so bewirkte das durch den Anblick verstärkte Begehren den Sündenfall. „Der Dämon der Sünde hat nur Gewalt über das, was die Augen sehen", ist ein rabbinischer Spruch. Der gelehrte Mathinje ben Theresch aus Rom soll sich die Augen mit glühenden Eisen ausgebrannt haben, um den Verführungen eines reizenden Weibes zu entgehen.

Wo demnach die Augen fehlen, werden viele Anreizungen und Verlockungen zur Sünde ausfallen. Andererseits wird Manches nicht sündhaft erscheinen, was die Sehenden dafür halten. So wird von einer Verletzung der Schamhaftigkeit, soweit sie eben durch das Auge vermittelt wird, bei ihnen nicht die Rede sein können. Durch derartige Ueberlegungen erschien es fast gerechtfertigt, wenn von einigen Talmudisten auch den Blinden — neben den Taubstummen, Geisteskranken und Minderjährigen — die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen wurde. Doch liegt ein Fehler in all diesen Betrachtungen. Sie wären nur richtig, wenn es sich um ein ganzes Volk von Blinden handelte und wir deren moralische Anschauungen zu construiren versuchten; sie treffen aber nicht mehr zu, wenn sie auf die vereinzelten, unter Sehenden lebenden Blinden bezogen werden. Diese haben dieselben Auffassungen und Anschauungen über Moral, wie sie in ihrer Nation bestehen; sie sind ihnen durch Vererbung angeboren und haben sich durch gleichartige Erziehung weiter — und gleichartig entwickelt. Eine ausführliche Besprechung widmet Diderot auch der Frage, ob ein Blindgeborener

gleich nach einer die Sehkraft wiedergebenden Operation Gegenstände, die er durch Betasten unterscheiden kann, z. B. eine Kugel von einem Würfel, auch mit den Augen wieder erkenne. Molineux, der die Frage aufgestellt, und mit ihm Locke halten dies für unmöglich und haben auf Grund einer Reihe von Beobachtungen von Cheselden an bis auf die neueste Zeit Recht behalten. Selbst schon einmal vorgezeigte Gegenstände wurden beim zweiten Vorzeigen nicht immer von den Operirten erkannt; oft schlossen sie geradezu die Augen, um sich durch Tasten über ihr Wesen besser zu unterrichten. In gleicher Weise fehlt ihnen jede Schätzung der Entfernung. Objecte, die weit zurück lagen, erschienen ihnen oft so nahe, daß sie fürchten, sich daran zu stoßen. Auch über die Größe sind sie im Zweifel. Alle diese Beobachtungen lehren, daß wir der Erfahrung bedürfen, um die Netzhautbilder richtig zu deuten. Für die Entstehung des Raumbegriffes selbst läßt sich nichts daraus ableiten, da die Blinden diesen schon früher beim Tasten gewonnen und benutzt haben müssen. — Von hervorragenden Blinden, die blind geboren oder in früher Jugend erblindet sind, führe ich noch an: den auch von Diderot erwähnten, berühmten Saounderson, der mehrere Werke, so ein Buch über Algebra, geschrieben hat und 1711 öffentlicher Professor der Mathematik in Cambridge war. Weiter aus früherer Zeit: den Kirchenschriftsteller Didimus (395 gestorben), den gelehrten Rabbiner R. Schescheth, Ende des dritten Jahrhunderts in Babylon lebend, und den Rabbiner Josseph, gestorben 321 zu Panbaditha in Babylonien, welche letzte Beide ausgezeichnete Schulen hielten und viele Zuhörer hatten. Die Ehrerbietung der Schüler war so groß, daß sie es nicht wagten, beim Weggehen dem blinden Lehrer den Rücken zu wenden! Im siebenzehnten Jahrhundert erwarb sich durch weitgehende Kenntnisse besondern Ruf der blinde Schönberger, der in Königsberg 1645 Vorlesungen hielt. Er verstand die französische, lateinische, griechische, hebräische, syrische, chaldäische und arabische Sprache und gab darin Unterricht. Dabei war er ein vortrefflicher Kegelschieber und schoß nach der Scheibe, die er sehr gut traf, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen den Standort kenntlich gemacht hatte. Ferner aus neuester Zeit: Zakreis, der auf der Violine Treffliches leistete und mit seiner Kapelle, welche aus 16 Blinden bestand, in den Fünfziger Jahren in Wien besuchte Concerte gab; der berühmte Blindenlehrer Braille, der eine über die ganze Welt verbreitete Punktschrift für Blinde erfand; Franz Huber aus Genf, der eine gründliche Abhandlung über Bienenzucht verfaßte. Als diesen einst ein Freund, der an der Richtigkeit und Genauigkeit seiner Beobachtungen zweifelte, fragte, wie er so bestimmt über eine Sache schreiben könne, die er nie gesehen habe, antwortete er: Ich bin viel sicherer, daß meine Beobachtungen richtig sind, als Sie es je sein können, weil ich die Hülfe mehrerer Personen in Anspruch nehme, bevor ich etwas als bestimmt annehmen darf; Sie aber veröffentlichen schon das als allgemein richtig, was nur Ihre Augen gesehen haben. Am Ende seines Lebens sagte Huber: Fassung und Frohsinn sind zwei Himmelsgaben, die mir niemals gefehlt haben.

Auch der verstorbene König von Hannover wäre hier anzuführen. Er schlug sich als Knabe die Börse, mit der er spielte, in das eine Auge. Dasselbe erblindete sofort, später folgte das andere nach.

In vorgeschrittenem Alter erblindeten Homer, Appius Claudius, Timoleon; von biblischen Personen: Isaak, der in seinem hundertsten Lebensjahre die Sehkraft verlor und dann noch einundachtzig Jahre lebte; der fromme Tobias, der dadurch, daß ihm Excremente von Vögeln in's Auge kamen, erblindete; Simson, den die Philister in Folge der Verrätherei seines Weibes blendeten, und Andere. Der Barde Ossian klagt: Im Alter erlosch mir der Glanz der Sonne. Milton verlor im vierundvierzigsten Jahre sein Augenlicht. Der Fabeldichter Pfeffel im einundzwanzigsten Jahre, der Professor der Geschichte in Königsberg Ludwig v. Baczko in demselben Lebensalter. Der ebenfalls erblindete verstorbene Lord Cranborne hat eine Reihe literarischer Veröffentlichungen gemacht; so ist die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Mexicos, das Leben Philipps des zweiten von Spanien von ihm in geschichtlichen Romanen fesselnd geschildert. Von Zeitgenossen können genannt werden: der Marchese de Bazzanallano, der jetzige Präsident des spanischen Senats in Madrid, der Marchese de Castillo, gelehrter Uebersetzer von Goethes Faust in die portugiesische Sprache. Ferner die Philosophen Dühring und der jüngst verstorbene Rosenkranz und schließlich, als einem Fache angehörig, in dem die Sehkraft fast unersetzlich erscheint, der Schauspieler Weilenbeck, der, seit zehn Jahren erblindet, dennoch Hauptrollen in den Theaterstücken der Meininger Bühne spielt. —

Während in früheren Zeiten die Blindgeborenen oder in der Kindheit Erblindeten auf eigenem Wege und durch selbst erworbene Erfahrungen geleitet allmählich sich mit vieler Mühe weiter bringen mußten, ist ihnen jetzt durch zahlreiche Blinden-Unterrichts-Anstalten eine leichte Gelegenheit zur Ausbildung gegeben. In Europa wurde Ende des vorigen Jahrhunderts das erste derartige Institut von Hauy in Paris gegründet. Die erste Blinden-Verpflegungsanstalt scheint das von Welf VI. in Memmingen 1178 gestiftete St. Nicolaus-Spital gewesen zu sein, da das sonst als ältestes Blinden-Asyl angeführte Hôpital des Quinze-Vingt erst 1260 von Ludwig dem Heiligen für 300 auf seinem ersten Kreuzzuge in Aegypten erblindete Krieger errichtet wurde. Die äußere Veranlassung, welche Hauy den Anstoß zur Einführung öffentlichen Blinden-Unterrichts gab, soll folgende gewesen sein. Im September 1771 sah er 10 blinde Bettler, die täglich an einem öffentlichen Orte höchst erbärmlich musicirten und, um dennoch Zuhörer anzulocken, sich selbst lächerlich herausgeputzt hatten. Der Eine unter ihnen als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenschweife auf dem Rücken sang, die übrigen accompagnirten äußerst burlesk gekleidet, mit hohen spitzen Mützen auf dem Kopfe und großen Brillen von Pappe ohne Gläser auf der Nase; selbst die Noten, welche vor ihnen lagen, sollten noch das Lächerliche erhöhen. Durch diesen Anblick wurde Hauy aufs Lebhafteste ergriffen und

empört, und es entstand in ihm der Entschluß, durch Unterricht und Erziehung eine geistige Hebung der Blinden anzustreben. Dabei leitete ihn der Gedanke, daß sie wohl im Stande sein würden, Buchstaben und Schrift, wenn sie erhaben wären, durch Tasten zu erkennen, da sie ja die ihnen geschenkten Geldstücke unterschieden. Elf Jahre später, weiter gefördert durch die oben erwähnte Therese v. Paradies hatte Hauy, durch mildthätige Beiträge unterstützt, bereits eine Schule mit 14 Blinden. Von Paris aus verbreiteten sich die Blindenschulen über Europa. Nach einer Zusammenstellung von Pablasek aus dem Jahre 1876 hat Frankreich (36 Millionen Einwohner) bei einem Blindenstande von ungefähr 30,000 Köpfen 13 Blindenbildungsanstalten, Großbritannien (30 Millionen Einwohner) bei 29,000 Blinden 26 derartige, Oesterreich-Ungarn (36 Millionen Einwohner) bei 29,000 Blinden 8 Bildungs- und 2 Versorgungs-Anstalten, Deutschland (40 Millionen Einwohner) hat 35, Rußland dagegen bei 72 Millionen Einwohner nur 4.

Diese Blinden-Anstalten nehmen in der Regel die Kinder erst im 10. bis 12. Lebensjahre auf. Bis dahin soll — in Ermangelung geeigneter Vorschulen — in der Familie und auch in der gewöhnlichen Schule für sie gesorgt werden. Der Hauptzweck, den die Familien wie die Schul-Erziehung zu erstreben haben, ist der, dem Blinden neben seiner geistigen Entwicklung eine möglichst große Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu schaffen. Daher sind erblindete Kinder schon frühzeitig daran zu gewöhnen, ähnlich wie sehende Kinder ihre Glieder und Kräfte zu üben, sie müssen lernen, sich selbst zu waschen und anzuziehen und in den ihnen zu Gebote stehenden Räumen, auch im Freien an geschützten Stellen sich selbstständig zu bewegen. Durch entsprechendes Spielzeug muß man suchen ihre Tastfähigkeit und Beobachtungsgabe zu stärken. Da die Blinden-Institute bei Weitem nicht ausreichen, so besteht in Preußen eine Vorschrift (vom Minister v. Raumer 1854 gegeben), nach der blinde Kinder im schulpflichtigen Alter, wenn nicht anders für sie gesorgt ist, in die Schule der Sehenden geschickt werden sollen, und ist der Lehrer anzuhalten, soweit es möglich, ihnen einen besonderen, ihrem Gebrechen entsprechenden Unterricht angedeihen zu lassen. Leider wird aber noch oft das Allernöthigste versäumt! So heißt es in dem, in Schwäbisch-Gmünd in Würtemberg über Blinden-Anstalt und Asyl erschienenen Jahresberichte: „Sehr viele Blinde sind unehelich, aus den untersten Ständen, und Mancher von ihnen bietet ein trauriges Bild früherer Vernachlässigung. Im Frühling d. J. trat in die königliche Blindenanstalt ein Blinder, welcher körperlich gesund und wohlgebaut, auch nicht ohne geistige Anlagen, doch in dem Grade verwahrlost war, daß er im zehnten Jahre nicht allein stehen, trinken, sich an- und auskleiden konnte, und auch von gar nichts an und außer sich, selbst nicht von den Gegenständen, welche ihm als Speise in den Mund gebracht wurden, einen richtigen Begriff sich erwerben konnte, noch auch auf irgend eine Weise die große Hilfe kennen gelernt hatte, welche dem Blinden der Tastsinn gewährt“. Der Knabe hatte bis dahin den ganzen Tag

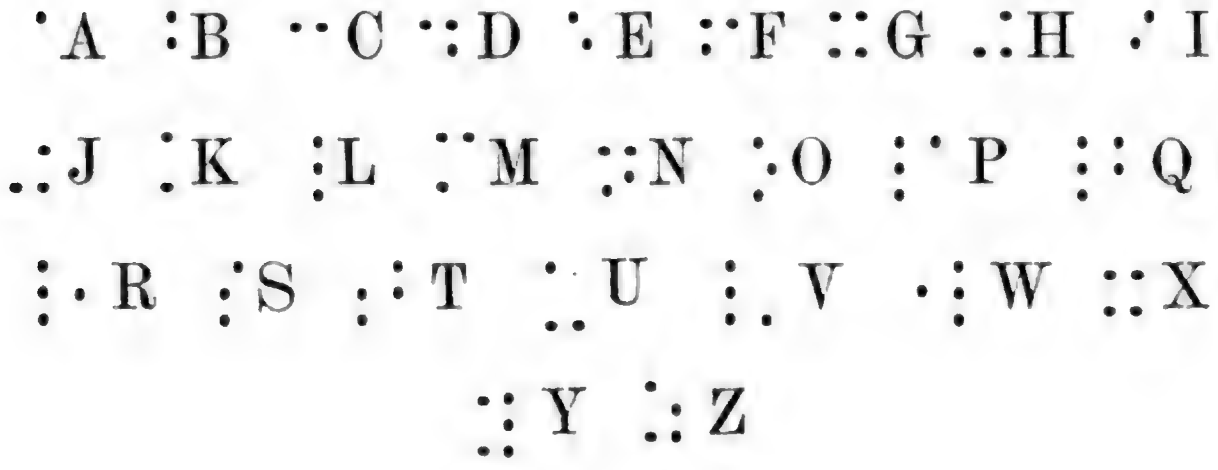
zu Hause auf einem Stühlchen gesessen, den einen Fuß an sich gezogen, mit dem andern gelegentlich ein kleines Kind wiegend. In andern Fällen wird durch elterliche Verzärtelung geschadet. So kam ein anderer Blinder in die Anstalt, der bis in sein zehntes Jahr von seinen Eltern, die meinten, ein blindes Kind könne zu gar nichts angehalten werden, gleich einem Säugling gepflegt worden war. Bei solchen Erscheinungen wäre es dringend zu wünschen, daß die Gebildeten, die Aerzte, Pfarrer und Lehrer, die blinde Kinder kennen, sich der Sache warm annehmen und bis zur Aufnahme in eine Blinden-Schule für eine möglichst zweckmäßige Erziehung Rathschläge ertheilten. In den Blinden-Schulen selbst bleiben die Kinder durchschnittlich bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre. Während dieser Zeit werden ihnen nicht nur Schulkenntnisse, welche etwa denen einer gehobenen Volksschule entsprechen, beigebracht, sondern auch eine handwerksmäßige oder anderweitige Ausbildung, durch die sie im Stande sind, sich ihren Lebensunterhalt ganz oder annähernd zu erwerben. In manchen Blinden-Instituten wird in den höhern Klassen sogar ein sehr weitgehender Unterricht ertheilt. So sind in einzelnen Anstalten Nord-Amerikas Moralphilosophie, politische Oekonomie und die Verfassung der nordamerikanischen Staaten Lehrgegenstände. Das, was den Sehenden bei einer ähnlichen Ausbildung das Auge leistet, wird hier durch Inanspruchnahme der andern Sinne, vor Allem des Tastsinnes erreicht, wobei dann den Blinden noch die durch die Art ihrer geistigen Erziehung bedingte Stärkung des Gedächtnisses zu Gute kommt. Um ihnen die Bekanntschaft der äußern Welt zu vermitteln, giebt man ihnen, gleich wie den Sehenden einen Anschauungs-, einen methodischen Antastungs-Unterricht. Es werden dabei Blätter, Blumen, Steine vorgelegt; sie betasten lebende Thiere oder deren naturgetreue Modelle, geometrische Körper &c. und werden über diese Dinge aufgeklärt. Nicht immer ziehen sie zur Untersuchung nur die Finger zu Rathe. Ein Blindenlehrer, dem es auffiel, wie ein Mädchen so genau die Theile von Blüthen, oft bis zur Zahl der Staubfäden angeben konnte, fand, daß sie dieselben auch mit den Lippen und der Zunge prüfte. Zum Lesen bediente man sich anfänglich in Holz geschnitzter Buchstaben, die auf einem Lesebrett zusammengesetzt wurden; später der Fibeln und Lesebücher, in denen die Buchstaben auf dickerem Papier im Relief hervorgepreßt dem lesenden Zeigefinger fühlbar sind. Vorwiegend wird das große Alphabet der lateinischen Buchstaben benutzt; manchmal mit kleinen Modificationen, um das Erkennen der Formen zu erleichtern. Die zu letzterem Zwecke in der Moon'schen Blindenschrift gemachte vollkommene Umgestaltung des Alphabets, welche die Buchstaben zwar leichter tastbar, aber für einen Nichteingeweihten unkenntlich macht, scheint jedoch keine große Zukunft zu haben. Das Relief kann dadurch hergestellt werden, daß die einzelnen Linien der Buchstaben als solche glatt hervorgepreßt werden, wie dies in den Berliner Blinden-Drucken geschieht, oder daß diese Linien sich aus einzelnen hervorragenden Punkten zusammensetzen, wie in den Breslauer und Stuttgarter Ausgaben. Vergleichende Untersuchungen beider Schriftformen haben ergeben, daß das

Berliner glatte Relief verhältnißmäßig die längste Zeit ohne Ermüdung mit dem Finger gelesen werden kann. So gab bei den Untersuchungen, die auf Veranlassung des sächsischen Landes-Medicinal-Collegium (Gutachten vom 15. Juni 1876) in den Berliner Blinden-Instituten angestellt wurden, ein Zögling an, daß er glatten Reliefdruck fünf bis sechs Stunden lesen könne, ohne zu ermüden. Der punktirte Druck erregt bei Einzelnen ein eigenthümliches Kitzeln, das bei längerer oder häufiger Einwirkung zu Nerven-Irritationen führen kann. Doch tritt in der Regel bald eine Abstumpfung ein; daher kann auch diese Art der Schrift, wenn die Punkte nicht zu scharf hervortreten, lange Zeit gelesen werden. Für ältere Blinde, wo der Tastsinn sich verringert hat, ist sie sogar vorzuziehen. Der Literaturschatz der Blinden ist jetzt schon ein ziemlich reicher: neben verschiedenen Bibeln in Reliefdruck, sind Lehrbücher (Naturgeschichten, Weltgeschichten, v. Roon: Mehreres aus der physischen Geographie 2c.), die Erzählungen und Anthologien von Klassikern vorhanden.

Der Druck mit diesen Buchstaben-Typen nimmt aber ziemlich viel Raum fort, ebenso ist das Schreiben — unter Benutzung des von Klein in Wien erfundenen Druck-Schreibeapparats mit Stachel-Typen — beschwerlich und geht langsam von statten. Briefe mit so geschriebenen Adressen werden übrigens unbeanstandet von der Post befördert.

Um eine größere Schnelligkeit im Schreiben zu erzielen und Raum zu sparen, wird jetzt von den Blinden eine Art Stenographie angewandt, bei der die einzelnen Buchstaben durch erhabene Punkte ausgedrückt sind. Die Idee zu dieser Schrift rührt von dem Franzosen Charles Barbier her. Im Detail wurde sie ausgeführt und vielfältig abgeändert von dem Pariser Blinden Braille, der 1829 darüber eine Abhandlung herausgab. Die Braille'sche Schrift bezeichnet nicht nur Buchstaben, Zahlen, Interpunctionen, sondern auch Noten durch Punkte. Der Unterschied liegt in ihrer Zahl, Stellung und Entfernung von einander; im Maximum stehen drei Punkte über, und zwei nebeneinander.

Dies ist das Alphabet:



Auf dem letzten Blindenlehrer-Congreß 1879 in Berlin ist dieser Schriftform — gegenüber der amerikanischen und der von Ludwig v. St. Marie vorgeschlagenen deutschen, die auf einer andern, zum Theil einfachern Punkt-Anordnung beruhen — wegen ihrer bereits erprobten Brauchbarkeit und ihrer allgemeinen, internationalen Verbreitung die Palme zuerkannt und beschlossen worden, daß fortan nur in Braille'scher Punktschrift gedruckt werden soll. Zum Schreiben derselben für Blinde construirte Braille eine Tafel — ähnlich wie die Schiefertafel der Kinder gestaltet — die mit sehr nahestehenden Querriefen durchzogen ist; auf sie wird das Papier gelegt, und mittelst eines Rahmens an den Rändern befestigt. Auf dem Rahmen ist eine Art schmalen Messing-Lineals, von unten nach oben verschiebbar, das entsprechend den zu bildenden einzelnen Punkt-Buchstaben dicht neben einander befindliche gleich große viereckige Ausschnitte (beiläufig 31 in einer Reihe) zeigt. Indem der Blinde nun mit dem linken Zeigefinger den Ausschnitt, in den der einzelne Buchstabe kommt, betastet, macht er mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stift die entsprechenden punktförmigen Eindrücke. Durch die Rinnen der unterliegenden Tafel, von denen je drei innerhalb des Lineal-Ausschnittes übereinander liegen, und in die der Stift beim Eindrücken das Papier preßt, wird eine gleichmäßige Entfernung der senkrecht stehenden Punkte erzielt. Man geht mit dem Lineal linienweise von unten nach oben und punktirt mit dem Stift die Form der Buchstaben so, daß das, was unten ist, oben punktirt wird, damit beim Wenden des Blattes dem Leser die Buchstaben aufrecht im Haut-Relief erscheinen. Die Schnelligkeit, mit der geübte Blinde diese Schrift anfertigen, ist enorm. Die schon öfter erwähnte Dame schreibt damit eben so schnell — ein Wettschreiben hat das ergeben! — wie ihr Mann mit Cursivschrift; natürlich muß die Zeit, welche bei dem Uebergehen von einer Linie auf die andere durch das Hinaufrücken des Lineals verloren geht, abgezogen werden. Um den Blinden auch die Möglichkeit zu geben, eine farbige glatte Schrift zu schaffen, dienen Apparate von Hebold und Goldberg*); der erstere besteht aus einer flachen Schreibtafel von Blei oder mit Kautschukauflage. Auf diese kommt das Schreibpapier, darüber ein abfärbendes etwa blaues Papier. Beides ist durch einen Rahmen festgehalten, auf dem sich wiederum ein Messing-Lineal befindet mit kleinen viereckigen Ausschnitten. Die Ränder dieser Ausschnitte sind in der Mitte, um einen Anhalt zu gewähren, leicht eingekerbt. In je einem dieser Ausschnitte wird mit einem Elfenbeinstift ein Buchstabe (meist großes lateinisches Alphabet) auf das abfärbende Papier geschrieben und erscheint so in Farbe auf dem Schreibpapier. Diese Schrift ist, da sie nicht erhaben, natürlich für die blinden Schreibenden selbst unlesbar.

Für Blinde, die erst später die Sehkraft verloren haben, bedarf es nur

*) Die betreffenden Apparate sind bei J. Bünger in Dresden zu haben.

eines Linienblattes mit erhabenen Linien, etwa einer Papptafel mit aufgeklebten Bindfaden. Die linke Hand verfolgt dann mit Daumen und Zeigefinger die Linien und deutet die Stelle an, wo die rechte schreibt. Wie das Lesen, Schreiben und Rechnen für Blinde in erhabenen Buchstaben, Punkten und Ziffern gelehrt wird, so werden auch in der Geographie Reliefkarten und Globen benutzt. In der Physik werden ihnen die Instrumente, in der Geometrie Pappfiguren in die Hand gegeben. Wie weit mit Hilfe dieser Methoden die Bildung der Blinden fortgeführt werden kann, davon habe ich schon eine Reihe von Beispielen erwähnt. Aber selbst blinden Taubstummen konnte ein gewisser Unterricht gegeben werden. Den jüngsten Fall berichtete der Director der schwedischen Staats-Blinden-Anstalt, Herr Borg, dem es gelang, einem des Gesichtes, Gehörs und der Sprache beraubten Kinde nur mittelst des Tastvermögens Lesen, Schreiben und Rechnen und selbst einige geographische und geschichtliche Kenntnisse beizubringen. Der Musik-Unterricht der Blinden kann sich, wie erwähnt, auch der Braille'schen Notenschrift bedienen, doch wird er vorwiegend durch das Gehör vermittelt. Die Ausdehnung, welche dieser Unterrichtszweig gewinnt, zeigt der Stundenplan des Pariser Blinden-Instituts, in dem neben Gesang, Harmonielehre, Composition, Klavierstimmen noch auf folgenden Instrumenten Unterweisung genommen werden kann: Violine, Violoncell, Baß, Flöte, Clarinette, Cornet à piston, Horn, Piano, Orgel. In deutschen Anstalten wird großes Gewicht auf diesen Unterrichtszweig gelegt, doch haben praktische Gründe einzelne Anstalten veranlaßt, ihn auf Piano und Orgel einzuschränken. Man wollte auf diese Weise vermeiden, daß die Blinden, wozu große Neigung besteht, nicht das Musiciren auf leicht transportirbaren Instrumenten zum Betteln benutzen. Doch ist dieses Verfahren, das jedenfalls mit einer schweren Schädigung der Blinden, die in der Musik Ersatz für viele ihnen versagte Genüsse finden, und denen eine Flöte und Violine zugänglicher ist als Clavier, von sehr zweifelhaftem Vortheil. Der Blinde, der Lust zum Umhertreiben und Betteln hat, wird auch ohne Instrument seinem Hange fröhnen; und daß den meisten Gebern das Betteln sans phrase angenehmer ist als das mit musikalischer Begleitung, kann doch nicht in's Gewicht fallen. Der blinde Bettler wird schon Wege finden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wie dies jener bekannte Blindgeborene auf dem Pont des Arts zu Paris so prächtig zu Stande brachte, indem er ein Schild mit der Aufschrift: „Aveugle par naissance“ mit sich herumtrug. Leider veranlaßten die guten Geschäfte, die er machte, einen andern, durch einen Unglücksfall Erblindeten, sich ebenfalls mit einem Schild, aber mit der Inschrift: „Aveugle par accident“, auf dieselbe Brücke zu stellen. Dem Blindgeborenen wurde bald die Concurrenz unangenehm; er bewog daher den Andern, gegen eine Entschädigung von der Brücke zu weichen, indem er ihm auch gleichzeitig die Firma abkaufte; sein Schild trug von jetzt an die Inschrift: „Aveugle par naissance et par accident“.

Von Spielen und Unterhaltungen, die den Blinden geboten werden, steht neben dem Turnen und Tanzen obenan das Kegelspiel. Der Blinde sucht mit dem Fuß oder auch mit der Kugel in der Hand das Auflegebrett, legt sich im Geist die grade Linie zu den Kegeln zurecht und schiebt, wenn er etwas Uebung erlangt hat, mit einer Gewandtheit, daß der Zuschauer im ersten Augenblick an der Blindheit mancher Spieler zweifelt. Auch das Geschäft des Kegel-Aufsetzens übernimmt ein Blinder, da er durch das Gehör über das Kommen und Anschlagen der Kugel unterrichtet wird. Weiter kann er das Würfelspiel üben, da er die Löcher tastet; Domino, wenn die Täfelchen vertiefte oder erhöhte Augen haben; Dame und Schach. Bei letztern beiden Spielen sind die weißen Felder des Brettes vertieft, und die schwarzen erhöht, oder auch die einen gerippt, die andern glatt; alle aber haben in der Mitte eine Vertiefung, in welche Zäpfchen, die sich an den Steinen resp. Schachfiguren befinden, hineinpassen. Die schwarzen und weißen Schachfiguren werden dadurch unterschieden, daß die einen etwa Knöpfe, die andern Spitzen auf sich haben. — Wenn Blinde Karten spielen wollen, so müssen die Blätter durch Nadelstiche bewirkte Hervorragungen haben, die je nach der Karte — es giebt eine ganze Reihe hierher gehöriger einfacher Systeme — eine besondere Stellung haben. Für den sehenden Mitspieler sind diese feinen Punkte bei der gewöhnlichen Entfernung und Haltung der Karten nicht zu erkennen. Die Handwerke, in denen die Blinden in den Instituten unterrichtet werden, sind vorzugsweise Korbmacherei, Seilerei und Bürstenbinderei; für Mädchen Flechtarbeiten und Mattenfabrikation. Hier können die Blinden annähernd mit den Sehenden concurriren und sich durch ihre Arbeit ernähren. Wie Moldenhawer (Kopenhagen) berichtet, lebt in Jütland auf dem Lande ein blinder Korbmacher, der sogar auch für seine kränkliche Mutter und schwachsinnige Schwester mittelst seiner Profession den Lebensunterhalt schafft, — und dieser Fälle giebt es mehrere. Auch bezüglich der Schuhmacherei scheint ein günstiges Verhältniß vorzuliegen. Der Inspector Wulf (Neukloster), der einen interessanten Bericht über diese Frage dem Berliner Blindenlehrer-Congreß vorlegte, macht bezüglich der Höhe des Verdienstes, den die ausgebildeten und entlassenen blinden Handwerker zu erzielen wissen, folgende Angaben: der Korbmacher verdient 2—18 Mark pro Woche, der Seiler 6—18, der Bürstenbinder 3—18 Mark; 6—12 Mark dürfte der Durchschnitt sein, den ein gewöhnlich begabter und fleißiger Blinder unter normalen Geschäftsverhältnissen und bei der bisherigen Art des Betriebes verdienen kann. Musikalisch beanlagte Blinde eignen sich, abgesehen von ihrer sonstigen Verwendung als Solisten in Capellen, besonders für die Stellung als Organisten — der Domorganist Franz in Berlin ist blind — und als Clavierstimmer. In letzter Beziehung übertreffen sie häufig Sehende. Ob eine ausgedehnte Verwendung der Blinden als wissenschaftliche und technische Lehrer in Blinden-Instituten anzustreben ist, darüber sind die Fachmänner uneinig, wenngleich die Tüchtigkeit Einzelner die allgemeinste Anerkennung

findet. Wenn die Blinden in den Instituten ihre wissenschaftliche und Berufsausbildung erhalten haben, so bedürfen sie meist doch noch eines weiteren Schutzes, um ihren Unterhalt erwerben zu können. Im Kampfe um's Dasein in unserer jetzigen Weltordnung hat der Mensch eben alle seine Sinne nöthig. Man hat in verschiedener Weise für die Zukunft der Blinden zu sorgen gesucht; die radicalste Art, wie sie in Wien und München eingeführt war, würde die sein, daß man die Blinden dauernd in eine Versorgungs-Anstalt aufnimmt und darin beschäftigt. Aber abgesehen davon, daß diese Art der Fürsorge aus materiellen Gründen immerhin nur Wenige treffen kann, so findet man bei den Blinden selbst lebhaften Widerstand. Sie wollen, so lange sie jung und erwerbsfähig sind, unter andern Menschen leben und sich womöglich ein eignes Heim gründen. Von 62, in einem gewissen Zeitraum aus der Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt zu Wien ausgeschiedenen Pfleglingen haben nach einer Zusammenstellung von Pablasek 55 nach kürzerer oder längerer Zeit des Aufenthalts die Wohlthat des Instituts geradezu zurückgewiesen und ein größtentheils ärmliches Fortkommen an ihrem eigenen häuslichen Herd oder unter ihren Angehörigen vorgezogen. Der Gedanke, daß das Kasernen-Leben sich von Kindesbeinen an bis zum Tode hin erstrecken soll, hat, wie die Erfahrung ergiebt, selbst für deutsche Blinde nichts Anheimelndes. Man ließ diese Versuche deshalb bald fallen und suchte in der Weise die blinden Handwerker zu unterstützen, daß man ihnen (wie besonders in England, weiter in Kopenhagen, Amsterdam, Frankfurt a. M., Wien, Düren) gemeinsame freie Werkstätten zu Gebote stellte, in denen sie arbeiten können; auch wurden Geschäfte gegründet, denen der specielle Vertrieb ihrer Erzeugnisse obliegt. Gehen die Blinden in kleinere Städte, auf's Dorf, so sollten von den Leitern der Blinden-Anstalten, nach dem leuchtenden Vorbilde des Directors Georgi in Sachsen, wohlwollende und gebildete Männer interessirt werden, die sich weiter um sie kümmern, für ihre Beschäftigung sorgen und sie eventuell mit zu Gebote gestellten Mitteln unterstützen. Aber all dies liegt noch zum größten Theil im Anfang; auch hier fehlen meist die nöthigen Fonds. Und doch sind diese Armen, die in Jugendmuth und Jugendkraft selbst arbeiten und vorwärts streben wollen, vor Allem werth, daß man sie im Lebenskampfe unterstütze, einem Kampfe, in dem sie mit verbundenen Augen sich ihrer Haut wehren sollen; diesen jungen blinden Streitern, nicht den umherlungernden Marodeuren, gebührt Hilfe und Beistand. — Für arme Blinde in höherem Alter bedarf es keiner besonderen, durch die Art ihres Fehlers bedingten öffentlichen Fürsorge. Viele von ihnen haben eine Familie, in deren Schooß sie ihren Lebensabend verbringen, oder eine Stellung, in der sie auch fernerhin sich nützlich machen können. Den Alleinstehenden und Arbeitsunfähigen wird das Siechenhaus eine willkommene Versorgung bieten. Verabscheute die Jugend den Zwang und die Eintönigkeit des Anstaltslebens und sehnte sie sich hinaus in der Menschen Getriebe im freien und unaufhörlichen Wechsel des Reizes für Geist und Sinn Be-

friedigung erhoffend, so sucht das enttäuschte und abgestumpfte Alter vor Allem Ordnung und Gleichmäßigkeit des Daseins, — was es an Abwechselung bedarf, das gewähren ihm die Erinnerungsbilder aus vergangenen Zeiten. Hierin begegnen sich der blinde und der sehende Greis, wie Sinnenmangel und Sinnenschwäche.

Anmerkung. Näheres über Blindenwesen und Blindenerziehung ist zu finden bei: Roesner, Das Blindenbildungswesen (in Diesterweg, Wegweiser ꝛc. 5. Aufl. 3. Band); Knie, Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder; Scherer, Die Zukunft der Blinden, Berlin 1863; Pablasek, Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe, Wien 1867; derselbe, Die Blinden-Bildungsanstalten ꝛc., Wien 1876; Frankl, Das Blinden-Institut auf der Hohen Warte bei Wien, 1873: darin enthalten: M. Friedmann, der Blinde in dem biblischen und rabbinischen Schriftthume. Siehe ferner die Berichte über die europäischen Blindenlehrer-Congresse.

Bibliographie.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. 23. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit Holzschnitten und Karten. Berlin 1880, G. Grote'sche Verlgshdlg. Subscriptionspreis für den Halbband M. 3.

Mit dieser Abtheilung beginnt ein vor vielen anderen wichtiger Theil dieses großen Werkes: Die Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker von Felix Dahn. Der Name des Autors schließt sich dem Thema so natürlich an, daß wir uns dieses ohne jenen kaum denken können. Wie sich Ebers' Name mit Aegypten verflochten hat, so der Name Dahns mit der germanischen Urgeschichte. Seine culturhistorischen Romane aus deutscher Vorzeit, in denen eine auf gründlichster Quellenforschung basirende Gelehrsamkeit sich mit einem ausgesprochenen Talent für anmuthige Erzählung und farbenreiche Darstellung zu schöner Harmonie verbindet, haben den Ruf des vordem nur als Historiker bekannten Königsberger Professors auch in weitere Kreise getragen, und deshalb kann eine Germanische Urgeschichte aus der Feder Dahns sicher sein, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Mit sorgfältiger und scharfsinniger Benutzung der modernen sprachvergleichenden Forschung weiß Dahn auf Grund eingehendster quellenkritischer Studien von dem Culturzustande jener entlegenen Zeitepoche ein durch seine Mannichfaltigkeit überraschendes Bild zu geben, welches durch die reiche, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellte Illustration eine wirkungsvolle, veranschaulichende Ergänzung erhält. Mit stets wachsender Verwunderung betrachtet man jene charakteristischen Schmuckgegenstände, Waffen und Geräthe einer vorgeschichtlichen Zeit. Nicht minder weiß Dahn zu fesseln durch seine geistvollen Schilderungen der Culturbräuche unserer Altvorderen, ihrer Pfahlbauten, Ansiedlungen, Stammeintheilung, Nahrungsmittel, Gottesverehrung, Todtenbestattung, Kriegstaktik, Rechtspflege, Moral, Runen &c. &c. — Die eigentliche Geschichtsschreibung beginnt erst auf dem letzten Bogen, und zwar mit der Vorgeschichte der Vandalen bis zu ihrer Festsetzung in Afrika. Drei Vollbilder, von denen eins speciell den Pfahlbauten gewidmet ist, sowie eine Karte, „Römer und Germanen zur Zeit Trajans", sind dem Bande beigegeben.

W. E. H. Lecky, Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. 2. Band. 8. XVI u. 692 S. Leipzig 1880, C. F. Winter.

Von dem hohen Lobe, welches wir dem Werke gelegentlich des Erscheinens seines ersten Bandes an dieser Stelle haben spenden können, haben wir jetzt, wo uns das fortgeschrittene Buch vorliegt, Nichts zurückzunehmen. Der weite Blick des Verfassers, die großartige Auffassung, die unvergleichliche, an Buckle gemahnende Belesenheit und die Kunst der Darstellung — lauter Eigenschaften, die sich

auf Schritt und Tritt in dem Werke geltend machen — gestalten es zu einem der bedeutungsvollsten Bücher der modernen englischen Geschichtsliteratur, sowie der neuesten Culturgeschichte überhaupt und lassen es speciell für die dargestellte Periode der Geschichte Englands wohl als die hervorragendste Arbeit erscheinen. „Die Colonien und Schottland“ — „Irland vor dem achtzehnten Jahrhundert“ — „Irland 1700 bis 1760“ — „Die religiöse Neubelebung“ sind die Ueberschriften der Hauptabschnitte. Das Bild, welches Lecky im achten Capitel von William Pitt entwirft, ist neu und — wie es uns scheinen will — überaus treffend. Die Capitel über die Bildungsgeschichte des Methodismus sind von ganz besonderem Werthe und voll reicher Belehrung. — Die Uebersetzung verdient alles Lob.

Karl Heinrich Keck, Anna. Ein Idyll aus der Zeit der schleswig-holstein'schen Erhebung. 4. Auflage. 8. 136 S. Gotha 1880, F. A. Perthes. Cartonnirt ℳ 2.—

Oscar von Redwitz gab der Dichtung seinerzeit ein Geleite auf dem Wege, dem hier einige Sätze, als mit dem eigenen Urtheile über die Erscheinung übereinstimmend, entnommen seien. „Die Dichtung heißt eine Idylle. Sie hat aber starke, epische Züge und dahin rechne ich vor Allem den festen, historischen Hintergrund, auf welchen das reizende Bild gezeichnet ist. Die Fabel ist einfach, wie es die Natur der Idylle und des Epos erfordert. Sie bewegt sich auf heimathlichem Boden in Angeln. Ein wohlhabender Bauer auf einsamem Gehöft bildet den Mittelpunkt derselben. Er hat einst eine politische Wirksamkeit gehabt, dieselbe aber aufgegeben, weil er nicht mehr ‚freisinnig‘ genug gewesen. So einfach und anspruchslos die Fabel, so gelungen und meisterhaft ist die Ausführung. Sie ist namentlich reich an den feinsten psychologischen Zügen. Alle Figuren stehen ohne Umhüllung romantischen Nebels fest und sicher auf den Füßen, ohne daß dadurch der Zartheit der Zeichnung im geringsten Eintrag geschähe. Es ist, als ob die Figuren aus einem Bilde von Rubens heraus träten und vor unseren Blicken wandelten. Der edle niedersächsische Stamm steht in seiner ganzen Gediegenheit vor unseren Augen. Und mit wie einfachen Mitteln ist diese Wirkung erreicht! Da ist kein lyrischer weichlicher Klingklang, keine gezierte Schilderei, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Das Ganze ist mit der größten poetischen Oekonomie, in wahrhaft classischem Maße behandelt; aber man sieht, hier ist überall eine klare, poetische Anschauung, und darum kann der Dichter die Ueberzuckerung weichlicher Verslein dreist verschmähen“.

Steffens Volkskalender für 1881. 41. Jahrgang. Mit Illustrationen. Berlin, Louis Gerschel.

Dieser Kalender, seit langen Jahren in Tausenden deutscher Familien ein lieber Hausfreund, verdient es, immer neue Freunde sich zu erwerben. Hermann Kletke lieferte feinsinnige Gedichte, Arnold Wellmer, E. M. Vacano und Neumann-Strela stimmungsvolle Erzählungen. Dazu eine Fülle interessanter und nützlicher Artikel und praktischer Winke aus Vergangenheit und Gegenwart, Gesundheitslehren, neueste Erfindungen und Recepte.

Friedrich Bodenstedt, Gräfin Helene. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. Brosch. ℳ 2; Orig.-Bd. m. Goldschn. ℳ 3.

Der berühmte Dichter des Mirza Schaffy bringt in dieser reizvollen, auch äußerlich sehr elegant ausgestatteten Novelle seinen Verehrern eine gewiß willkommene Festgabe.

Clementine Helm, Unterm Schnee erblüht. Erzählung. Stuttgart. Richter und Kappler. 1880. 16⁰ Geb. 2. ℳ.

Diese Dorfgeschichte der bekannten Verfasserin, die uns weder bauernhaft abstoßende Menschen, noch philosophirende und problematische Charaktere in Bauernkleidern, sondern schlichte Naturen zeichnet, welche „Kopf und Herz auf dem rechten Fleck“ haben, werden gewiß überall mit viel Theilnahme und Wohlgefallen gelesen. Tief in der Anlage der Charaktere, die sittlichen Aufgaben des Menschen in den Kreis ihrer Darstellung ziehend, ist diese Geschichte durchweg fesselnd und anregend, ohne in den Ton der trockenen Moralpredigt zu fallen. Nicht nur die herrliche Gegend der Salzburger Alpen, auch die Bewohner des Fuscherthals, der wohlhabende, ehrenhafte, etwas harte Wildbachbauer, seine sanfte Frau Leni und seine beiden ungleichen, aber doch mit einander harmonirenden Söhne, der ungestüme Christian und der weichherzige Joseph, und deren Bräute sind wahrheitsgetreu geschildert. Wie dann die zarte Blume der Liebe und

Eintracht auf hoher Alm, trotz aller der Conflicte zwischen Trotz und Liebe, Starrsinn und Eitelkeit, sich zu schöner Pracht entfaltet, das liest sich am besten im Buche selbst.

H. Taine, Geschichte der englischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3. Band. Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Gerth. 8. 557 S. Leipzig 1880, E. J. Günther Nachfolger.

Der vorliegende Band enthält die Uebersetzung des größeren Theiles vom vierten Bande der französischen Ausgabe und die des fünften — des Ergänzungsbandes — welcher dort den Titel führt: „Les contemporains". Das Werk selbst bedarf einer Besprechung nicht mehr: es nimmt ungeachtet seiner vielfachen Paradoxen und manchen schiefen Urtheils, wie es Franzosen bei der Beurtheilung fremder Culturverhältnisse nicht selten unterzulaufen pflegt, einen ganz hervorragenden Rang in der literaturgeschichtlichen Literatur Frankreichs ein und ist sicherlich eine der bedeutsamsten Arbeiten, welche das besondere Gebiet aufzuweisen hat. Taine verfügt über eine umfassende und gründliche Kenntniß der englischen Literatur, der er aus Ueberzeugung zugethan ist, er ist in das Wesen des englischen Geistes eingedrungen, wie nicht viele Franzosen vor ihm; seinen Stoff beherrscht er in ausgezeichnet schriftstellerischer Weise und er weiß ihn mit philosophischem Geist zu durchdringen. Hin und wieder gelangen die eigenthümlichen philosophischen Anschauungen Taines zu gar zu starker Geltung, der eigentliche Stoff hat mehr als einmal vor ihrer Anwendung zurückzuweichen: es ist dann, als handelte es sich um eine Philosophie der Geschichte der englischen Literatur und nicht um diese selbst. Diese Art des Verfassers macht sich gelegentlich der „contemporains" ganz besonders bemerkbar. Das hindert jedoch nicht, daß Taines dort niedergelegte Ansichten über Dickens Thackeray, Mill und Carlyle sehr treffend und tiefsinnig sind. Die Uebersetzung ist fließend und bemüht sich mit Erfolg, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten Taines erkennen zu lassen. Durch Vermehrung der englischen Proben ist sie auch für den Besitzer des Originals von Werth. Die Uebertragung der englischen Poesien in's Deutsche ist zum Theil sehr gelungen. Die Ausstattung ist anerkennenswerth.

Jakob von Falke, Geschichte des modernen Geschmacks. Zweite durchgesehene Auflage. 8. XVI und 360 S. Leipzig 1880. T. O. Weigel. M. 5. 50.

Das bewährte Buch ist vor vierzehn Jahren aus dem Bedürfniß entstanden, zur Besserung des Geschmacks, der dem Verfasser damals „tief gesunken" erschien, beizutragen. „Da nun meines Erachtens, wie die Dinge heut sind, die Besserung nur durch das volle Bewußtsein über das, was man thut und will, über die Mittel und die Wirkung, durch die Kenntniß der richtigen Kunstprincipien nicht minder wie der ganzen Sachlage möglich ist, so schien es mir nützlich, ja nothwendig, dem Publikum wie dem Künstler die Einsicht zu verschaffen, wie denn dieser beklagenswerthe Zustand des heutigen Geschmacks geschichtlich geworden ist". Falke vermag jetzt seinen Lesern den Trost zu spenden, daß der gleiche Tadel wie damals ungerecht für heut wäre; in dem Hauptzweige des weiten Gebietes, das seinen Gegenstand bildet, habe sich allgemein ein frisches und reges Leben entfaltet. Aber eben weil die Ansichten geläutert sind, das Können vermehrt, das Interesse an dem Gegenstande in jeder Beziehung gewachsen und ausgebreitet, ist das Buch heut um so mehr zeitgemäß. Mit seiner ausgezeichneten Darstellung und der Fülle anregender Gedanken, die es enthält, wird es in seiner neuen, auch äußerlich überaus vornehmen Gestalt noch mehr als bisher zur Läuterung des Kunstgeschmacks beitragen und das Interesse an den darin behandelten Dingen fördern helfen. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

Gustav Kastropp, Kain. Mit einem Titelbilde von Karl Gehrts in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart 1880. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Für den vergleichenden Literarhistoriker, aber auch für jeden Freund gehaltvoller Dichtung bietet die Lectüre dieses in gediegener Ausstattung vor uns liegenden Buches ungemein viel Anziehendes. Während der Letztere den seltenen Reichthum an kühnen Gedanken, packenden Bildern und virtuoser Behandlung der Sprachformen in sich aufzunehmen sucht, wird der Erstere Betrachtungen ganz anderer Art anstellen. In der That, welch ein kaum zu ermessender Abstand giebt sich zwischen der Manier, in welcher die Geßner und Klopstock solche Stoffe

behandelten und wie heute die souveränen Beherrscher der modernen Sprache und der Dichterformen mit denselben zu verfahren wissen. Mag auch der Schmelz unmittelbarer Inspiration durch kein künstliches Bild, durch keine noch so scharfe oder gehaltvolle Redewendung ersetzt werden können, gewiß bleibt, daß die seit einem Jahrhundert in Anschauung, Sprache und Cultur in die Erscheinung getretenen Fortschritte, wie sie sich in dieser Dichtung reflectiren, einen Sieg deutschen Geistes bedeuten, auf den wir mit gutem Grunde stolz sein dürfen.

L. von Riesenthal. Das Waidwerk. Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere. Mit 69 Holzschnitten und 13 Farbendrucktafeln nach Originalen des Verfassers. Berlin 1881. Wiegandt, Hempel u. Parey.

Der edle Waidmannssport ist heute in Deutschland verbreiteter als jemals zuvor. Während noch vor wenig Jahrzehnten die Ausübung und Pflege der hohen und niedern Jagd gewissen, exclusiven, durch Geburt und Ueberlieferung berechtigten Kreisen zustand, ist sie in Folge zahlreicher Besitzänderungen und des Emporkommens des bürgerlichen Elementes in Stadt und Land gewissermaßen ein Gemeingut der Nation geworden. Hieraus ergiebt sich die Folge, daß ein Buch über Jagd und Jagdausübung sich nicht mehr an streng fachmännische Leser wenden darf, wenn es auf Verständniß und Verbreitung rechnet, sondern daß es sich in gutem Sinne zu modernisiren weiß. Bei näherer Prüfung des vorliegenden, in äußerst geschmackvoller Ausstattung prangenden Werkes fällt nun zunächst auf, daß es fast ganz auf die zweifelhafte Ehre verzichtet, in den ausgetretenen Geleisen seiner Vorgänger zu wandeln. Es schwelgt nicht in historischen Reminiscenzen und unverständlichen Definitionen, sondern geht mit strenger Ausscheidung alles Ueberflüssigen direct auf sein Ziel los: dem Jäger und Jagdliebhaber eine auf Kenntniß der Physiologie und Lebensweise der Jagdthiere gegründete sachliche, gemeinverständliche Anweisung zu geben. Was aber weiter jeden aufmerksamen Leser anspricht, ist die schlichte, anspruchslose Art, mit welcher die eigenen Erfahrungen des Autors in den Text verwoben worden sind. Neben diesen Vorzügen sind dem Buche auch einige Schwächen eigen, die sich aber künftig leicht beseitigen lassen werden: eine nicht ganz fehlerfreie Correctur, sowie einige Verstöße gegen den guten Geschmack. (Der Ausdruck „trapsen“ u. a. m. dürften später wohl vermieden werden.) Weiter haben wir bei den Angaben über die Verbreitung der Wildarten einige statistische Lücken entdeckt, die jedoch nicht derart sind, daß sie dem praktischen Gebrauche des im Ganzen überaus anregend gehaltenen Werkes irgendwie Eintrag zu thun vermöchten.

Friedrich und Paul Goldschmidt. Das Leben des Staatsraths Kunth. 8. XII und 340 S. Mit dem Portrait Kunths. Berlin 1880, Springer.

Gottlieb Johann Christian Kunth wird als der Erzieher der Brüder Humboldt, als Freund und Genosse Steins, als Mitbegründer der Gewerbe- und Handelsfreiheit in Preußen, als einer der eifrigsten Förderer des gewerblichen Bildungswesens in geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Werken, in Streitschriften und Zeitungsartikeln oft erwähnt, aber in sehr verschiedenartiger Weise. Die Verfasser haben deshalb geglaubt, ihrerseits einen kleinen Beitrag zur Geschichte der inneren Entwicklung Preußens geben zu können, wenn sie das in ihrem Besitz befindliche handschriftliche Material zu dem Versuche benutzten, ein Bild des schlichten Mannes und seiner Thätigkeit in einfachen Umrissen zu zeichnen. Der Stellung und Wirksamkeit Kunths entsprechend, haben sie geglaubt, ihre Arbeit in bescheidenem Umfange halten zu sollen, und haben sich deshalb auch in Betreff der Briefe und Aufsätze, die sie im Anhange abdrucken, auf eine kleine Auswahl beschränkt. Der wesentlichste Theil des im Besitze der Herausgeber befindlichen Materials ist außer einigen Briefschaften die handschriftliche Selbstbiographie Kunths, die nicht für die Veröffentlichung, sondern für Kinder und Enkel geschrieben ist, und zwar ein anschauliches Bild der geistigen Entwicklung, der Persönlichkeit, des äußeren Lebensganges und der Familienverhältnisse giebt, die amtliche Wirksamkeit aber nur kurz berührt. Einiges Weitere schöpften die Herausgeber aus den mündlichen Mittheilungen ihrer im vorigen Jahre verstorbenen Mutter, einer Tochter Kunths. Von großem Werthe sind die Briefe Kunths an Wilhelm von Humboldt und Stein, die von der verwittweten Frau Staatsminister von Bülow, einer Tochter Wilhelm von Humboldts, und von der ver-

wittweten Gräfin Kielmannsegge, geborene Gräfin Kielmannsegge, einer Enkelin Steins mitgetheilt werden. Auch das Actenmaterial der Behörden, deren Mitglied Kunth gewesen, hat den Herausgebern reichen und werthvollen Stoff zugeführt. Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, das ein treues, in liebevollen Umrissen gezeichnetes Bild eines trefflichen Menschen und verdienten Staatsdieners gewährt. Man merkt allerorts in dem Buche die von kritischem Geiste geleitete Hand eines bewährten Schülers von Ranke und die Tüchtigkeit eines auf schriftstellerischem und wirthschaftlichem Gebiete vielfach bewährten Mannes.

Hübbe-Schleiden. Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. 8. XV u. 257 S. Hamburg 1880, Friederichsen.

Der Verfasser hat sich durch sein auch in „Nord und Süd" anerkennend erwähntes Buch „Ethiopien" als ein gründlicher Kenner Afrikas und der Colonialverhältnisse bewiesen. Aus der reichen Anschauung heraus, welche der Verfasser durch Reisen und längeren Aufenthalt nach und nach in den überseeischen Ländern gewonnen, erweitert er heut die damals selbstgezogene Grenze, indem er sich mit dem Großen und Ganzen des Colonialwesens beschäftigt, wie es über die Welt ausgebreitet ist. Von dem ersten, „Ueberseeische Politik" überschriebenen Abschnitt beschäftigt sich ein Capitel mit historischen Parellelen. In dem folgenden werden die Wirkungen der überseeischen Politik erörtert unter dem Hauptgesichtspunkte: Steigerung der Qualität und Quantität des Wirthschaftsbetriebes und der Steigerung des Wohlstandes durch extensive Cultivation; die Resultate verschiedener Culturpolitik werden in einem vierten Capitel zum Vergleich Großbritanniens und Preußens nachgewiesen. Der zweite Hauptabschnitt beschäftigt sich mit der Frage: Culturmacht oder Seemacht; von den Einwendungen gegen überseeische Politik, den Hindernissen deutscher Cultivation handeln die anderen. — Auch dieses neue Buch des Verfassers zeichnet sich durch eine Fülle selbständiger Gedanken und durch Energie der Darstellung aus; es bietet eine durchaus anregende Lectüre selbst Demjenigen, dem das darin vertretene Interessengebiet ferner liegt. Das beigegebene statistische Material ist von großem Werth. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

Georg Voigt. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden. 1. Bd. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. XII u. 595 S. Berlin 1880, G. Reimer.

Die erste Auflage dieses ausgezeichneten Werkes erschien im Jahre 1859; das Ganze hatte damals kaum den Umfang der jetzt vorliegenden Hälfte der Neubearbeitung. Für diese galt es dem Verfasser nicht nur die seitdem erwachsene Literatur zu verwerthen, welche inzwischen von deutscher und italienischer Seite reichlichen Zufluß erhalten hatte, sondern auch diejenigen Materien, welche in der ersten Auflage nur skizzirt waren, voller zu ihrem Rechte zu bringen, die humanistische Gedankenwelt nicht nur in den großen Strömungen, auch auf manchem Seitenwege und in reicherem Detail darzulegen. Die Thatsachen und Anschauungen mußten aus den reichlichen und reinen Quellen selbst gewonnen werden. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt und als in sich abgeschlossene geschichtliche Darstellung der behandelten Periode, ist sicherlich eine der bedeutsamsten Erscheinungen des besonderen Gebietes. Es verdient seinen Platz neben den Arbeiten Burckhardts, Rankes und von Gregorovius, soweit diese letzten sich mit dem genannten Zeitraum befassen. Voigts Darstellung ist klar und durchsichtig, nicht selten erhebt sie sich zu künstlerischer Höhe; überall spürt man, daß man sich hier einem Manne der Wissenschaft und Schriftsteller gegenüber befindet, der seinen reichen und vielgestaltigen Stoff ganz und mit Meisterschaft beherrscht. Das Buch gehört in die kurze Reihe der Geschichtswerke, die man auch lesen kann und die aus diesem Grunde viel nachhaltigere und weiterreichende Wirkungen üben als jene anderen, welche sich in trockener Schulsprache ausschließlich an das zünftige Gelehrtenthum wenden. Auf eine geistvolle Einleitung, in der auch das Verhältniß Dantes zum Alterthume Erörterung findet, folgt das erste Buch: „Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft". In dem zweiten Buch werden die Gründer der florentinischen Musenrepublik und die Wanderlehrer behandelt; dann ist daselbst von der Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern die Rede. Giovanni Boccaccio, Luigi de' Marsigli, Calussio Salutato, Giovanni Malpaghini und Poggio stehen hier in der Mitte der Darstellung. Das dritte Buch beschäftigt sich

mit dem ersten mediceischen Zeitalter und der Erörterung des Verhältnisses von Humanismus und den italischen Republiken. Das vierte Buch schildert den Humanismus an den Höfen Italiens, ein Capitel voll Leben und Anregung. — Der Verfasser hofft dem ersten Bande den zweiten bald folgen lassen zu können. Wir machen uns diese Hoffnung zu eigen, indem wir sie zu einem lebhaften Wunsche gestalten. Die altbewährte Verlagsbuchhandlung hat das Buch in einer ihren Traditionen entsprechenden Weise ausgestattet.

Rudolf Baumbach. Frau Holde. Gedicht. Leipzig 1880. A. G. Liebeskind.

Der Autor hat sich bereits durch seine früheren Dichtungen unter den jüngeren Poeten als einen der geistreichsten, humorvollsten und mit reichstem Schönheitssinn ausgestatteten bewiesen. Das neue Buch setzt diese Vorzüge wieder in's beste Licht. „Frau Holde“ ist mit Geschmack ausgestattet, etwas befremdlich ist die dazu verwandte Cursivschrift.

Ferdinand Avenarius. Wandern und Werden. Gedichte. Zürich und Leipzig 1880. Meyer & Zeller.

Avenarius ist ein ausgesprochenes dichterisches Talent. Die Art, wie er Natur und Menschen sieht, wie er die Resultate dieser Betrachtungen dichterisch behandelt, verdienen die gern gespendete Anerkennung der Kritik.

Alfred de Musset. Dichtungen, übersetzt von Otto Baisch. Bremen 1880. J. Kühtmann.

Eine Uebersetzung der Musset'schen Lyrik ist schon deshalb freudig zu begrüßen, weil zur Würdigung des Dichters eine Bekanntschaft seiner lyrischen Werke in erster Linie erforderlich ist. — Die vorliegende Uebersetzung füllt daher in der That eine Lücke aus. Sie ist, — soweit wir sie verglichen haben — ganz meisterlich. Otto Baisch hat anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten spielend bewältigt. Die Verse sind volltönend, ungezwungen, und der Sinn ist getreu gewahrt. Die Literaturfreunde werden Demjenigen Dank wissen, der sich dem schwierigen Geschäft der Verdeutschung mit so trefflichem Gelingen unterzogen hat und unfehlbar dazu beitragen wird, den Lyriker Musset in Deutschland endlich zu Ehren zu bringen.

A. Petöfi. Liebesperlen. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer, herausgegeben von Ludwig Aigner. Budapest. Ludwig Aigner.

Auch hier handelt es sich um Dichtungen, die in Deutschland bekannter zu werden verdienen, als sie es thatsächlich sind. Trotz der unermüdlichen Bestrebungen Aigners und Kertbenys, die sehr originellen Poesien Petöfi's in Deutschland populär zu machen, ist die deutsche Gemeinde, die diesen hochbedeutenden und eigenartigen Dichter kennt und verehrt, noch immer eine kleine. Die Uebersetzungen lesen sich gut und lassen die Vorzüge Petöfis vielfach erkennen. Die schwermüthigen Dichtungen Petöfis haben im Grundton und in der Stimmung Vieles mit denen seines Landsmannes gemein, der ein großer deutscher Dichter geworden ist und sich wohl nicht hat träumen lassen, daß seine bethörten Landsleute einstens die deutsche Dichtung in die Acht erklären würden.

Henrik Ibsen. Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig 1881. Bernhard Schlicke.

Ibsen ist durch einige wirksame Theaterstücke in Deutschland so vortheilhaft bekannt, daß es dem neuen Drama Peer Gynt an Interesse nicht fehlen wird. Wir haben es hier mit einem Buchdrama zu thun, an dessen Aufführung in Deutschland kaum zu denken ist. Schon aus diesem Grunde werden sich Freunde des Dichters die Lectüre nicht entgehen lassen dürfen.

Karl Stieler. Hochlandlieder. Zweite Aufl. Stuttgart 1880. Adolf Bonz & Cie.

Die mundartlichen Dichtungen Stielers haben demselben so zahlreiche Freunde gewonnen, daß die ernst-gemüthvollen „Hochlandlieder“ einer freundlichen Aufnahme gewiß sein dürfen. Der Dichter rechtfertigt damit auf's Neue seinen Ruf und zeigt sich seinen Verehrern in einem neuen, nicht minder glänzenden Lichte.

Rudolf Gottschall. Dramatische Werke. XI und XII. „Auf rother Erde“ und „Der Vermittler“. Leipzig 1880. F. A. Brockhaus.

Die beiden letzten dramatischen Werke Gottschalls haben den Weg auf die großen Bühnen von Berlin, Wien &c. nicht gefunden. Das Lustspiel „Der Vermittler“ ist mit mehr oder weniger Erfolg indessen an ziemlich zahlreichen Bühnen aufgeführt

worden. Nach der Lectüre läßt sich die Erwartung aussprechen, daß dasselbe, namentlich wenn die Hauptrolle in guten Händen ist, bei einem Publicum, das nicht allzu große Ansprüche macht, eine freundliche Aufnahme finden wird. Es ist ein harmloses Stück, das Niemanden kränkt und eine freundliche Stimmung verbreitet. Die Rolle der Naiven, an der der Verfasser ein besonderes Wohlgefallen hat, erscheint etwas gar zu conventionell und wirkt mit ihrer beständigen Wiederholung derselben Redensart etwas ermüdend.

Heinrich Leuthold. Gedichte. Zweite verm. Aufl. Frauenfeld 1880. J. Huber.

Im Juniheft von „Nord und Süd" knüpfte Baechtold an Leutholds Autobiographie einen — sein literarisches Wirken berücksichtigenden — Nachruf, der nicht verfehlt haben wird, das Interesse unserer Leser für das literarische Vermächtniß des unglücklichen und bedeutenden Poeten zu erregen. Die Dichtungen zeugen überall von ausgesprochenem Formentalent und sind im Einzelnen dem Besten an die Seite zu stellen.

A. Fitger. Winternächte. Gedichte. Berlin 1881. Robert Oppenheim.

Der durch sein Trauerspiel „Die Hexe" rasch bekannt gewordene Verfasser, hat sich auch als Lyriker mit Glück eingeführt. Die „Winternächte" bestätigen neuerdings, was über Fitger's Talent seitens der Kritik anerkannt worden ist.

Friedrich Roeber. Lyrische und epische Gedichte. Berlin, Otto Janke.

Die lyrischen Gedichte dieser Sammlung sind gedankenreich und stimmungsvoll und liebenswürdig. Es gehört eine besondere dichterische Begabung dazu, um Stoffen wie: Frühling, Abend, Im Walde u. s. w. noch neue Seiten abzugewinnen. Die epischen Dichtungen sind vielleicht die hervorragendsten.

Friedrich Hornfeck. Schenkenbuch. Rhein- und Weinlieder. 2. verm. Aufl. Frankfurt a./M. Heinrich Keller.

Wein und frohe Lieder stehen in innigem Zusammenhang, und zu allen Zeiten ist der dichterischen Verwerthung dieser Verwandtschaft Genüge geschehen. Zu dem Besten der Zechliteratur gehören Hornfeck's in prächtiger Ausstattung erschienene „Rhein- und Weinlieder"; von denen einige allbekannt geworden sind, ohne ihrem Schöpfer die ihm gebührende Ehre einzubringen. So manches Hornfeck'sche Lied wird citirt und beim Commers gesungen, ohne daß man sich um den Namen des Dichters gekümmert hätte. Von Hornfeck sind die classischen Verse:

„Denn flösse von St. Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein".

Gemüthlicher Humor und joviale Begeisterung für den edlen Rebensaft sprechen sich in allen diesen Liedern aus.

Hermann Dickmann. Die Welt im Becher. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Das kleine Buch verfolgt denselben Zweck, wie die Rhein- und Weinlieder. Der vermischte, zum Theil epigrammatische Abschnitt lehrt, daß Zecher mitunter auch recht liebenswürdig boshaft sein können.

Dr. J. C. Bluntschli. Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Nördlingen 1880. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Der gefeierte Staatsrechtslehrer hat in dieser zweiten völlig umgearbeiteten Auflage Oesterreich-Ungarn eine besondere Abtheilung gewidmet. Das politische Bündniß Deutschlands und Oesterreichs drängt mehr und mehr zu einem staatsrechtlichen. Es gewinnt daher die Ausführung des gelehrten Verfassers eine ganz besondere Bedeutung.

Aug. Reismann. Illustrirte Geschichte der deutschen Musik. Mit authentischen Abbildungen und facsimilirten Beilagen. Leipzig 1880. Fues's Verlag.

Das Werk bietet eine stattliche und umfassende Reihe bildlicher Darstellungen aus den verschiedenen Jahrhunderten dar, welche eine originelle Anschauung jeder Periode der Musikgeschichte geben. Der von dem bekannten Verfasser gegebene Text ist anziehend gehalten.

Robert Geißler. Hinnerk Brodersen. Wismar 1880. Hinstorff'sche Hof-Buchhandlung.

Es weht Seeluft in diesen Gedichten. Die Größe und Erhabenheit des Strandlebens, aber auch ihre Düsterkeit und die Schwermuth ihrer mit Wogendrang und Windsbraut kämpfenden Bewohner sind gleichmäßig zum Ausdruck gekommen. Wer die See und ihre Anwohner liebt, wird in dem Buche Vieles für sich finden.

Fritz Reuter. Dörchläuchting. Olle Kamellen VI. Wismar 1880. Hinstorff'sche Hof-Buchhandlung.

Unter Fritz Reuter's Werken ist Dörchläuchting eines der tollsten, aber zugleich unterhaltendsten. Ist jemals von einem Humoristen etwas Amüsanteres über Gewitterfurcht und Elektricität geschrieben worden? Ist je die patriarchalische Regierungsweise mit größerem Humor geschildert worden? Die Verlagshandlung hätte sich übrigens die Anmerkungen größtentheils sparen können. In Deutschland versteht man den Dichter auch ohne Commentar.

Alphonse Daudet. Der Nabob. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bände. Mit dem Portrait des Autors. Dresden und Leipzig 1881. Heinrich Minden.

Der „Nabob" ist unstreitig einer der besten Romane A. Daudet's, streng realistisch gehalten und doch völlig frei von jenem krassen Naturalismus, wie er die Werke anderer französischer Schriftsteller, so Emile Zola ꝛc., entstellt. Daudet giebt seinem „Nabob" mit Recht den Nebentitel „Pariser Sittenbilder"; seine Figuren sind keine Phantasiegebilde, sondern aus dem Leben gegriffene bekannte Pariser Persönlichkeiten. Das Werk, welches in Frankreich bisher 67 Auflagen erlebte, wird auch in Deutschland eine große Verbreitung haben.

Hieronymus Lorm. Außerhalb der Gesellschaft. Dresden und Leipzig 1881. Heinrich Minden.

Dieser Roman spielt zum Theil in Pest, zum Theil im Innern Ungarns, das vortrefflich geschildert ist; die Hauptfiguren sind ungemein interessant, insbesondere die Heldin, Amanda von Pontré, deren Leben sich so überaus merkwürdig, eben „Außerhalb der Gesellschaft" gestaltet. Etwas zu kühn scheinen uns manchmal die phantastischen Schilderungen, z. B. bei dem Gartenfest des Grafen Toldaheghi.

Claire von Glümer, Dönninghausen. 2 Bände. Dresden und Leipzig 1881, Heinrich Minden.

Die Verfasserin giebt uns einen Familienroman in der guten Bedeutung des Wortes, sie schildert mit lebhaften Farben stimmungsvoll und spannend zugleich das Leben der altadligen Familie „Dönninghausen". Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich.

Andersen, H. C. Sechsundzwanzig auserlesene Märchen für die Kinderstube. Neu übersetzt von Ed. Lobedanz. Mit 50 Text-Ill. von Erdm. Wagner, nebst buntem Titelbilde von H. Vogel, Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

— Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis. In neuer Uebersetzung unter Beigabe von: „Erinnerungen an H. C. Andersen" und „Andersen's letzte Tage" (nach Nikolai Bøgh). Von Edmund Lobedanz. Mit 50 Text-Ill. und 2 Tonbildern nach Zeichnungen von Erdmann Wagner. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Die vorliegenden Ausgaben in der vortrefflichen Uebersetzung von Lobedanz empfehlen sich durch geschmackvollste Ausstattung. Mögen sich die Kinder an dem dargestellten Inhalte ergötzen und die Erwachsenen durch den dahinterliegenden tieferen Sinn zur Selbstprüfung gebracht werden, dann ist der Zweck des berühmten Verfassers, wie auch des verdienstvollen Uebersetzers erreicht!

Wilhelm Jordan, Durch's Ohr. Lustspiel. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1878, W. Jordans Selbstverlag.

Das Lustspiel „Durch's Ohr" ist vor mehr als zwanzig Jahren gedichtet. Es ist in vielen Städten mit Erfolg aufgeführt worden und wird in der vorliegenden, veränderten Form, die der Verfasser bei der Leitung mehrerer Einstudirungen als nothwendig erkannte, voraussichtlich eine weitere günstige Aufnahme finden.

— Nibelungen. Erstes Lied, Siegfriedsage. 10. Auflage. Frankfurt a. M. 1880. W. Jordans Selbstverlag.

Kaum eine Dichtung des bekannten Verfassers hat bei den Deutschen im In- und Auslande eine solche Verbreitung und günstige Beurtheilung gefunden, als die hier in zehnter Auflage vorliegende. Der Dichter verstand es meisterlich, die öden, dämmrigen, sagenumrauschten Sitten der vorgeschichtlichen Zeit unseres Volkes in ganz wunderbarer Weise unserem Verständniß näher zu bringen und gewissermaßen zu durchgeistigen. Seine Siegfriedsage wird voraussichtlich nicht so bald vom deutschen Familientisch verschwinden, weil sie eben so edel in der Form, wie gehaltvoll dem psychologischen Aufbau nach ist.

Wilhelm Jordan, Epische Briefe. Frankfurt a. M. 1876, W. Jordans Selbstverlag.

In packender Art weiß der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser und Hörer auf das Wesen und die hohe Bedeutung der epischen Poesie zu lenken. Er bringt in diesen Briefen zu trefflicher Anschauung, was die Poesie zu leisten habe, ehe sie auf den Namen einer Dichtkunst Anspruch erheben darf. Als oberste Gattung dieser Kunst gilt ihm das Epos, und in von treffenden Vergleichen und Bildern strotzender, wuchtiger Sprache weiß er uns bis zu der heutigen letzten Epoche zu führen.

— Die Erfüllung des Christenthums. Frankfurt a. M. 1879, W. Jordans Selbstverlag.

Wie der Verfasser in seinen Andachten und in anderen Schriften vielfach Zeugniß dafür abgelegt hat, daß er überall die Wahrheit dem Schein überzuordnen versteht, so weiß er in dem vorliegenden Buche die Sätze weiter auszuführen, daß vom Glauben an die Allwissenheit Gottes die Gesammtheit unserer Wissenschaften, vom Glauben an seine Allmacht die Gesammtheit unseres Könnens die annähernde Verwirklichung ist. Hiermit will in ihrer Nothwendigkeit die nach Jordan's Ansicht größte aller geschichtlichen Thatsachen erkannt sein: daß nur die Christenheit die höchste Stufe der menschlichen Cultur zu erreichen vermocht hat.

— Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1880. W. Jordans Selbstverlag.

Dieses Festspiel, dessen Inhalt in Auszügen und Skizzen weithin zur öffentlichen Kunde kam, erregte lebhaftes Interesse. Es wird nicht allein den Theilnehmern an der Eröffnungsfeier, sondern auch Fernerstehenden diese poetische Gabe nachträglich willkommen sein, in welcher der Dichter den Reichthum seiner Empfindung und seiner Weltkenntniß in reiner Darstellung ausströmen läßt.

— Andachten. Frankfurt a. M. 1877. W. Jordans Selbstverlag.

Wenn der Ausspruch, daß die Tendenz das Grab echter Wissenschaft und Dichtung wäre, volle Begründung hätte, dann müßte dieses Buch unrettbar zu den Todten geworfen werden. Denn es ist von Anfang bis zu Ende eine ganz bewußte Tendenz in ihm, die da von Spinoza bis zu Darwin die Verwebung des menschlichen Daseins mit dem Naturganzen predigt. Haben aber unsere größten lyrischen Dichter nicht ganz das analogische Verfahren beobachtet? Ist nicht unser Meister Goethe denselben Weg gewandelt? Und muß nicht jede echte Dichtung eine ganz bestimmte Färbung, eine entschiedene Grundrichtung haben, wenn sie nicht verwischen und charakterlos erscheinen soll? Was hier der Dichter an großen Gedanken, Erinnerungen und Ahnungen in dem klaren Strom gebundener Rede in das deutsche Volk hineinrauschen läßt, wird nicht so leicht untergehen oder vergessen werden.

Adolf Wilbrandt. Meister Amor. Roman in zwei Bänden. Wien 1880. L. Rosner.

Balduin Groller. Junges Blut. Leipzig 1880. Eduard Wartig.

Theodor Fontane. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Berlin 1880. Wilhelm Hertz.

Diese letzte, in einem zierlichen Bändchen erschienene Erzählung hat schon bei ihrem ersten Erscheinen in „Nord und Süd" den vollen Beifall gehabt.

Julius von der Traun. Excursionen eines Oesterreichers 1840—1879; zwei Bände. Leipzig 1881. Duncker und Humblot.

Die Excursionen führen den geistreichen und witzigen österreichischen Reichstagsabgeordneten Alexander Schindler, — denn Julius von der Traun ist bekanntlich nur ein Pseudonym — nach Italien, nach dem Norden Deutschlands, nach Oberösterreich und in die Alpen. Die Reiseeindrücke und Erlebnisse sind außerordentlich lesenswerth und höchst interessant geschildert.

Anna Löhn-Siegel. Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn. Berlin 1880, Louis Gerschel.

Illustrirte Prachtwerke.

Bei dem ungeheuren Mißverhältniß, das zwischen den wahrhaft großartigen Leistungen des deutschen Buchhandels und dem zur Besprechung dieser Leistungen verfügbaren Raum in dieser Zeitschrift besteht, müssen wir zu unsrem Bedauern von einer selbst nur kurzen Besprechung der einzelnen Werke absehen und können mit diesen Zeilen keinen andern Zweck

verfolgen als den, durch Aufführung der Titel dem Publikum das Erscheinen zu notificiren, respective die Aufmerksamkeit auf die neueren schon bekannten Erscheinungen wiederum hinzulenken. Wir führen die illustrirten Prachtwerke hier nach den Verlegern an.

Aus dem Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart: **„Aegypten"**. Beschrieben von Georg Ebers, mit bildlichen Darstellungen unserer ersten Künstler, Ludwig Burger, Wilhelm Gentz, Ferdinand Keller, Ernst Körner, Franz Lenbach, Hans Makart, Leopold Karl Müller, Gustav Richter, Adolf Seel, Alma Tadema, Karl Werner ꝛc. 2. unveränderte Auflage. 2 Bände in reichstem stilvollem Einbande. Eines der bedeutendsten und schönsten Werke, die aus den deutschen Pressen hervorgegangen sind.

Aus dem Verlage von W. Spemann in Stuttgart: **„Germania"**. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens von Johannes Scherr, mit bildlichen Darstellungen von Defregger, W. Dietz, Hoff, Menzel, Fritz und Friedrich August Kaulbach, Ferdinand Keller, Knille, Piloty ꝛc.

Von der „Germania" hat der Verleger eine kleinere, wohlfeilere Ausgabe (im Format der „Gartenlaube") veranstaltet, die es ermöglicht, das prächtige Buch, den Schmuck einer deutschen Hausbibliothek, in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke, mit bildlichen Darstellungen von Anselm Feuerbach, Alma Tadema, Knille, Joseph Hoffmann, Woldemar Friedrich, Bauernfeind, Preller, Alexander Wagner und Anton von Werner.

Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke mit erläuternden Illustrationen nach alten Mustern.

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. Mit literarischen Beiträgen von Georg Ebers, W. H. Riehl, Hermann Allmers, Wilhelm Jensen, Braun-Wiesbaden, künstlerisch ausgeführten Radirungen nach Bildern von Ludwig Knaus, Benjamin Vautier, Bosch ꝛc. Wie man sieht, haben sich in allen diesen Werken Schriftsteller und Künstler ersten Ranges zusammengefunden. Die beiden erstgenannten nehmen unter den zu Festgeschenken bestimmten Prachtwerken eine erste Stelle ein; das letzte ist eine Erneuerung der früher so verbreiteten Jahresalmanache, und man braucht nur einen Blick auf dieses neue Werk zu werfen und es mit dem bescheidenen Vorgänger zu vergleichen, um sich von den Fortschritten, welche Deutschland in Bezug auf Technik in der Reproduction der Kunstwerke und typographische Ausstattung gemacht hat, zu überzeugen.

Aus dem Verlage der Gebrüder Kröner in Stuttgart: **Rheinfahrt.** Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Geschildert von Karl Stieler, Hans Wachenhusen, F. W. Hackländer. Illustrirt von Vautier, Knaus, den beiden Achenbachs, Ferdinand Keller ꝛc.

Unser Vaterland in Wort und Bild, geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands und Oesterreichs. I. Band: Das bayrische Gebirge und Salzkammergut. II. Band: Tyrol und Vorarlberg. III. Band: Steyermark und Kärnthen. Literarische Beiträge von Hermann von Schmidt, Karl Stieler, Ludwig Steub, Rosegger ꝛc. Mit Zeichnungen von Wilhelm Dietz, Defregger, Alois Gabl, Rudolf Püttner, Matthias Schmidt ꝛc. Ein vierter Band: Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee, mit Zeichnungen von Gustav Schönleber ist im Erscheinen begriffen. Auch diese Schilderungen von Land und Leuten nehmen in Bezug auf die Frische und Anschaulichkeit der literarischen Schilderung und auf die Bedeutung des künstlerischen Schmuckes einen hervorragenden Rang ein. Für die Vorzüglichkeit der typographischen Herstellung spricht schon der Name der Verleger deutlich genug, da die Kröner'sche Officin sich innerhalb der letzten Jahre zu einer der angesehensten und leistungsfähigsten Deutschlands emporgearbeitet hat.

Aus dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau: **Ariosts „Rasender Roland"**. Illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Zur Herstellung dieses Prachtwerkes haben sich, wie man sieht, auserlesene Geister zusammengefunden. Die ausgezeichnete Uebersetzung von Kurz ist von Paul Heyse sorgfältig revidirt und namentlich sind alle anstößigen Späße des genialen Italieners aus diesem Werke, das auf dem deutschen Familientische aus-

liegen soll, entfernt worden. Für Doré's eigenartiges Talent bietet kaum eine andere Dichtung einen so dankbaren Vorwurf. Die Zeichnungen sind in der That Meisterwerke.

Aus dem Verlage von J. G. Bach in Leipzig: **Miltons „Verlorenes Paradies“.** Illustrirt von Gustav Doré, Uebersetzung von A. Böttcher. Auch diese Illustrationen bekunden die mächtige Phantasie und großartige Erfindungskraft des genialen Franzosen. Die Vorzüge der Böttcher'schen Uebersetzung sind bekannt.

Aus dem Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart: **Italien.** Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. Geschildert von Karl Stieler, Eduard Paulus und Waldemar Kaden, mit Zeichnungen von Bauernfeind, Calame, Hertel, Heilbuth, Kaulbach, Liphart, Passini, Riefstahl, Schönleber, Starbina, Anton von Werner rc. Das fesselnde und schöne Werk, das in der Anordnung und Ausstellung mit der in demselben Verlage früher erschienenen „Schweizerfahrt“ das Wesentliche gemein hat, ist von einem ungewöhnlichen Erfolge begleitet gewesen: die erste Auflage ist vergriffen.

Aus dem Verlage der Gebrüder Paetel: **Spanien,** geschildert von Theodor Simons, mit zahlreichen Illustrationen von Alexander Wagner. Ebenso interessant und anregend in der Beschreibung wie meisterhaft im künstlerischen Theile.

Aus dem Verlage von Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig: **Indien** in Wort und Bild von Emil Schlagintweit.

Ein Spaziergang um die Welt, von Alexander Freiherrn von Hübner.

Noch im Erscheinen begriffen. Die Schilderungen sind belehrend und unterhaltend. Die geschmackvollen Illustrationen rühren von nichtdeutschen Künstlern her.

Aus dem Verlage von F. Bruckmann in München:

Esaias Tegnér's Frithjof-Sage. Uebersetzt von Dr. Otto von Nordenskjöld. Mit zwölf Compositionen von Knut Ekwall in Lichtdruck und 50 Vignetten in Holzschnitten. In Prachtband ℳ 20.—

Opern-Cyclus im Foyer des Kais. Kgl. Opernhauses in Wien von Moriz von Schwind. Mit Text von D. Eduard Hanslick. In Prachtband ℳ 20.—

Faust von Goethe. Erster Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. In Prachtband ℳ 20.—

In diesen drei Prachtwerken, welche von der bekannten Kunstverlagsfirma F. Bruckmann mit einer glanzvollen Ausstattung auf den Büchermarkt gebracht werden, ist eine solche Fülle des Anregenden Schönen und Großartigen in Wort und Bild angehäuft, daß wir uns darauf beschränken können, dieselben allen Literatur- und Kunstfreunden zur Anschaffung zu empfehlen.

Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des XVIII. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Heinr. Keller.

Erscheint in Lieferungen mit je sechs Kunstblättern in Stahl und Kupferstich mit Anwendung des Farbendruckes. Die sämmtlichen Darstellungen sind nach Kunstwerken aus der Zeit selbst angefertigt. Die Blätter sind chronologisch geordnet mit knappen, aber vollständigen textlichen Erläuterungen. Die Ausstattung genügt den höchsten Ansprüchen. Unter den wissenschaftlichen Costümwerken überhaupt eines der allerbesten, für Bibliotheken, Archäologen, Sammler rc. ein unentbehrlicher Rathgeber.

Blätter für Costümkunde. Historische und Volkstrachten. Neue Folge. Begründet von C. E. Döpler dem Aelteren, jetziger Herausgeber Professor A. von Heyden im Verein mit den berühmtesten deutschen Künstlern. Berlin, Franz Lipperheide.

Moderne Figuren mit echten Costümen. Besondere Aufmerksamkeit ist den Volkstrachten zugewandt. Stahlstich und Holzschnitt mit Farbendruck. Bei sehr wohlfeilem Preise, 4.40 Rm. die Lieferung mit zwölf Kunstblättern und mehreren Bogen Text. Ausgezeichnete Ausstattung.

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum XIX. Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Costümzeichner an den kgl. Hoftheatern in Berlin, und Dr. Karl Rohrbach in Gotha. Verlag von J. G. Bach in Leipzig.

Die beiden sehr praktischen, gefälligen und zuverlässigen Werke, Holzschnitt mit

Farbendruck, sind besonders allen Bühnenangehörigen zu empfehlen.

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Kunsthistorische Bilderbogen. Erster Supplementband. Die Bilderbogen sind für den Gebrauch bei Vorlesungen, für den Unterricht in der Geschichte und Aesthetik an höheren Lehranstalten zusammengestellt. Der jetzt erschienene Supplementband enthält bildliche Darstellungen aus der Kunst des XIX. Jahrhunderts, aus der Malerei, Plastik, Architektur, dem Kunstgewerbe rc. Leipzig, A. Seemann.

Eine sehr praktische anschauliche Kunstgeschichte ohne Worte.

Haus-Chronik in Blumen- und Dichterschmuck. Eine sehr hübsch zusammengestellte Anthologie mit zahlreichen Kunstblättern, Blumendarstellungen im Stile von Hermine Stilke und Alwine Schrötter, componirt von Marie Höpffner. Zwischen den einzelnen Gedichten und künstlerischen Darstellungen sind Blätter für schriftliche Aufzeichnungen freigelassen. München, Gebrüder Obpacher.

Das in imitirtem Schweinsleder gebundene Buch ist sehr elegant ausgestattet und empfehlenswerth.

In demselben Verlage ist eine ganze Reihe geschmackvoll gezeichneter und sauber ausgeführter kleiner Kunstblätter erschienen, Sprüche aus der Bibel und andere Weisheitssprüche, zu Geschenken bei Confirmationen und sonstigen Familienfesten, allerlei Glückwünsche, Tischkarten, Kalender Lesezeichen, Blumenrahmen zum Einkleben von Portrais u. dergl. Alle diese kleinen Kunstblätter sind zierlich, sauber und geschmackvoll und mit großer technischer Fertigkeit reproducirt.

Die Hildebrandt'schen Aquarellen (Berlin, Georg Stilke) haben in der künstlerischen Reproduction für Deutschland eine neue Aera begründet. Alle Kunstverständigen sind darüber einig, daß die Facsimilirung des Originals in vollendeterer Weise niemals hergestellt ist als durch den Farbendruck von Steinbock und Loeillot, die jede Spur der mechanischen Vervielfältigung beseitigt und künstlerische Wiedergaben gefertigt haben, welche jeden Pinselstrich des genialen Aquarellisten aufweisen. Zu den 34 Blättern, welche unter dem Gesammttitel „Reise um die Erde" erschienen sind, und den 14 Blättern nach Aquarellen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers unter dem Titel „Aus Europa" sind jetzt fünf neue hinzugekommen, deren Originale sich zum Theil wiederum im Besitz Sr. Majestät des Kaisers, zum andern Theil im Besitz des Herzogs von Ratibor befinden. Sie gehören zu den schönsten. Wir können hier nur die Sujets angeben: 1. Markt in Kairo, 2. Pyramiden von Gizeh mit der Sphinx, 3. Genua, 4. Villa d'Este in Tivoli, 5. Söröen mit der Mitternachtssonne. Diese sehr hervorragenden fünf Kunstblätter befinden sich in einer eigenartig wirkenden, sehr geschmackvollen Mappe nach japanischem Muster in Aquarell ausgeführt von Eduard Hübner.

Handzeichnungen deutscher Meister. Eine Sammlung von Bildern aus der Schweiz und Italien in unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Scholter und Bückmann. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag.

Das Werk zählt 14 Lieferungen, deren jede zwei Kunstblätter in Groß-Folio enthält. Die Zeichnungen sind von Bauernfeind, Diesen, Eckenbrecher, Hertel, Paul Meyerheim, Rudolph Schick, Schönleber, Vautier, Anton von Werner und Zügel. Die schönen Zeichnungen dieser modernen Meister sind mit großer technischer Vollkommenheit reproducirt.

Meisterwerke der Holzschneidekunst. Reproductionen moderner Gemälde und Zeichnungen, die ein erfreuliches Zeugniß dafür abgeben, welche Höhe die Holzschneidekunst in Deutschland in neuester Zeit erreicht hat. Im Jahre erscheinen 12 Lieferungen. Leipzig, J. J. Weber.

Die goldene Bibel. Eine Sammlung der Bibel-Illustrationen der größten Meister der Kunstepoche, herausgegeben von Alfred von Wurzbach. Stuttgart, Paul Neff.

Das alte Testament ist durch 50 Photographien nach den berühmtesten Kupferstichen vertreten. Der Herausgeber hat aus den unzähligen Bibelbildern eine Auswahl getroffen, die seinem Kunstgeschmack, seiner Feinsinnigkeit und seiner Kenntniß zu größter Ehre gereicht. Die Wiedergabe der Kupferstiche durch den

Photographiedruck ist in ihrer Treue erstaunlich. Das alte Testament ist abgeschlossen, von dem neuen Testament die erste Lieferung erschienen. Ein Kunstwerk für jedes Haus.

Aus dem Verlage von Fr. Thiel in Leipzig **„Der neue Tanhäuser"** 11. Auflage **„Tanhäuser in Rom"** 4. Aufl. Die noch immer anonym erscheinenden Grisebachschen Dichtungen sind allbekannt. Die Ausstattung dieser neuen Auflagen ist prachtvoll.

Aus dem Verlage von Friedrich Bassermann in München: **„Stippstörchen** für Aeuglein und Oehrchen" von Wilhelm Busch. Eine Sammlung von sieben kleinen Geschichten, die in dem Schaffen dieses genialen humoristischen Dichters und Zeichners eine neue Aera eröffnen. Dies gilt namentlich von den allerliebsten Geschichten: „Das brave Lenchen", „Die beiden Schwestern" und „Hänschen Däumling". Busch hat sich hier von der übermüthigen Caricatur, mit der er in seinen früheren Schriften die tollsten Wirkungen erzielte, gänzlich abgewandt und, wenn man so sagen darf, eine ideale Richtung eingeschlagen. Einige der Zeichnungen sind von ungewöhnlicher Anmuth. Natürlich erkennt man in vielen andern auch noch den ausgelassenen Caricaturenzeichner von ehedem. Das Werk ist den besten Schöpfungen von Wilhelm Busch an die Seite zu stellen. In Bezug auf die Herstellung hat der Verleger den Versuch gemacht, die englische Technik, Farbendruck auf der Buchdruckerpresse, unter Zuhilfenahme der Zinkographie, wie es bei den englischen Kinderbüchern der Fall ist, in Anwendung zu bringen. Als erster Versuch kann dieser im Ganzen als gelungen bezeichnet werden; kein Zweifel, daß da noch eine größere Vollkommenheit mit der Zeit erreicht werden wird.

Von den **Bilderpossen**, die früher einmal in einer größeren Ausgabe erschienen sind, ist jetzt die zweite Auflage in demselben Verlage erschienen. Diese derben Spässe sind natürlich ganz in der „ersten Manier" des humoristischen Meisters gehalten.

Wir haben noch hier anzufügen zwei Kunstwerke, die sich durch originellen Text und reizvolle, zum Theil bedeutende Zeichnungen hervorthun. **„Künstlerlaunen"** heißt das eine mit Gedichten von Karl Stieler, Marie von Olfers rc. und durch Zinkographie reproducirten Zeichnungen auserlesener, zum großen Theil Münchener Künstler. Wir machen auf dieses sehr interessante Werk besonders aufmerksam. Es ist vielleicht nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts populär, aber es geht ein echt künstlerischer Zug durch dieses Buch, das sich an einen gewählten Kreis, an den Kunstsinn und den Kunstverstand wendet. Es hat den Vorzug, sehr billig zu sein: die dreißig Blätter kosten zusammen nur sechs Mark.

Dieselben guten Eigenschaften darf man dem liebenswürdigen und eigenartigen Werke **„Allotria"** nachrühmen, von dem jetzt die zweite billigere Auflage erschienen ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verzeichniß

der Beiträge in

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Band I–XIV.

Breslau.
S. Schottlaender.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Ausland

Google

Gediegenes Fest-Geschenk.

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

14 Bände Lex. 8⁰. à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen in Kupferstich.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Allitteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Veziers. Vorspiel einer Albingensertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scavola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Römer.

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.
Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).
— In und nach der Verbannung (1851—1877).
Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.
Russische Censur.
Josef Rank in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiben und Kunsttreiben.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Woltmann in Prag.
Das Preußenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.

J. Baron in Berlin.
Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft.
Bauernfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Biedermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung.
H. Breitinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Rudolph Genée in Dresden.
Der hundertj. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
H. Haeser in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Beppo der Sterngeher. Novelle.
Ippolito Nievo.
Richard Liebreich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Rudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Ryn.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.
W. Rüstow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.
H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Lootsencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'.
Bruno Bucher in Wien.
Zur Popularisirung der Kunst.
Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Theben.
F. Frensdorff in Göttingen.
Die Entstehung der Hanse.
Ferdinand Freiligrath.
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Bohemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Straßburg.
Centralasien und China.
E. Klebs in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleist.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Rudolph Lindau in Paris.
Tödtliche Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
Fr. Pecht in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Uhl in Wien.
Herzensdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
B. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
A. de Bary in Straßburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
E. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delitzsch in Leipzig.
Der Talmud und die Farben.
J. Henle in Göttingen.
Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Ein Frühlingsnachmittag.
Julius Klaiber in Stuttgart.
Wilhelm Hauff.
Heinrich Kruse in Berlin.
Der Dänholm. Idylle.
Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.
Eduard Devrient.
H. Nissen in Göttingen.
Kleopatra.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung.
Eduard Osenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Bergseen.
Leopold v. Ranke in Berlin. Mit Porträt
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.
Carl Thomas in Prag.
Die Großmutter. Novelle.
H. Wiener in Leipzig.
Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung.
Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.
L. Anzengruber in Wien.
Das Sündkind.
Karl Bartsch in Heidelberg. Mit Porträt.
Joseph Victor von Scheffel.
G. Baur in Leipzig.
Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
Karl Biedermann in Leipzig.
Lessing in England.
P. W. Forchhammer in Kiel.
Das goldene Vließ und die Argonauten.
Karl Gutzkow in Sachsenhausen. Mit Porträt.
Bogumil Dawison.
Paul Heyse in München.
Reisebriefe.
An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.
Rudolph Lindau in Paris.
Ein verkehrtes Leben. Novelle.
Emil Naumann in Dresden.
Clavierspiel ohne Ende.
Friedrich Ratzel in München.
Die Beurtheilung der Völker.
J. Rosenthal in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.
Franz Rühl in Königsberg.
Theodor von Schön.
R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen.
Carl Thiersch in Leipzig.
Medicinische Glossen zum Hamlet.
H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels.
C. Voit in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.
Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.
Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle.
Karl Emil Franzos in Wien.
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.
Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz.
Siegfried Kapper in Pisa.
Klöster und Klosterleben in der Herzegovina.
Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen.
Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.
Hugo Magnus in Breslau.
Die Farbenblindheit.
F. Max Müller in Oxford.
Ueber Fetischismus. I. II.
Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.
Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. I. II.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew.
K. Th. Richter in Prag.
Die Braut. Novelle.
Justus Scheibert in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik.
Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.
Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.
Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerfrische am Baltischen Strande.
J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.
Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt.
Musik und Musiker in Paris.
Paul Heyse in München.
Aus der italienischen Reisemappe.
Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt.
Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

E. Hübner in Berlin.
Laokoon.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.
Im Mai. Eine Symphonie.
Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.
Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Krauß in Zürich.
Shakespeare und seine Sonette.
Paul Lindau in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis".
Rudolph Lindau in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
Fr. Merkel in Rostock.
Der Kuß. Eine anthropologische Studie.
Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
W. Preyer in Jena.
Die Concurrenz in der Natur.
Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

C. Abel in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
Asiaticus.
Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
Emile Augier in Paris.
Fragment.
G. Baur in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik der Hohenzollern.
Karl Beck in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
W. Busch in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
M. Carriere in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh. Huber.
Ernst Dohm in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augier's (Uebersetzung).
H. Ehrlich in Berlin.
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton Rubinstein.
Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.
Ludwig Geiger in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
Klaus Groth in Kiel.
Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Eine Novelle in Versen.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie.
Paul Lindau in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emil' Augier.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb.
W. H. Riehl in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
Isidor Soyka in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.
B. H. Strousberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
Karl Vogt in Genf.
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas. Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Sein Spielzeug.
Karl Bartsch in Heidelberg.
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
J. Baron in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
August Demmin in Wiesbaden.
Sammler, Sammeln, Sammlungen.
A. Dove in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav Freytag.
O. Ernst in Constantinopel.
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
Carl Gerhard in Bonn.
Das Träumen.
Fr. Hemmann in Herrliberg.
Charles Sealsfield.
Ferdinand Hiller in Köln.
Adolphe Nourrit.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. (Schluß.)
J. J. Honegger in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von Alexander Dumas.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie (Schluß.)
Hermann von Ihering in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.
Lothar Meyer in Tübingen.
Ueber akademische Lernfreiheit.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Reinhold Begas.
Ferdinand von Saar in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
Otto von Schorn in Nürnberg.
Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.
Friedrich von Weech in Karlsruhe.
Göthes Lilli.
Hermann Welcker in Halle.
Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim.
Bibliographie.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Halm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

François Coppée.
Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.

J. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

N. Gane.
Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Mite Kremnitz-Bardeleben.

F. Heinrich Geffcken in Straßburg i. E.
Das Problem des Völkerrechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübner in Dresden.
Tintoretto.

Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.
Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Woburn Abbey.
Die Trinkkrankheit in England.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetker in Kassel.
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilh. Theile in Weimar.
Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.
Tod und Trost. Ein Cyclus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Halm und W. Krauskopf.

F. Eyssenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebler.
Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 52 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Faira. Ein erzählendes Gedicht.

R. Koffmann in Heidelberg.
Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.
Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Isolde Kurz in Florenz.
Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.
Ueber philosophische Bildung (Schluß [siehe November 1879]).

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Elise.

Menenius der Jüngere.
Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.
Ein römisches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Ratzel in München.
Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.
Ein Brautkranz in Sonetten.

Sigmund Schlesinger in Wien.
Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.
Der Laden des Raz.

Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.
Fürst Kaunitz.

* ✝ *
Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Halm.

J. Herm. Baas in München.
William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jakob Bachtold in Zürich.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing I. II.
I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.
II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.
Ueber altgriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Ostens. Novelle.

Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamenischen Funde.

Alfred Meißner in Bregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.

Ludwig Pfau in Paris.
Emile Zola.

Franz Rühl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schlosser.

Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.

Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Zola in Paris.
Balzac (in französischer Sprache)
(in deutscher Sprache, übersetzt von P. L.)
Mit dem Porträt Emile Zolas.

Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.

Paul Heyse in München.
Die Eselin.

Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle.

Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.

Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust" als Bühnenwerk.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.

Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte.

Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle.

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind.

Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer. Mit dem Porträt Kuno Fischers.

Bibliographie.

Bestell-Zettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von **Paul Lindau**
(Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.)

Exemplar Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.

elegant in Carton-Umschlag broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band, in englische Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Pressung zum Preise von M. 8.— pro Band.

Wohnung: Name:

....

(Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.)

Im Nothfalle ist auch die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender in Breslau bereit, die gewünschten Bände gegen Einsendung des entfallenden Betrages direct zu liefern.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adolay, Eduard. Krone und Kerker. Historischer Roman in fünf Büchern. Berlin 1880. Kogge & Fritze.

Allan, George. Fluch der Liebe! Novellen. Leipzig 1881. Wilhelm Friedrich.

Almanach in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen jeden Tag ein Blatt zum Abreissen für 1881. Neunzehnter Jahrgang. Dresden 1881. Conrad Weiske.

Amyntor, Gerhard von. Im Hörselberge. Novelle. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Andreae, Percy. Geist und Purpur. Tragödie in fünf Acten. Hannover 1880. Friedrich Busse.

Altenburger, G. u. B. Rumhold. Wappenbuch des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer. Budapest 1880. Gustav Grimm.

Baltzer, Friedrich. Trutznachtigall. Lieder aus der Heimat. Chemnitz. Robert Friese's Buchhandlung (Bruno Troitzsch).

Ben Sirah Militans, Abgebrochene Sätze für ABC-Kinder. Im Orient gesammelt von P. P. G. Stuttgart 1880. J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Bernhard, Jean. Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben. Leipzig 1880. Eduard Wartigs Verlag.

Bernardini, Francesco. Novellen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig 1880. Wilhelm Friedrich.

Besse, Dr. P. Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des Römisch-Deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Lfg. 1—5. Leipzig 1880. J. H. Webel.

Biblioteca, moderna italiana. Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von Dr. H. Vockeradt. Bdch. IV—VII. Leipzig 1880. Veit & Cie.

Bimbächer. Der Spenglermeister Bimbächer. Posse aus dem Giessener Volksleben in fünf Bildern. 2. verm. Aufl. Giessen, Emil Roth.

Bischof. Katechismus der Finanzwissenschaft. Leipzig 1881. J. J. Weber.

Bluntschli, Dr. J. C. Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit. Nördlingen 1880. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Bosboom-Toussaint, Frau Major Franz. Roman. Deutsch von Stephan Born. Leipzig. Schulze & Cie.

Braun - Wiesbaden, Karl. Culturgeschichtliche Novellen. 1. Der Archimandrit. 2. Generalbeichte eines westfälischen Edelmannes. 2. Aufl. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Brinckmann, John. Die Tochter Shakespeares. Eine Dichtung. Rostock 1881. Wilh. Werther's Verlag.

Bruck, Julius. Bunte Blüthen. Scherz und Ernst in Versen. 2. Aufl. New-York 1880. S. Zickel.

Byr, Robert. Der Weg zum Herzen. Erzählung. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Caro, Carl. Die Tochter Theoderichs. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1880. L. Rosner. — In der Sommernacht. Novelle in Versen. Wien 1880. L. Rosner.

Centralblatt, Botanisches. Referirendes Organ für das Gesammtgebiet der Botanik des In- und Auslandes. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten von Dr. Oskar Uhlworm. I. Quartal 1880. Nr. 1—3. Cassel. Theodor Fischer.

Champfleury. Histoire de la caricature sous la réforme et la ligne Louis XIII à Louis XVI. Paris. E. Dentu.

Collection of British Authors, Tauchnitz Edition. Vol. 1863, 1864, 1931—33. A history of our own times by Justin M. Carthy. In five volumes. Vol. 1—5.

Conrad, M. G. Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. 1. Heft. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Diepolder, Joh. Nep., Dr., königl. bayer. Gymnasial-Professor. Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohamedanern und Christen. Mit 200 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

D'Heylli, Georges. La Comédie française à Londres. Paris 1880. Paul Ollendorf.

Dulk, Dr. Albert. Stimme der Menschheit. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. II. Theil. Positive Glaubenslehre. Leipzig 1880. J. G. Findel.

Eberhard, Paul. Der Brautschatz. Lustspiel in drei Acten. Leipzig 1880. Bühnenmanuscript.

Faulmann, Karl. Illustrirte Cultur-Geschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 2—5. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Fastenrath, Dr. Johann. Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des D. Ventura Ruiz Aguilera. Leipzig 1880. W. Friedrich.

Fellner, F. von. Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Eine culturhistorische Betrachtung. Leipzig 1880. Osw. Mutze.

Friedmann, Alfred. Ersetzter Verlust. Novelle. 8. IV u. 62 S. Hamburg 1881. J. F. Richter.

Friedrich, Friedrich. Die Liebe. Lustige Bilder. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Gachard, M. Histoire de la Belgique au commencement du XVIII^e^ siècle. Bruxelles 1880. Librairie Européenne, C. Muquardt.

Ganghofer, Ludwig und Hans Neuert. Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. Augsburg 1880. B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.

Georgens, J. D., Dr. und Gayette Georgens, J. M., v. Illustrirtes Allgemeines Familien-Spielbuch. Vorführung aller bekannteren Spiele für alle Kreise zur körperlichen Erholung und geistig-gemüthlichen Erheiterung und Anregung im Freien wie im Zimmer. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, einem Frontispice und einem aquarellirten Titelbilde, acht grossen Einführungsbildern, Tabellen, musikalischen und verschiedenen anderen Beigaben. 1. Heft. Vollendet in 16—17 Heften (zu je 5—6 Bogen) à 50 Pf. oder einem Bande geheftet zu etwa ℳ 8. 50, elegant gebunden zu etwa ℳ 10. — Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Digitized by Google

Geschichtslexicon. Supplement zu Meyers Conversationslexicon. 1. Heft. Berlin 1881. Aug. Bolms Verlag.

Gnevkow, A. Aus dem Geleise. Roman. Berlin. Albert Goldschmidt.

Glogau, B. Novellen. Berlin 1880. Wilhelm Hertz.

Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. 12. u. 13. Tannhäuser, ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Portraitradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. 2 Bde. Berlin 1880. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Groth, Klaus. Drei plattdeutsche Erzählungen aus Schleswig-Holstein. Berlin 1881. Freund & Jeckel.

Hahn, R. Edmund. Schöne Frauen. Roman. 2 Bde. Dresden 1881. E. Piersons Buchh.

Hartmann, August. Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig 1880. Breitkopf & Härtel.

Hiller, Ferdinand. Wie hören wir Musik? Leipzig 1881. Wolfgang Gerhard.

Hübner, Alexander Freiherr von. Ein Spaziergang um die Welt. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 1 u. 2. Leipzig 1880. Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. 25—30. Lieferung. Leipzig. Otto Spamer.

Illustrirtes Donau-Album. Malerische Reise von Regensburg bis Sulina. Mit 25 grossen Illustrationen, zahlreichen Abbildungen und erklärendem Text in 4 Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch, Ungarisch. Prachtwerk. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Illustrirte Welt. Deutsches Familienbuch. 29. Jahrgang. V. Heft. Stuttgart. Ed. Hallberger.

Irmin von Veihel-Müller. Die Nibelunge. Dramen-Cyclus. I. Brünhilt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Pfungstadt 1880. L. Götz.

Jahrhundert, Unser, von Otto von Leixner. Lfg. 7 u. 8. Stuttgart. J. Engelhorn.

Jensen, Wilhelm. Ueber die Vivisection, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. Stuttgart 1881. Levy & Müller.

Josefowitz, H. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen. Berlin 1880. Stuhrsche Buchhandlung.

Kalbeck, Max. Zur Dämmerzeit. Gedichte. Leipzig 1881. Breitkopf & Härtel.

Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausgabe in 4 Bänden. 3. u. 4. Band. Stuttgart 1880. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Kirchbach, Wolfgang. Salvator Rosa. Roman. 2 Bde. Leipzig 1880. Breitkopf & Härtel.

Kürschner, Joseph. Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. 2. Jahrgang. Leipzig 1880. L. E. Foltz.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes mit Einleitungen von v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Frh. v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. Heft I—V, enthaltend: 1. Heft Friedrich der Grosse; „Die Generalprincipia vom Kriege" u. A., erläutert und mit Anmerkungen versehen von Taysen, mit 20 Plänen im Text. 2. Stereotyp-Aufl. 2. 3. 4. u. 5. Heft. Carl von Clausewitz: Die Lehre vom Kriege, erl. u. m. Anm. vers. von v. Scherff. 2. Stereotyp-Aufl. Berlin 1880. F. Schneider & Cie.

Kleinpaul, Dr. Ernst. Poetik für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. verm. umgearbeitete Aufl. III. Leipzig 1880. W. Langewiesche.

Kohler, Dr. J. Das Autorrecht. Eine civilistische Abhandlung. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Eigenthum, vom Miteigenthum, vom Rechtsgeschäft und vom Individualrecht. Jena 1880. Gustav Fischer.

Köhler, Carl. Woahina oder Gewogen und zu leicht befunden. Eine Südsee-Geschichte. Berlin 1880. Friedrich Luckhardt.

Kölner Dom, Der. Eine Gedenkschrift zur Feier der Vollendung desselben am 15. October 1880. Düsseldorf 1880. Schaub'sche Buchhandlung.

Krascewski, J. J. Ausgewählte Werke. Bd. 1—3. Die Gräfin Kosel, historischer Roman. 2 Bde. Ulana, Dorfgeschichte, aus dem Polnischen übertragen von E. V. Szrajber. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben.

Krylófs sämmtliche Fabeln. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von Ferdinand Löwe. Leipzig 1874. F. A. Brockhaus.

Lasker, Eduard, Wege und Ziele der Culturentwicklung. Essays. Leipzig 1881. F. A. Brockhaus.

Leander, Richard. Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 12. Aufl. Leipzig 1880. Breitkopf und Härtel.

Lecky, William Eduard Hartpole. Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig und Heidelberg 1880. C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Le Roman des familles, Revue Bi-Mensuelle, publiée sous la direction de M. G. van Muyden. Nr. I. 1880—1881. Berlin. Leo Liepmannssohn.

Leitner, K. G. Ritter von. Novellen und Gedichte. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Leitner, Ritter K. G. v. Novellen und Gedichte. Wien 1880. A. Hartleben.

Lichtstrahlen aus Fr. v. Hellwald's Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg 1881. Lampart & Comp.

Literaturgeschichte, Illustrirte, von Otto von Leixner. Lfg. 22—28. Leipzig. Otto Spamer.

Loménie, Louis de. Les Mirabeaux. Nouvelles études sur la société française au XVIIIe siècle. I et II. Paris. E. Dentu.

Lotheissen, Ferdinand. Molière, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M. 1880. Literarische Anstalt. Rütten & Loening.

Michael, C. Die Begebenheiten im „Rothen Igel" oder: Die Wirthshauspost. Geschichten aus dem wirklichen Leben zu Nutz und Frommen für Jedermann, mit Kopfleisten, Initialen und einem Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Mohren, Bruno. Gedichte. Zürich 1880. Verlages Magazin (J. Schabelitz).

Moleschott, Jac. Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkt der Lehre vom Leben. Giessen 1879. Emil Roth.

Molière. Ausgewählte Lustspiele. In fünffüssigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von Adolf Laun. Mit Molières Portrait nach dem Original von Mignard. Leipzig 1881. W. Friedrich.

Moser's Notiz-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1881. Berlin 1880. Berliner Lith. Institut.

Musikgeschichte, Illustrirte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Heft 5. Stuttgart 1880. W. Spemann.

Nordau, Max. Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien. 2 Bde. Leipzig 1880. Bernhard Schlicke.

Oppel, Karl, Dr. Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und culturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüthe sowie des Verfalles des alten Aegyptens. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete, sowie 4 Buntbildern. Nach Zeichnungen von C. F. Kümsch und Anderen. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Pasqué, Ernst. Frau Musica. Vier Erzählungen: Karl Maria von Weber. — Adolf Adam. — Johann Joachim Quantz. — Monsigny. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Passow, A. Die schwarzen Napoleone in Südafrika. Schilderungen des Lebens und der Sitten der Bantu-Völker, unter besonderer Berücksichtigung des Krieges der Engländer mit den Zulu. Mit Kopfleisten, Initialen und fünf Tonbildern. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Paulitschke, Dr. Philipp. Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien 1880. Brockhausen und Bräuer.

Pfister, Hermann von. Chattische Stammes-Kunde. Volksthümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes, sowie der sechs chattischen Gaue. Kassel 1880. E. Hühn.

Polko, Elise. Unsere Musikklassiker. Sechs biographische Lebensbilder. Mit sechs Portraits. Leipzig. Heinrich Schmidt und Karl Günther.

Postwesen, Das — und seine Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Drei Vorträge von Franz Ilwolf. Graz 1880. Leuschner und Lubensky.

Proelss, Johannes. Ein neuer Sängerkrieg auf der Wartburg. Festspiel an dem vom Burgherrn der Wartburg den zu Weimar tagenden deutschen Schriftstellern am 27. September 1880 gegebenen Feste etc. Leipzig 1880. C. Reissner.

Reden, Die, des Abgeordneten von **Bismarck-Schönhausen** in den Parlamenten 1847—1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin 1881. Carl Heymann.

Rehmke, Johannes. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie. Berlin 1880. G. Reimer.

Reichardt-Stromberg, Mathilde. Die Staatsbürgerin. Leipzig 1880. Otto Wigand.

Reubke-Bellhac, Marie. Um Rache. Dramatisches Gedicht in einem Acte. Darmstadt 1880. Bühnenmanuscript.

Richter, Paul Emil. Verzeichniss der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Nach Titeln, Herausgebern und Materien geordnet und mit Unterstützung der Generaldirection der Königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Dresden 1880. Hermann Burdach.

Roger, G. Le carnet d'un ténor. Troisième édition. Paris 1880. Paul Ollendorf.

Rohdanowitz S. von. J. J. von Kraszenski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine biographisch-kritische Skizze. Dresden. Commissions-Verlag von Heinrich Morchel.

Roland, A. Der blaue Schleier. Novelle. Gotha 1880. C. F. Windaus.

Roth, Dr. Karl. Ueber Wald und Waldbenutzung nach conservativen Grundsätzen. München 1880. J. Lindauer.

Saar, Ferdinand von Tempesta. Trauerspiel in fünf Acten. Heidelberg 1881. Georg Weiss.

Sachs-Villatte. Encyclopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Hand- und Schul-Ausgabe. Berlin 1880. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Schmitz, Clemens. Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie zur siebenhundertjährigen Wittelsbacher-Feier veröffentlicht. München 1880. Cäsar Fritsch.

Schmidt-Weissenfels. Zweiter Frühling. Roman. Berlin. Gustav Behrend. (Hermann Förster.)

Schneider, Georg, Heinrich. Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage einer vergleichenden Willenslehre. Leipzig. Ambr. Abel.

Schreiber, Emanuel. Die Selbstkritik der Juden. Berlin 1880. Carl Duncker.

Schroen, Egmont. Die Guitarre und ihre Geschichte. Ein Vortrag, gehalten im Leipziger Guitarre-Club. Leipzig 1879. C. A. Klemm.

Schultze, Victor. Unter dem Kreuz. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Alterthume. Mit gegen 35 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von. Das Frauenleben der Erde. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 13—20 (Schluss). Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Schwerin, Gräfin Josephine. Der ist es. Roman. Berlin. Albert Goldschmidt.

Seemann, Dr. O. Mythologie der Griechen und Römer. 2. verb. und verm. Auflage. Mit 79 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1880. E. A. Seemann.

Simchowitz, S. Sch. Der Positivismus im Mosaismus, erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer. Wien 1880. M. Gottlieb's Buchhandlung.

Skizzen, Neue rumänische. Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig 1881. Wilhelm Friedrich.

Sohr, Aurelie. Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Weimar 1880. Herman Böhlau.

Spir, A. Vier Grundfragen. Leipzig 1880. J. G. Findel.

Sterne, Carus. Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1880. Gebr. Bornträger.

Straube, Th. Neue französische Grammatik in Versen zur schnellen und gründlichen Erlernung der grammatikalischen und orthographischen Regeln der französischen Sprache. Jena 1880. Hermann Costenoble.

Thüngen, Karl Philipp, Freiherr von. Wild und Wald. Vademecum für Jäger u. Jagdfreunde. Mit 50 Text-Illustrationen nebst Titelbild. Nach Zeichnungen von Albert Richter. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Ugény, E. v. Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände. Leipzig 1881. W. Friedrich.

Uhland, W. H. Handbuch für den praktischen Maschinen-Constructeur. Eine Sammlung der wichtigsten Formeln, Tabellen, Constructionsregeln und Betriebsergebnisse für den Maschinenbau etc. Unter Mitwirkung erfahrener Ingenieure und Fabrikdirectoren. Vier Bände mit gegen 1000 Textfiguren und 40—50 Tafeln in Photolithographie. In ungefähr 25 Lieferungen. Lfg. 1—X. Leipzig 1880. Baumgärtner's Buchhandlung.

Uhland, W. H. Die Strassenbahnen, deren Anlage u. Betrieb einschl. einer fasslichen Geschichte der bedeutendsten Systeme und eingehender Untersuchung der verschiedenen Arten von Zugkraft, als: Pferdekraft, Dampf, Heisswasser und comprimirte Luft, sowie einer Beschreibung der verschiedenartigen Betriebsmaterialien und Aufstellung der Anlage, und Betriebskosten mit specieller Bezugnahme auf die Strassenbahnen in Grossbritannien. Von Dr. Kinnair Clark, C. J. Autorisirte deutsche Ausgabe, durch Beifügung der neuesten Verbesserungen, sowie der wichtigsten Strassenbahn-Anlagen Deutschlands erweitert. 2 Bde. Mit vielen Holzschnitten und circa 20 Tafeln in Photolithographie. Leipzig 1880. Baumgärtner's Buchhandlung.

Universum, das neue. Lfg. 2. Stuttgart. W. Spemann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. von Boguslawski. Band VII. Nr. 6, 7 und Extra-Nummer. Berlin 1880. Dietrich Reimer.

Vierordt, Heinrich. Gedichte. Karlsruhe. A. Bielefelds Hofbuchhandlung.

Walcker, Dr. Karl. Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle. Leipzig 1880. Rossberg'sche Buchhandlung.

Weitbrecht, Carl. Gedichte. Neue Ausgabe. Stuttgart 1880. Adolf Bonz & Cie.

Werner, Reinhold. Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Berlin 1880. A. Hofmann & Cie.

Wichert, Ernst. Rauschen. Ein Strandidyll. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Wilbrandt, Adolf. Robert Kerr. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1880. L. Rosner.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 15. Bd. 4. u. 5. Heft. Berlin 1880. Dietrich Reimer.

Schutz- CARLSBADER STADT-WAPPEN Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen
äuschung.

le Flasche ist mit
bbenstehender
hutzmarke ver-
sen und mit der
Firma:
Carlsbader
ineralwasser-
Versendung
bel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
r in anderer als
n bezeichneter
Verpackung
kommende Salze
nd gefälscht
und
d das Publikum
rvor gewarnt.

Carlsbader
Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen
Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:
Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad (Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

FEB 18 1970

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

NOV 22 1973
REC'D LD NOV 15 '73 -9 PM

FEB 14 2006

LD21A-60m-6,'69
(J9096s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 07281

M48399

AP30
N6
1882

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google